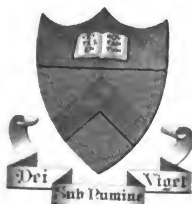
Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Digitized by Google

3400
.991

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

15!

Digitized by Google

Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

5. Jahrgang.



Leipzig,

Verlag von B. G. Teubner.

1891.

Digitized by Google

(RECAP)
3400
.991
Jahrg. 5
1891

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Inhalt des fünften Jahrganges.

A. Allgemeines.

Seite

Das Deutsche in der Schule der Zukunft. Von Rudolf Hildebrand . 1

Der Kaiser über den deutschen Unterricht. Von Otto Lyon in Dresden . 81

An die Herren Einsender von Briefen und Aufsätzen zur Schulreform . . 143

Goethe und Wieland vor Napoleon in Erfurt und Weimar. Nach Talleyrands Memoiren. Von Karl Menge in Boppard 321

Der deutsche Unterricht auf der V. badischen Direktorenkonferenz. Von J. H. Schmalz in Tauberbischofsheim 376

Unser Haus und Heim im Lichte der Sprache und Kulturgeschichte. Von Ernst Göpfert in Annaberg 386

Olymp und Himmel, dabei etwas von hohlen Bergen und vom Echo. Von Rudolf Hildebrand 433

Einführung in die Geschichte der deutschen Sprache. Von Karl Kinzel in Friedenau-Berlin 470

Wo und wie studiert man außerhalb des Kollegs und der Studierstube Germanistik? Von Carl Franke in Leisnig 537

Goethes Gespräche. Von Otto Lyon 588

Friedrich Zarncke. Von Otto Lyon 721

Zum Kapitel: „Goethe, ein großer Nehmer" (Goethe und J. H. Merck). Von R. Löbell in Darmstadt 770

Zur Frage der Entlastung der Lehrer des Deutschen an höheren Lehranstalten. Von G. Boesche in Berlin 797

Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1890. Von Rud. Dietrich in Hottingen b. Zürich 839

B. Lektüre.

Die Kaiserreden in Grillparzers „Bruderzwist in Habsburg". Von Karl Landmann in Darmstadt 26

Über Wallensteins Lager. Von A. Denecke in Dresden 44

Verhüllen des Hauptes beim Tode. Von Karl Krüger in Bromberg . 51

Zu Uhlands Döffinger Schlacht. Von Ferdinand Bender in Darmstadt 52

Zu Goethes Iphigenie II, 1, 72. Von O. Glöde in Wismar 53

Zu Goethes Iphigenie II, 2, 231. Von O. Glöde in Wismar 54

Nahe Verwandtschaft einer Stelle aus Schillers Tell und Shakespeares König Johann. Von Heuwes in Warendorf 55

Zu Götz von Berlichingen. Von R. Sprenger in Northeim 55

Zu Pfeffels Tabakspfeife. Von R. Sprenger in Northeim. Von A. Edel in Bamberg. Von A. Puls in Flensburg . . . 56. 207. 209

OCT -4 1915 349228

Digitized by Google

Seite

Auf eigenem Zaum. Von O. Glöde in Wismar. Von Alfred Puls in Flensburg 56. 566. 703

Zu Grimms deutschen Sagen. Von R. Sprenger in Northeim . . . 57

Qualm bei Uhland. Von R. Sprenger in Northeim 57

Helmsturz. — Kleists Käthchen I, 1 60

Zu Goethes Faust II, 4, V. 29. Von C. Nohle in Berlin 60

Neue Klopstocklitteratur für die Schule. Von Ludwig Fränkel in Leipzig 124

Zu Kleists Robert Guiskard 384. — Zu Kleists Hermannsschlacht I, 3, 251 ff. Von Gustaf Eschmann in Burgsteinfurt 131

Zu Uhlands Graf Eberhard. — Zu H. v Kleists Prinz v. Homburg. — Zur Sprache H. v Kleists. — Zu A. Grüns Letztem Ritter. Von R. Sprenger in Northeim 134

Das Naturschöne im Spiegel der Poesie als Gegenstand des deutschen Unterrichts. Von Alfred Biese in Kiel 173

Zum Prinzen von Homburg III, 1, 902. Von R Sprenger in Northeim 207

Johann Peter Hebel und Heinrich Zschokke. Von J. Keller in Wettingen 225

Zu Bürgers „Der Kaiser und der Abt". Von R. Sprenger in Northeim 275

Zu Bürgers Gedicht „Die Kuh". Von R. Sprenger in Northeim . . 276

Saum = Saumroß. Von Karl Krüger in Bromberg 281. 849

Einige Bemerkungen zu H. Düntzers Erläuterung des Lieds von der Glocke. Von A. Edel in Bamberg 287

Heidenröslein. Von Woldemar Freiherrn v. Biedermann in Dresden 334

Zum Urfaust. Von R. Sprenger in Northeim 349

Zu Schenkendorfs Lied auf Scharnhorsts Tod. Von O. Hauschild in Hamburg 352

Zu Fausts Glaubensbekenntnis, dabei von einer bedeutsamen Eigenheit in Goethes Denk- und Sprachweise. Von Rudolf Hildebrand . . . 369

Zu Schillers Fiesko II, 5. Von R. Sprenger in Northeim 419

Urteile über den Prinzen von Homburg und Grillparzers Sappho. Von G. Klee in Bautzen 422

Richard Wagner als Nibelungendichter. Von Karl Landmann in Darmstadt 447

Eine Art dramatischer Lektüre im deutschen Unterricht der unteren Klassen. Von Sigmund Feist in Bingen 477

Zu Windels Ausgabe von Kleists Hermannsschlacht. Von R. Sprenger in Northeim 483

Etwas vom Lesen und Lesebuch in der Volksschule. Von Karl Strobel in Berlin 527

Zu Goethe und Schiller. (Der Pfarrer in „Hermann und Dorothea". Schwebende Betonung.) Von H. Draheim in Berlin 557

Zu Schillers Kampf mit dem Drachen. Von Rudolf Reichel in Graz 567

Bemerkungen zu deutschen Volksliedern. Von R. Sprenger in Northeim 608

Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima. Von L. Zürn in Freiburg i. B. 617

Zu Matthissons „Adelaide". Von R. Sprenger in Northeim 636

Zu Schmidt von Lübecks „Paul Gerhardt". Von R. Sprenger . . . 639

Kleine Bemerkungen zu Zeitschr. V, 273. 315. 309. Von R. Sprenger 641

Zur Beurteilung Grillparzers. Von R. Sprenger 641

Digitized by Google

Seite
Zu Scheffels Ekkehard. Von R. Sprenger 642
Zu Zschokkes und Hebels Erzählung vom undankbaren Sohne. Von Meidel in Karlsruhe 645
Eine Reihenfolge ähnlich lautender Versstellen. Zu Goethes Herbstgefühl. Von Heuwes in Warendorf 649
Zur Erklärung von Schillers Jungfrau von Orleans. Von E. Speck in Zittau 677
Zur Behandlung von Uhlands Gedicht „Der blinde König". Von Emil Hermann Zergiebel in Kassel 749
Es ist ein Reis entsprungen. Zur Entstehung der Lesart Ros. Von O. Glöde in Wismar 776
Zur Erzählung vom undankbaren Sohne. Zu Gedichten Goethes. Zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie. Muskate. Von R. Sprenger in Northeim 778
Zu Zeitschrift V, 207. Von G. Eschmann in Burgsteinfurt 784
Carlos in Goethes Clavigo und die Weltanschauung der Neuzeit. Von Christian Semler in Dresden 817
Die Naturlyrik Ludwig Uhlands und Eduard Mörikes. Von Alfred Biese in Kiel 822

C. Grammatik und Stilistik.

Das Überwuchern der umschreibenden Konjunktivformen mit würde. Von G. Burghauser in Karolinenthal-Prag 49
Die umschreibenden Konjunktivformen mit würde. Von Dr. Hans v. Dadelsen in Gebweiler i. Elsaß 267
Zum S-Unfug. Von Otto Schröder in Berlin. Von A. Mühlhausen in Hamburg 269. 483
Zur Lehre vom „zusammengezogenen" Satze. Von Gustav Burghauser in Prag-Karolinenthal 340
Auf es, für es. Von O. Behaghel in Gießen 480
Deutschland grammatisch, zur Geschichte seiner Form. Von Rudolf Hildebrand 518
Gegen den Mißbrauch des Apostrophs. Von Bernhard Maydorn in Marienwerder 545
Zu Gunsten. Von — Gnaden. Von Schürmann in Delitzsch. Von S. Feist in Bingen 643. 785
Die Präposition entlang mit dem Dativ. Von Franz Branky in Wien 755
Zu der sogenannten Inversion nach und. Von Rudolf Hildebrand . 793
Eine stilistische Eigentümlichkeit Wilhelm Jordans. Von E. Wasserzieher in Flensburg 813

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

Wie die Sprache altes Leben fortführt. Von Rudolf Hildebrand. III—VII 23. 120. 199. 260 307
Sprachliche Neubildungen im Südwesten. Von F. Kunze in Karlsruhe 36
Hierzu Bemerkungen von Karl Menge in Boppard und F. Kunze 289
Der Wolf als günstiges Vorzeichen. Von J. Resch in Leitmeritz. Von Schlag in Siegen. Von K. J. Schmidt in Laibach . . 58. 286. 697
Zum heiligen Nikolaus. Von O. Glöde in Wismar 59. 352

Digitized by Google

Seite

Zum Wiegenlied vom schwarzen und weißen Schafe. Von W. Cremer in Hannover. Von Paul Bartels in Flensburg. Von A. Englert in München 59. 282. 359

Ein Napoleonslied. Von W. Cremer in Hannover. Von R. Sprenger. Von A. Teuber. Von M. Köhler. Von J. H. Schmalz. Von Schlag 59. 138. 209. 210. 285. 286. 635

Hinte. Von E. Döhler in Dessau. Von Schlag in Siegen. Von Koch in Glückstadt 60. 287. 644

Die Verwertung der Redensarten im Unterricht. Von Karl Müller in Dresden. I–II 88. 145

Zwei Kinderlieder. Von Menk in Arolsen 132

Zur „Verwertung deutscher Redensarten im Unterricht". Von R. Sprenger in Northeim 269. 271

Ins Bockshorn jagen. — Labelang = Langer Laban. — Sündenbock. Von R. Sprenger. Zu R. Sprengers Sündenbock. Von A. Mühlhausen in Hamburg 276. 277. 484

Auf dem Holzwege sein. Von Metger in Wahlstatt 277

Einem etwas am Zeuge flicken. — Der Topf will klüger sein als der Töpfer. Von Karl Krüger in Bromberg 278

Wechseln S und Z in den deutschen Mundarten? Von Karl Krüger in Bromberg. Von S. Feist in Bingen 279. 695. 849

Zur Erklärung des Namens Nüßler. Von A. Puls in Flensburg. Von O. Glöde in Wismar. Von H. Kohrs in Lüneburg . . 281. 416. 418

Zur Feier der „Zwölften" im nördlichen Deutschland. Von Paul Bartels in Flensburg 283

Feuerwerk-Brennmaterial. Von Wächter in Keilhau 285

Der Gassenname „Am Brotkorb". Von Reinhold Hofmann in Pirna. Von O. Glöde in Wismar. Von R. Sprenger in Northeim 353. 480. 481

Zur Zeitungs-Ente. Von Paul Bartels in Flensburg 354

Zu dem Worte Ritt. Von S. Feist in Bingen 355

Schildbürger. Von E. Jeep in Berlin 357

Eine mundartliche Benennung des Schmetterlings. Von M. Köhler in Leipzig 357

Verstümmelte Wörter. Von May in Neiße 358

Holla und Hallo. Von F. Kunze in Karlsruhe 360

Bönhase. Von R. Sprenger in Northeim 361

Drei Weidmannsbriefe aus dem vorigen Jahrhundert. Von G. Klee in Bautzen 414

Kastemännchen. Schlundhaus. Hütes. Von R. Sprenger in Northeim 482

Schafschinken. Von R. Sprenger 483

Zur Erklärung des Hasennamens Lampe. Von O. Glöde in Wismar . 585

Das Wort Buch in seinem Verhältnis zu Buche. Von Friedrich Kluge in Jena 634

Deutsch reden. Von Karl Menge in Boppard 635

Aus dem Unterricht. Von R. Sprenger in Northeim 642

Mundartliches. Von Koch in Glückstadt 643

Der guckt ins Gerstenfeld. Einen pfeifen. Von Rudolf Becker in Darmstadt 645

Digitized by Google

Seite
Zur „Verwertung der Redensarten im Unterricht". Zu Hildebrands Aufsatz: Wie die Sprache altes Leben fortführt. S. 202. Von Franz Söhns in Gandersheim 647
Die Lehnwörter im deutschen Unterricht. Von August Rebe in Elberfeld 665
Wanderungen und Wandlungen eines Volksliedes. Von Wilh. Cremer in Hannover 687
Ein alter Heilspruch. Von Jos. Koulen in Düren 694
Stein und Bein schwören. Von Schmitz in Montabaur 697
Zu dem Liede vom Rummelpott. Von Karl Krüger in Bromberg . . 698
Vom Osterhasen. Von O. Glöde in Wismar 702
Über Tiernamen im Volksmunde und in der Dichtung. Von O. Glöde in Wismar 741
Einen pfeifen. Von O. Glöde in Wismar 776
Zu Zeitschr. V, 636. Von O. Behaghel in Gießen 783
Nägelein. Von O. Glöde in Wismar 783
Geruhen. Von R. Sprenger in Northeim 784
Zum deutschen Fluchwort Henker. Von Otto Heilig in Bruchsal . . . 785
Einem einen Bären aufbinden. Von Bruno Stehle in Colmar i. Els. . 845
Weißbinder. Von R. Sprenger in Northeim 848

E. Geschichte der Neuhochdeutschen Sprache.

Die neuhochdeutsche Sprachforschung, ihre Ergebnisse und Ziele. Von Karl von Bahder in Leipzig 6
Der Unartig Teutscher Sprach-Verderber und seine beiden Ausgaben vom Jahre 1643. Von Reinhold Bechstein in Rostock 316

F. Deutscher Aufsatz.

Aus dem Unterricht. Von R. Sprenger in Northeim 135
Was verstehen wir unter Nation. Eine Aufsatzbesprechung in der Prima. Von Ferdinand Schultz in Charlottenburg 193
Wie erzielen wir bessere deutsche Aufsätze in den Oberklassen? Vom Geh. Schulrat Dr. Th. Vogel in Dresden 297
Stil und Stilübungen. Von Th. Schäffer in Leipzig 403
Deutsche Aufsätze in Tertia. Von Fr. Graeber in Mörs 439
Zum deutschen Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen. Von Karl Koch in Leipzig 520
Ferdinand, Albas, und Don Carlos, Philipps Sohn. Eine Aufsatzbesprechung. Von Ferdinand Schultz in Charlottenburg 552
Wider die Chrie. Von Heinrich Gloël in Wesel 614
Zwei Aufsatzthemata aus „Emilia Galotti". Von H. Kamp in Linden (Hannover) 758
Iphigenia und Hamlet. Von L. Wüstenfeld in Göttingen 844

G. Poetik und Metrik.

Einige Worte über die Nachbildung antiker Metra im Deutschen. Nebst einer Übertragung der Batrachomyomachie. Von L. Freytag in Berlin 242
Metrische Studien zu Schillers Jugenddramen. Von Paul Hoffmann in Frankenberg 460
Schwebende Betonung bei Schiller. Von H. Draheim in Berlin . . 561

Digitized by Google

Seite

Zum Wesen des Reims, auch des Stabreims, dabei eine Berichtigung W. Scherers. Von Rudolf Hildebrand 577

Zur Metrik des Nibelungenliedes. Von Rudolf Hildebrand 657

Vom umgelegten Rhythmus. Von Rudolf Hildebrand 730

H. Aussprache und Deklamation.

Die Notwendigkeit der Übung im lauten, freien und zusammenhängenden Sprechen aus der Natur unserer Sprache erwiesen. Von Franz Fauth in Höxter 801

J.

Sprechzimmer . . 49. 131. 207. 267. 352. 416. 480. 566. 634. 694. 776. 845

K. Bücheranzeigen.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem Königl. Realgymnasium zu Döbeln. Angezeigt von G. Klee in Bautzen 62

R. Mahrenholtz, Franz Grillparzer, Sein Leben und Schaffen. Angezeigt von George Carel in Berlin 62

R. Wossidlo, Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen . . . 63

L. Freytag, O. Stieglitz und E. Bamberger, Kapitän Marryats Werke. Bd. 21—23. Aus dem Englischen neu übersetzt. Angezeigt von Robert Schneider in Halberstadt 66

Friedrich Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Angezeigt von E. Harich in Dresden 66

O. Linsenbarth, Die Örtlichkeit in Goethes Hermann und Dorothea. Angezeigt von R. Kade in Dresden 68

Oskar Brenner, Mittelhochdeutsche Grammatik. Angezeigt von R. Kade in Dresden 69

Rudolf Hildebrand, Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Angezeigt von O. Lyon 69

G. Wustmann, Alumneumserinnerungen. Angezeigt von O. Lyon . . 72

Henrik Jäger, Henrik Ibsen, übersetzt von Heinrich Zschalig. Angezeigt von O. Lyon 73

Fr. Kreißigs Vorlesungen über Goethes Faust. 2. Aufl. Neu herausgegeben von Franz Kern. Angezeigt von O. Lyon 73

Gotthold Klee, Wunderliche Schicksale des armen Simplex. Der Jugend und dem Volk erzählt. Angezeigt von O. Lyon 75

Gotthold Klee, Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Zweite Reihe. Angezeigt von O. Lyon 75

Adolf Lange, Deutsche Götter und Heldensagen. Angezeigt von O. Lyon 76

H. W. Stoll, Die Götter und Heroen des klassischen Altertums. Angezeigt von O. Lyon 77

Albert Richter, Kinder-Gartenlaube. Angezeigt von O. Lyon . . . 77

Joseph Kehrein, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden. Angezeigt von R. Kade 138

Wilhelm Sommer, Grundzüge der Poetik. Angezeigt von R. Kade . 140

Digitized by Google

Seite

Ed. Schwarz, Übungsmaterial für den orthographischen Unterricht. Angezeigt von R. Kade 140

Adolf Lichtenfeld, König Ottokars Glück und Ende, von Grillparzer. Angezeigt von Karl Reissenberger 211

Müller-Frauenstein, Handbuch für den deutschen Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. II. Angezeigt von E. Harich 213

Edward Schröder, Jacob Schöpper von Dortmund und seine deutsche Synonymik. Angezeigt von Otto Lyon 215

G. Bötticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. II, 1. Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling, hg. von Karl Kinzel. Angezeigt von Otto Lyon 216

Hermann Riegel, Zeitschr. des allgemeinen deutschen Sprachvereins. — Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschr. des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Nr. I. Angezeigt von Otto Lyon 218

Bornhak, Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen. Angezeigt von Otto Lyon 290

Johannes Rentsch, Johann Elias Schlegel als Trauerspieldichter. Angezeigt von R. Kade 361

Carl Franke, Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten. Angezeigt von E. Harich 362

Hermann Unbescheid, Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre. Angezeigt von Otto Lyon 364

Oskar Brenner und August Hartmann, Bayerns Mundarten. Band 1. Heft 1. Angezeigt von Otto Lyon 365

E. Bardey, Praktisches Lehrbuch der deutschen Sprache für die Hand der Schüler. 1. Teil. Angezeigt von R. Kade 367

Hermann Dunger, Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Angezeigt von Carl Franke 422

Theodor Werther, Zur Entstehung von Goethes Hermann und Dorothea. Angezeigt von R. Kade 426

Gottlieb Leuchtenberger, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Angezeigt von R. Kade 428

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1890 91. Von Hermann Unbescheid in Dresden:

- Schiller und Lotte. Von Wilhelm Henzen 485
- Schiller als Dramaturg. Von Albert Köster 486
- Schiller. Sein Leben und seine Werke. II. Band. Von J. Minor 488
- Aus dem Schiller-Archiv. Von J. Minor 488
- Die Behandlung des sittlichen Problems in Schillers Kampf mit dem Drachen, der Erzählung von Livius VIII, 7, Kleists Prinz von Homburg und Sophokles' Antigone. Von Prof. Dr. Seiler . 489
- Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung. Von Dr. M. H. Jellinek 491
- Schiller und Goethe, ihr Leben u. ihre vorzügl. Werke. Von M. Laue 493
- Schiller und Lotte. Von W. Ackermann 493
- Schillers Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls. II. Teil. Von Dr. Alfred Ruhe 493
- Zu Schillers Jungfrau von Orleans. Von Dr. H. Beckhaus . . 495

Digitized by Google

Seite

Der schwarze Ritter in Schillers „Jungfrau von Orleans". Von Franz Ullsberger 495
Die unterrichtliche Behandlung von Schillers Wilhelm Tell. — Tell-Lesebuch für höhere Lehranstalten. Von Andreas Florin . . 496
Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des „Wallenstein". Von Dr. Eugen Kühnemann 497
Die ästhetische Erziehung. Von Dr. Robert Philippson . . . 499
Die deutschen Klassiker: 6. und 7. Bändchen. Von E. Kuenen und M. Evers 499
Lichtstrahlen aus Schillers Werken. Von Adolf Wechsler . . 499
Ausgaben 499
Größere Aufsätze in Zeitschriften 501

Dr. Ludwig v. Hörmann, Grabschriften und Marterlen. Angezeigt von Franz Branky in Wien 501
Heinrich Gloël, Der deutsche Stil und seine Pflege auf den höheren Schulen. Angezeigt von R. Kade in Dresden 503
Deinhardt, Beiträge zur Dispositionslehre. Angezeigt von P. Goldscheider in Mülheim a. Rh. 505
Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl. Angezeigt von Otto Lyon 570
Hans Meyer, Festspiele für Schulen. Angezeigt von Franz Kern in Berlin 571
Rudolf Brockhaus, Theodor Körner. Angezeigt von Carl Franke in Leisnig 650
Johann Jungfer, Der Prinz von Homburg. Angezeigt von R. Kade 652
Rudolf Lehmann, Der deutsche Unterricht. Angezeigt von G. Bötticher in Berlin 705
Albert Bielschowsky, Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrh. Angezeigt von Ludwig Fränkel in Leipzig 717
Theodor Längin, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache. Angezeigt von F. Kuntze in Karlsruhe . . . 718
A. Hedler, Geschichte der Heliandforschung von den Anfängen bis zu Schmellers Ausgabe. Angezeigt von O. Glöde in Wismar . . . 787
Oskar Priese, Deutsch-gotisches Wörterbuch. Angezeigt von Karl Wehrmann in Kreuznach 849
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. I. Angezeigt von Rudolf Scheich in Mährisch Weißkirchen 850
Karl Ruckstuhls Schrift von der Ausbildung der deutschen Sprache. Angezeigt von E. Wasserzieher in Flensburg 852
R. Jonas, Grundzüge der philosophischen Propädeutik. Angezeigt von Franz Kern in Berlin 854
Heinrich Zschalig, Meerbilder von Holger Drachmann. Angezeigt von R. Kade in Dresden 855

L.

Kleine Mitteilungen 219. 292. 367. 428. 509. 572. 653. 788

M.

Zeitschriften und neu erschienene Bücher . . . 78. 141. 221. 223. 295. 368. 432. 511. 512. 574. 575. 654. 656. 719. 789. 792.

Digitized by Google

Das Deutsche in der Schule der Zukunft.

Von Rudolf Hildebrand.

Indem unsere Zeitschrift in ihrem jungen Lebenslauf gleichsam auf einen höheren Absatz tritt, um auf einer erhöhten Bahn weiter zu laufen, ist es wohl an der Zeit, sich einmal umzusehen und unser Arbeitsfeld überhaupt zu überschauen, auch einmal nach den hohen Zielen vor uns zu blicken, die uns die Richtung geben. Dazu ladet auch die Zeitlage im Leben unserer höheren Schulwelt ein oder fordert dazu auf, da sie augenblicklich in eine Bewegung versetzt ist, die alle Betheiligten, bis in die Kreise der Universitätslehrer hinein, aufs lebhafteste ergriffen hat und in Besorgniß und Begehren hin und her bewegt. Es handelt sich um eine vielleicht tief greifende Änderung und Neugestaltung unsres höheren Schulwesens, wozu der Anstoß von höchster Stelle im Reiche ausgeht. In die Unruhe hinein, die dadurch aufgeregt ist, möchte ich ein Wort sprechen, womöglich im Namen unserer Zeitschrift und der Sache, die sie im deutschen Leben vertritt, ich hoffe auch im Namen der Mehrzahl unserer Mitarbeiter. Es steht auch, glaube ich, im Einklang mit der Überzeugung unsres Kaisers, des Anregers der Bewegung, wie man *nach seiner* Verfügung über Neugestaltung des Unterrichts am Cadettenhause annehmen darf.

Ich meine: die Bewegung, die keine neue ist, sondern eine alte, die nur einen neuen Anstoß erhalten hat, kann nur darin enden und ihre Ruhe finden, daß auch im höheren Unterrichtswesen, wie schon im niederen längst geschehen ist, das Deutsche, also der deutsche Unterricht in die Mitte rückt, als innerster Kreis mit dem bestimmenden Mittelpunkte.

Wer das zum ersten Mal hört und sich vorstellt, wird stutzen und erschrecken, der Gedanke wird nicht ausbleiben: da träten wir ja in eine Beschränkung zurück, aus der wir eben seit Jahrhunderten herausstrebten! Wer aber, wie ich, ein langes Leben in den einschlagenden Fragen, Gedanken, Erfahrungen zugebracht hat, und zwar mit freiem, unbefangenem und unparteiischem (das heißt von selbst zugleich: deutschem) Sinn, wie ich das von mir anzugeben getraue, dem ist jener Satz das natürliche Ergebniß eben der Bewegung unsres Schulwesens seit Jahrhunderten. Es handelt sich um eine große Bewegung, die den Einzelnen nicht fragt, was er will oder nicht will, was er möchte oder nicht möchte, sondern

Digitized by Google

mit einer Art elementarer Gewalt ihren Weg nimmt, wobei dem Einzelnen nur freigelassen bleibt, ob er sich ihr hingeben oder gegen sie stemmen will, um bei Seite geschoben und sich selbst überlassen zu werden, oder, wie das im Fall des Widerstrebens meistens geschieht, endlich in der Reihe der Nachzügler doch mitzutrollen.

Daß das der Gang der Dinge ist, die ihren Weg gehen, abgesehen vom Menschenwillen, das zeigt leuchtend ein Blick über die Entwickelung des höheren Schulwesens seit dem ausgehenden Mittelalter. Findet man da eine Zeit, wo das Latein den Anfängern gleich in der lateinischen Sprache gelehrt wurde, die sie noch nicht verstanden[1]), wo den Schülern verboten war, unter einander deutsch zu reden bei Strafe des asinus, der ihnen, in Holz geschnitten, umgehängt wurde[2]) und in den oberen Classen noch nach 1600 in Gebrauch war (s. Kriegk, deutsches Bürgerthum im Mittelalter 2,105), so stehen wir da vor einem Treiben, das uns jetzt wie ein Frevel erscheinen muß und auch dem rein geschichtlich Denkenden schwer zu begreifen bleibt. Die Muttersprache in der Schule das volle Aschenbrödel! Und schon Karl der Große hatte daran gedacht, ihr Zugang in den Unterricht zu verschaffen. Der große Mann mit seinem freien Blick sah und fühlte gewiß den Widersinn des überlieferten Verfahrens, das sich aus dem Altertum als heilig mit fortschleppte, wo es seinen Sinn gehabt hatte.

Aber ich muß ja kurz sein und kann es auch, indem ich mich auf die neuere Zeit und auf meine Thomasschule beschränke, der ich als Schüler und Lehrer so lange angehört habe; was ich meine, springt auch da handgreiflich genug heraus. In der neuen Ordnung von 1723, die da der Rath der Schule gab,[3]) und die mehrfach einen großen Fortschritt darstellt, wird S. 59 noch vorgeschrieben: „Absonderlich sollen die in denen 3 obern Classen (es gab aber nur vier) sich befindenden Schüler sowohl mit denen Praeceptoribus, als untereinander selbst Lateinisch reden, damit sie in solcher Sprache sich bey zeiten feste setzen und ihnen hernach alle Studia

1) Darüber erklingt doch schon im 15. Jahrhundert bittere Klage, daß die Lehrer den Schülern non vulgaribus, sed latinis verbis latinum exponant sicque pueros docere conentur, quod nesciunt, per verba quae non intelligunt; s. Joh. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes usw. Gotha 1882, S. 198. Der Widersinn des Verfahrens kann ja nicht schärfer ausgesprochen werden, als da schon im Jahr 1451 geschieht. Ebenda wird im Jahre 1514 von Lehrern geradezu der Satz als leitender Grundsatz ausgesprochen: melius esse malum latinum quam bonum teutonicum.

2) S. Joh. Müller a. a. O. 199, asinus germanismi genannt (es gab nämlich noch andere solche asini), s. Kriegk a. a. O.

3) Im Lehrkörper erscheint S. 11 an dritter Stelle Johann Sebastian Bach, Cantor.

Digitized by Google

und das Lesen derer Autorum desto leichter werden". Daneben aber wird S. 22 bestimmt: „Nächst Treiben der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache haben die Praeceptores, sonderlich in denen zwey obern Classen auch mit allem Fleiß dahin zu trachten, damit die teutsche Sprache im Reden und Schreiben mit denen Knaben vorgenommen und sie auch hierinne bey Zeiten wohl und gründlich angeführet werden." Wenn da auch an besondere Unterrichtsstunden im Deutschen wohl noch nicht zu denken ist, das Aschenbrödel ist doch an bescheidener Stelle mit in den Saal aufgenommen, in dem die vornehmen Schwestern glänzen. An einer hervorragenden Stelle wird ihm sogar der Vorrang eingeräumt: „Es soll aber dieses Morgen- und Abend-Gebet in Zukunft nicht mehr in Lateinischer, sondern zu Erweckung wahrer Attention und Andacht in teutscher Sprache verrichtet werden" (S. 28). Für das Gemüthsleben wird die Muttersprache da endlich in ihr natürliches Recht eingesetzt.

Um das Jahr 1800 ward an der Thomasschule durch den Rector Fischer den Schülern das Lesen Lessings verboten; an Schiller oder Goethe ward da gewiß noch gar nicht gedacht, wahrscheinlich aber an Klopstock, den auch Fischer schwerlich verbot, er war damals bei der höhern Schuljugend noch der Träger der Begeisterung, in welche Stelle nachher Schiller einrückte. In meiner Schülerzeit ferner wirkte in Tertia und Secunda ein M. Dieterich als Lateinlehrer, aus der besten Schule G. Hermanns, aber auch aus eigner bester Schule, mit einer Kraft und Gabe fesselnder Lehre und tiefgehender Anregung, wie ich sie unter meinen Lehrern, die Universität eingeschlossen, nur noch dreimal ähnlich erfahren habe, er war den abgegangenen Schülern in der Erinnerung eine Art Abgott. Und von diesem Manne hörte ich viel später erst, nach seinem (freiwilligen) Tode von einem seiner Universitätsfreunde, daß er ein feiner Goethekenner gewesen war (deren es damals noch gar nicht viel gab). Davon hatten wir in seinem Unterricht, der in geschicktester Weise das Deutsche und das Latein belebend zu verbinden wußte, niemals eine Spur gemerkt, d. h. Goethes Welt, in der er heimisch war und gewiß sein höheres Leben hatte, war ihm so durchaus getrennt von der Gedankenwelt der Schule, daß er sie in die Schule so zu sagen gar nicht mit herein brachte. Das wäre jetzt — es ist nun über 50 Jahre her — nicht mehr möglich. Als aber vor einigen zwanzig Jahren Eckstein in das Rectoramt unserer Schule kam, übernahm er in Prima den deutschen Unterricht, um da Lessing und Goethe eingehender zu tractiren, und zwar mit der Begründung, die er uns gegenüber aussprach: die Schüler müßten auch etwas zum Begeistern haben. Also Eckstein, der erste Lateiner seiner Zeit unter den Schulphilologen,

Digitized by Google

fand die der Jugend nöthige Begeisterung nicht mehr bei Horaz, Virgil usw., auch nicht bei Homer, Sophokles, Plato usw., sondern holte Hülfe beim deutschen Geistesleben. Das Aschenbrödel war da endlich völlig in die Stelle der erwählten Prinzessin oder Königin eingerückt.

Ich bin im Grunde fertig mit dem, was ich wollte, d. h. die Bewegung im höhern Schulwesen wie mit eignem Finger die Stelle zeigen lassen, wo ihr Ziel ist, und wie sie es mit unwiderstehlicher, weil innerster Gewalt eigentlich schon erreicht hat, nur daß es noch gilt, das Innere auch vollends in lebendiges Äußeres umzusetzen. Es ist wie mit dem einigen Deutschland, das auch unter hartem Widerstand des Alten innerlich doch mit unwiderstehlicher Gewalt fertig wurde, bis die Zeit kam, es auch äußerlich lebendig zu machen. Auch für die deutsche Geisteswelt ist der Augenblick nun da, diesen Übergang vom Innern zum Äußern zu vollziehen. Es ist uns Deutschen recht schwer gemacht worden, eigentlich von uns selbst, wirklich zu sein, was wir von Art, durch Gott und Natur, sind, aber die Zeit ist da, wo ein feines Wort Hagedorns in dem Gedichte Horaz an uns zur Wahrheit werden will:

Der ist beglückt, der seyn darf was er ist.
Hagedorns poet. Werke, Hamb. 1764 1,80.[1])

Aber ich denke seit Jahren bei diesem Gedankengange auch an die Vertreter der alten Schule, unter denen ich ja mit meiner Überzeugung, die sich da aus altem Keim heraus bildete, Jahre lang freundschaftlich gelebt habe. Es gilt ihren Widerstand zu überwinden, ja sie aus Widersachern der deutschen Bewegung zu Gönnern zu machen, was sie ja nun fast alle mehr oder weniger im Grunde schon sind und immer mehr werden. Freilich wenn einer von ihnen den oben gezeigten Gang und Drang der Dinge plötzlich so ganz vor sich sieht, statt mehr unmerklich in ihm mit fort zu treiben, so bleibt ihm wohl ein scharfer Schreck nicht erspart, als bräche das ganze hohe alte Gebäude zusammen, an und in dem er arbeitet als Lebensaufgabe. Aber das ist es eben, was ich, wenn nur Ort und Zeit dazu wäre, gern ganz deutlich machen möchte, wie ich mich lange schon darum bemüht habe, wenn die Sache zur Sprache kam: der Schreck ist ganz unnöthig! Die Gönnerschaft, die gewünscht wird und zum großen Theil schon in Geltung ist, schließt keinerlei wahren Verlust für die Vertreter der alten Schule ein, sofern man sich muthig entschließt, mit allerlei altem Wust, wie er sich in alten Gebäuden ansammelt, aufzuräumen und das nicht als Verlust rechnet, sondern als

1) Auf uns und den Kampf um litterarische Selbständigkeit angewandt bei H. P. Sturz Schriften, Leipzig 1782, 2,154: „Wann wagen wir es endlich einmal zu seyn, was wir sind?“

Digitized by Google

ein Platzschaffen für neues, junges Leben. Denn: falls alles in rechten Gang kommt, wird die alte Schulphilologie für ihre wahren, besten Zwecke nicht Schaden, sondern Gewinn von dem neuen Standpunkt haben. Er wird belebend, verjüngend auf sie rückwirken, wie man denn das schon in der eigentlichen Wissenschaft bemerken kann z. B. an der mythologischen und Sagenforschung, allgemach auch an der Forschung über Metrik und Rhythmik. Und sieht man auf das, was der alten Schulbildung mit Recht als eigentliche Blüthe galt, auf die Poesie: wie hätte man aus dem Alterthum allein zu dem wahren Begriff von Wesen und Werth der Dichtung kommen können ohne die neuere Entdeckung der Volksdichtung, die uns Herder, Goethe, die Romantiker u. A. erschlossen haben? Und auch die Erforschung unserer mittelhochdeutschen Dichtung hat die Erkenntniß der echten Dichtung ästhetisch und literargeschichtlich wesentlich gefördert. Denke ich mich aber mitten in den Schulbetrieb hinein, wenn in der Classe irgend ein antiker Schriftsteller behandelt wird, ja da können die Gescheiden und Unbefangenen unter den Lehrern gar nicht auskommen ohne das Mittel, das auch schon im 16. Jahrhundert sich angewandt findet, daß sie, um eine Wendung oder einen Gedanken von seltnerer Art den Schülern klar zu machen, Entsprechendes aus deutscher Literatur oder auch Volksrede hinzuziehen, Entsprechendes oder auch Entgegengesetztes, um den Unterschied von beiderlei Denk- und Redeweisen klar zu machen, was unter Umständen so dienlich ist. Denkt man sich aber da den Lehrer des Lateinischen und Griechischen mit einer wirklichen gediegenen Kenntniß deutscher Literatur und Sprache ausgerüstet, wie fruchtbar und fesselnd könnte der Unterricht sein! Es muß ja dazu kommen.

Kurz wenn nun das Deutsche, das Vaterländische, das Heimische und Eigene in den innersten Kreis unseres Erziehungswesens und damit unserer Bildung einrückt, wie das geschehen muß und zum Theil schon von selbst geschieht, so bedeutet das an und für sich gar nicht eine Änderung im Bestande und Inhalt unsrer Bildungswelt, sondern nur in ihren inneren Verhältnissen, in denen eine Verschiebung nöthig ist, welche die Natur verlangt und lange schon still von selber durchsetzt. Worum es sich eigentlich handelt, das hat Hermann Grimm kürzlich treffend ausgesprochen: „Unsere Jugend hat bisher von Italien und Griechenland aus Deutschland betrachtet, sie muß von Deutschland aus Italien und Griechenland kennen lernen", als Schlußsatz eines Aufsatzes über die Schulfrage[1]), an dem man nur statt der Jugend die deutsche Geisteswelt überhaupt stehend denken kann.

---

1) Die deutsche Schulfrage und unsere Classiker, Deutsche Rundschau 1888, Maiheft.

Digitized by Google

Wir kommen, daran ist kein Zweifel mehr, endlich, endlich zu uns selbst, wie im politischen und nationalen Leben, so im Geistesleben, das ja vom nationalen schon mit eingeschlossen ist, und damit beginnt, das ist auch kein Zweifel mehr, ein neuer großer Hauptabschnitt unseres Lebens. Dabei gebührt es aber der Schule, die Führung zu übernehmen, wie sie im 16. Jahrhundert that, als es galt, die griechisch-römische Welt dem Geiste als Bildungsstoff zuzuführen. Die damals begonnene Periode, die man gewöhnlich als die der Renaissance bezeichnet, läuft nun ab, wir erleben den Beginn der deutschen Periode, die eigentlich schon lange unter der Hand begonnen hat.

Der Himmel gebe unserer Schule und den dort waltenden Mächten den rechten Geist, daß es nicht einmal von uns heiße, mit Schiller zu reden:

Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Die neuhochdeutsche Sprachforschung, ihre Ergebnisse und Ziele.

Von **Karl von Bahder.**[1])

Es kann nicht Wunder nehmen, daß eine verhältnismäßig noch so junge Wissenschaft, wie es die deutsche Philologie ist, in den Wegen, welche sie verfolgt, noch immer auf den Mann zurückweist, der sie ins Leben gerufen hat. Jakob Grimms wissenschaftliche Richtung wurzelt in der Romantik. Mit den Romantikern, welche in den Zeiten der Fremdherrschaft den Glauben an die Zukunft des Vaterlandes an der mittelalterlichen Dichtung und der alten deutschen Kunst nährten, verband die Brüder Grimm die warme Begeisterung für die volkstümliche Sage und Poesie. Nachdem Tieck mit seinen Erneuerungen altdeutscher Gedichte hervorgetreten war, Görres in seinem Buche über die Volksbücher den Wert der volkstümlichen Poesie enthusiastisch gepriesen und Arnim und Brentano in ihrem Wunderhorn aus dem Borne des deutschen Volksliedes geschöpft hatten, haben auch die Brüder Grimm einen versunkenen Schatz volkstümlicher Dichtung gehoben, indem sie mit ihren Märchen die Nation beschenkten. Von diesem Werke, in welchem der Ton der Volkserzählung in vollendeter Weise Nachbildung erfuhr, hebt sich die deutsche Grammatik, mit der Jakob Grimm zuerst 1819 hervortrat, schon äußerlich ab; sie ist nicht in der leichten und gefälligen

---

1) Vorlesung, gehalten bei Antritt der außerordentlichen Professur in Leipzig am 15. Februar 1890.

Digitized by Google

Form der älteren Schriften geschrieben, sondern schwer lesbar und trägt die Züge harter Arbeit, mühsamer Bewältigung des Stoffes überall an der Stirne. Die Grammatik bezeichnet in der That einen Abschnitt in der wissenschaftlichen Thätigkeit Grimms; sie entspringt der gewonnenen Überzeugung, daß eine gründliche Erkenntnis der Sprache die unentbehrliche Voraussetzung des Forschens auf dem Gebiete des deutschen Altertums sei. Zu diesem Zwecke verfolgt er die Entwicklung der deutschen Sprache von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, er sucht die Gesetze der Entwicklung zu ermitteln, er weiß der Sprachgeschichte ganz neue Seiten abzugewinnen und deckt einen ungeahnten Reichtum unserer Muttersprache auf. Natürlich war bei der Besprechung aller germanischen Dialekte auch das Neuhochdeutsche nicht vergessen. Doch leistet Grimm für unsere Schriftsprache nicht entfernt dasselbe, wie für die älteren Sprachperioden; ja, er ist selbst von dem Vorwurf nicht freizusprechen, ihr gegenüber einen ungerechten Standpunkt eingenommen zu haben. Es ist völlig begreiflich, daß er den Schwerpunkt seines Forschens auf solche Perioden verlegte, die bisher noch in tiefes Dunkel gehüllt waren; eine gewisse Vorliebe für die altdeutsche Sprache war aber dabei mit im Spiele. Auch in der Sprachforschung hat Grimm seine romantische Richtung nie ganz verleugnen können. Die Klangfülle der alten Sprache, die reichen Mittel der Flexion, der lebensvolle, von Poesie durchzogene Ausdruck, der ihr eigen war, mußten ihn besonders anziehen. Nichts gewährte ihm größere Freude, als aus dem Sprachmaterial, welches die ältesten Dialekte darboten, Schlüsse zu ziehen auf die Anschauungen und das poetische Schaffen der alten Germanen. Dabei war er aber für die Vorzüge der modernen Sprache keineswegs unempfänglich, wie es überhaupt nicht seine Art war, sich durch die Liebe zum Alten zu einer ungerechten Beurteilung des Neuen hinreißen zu lassen. In warmen Worten hat er den Wert der Schriftsprache betont, sie den protestantischen Dialekt genannt, dessen freiheitatmende Natur auch Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigt habe. Oft hat er hervorgehoben, daß dem Untergang der sinnlichen Vollendung der Sprache ein Aufsteigen ihres geistigen Gehaltes gegenüberstehe. Wenn trotzdem das Nhd. bei Grimm nicht völlig zu seinem Rechte kommt und wenn seine Darstellung der deutschen Sprachgeschichte unwillkürlich die Vorstellung von einem allmählichen Verfall der Sprache bei dem Leser erweckt, wie er auch ausdrücklich bemerkt, das Nhd. sei in Lauten und Flexionen gesunken, so dürften daran zwei Ursachen die Schuld haben. Zunächst hat es Grimm an gründlicher, allseitiger Erforschung der nhd. Sprachperiode fehlen lassen, er redet selbst von einer Lücke, die zwischen seiner Darstellung des Mhd. und Nhd. wahrzunehmen sei. Über die Sprache des

Digitized by Google

15., 16., 17. Jahrhunderts erfahren wir bei Grimm nur wenig. Daß er aber diese Entstehungszeit des Nhd. nicht genauer ins Auge faßte, hat ihn daran verhindert, zu einem richtigen Verständnis der nhd. Sprachform zu gelangen. Nach Grimm ist die Entwicklung unsrer Sprache zum großen Teil auf Verwirrung und Zerstörung des ursprünglichen Ebenmaßes der alten Sprache, die uns in der höfischen Poesie des Mittelalters in kunstvoller Vollendung entgegentritt, zurückzuführen. Das Nhd. ist nach seiner Anschauung voll unorganischer Elemente, d. h. solcher, die sich der Regel nicht zu fügen scheinen. Die Regeln aber abstrahierte Grimm allein aus dem Mhd., statt sie aus der nhd. Sprachgeschichte selbst zu gewinnen; er, dessen Methode sonst gerade darin besteht, die eigenen Gesetze der einzelnen Sprachniedersetzungen zu ergründen, hat sich hier einer merkwürdigen Inkonsequenz schuldig gemacht. So gilt es ihm als unorganisch, wenn für mhd. *hëben*, *trägen* jetzt *hēben*, *trāgen* eingetreten ist, wenn es *schöpfen*, *schwören* heißt für mhd. *schepfen*, *swern*; nicht minder, wenn jetzt dem mhd. *der brâte — des brâten*, *die zunge — der zungen*, *schreip — schriben* gegenübersteht *der Braten — des Bratens*, *die Zunge — der Zunge*, *schrieb — schrieben*. Hätte Grimm näher zugesehen, so hätte er die Gesetzmäßigkeit der nhd. Entwicklung in all diesen Punkten nicht verkennen können. So gut wie das Mhd. hat auch das Nhd. seine Lautgesetze, welchen es seine charakteristische Gestaltung verdankt, nur mit dem Unterschiede, daß es in weit höherem Grade eine Schriftsprache ist und darum nicht die Einheitlichkeit der Entwicklung wie das Mhd. kennt; die Züge verschiedener Mundarten sind im Nhd. zusammengeflossen, die im einzelnen herauszufinden eine lohnende Aufgabe ist, die nicht allein auf die Sprachgeschichte Licht wirft. Auch die flexivische Entwicklung des Nhd. ist in keiner Weise eine unorganische, sondern im Gegenteil als ein durchaus gesetzmäßiger und beinah notwendiger Prozeß zu bezeichnen. Sind doch hier die meisten Veränderungen erst nach Luther eingetreten, der im ganzen noch das Flexionssystem des Mhd. hat; es hat also die sonst so entscheidende Autorität der Sprache Luthers nicht ausgereicht, um die sich selbst gebietende Umwandlung der mhd. Flexionsformen zu verhindern. Sie beruht auf einer Gleichmachung und Vereinfachung des Formensystems, die im ganzen der Sprache nur zum Vorteil gereicht, verschiedene Flexionstypen des Mhd. sind zusammengefallen, mhd. *der wagen — des wagens* und *der brâte — des brâten*, mhd. *diu êre — der êre* und *diu zunge — der zungen* und ferner *diu lügen — der lügen* sind in einer Deklination vereinigt. Die Keime der Entwicklung reichen in ältere Zeit zurück und nur der Umstand, daß Grimm sich mit der Entstehungsgeschichte des Nhd. nicht näher befaßte, konnte ihn ihre Bedeutung verkennen lassen. — Es kam aber noch etwas Anderes hinzu,

Digitized by Google

das bei ihm das Nhd. gegenüber der älteren Sprache in Nachteil setzte. Grimm war von der Anschauung durchdrungen, daß die Sprache aus den Tiefen des Volksgemütes hervorquelle, daß dieses ihr unbewußt Formen und Gestalt verleihe. Jeden Eingriff des Einzelnen in die sprachliche Entwicklung, jeden Versuch der Sprachmeisterei verurteilte er auf das Entschiedenste. Er befand sich nun beim Nhd. einer Schriftsprache gegenüber, welche zwar in allen Punkten auf den Volksmundarten fußt, aber mit keiner Mundart zusammenfällt, sondern durch ein bewußtes, reflektiertes Schaffen aus den Mundarten gebildet und über die Mundarten emporgehoben worden ist. Einzelne Männer haben an dieser Thätigkeit einen hervorragenden Anteil gehabt. Seit den Tagen der fruchtbringenden Gesellschaft wurde ein löblicher, wenn auch oft auf falschen Bahnen sich bewegender Eifer für die Richtigkeit und Schönheit unsrer Muttersprache bethätigt. Wenn wir heutzutage über die Wunderlichkeiten eines Philipp von Zesen, den pedantischen Eifer eines Gottsched lächeln, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß diese Männer für unsre Schriftsprache eine notwendige, ja unerläßliche Arbeit bewältigt haben. Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts besaß Deutschland eine in allen Stücken einheitliche, überall in Geltung stehende Schriftsprache nicht. Die aus Luthers Bibelsprache erwachsene *κοινή* erfreute sich keineswegs überall einer unbedingten Anerkennung. Von ihrer ursprünglichen Heimat, Mitteldeutschland, aus hatte sie sich zwar schon längst über den Norden verbreitet und hier das Niederdeutsche aus dem schriftlichen Gebrauche verdrängt; aber dem hier gesprochenen Hochdeutschen hafteten noch manche dialektische Mängel an, gegen die Gottsched unermüdlich zu Felde zieht, indem er immer und immer wieder mahnt, sich an das Vorbild des Obersächsischen zu halten — eine uns schwer verständliche Empfehlung, aber nach den damaligen Verhältnissen völlig berechtigt. Noch weit ungünstiger lagen die Verhältnisse in Süddeutschland, hier herrschte wenig Geneigtheit, die alteingebürgerten, auf dem Grunde der obd. Mundarten ruhenden Schriftsprachen aufzugeben. Die Schwaben und Österreicher wollten es nicht einsehen, warum sie nicht auch fernerhin so schreiben sollten, wie sie sprachen: *ich gib, ich nimm; die Lieb, der Glaub; die Erkanntnuss; der Luft, der Gewalt.* Einige katholische Stimmen warnen vor der Schriftsprache, weil sie Luthers Sprache und darum ketzerisch sei; thatsächlich spielte aber der konfessionelle Gegensatz bei der im Grunde rein partikularistischen Bewegung nur eine sehr geringe Rolle. Den Widerstand dieser ablehnenden Kreise gebrochen zu haben, ist ein bleibendes Verdienst Gottscheds, Adelungs und ihrer Mitarbeiter. Es sind in der That viele und nicht unwichtige Punkte, in denen die Schriftsprache ihnen ihre definitive Festsetzung verdankt. Grimm stellt sich in den entschiedensten

Digitized by Google

Gegensatz zu dieser grammatischen Richtung, welche die Sprache regeln will, und beginnt seine deutsche Grammatik bei ihrem ersten Erscheinen mit einer ausdrücklichen Absage an Adelung und gleichartige Grammatiker. Hatten diese engherzig die Fülle der deutschen Sprache in Regeln gezwängt, so betrachtet es Grimm als seine Aufgabe, alles Gewordene verstehen zu lernen und den unendlichen Reichtum der Sprache in all seinen mannigfachen Verzweigungen aufzudecken. So bezeichnet die Vorrede zur deutschen Grammatik, wo Grimm sein Programm aufstellt, den Anfang der historischen Sprachbetrachtung; sie bezeichnet aber auch zugleich das vorläufige Ende der Forschungen über die nhd. Schriftsprache. Die früheren Grammatiker hatten trotz ihres unhistorischen Standpunktes doch auch auf die Anfänge der nhd. Sprachperiode ihre Blicke gerichtet und hier manches Wertvolle zu Tage gefördert; diese Probleme finden jetzt zunächst keine Beachtung. Auch unter den Mitforschern Grimms hat keiner denselben seine Aufmerksamkeit zugewandt. Nur nach einer Seite hin wurde eine Thätigkeit entfaltet, die auch dem Verständnis der Entwicklung der Schriftsprache zu gute kommen sollte: die Mundartenforschung gewann einen ganz neuen Aufschwung, nachdem die Erkenntnis durchgedrungen war, daß uns in den Volksdialekten, in denen Frühere nur Entstellungen der Schriftsprache hatten sehen wollen, sprachliche Schätze von höchstem Alter erhalten seien; mit Staunen vernahmen die Kenner der älteren Sprache aus dem Munde des Landmanns Worte von so altertümlichem Klange und so altertümlicher Bedeutung, wie sie sich schon seit Jahrhunderten aus der Schriftsprache verloren hatten. In Schmeller fand die bayrische Mundart einen ausgezeichneten Darsteller, sein bayrisches Wörterbuch wurde für den Sprachforscher wie für den Kulturhistoriker eine unerschöpfliche Fundgrube. Andere folgten auf dem eingeschlagenen Wege, ohne gleich Vorzügliches zu leisten. Das Bestreben, das Altertümliche, was die Mundarten an Formen und Wortbedeutungen erhalten haben, zusammenzutragen, stand bei allen im Vordergrund; sie wollten damit zugleich zur Aufhellung der alten Sprache beitragen. Dagegen wurde die Frage nach dem Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache, nach dem Anteil, welchen die einzelnen Dialekte an der Bildung derselben haben, kaum berührt; man begnügte sich damit, ihr gegenüber die vielfach größere Altertümlichkeit und Regelrichtigkeit der Mundarten hervorzuheben. Es erfuhr also auch von dieser Seite her die Erforschung des Nhd. keine direkte Förderung.

Auf eine veränderte Stellungnahme gegenüber der nhd. Schriftsprache bei J. Grimm durfte gehofft werden, als er nebst seinem Bruder für das große Unternehmen des deutschen Wörterbuchs gewonnen worden war. Der Gedanke des Wörterbuchs ist keineswegs aus dem Kopfe J. Grimms

Digitized by Google

entsprungen, sondern der Buchhändler Reimer gewann ihn für das von ihm geplante Unternehmen, bei dem er namentlich auch durch das Bestreben geleitet war, den Brüdern, nachdem sie durch die Göttinger Gewaltthat ihre Stellung eingebüßt hatten, eine Existenz zu schaffen. Doch wenn auch fremder Anregung entsprungen, von jetzt an stand das Wörterbuch im Vordergrund der wissenschaftlichen Thätigkeit Grimms, andere lieb gewordene Arbeiten ließ er liegen, um dieses Werk, dessen Bedeutung er voll zu würdigen wußte, zu fördern. Das Wichtigste schien ihm, den unendlichen Reichtum der alten Sprache aufzuzeichnen und damit der Wortarmut der Neueren aufzuhelfen. Darum ist das sprachgewaltige und sprachschöpferische 16. Jahrhundert besonders berücksichtigt. Originell und geistvoll ist die Behandlung der Wortgeschichte. Bei jedem Worte sucht er die ursprüngliche, hinter der geistigen liegende, sinnliche und anschauliche Bedeutung zu gewinnen und die Urgeschichte des Wortes durch Heranziehung der verwandten Sprachen zu ergründen. Die Etymologie ist von Grimm im Wörterbuch mit besonderer Liebe gepflegt worden; seine Aufstellungen gehen aber hier oft genug ins Unsichere und Phantastische. Wenn gegen das Werk, in dem die Nation mit Recht eines ihrer kostbaren Besitztümer schätzt, ein Tadel erhoben werden darf, so ist es der, daß Grimm dem schriftsprachlichen Charakter des Nhd. nicht völlig gerecht geworden ist. Es ist eine Frage von nicht geringer Bedeutung, wann zuerst ein Wort in der Schriftsprache auftaucht, welcher Dialekt es ihr zugeführt hat und in welcher Form es sich in der Schriftsprache festsetzt. Durch Eingehen auf diese Fragen hätte Grimm die in der Grammatik gelassene Lücke ausfüllen können; er hat es aber nur in geringem Maße gethan. Ein weiterer Mangel, der sich in den Kreisen des Publikums besonders fühlbar machte, steht damit im engsten Zusammenhang. Wer Grimms Arbeit in die Hand nahm, um Aufklärung über den richtigen Gebrauch eines Wortes, die Anwendbarkeit einer Konstruktion zu erhalten, fand hier keinerlei Aufschluß. Grimm lehnte es ab, das Sprachgefühl des Einzelnen durch Aufstellung von Regeln beeinflussen zu wollen; nach ihm ist jeder Deutsche eine lebendige Grammatik, und deutscher Sprachunterricht in den Schulen erschien ihm eine unsägliche Pedanterei — völlig richtig gegenüber der Sprache, die wir von Jugend auf sprechen, unrichtig gegenüber der Schriftsprache, welche der Erlernung bedarf. Wird auch der historische Sprachforscher nie in die Engherzigkeit des Sprachlehrers verfallen, der durchaus eine Regel auf Kosten des Reichtums der Sprache durchführen will, so wird es gerade ihm zufallen, die Möglichkeiten des Ausdrucks innerhalb der Grenzen der Sprachrichtigkeit darzulegen (vergl. Scherer, J. Grimm, S. 319). Wenn in dieser Beziehung Grimm sich ablehnend verhält, so verfällt er ander-

Digitized by Google

seits selbst in Sprachmeisterei, wenn er veraltete Formen, wie *Brate*, *Boge*, die in der Schriftsprache längst verschollen sind, wieder einführt. Von einer totalen Umwandlung der Orthographie, die doch auch ihre geschichtliche Entwicklung hinter sich hat, ist er nur durch entschiedenen Einspruch des Verlegers abgehalten worden. — Sein Bruder Wilhelm, dem wir die Ausarbeitung des Buchstabens D verdanken, hat die Sache schon wesentlich anders angefaßt. Er verfolgt mit besonderem Interesse die Umwandlung und Gestaltung der Worte im Nhd. und zieht zu diesem Zwecke viele grammatische Quellen heran. Bei den Fortsetzern des großen Werkes kam die Anschauung immer mehr zum Durchbruch, daß es bei einem nhd. Wörterbuch eine Hauptsache sei, die Entwicklung zur Schriftsprache, welche unter unendlichen Schwierigkeiten vor sich gegangen ist, im einzelnen zu verfolgen. Während die Quellen in immer größerer Vollständigkeit herangezogen wurden, wurde auch der Blick geschärft für das Hervorbringen der Worte aus einem ursprünglich beschränkten Geltungsbereiche, ihre Verbreitung und Gestaltung innerhalb der Schriftsprache, und aus dieser sprachgeschichtlichen Betrachtung ergaben sich auch hochinteressante kulturgeschichtliche Momente. So wurden zur Geschichte des deutschen Geisteslebens in den letzten Jahrhunderten wichtige Beiträge geliefert, allerdings etwas versteckt und nicht offen zu Tage liegend, aber es ist zu hoffen, daß sie wie Samenkörner, die jetzt noch in der Erde ruhen, dereinst ihre Frucht tragen werden. Uns allen sind gegenwärtig die bleibenden Verdienste, die sich Hildebrand nach dieser Richtung um das Wörterbuch erworben hat, nicht allein durch eigene Leistungen, sondern auch durch das Vorbild, das er den Mitarbeitern gegeben hat. Seine Beiträge liefern ein unschätzbares Material zur nhd. Grammatik und geben die Bausteine ab, aus denen sich einst eine Geschichte der nhd. Sprache erheben kann. — Unter den Übrigen, die auf den Schultern Grimms stehend weiter gearbeitet haben, sei noch einer erwähnt: Weigand. Leider war es ihm nicht vergönnt, zum deutschen Wörterbuch einen erheblichen Anteil beizutragen, doch verdanken wir ihm außerdem ein selbständiges deutsches Wörterbuch, das auch als eins der grundlegenden Werke für die nhd. Sprache betrachtet werden darf. Es ist mehr für das große Publikum geschrieben, dem es die Resultate der historischen Sprachforschung namentlich nahe gebracht hat. Besonders wertvoll sind die auf gründlichster Forschung beruhenden Nachweise über das erste Vorkommen der Worte und auch die Entwicklung der Form ist eingehend behandelt. Auf ältere grammatische Quellen des Nhd. hat Weigand vielfach zuerst hingewiesen; er ist einer der Begründer der methodischen Erforschung der nhd. Sprache.

Digitized by Google

Trotz des in diesen Wörterbüchern Geleisteten wurde doch sonst das Nhd. von den Germanisten nur geringer Aufmerksamkeit gewürdigt. Zu einer Zeit, als sich auf dem Gebiete des Mhd. schon eine gewisse Überproduktion fühlbar machte, dachte doch noch niemand daran, einer so lohnenden Aufgabe näher zu treten, wie es die Untersuchung der Sprache eines Luther, Hans Sachs, Fischart ist. Ein Werk, wo zuerst mit dem vollen Rüstzeug der germanistischen Schulung eine nhd. Dichtung behandelt wurde, sollte leider eine vereinzelte Erscheinung bleiben: Zarnckes Ausgabe des Narrenschiffs, deren Kommentar sich zu einer eingehenden Behandlung der Sprache des ausgehenden Mittelalters gestaltete und die auch über die äußere Form der Sprache sehr wertvolle Nachweise brachte, fand leider keine Nachfolge bei den Germanisten. Kehrein unternahm es zwar schon 1854, eine Geschichte der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrhunderts zu schreiben, erntete aber dabei den entschiedensten Mißerfolg. Nicht viel günstiger kann über ein später erschienenes Werk, Rückerts Geschichte der nhd. Schriftsprache, geurteilt werden. Das Buch giebt zwar anschauliche Schilderungen von einzelnen Perioden der Sprachgeschichte, ruht aber auf zu unsicherer Grundlage und umschreibt im ganzen nur die herkömmlichen Anschauungen, ohne eine nähere Prüfung derselben unternommen zu haben. Die auf dem Gebiet des Nhd. sich erhebenden Probleme finden deshalb hier nur eine sehr geringe Förderung.

Durch einen äußeren Anlaß kam es, daß germanistische Forscher veranlaßt wurden, der Frage nach der Entstehung der nhd. Schriftsprache näher zu treten. Seit den fünfziger Jahren wurde ein erbitterter Streit über die Reform der deutschen Orthographie geführt. Dieses Gebiet pflegen sich ja Dilettanten im Fache der Sprachforschung mit Vorliebe zum Tummelplatz zu erwählen, um mit eigenen Ansichten hervortreten zu können, die mit weit größerem Eifer, als der Gegenstand es verdient, verfochten werden. In dieser Sache wurde auch von Germanisten das Wort genommen. Schon Jakob Grimm hatte über die herkömmliche Orthographie den Stab gebrochen, ihm schlossen sich andere Forscher an, indem sie sich dabei auf einen so radikalen Standpunkt stellten und ein so weitgehendes Verlangen nach Umwandlung der Orthographie äußerten, wie es nur aus einer völligen Verkennung der Entwickelungsgeschichte des Nhd. erklärt werden kann. Nicht mit der Beseitigung der überflüssigen Zeichen zufrieden, verlangten sie, daß auch die unorganischen Elemente des Nhd. nach Grimms Bestimmung wieder ausgemerzt werden sollten, damit sich dies dem älteren Sprachzustande, dem Mhd., soviel als möglich wieder annähere. Dabei wurden viele sogenannte unorganische Elemente nur einer falschen Schreibung zugeschrieben, während sie auf

Digitized by Google

ganz gesetzmäßige Weise zu stande gekommen sind, z. B. das *ö* in *schöpfen, schwören*, wofür die historische Schule wieder *schepfen, schweren* einsetzen wollte. Nun läßt sich aber nachweisen, daß die Verwandlung eines geschlossenen *e* in *ö* vor Labialen wie in *schöpfen* einmal lautgesetzlich in allen hochd. Dialekten eingetreten ist; das *ö* von *schwören* stammt wahrscheinlich aus dem Alemannischen, wo auch sonst nach *w* ein *ö* für *e* gesprochen wird z. B. in *Schwöster*. Die Forderungen der historischen Schule waren also in Wahrheit sehr unhistorische, indem sie die zwischen dem Mhd. und unserer Schriftsprache liegende Zeit der Entwicklung ignorieren und aus dem Äußern der Sprache Züge entfernen wollten, welche ihren Grund in tiefer liegenden Bewegungen haben, die sich in der Geschichte der deutschen Sprache geltend machten. Dies wurde denn auch auf das Entschiedenste von dem Manne betont, der damals allein unter den Vertretern der Fachwissenschaft für das gute Recht des Nhd. eintrat; es ist Rudolf von Raumer[1]), dem wir das Verdienst zuerkennen müssen, zuerst die Frage nach dem Wesen der nhd. Schriftsprache in Fluß gebracht zu haben. Um denen entgegentreten zu können, welche das Nhd. nach dem Mhd. ummodeln wollten, bemühte sich Raumer, auf die Frage eine Antwort zu finden, aus welchen Elementen sich unsere Schriftsprache entwickelt hat; denn daß sie nicht die direkte Fortsetzung der mhd. höfischen Sprache ist, liegt zu Tage. Natürlich war von Luther auszugehen und dessen bekannte Äußerung, daß er nach der Kanzlei des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen schreibe, gab dann weiter Veranlassung, sich mit der Kanzleisprache als der Grundlage des Nhd. zu befassen. Ist es Raumer auch nicht gelungen, in dieser Frage genauere Nachweise zu geben, so hat er doch die Forschung auf die richtige Fährte gewiesen und hat sich hierdurch ums Nhd. nicht minder verdient gemacht, wie durch seine Untersuchungen über die ältesten nhd. Grammatiken, welche zuerst von ihm zusammenhängend besprochen worden sind.

Die von Raumer ausgestreuten Anregungen trugen dann noch weitere Frucht. Müllenhoff war es, der in der Vorrede zu seinen Denkmälern[2]), wo er in großen Zügen ein Bild von der Entwicklung der deutschen Sprache in ihrer Abhängigkeit von der politischen Geschichte, bestimmt namentlich durch die an der Spitze des Reiches stehenden Kaisergeschlechter, gab, auch den Ursprungsort unsrer Schriftsprache gefunden zu haben glaubte. Nach ihm sollte Böhmen, Prag, die eigentliche Heimat des Nhd. sein, das Land, wo sich im 14. Jahrhundert bei ihrem Vor-

---

1) Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften. Frankfurt a. M. und Erlangen. 1863.

2) Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.—XII. Jahrhundert, herausg. von Müllenhoff und Scherer. 2. Aufl. Berlin 1873.

Digitized by Google

dringen im tschechischen Sprachgebiet das Bayrisch-Österreichische und das Mitteldeutsche begegneten; hier wurde nach ihm der Grund zu unsrer auf Vermittlung des Obd. und Md. beruhenden Schriftsprache gelegt und zwar als Sprache der kaiserlichen Kanzlei, die dann später im ganzen Reiche zur Kanzleisprache erhoben wurde. Während so manche andere centralistische Bestrebungen der Zeit scheiterten, kam wenigstens diese sprachliche Einigung unter Kaiser Maximilian zum Abschluß. Luther konnte deshalb sagen, als er sich der Kanzleisprache und zwar in der Form, welche sie in Kursachsen angenommen hatte, bediente, daß seine Sprache auch die gemeine deutsche Sprache sei. Weitere Untersuchungen über die Kanzleisprache im Anschluß an Müllenhoffs Hypothese hat Ernst Wülcker[1]) angestellt und namentlich auch gezeigt, wie sich Luthers Sprache zu der der kurfürstlichen Kanzlei verhält. Erwies sich Luthers eigener Ausspruch, daß er sich diese zum Vorbild genommen, als begründet, so ergab es sich doch andrerseits, daß Luther selbst in äußerlichen Dingen seine Sprache mit Überlegung gehandhabt hat, da er sich, zwar mit Anlehnung an die Kanzlei, ein eigenes orthographisches System, das sich durch Konsequenz und Einfachheit auszeichnet, zurecht gemacht hat. Der große Reformator, der allen seinen Fleiß darauf verwandte, daß seine Sprache dem gemeinen Manne durchaus verständlich sei, hat die Mühe nicht gescheut, sich über die Rechtschreibung jedes einzelnen Wortes Gedanken zu machen und besonders in der Bibel streng darauf zu halten, daß seine eigene Schreibung durchgeführt werde. Noch in viel höherem Grade hat Luther im Wortgebrauch und ganzen Ausdruck seine Selbständigkeit gewahrt. — Während so die Frage nach dem, was der Luthersprache zu Grunde lag, eine gewisse Aufklärung fand, harrte eine nicht minder wichtige der Erledigung, nämlich die nach dem Verhältnis der späteren Sprache zu Luthers Sprache, inwieweit die Schriftsprache sich auf Luther gründet und wann und wie Luthers Sprache in ihr zur Herrschaft gelangt ist. In Luther den Begründer der Schriftsprache zu sehen, unser Nhd. sich aus der Bibelsprache emporgewachsen zu denken, ist eine altüberlieferte Anschauung. Wir finden sie z. B. bei Rückert in seiner Geschichte der deutschen Schriftsprache breit ausgeführt, aber ohne daß von ihm oder von anderen der Nachweis für ihre Berechtigung erbracht worden wäre. Unter diesen Umständen war es für die Forschung förderlich, wenn Burdach[2]) Zweifel an der hergebrachten Ansicht äußerte

---

1) „Die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache“, Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde, N. F. Bd. 1, 349 flg. und „Luthers Stellung zur kursächsischen Kanzleisprache“, Bartschs Germania 28, 191 flg.

2) Die Einigung der nhd. Schriftsprache. Habilitationsschrift. Halle 1884.

Digitized by Google

und nachzuweisen versuchte, daß im 16. Jahrhundert von einer allgemeinen Herrschaft der Luthersprache noch nicht die Rede sein kann, sondern daß damals noch verschiedene Richtungen der Schriftsprache neben einander bestehen, auf die auch von Zeitgenossen ausdrücklich hingewiesen wird, ohne daß Luthers Sprache allgemein für die beste erklärt würde. Burdach hat damit ein Problem auf die Tagesordnung gesetzt, das nicht so bald wieder von derselben verschwinden dürfte und das auch in der That eingehender Untersuchung in hohem Grade würdig ist. Überhaupt beschäftigt die Frage nach der Bildung der Schriftsprache jetzt die Forschung vielfach und einige neuerdings erschienene Werke legen Zeugnis dafür ab, daß dieser Frage noch Seiten abzugewinnen sind, welche allgemeinere Beachtung beanspruchen können. Kluge hat uns eine Sammlung von Aufsätzen[1]) geschenkt, welche allerdings das von Burdach aufgestellte Problem fast ganz bei Seite lassen, dagegen ein lebensvolles, frisch aus den Quellen geschöpftes Bild von dem geben, was unsre Sprache Luthers Genius verdankt; sie zeigen die enge Verknüpfung der sprachlichen Bewegung mit der kirchlichen Reform, des Aufschwungs der deutschen Sprache mit der Emanzipation von Rom, sie schildern das siegreiche Vordringen der Luthersprache in den Gebieten, die noch am längsten einen sprachlichen Sondercharakter aufrecht zu erhalten bestrebt waren, in Niederdeutschland, der Schweiz, im katholischen Süddeutschland. In dem Buche findet Jak. Grimms Ausspruch, daß das Nhd. ein protestantischer Dialekt sei, eine schöne Rechtfertigung, indem es zeigt, wie hoch der Einfluß des sprachgewaltigen Reformators auf die Entwicklung der Schriftsprache anzuschlagen sei. Auf der andern Seite verliert die Forderung, auch die neben Luther hergehenden Richtungen zu beachten, nichts von ihrer Berechtigung und zwar nicht allein, weil sich diese eine Zeit lang geltend gemacht haben, sondern namentlich deshalb, weil sie in der jetzigen Schriftsprache tiefe Spuren hinterlassen haben. Kein Kundiger kann verkennen, daß Luthers Sprache nicht unsre Sprache ist, die Unterschiede erklären sich aber nur teilweise aus den Wandlungen, welche die Sprache seitdem durchgemacht hat. Der Strom unsrer Sprache hat sich aus mancherlei Quellen gebildet, es ist eins der interessantesten Probleme der Sprachgeschichte zu verfolgen, wie aus dem Schoße der Mundarten sich gewisse schriftsprachliche Bildungen erheben und wie aus deren Gegen- und Zusammenwirken allmählich die eine Schriftsprache hervorgeht. Von jeder Mundart gehen einzelne Fäden zur Schriftsprache hinüber, eine jede hat irgendwelchen Anteil zu ihr ge-

1) Von Luther bis Lessing. 2. Aufl. Straßburg 1889.

Digitized by Google

liefert. Es war darum ein dankenswertes Unternehmen, wenn es Socin[1]) versuchte, das Verhältnis von Schriftsprache und Mundart im ganzen Verlauf der Geschichte der deutschen Sprache im Zusammenhang vorzuführen. Wie sich in den einzelnen Perioden der nhd. Zeit zeitgenössische Stimmen über ihren Dialekt und seine Stellung zur Gesamtsprache äußern, vernehmen wir bei ihm; wichtige Fragen der nhd. Sprachgeschichte treten uns dadurch vor Augen, zu deren Lösung freilich der Verfasser selbst nichts Erhebliches beigetragen hat. — Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß sich neuerdings auf dem Gebiete der Luthergrammatik ein etwas regerer Eifer zeigt; denn die genauere Erforschung der Sprache Luthers ist die unentbehrliche Voraussetzung der Erkenntnis des Wesens des Nhd. Die Germanistik hat wenigstens begonnen, eine alte Schuld an den Begründer unsrer Schriftsprache abzuzahlen. Die Vorarbeiten für die Revision des Bibeltextes, die vierhundertjährige Jubelfeier haben die Anregung zu einigen tüchtigen Arbeiten[2]) gegeben. Das dringend erwünschte Lutherwörterbuch harrt leider noch immer der Vollendung.

Das Bild, das ich von den Bemühungen um die Geschichte des Nhd. zu geben versucht habe, würde unvollständig sein, wenn nicht auch Arbeiten Erwähnung fänden, die allerdings einen ganz anderen Ausgangspunkt haben als die genannten, aber doch im Grunde demselben Ziele zusteuern. Lenken jene ihre Blicke auf die Anfänge der nhd. Sprache und versuchen dieselbe in ihrer Entwickelung weiter zu verfolgen, so unterziehen diese die Laute der lebenden, gesprochenen Sprache der Betrachtung, sind aber dabei oft zu einem Zurückgehen auf die ältere Zeit des Nhd. genötigt. Die Lautphysiologie, welche die wissenschaftliche Behandlung der Lautlehre auf eine ganz neue Grundlage gestellt hat, hat sich auch als ein wichtiges Hilfsmittel bei Erlernung der modernen Sprachen erwiesen. Nachdem sie zunächst im Interesse des Unterrichts zur Bestimmung der Laute des Französischen und Englischen verwandt worden war, lag es nahe, das gleiche Verfahren auch für das Deutsche einzuschlagen. Hier aber war mit der landschaftlich so außerordentlich verschiedenen Aussprache zu rechnen und es erhob sich die Frage, welche Art den Laut zu sprechen ist die richtige. Die Antwort ist oft nicht leicht zu geben und macht das Eingehen auf die Geschichte des Nhd. notwendig. Fast überall werden z. B. noch zwei e-Laute unterschieden und zwar rein

1) Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn 1888.

2) Pietsch, Martin Luther und die hochd. Schriftsprache. Breslau 1883. Joh. Luther, Die Sprache Luthers in der Septemberbibel. Diss. Halle 1887. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. Görlitz 1888. Wunderlich, Forschungen über den Satzbau Luthers. München 1888.

Digitized by Google

ihrem Ursprung nach: é vertritt meist alten Umlaut und altes e z. B. *heben, Klee*, è neuen Umlaut und altes ë z. B. *kläglich*, *geben*. Wo der eine oder andere Laut gilt, sagt uns nur die Geschichte der Worte. Vielfach beginnt aber dieser historische Unterschied bereits zu schwinden und man unterscheidet bloß nach dem Zeichen zwischen e und ä. Dies hängt mit einer wichtigen Wandlung zusammen, welche das Nhd. in neuester Zeit durchgemacht hat und welche uns die Betrachtung der Laute enthüllt: daß Norddeutschland die Führerschaft auf sprachlichem Gebiet an sich gerissen hat. Das Land, wo vor nicht langer Zeit das Nhd. langsam vor dem Hochd. zurückwich, giebt jetzt dem übrigen Deutschland Gesetze und übernimmt die Rolle, welche im 16. bis 18. Jahrhundert Mitteldeutschland und im Mittelalter in gewissem Sinne Süddeutschland gespielt hat. Die Aussprache *P-h-ein*, *T-h-ag*, *g-e-b-en*, welche in der Bühnensprache gilt und welche jetzt allgemein als gut hochd. betrachtet wird, ist ihrem Ursprung nach durchaus unhochd., der Volkssprache fremd und vom Niederd. aus eingedrungen. Sie legt wie so manches Andere von dem wachsenden Einfluß Norddeutschlands auf sprachlichem Gebiet Zeugnis ab. Die lautphysiologische Betrachtung der Sprache[1]) weist uns auf diese bedeutsame Änderung im Wesen des Nhd. hin, welche in der Schrift keinen Ausdruck gefunden hat.

So ist fast das ganze Gebiet der nhd. Sprachforschung bereits in Angriff genommen worden, aber noch viele Aufgaben harren der Behandlung und noch weit mehr wird die Untersuchung ins einzelne zu gehen haben. Dem Problem der Begründung der deutschen Schriftsprache werden noch manche Forscher ihre Kräfte zu widmen haben, ehe wir zu einem vollen Verständnis dieses wichtigen Prozesses gelangen können. Es ergiebt sich die Notwendigkeit, in die bisher zu sehr vernachlässigten Perioden des 14. und 15. Jahrhunderts tiefer einzudringen und allen den Faktoren, welche die Bildung der Schriftsprache bewirkt haben, bis ins einzelnste nachzugehen. Die Bedeutung der Kanzleisprache, die nicht bloß auf dem lautlichen Gebiet liegt, ist noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Schon fast 200 Jahre vor Luthers Auftreten galt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, abgesehen von Kirche und Wissenschaft, die deutsche Sprache. Die Kanzleien wurden die hohen Schulen der deutschen Sprache, sie übten, ähnlich wie jetzt die Zeitungen, einen bedeutenden, wenn auch keineswegs vorteilhaften Einfluß aus. Sie

1) Zu erwähnen ist namentlich: Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. Leipzig 1884—86. Vietor, Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen. 2. Aufl. Heilbronn 1887 und dessen Phonetische Studien.

Digitized by Google

waren groß in der Bildung neuer Wörter. Der ungelenke Satzbau des Nhd. mit seinen vielen Konjunktionen ist zum großen Teil eine Schöpfung der Kanzleisprache. Sehr hoch muß auch die Bedeutung der Übersetzungslitteratur angeschlagen werden Es ist erstaunlich, welche Fülle lateinischer und griechischer Werke im 15. und 16. Jahrhundert in die deutsche Sprache übertragen worden ist, und diese Übersetzungen müssen, wie die rasch aufeinander folgenden Auflagen darthun, in weiteren Kreisen des Volkes viel gelesen worden sein. Unser Nhd. hat dadurch eine große, nicht hoch genug anzuschlagende Beeinflussung von seiten der klassischen Sprachen erfahren. Glücklicherweise wurde diesen gelehrten Einwirkungen auf die Sprache ein Gegengewicht geboten durch die volkstümliche Poesie, welche im Reformationszeitalter ihre höchste Blüte erreichte. Nie hat die deutsche Dichtung, wie sie damals in Reichsstädten und an Fürstenhöfen, ja sogar von Gelehrten gepflegt wurde, ein so ganz und gar volkstümliches Gepräge gehabt wie damals; die Sagen und Lieder des Volkes, seine Sprichwörter und Schwänke, die in anderen Zeiten nur ein dunkles und verachtetes Dasein führen, werden jetzt hervorgeholt und ziehen sich durch die ganze Litteratur hindurch, auch hochgebildete Gelehrte verschmähen es nicht, sich das Gut des gemeinen Mannes zu nutze zu machen. Die Sprache der Poesie ist formlos und oft roh, aber sie ist getränkt von dem frischen, lebensvollen, sinnlichen Ausdruck des Volkes; diese Dichtersprache hat einen belebenden und verjüngenden Einfluß auf die Sprache der damaligen Zeit ausgeübt. In Luthers Sprache nun ist das gelehrte und das volkstümliche Element auf das Glücklichste vereinigt; sie ist keineswegs frei von dem Einfluß des Lateinischen und der Kanzleisprachen, weniger vielleicht als die mancher gleichzeitiger Schriftsteller, aber dieser Einfluß ist ihr teilweise wohl zu statten gekommen. Der schwierigen Aufgabe der Bibelübersetzung hätte er sonst kaum genügen können; aber der eigentliche Kern seiner Sprache und ihre unendlichen Vorzüge bestehen darin, daß er überall in der Weise des Volkes zu reden wußte, sei es in einem milden, zum Herzen gehenden Tone, sei es in der scharfen Weise seiner polemischen Flugschriften, wo er seine Gegner mit beißendem Hohn und vernichtender Grobheit niederwirft. Festzustellen, was Luther unserer Schriftsprache gewesen ist und welche Züge er ihr aufgedrückt hat, wird immer eine der wichtigsten Aufgaben der Forschung auf dem Gebiete des Nhd. bleiben. Daneben muß aber sorgfältig untersucht werden, auf welchen weiteren Grundlagen sich die Schriftsprache aufgebaut hat. Schon vor Luther bestand eine umfangreiche gedruckte, weit verbreitete Litteratur in deutscher Sprache. Ihre Hauptsitze sind die bedeutendsten Reichsstädte, Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg, später Frankfurt; aus den Druckereien

Digitized by Google

dieser Orte geht eine ungeheuere Zahl prosaischer und poetischer Werke volkstümlichen und gelehrten Charakters hervor. Man kann zu Luthers Zeiten von einer ausgeprägten Augsburger, Nürnberger, Straßburger Sprache reden, der lokale Dialekt liegt zu Grunde, wird aber immer mehr zur Schriftsprache vervollkommnet. Dieser bedienen sich dann auch die einheimischen Dichter. Hans Sachs z. B. denkt nicht daran Luthers Sprache zu schreiben, er schreibt aber auch nicht reinen Volksdialekt, sondern die Nürnberger Schriftsprache. Fischart dagegen bedient sich der Straßburger Schriftsprache. Sehr langsam weichen diese lokalen Schriftsprachen zurück und wenn endlich volle Einigung erzielt wird, so geschieht das doch nicht, ohne daß auch die zurückweichenden Richtungen manche Spuren in der Schriftsprache zurücklassen. So ist der Kern unserer Sprache md. durch Luthers Einfluß, aber zahlreiche obd. Elemente weisen noch auf die Bedeutung hin, welche einst die Sprache des österreichischen Kaiserhauses und der süddeutschen Litteratur hatte.[1]) Mit dem 17. Jahrhundert beginnt die Thätigkeit der Sprachgesellschaften, welche sich ununterbrochen bis zu Gottsched hinzieht; sie haben die wichtige Arbeit verrichtet, die noch verbliebenen Unterschiede auszugleichen. Die Geschichte der nhd. Sprache hat diese grammatischen Bemühungen um die Sprache und ihre Erfolge sorgfältig zu verzeichnen. Der Forscher auf diesem Gebiete muß ferner den Einfluß festzustellen suchen, welchen einzelne Männer, gewisse Richtungen der Litteratur auf die Sprache ausgeübt haben. Hat auch keiner in dem Grade wie Luther auf sie bestimmend eingewirkt, so hat doch noch mancher sprachgewaltige Dichter und Forscher Spuren seines Geistes in der Schriftsprache hinterlassen. Gewisse Richtungen in der Litteratur haben neue Ausdrucksweisen, einen neuen Stil ausgeprägt, der nicht ohne Einwirkung auf die spätere Sprache geblieben ist. In der klassischen Periode der deutschen Dichtung ist der Sprache, welche in Gefahr war zu erstarren, neues Leben eingehaucht worden; durch unsere großen Dichter wurde ihr eine Auffrischung zu teil, wie sie sie seit den Tagen Luthers nicht erfahren hatte. Homer und Shakespeare, Hans Sachs und die Volkssprache bilden die Quellen, aus denen ihr diese Erneuerung zugeflossen ist. Hier den Anteil des Einzelnen festzustellen und nachzuweisen, aus welchen Elementen sich seine Sprache zusammensetzt, bildet eine Aufgabe der Forschung; sie muß ihre Blicke richten auf das, was er seinem heimischen Dialekt verdankt, was seiner Lektüre, was seinem eigenen Genius entstammt. Endlich bedarf auch die lebende

---

1) Näheres hierüber in dem Buche des Verfassers: Grundlagen des nhd. Lautsystems. Beiträge zur Geschichte der deutschen Schriftsprache im 15. und 16. Jahrhundert. Straßburg 1890.

Digitized by Google

Sprache einer weit eingehenderen Betrachtung; die landschaftlichen Schattierungen der Rede des Gebildeten nach Aussprache, Wortschatz, Ausdrucksweise verlangen eine genauere Feststellung; und auch die Frage, wie richtig gesprochen wird, erfordert eine Antwort. Die Mundartenforschung hat ja neuerdings einen erfreulichen Aufschwung genommen und das vorbereitete Unternehmen Wenkers, die wichtigsten Dialektverschiedenheiten kartographisch darzustellen, wird ihr neue und gesichertere Grundlagen verleihen. Aber noch mehr, als es bisher geschehen ist, wenn auch schon einige vielversprechende Anfänge vorliegen, wird die Mundartenforschung sich mit der Ergründung der älteren Sprachperioden zu verbinden haben; letztere kann nur dann zu einem rechten Gedeihen gelangen, wenn dem unsicheren und verschwommenen Bilde, welches uns schriftliche Denkmäler von einer hinter uns liegenden Sprachstufe bloß gewähren können, durch die jetzigen Dialekte lebensvolle Züge verliehen werden. Insbesondere ist es das Problem der Begründung der Schriftsprache, das nur durch die Analyse der Dialekte gelöst werden kann.

Endlich wird sich der Germanist auch den Anforderungen des Publikums, denen bisher — von wenigen verdienstlichen und wissenschaftlich gehaltenen Werken abgesehen — nur in dilettantischer und unvollkommener Weise genügt wird, nicht entziehen können. Die Zahl der deutschen Grammatiken, der deutschen Wörterbücher ist Legion und doch, wie wenige unter ihnen erfüllen auch nur die allerbescheidensten Anforderungen. Mit ganz unzureichenden Kenntnissen angelegt, sind dergleichen Werke, deren Verfasser es zum Teil vortrefflich verstehen, ihrer Oberflächlichkeit den Schein der Popularität und ihrer Unwissenheit den Schein eines über philologische Haarspalterei erhabenen Standpunktes zu geben, nur dazu angethan das Publikum zu verwirren, statt ihm wirkliche Belehrung zu gewähren. Nur der Fachmann wird hier etwas dauernd Wertvolles und Brauchbares schaffen können. Und so wünsche ich auch, daß die Stimme des Fachmanns sich öfter vernehmen lasse in allerlei für das große Publikum wichtigen sprachlichen Fragen, die heutzutage zu Tagesfragen geworden sind. Den rein ablehnenden Standpunkt, welchen die Mehrzahl der Germanisten in der Fremdwörterfrage einnimmt, vermag ich nicht als richtig anzuerkennen; gewiß kann für Männer, welche gewohnt sind, in der Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung der Sprache ihre Aufgabe zu sehen, die willkürliche Neuprägung von Worten nichts Ansprechendes haben, wie auch ein oft übel angebrachtes nationales Pathos und eine gewisse Unduldsamkeit, die sich bei den Bekämpfern der Fremdwörter hie und da zeigt, unangenehm berühren muß; aber andererseits wäre es gerade die Aufgabe der Fachleute, in dieser Bewegung den berechtigten Kern herauszufinden und diesem Geltung zu

Digitized by Google

verschaffen. Der Fachgelehrte sollte sich nicht für zu gut halten, den vielen Eifer für die Muttersprache, den vielen guten Willen, etwas zu thun für ihre Richtigkeit und Schönheit, der sich jetzt bemerklich macht, in die rechten Bahnen zu lenken, vor Übertreibungen warnend, auf die Ziele hinweisend, welche anzustreben sind.

An Aufgaben fehlt es der nhd. Sprachwissenschaft nicht; ist man aber berechtigt, diese denen, welchen bisher die Germanistik ihre Kräfte gewidmet hat, als ebenbürtig an die Seite zu setzen? Ich glaube nicht, daß wir diese Frage anders als bejahend beantworten dürfen. Niemand wird die Ansicht vertreten, daß die älteren Sprachperioden nur deshalb, weil sie weiter in der Zeit zurückliegen, von größerer Wichtigkeit sind, als die neueren; was aber den Wert des in der Sprache Niedergelegten betrifft, so wird bei aller Schätzung der Blüten der mhd. Dichtung doch über den Vorrang der neueren Litteratur volle Übereinstimmung herrschen. Was Grimm veranlaßte, der nhd. Sprache eine gewisse Geringschätzung entgegenzubringen, habe ich zu zeigen versucht; wir kennen jetzt den Unterschied, der Schriftsprache und Dialekte trennt, und wissen, daß erstere in ihrer Entwickelung andere Wege einschlägt, als die Volksmundarten. In einem Punkte freilich steht die neuere deutsche Sprachwissenschaft hinter der älteren zurück: sie besitzt noch keine ausgebildete Methode, die Überfülle des Stoffes und andere Schwierigkeiten scheinen zurückzuschrecken, sie sind aber glücklicherweise keine unübersteigbaren. Es gehört Mut dazu, sich auf ein noch so wenig angebautes Gebiet zu begeben; aber wer es thut, darf auch hoffen der Nachsicht teilhaftig zu werden, welche dem gebührt, der sich selbst seine Wege bahnen muß und nicht bequem auf der begangenen Fahrstraße wandeln kann. Einer weiteren Anpreisung der Vorteile, welche die Beschäftigung mit dem Nhd. gewährt, bedarf es nicht und nur auf einem Punkt möchte ich noch etwas verweilen, der Bedeutung der nhd. Sprachforschung für die Schule. Wenn es die Aufgabe des deutschen Sprachunterrichts ist, den Schüler in die historische Entwicklung der Sprache einzuführen, so wird dabei das wichtige Stück Entwicklungsgeschichte, das zwischen unserer jetzigen Sprache und dem Mhd. liegt, nicht ohne Schaden vernachlässigt werden können. Das Zurückgehen auf ältere Sprachperioden behält seinen großen Wert, aber in erster Linie ist es die Geschichte der nhd. Sprache selbst, aus der nur ein volles Verständnis aller Besonderheiten der jetzigen Sprache gewonnen werden kann. Wenn es sich darum handelt, den Grund zu erkennen, auf dem sich die Sprache unserer großen Dichter aufbaut, so wird uns hier das Mhd. allein nicht volle Klarheit verschaffen, sondern erst das Eingehn auf die älteren Zeiten des Nhd. wird uns alles verständlich machen. In die Schule gehört ferner die Behandlung der

Digitized by Google

lebenden Sprache; der Schüler soll dazu angehalten werden, sich über die Sprachmittel, von denen er ohne Reflexion Gebrauch macht, einen klaren Begriff zu bilden. Sein Sprachgefühl soll geweckt und geläutert werden. Ich verkenne nicht, was schon jetzt in dieser Richtung von einzelnen Vorzügliches geleistet wird, aber es ist anzustreben, daß diese Methode die herrschende wird, und daß es nirgends an Gelegenheit fehlt, sich die Kenntnisse, welche zu ihrer Anwendung notwendig sind, zu erwerben. Dazu bedarf es der Einfügung der nhd. Sprachforschung als eines festen Gliedes in den Kreis der germanistischen Wissenschaft; möge sich die Überzeugung immer mehr Bahn brechen, daß diese Einfügung erfolgen muß und möge es dann nicht an Kräften fehlen, welche für die nhd. Sprache die Aufgaben erfüllen, welche die Begründer unsrer Wissenschaft für die alte Sprache erfüllt haben!

Wie die Sprache altes Leben fortführt.

Von **Rudolf Hildebrand.**

III.

Manche Wendungen, die noch frisch im Gebrauch sind, reichen näher besehen so weit in unser Alterthum zurück, daß sich zunächst dagegen begreifliche Zweifel regen.

Von der Art ist z. B. „einem die Stange halten". Das stammt aus dem Gebrauch des gerichtlichen Zweikampfes, mit dem im Mittelalter in gewissen Fällen Recht und Unrecht entschieden wurde. Jedem der beiden Kämpfer war ein Mann beigegeben, der dem heutigen (sonderbar benannten) Secundanten entspricht, aber nicht ein Schwert führte, sondern eine Stange, um im gegebenen Falle die Kämpfer damit zu trennen. Im Sachsenspiegel (I, 69, 4) heißt das der boum, bôm: ir iclichem sal der richter einen man geben, der einen boum trage ... ab ir ein (einer von ihnen) vellet, daz er den boum under (d. h. dazwischen) stôze, oder ab er gewunt wirt oder des boumes bitet. Im schwäbischen Landrecht aber heißt es stange, z. B. in einer Münchener Handschr. nach Schmellers bayr. Wörterb. 3, 648: ir ietwederm sol der richter einen man geben, der ein stange trage, die sol der über den haben (halten), der dâ gevellet usw. Dieser Stangenträger hieß auch kurz der stanger, z. B. bei Wilwolt von Schaumburg S. 35 (hier im Turnier, als Kampfscheider) oder stängler das. 53, sodaß die, welche noch mit Familiennamen Stängler, Stengler heißen, hier ihren Ursprung

Digitized by Google

zu suchen haben. Wie lange nun ist der gerichtliche Zweikampf abgethan (gleichsam hinter den Coulissen im Duell fortgeführt), und wie lange wird doch die Wendung „einem die Stange halten" (eigentlich bereit halten) weiter leben! Solche Wendungen haben eine eigenthümliche, unersetzliche Kraft, die sich von ihrem lebensvollen Ursprung her auch über das Verständniß hinaus, wenn die sie erklärenden Umstände dem Bewußtsein längst entrückt sind, doch frisch erhält im Gefühl. So ist in unserer Wendung noch heute das Wesentliche der Sache dem Gefühl gegenwärtig: einem in schwieriger Lage wartend zur Seite stehen, um ihm im Augenblick der Gefahr beizuspringen.

Hierher gehört auch, was schon in dem Aufsatze über hola! und halloh! anhangsweise erwähnt wurde (s. 3,400), sich erholen, zuerst sich aufraffen vom Falle im Kampfe, um ihn aufs neue zu beginnen; dann aber, als der Kampf im Gerichtswesen zurück trat und mit geistigen Rechtsmitteln gestritten, aber die alten Ausdrücke fortgeführt wurden, erhielt es die Bedeutung, einen Eid z. B., wenn man sich versprochen hatte und der Eid damit ungültig ward, neu beginnen. Ebenso das dort auch erwähnte bestehen (älter gestên, Gegensatz ervallen), eigentlich im Kampfe Stand halten, den Platz behaupten, nachher mit einer Eidesleistung ohne Anstoß durchkommen, daß sie gilt, und heute noch im Hauptbegriff genau entsprechend vom Examen, in dem einer besteht — oder durchfällt (s. 3,401).

Bilder aus der ältesten, einfachsten und rohesten Form des Kämpfens werden auch sonst in der Sprache arglos fortgeführt. So z. B. in unterliegen, eigentlich unten liegen als Besiegter. Der Sieger aber hat die Oberhand, d. h. eigentlich: er hat seine Hand über dem Überwundenen und hält ihn damit nieder, bis er sich als Überwundenen bekennt (mhd. im des siges gihet). Wie arglos braucht man diese sachlich eigentlich so rohen Ausdrücke nun im besten Sinn und Zusammenhang, so deutlich sie eigentlich noch sind; aber Zeit und Gewöhnung schleifen auch die deutlichsten Bilder merkwürdig ab und machen den inneren Sinn stumpf für die deutliche Vorstellung, indem sie den abstracten Begriff in den Vordergrund ziehen. Dem unterlegen (Gegensatz überlegen) entspricht dann auch, nur derber, unterworfen (lat. subjectus, franz. sujet usw.), aber auch gemildert oder ganz mild untergeben, unterthan (lat. subditus).

Ganz derb und deutlich aber „einem den Fuß auf den Nacken setzen", womit der am Boden Liegende als überwunden, unterworfen, der Willkür des Siegers preisgegeben bezeichnet wird. Das ist in Wirklichkeit seit langen Jahrhunderten abgethan und durch mildere Formen ersetzt (jetzt das Abgeben der Waffe) und lebt in der Sprache noch fort

Digitized by Google

als Kraftwort, das man nicht missen mag! Noch roher und doch auch arglos gern gebraucht ist „einem aufs Leder knien", in der Bedeutung: die letzten rücksichtslosen Mittel wider einen Gegner brauchen, um seinen Widerstand zu brechen oder ihn zu gewissen Zugeständnissen zu zwingen, z. B. in dem geschäftlichen „Kampf ums Dasein". Und wie rasch malen die zwei Worte, wenn man sie nur einen Augenblick still hält und ansieht, ein wüstes Bild aus dem ältesten rohesten Kampfleben aus! Geradezu grausig roh ist eine auch arglos, wenn auch nur in derbem Tone gebrauchte Redensart: „einem den Daumen aufs Auge setzen". Der heutige Sinn ist ziemlich gleich dem der vorigen Wendung, der eigentliche Sinn ist aber längst vergessen. Er wird z. B. deutlich aus einer Stelle im Meier Helmbrecht (V. 1243), wo der wilde Held der Geschichte sich der Künste rühmt, die er in der Schule der Raubritter gelernt, um die Bauern zu quälen:

dem ich daz ouge ûz drücke,
disen howe ich in den rücke,
disen binde ich in den âmeizstoc usw.,

offenbar eine alte Kunst aus roher Zeit, sie tauchte im Kriege von 1870 im französischen Heere wieder auf, freilich aus Afrika kommend, denn von den Turcos wurde der Kunstgriff berichtet, dem verwundeten Gegner mit einem Kniffe des Daumens ein Auge auszudrücken. Unsere Redensart mag noch im dreißigjährigen Kriege ihre Wirklichkeit gehabt haben im Gebrauch der wilden Soldatesca, zeigt übrigens das Ausdrücken nur als Drohung, d. h. den Augenblick, wo der plündernde Soldat, um bei dem zu bleiben, den Daumen ansetzt, um den Bauer, der unterliegend zu denken ist, durch Angst um sein Auge zu vermögen, daß er die Stelle angebe, wo er sein Geld versteckt hat. So spielen wir in Worten noch mit grausigen Resten einer wüsten Zeit. Wenn man sie fallen ließe, wäre das kein Verlust, und in der Schule wäre leicht das Gefühl zu erwecken, das sie verabscheuend abwiese.

Die Sprache ist aber voll von Bildern, die nur Niederschläge aus der Zeit sind, wo seit Jahrhunderten Kampf und Fehde den Mann und die Gedanken beschäftigten. Auf die Zeit, wo jeder, Bürger wie Bauer, waffenfähig und waffenkundig war, weist z. B. die allgemein gebrauchte Wendung „sich mit Geduld wappnen", sachlich das gerade Gegentheil von wirklichen Waffen. Auch das beliebte „sich zur Reise rüsten" weist auf die Zeit, wo man zur Fahrt über Land Waffen und Rüstung brauchte (vergl. oben die Bemerkungen vom Landfrieden); ist doch Reise selber in alter Zeit nichts als Heerfahrt, Kriegsfahrt, daher noch der Reisige, obschon sich jetzt niemand mehr so nennt. Merkwürdig ist eine Redensart mit Harnisch: „in den Harnisch gerathen", d. i. in Zorn,

Digitized by Google

besonders solchen, der thätlich werden will. Ich kann mir das nur erklären aus der Zeit, wo, wie noch im 16. Jahrhundert, der Bürger seinen Harnisch und Waffen bereit haben mußte und selbst dem Rathe dafür verantwortlich war, der von Zeit zu Zeit danach sehen ließ. Das gerathen bleibt aber merkwürdig, weil es klingt, als ob der Zornige in den an der Wand hängenden Harnisch käme, ehe er es eigentlich merkte und wollte. Merkwürdig ist mir auch seit lange: „den Spieß umkehren", das für gewisse Fälle als bezeichnendes Kraftwort unentbehrlich bleibt. Der genaue Sinn ist: von der Abwehr zum Angriff übergehen. So wenn jemand beim Anblick einer Gans in der Bratpfanne sagte: „Es ist doch gut, daß nicht die Gänse uns braten, wenn sie einmal Rache übten und den Spieß umkehrten", wie ja in der verkehrten Welt der Ochse den Metzger schlachtet, was man auf Jahrmärkten in Bildern sieht. Die Entstehung der Wendung wäre am begreiflichsten, wenn man sich denkt, daß einem Angreifenden der Spieß im Handgemenge vom Gegner entrissen und nun gegen ihn gekehrt wurde, denn ein und derselbe Spieß muß es ja sein. Für die Schule ist in diesen Dingen auf alle Fälle eine treffliche Denkübung gegeben, daß die Schüler über das kahle logische Denken hinaus zum Denken der lebendigen Welt übergehen lernen.

Die Kaiserreden in Grillparzers „Bruderzwist in Habsburg".

Von **Karl Landmann** in Darmstadt.

Schon Rudolf Gottschall (Unsere Zeit, 1873, I. S. 26—40: Franz Grillparzers Nachlaß) hat die Reden Rudolfs II. im „Bruderzwist" „nach der formellen Seite sowie in Bezug auf geistige Bedeutung zu den hervorragendsten Ergüssen der Grillparzerschen Muse" gezählt. Ähnlich W. Scherer (Vorträge und Aufsätze, 1874), Alfred Klaar (Geschichte des modernen Dramas, 1883), August Sauer (Einleitung zu den sämtlichen Werken, 1887) u. a. Und Joh. Volkelt (Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen, 1888) erkennt darin des Dichters eigene Ansichten über Staat, Geschichte, Religion u. s. w., nicht etwa, als ob Grillparzer dem Kaiser seine Gedanken leihe, sondern indem er sich — allerdings mit Herübernahme zahlreicher eigener Grundüberzeugungen — in die Person des Kaisers verwandele. Es dürfte deshalb im Hinblick auf die Vorbereitungen zur Feier des 15. Januar 1891 nicht unangemessen erscheinen, an dem Faden jener „Kaiserreden" einen Blick auf das innere

Digitized by Google

Leben des Dichters zu werfen, der, wenn es auch wahr sein sollte, was Gottschall am Schlusse des genannten Aufsatzes sagt („ein Talent, welches eine engherzige Periode um seine Unsterblichkeit betrogen hat"), doch in vollem Umfange die Worte Gustav Freytags (Im Neuen Reich, 1872. Ges. Werke 16, 326 flg.) für sich in Anspruch nehmen darf: „Und eines, zwei Stücke von Grillparzer werden im Gedächtnis der Nation dauern und noch Freude bereiten, wenn die gesamte dramatische Litteratur, welche zwischen seinem ersten und seinem besten Stück aufschoß (1817 bis 1840), vergessen sein wird".

Betrachten wir demgemäß die in den ersten, dritten und vierten Aufzug verflochtenen Kaiserreden in ihrem — dramatisch genommen, freilich sehr losen — Zusammenhang unter sich wie mit der Zeitgeschichte, letzteres der Kürze wegen unter Hinweis auf die betreffenden Stellen bei Ranke (Deutsche Geschichte VII, 176—206 u. anderwärts).

Wir befinden uns im ersten Aufzug in einem Saale des kaiserlichen Schlosses zu Prag. Zu dem von allen Regierungsgeschäften abgestoßenen, dagegen an Gemälden und Dichterwerken („Lope de Vega! .. Sortija del olvido, Ring des Vergessens, — Ja, wer den besäße!") Gefallen findenden, vor allem aber der Astronomie ergebenen Kaiser verlangen seine nächsten Verwandten den ihnen durch den Kämmerer Wolfgang Rumpf[1]) versperrten Zutritt: sein natürlicher Sohn Don Cäsar, der die Freilassung des wegen Totschlags verhafteten Feldmarschalls Rußworm[2]) erzwingen will; sein Bruder Mathias, der, von dem Kardinal Klesel[3]) dazu gedrängt („als Habsburgs Heil, das Heil der Kirche!"), das Kommando in dem Türkenkriege in Ungarn begehrt, und sein Neffe, Erzherzog Ferdinand von Steiermark: diese beiden bekanntlich die Nachfolger Rudolfs auf dem deutschen Kaiserthron. Nachdem Rudolf in einem Wutausbruch gegen Don Cäsar die Beschränkung der kaiserlichen Majestät („yo soy el emperador!") durch die menschliche Schwachheit erfahren hat[4]), will ihn Ferdinand für die Wünsche Mathias' gewinnen, begegnet aber in dem sie beide wohl durchschauenden Kaiser einem Mißtrauen, das er mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit aus „astrologisch dunkler Prophezeihung" zu erklären sucht. Da flammt es mächtig in dem schwachen Manne auf. Unter feierlicher Verwahrung gegen den Vorwurf, als ob er für Schein den wahren Vorteil aufgebe, erklärt er:

---

1) Ranke S. 185 flg.

2) Ausführliches über die Affaire Rußworm-Belgiojoso bei Hurter, Philipp Lang (Kriminalgeschichte).

3) Hauptstelle über Klesel bei Ranke S. 217.

4) Die mit der politischen Aktion verbundene Liebesgeschichte lasse ich beiseite.

Digitized by Google

Ich glaub' an Gott und nicht an jene Sterne.
Doch jene Sterne auch, sie sind von Gott,
Die ersten Werke seiner Hand, in denen
Er seiner Schöpfung Abriß niederlegte,
Da sie und er nur in der wüsten Welt.
Und hätt' es später nicht dem Herrn gefallen,
Den Menschen hinzusetzen, das Geschöpf,
Es wären keine Zeugen seines Waltens,
Als jene hellen Boten in der Nacht.
Der Mensch fiel ab von ihm, sie aber nicht.
Wie eine Lämmerherde ihrem Hirten,
So folgen sie gelehrig seinem Ruf,
So heut als morgen, wie am ersten Tag.
Drum ist in Sternen Wahrheit, im Gestein,
In Pflanze, Tier und Baum, — im Menschen nicht.

Das ist Maximilians II. Sohn, der, wiewohl Zögling der Spanier und Jesuiten, doch (1599) den dänischen Astronomen Tycho de Brahe nach Prag beruft und den deutschen Protestanten Johann Kepler[1]) *in* den Zeiten der eben durch jenen Ferdinand verhängten Verfolgung zu dessen Gehilfen und (1601) Nachfolger ernennt. Und indem er den glücklich preist, der, „gelehrig fromm den eignen Willen meisternd", in den Sternen Wahrheit sucht, fährt er fort:

Fragst aber du, ob sie mir selber kund,
Die hohe Wahrheit aus der Wesen Munde?
So sag ich: Nein und aber wieder: Nein.
Ich bin ein schwacher, unbegabter Mann,
Der Dinge tiefster Kern ist mir verschlossen.
Doch ward mir Fleiß und noch ein andres: Ehrfurcht
Für das, daß Andre mächtig und ich nicht.

Was er aber, „ob nur Schüler, Meister nicht", in den lichten Räumen schätzen und lieben gelernt hat, das ist der Geist der Ordnung, die dort oben ihr Haus hat, während auf Erden eitle Willkür und Verwirrung herrscht. Diesen Geist der Ordnung erkennt er weder in dem bisherigen Vorgehen Ferdinands, der sich rühmt, in Steiermark, Kärnthen und Krain den Keim der Ketzerei getilgt zu haben, noch auch in dessen Erbieten, statt der Sachsenfürstin, um die er gefreit, um des Bayernherzogs Tochter zu werben, wenn es der Kaiser so wünsche. Und es ist eines der bei Grillparzer mit vollem Rechte gerühmten Beispiele dramatischer Wirkung durch den Gegensatz, wenn er den Kaiser, der vorher durch das siebenmal wiederholte „Allein!" seine Sehnsucht nach Ruhe zu erkennen gegeben, nun plötzlich ausrufen läßt:

1) Über die beiden s. Ranke S. 179 flg.

Digitized by Google

Nun, ich bewundre Euch. — Weis' deine Hände!
Ist das hier Fleisch? lebendig, wahres Fleisch?
Und fließt hier Blut in diesen bleichen Adern?
Freit eine Andre, als er meint und liebt —
Mit Weib und Kind, bei zwanzigtausend Mann,
In kalten Herbstesnächten frierend, darbend!
Mir kommt ein Grauen an. Sind hier nicht Menschen?
Ich will bei Menschen sein. Herbei! Herein!

Zu diesen „Menschen“, die er sehen will, gehört auch der Erzherzog Leopold, „ein verzogener Fant, hübsch, wild und rasch, bei Wein und Spiel und Schmaus, wohl selbst bei Weibern auch“; und die kaiserliche Majestät kann sich beim Zug zur Kapelle trotz des strengen Ceremoniells nicht enthalten, dem Liebling sein Wohlgefallen zu bezeugen.

Im zweiten Aufzug gehen die bis daher angebahnten geschichtlichen Ereignisse ihren Gang und drängen zu der Entscheidung, die sich im dritten Akte vollzieht. Mathias ist in Ungarn von den Türken geschlagen worden, und die Erzherzöge beratschlagen wegen des Friedens, freilich unter dem niederschmetternden Eindrucke der Wahrheit, die Mathias erbarmungslos ausspricht: „Das ist der Fluch von unserm edeln Haus: auf halben Wegen und zu halber That mit halben Mitteln zauderhaft zu streben“. — Der Kaiser hat den Frieden nicht bestätigt, will ihn nicht bestätigen[1]). Herzog Julius von Braunschweig[2]), der unter der Verkleidung eines Dieners zu ihm gedrungen ist, entlockt, „ein Ketzer, allein ein Ehrenmann“, dem gegen alle Welt Verschlossenen das innerste Geheimnis seiner Seele. Zunächst seine Ansicht über den in seiner Person verkörperten Staat: „das Band, das diese Garbe hält, unfruchtbar zwar, doch nötig, weil es bindet“.

Mein Name herrscht, das ist zur Zeit genug.
Glaubst: in Voraussicht lauter Herrschergrößen
Ward Erbrecht eingeführt in Reich und Staat?
Vielmehr nur: weil ein Mittelpunkt von nöten,
Um den sich alles schart, was gut und recht,
Und widersteht dem Falschen und dem Schlimmen,
Hat in der Zukunft zweifelhaftes Reich
Den Samen man geworfen einer Ernte,
Die manchmal gut und vielmal wieder spärlich.

Sodann über den Krieg, zumal den Krieg in Ungarn:

Den Krieg, ich haß' ihn, als der Menschheit Brandmal,
Und einen Tropfen meines Blutes gäb' ich
Für jede Thräne, die sein Schwert erpreßt;
Allein der Krieg in Ungarn, der ist gut.

---

1) Ranke S. 192.
2) Ranke S. 204.

Digitized by Google

Er hält zurück die streitenden Parteien,
Die sich zerfleischen in der Meinung schon.
Die Türkenfurcht bezähmt den Lutheraner,
Der Aufruhr sinnt in Thaten, wie im Wort,
Sie schreckt den Eifrer meines eignen Glaubens,
Der seinen Haß andichtet seinem Gott.
Fluch jedem Krieg! Doch besser mit den Türken,
Als Bürgerkrieg, als Glaubens-, Meinungsschlachten.

Zur Bewahrung des Friedens hat er den Orden der Friedensritter mit dem Wahlspruch „Nicht ich, nur Gott" erdacht, und Herzog Julius empfängt diesen Orden mit der Weisung, ihn nicht außen auf der Brust, „nein innen, wo der Herzschlag ihn erwärmt", zu tragen. Darauf entwirft der Kaiser dem Bundesbruder ein Bild der Geschichte, wie sie sich vor seinen Blicken aus der Reformation heraus entwickelt. Der Protestant fragt den Kaiser, warum er, der gegen Andersmeinende so huldvoll sei, nicht die volle Glaubensfreiheit gebe. In den Augen des Kaisers aber ist es nicht die Freiheit, was sie wollen, sondern die Macht:

Der Reichsfürst will sich lösen von dem Reich,
Dann kommt der Adel und bekämpft die Fürsten,
Den giebt die Not, die Tochter der Verschwendung,
Drauf in des Bürgers Hand, des Krämers, Mäklers,
Der allen Wert abwägt nach Goldgewicht.
Der dehnt sich breit und hört mit Spottes-Lächeln
Von Thoren reden, die man Helden nennt,
Von Weisen, die nicht klug für eignen Säckel,
Von allem, was nicht nützt und Zinsen trägt.
Bis endlich aus der untersten der Tiefen
Ein Scheusal aufsteigt, gräßlich anzusehn,
Mit breiten Schultern, weitgespaltnem Mund,
Nach allem lüstern und durch nichts zu füllen.

Wo hätte ein Dichter den Gang der Geschichte durch drei Jahrhunderte hindurch kürzer und ausdrucksvoller vom Standpunkt der Antorität aus zusammengefaßt? — „Des Menschen Recht heißt hungern, Freund, und leiden", das ist die Antwort, die der Kaiser der Berufung auf das Recht entgegenzusetzen hat: das Naturrecht. — „Da noch das wilde Tier den Menschen schlachtete, der waffenlos . . . Gott aber hat die Ordnung eingesetzt; von da an ward es licht, das Tier ward Mensch." — Das ist wieder die Ordnung, die er (im ersten Akt) dem Ketzerverfolger Ferdinand gegenüber gefeiert hat. Sie ist nur in der Höhe zu finden, die sie schützt, von wo sie aber der Barbar herunterzustürzen sucht „zur Oberfläche eigener Gemeinheit, bis alles gleich, ei ja, weil alles niedrig."

Diesem Geschichtsbilde in der Phantasie des Kaisers stellt Herzog Julius die nackten Thatsachen der Zeitgeschichte entgegen: die Türken

Digitized by Google

haben Mathias die Krone Ungarns angeboten; in Mähren greift die Bewegung um sich; in Böhmen selbst, „in Prag hält man schon Rat und knüpft Vereine." Und für das alles hat der Träumer, der dem Schotten Dee, dem „Wundermann des Wissens", sein Ohr geliehen, bis zu dieser Stunde kein Auge gehabt. Und erst nachdem ihm aus dem Berichte des Utraquisten Prokop, der über Wien und Brünn nach Prag gekommen, die Sachlage klar geworden ist, und nachdem jener hinzugefügt hat, daß Bischof Klesel als des Ungarnkönigs Stellvertreter in Brünn weile, da spricht er, zu Julius gewendet:

Das wäre schlimm. Wenn jener list'ge Priester
Das, was dem Andern fehlt, den Mut, die Thatkraft,
Ihm gösse in die unentschiedne Seele —
Das wäre schlimm, und denk ich fort und weiter,
Vergrößert sich's zu wirklicher Gefahr.

Noch weiß er freilich nicht, daß Erzherzog Mathias mit Heeresmacht gen Prag heranrückt; dennoch entschließt er sich, eine Abordnung der Stände, die ihm den Majestätsbrief, den er früher, „Berechtigung zusichernd ihrem Glauben", zurückgewiesen, den diese aber nun aufs neue vorzulegen gekommen sind, zu empfangen. Zwar fühlt er in diesem Augenblicke einen „Hauch der Jugendzeit", und er hätte Lust, an der Spitze seiner Treuen hinauszuziehen, „um Stirne gegen Stirne den Aufruhr zu befragen, was sein Ziel." Seine „Treuen" indessen hören nicht auf ihn, und Julius, der ihn besser kennt als er sich selbst, bringt mit dem Degen zugleich den Kaisermantel, worauf der Kaiser:

Den Degen legt nur hin! Ist doch das Eisen
Fast wie der Mensch. Erschaffen, um zu nützen,
Wird es ein Mordgerät und trennt und spaltet
Die schöne Welt und aller Wesen Einklang.

Es wäre verlockend, den ganzen Auftritt, der die Erteilung des welthistorischen Majestätsbriefes zum Gegenstande hat, an diesem Orte zum Abdruck zu bringen. Der Raum aber gebietet Beschränkung auf einzelne Stellen.

Die Abgeordneten haben auf das Volk hingewiesen, das eines Sinnes mit ihnen sei. Darauf Rudolf:

Das Volk! Ei ja! Das Volk!
Habt ihr das Volk bedacht, wenn ihr die Zehnten,
Das Herrenrecht von ihnen eingetrieben?
Das Volk! Das sind die vielen leeren Nullen,
Die gern sich beisetzt, wer sich fühlt als Zahl,
Doch wegstreicht, kommt's zum Teilen in der Rechnung.
Sagt lieber, daß ihr selbst ergreift den Anlaß,
Mir abzuzwingen, was ich euch verweigert
Und jetzt auch weigern würde, stünde gleich
Ein Mörder mit gehobnem Dolch vor mir.

Digitized by Google

Doch handelt sich's von mir nicht jetzt, noch euch,
Vielmehr von dem, was sein muß und geschehn,
Soll nicht der Grundbau jener weisen Fügung,
Die Gott gesetzt und die man nennt den Staat,
Im wilden Taumel auseinander gehn.

Den Einwurf der Abgeordneten, daß sie nicht ihm, wohl aber dem Einfluß von Madrid und Rom mißtrauten, kann er mit dem Hinweis auf die Thatsache, daß ihre Jünger im Heer und Rate sitzen, daß selbst sein anwesender Freund (Julius) ihr Lehrgenoß sei, widerlegen. Da er aber auf der Pergamentrolle einen „neuen Punkt" findet, der ihm unannehmbar erscheint, da verbreitet er sich noch einmal über den Glauben als „das Gefühl der Eintracht mit sich selbst":

Daß deine Väter glaubten, was du selbst,
Und deine Kinder künftig gleiche Pfade treten,
Das ist die Brücke, die aus Menschenherzen
Den unerforschten Abgrund überbaut,
Von dem kein Senkblei noch erforscht die Tiefe.
O, prüfe nicht die Stützen, bess're nicht!
Dein Menschenwerk zerstört den geist'gen Halt,
Und deine Enkel lachen einst der Trümmer,
In denen deine Weisheit modernd liegt.
Ist eure Satzung wahr, wird sie bestehn
Und wie das Bäumchen, das vom Stein gedrückt,
Die Zweige breiten, siegend ob der Last;
Allein, wenn falsch, so wißt, daß seine Wurzeln
Auflockern all, was fest und alt und sicher.
Der Zweifel zeugt den Zweifel an sich selbst,
Und einmal Ehrfurcht in sich selbst gespalten,
Lebt sie als Ehrsucht nur noch und als Furcht.
Maßt euch nicht an, zu deuteln Gottes Wahrheit.

Und nun folgt eine Stelle, in der sich Rede und Handlung in meisterhafter Ausführung verbinden, um den Höhepunkt der Tragödie aufs kräftigste herauszuarbeiten. Die Abgeordneten haben sich der in den letzten Worten liegenden Mahnung gegenüber auf die Schrift berufen. Da unterschreibt Rudolf in raschem Zuge und weist mit prophetischem Munde auf eine blutige Zukunft hin, die aus der Schrift (er meint natürlich den mit seiner Unterschrift versehenen Majestätsbrief!) erstehe. In diesem Augenblicke hört man einen fernen Kanonenschuß. Die Meldung, daß man den Wall von Wissehrad besetzt hat und auf Truppen, die der Stadt sich nahen, schießt, erwidert er mit dem Befehl: „Man soll nicht schießen!" und bei einem zweiten Schuß (mit dem Fuße stampfend): „Soll nicht, sag ich euch!" Und als die Stände, die Schwerter ziehend, „Mit Gut und Blut für unsern Herrn und Kaiser!" rufen:

Digitized by Google

Da steht's vor mir! Der Mord, der Bürgerkrieg
Was ich vermieden all mein Leben lang,
Es tritt vor mich am Ende meiner Tage.
Es soll, es darf nicht. Steckt die Schwerter ein,
Vertragt euch mit dem Feind. Und diese Handfest,
Die ihr als Preis des Beistands abgetrotzt,
Sei euch geschenkt. — Ihr selbst, Herr Kanzler, seht,
Was sie begehren draußen vor der Stadt.
Ist es mein Bruder doch, bestimmt, zu herrschen,
Wenn mich der Tod, ich hoffe bald, hinwegrafft.

Doch die Ereignisse gehen über das Haupt des friedeseligen Kaisers hinaus. Erzherzog Leopold (vgl. den ersten Aufzug), der in Passau Truppen für Rudolfs Dienst geworben, erscheint, und es gelingt dem „Versucher", die schriftliche Zurücknahme des kaiserlichen Willens zu erwirken[1]).

Damit treten wir in den vierten Akt, die absteigende Handlung, ein. — Mathias hat Prag genommen, die protestantischen Stände sind zu ihm übergegangen. Hat ja doch Rudolf selbst (gegen Herzog Julius im 3. Aufzug) eingeräumt: „Die Glaubensfreiheit stünde gut mit ihm"! Erzherzog Leopold aber ist hinausgeworfen und „geht nach Deutschland, um des Reiches Stände zum Schutze zu vereinen seines Herrn." So sehen wir denn den Kaiser wieder in seinem Schlosse, „als Herrn, obgleich in Haft." An einem Fenster stehend blickt er hinab auf die Stadt, für die er „das lebensvolle Wien, den Sitz der Ahnen seit des Reiches Wiege", dahingegeben, und die nun, müde ihrer Herrlichkeit, in Waffen stehet gegen ihren Freund:

Ich aber sage dir: wie eine böse Beule
Die schlimmen Säfte all des Körpers anzieht,
Zum Herde wird der Fäulnis und des Greuls,
So wird der Zündstoff dieses Kriegs zu dir,
Der lang verschonten, nehmen seinen Weg,
Nachdem du ihm gewiesen deine Straßen.
In deinem Umfang kämpft er seine Schlachten,
Nach deinen Kindern richtet er sein Schwert,
Die Häupter deiner Edlen werden fallen,
Und deine Jungfrau'n, losgebundnen Haars,
Mit Schande zahlen ihrer Väter Schande.
Das sei dein Los, und also — fluch' ich dir! —
Die du die Wohlthat zahlst mit bösen Thaten.[2])

Das sind freilich böse Worte aus dem Munde eines Landesvaters; aber der in seiner Natur bedingte Umschlag der Gesinnung bleibt nicht

---

1) Man beachte hier die Zusammenlegung der Ereignisse vom 11. Juli 1609 — Majestätsbrief — mit dem Einzug Mathias' in Prag, März 1611, vgl. Ranke S. 196 und 204.

2) Ranke S. 206. — Ähnlich hatte Heinrich III. Paris geflucht.

Digitized by Google

aus. Die Erzherzoge Max und Ferdinand erscheinen und bitten um des Bruder und Oheim Kaisers Verzeihung. Er gewährt sie in Worten, die wohl auch als „Kaiserreden“ verzeichnet zu werden verdienten. Wir begnügen uns indessen mit Anführung der Stelle, die sich auf Mathias' Königtum bezieht. Max hat geäußert, sie seien gekommen, damit ihm, dem Kaiser-Bruder, sein Recht werde. Darauf Rudolf:

Davon kein Wort! Der König ist dahin.
Ich geb' ihn auf. Allein das Königtum
Möcht' ich der Welt erhalten, der's von nöten.
Mein Bruder herrscht in Ungarn und in Östreich,
Er will's in Böhmen auch, nicht künftig, jetzt.
Wohlan, es sei darum; denn keine Teilung
Verträgt, was alle Teile eint zum Ganzen.
Ich selbst, wie einst mein Oheim, Karl der fünfte,
Als er die Welt, wie sie nun mich, zurückstieß,
Im Kloster von Sanct Justus in Hispanien
Den Tod erwartete, so will auch ich.
Es währt nicht lang, ich fühl' es wohl, denn Undank
Gräbt tiefer als des Totengräbers Spaten;
Und Kloster sei und Zelle mir dies Schloß.
Mathias herrsche denn. Er lerne fühlen,
Daß Tadeln leicht und Besserwissen trüglich,
Da es mit bunten Möglichkeiten spielt;
Doch Handeln schwer, als eine Wirklichkeit,
Die stimmen soll zum Kreis der Wirklichkeiten.

So mögen sie denn für den sorgen, der nun auf dem Throne sitze. Sei der ja doch die Fahne des Regiments und verdiene Ehrfurcht! Seinen Neffen Ferdinand aber ermahnt er, die Überzeugung auch in anderen Menschen zu achten, denn sie sei von Gott. Er selbst sei ein Mann der Dunkelheit gewesen, habe aber im Aufblick zu den Gestirnen den Frieden gewonnen, in dem er, und nur er allein, das Weh für alle tragen wolle. So auch für die eben erst von ihm verfluchte Stadt:

Und also segn' ich dich, verlockte Stadt,
Was Böses du gethan, es sei zum Guten.

Und auch das Vaterland, in das sein Geist aus Spanien kommend sich geträumt, segnet er und — stirbt, wie der Leser und Zuschauer wähnen muß, nach den Intentionen des Dichters aber nur in dem Sinne, in dem Herzog Julius es ausspricht: „Der Kaiser starb, ob auch der Mensch genese.“

Es geht über den Rahmen unserer Betrachtung hinaus, die Tragödie auf ihren dramatischen Aufbau hin prüfen zu wollen. Wir gehen deshalb über den fünften Akt, die Katastrophe, in aller Kürze hinweg und bemerken nur, daß der Dichter in seiner Abneigung gegen allen

Digitized by Google

geschichtlichen Zwang den in Wirklichkeit am 20. Januar 1612 erfolgten Tod Rudolfs II. mit den Ereignissen zu Beginn des großen Krieges — dem Fenstersturz zu Prag (23. Mai 1618), der Verhaftung des Kardinals Klesel (19. Juli)[1]), dem Eintreten des Obersten Wallenstein für Ferdinand und der Ankunft der Dampierreschen Reiter[2]) — zusammenfallen und zum Schlusse den „Bruderzwist" in Mathias' Klage austönen läßt:

Am Ziel ist nichts mir deutlich als der Weg,
Der kein erlaubter war und kein gerechter.
O Bruder, lebtest du, und wär' ich tot!
Gekostet hab' ich, was mir herrlich schien,
Und das Gebein ist mir darob vertrocknet,
Entschwunden jene Träume künst'ger Thaten,
Machtlos wie du, wank' ich der Grube zu.

Und wenn endlich der neue Kaiser, während draußen der Ruf „Vivat Mathias!" erschallt, mit dem bekannten Worte: „Mea culpa! Mea culpa! Mea maxima culpa!" die tragische Schuld, die auf dem Hause lastet, als Erbschaft seines Bruders übernimmt, so haben wir wiederum die Empfindung von einem gewaltigen Schicksal, auf dessen Grunde das Drama sich aufbaut: ein „Schicksalsdrama" (vgl. Volkelt, S. 151—180). — Nichtsdestoweniger wird es wahr bleiben, was W. Scherer — um auch diese am Eingang nur erwähnte Stimme hier anzuführen — mit einem Wiener Kritiker sagt: daß Grillparzer nie einen Charakter geschaffen habe, der an unmittelbar einleuchtender Wahrheit und lebensvoller Konsequenz dem Kaiser Rudolf im Bruderzwist gleiche. Und das einfach darum, weil es — des Dichters eigner Charakter ist.

Grillparzer hat, wie dies Volkelt so schön ausführt, in den Glanzwerken seiner Jugendzeit für einzelne Seiten seines Wesens Befreiung gesucht; in dem „Bruderzwist" ist es der alternde Mann, der mit sich selbst zu Gericht sitzt. — Scheu in sich verschlossen, mißtrauisch gegen die Außenwelt, viel mehr aber noch gegen die inneren Regungen und Triebe, an anderen nörgelnd und die eigene Thätigkeit und den eigenen Wert bis zur Selbstquälerei verkleinernd, ungeschickt und unpraktisch in allem, was das äußere Lebensglück schafft, dabei aber mit einer Tiefe des Gemüts und einer Wärme der Empfindung begabt, die ihm die Liebe und Verehrung unverdorbener Naturen über das Grab hinaus sichert: so hatte er sich bereits in der Novelle „Ein armer Spielmann" gezeichnet. Und diese schlichte Erzählung hat er (in der Iris, 1848) veröffentlicht; aber erst das nachwachsende Geschlecht sollte sich bewußt

1) Ranke S. 250.
2) Eine Vergleichung mit Schillers „Wallenstein" liegt nahe.

Digitized by Google

werden, daß darin die Bekenntnisse einer großen Seele niedergelegt sind. Daneben aber zieht es den Dichter, der in „König Ottokars Glück und Ende" (1825) mit dem ehrlichen Patriotismus eines Deutsch-Österreichers dem Hause Habsburg in der Person seines Gründers ein leuchtendes Denkmal gesetzt hatte, „mit jener natürlichen Sympathie, die der Edle dem edlen Wollen entgegenbringt", durch Jahrzehnte hindurch[1]) zu den beiden Gestalten hin, welche den Übergang des Kaisertums von der älteren auf die jüngere Linie bezeichnen. Und indem er die Gedanken der Zeit unter dem Siegel und in der Klärung, die sie in seinem Geiste gefunden, mit dem allgemeinen Menschheitsgehalt unter der Marke jener Zeit verbindet und in die Person Rudolfs II. hineinträgt, schafft er in aller Stille ein Werk, das wie ein Leuchtturm über das wilde Gewoge des sturmbewegten Lebens in die Gegenwart hereinragt. In aller Stille — denn die Erfahrungen, die er mit seinen Werken: „Ottokar" und „Ein treuer Diener seines Herrn" gemacht, waren es wohl zumeist, die den Dichter bestimmten, die neue Tragödie, die überdies durch die Ereignisse des Jahres 1848 und das Schicksal Ferdinands eine aktuelle Bedeutung gewonnen hatte, in seinem Pulte zu verschließen, und erst die Gesamtausgabe von 1872 und die erste Aufführung auf dem Wiener Stadttheater (24. September 1872) sollten den Freunden des Dahingeschiedenen den reichen Schatz jener hohen Lebensweisheit eröffnen.

Für das größere Publikum freilich und insbesondere für die Schule, um die es sich in dieser Zeitschrift handelt, ist der „Bruderzwist" bis jetzt noch ein unerschlossenes Buch, und es ist zu wünschen, daß die Schulausgabe Grillparzerscher Dramen, die so verheißungsvoll durch Adolf Lichtenheld eröffnet wurde,[2]) auch unser Stück bringen möge. Es wird dann so mancher Punkt, auf den der Verfasser dieser Skizze nicht näher eingehen konnte, seine volle Beleuchtung empfangen.

Sprachliche Neubildungen im Südwesten.

Von F. Kuntze in Karlsruhe.

Unablässig nagt eine geheime Kraft an dem Leben der Sprachen. Sie wirkt zerstörend und schöpferisch zugleich. Sie lockert uralte, festgefügte Verhältnisse und schafft neue Formen, die zunächst als Verderb-

1) Die ersten Spuren des „Bruderzwistes" gehen auf 1824 zurück; vollendet wurde er wahrscheinlich erst gegen Ende der 50er Jahre.

2) Vgl. Ztschr. S. 179 flg. des vor. Jahrgangs. Außer dem dort besprochenen Stücke ist inzwischen noch „König Ottokars Glück und Ende" und „Das goldene Vlies" in gleich vortrefflicher Bearbeitung erschienen.

Digitized by Google

nisse erscheinen und wieder verfallen, oder aber sich behaupten und damit die Berechtigung ihres Daseins beweisen. Dann stehen sie entweder isoliert als sogenannte Unregelmäßigkeiten inmitten der sie umgebenden Verbände oder sie ziehen Verwandtes nach sich in ihre Bahn und treten als Führer einer Gefolgschaft auf, in die sie später selber zurücksinken. So ist z. B. das Präteritum wurde bekanntlich eine an sich fehlerhafte Neubildung, die sich jedoch behauptet hat und darum zu Rechte besteht, während andere gleichartige Formen wie sunk, schwung, klung zwar sporadisch auftauchen (fortklung hat sich Schiller sogar in der Braut von Messina gestattet), aber nicht durchzubringen vermochten; ebenso ich gönne für ich gan, ich stand für ich stund, ich wies und pries für weisete und preisete. Aber ritt statt reit steht nicht vereinzelt da, sondern gehört einer Gruppe an, die durch die fortwirkende Kraft der Analogie gebildet ist; ebenso ich sänge statt sünge, nehme statt nime, Kinder statt Kind, Frömmigkeit statt Frömmig-heit u. s. f. Diesen fortwuchernden Trieb der Sprachbildung hemmen zu wollen, würde nicht nur unnatürlich, sondern auch unmöglich sein. Mundart und Volkssprache kümmern sich wenig um die Normen, die ein langjähriger Gebrauch aufgerichtet hat, sondern gehen ihren eigenen Weg. Aber der Verbreitung solcher Wildlinge, die fast alle einem abgestumpften Sprachgefühl ihr Dasein verdanken, läßt sich entgegentreten; und wenn die große Masse der Tagesschriften in dieser Beziehung ein weites Gewissen hat, so ist es um so mehr die Pflicht der Schule, über der Reinheit unserer Sprache zu wachen und sie vor zunehmender Verwahrlosung zu schützen. Wohl ist es unmöglich, das Übel mit der Wurzel auszurotten, aber möglich ist es, die Zahl derjenigen zu verringern, welche die Krankheit verschleppen und weiter tragen.

Von dem Umfange der Gefahren, die aus dem Boden der Volks- und Umgangssprache heraus sich wider die Sicherheit unserer Schrift- und Gemeinsprache erheben, legen die Aufsätze, Vorträge und Antworten der Schüler beredtes Zeugnis ab. Diese und eine mehrjährige Beobachtung der oberrheinischen Mundarten hat die Sammlung veranlaßt, die ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe. Kann sie auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, so enthält sie doch die wichtigsten Neubildungen, die sich innerhalb der rheinisch-schwäbischen Mundart allmählich vollzogen haben: die wichtigsten auch darum, weil sie zumeist auch dem Gebildeten geläufig und somit auf dem Wege zur Schriftsprache sind. Ausgeschlossen sind natürlich alle die Eigenheiten, die der Vergangenheit angehören und den Wandel der Dinge als Reste vorzeitiger Schichten überdauert haben, ebenso alle die Veränderungen, die sich auf den Wortgebrauch und die Bedeutung beziehen.

Digitized by Google

Ich beginne mit der Deklination. Da ist zunächst das übrigens auch in anderen Mundarten beobachtete (vgl. Grimm, Gramm. I, S. 696) Umsichgreifen des Umlauts zu verzeichnen. Es heißt hier am Oberrhein: die Täg'[1]), die Ärm, die Hälm', die Generäl', die Läger, so daß von den einsilbigen A-Stämmen nur noch etwa Hund und Schuh den reinen Vokal bewahrt haben mögen. Ebenso auch die Mägen, die Krägen, wiewohl ja im ganzen die Mischklasse dem Eindringen des Umlauts besser widerstanden hat als die A-Stämme.

Weniger verbreitet ist der Zusammenfall des Accusativs mit dem Nominativ auch der masculina. Wenn freilich im Götz von Berlichingen der kleine Karl sagt: „sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten", so gehört das Beispiel nur scheinbar hierher. Denn hier ist das ein eine Verkürzung aus ein(e)n, ja man hört sogar das zweite n in der Aussprache noch ein wenig mitklingen. Übrigens tritt diese Verschleifung der Endsilbe in einen, keinen, meinen ꝛc. schon frühzeitig auf und ist im 16. Jahrhundert bereits ganz gewöhnlich. Anders aber steht es mit folgenden Fällen: Heuer giebt's a guter Wein. Ich hab' der Mann gesehen, ich hab' keiner, oder, wie der Anfang eines Volksliedes lautet: Seh' ich mein lieber, lieber Schatz. Hier kann es nicht zweifelhaft sein, daß wirklich statt des Accusativs der Nominativ auftritt, und es bleibt nur die Frage, wie der Vorgang zu erklären ist. Bekanntlich verklingt in allen fränkischen, allemannischen und schwäbischen Mundarten das auslautende n tonloser Silben. Es wird aber auch bisweilen durch ein r ersetzt, wie z. B. in mer für man und geger für gegen, und so wäre es nicht ganz undenkbar, daß das in den Adjektiven und Pronomina der angeführten Beispiele auftretende r auf einer rein lautlichen Veränderung beruhte. Aber wahrscheinlicher ist es doch, daß der fragliche Vorgang auf Angleichung zurückzuführen ist, wissen wir doch, daß sich nach demselben Gesetze der Accusativ der feminina längst dem Nominativ unterworfen hat. Allerdings ist der Ausgleich auf den Fall beschränkt, wo der Accusativ als Objekt erscheint. Nach Präpositionen dauert der alte Lautbestand fort. Es heißt: ich geh' in de(n) Wald, auf de(n) Berg u. s. f., hier sind die Verbindungen bereits zu fest geworden, als daß sie durch die Analogie gelockert werden könnten. Mit in und an verbindet sich sogar das den des Accusativs so eng, daß es kaum noch gehört wird, wie denn Goethe im Götz schlechtweg in Turn und in tiefen Turn schreibt. Dafür auch viele Beispiele in Scheffels „Trompeter von Säckingen."

1) Die ältere nicht umgelautete Form steckt noch in dem Eigennamen: Alletag.

Digitized by Google

Handelte es sich in dem eben Gesagten um die Bestimmungswörter, so läßt sich von der Flexion der Substantiva selbst behaupten, daß sie – wohl im ganzen Süden – auf die Unterschiede des Numerus beschränkt ist. Bekanntlich ist der Genitiv der Volkssprache längst verloren gegangen, er hat wie im Romanischen und Englischen Umschreibungen Platz gemacht. Der Dativ Singularis der starken Flexion hat ebenfalls längst den auslautenden Vokal eingebüßt, aber auch der Dativ des Pluralis geht der Endsilbe verlustig und fällt mit dem Nominativ zusammen, ein Vorgang, der übrigens in gleicher Weise auch im Niederdeutschen beobachtet wird. Man sagt jetzt: vor zwei Jahr statt Jahren, mit dene(n) de, di Händ', auf dene(n) de, di Berg'. Ebenso plattdeutsch: vör twei Jor, mit de Händ, up de Föt ꝛc. Aber während in den niederdeutschen Mundarten sich die sog. schwache Flexion ungeschmälert behauptet hat, ist in Oberdeutschland auch diese in jähem Verfall begriffen. Daß diese Bewegung längst begonnen hat, ist leicht zu erkennen; das Schwinden des e im Nominativ der Einzahl ist ja ein Vorbote davon, und Formen wie „den Fürst“ und dem Fürst finden sich bereits bei den Klassikern des vorigen Jahrhunderts. Heute ist in den Mundarten des Südwestens wenigstens die Bewegung durchgeführt; die alte Bildungssilbe en, das Kennzeichen schwacher Flexion, ist in allen Kasus des Singularis geschwunden und hat sich nur noch in der Mehrzahl als Kennzeichen des Numerus behauptet. Die Formen Ochs, Bär, Haas, Lew', Knab, Herr, Fürst, Christ, Bub', Soldat ꝛc. gelten im Singularis ohne Unterschied, und wenn in vereinzelten Fällen noch ein en mitklingt, wie z. B. sag' das dem Herre(n), so kann das die Regel nicht umstoßen, sondern sie nur bestätigen. Auf jeden Fall ist die Angabe des Grimmschen Wörterbuchs (IV, 2 S. 1134): „Flexionslosigkeit von Herr vor Namen tritt zuweilen auf, wenn diese letzteren selbst mit Flexion versehen sind,“ für die Gegenden, die wir hier im Auge haben, zu eng gefaßt. Man sagt in Baden ganz allgemein: dem Herr Baurat, dem Herr Lang u. s. f. Ausnahmen scheinen drei Wörter zu machen, die im Gemeindeutschen in die starke Flexion übergetreten sind, nämlich Hahn, Schwan und Hirsch. Aber das Wort Hahn hat bekanntlich mehrfache Bedeutung: es bezeichnet unter andern auch das Instrument, mittelst dessen ein Faß geöffnet wird. Im letzten Falle hat sich die schwache Flexion des Wortes erhalten, während es in der eigentlichen Bedeutung im Singularis wenigstens, der hier allein in Betracht kommt, dem Zuge der Gemeinsprache gefolgt ist. Die andern beiden Wörter aber bezeichnen neben den bekannten Tieren auch die nach diesen gebildeten Wirtshausschilder und werden dann auch auf die Wirtshäuser selbst der Kürze halber übertragen. In dieser Bedeutung pflegen sie freilich ihre schwache

Digitized by Google

Flexion zu behalten. Man trinkt hier im Südwesten nicht im Schwan, sondern im Schwane(n), seltener im Hirsch als im Hirsche(n) sein Bier. Sonst aber ist das Wort Hirsch wie im Gemeindeutschen durchweg der starken Flexion gefolgt, und Schwan teilt in der eigentlichen Bedeutung wenigstens im Singular das Schicksal der übrigen Wörter schwacher Deklination, das der Flexionslosigkeit, während es im Pluralis noch zwischen starker und schwacher Flexion schwankt. Der nämliche Unterschied wird aber auch bei den übrigen als Wirtshausverkündiger dienenden Tiernamen gemacht. Man kehrt im Löwen, Bären und Pfauen ein, und der Bauer trinkt behaglich im Ochse(n) seinen Schoppen, während der Knecht im Stalle dem Ochs sein Futter giebt. Ebenso heißt es auch im Wirtshaus zum Sternen oder kurzweg im Sternen, obwohl das Wort im übrigen stark flektiert wird. Ja wenn im Karlsruher Tageblatt in der Reihe der Gasthöfe neben den übrigen auch goldener Ochsen zu lesen ist, so ist das ein Zeichen, daß das Wort in der uneigentlichen Anwendung auf dem besten Wege ist, in die Mischklasse überzutreten, die dem Uebergreifen der Bildungssilbe en auf den Nominativ ihr Dasein verdankt. Dergleichen Trennungen werden auch sonst noch durch bildlichen Gebrauch bewirkt. „Er hat sich a Aff' kauft" ist etwas anderes als: „er hat sich a Affe(n) kauft", und derselbe, der Angst hat vor dem Bär, bindet unter Umständen einem andern einen Bäre(n) auf. So behält auch das Wort Herr regelmäßig die Bildungssilbe, wenn es für Gott gebraucht wird. In allen diesen Fällen wirkt der Trieb der Differenzierung der Analogie entgegen.

Gehen wir nun zur Konjugation über, so fällt zunächst der Abgang des Umlauts in der zweiten und dritten Person Singularis des Präsens auf. Wohl in ganz Süddeutschland sagt man: du schlagst und er schlagt; desgleichen fallst und fallt, schlafst und schlaft, tragst und tragt, laufst und lauft, und es ist klar, daß die Ursache davon abermals keine andere als der Trieb zur Ausgleichung ist. Das nämliche Gesetz wirkt auch im Präsens der starken Zeitwörter mit stammhaftem e. Hier ist zunächst im Imperativ die bekanntlich schon im Althochdeutschen eingetretene Tonerhöhung von e zu i gänzlich beseitigt; geb', vergeß, eß', befehl', sprech hört man auf der Straße und in der Schule sprechen, es sind unschöne Formen, die um so entschiedener bekämpft werden müssen, als sie in allen deutschen Mundarten auftauchen und überall auch in die Umgangssprache der sogenannten Gebildeten eindringen. Nicht ganz so stark ist die Neigung zum Ausgleich in der zweiten und dritten Person des Präsens, obwohl sie auch hier schon um sich greift.

Digitized by Google

Der nämliche Zug zur Ausgleichung hat endlich auch Bildungen hervorgetrieben, wie die folgenden: gebrennt statt gebrannt, gedenkt statt gedacht (da han i denkt ist eine stehende Wendung), gemüßt statt gemußt, ziegen statt ziehen (Hurra, die Scheidestund' ist da, wir ziegen nach Amerika, singen die Europamüden am Oberrhein). Dagegen beruht die Neubildung gelitte(n) statt geläutet auf der Abirrung zu dem mit läuten gleichklingenden leiden, während das übrigens schon frühzeitig auftretende geluffen oder geloffen etwa nach dem Beispiel von gesoffen und geschrauen statt geschrieen nach Analogie von gehauen gebildet ist, das übliche gekennt statt gekonnt (z. B. er hat gut Englisch gekennt) aber auf der Mischung von kennen und können beruht. Endlich die Form ich bräuchte statt brauchte — die wohl jeder kennt, der einmal in der Südwestmark des deutschen Vaterlandes unterrichtet hat; denn „ich hab gemeint, mer bräuchte(n) das nit" ist eine der gangbarsten Schülerausreden — verdankt mutmaßlich den Konjunktiven der Präteritopräsentia müßte, wüßte, möchte, könnte ihr Dasein. Leicht konnte dann der Umlaut auch in das Präsens gelangen, wo bereits die Form du bräuchst erscheint.

Nun die Neubildungen auf dem Gebiete der Syntax. Hier nenne ich zunächst einen längst beobachteten und oft erwähnten Vorgang, nämlich das allmähliche Schwinden des Präteritums, wofür der Süddeutsche bekanntlich auch in der Erzählung das durch haben umschriebene Perfektum anwendet. Eine merkwürdige Ausnahme davon bildet das Präteritum des verbum substantivum. Wo waren Sie gestern? fragt jemand, und die Antwort lautet etwa: ich war im Theater. Ja man hört auch wohl: gestern war ich in Mannheim gewesen, dies, wenn ich nicht irre, besonders in Frankfurt.

Eine minder bekannte Eigenheit der oberrheinischen Mundarten besteht in dem Gebrauche des Konjunktivs der indirekten Rede. Daß hier der Konjunktiv des Präsens bevorzugt wird, ist längst beobachtet und fällt sofort auf. Aber für den Konjunktiv des Präteritums tritt eine kecke und wegen ihrer Ausdehnung höchst bedrohliche Neubildung auf, die in der Anwendung des conditionalis besteht. Zum Beispiel: Herr N. hat heute gesagt, ich würde vorzüglich tanzen, statt ich tanzte, oder: er sagt, es würde ihm schwer fallen zu sprechen, statt es fiele oder falle ihm schwer, oder: das soll ja ein schreckliches Stück sein; da würden sich zuletzt alle umbringen. Offenbar erklärt sich die Neuerung aus dem Bestreben, das konjunktivische Modusverhältnis deutlicher auszuprägen als das mit den bisher vorhandenen Mitteln möglich ist. Denn nach dem Abgang des Präteritums blieb nur noch der Konjunktiv des Präsens übrig, und von diesem fallen die Formen des

Digitized by Google

Pluralis immer, die des Singularis vielfach mit denen des Indikativs zusammen. Ausgenommen ist allein der scharf ausgeprägte Konjunktiv von sein, der denn auch am häufigsten angewandt wird.

Auf französischem Einfluß beruht jedenfalls die eigentümliche Behandlung des Verbums begegnen. Ich habe Sie begegnet, sagt auch der Gebildete am Oberrhein nach dem Muster von je vous ai rencontré. Ebenso das ganz gewöhnliche zanken mit dem Accusativ statt schelten oder auszanken, wie quereller quelqu'un. Nicht anders wird auch der transitive und reflexive Gebrauch des Verbums erstaunen zu beurteilen sein. Die Wendungen: Ich erstaune mich, ich habe mich erstaunt, und das erstaunt mich sind sicherlich Gallizismen, obwohl das Grimmsche Wörterbuch sie anerkennt, und obwohl sie, wie die von Brandstäter (Die Gallizismen in der deutschen Schriftsprache S. 115) aus G. Freytag, H. Grimm und Wachenhusen beigebrachten Beispiele darthun, weit verbreitet sind. Daß auch Brandstäter a. a. O. dieser Meinung ist, kann zwar nicht entscheidend sein, denn er findet manchmal Gallizismen auch da, wo die Übereinstimmung in der Natur der Sache beruht. Aber durchschlagend ist doch die Thatsache, daß staunen wie starren ursprünglich ein intransitivum ist. Und sicher hat für das unverfälschte Sprachgefühl der eben beschriebene Gebrauch etwas ungemein Verletzendes.

Reflexiver Gebrauch findet sich auch bei eilen. Sich eilen sagt man im Südwesten allgemein für sich beeilen, eine Fügung, die übrigens schon im 17. Jahrhundert auftritt und weit um sich gegriffen hat. Auffallender ist „sich verfehlen" und „sich verstoßen", Wendungen, die zweifellos durch Anlehnung an „sich vergehen" gebildet sind. Unpersönlich konstruiert wird denken in der beliebten Formel mir denkt und mich denkt, die gewiß unter dem Einfluß von mir dünkt und mich dünkt entstanden ist. Die im Südwesten heimische Wendung erscheint nach Angabe des Grimmschen Wörterbuches auch bei Logau und Lohenstein, und so läßt sich annehmen, daß fränkische Einwanderer die Formel auch im Osten verbreitet haben. Auffallender ist es, daß auch Lessing die Wendung kennt. Er läßt im Nathan (II, 2) die Sittah sagen:

Mich denkt des Ausdrucks noch recht wohl, des einst
Du selber Dich von ihm bedientest.

Aber Lessing hat ja Schlesien nicht minder als den Logau gekannt, er war vor der Abfassung des Nathan in Mannheim, ja es ist möglich, daß er den fraglichen Ausdruck der Pfälzerin Eva König verdankt. Leise Anklänge an süddeutsche Mundart finden sich auch sonst vereinzelt im Nathan.

Digitized by Google

Anderer Art ist der Gebrauch des unpersönlichen gehören. Die Wendung: es gehört mein ist natürlich eine Mischmaschstruktur, die sich leicht in ihre Bestandteile auflösen läßt. Aber das Verbum gehören wird auch mit dem Partizipium verbunden, und anstatt der etwas umständlichen Wendung: es gehört sich, daß er gestraft werde, erscheint der bündige Ausdruck: er gehört gestraft. Ebenso: das gehört verboten, das gehört abgeschafft u. a. m.

Eine eigenartige Erweiterung der Partizipialkonstruktion findet sich bei dem Zeitwort bekommen. Der Ausdruck: ich habe das geschenkt bekommen ist allgemein üblich. Aber fremdartig klingt schon: ich habe das gesagt bekommen, kurz das Partizipium tritt auch da ein, wo das Verbum in figürlicher Bedeutung gebraucht wird. So z. B.: wir haben das aufgeschrieben, erzählt, verboten bekommen, ja im Eifer des Gefechtes fallen Ausdrücke wie der folgende, den ich einmal aus gebildetem Munde gehört habe: er hat das Vergnügen entzogen bekommen. In der Schriftsprache dürfte der figürliche Gebrauch so ziemlich auf die Phrase: etwas (es) satt bekommen beschränkt sein, wo freilich „es" eigentlich als Genitiv zu nehmen ist. Endlich erwähne ich noch das beliebte gelte(n) Sie? das natürlich auf das unpersönliche gelt? = gilt es? zurückzuführen ist. Meist wird das t dem vorausgehenden l assimiliert, und es klingt dann wie gelle Sie! Ob jedoch diese Neubildung, wie Martin vermutet hat, durch das mittelalterliche gehellen = übereinstimmen beeinflußt ist, lasse ich dahingestellt.

Zum Schluß mögen noch zwei Fälle betrachtet werden, die sich auf den Gebrauch der Fürwörter beziehen. Der erste betrifft den Ausdruck des possessiven Verhältnisses und steht ganz vereinzelt. Das ist Ihne(n) Ihr Buch, sagt etwa ein Mädchen vom Lande, das die feinere Ausdrucksweise noch nicht kennt. Der Ursprung dieser Wendung ist durchsichtig genug. Er beruht auf der in ganz Deutschland üblichen Verdrängung des possessiven Genitivs durch den Dativ in Verbindung mit dem besitzanzeigenden Fürwort. Überall sagt man: das ist dem Karl (in Norddeutschland Karl oder Karlen) sein Buch. Von hier aus ist zu der obenstehenden Wendung nur ein kurzer Schritt.

Der zweite Fall betrifft den Gebrauch des Relativpronomens. Es ist bekannt, daß die oberrheinischen Mundarten beide Relativpronomina verloren haben und daß zum Ersatz dafür das relative Adverbium wo eingetreten ist. Es wird für jeden Kasus und jedes Genus ohne Unterschied gebraucht, ähnlich wie ehemals im Altsächsischen das relative the für alle Kasus und alle Genera verwandt wurde, ein vortreffliches Beispiel für den Zug der Sprache, die Unterschiede, soweit sie entbehrlich sind, zu verwischen und durch bequemere Bildungen zu ersetzen.

Digitized by Google

Über Wallensteins Lager.

Von A. Denecke in Dresden.

In H. Düntzers Erläuterungen zu Schillers Wallenstein, 3. Aufl., steht S. 229 folgende Bemerkung: „Das im Vorspiel so scharf ausgeprägte Bild der Herrschaft des Soldatenreiches unter Wallenstein lehrt, wie dieser bei seinem kühnen Unternehmen die festeste Stütze in diesem hoffen durfte, ja wir müssen es völlig unwahrscheinlich finden, daß die Armee dabei so rasch von ihm abfallen konnte, wie es die beiden folgenden Dramen darstellen, denn von der Treue an Kaiser und Reich finden sich hier nur sehr vereinzelte Spuren.“ Auch Hoffmeister sagt in seinem bekannten Buche „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke“ Bd. 3 S. 381 von Wallensteins Lager: „Das Grundmotiv des Ganzen ist Schwärmerei für Wallenstein.“ Sowohl diese als der erste Teil von Düntzers Bemerkung müssen ja allerdings schon um deswillen an sich richtig sein, weil es ein großer Fehler des Dichters gewesen wäre, wenn er bei einem Teile seines Dramas, und wäre er auch ein bloßes Stimmungsbild, die Person des Haupthelden hätte zurücktreten lassen. Und so sehen wir denn auch in der That, wie alles in Wallensteins Lager auf Wallenstein hinzielt, wie selbst bei ganz allgemeinen Betrachtungen stets der Schluß lautet: „aber Wallenstein steht doch obenan, Wallenstein übertrifft doch alle“; und ganz besonders sehen wir, wie die einzige That, das Promemoria, darauf hinausläuft, Wallenstein der unerschütterlichen Treue seiner Truppen zu versichern. Da man diese That als den Höhepunkt des kleinen Dramas anzusehen hat, auf welchen die wichtigsten vorhergehenden Erörterungen und Ereignisse vorbereiten, so erklärt sich die oben angeführte, gewiß von vielen geteilte Ansicht der beiden hochgeachteten Erklärer Schillers wohl daraus, daß nur diese allernächste Beziehung von Wallensteins Lager zum Gesamtdrama ins Auge gefaßt wurde. Dann enthält also Wallensteins Lager nur die Schilderung der treuen Ergebenheit des Heeres, dann „erklärt sein Lager nur sein Verbrechen“. Dann ist aber auch Düntzers obiger Vorwurf berechtigt, daß wir den schnellen Abfall des Heeres von Wallenstein völlig unwahrscheinlich finden müssen.

Hat der Dichter wirklich diesen Fehler gemacht? Hat er wirklich nur an den nächsten Zweck gedacht, uns das blindlings sich zur Verfügung stellende Werkzeug Wallensteins zu zeigen? Daß er selbst von seinem Werke eine andre Ansicht hatte, geht aus mehreren Stellen seiner Briefe hervor. Überall, wo er von Wallensteins Lager spricht, wird es als ein Gemälde der Zeit, als ein „Charakter- und Sitten-

Digitized by Google

gemälde" bezeichnet, besonders deutlich z. B. in dem Briefe an Iffland vom 14. Oktober 1798, wo es vom Lager heißt, daß „es ein Bild von Deutschlands Zuständen im dreißigjährigen Kriege gebe, die Disposition der Regimenter für und gegen den Feldherrn zeige und bestimmt sei den Grund zu zeichnen, auf welchem die wallensteinische Unternehmung vorgehe." So urteilt Schiller, nachdem das kleine Drama soeben vollendet und aufgeführt war. Aber dem Dichter wäre es ja am ersten zu verzeihen, wenn er seinem eignen Werke gegenüber befangen urteilte, wenn er darin sähe, was er darin zu sehen wünschte. Hören wir darum einen vorurteilslosen und gewiß maßgebenden Zeugen: Goethe schildert in seiner Besprechung des Dramas (Allgemeine Zeitung 12. Okt. 1798) zuerst, wie das Stück die wilde Zeit des dreißigjährigen Krieges darstelle, erzählt dann kurz den Hergang mit dem Promemoria und fährt darauf fort: „Nunmehr ist uns Wallensteins Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken. Wohin sich die Wage zuletzt neigen wird und auf welche Veranlassung, ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenstein sich dereinst vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den ersten und eigentlichen Souverain unerschütterlich sein werde — das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll." Also auch Goethe sieht keinen Widerspruch zwischen dem anfänglichen und späteren Benehmen der Soldaten.

Fragen wir uns, welche Anforderungen billigerweise an den Inhalt von Wallensteins Lager zu stellen sind, so lautet die Antwort: 1. soll darin der allgemeine Hintergrund zur Haupthandlung gegeben sein; 2. soll das Lager eine Erklärung der Hauptthat des Helden enthalten; 3. soll es zugleich den unglücklichen Verlauf der Haupthandlung als wahrscheinlich oder möglich erscheinen lassen. — Daß der ersten und zweiten Forderung genügt ist, wird wohl jeder sofort zugeben. Streng genommen folgt eigentlich gedankenmäßig daraus, daß auch die dritte erfüllt ist: wenn wirklich ein zügelloses, das Soldatengewerbe um seiner selbst willen treibendes Heer dargestellt ist, so kann dies keine in jeder Lage zuverlässige Stütze des Helden bilden. Sehen wir zu, ob diesem Gedanken auch die Ausführung entspricht. Die Stimmführer des Heeres sind bekanntlich der erste Jäger, der Wachtmeister und der erste Kürassier. Wie denken diese über ihren Stand? Der Jäger, der so eigentlich die Gesinnung der großen Masse des Heeres vertritt, ist Soldat geworden, um gegen Daransetzung eigner selbständiger Lebensführung und Verzicht auf die gewöhnliche Sicherheit des Lebens rücksichtslos sein Dasein zu genießen. Um dieses sein Ideal von Soldatenleben zu erreichen, ist er

Digitized by Google

von den Schweden zu Tilly, von Tilly zu den Sachsen, von den Sachsen zu Wallenstein übergegangen. Erst bei diesem hat er gefunden, was er suchte, die Erhebung des Soldatenstandes über alle andern, darum gedenkt er auch bei ihm auszuharren. Man sieht, es ist dies eine sehr mittelbare Begeisterung: zunächst ist der Jäger nur mit Leib und Seele Soldat, und nur weil Wallenstein ihm dies am besten nach seinem Sinne zu sein ermöglicht, hält er zu ihm. Wenn er es aber nicht mehr ermöglicht? Dann muß sich doch wohl das frühere Umsatteln: Schweden-Liga-Sachsen-Wallenstein fortsetzen! — Der Wachtmeister erklärt dem Rekruten, daß der Soldat, und besonders der Wachtmeister, auf der Leiter zur höchsten Macht stehe, daher etwas Vornehmeres als ein gewöhnlicher Mensch sei. Als glänzendster Beweis müsse Wallenstein gelten. Also auch beim Wachtmeister diese Liebe zum Soldatenstand an sich, weil derselbe seinem Selbstgefühl entspricht. Doch steht im übrigen allerdings die Frage der Anhänglichkeit an Wallenstein beim Wachtmeister anders, davon soll später die Rede sein. — Endlich der Kürassier. Auch er ist mit Leib und Seele Soldat, aber aus Gründen so edel, wie sie bei dem Zugeständnis der Berechtigung eines auf sich beruhenden Soldatenstandes nur immer möglich sind. Der Kürassier ist Soldat, weil er nur als solcher seine wahrhaft menschliche Freiheit und Ehre bewahren kann. Demnach muß er bemüht sein, diesen zur Zeit einzig menschenwürdigen Stand möglichst lange in voller Kraft zu erhalten. Dies kann aber nur geschehen, wenn das jetzige Heer eng verbunden bleibt unter der anerkannt besten Führung, der Wallensteins. Darum hält der Kürassier an Wallenstein fest. In diesem Falle ist demnach die Anhänglichkeit noch etwas umständlicher vermittelt als bei dem Jäger, ja, man könnte sagen, etwas äußerlich angefügt. Der eigentliche Schluß ist doch nur: der Soldatenstand ist der beste, zu seiner Erhaltung ist festes Zusammenhalten nötig, also ist dieses vor allem zu erstreben; erst in zweiter Linie kommt als derjenige, welcher dies am besten bewirken kann, Wallenstein in Betracht. Somit ist auch hier sicherlich die Begeisterung für Wallenstein keine unbedingte, sondern, wenn auch in feinerer Weise, ebenso eigennützig wie die des Jägers: sie geht ebenfalls erst hervor aus der für den Soldatenstand. Wenn aber Wallenstein nicht mehr dafür Sicherheit gewährt, unter ihm ein ehrenhafter, wahrhaft freier Mensch sein zu können, dann muß auch diese edelste Klasse seiner Soldaten um ihres innersten Wesens willen von ihm abfallen. — Nachdem wir in diesen drei Hauptansichten die eigentliche gedankenmäßige Begründung für das ganze Wesen des Lagers durchgesprochen haben, dürfen wir wohl im Gegensatz zu Düntzer und Hoffmeister sagen: der Grundgedanke von Wallensteins Lager ist Begeisterung für den Soldatenstand und erst dar-

Digitized by Google

aus abgeleitet auch für Wallenstein. Durchaus dementsprechend singt auch das Reiterlied am Schlusse lediglich den Preis des Soldatenlebens, erinnert mit keiner Silbe an Wallenstein, wenn man nämlich von dem erst mehrere Jahre später hinzugefügten, daher in den Ausgaben meist fehlenden Schlußverse absieht. — Diesem Thatbestande gegenüber muß demnach das Eintreten der Soldaten für Wallenstein, besonders die Abfassung des Promemoria als auf unabsichtlicher Selbsttäuschung beruhend aufgefaßt werden: sie glauben für Wallenstein zu schwärmen, und schwärmen doch nur für ein mehr oder weniger eigennütziges Ideal von Soldatenstand. Diese Sachlage aber entspricht offenbar aufs beste dem übrigen Verlauf der Haupthandlung: wie das Schicksal im übrigen durch allerhand Blendwerk den Helden umgarnt, wie die Unterschrift der Generäle auf Betrug beruht, so ist auch der freiwillig dargebrachte Treuschwur der Soldaten trotz der besten Absicht eine Täuschung, welche nur solange vorhält, daß der Held durch sie mitveranlaßt wird die entscheidende That zu thun, dann aber in nichts zusammensinkt. Dieses letztere stellt der Dichter ausdrücklich in den beiden Auftritten der Pappenheimer und der beiden Dragonerhauptleute dar: Sowie es deutlich wird, daß Wallensteins Vorgehen mit ihrer Soldatenehre nicht mehr vereinbar ist, verlassen ihn die Pappenheimer; sowie die Dragoner merken, daß Wallenstein nicht mehr imstande ist ihre habgierigen Wünsche zu befriedigen: — „ja, Macdonald, da muß man ihn verlassen!"

Durch das bisher Gesagte ist hoffentlich zur Genüge erwiesen, daß Düntzers Vorwurf, der Abfall des Heeres von Wallenstein erscheine nach der Vorführung des Lagers unwahrscheinlich, im allgemeinen durchaus nicht berechtigt ist. Um aber nun nicht in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und den Anschein zu erwecken, als finde man es überhaupt im Gegenteil wunderbar, daß das Heer sich bis zu scheinbar so warmer Empfindung für Wallenstein aufschwinge, wollen wir ohne weiteres zugeben, daß in der That unbedingte wahre Anhänglichkeit an Wallenstein im Lager ebenfalls Ausdruck findet, deren Aufhebung sich nicht leicht würde erklären lassen. Aber es bedarf hierfür unserer Mühe auch gar nicht, da eine solche Aufhebung nicht stattfindet. Man darf nur nicht, wie Düntzer bei seiner oben angeführten Behauptung zu thun scheint, alles in einen Topf werfen. Der Dichter hat entschieden auch in dieser Beziehung die einzelnen Truppengattungen als bestimmt ausgeprägte Persönlichkeiten mit verschiedenem Denken und Fühlen hinstellen wollen. Die **Kroaten**, die gar kein selbständiges Denken besitzen, blindlings jedem Führer folgen, kommen natürlich für die Frage der Anhänglichkeit gar nicht in Betracht, ihr Abfall versteht sich mit dem ihres Führers von

Digitized by Google

selbst. Für die Zuneigung wie für den Abfall der großen Masse ist die oben mitgeteilte Gesinnung und Vergangenheit des Jägers wohl Begründung genug. Eine andre große Abteilung bilden die streng rechtlich gesinnten, gewissenhaften deutschen Truppen: ihr Abfall von dem sich gegen den Kaiser empörenden Wallenstein bedarf keiner Erklärung. Das Verhalten des geistig am höchsten stehenden Heeresteiles, der Kürassiere, ist ebenfalls schon erörtert worden: ihre ideale Anschauung von Soldaten- und Mannesehre erlaubt ihnen zwar einen eigenmächtigen Schritt, der sich streng in den Schranken der Kriegszucht hält und ihrer Treue gegen den Kaiser nicht zu nahe treten soll, und ebenso wollen sie später selbst an einer scheinbaren Empörung teilnehmen, aber die thatsächliche, welche sich mit ihrer Ehre nicht verträgt, muß sie zum Abfall zwingen. So bleibt nur noch das Verhalten der böhmischen Truppen im Lager zu besprechen, und man beachtet wohl meist nicht genug, daß diese in der Person des Wachtmeisters und Trompeters sehr häufig auftreten. Trotzdem hat man natürlich nicht die von ihnen ausgesprochene Gesinnung ohne weiteres für die des ganzen Lagers zu halten. Ihre Aufgabe ist allerdings, die stärkste Begeisterung und Liebe für Wallenstein auszusprechen, und zwar ohne alle die Hintergedanken der übrigen. Daß solche auch bei ihnen vorhanden sein können, lehrt der Auftritt des Kellermeisters in den Piccolomini, aber im Lager ist davon nicht die Rede. Und so zeigt sich denn wirklich hier eine blinde, persönliche, unerschütterliche Anhänglichkeit und Verehrung für den Feldherrn: die fünf böhmischen Regimenter „sind alle mit Leib und Leben sein.“ Bei ihnen wäre ein Abfall allerdings schwer erklärlich, und dies hat wohl Düntzer auch auf die übrigen bezogen. Aber diese böhmischen Regimenter fallen ja auch gar nicht ab, sie bleiben ja Wallenstein treu bis zu seinem Tode! — So dürfte durch Betrachtung der einzelnen Teile das Irrtümliche von Düntzers Behauptung völlig klar werden.

Nur eins ist Düntzer allerdings zuzugeben: „Von der Treue an Kaiser und Reich finden sich nur sehr vereinzelte Spuren“ Dies wäre aber nur dann ein Fehler, wenn außer dieser Treue kein Grund für den Abfall von Wallenstein denkbar wäre. Daß aber bei einer zusammengelaufenen Masse wie Wallensteins Heer der Eigennutz in seinen verschiedenen Gestalten ein viel mächtigerer Grund zum Abfall werden kann, davon hat hoffentlich das bisher Gesagte überzeugt. Außerdem aber hatte der Dichter sehr wohl Ursache, die Treue gegen die wahre Obrigkeit nicht zu sehr hervortreten, ja, sie nur in der lächerlichen Gestalt der Spießbürgerlichkeit erscheinen zu lassen. In ihrer wahren Größe und Bedeutung dargestellt würde sie einfach alle die andern hervortretenden Tugenden, selbst die ideale Anschauung des Kürassiers erdrückt,

Digitized by Google

den Begriff eines auf sich selbst beruhenden Heeres vernichtet haben. Mehr noch als dem ganzen Drama gegenüber mußte hier nur die zweite Hälfte der von Goethe (und Schiller) in der Besprechung der Piccolomini (Allgemeine Zeitung 1799) angegebenen Behandlungsart platzgreifen, daß „das gemeine wirkliche Leben (d. h. hier die Vertretung der staatserhaltenden Kräfte) von der einen Seite sich an das Sittliche und Verständige anschließe, von der andern dem Kleinen, dem Niedrigen und Verächtlichen sich nähere."

Sprechzimmer.

1.

Im Sprechzimmer des 2. Heftes 1890 S. 158 flg. tritt H. v. Dadelsen mit voller Entschiedenheit gegen „das Überwuchern der umschreibenden Konjunktivform mit würde" auf. Er hält es aus Gründen des Wohlklangs für notwendig, „den gerügten Mißbrauch zu bekämpfen und dem Verfall der Präteritalformen entgegen zu arbeiten". Diesem schönen Eifer eines grammatischen Idealismus möchte ich mir eine nüchterne Einwendung entgegenzusetzen erlauben. Die Sprachrichtigkeit ist nichts Unveränderliches, sondern sie ist vielmehr in demselben Maße veränderlich, in welchem sich der Sprachusus, das Sprachgefühl ändert. Stehen wir einmal der Thatsache gegenüber, daß eine gewisse Wortbildung oder Konstruktion in der vornehmeren Tageslitteratur, im Parlament, im Hör- und Gerichtssaal wie im Volksmunde zur Geltung gekommen, dann vermag alles Widerstreben des mit philologischem Bewußtsein Redenden und Schreibenden nichts gegen den Zug der allgemeinen Entwickelung. Das Festhalten an aufgegebenen oder aus dem System hinausgedrängten Formen wird erst als Manier erscheinen, weiterhin aber in der Prosarede als Archaismus befremden. Aller Wandel des Sprachusus und des Sprachgefühls geht aber aus einer bestimmten ratio hervor, und so hat auch jeder thatsächliche Sprachwandel eine gewisse innere Berechtigung. Und welches ist nun der Grund für die Verdrängung der unumschriebenen Konjunktive?

Der Konjunktiv des Imperfekts (Präteritums) unterscheidet sich bei den schwachen Verben lautlich in gar nichts vom Indikativ. Da nun die Sprache das Bestreben hat, funktionell Verschiedenes auch lautlich zu unterscheiden, bietet sich in der Umschreibung des Konjunktivs mit würde ein willkommenes Mittel zu einer solchen Unterscheidung dar. Aber auch bei vielen starken Verben fallen Konj und Ind. Impf. in der 2. Sing. und 1., 2., 3. Plur. lautlich zusammen. Das gilt von

Digitized by Google

der sog. i-Klasse und der sog. reduplizierenden Klasse, deren Stammvokal eines Umlauts nicht fähig ist. Hierzu kommt, daß der lautliche Unterschied von gäbe (mit offnem ē) und gebe nur durch eine gewisse Kraftanstrengung hörbar gemacht werden kann, denn die Schreibung des ä und dessen Unterscheidung von e beruht nicht auf phonetischer, sondern auf etymologischer Grundlage (vgl. v. Bahder, Grdl. d. nhd. Lautsyst. 104 flg.). Und wie in einer früheren Sprachperiode gerade der Trieb, die konjunktivische Funktion kenntlich zu erhalten, die Formen stürbe, hülfe (gegen starben, halfen) vor der Ausgleichung bewahrt hat (vgl. dagegen sänge für sünge neben Präs. singe), so mußten die jene Funktion lautlich nicht charakterisierenden Formen ich redete, du littest, wir schliefen u. dgl. und die vom Präsens lautlich kaum mehr unterscheidbaren ich gäbe u. s. w. durch unzweideutigere ersetzt werden. Und hier sehen wir die breite Einbruchstelle, an welcher der sog. Konditionalis in das Gebiet des einfachen Konjunktivs eingedrungen. Erst wird der undurchsichtige Konjunktiv ich redete u. s. w. durch ich würde reden ersetzt, dann auch (allerdings nicht von der 1., 3. Sing., sondern von den anderen Formen her) ich bliebe, ich schliefe u. s. w. durch ich würde bleiben, schlafen, und durch diese neuen Verhältnisse hervorgerufen trat auch geben: würde geben an die Stelle des alten Verhältnisses geben: gäbe. Und wie nun (vgl. Paul, Prinz. d. Sprachgesch. 188) die Sprache nie aufhört, alle unnützen Ungleichmäßigkeiten zu beseitigen, für das funktionell Gleiche auch den gleichen lautlichen Ausdruck zu finden, so griff die neue Bildungsweise endlich auch auf solche Verba über, deren umgelautete Stammform den Konjunktiv Präteriti deutlich genug charakterisierte. Der Kampf der Doppelformen besteht zwar noch, aber die — allerdings klangschönen — einfachen Formen sind stark in der Minderheit und beginnen zu unterliegen, mögen sie sich ihrer Existenz vielleicht noch Jahrzehnte wehren. Einzelne häufigeren Vorkommens werden sich vielleicht sogar erhalten, aber sie werden nach dem Isolierschemel der Ausnahmen oder der Dichtersprache verschoben werden oder nur als Formwörter (im Hilfszeitwort) fortbestehen. Sie werden aus euphonischen Gründen heute immer noch zu empfehlen sein, aber der neue Sprachgebrauch darf darum nicht verurteilt werden, er erweist sich in der Prosarede als der mächtigere. Die Richtigkeit dessen, was ich über den morphologischen Grund für das Vordringen des Konditionalis gesagt habe, erhellt wohl auch aus dem Umstande, daß der sog. zweite Konditionalis auf gewisse syntaktische Funktionen beschränkt bleibt. Der Konj. Plusquamperf. ist eben durch die ihn bildenden Hilfszeitwörter als solcher völlig ausreichend charakterisiert. — Ähnliche Vorgänge sind ja auch sonst in den verschiedensten Sprachen

Digitized by Google

häufig genug, und sie haben „falsche“ Formen zu herrschenden und sprachrichtigen befördert. Man betrachte z. B. die Imperative webe, schere, werde, genese nach Analogie der schwachen Verba, die überhaupt im Vordringen sind; die Imperative ficht, gebier werden heute schon manchen befremden, so grammatisch richtig sie auch sind, und die Imperative iss, nimm, sieh u. dgl. sind wohl mehr durch ihr häufiges Vorkommen bis auf weiteres geschützt, als durch die i-Formen der 2., 3. Sing. Aber auch nehme, lese u. dgl. hört und liest man viel, schon das Altsächsische hat gef, help (vgl. Behaghel in Pauls Grdr. d. germ. Phil. I. 598), und z. B. im Erzgebirgsdialekt von Komotau ist der Imper. nēm Regel.

Auch ich habe im Unterricht versucht, den Gebrauch des umschriebenen Konjunktivs (Konditionalis) im Sinne Wilmanns' und anderer Grammatiker einzuschränken, habe aber selbst in den oberen Klassen unserer Mittelschule keinen lebendigen Sinn für diese Unterscheidung hervorrufen können. Die Schüler nehmen die Regel hin, sie hören die Botschaft, aber ihnen fehlt der Glaube. In ihrem durch den übrigen Unterricht, die Lehrbücher und die Lektüre beeinflußten Sprachgefühl konnte die schöne Regel trotz aller Anpreisung der volltönenden Formen schlüge, böte u. s. w. nicht Wurzel fassen. Und was bleibt da übrig, als der vis major zu weichen?

Karolinenthal-Prag. **Dr. G. Burghauser**, k. k. Professor.

2.

Verhüllen des Hauptes beim Tode. — Den Ausführungen des Herrn Dr. Sprenger in Zeitschrift IV, 4 über die alte Sitte, sich vor dem Tode zu verhüllen, kann ich noch einiges dahin Einschlagendes hinzufügen.

Es waren in den oben bezeichneten Ausführungen als Beispiele genannt: Agamemnon, der „verhüllt zu den Toten ging“, Cäsar und Cassius, die ihr Angesicht verhüllten, wie die Todesstreiche auf sie geführt wurden.

Es ist hier weiter auch Sokrates zu nennen. Als dieser den Giftbecher getrunken hatte und den Tod erwartete, legte er sich auf sein Lager zurück und verhüllte sich (*ἐνεκεκάλυπτο γάρ*: Platos Phädon).

Von dem messenischen Helden Aristomenes wird erzählt: Als die Spartaner ihn einst gefangen genommen hatten, wurde er von einem Felsen in eine Schlucht gestürzt; er kam zwar lebend unten an, aber der Tod schien hier in anderer Gestalt seiner zu warten; denn die Schlucht hatte keinen Ausgang, und er glaubte den Hungertod sterben

Digitized by Google

zu müssen. Als er keinen Ausweg finden konnte, zog er sein Gewand über das Gesicht, um den Tod zu erwarten.

Diese Sitte des Verhüllens beim Tode findet sich aber nicht bloß bei den Griechen und Römern, sondern auch bei den Deutschen; sie ist uralt, aber auch in der Gegenwart noch lebendig: denn was ist es anders als ein Verhüllen, wenn dem Verbrecher vor dem Tode die Augen verbunden werden? Aus der Litteratur führe ich hier als Beispiel das Lied vom „Schloß in Österreich" an, in welchem (Schloß) ein Jüngling „auf seinen Hals" gefangen lag; wie er hingerichtet werden soll, heißt es:

„Langt mir ein seiden Tüchlein her,
Daß ich sein Augen verbinde."

Der Jüngling aber antwortet:

„Ach, meine Augen verbinde mir nicht,
Ich muß die Welt anschauen,
Ich seh' sie heut und nimmermehr
Mit meinen schwarzbraunen Augen."

Ich erinnere ferner an Maria Stuart V, 6:

(Maria zu Hanna): „Mit diesem Tuch wirst Du die Augen mir verbinden."

In den vorstehenden Beispielen handelt es sich um einen unnatürlichen Tod: durch Hunger, Gift oder durch Anwendung von Werkzeugen; besonders die letztere Art dürfte geeignet erscheinen, uns über den Sinn jener Sitte aufzuklären: Das Verhüllen des Hauptes geschieht aus Schonung für das Todesopfer; denn dem Auge desselben ist das Nahen des Todesstreiches entzogen; aber jenes Verhüllen ist auch eine Art Schonung für den, welcher den Streich führt, denn das vorwurfsvolle, um Mitleid flehende Auge des Sterbenden kann ihn nicht treffen: würde er doch einen solchen letzten Blick ewig auf sich gerichtet sehen, wie es z. B dem Orestes ging nach dem Muttermorde. S. Goethes Iphigenie III, 1:

(Orestes zu Iphigenie):

„Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch sein geschwungner Arm traf ihre Brust."

Bromberg. **Karl Krüger.**

3.

Zu Uhlands Döffinger Schlacht.

R. Sprenger wendet sich S. 377 flg. des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift gegen die Erklärung der Schlußworte obigen Gedichtes:

Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis

Digitized by Google

in dem Sinne von „der Fink hat wieder Futter". Zweifellos liegt nach dem Zusammenhang der Stelle unserem Gefühl die von ihm gegebene Erklärung nahe: „der Fink hat wieder Nachkommenschaft". Aber, wie aus dem Schlußsatze seiner Darlegung hervorgeht, empfindet es Sprenger selbst, daß seine Erklärung nur dann gerechtfertigt wäre, wenn die Bezeichnung „Fink" für den alten Rauschebart aus seinem eigenen Munde aus irgend einem Grunde besonders charakteristisch wäre. Das wäre sie, wenn z. B. der Fink im Wappen der Grafen von Württemberg und Teck vorkäme, was Sprenger annimmt; dann könnten diese kurzerhand durch ihr Wappentier bezeichnet werden, wie ja auch Uhland den, einen Eber im Schilde führenden, Ebersteiner im „Überfall im Wildbad" kurz Eber nennt. Leider aber ist die Annahme Sprengers ganz unbegründet. Das Wappen der Grafen von Württemberg besteht aus den bekannten drei wagrecht übereinanderliegenden schwarzen Hirschgeweihen, dasjenige der Herzoge von Teck aus einem in Schwarz und Gold schrägrechts geweckten Schilde; auch wurde letzteres, nebenbei bemerkt, von den Grafen von Württemberg erst seit ihrer Erhebung in den Herzogsstand (1495), also über hundert Jahre nach der Erwerbung von Teck (1381) und der Schlacht bei Döffingen (1388), zu führen begonnen. Eine Anspielung auf das Wappen kann also die Bezeichnung „Fink" nicht sein. Ebensowenig Grund haben wir anzunehmen, „Fink" sei etwa ein — von ihm selbst hier scherzhaft gebrauchter — Spitzname des alten Greiners. Kurz, die Bezeichnung „Fink" ist für den Grafen nicht charakteristisch. Es bleibt demnach, wie mir scheint, nichts übrig, als den geschichtlich übrigens angezweifelten Ausruf im weiteren Sinne als allgemein bildliche Bezeichnung der gebesserten Lage zu fassen, und dann kann das Wort „Fink hat wieder Samen" doch wohl nur in dem Sinne verstanden werden, in dem es schon vor etwa 17 Jahren der ausgezeichnete Uhlandkenner, Professor Holland (Eichholtz, Uhlands schwäbische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt. Berlin, W. Weber 1873, S. 21 Anm.), verstanden hat: „Fink hat wieder zu fressen" = „man kann wieder getrost in die Zukunft blicken". In demselben Sinne sagt man noch jetzt von einem Menschen, der sich eines behaglichen Daseins erfreuen darf, er sitze „wie der Fink (Vogel) im Hanfsamen".

Darmstadt. **Ferdinand Bender.**

4.

Goethes Iphigenie II, 1,72: Daß Sprenger Recht hat, wenn er „unwillig" (da er unwillig nach dem Orkus ging) für direkte Entlehnung aus „indignatus" hält, geht auch daraus hervor, daß eine solche Stelle

Digitized by Google

nicht bloß im Homer doppelt vorkommt, sondern auch im Vergil. Sprenger führt an Aen. XII, 951:

ast illi solvuntur frigore membra
vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

Ich füge noch hinzu:

Aen. XI, 828: tum frigida toto
paulatim exolvit se corpore lentaque colla
et captum leto posuit caput arma relinquens
vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

Ovid, Metam. VII, 377:
Ille indignatus 'cupies dare' dixit, et alto
Desiluit saxo.

Wismar. **Dr O. Glöde.**

5.

Goethes Iphigenie II, 2,331: und verhüllt ging zu den Toten dieser große Fürst. (Agamemnon.)

Ich glaube, Cäsar hat sein Haupt verhüllt, als er den Brutus sich nähern sah, um dadurch anzuzeigen, daß er so großem Undank gegenüber „wehrlos“ sei. Ein solcher unnatürlicher Undank schien ihm so häßlich, daß er nicht sehen mochte, wie der Dolch des Brutus ihn traf. Er will lieber wehrlos sterben, als eine solche Unthat mit ansehen. Durch das Verhüllen macht er sich selbst wehrlos. Von dem Tode Cäsars hat Shakespeare diesen Umstand auf den des Casca übertragen, zumal da er bei Cäsars Ermordung gar keinen Gebrauch davon macht, also nicht einmal die Wiederholung zu fürchten brauchte. Dies ist eine bei Shakespeare oft vorkommende Erscheinung. Casca ist in Parthia der Herr des Pindarus geworden; er muß sich also erst selbst entwaffnen, bevor Pindarus ihn töten kann. Die Worte:

Here take thou the hilts;
And, when my face is cover'd as 'tis now,
Guide thou the sword

sind zu übersetzen: „Hier, nimm Du das Heft, und, wenn ich wehrlos bin, wie jetzt, so führe das Schwert.“ Ebenso wirft Klytämnestra dem Agamemnon das Netz auf das Haupt und die Schultern, so daß dieser nicht sehen und die Arme nicht gebrauchen kann. Die Stelle heißt danach: „Und ohne Gegenwehr (wehrlos), also auf schmachvolle Weise ging zu den Toten dieser große Fürst.“

Wismar. **Dr. O. Glöde.**

Digitized by Google

6.

Aufgefallen ist mir vor einiger Zeit die nahe Verwandtschaft, die zwischen folgenden Stellen herrscht:

Schiller, Tell III, 3,223 flg.:	Shakespeare, König Johann IV, 1:
Geßler: Man bind' ihn an die Linde dort!	Hubert: Gebt mir das Eisen, sag' ich, bindet ihn!
Walther Tell: Mich binden! Nein, ich will nicht gebunden sein. Ich will	Arthur: Was braucht ihr, ach! so stürmisch rauh zu sein?
Still halten wie ein Lamm und auch nicht atmen.	Ich will nicht sträuben, ich will stockstill halten.
Wenn Ihr mich bindet, nein, so kann ich's nicht,	Ums Himmels willen, Hubert! Nur nicht binden! . . .
So werd' ich toben gegen meine Bande...	. . . ich will ruhig sitzen, wie ein Lamm;
. . . Denkt Ihr, ich fürchte	Will mich nicht rühren, nicht ein Wörtchen sagen,
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest	Noch will ich zornig auf das Eisen sehn.
Erwarten und nicht zucken mit den Wimpern.	

Warendorf. **Dr. Heuwes.**

7.

Zu Götz von Berlichingen.

In der dritten Scene des ersten Aufzugs von Goethes Schauspiel wird, genau nach der Selbstbiographie des Ritters erzählt, wie er bei Haslach, als er Weislingen auflauert, Wölfe in eine Herde fallen sieht, und dies als gutes Zeichen nimmt. — Zu dieser Stelle hat Ferdinand Bender in dieser Zeitschrift Bd. 4, S. 371 auf das Berlichingsche Wappen verwiesen, welches über dem schwarzen Schild mit fünfspeichigem Rad als Helmzier einen Wolf zeigt, welcher ein Lamm im Rachen trägt. In diesem will Bender die Erklärung von Götzens Ausruf: „Glück zu, liebe Gesellen!" finden. Nun galt aber wohl früher in weiterer Ausdehnung der 'aneganc' eines Wolfes als glückliches Vorzeichen, wie dieser Aberglaube für Ostpreußen noch als lebend bezeugt wird. Ich verweise auf Wuttke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 2. Aufl. (1869) § 271: Läuft jemanden ein Wolf, Wodans Thier, oder ein Fuchs über den Weg, so bedeutet es Glück. Auch in Süddeutschland heißt es ähnlich: Wer den Wolf eher sieht, als dieser ihn, hat nichts von ihm zu befürchten. Wuttke bemerkt dazu mit Recht, daß dieser Aberglaube sehr alt und schon bei den Griechen zu finden ist. — Unter diesen Umständen ist es wohl natürlicher, Götzens Ausruf auf alten Volksaberglauben zu beziehen.

Northeim. **R. Sprenger.**

Digitized by Google

8.

Zu Pfeffels Tabakspfeife.

Die Anfangsverse von Pfeffels bekannter, auch in vielen Lesebüchern abgedruckten Erzählung lauten in der hergebrachten Überlieferung:

„Gott grüß euch Alter! Schmeckt das Pfeifchen.
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon, mit goldnem Reifchen! —
Was wollt ihr für den Kopf?"

So auch in H. Hauffs Auswahl von Pfeffels Fabeln u. s. w. II, S. 35. Des Knaben Wunderhorn, in welches das Gedicht von A. v. Arnim aufgenommen wurde, bietet aber die Variante Blumenkopf, und ich glaube kaum, daß dies ein Druckfehler ist, erkläre mir vielmehr Blumenkopf = Blumenbecher, -vase; vgl. über Kopf = Becher Schmeller-Frommann I, 1274. Der Kopf ist ein kugel- oder halbkugelförmiges Geschirr, und diese Form ist für einen Pfeifenkopf natürlicher, als die eines Topfes. Der Reim dürfte selbst einem feineren Reimer als Pfeffel nicht zum Vorwurf gemacht werden, gab aber doch wohl die Veranlassung zur Änderung.

Northeim. **R. Sprenger.**

9.

Auf eignem Zaum. Ich glaube mit Krüger, daß dieser Ausdruck in Körners Zriny bedeutet „auf eignem Roß". Wenn aber Krüger sagt, man brauche bei Zaum nicht an das Zaumzeug zu denken, sondern an Pferd selbst, so daß Zaum = Saum = Saumroß = Pferd wäre, so halte ich dies für nicht richtig. Wo kommt Saum für Saumroß vor (Säumer in Schillers Tell)? Wo geht der Z-Laut (tss) in den weichen S-Laut über? Die Personennamen Sander und Zander werden verschieden ausgesprochen, ich halte sie auch für etymologisch verschieden. Wenn dtsch. See durch nld. Zee (gespr. se) wiedergegeben wird, so beruht das nicht auf einem Wechsel in den Mundarten, sondern es zeigt nur, daß die Holländer (wie die Franzosen u. a.) ihren weichen S-Laut durch den Buchstaben Z ausdrücken, den harten durch S. Nachdem dies aber einmal festgestellt ist, tritt kein Schwanken mehr ein. Im Lat. kommt das Z nur in Fremdwörtern vor (gr. Ζῆτα) und wird bald wie ds, bald wie ein scharfes s gesprochen (daher Smyrna und Zmyrna, smaragdus und zmaragdus, Saguntum und Ζάκυνθος); alle diese Schwankungen waren für Körner aber nicht maßgebend; wären sie ihm bekannt gewesen, würde er sich die Alliteration Saum und Sold nicht entgehen lassen haben. Ich glaube, wir haben hier den Fall des pars pro toto, Zaum für Pferd, wie: 30 Segel für 30 Segelschiffe, ungefähr wie der Sachse

Digitized by Google

sagt: mit eigenem Geschirr fahren, statt mit eigenem Pferd und Wagen, auch: das Geschirr einstellen.

Wismar. **Dr. O. Glöde.**

10.

Zu Grimms Deutschen Sagen.

In manchen Lesebüchern, z. B. in dem von Paldamus-Scholderer 4. Teil (9. Aufl. 1887), Nr. 149—151 sind aus der Sammlung der Gebr. Grimm auch die Sagen von Ludwig dem Eisernen von Thüringen mitgeteilt. Ich habe dieselben schon öfter mit meinen Schülern durchgenommen und bemerkt, wie die Schüler an den altertümlichen Sprachformen der Stücke ihre Freude hatten. Sie geben denselben viel zu denken; hin und wieder findet sich aber auch eine Stelle, die dem Lehrer nicht gleich klar ist. So heißt es in dem Stücke: Der hart geschmiedete Landgraf: „Die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nannten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwert.“ Im Lesebuche S. 247 wird Metz = Matz, einfältiger, lächerlicher Mensch erklärt. Ich habe mich zuerst bei dieser Erklärung (vgl. Weigands Wtb. II, 47) beruhigt, kann dieselbe aber jetzt nicht mehr für richtig halten. Ich erkläre mir Metz vielmehr aus der Koseform für Mechtild, die später allgemein als appellativ für ein weibliches Wesen niederen Standes gebraucht wird (s. Lexer und auch Weigand u. d. W.). Ludwig wird so wegen seines unmännlichen Auftretens bezeichnet. Die Kollegen, welche das Stück mit ihren Schülern lesen, will ich übrigens außer auf Böttgers Gedicht (s. Krumbach Deutsche Aufsätze I, 176) auch auf Simrocks „Habsburgs Mauern“ (Echtermeyers Auswahl St. 65) verweisen, wo ein gleiches Begebnis erzählt wird.

Northeim. **R. Sprenger.**

11.

Qualm bei Uhland.

In einer freundlichen Zuschrift kommt Herr Dr. Wagler-Wurzen noch einmal auf die Stelle der Döffinger Schlacht V. 11

Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtot voll Blut und Qualm

zurück. Er verweist mich dabei auf eine andere eigentümliche Verwendung des Wortes bei Uhland, die mir bisher bei der Lektüre entgangen war. Sie findet sich im Herzog Ernst 5. Auftritt, 1833 (Weismanns Schulausg., Cotta 1874).

Ernst, den verwundeten Werner führend, tritt auf.

Ernst. Nicht weiter bring' ich ihn: auf diesen Stein
Muß ich ihn niederlegen. Adalbert,
Hast du kein Kraut, das diese Wunden stillt?

Digitized by Google

O spar es nicht für deinen Sohn! Der ist
Schon längst erschlagen. Rette meinen Freund!
Du giebst den Vater mir, den du mir nahmst.
Adalbert. Reiß mir die alten Locken aus! Versuchs,
Ob sie ihm stopfen seines Blutes Qualm!

Bei Weismann suchen wir vergeblich nach einer Erklärung für diese eigentümliche Verwendung von „Qualm". Herr Dr. Wagler bemerkt richtig: „Hier kann Qualm weder ‚betäubender Dunst' bedeuten noch ‚Ohnmacht'." Ich fasse es hier als „seines Blutes Quellen = Hervorquellen, weiß aber nicht, ob es das heißen kann." Nun, ich meine, auch sprachlich läßt sich diese Erklärung rechtfertigen. Das Verb quellen hat ja statt der jetzigen Form des Präter. quoll noch 1550 in Erasmus Alberus dictionarium quall (s. Weigands Wtb. II³, 417). Davon konnte sehr wohl das Subst. Qualm = „das Hervorquellen" gebildet werden. Für die Stelle der Döffinger Schlacht würde diese Bedeutung allerdings nur in dem Falle passen, wenn wir uns zu der Annahme entschließen, daß Uhland hier die rhetorische Form der Hendiadys angewendet hat, daß also Blut und Qualm für Blutes Qualm steht. Sonst wird es wohl bei der früheren Erklärung verbleiben müssen. — Übrigens ergeht an alle schwäbischen Leser die Bitte um Mitteilung, wenn sich Qualm in der oben angenommenen Bedeutung noch in der Mundart findet.

Northeim. R. Sprenger.

12.

Der Wolf als günstiges Vorzeichen. Bei der Besprechung einer Stelle aus Goethes Götz von Berlichingen sagt Ferd. Bender: „Davon, daß ein bei Beginn eines Unternehmens begegnender Wolf im allgemeinen für dasselbe Glück bedeute, wie etwa ein Hase Unglück, findet sich in den Vorratskammern deutschen Aberglaubens keine Spur." Dazu möchte ich nun bemerken, daß der Glaube an die gute Vorbedeutung des Wolfes in älteren Zeiten ebenso verbreitet war, wie an die üble Vorbedeutung des Hasen. In der 19. Predigt des Berthold von Regensburg, welche „von den zehen geboten unsers herren" handelt, werden gleich beim ersten Gebote beide Arten dieses Aberglaubens gerügt. Die beiden Stellen lauten nach Pfeiffer I, 264, Z. 22: Sô geloubent etelîche an bœsen anegane: daz ein wolf guoten anegane habe, und I, 265, Z. 4: Sô ist dem der hase übern wec geloufen. Wenn nun Götz auch noch den Wolf im Wappen führte, so mußte der in der Selbstbiographie wie in der Dichtung erwähnte Vorfall von ihm um so mehr als glückliches Vorzeichen aufgefaßt werden.

Leitmeritz. J. Resch.

Digitized by Google

13.

Zu Ztschr. IV, 4, S. 367, wo vom heiligen Nikolaus die Rede ist, der den kleinen artigen Kindern beschert, die unartigen aber züchtigt, bemerke ich noch: In Mecklenburg wird der 6. Dezember, der Nikolaustag, nicht beachtet; aber um diese Zeit ungefähr beginnt auf dem Lande das Rûch Klâs-Spielen, welches bis zum Weihnachtsheiligenabend dauert. Knechte verkleiden sich (der falsche Bart spielt eine Hauptrolle dabei), gehen mit einer Tasche voll Äpfeln und Nüssen in die Wohnungen und lassen die Kinder beten. In dieser ganzen Zeit wird schon beschert, nicht bloß am Weihnachtsabend. Zu diesem Gebrauch haben wohl der Knecht Ruprecht und der Rûge Klâs (dem Sünte Kloas entsprechend) in gleichem Maße beigetragen.

Wismar. **Dr. O. Glöde.**

14.

Das von R. Sprenger angeführte Wiegenlied vom schwarzen und weißen Schaf IV, 1, S. 87. habe ich in genau derselben Fassung gefunden in Halle a. S., Mecklenburg und in der Umgegend Hannovers bis in die Lüneburger Heide. Es scheint also mindestens in Niedersachsen allgemein verbreitet zu sein. Weitere Verse desselben giebt es nach meinen Nachfragen nicht. Daß Gellert ebendies Liedchen in seiner Erzählung vom „grünen Esel“ meint, ist zweifellos.

Hannover. **Wilhelm Cremer.**

15.

In Hinterpommern wurde vor 30—25 Jahren (auch noch später?) ein Lied aus den Freiheitskriegen gesungen, das in Wort und Weise ein echt volkstümliches Gepräge in der Auffassung der großen Zeit trug. Es handelt von den Thaten Napoleons. Ich erinnere mich aus dem Munde unserer alten pommerschen Wärterin nur folgender Stelle:

Napoleon, du Schustergeselle,
in Deutschland, da warst du so schnelle,
doch in Rußland bekamst du deinen Lohn!
Ach hättest du nicht an das Rußland gedacht
und hätt'st mit uns Deutschen den Frieden gemacht,
so wärest du Kaiser geblieben
und hättest den allerschönsten Thron!

Kennt jemand das ganze Lied? Wer weiß etwas über seinen Ursprung?

Hannover. **Wilhelm Cremer.**

Digitized by Google

16.

Zu Zeitschr. f. d. d. U. IV,464, Kleists Käthchen I,1:

Helmsturz ist das Visier des Helmes, wie schon im DWb. IV,2, 979 richtig erklärt ist, mit Verweisung auf Uhland, Ludwig der Bayer, III,4: 'Er will zu neuem Angriff abziehen. Adelraud in der königlichen Rüstung, mit geschlossenem Helmsturz, hereinstürmend, vertritt ihm den Weg'.

Ebenda, S. 454: 'Herr Bruder, was wir lieben!' ist ein Citat aus Schillers Piccolomini IV,1: Isolani begrüßt mit diesen Worten den eintretenden Max (Vgl. auch Reuter, Stromtid: „Der General Knusemong [= que nous aimons] soll leben.")

17.

Der Volksschriftsteller L. Würdig erzählt in seinem Büchlein „Unser Dessau innerhalb eines Jahrhunderts" (Dessau, Selbstverlag, 1887) über den einstigen Verkehrston der Ratsherren gegen die Bürger u. a. folgendes:

> Anständige Leute aus der Stadt und vom Lande wurden sehr häufig so der betreffende Beamte keine gute Nacht gehabt, „Hinte" hieß es im Volksmunde, angelappt und ohne alle Gene „Er" genannt.

Mir ist dieser Gebrauch von Hinte sehr beachtenswert vorgekommen. Das Wort selbst kennen wir ja alle; es ist das ahd. hinaht und erscheint auch schon im Mhd. in der Nebenform hinte, aber ahd. wie mhd. eben immer nur als Adverbium. In Würdigs obiger Anführung jedoch ist Hinte offenbar als Substantiv verwertet worden, und von alten Leuten hiesiger Gegend kann man's noch ebenso gebraucht hören, wenn auch selten. („Mir han keene gute Hinte gehatt" — Wir haben heut keine gute Nacht gehabt — bei Krankheit, Feuer u. s. w.) Nun wüßte ich gern, ob das Wort (oder auch seine sonstigen Nebenformen heint u. s. w.) in ähnlichem substantivischem Gebrauch anderswo noch in der Volkssprache erscheint. Beinahe möchte ich es glauben. Dann wäre das dialektische die Hinte ein hübsches Gegenstück zu dem gebildeten das Heute, das Gestern, welchem bekanntlich auch die ursprüngliche Adverbialform hiù tagû, hiutû zu Grunde liegt. Aber daneben bleibt das bei Hinte beibehaltene genus fem. im Gegensatz zu dem gen. neutr. der übrigen substantivierten Adverbien interessant. Woher das? Von dem in Hinte nachwirkenden fem. naht? I, da hätten wir doch wieder einmal eine Frau, welche die Mode nicht mitmacht!

Dessau. **Dr. E. Döhler.**

18.

Zu der Nr. 6 des Sprechzimmers in Heft 1 des vorigen Jahrgangs Ihrer Zeitschrift (S. 88) möchte ich bemerken, daß das „endlich" in den Worten des Mephistopheles (Goethes Faust II, 4. Aufzug, V. 29) nach

Digitized by Google

meiner Meinung so zu verstehen ist, daß Mephistopheles, dem der lange Aufenthalt Fausts bei der Helena schon lästig geworden ist und der überhaupt die rasche Veränderung und schnelle Bewegung von Ort zu Ort liebt (vergl. die Schlußworte vor der Kellerscene im 1. Teil), sich freut, jetzt ein gutes Stück vorwärts gekommen zu sein.

Will man keine Beziehung auf die vorhergehende Handlung annehmen, so kann es in Mephistos, des stets Unbefriedigten, Sinne auch heißen: Hier ist endlich einmal eine Bewegung, die mir gefällt, weil sie rasch vorwärts bringt. — Eine altertümliche Bedeutung des Wortes anzunehmen scheint mir nicht nötig.

Berlin. C. Rohle.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem Königl. Realgymnasium zu Döbeln. Erster und zweiter Teil (Sexta und Quinta). 2. Auflage. Leipzig, Teubner. 1890.

Obwohl neue Auflagen von Büchern nur in beschränktem Umfange hier zur Anzeige kommen können, so sei doch wenigstens mit einem kurzen Wort auf das Erscheinen der zweiten Bearbeitung des vorliegenden Lesebuches hingewiesen, um so mehr, da das Buch in diesem Blatte noch nicht besprochen worden ist. Nicht nur der Titel ist verändert (statt „für höhere Lehranstalten" hieß er früher „für Realschulen und verwandte Anstalten"), auch der Inhalt weist nicht unwesentliche Änderungen auf. Eine Anzahl schwierigerer Lesestücke ist, wie das Vorwort bemerkt, beseitigt und durch leichtere ersetzt worden. Mit allen diesen Änderungen, die bei Vergleichung mit der ersten Auflage ins Auge fallen, wird man sich einverstanden erklären. Auch daß die Herausgeber nicht allen an sie gelangten Wünschen entsprochen, insbesondere nichts Mundartliches aufgenommen haben, muß für diese beiden Teile, die für untere Klassen bestimmt sind, als durchaus richtiges und verständiges Verfahren anerkannt werden; denn in der That bedarf auch nach meiner Überzeugung „der Sextaner einer Befestigung im Schriftdeutschen noch so dringend, daß die Lektüre mundartlicher Stücke nur befremdend und verwirrend auf ihn wirken könnte". Das Buch hat sich bereits in erster Auflage vielfach bewährt, die neue Bearbeitung wird zu seiner weiteren Verbreitung beitragen. Da wir nun aber unstreitig schon andere gute Lesebücher für höhere Lehranstalten besitzen — ich nenne beispielsweise das von Berlit umgestaltete Hiecke'sche Lesebuch —, so müssen wir fragen, besitzt das „Döbelner Lesebuch" ein Etwas, das es von anderen guten Büchern dieser Art *wesentlich* unterscheidet und wodurch seine Existenz im

Digitized by Google

höheren Sinne berechtigt erscheint? Die Antwort lautet: Ja, es besitzt ein solches Etwas, das dem Wirkungskreise des Buches allerdings engere Grenzen zieht als anderen, das aber zugleich innerhalb dieser Grenzen seine Wirkung eindringlicher und kräftiger macht. Es ist das Heimatliche. Die Verfasser haben sich schon im Vorwort zur ersten Auflage darüber ausgesprochen; sie bemerkten mit Recht, „daß fast alle Lesebücher für höhere Schulen, je nach der Heimat ihrer Verfasser, einen gewissen provinziellen Charakter tragen, daß aber unter allen deutschen Landschaften in dieser Hinsicht Mitteldeutschland am meisten vernachlässigt geblieben ist. Während die Volksschule in Sachsen und den angrenzenden Gebieten eine reiche Auswahl eigener Lesebücher besitzt, sahen sich die höheren Schulen bisher fast nur auf Entlehnung aus anderen Gebieten Deutschlands angewiesen". Diese Lücke auszufüllen versucht das vorliegende Werk, das in erster Linie für das Königreich Sachsen, Anhalt und die thüringischen Lande bestimmt ist. In Darstellungen aus Sage und Geschichte der einzelnen Länder, in Landschafts- und Kulturbildern haben diese Gebiete besondere Berücksichtigung gefunden. In der neuen Auflage ist nun das Heimatliche noch stärker betont worden, und man darf wohl behaupten, daß diese Eigentümlichkeit das Buch für mitteldeutsche Realgymnasien, Realschulen und ähnliche Anstalten, an denen das Heimatliche neben dem Nationalen besonders gepflegt werden kann, außerordentlich geeignet macht, da die übrigen Bedingungen, die man an ein gutes Lesebuch stellen muß: sorgfältige Auswahl, Fernhalten alles Fremdartigen und Unpassenden, gewissenhafte Behandlung der Texte, Hervorhebung des allgemein Vaterländischen, erfüllt und, dem Lehrplan der Realschule entsprechend, auch Geographie und Naturwissenschaften bedacht sind. Für Anstalten der bezeichneten Art dürfte es, soweit unsere Kenntnis reicht, kaum ein so allen Anforderungen genügendes Lesebuch wie das vorliegende geben, so wie das Berlit-Hiecksche für humanistische Gymnasien, womit selbstverständlich nicht gesagt sein soll, daß das Döbelner Lesebuch sich nicht auch für Gymnasien oder das Hiecksche nicht auch für Realschulen eignete.

Bautzen. **G. Klee.**

Franz Grillparzer, Sein Leben und Schaffen. Mit Portrait und Facsimile. Im Hinblick auf den 100. Geburtstag des Dichters von Richard Mahrenholtz. Leipzig 1890. Rengersche Buchhandlung (Gebhardt und Wilisch).

Die maßvolle Beurteilung Voltaires durch Richard Mahrenholtz in seinen vortrefflichen „Voltairestudien" ist als Muster sachlicher Objektivität und gewissenhafter geschichtlicher Forschung mit Recht allgemein anerkannt

Digitized by Google

worden. Wie es des Verfassers Verdienst ist, hier den richtigen Standpunkt der Kritik mit festgestellt, die Beschäftigung mit Voltaire, ohne Lessingschen Groll, in geschichtlicher Beurteilung seiner Verdienste und Schwächen, bei uns mitbefördert zu haben, so unternahm er es in dem uns vorliegenden Werkchen, auf 200 Seiten den verkannten Dichter der „Ahnfrau" nach Verdienst zu würdigen, ihn, wie er im Vorwort sagt, ohne übermäßige Verherrlichung wie ungerechte Herabsetzung zu zeichnen, unter Benutzung von des Dichters Selbstkritik Licht und Schatten maßvoll zu verteilen.

Die Arbeit über Grillparzer reiht sich den anderen sehr gründlichen, klar und fließend geschriebenen Untersuchungen desselben Verfassers über Molière, Jean-Jacques, Jeanne d'Arc würdig an, sie giebt einen neuen Beweis von der Sorgfalt seiner geschichtlichen Forschung, die er mit feinem, selbständigem Urteil vorträgt. Wenn man die Wandlungen beobachtet, die sich seit der wegwerfenden Kritik der zeitgenössischen Romantik in der Beurteilung Grillparzers vollzogen haben, über Scherers bedingtes Lob zu Bulthaupts bewundernder Anerkennung, so wird man Mahrenholtz nur zustimmen können, der in seiner Kritik die Dankbarkeit der Nachwelt zwar als berechtigt anerkennt, aber den jetzigen Enthusiasmus wie die frühere Verurteilung auf ein wohlthuendes Maß beschränkt, das er aus der sorgfältigen Betrachtung des Entwickelungsganges und der Umgebung des Dichters gewinnt. In 10 Abschnitten giebt Verfasser ein wohlgelungenes Lebensbild des Dichters, das den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt und durch eine Fülle von Beobachtungen und meist urkundlich belegten Bemerkungen die schließliche Wertschätzung Grillparzers vorbereitet. In dieser Hinsicht ist namentlich Abschnitt 9, „des Dichters Ansichten über Kunst, Litteratur und Wissenschaft" zu erwähnen; freilich bleibt die „Ahnfrau" (Abschnitt 2) wie im Leben des Dichters verhängnisvoll, so in der Gesamtkritik seiner dichterischen Bedeutung mitbestimmend. Endlich giebt Abschnitt 11, „Grillparzer in der Gegenwart" die Quellenkritik und den daraus resultierenden Standpunkt des Verfassers.

Im Hinblick auf das bevorstehende Grillparzer-Jubiläum verdient das Werkchen von Mahrenholtz der Beachtung der weitesten Kreise empfohlen zu werden.

Berlin. **George Carel.**

Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen von R. Wossidlo. Erster Teil. Beigabe zum Programm des Gymnasiums zu Waren. Ostern 1890. Kommissions-Verlag von G. Fock in Leipzig. II, 18 S.

Während in den bisherigen Arbeiten über die Imperativnamen das Niederdeutsche nur wenig berührt war, wird uns hier eine rein

Digitized by Google

niederdeutsche Sammlung dieser merkwürdigen Wortbildungen geboten. Wie reich gerade das Niederdeutsche an solchen Wendungen ist, beweist schon der Umstand, daß der größere Teil derselben vom Verfasser aus seiner heimischen Mundart entnommen ist. Danach läßt sich erwarten, daß, wenn erst die übrigen niederdeutschen Mundarten in dieser Richtung genau durchforscht sind, wir eine noch viel reichhaltigere Sammlung erhalten werden. Zwar sind die vorhandenen Wörterbücher ausgiebig benutzt, aber der Verfasser nimmt mit Recht an, daß der wirkliche Sprachbestand weit über das in denselben gegebene hinausgeht. Auch aus der Durchforschung der Dialektlitteratur, sowie der Rätsel und Reime erwartet er noch reiche Ausbeute. Wir sehen, daß hier eine Aufgabe vorliegt, deren Überwältigung die Kraft eines einzelnen übersteigt. Möchten daher dem Verfasser recht viele Beiträge zur Vervollständigung der Sammlung zufließen. Auch ich will hier wenigstens einiges dazu beisteuern. Zu Nr. 47 backeto vgl. auch Schambach, S. 71; zu Nr. 70 hägup hat man in Quedlinburg die Nebenform hiffup und den Vers: hiffup het wat, fretup schitt de hund wat. Übrigens ist die Form schon 1584 in Johannes Strickers Dudeschem Schlömer nachweisbar, wo hûyup offenbar ein Druckfehler für hâyup (das y = j zu lesen). Zu 123 Schufût möchte ich fragen, ob nicht auch die niederd. Bezeichnung des Uhu (Strix Bubo), freilich zuerst nach dem Geschrei des Vogels gebildet, hierherzuziehen ist. Es würde mir so erklärlich sein, warum die Eule im Märchen als Bäckersfrau bezeichnet wird. Was den Personennamen Schuft betrifft, den neuerdings jemand mit „obrigkeitlicher Genehmigung" in Schaft veränderte, so halte ich ihn beiläufig für eine lautliche Umänderung des ebenfalls häufigen Schucht (vgl Nichte und Niftel), letzteren aber für eine abgekürzte Form von schûchter = schuster (Lexer II, 820). Nr. 166 tapp in de grütt ist auch in meiner Heimat gebräuchlich. Nr. 170 Kickebusch als Personenname ist auch mir mehrfach begegnet. Daß wie spring in de welt 207, nicht auch spring in't veld verzeichnet ist, nimmt mich wunder. Ich glaube bestimmt, diese Bildung auch niederdeutsch gehört zu haben. Ähnlich gebildet ist: brum int veld in Liliencrons historischen Volksliedern I, Nr. 60, 36—40:

Dud led dat heft in widen veld
Gesungen Henni brumintveld
To Catelenborg im dome (lies: en Dûme).

Vgl. auch Niederd. Jahrb. 1878, S. 104. Übrigens glaube ich, daß Brumintveld hier nicht als wirklicher Familienname, sondern als Neubildung mit beabsichtigter komischer Wirkung zu fassen ist. — Nr. 245 lur up'n pennig ist auch in Quedlinburg Spottname des Krämers und kleinen Kaufmanns.

Digitized by Google

Der Gegenstand der Abhandlung scheint mir für eine Schulschrift, besonders in einem Landesteile, wo das Niederdeutsche auch noch von den Gebildeten gesprochen wird, glücklich gewählt. Überhaupt aber wird jeder Freund der Mundart sie mit großer Freude lesen und der Fortsetzung mit Spannung entgegensehen.

Northeim. **R. Sprenger.**

Kapitän Marryats Werke. Band 21: „Masterman Ready oder der Schiffbruch des Pacific". Aus dem Englischen neu übersetzt von Dr. L. Freytag. X. S. 432. — Band 22: „Die Ansiedler in Canada". Aus dem Englischen neu übersetzt von O. Stieglitz. S. 396. — Band 23: „Die Kinder des Neuwaldes". Aus dem Englischen neu übersetzt von C. Bamberger. S. 396. Berlin, Verlag von Carl Zieger Nachf. 1891.

Die wohl verdiente Anerkennung, welche Kapitän Marryats Romane (Band 1—20) in dieser neuesten Ausgabe bei der gesamten Kritik und bei allen gebildeten Lesern gefunden haben, ist für die Verlagsbuchhandlung die Veranlassung gewesen, auch die drei vorliegenden Schöpfungen des beliebten Dichters in neuen Übersetzungen dem deutschen Publikum zu bieten. Dieser Entschluß verdient die größte Anerkennung und Billigung, da gerade diese drei Werke den Weltruf Marryats begründet haben, wie dies u. a. die zahlreichen Bearbeitungen für die Jugend auf das deutlichste bekunden. So verdienstvoll nun diese Arbeiten auch waren, so ging doch infolge mancher Kürzungen jener Erzählungen die Eigenart des großen Originals nicht selten ganz verloren und ließ den Wunsch nach einer vollständigen Übertragung ins Deutsche bei der großen Zahl der Verehrer gerechtfertigt erscheinen. In der vorliegenden Neu-Ausgabe wird nunmehr dem deutschen Volke eine Wiedergabe des englischen Originals in formvollendeter deutscher Sprache geboten, welche die größte Verbreitung verdient. Die phantasiereichen Schilderungen im „Fliegenden Holländer" finden in den hier gebotenen Schöpfungen Marryats eine wahrheitsgetreue Darstellung von Land- und Seebildern, eine überzeugende Charakteristik von historischen Ereignissen und Persönlichkeiten. Als die Krone seiner Schriften kann man mit vollem Recht „Masterman Ready" bezeichnen, die nicht nur bei dem erwachsenen Publikum, sondern auch bei der reiferen Jugend weitere Verbreitung und größte Anerkennung fand, wobei wir auf das Vorwort dieses Bandes S. V und folgende verweisen. Dr. L. Freytag, welcher den Lesern dieser Zeitschrift schon durch seine formgewandte Übersetzung des Nibelungenliedes hinlänglich bekannt sein wird, hat in diesem Vor-

Digitized by Google

worte die Vorzüge von Marryats Eigenart auf das beste gekennzeichnet, die dem großen Briten seine Volkstümlichkeit in seinem Vaterlande wie in Deutschland erwarben und sicherten. Während die bisherigen Bearbeiter es für gut und erlaubt hielten, das englische Kolorit in ein deutsches umzuwandeln, haben die drei Übersetzer dieser Ausgabe sich streng an das Original gehalten, wodurch die Wahrheit und die künstlerische Objektivität des Verfassers vollständig gewahrt bleiben. Durch deutlichen Druck und höchst geschmackvollen Einband mit reicher Goldpressung (à Band 3 M.) hat die Verlagsbuchhandlung diese Ausgabe zu einem Schmuckstück für jede Bibliothek hergerichtet. Die hier gerühmten Vorzüge berechtigen zu der Hoffnung, daß die drei Bücher sich nicht nur bei der deutschen Jugend, sondern auch bei dem erwachsenen Publikum alte Freunde bewahren und neue erwerben werden, da sie sich zur Lektüre von selbst empfehlen.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Friedrich Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. Leipzig, B. G. Teubner. 1889. IV. 153 S.

Auch diese Zeitschrift darf an dem liebenswürdigen Büchlein Polles nicht vorübergehen, ohne wenigstens mit einigen Zeilen auf dasselbe hinzuweisen. Denn steht es auch zu dem deutschen Unterrichte nicht in unmittelbarer Beziehung, sofern es vielmehr Beiträge zur Völkerpsychologie bringen will, so bietet es doch wegen seiner vielen feinen Beobachtungen des Sprachgefühls des Volks jedem Lehrer des Deutschen genug des Wissenswerten, vielleicht auch des im Unterrichte Verwendbaren. Außerdem hat gar manches von dem, was der Verfasser aus seinem reichen Schatze mitteilt, neben vielem, was er aus dem Munde des Volks geschöpft (S. III), seinen Ursprung in der Schule und in der dieser gewidmeten wissenschaftlichen Thätigkeit, und auch deshalb darf unsere Zeitschrift ihren Leserkreis mit dem Inhalte des Buchs, wenn auch nur flüchtig, bekannt machen. — Was der Verfasser in demselben darreicht, ist freilich aus dem für seinen mannigfaltigen Inhalt zu unbestimmt gefaßten Titel nicht zu erkennen. Nach einer Auseinandersetzung, was er hier unter „Volk“ versteht, nämlich die breiten Massen der dem engeren Kreise der Gebildeten Gegenüberstehenden, zeigt der Verfasser zunächst, wie dasselbe vermöge der Unmittelbarkeit seines Empfindens in voller Harmlosigkeit Denk- und Sprachfehler in Fülle begeht, ohne dabei Gefahr zu laufen, von seinesgleichen mißverstanden zu werden. Daß zu letzteren auch die Redensart „Schritt vor Schritt“ statt „Schritt für Schritt“ gehöre und als eine „Frucht schülerhaften

Digitized by Google

Nachdenkens“ bezeichnet wird, ist doch ein entschiedener Irrtum des Verfassers, da der wechselnde Gebrauch von vor und für wegen der gleichen Bedeutung dieser Verhältniswörter in der früheren Sprache völlig begründet ist. Weiter behandelt der Verfasser die Frage, wie sich das Volk das Verhältnis zwischen Ding und Namen, zwischen dem Gegenstande und seiner Benennung denkt, und bringt ergötzliche Beispiele dafür, daß nach der Ansicht des Volks die beiden so eng zusammengehören, daß sich keins ohne das andere denken läßt. Auch die Meinung des Volks über fremde Sprachen, deren thatsächliches Bestehen diesem vielfach nicht einleuchten will, erfährt hier eine eingehende Behandlung. In dem Abschnitte über Verwandtschaft zwischen Laut und Begriff geht der Verfasser da, wo er sich nicht auf Meister der Sprachwissenschaft, wie W. v. Humboldt, Pott, Steinthal, stützen kann, also in seinen eigenen Aufstellungen unseres Erachtens häufig zu weit. Es stehen ihm ganze Reihen von Wörtern zu Gebote, in denen, wie er auf das bestimmteste beobachtet zu haben glaubt, die deutsche Sprache gewisse Begriffe durch gewisse Laute und Lautverbindungen ausdrückt. So bezeichnet ihm die Lautverbindung schl das Schlichte, Schlüpfrige, Schlüffige, Schlickrige, i als Inlaut das Schnelle oder Scharfe (Blitz, Ritz, Witz), o das Runde und das Schwarze (Kloß, Topf; Mohr, Kohle), Aufstellungen, die teils recht Ungleichartiges zusammenkoppeln, teils Gegenbeispiele herausfordern, welche die Lautsymbolik des Verfassers auf den Kopf stellen würden. Mit um so größerer Zustimmung folgt man ihm dann aber weiter in seinen lehrreichen Beobachtungen über unpassende Übertragungen von Namen, über unmittelbare Widersprüche, über Tautologien in der Wortzusammensetzung u. s. w. Besonders eingehend behandelt der Verfasser in den drei letzten Abschnitten die hohe Bedeutung, welche dem Namen, sei es, daß er an Personen oder Dingen haftet, vom Volke beigelegt wird. Nach dem durch das ganze Buch hindurch eingehaltenen Verfahren, seine zunächst der deutschen Volksmeinung über die Sprache geltenden Wahrnehmungen durch ähnliche der Litteratur und dem Sprachgebrauch alter und neuer Völker entnommene zu beleuchten, wodurch allerdings der Gliedbau des Stoffes einigermaßen beeinträchtigt wird, bespricht er hier sowohl die Scheu der Israeliten vor dem Gottesnamen, als auch die Namen des Teufels, sowie die Zauberworte, wie dieselben bei verschiedenen Völkern sich finden. Als Ergebnis seiner Forschungen stellt er in einem Rückblicke die ihm entschieden wahr erscheinende Ansicht des Volks über folgende drei Punkte fest: 1. Daß nicht ein zufälliges, sondern ein notwendiges Band den Namen an den Gegenstand fesselt; 2. daß alles, was ist, auch müsse benannt, d. h. erkannt werden können und daß umgekehrt das, was nicht ist, auch keinen Anspruch auf

Digitized by Google

einen Namen hat; 3. daß mit der Benennung, d. h. Erkenntnis eines Dinges der Mensch sich dasselbe unterwirft, Gewalt über dasselbe gewinnt. — Ein bis ins einzelnste ausgearbeitetes Namen-, Wort- und Sachverzeichnis (S. 127—153) läßt die überraschende Mannigfaltigkeit des auf den vorangehenden 126 Seiten dargebotenen Stoffs erkennen. Die auf verschiedenen Gebieten des klassischen Altertums bewährte gründliche Gelehrsamkeit, sowie die außerordentliche Sorgsamkeit des Verfassers zeigen sich auch in diesem Buche im hellsten Lichte, sodaß dem Beurteiler nach Vorhalt der oben gemachten Einwendungen am Ende seiner Besprechung die übliche Aufzählung von Irrtümern und Druckfehlern völlig erspart bleibt. Nur dies sei angemerkt, daß die S. 40 erwähnte Namensänderung des Petrus nach dem synoptischen Berichte (Mc 3, 16; Mt 16, 18) nicht schon bei dessen Berufung, sondern später erfolgt ist.

Dresden. **E. Harich.**

O. Linsenbarth. Die Örtlichkeit in Goethes Hermann und Dorothea. (Beilage zum Progr. des Kgl. Gymn. zu Kreuznach. Ostern 1889.)

Wir wissen durch Goethe nur die Zeit der Handlung für Hermann und Dorothea: August des Jahres 1796. Der Ort steht nicht fest. Darum hat es sich Dr. Huther in dieser Zeitschrift II. S. 73 angelegen sein lassen, das thüringische Städtchen Artern als Schauplatz zu erweisen. Dagegen erhebt hier Linsenbarth Einsprache. Viele Punkte, sagt er, stimmten allerdings auffällig: Der Hügel, der Weinberg mit herrlicher Aussicht aufs Gebirge, die Engelapotheke, in der Nähe Voigtstedt, wo der Zug der Vertriebenen gerastet haben könnte, die Stadtmauer; ja an der Nordhauser Straße liegt sogar ein Gasthof zum goldnen Löwen, von dem man nach hinten gleich in den Garten gelangt. Insofern stimmt alles recht gut, und die Tradition, Goethe habe öfter in Artern, woher sein Großvater väterlicherseits stammte, geweilt, scheint dies noch mehr zu bestätigen. Aber doch sprechen gewichtige Gründe — auch für mich — dagegen. Goethe scheint niemals selbst in Artern, nur in der Nähe, gewesen zu sein. Sodann sind aber weitere Beziehungspunkte sicher erst infolge jener verwandtschaftlichen Tradition ex eventu abgeleitet; die Engelapotheke war bis 1810 eine Weinhandlung; Fabriken, Türme und Mauern besaß ferner Artern zu Goethes Zeit auch nicht. Es wird also hier gehen wie mit der Homersgrotte auf Smyrna. Linsenbarth gipfelt in dem Satze, S. 26: „Wenn sich also bei dem Dichter nicht ein besonderes Interesse gerade für Artern nachweisen läßt, dürfen wir uns nicht zu der Annahme für berechtigt halten, daß, weil die in Artern herrschende Tradition diesen Ort für denjenigen hält, welchen Goethe der Örtlichkeit in seinem Epos zu Grunde gelegt habe, Artern auch wirklich dieser Ort

Digitized by Google

sein müsse". Auch ich halte dafür, Goethe habe sich das Bild eines solchen Städtchens zusammengesetzt aus Erinnerungen an Jena, Ilmenau, Frankfurt. Zum Schluß noch eins: Gegen Thüringen speziell spricht noch die Stelle: „Wie begrüßt ich so oft mit Staunen die Fluten des Rheinstroms". Das deutet mir, ebenso wie die „Römergläser", in die Nähe des Rheins. Das dachte sich Goethe selbst, wenn er sagt: (Eckerm. 27. Dez. 26) „Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem Hermann und Dorothea gemeint sei". Ich möchte also nicht länger nach der „Hermannstadt" gesucht haben, wie es mir auch ziemlich gleich gilt, ob Schiller beim Spaziergang das Gelände der Elbe oder der Ilm im Auge hatte. Denn, wie Goethe gerade über diesen Punkt seines Epos ärgerlich sagte: „Die Wirklichkeit verdirbt oft die Poesie".

Dresden. **R. Rade.**

Oskar Brenner, Mittelhochdeutsche Grammatik. (Sonderabdruck aus der 4. Auflage von L. Engelmanns mhd. Lesebuch) 2. Aufl. München. Lindauer 1889, 32 S.

Der Abriß der mhd. Grammatik von Brenner wurde für die 4. Aufl. der Engelmannschen mhd. Lesebücher ganz neu bearbeitet und bietet nun eine bessere systematische Fassung und übersichtlichere Ordnung der einzelnen Spracherscheinungen als bisher. Er enthält alles in ausreichendem Maße, was den Schülern zum Verständnis der Formen nötig ist. Auch ein Abriß der mhd. Verskunst ist neu hinzugekommen. Die Anordnung ist eine sehr klare und praktische und erinnert mich im einzelnen (z. B. § 7, Anmerkung) an die Abrisse, die uns Studenten Herr Prof. Zarncke in Leipzig mitgab und anschrieb, wie denn dieses grammatische Kolleg meines verehrten Lehrers für mich stets Grundlage meiner Weiterbildung, Nachschlagewerk in allen Nöten sein und hoffentlich einmal so wie es ist gedruckt wird zum Handgebrauch der Mittelhochdeutsch treibenden Jugend.

Dresden. **R. Rade.**

Rudolf Hildebrand, Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht. Leipzig, B. G. Teubner, 1890, VI, 335. Preis 8 Mark.

Die Geschichte der Sitten und Gesinnungen unserer Vorfahren zu erforschen und dieser nachzugehen an der Hand der Sprache, „in der das innere und äußere Leben der Zeit sich gleichsam abgedrückt hat, mit einer Treue, wie in einem photographischen Bilde": das ist die große Aufgabe, der Rudolf Hildebrands philologische Arbeiten in letzter Linie immer dienen. Das habe ich recht lebendig wieder empfunden, als ich die vorliegende Sammlung seiner Aufsätze und Vorträge durchlas oder

Digitized by Google

vielmehr lesend genoß. Denn zu einem Genusse reinster und edelster Art, zu einem tiefen, innigen Vergnügtsein ward mir die Lektüre dieser Aufsätze, die sich wie köstliche Perlen auf eine Schnur gereiht darbieten. Hildebrands Stellung in unserer Wissenschaft ist eine so eigenartige, daß wir es wohl alle fühlen: wir bedürfen seiner aufs dringendste, heute vielleicht mehr als je; in diesem wirren Weben der Zeit sehen wir seine feste, ruhige Hand mit der Sicherheit eines deutenden Sehers aus unserer eigenen Vergangenheit, aus dem Denken und Fühlen, dem Leben und Schaffen unseres Volkes uns die Wege aufweisen, die wir zu unseres Volkes Heil und Glück gehen müssen. Rudolf Hildebrand ist noch einer der wenigen Gelehrten, die ganz im Geiste Jakob Grimms ihren Beruf auffassen und ihr Amt verwalten. Jakob Grimm war niemals ein bloßer Fachmann, bei aller eingehenden Untersuchung des Einzelnen stand immer das Ganze in leuchtender Klarheit vor seiner Seele. Unsere heutige Wissenschaft mag wohl weniger Fehler im einzelnen machen, als sie hie und da Jakob Grimm, wie jedem Pfadfinder, angerechnet werden, aber das Ganze droht heute doch manchmal über dem vielen schönen Einzelnen verloren zu gehen. Da bildet ein Geist wie Rudolf Hildebrand ein wohlthuendes Gegengewicht; in allen seinen Untersuchungen führt er uns, wie Jakob Grimm, immer und immer wieder zu demselben Ziele: Lerne dein eigenes Volkstum, das Denken und Fühlen deiner Vorfahren rein erfassen und verstehen, lerne es lieben, es hegen und pflegen! — und überall sehen wir uns mitten in die letzten und höchsten Menschenfragen hineingeführt. Mit gutem Rechte hat daher Hildebrand seine gesammelten Aufsätze, die ein ganzes reiches Leben im Dienste der Wissenschaft umfassen, hier herausgegeben. Wir fühlen es gerade hierbei recht klar und deutlich, welch eine tiefe klaffende Lücke unserm Geistes- und unserm Volksleben geschlagen würde, wenn dieser Mann, der so ruhig und mild fördert und schirmt, mahnt und warnt, der so ernst und fest auf die letzten Ziele unserer Entwickelung hinweist, plötzlich aus unserer Mitte herausgenommen wäre und nicht mehr unter uns weilte.

Und auch im einzelnen bieten diese Aufsätze und Vorträge viel des Fesselnden und Schönen. Da ist gleich zum Eingang seine Vorlesung zum Antritt der Professur an der Universität Leipzig (1869): „Über Grimms Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Bedeutung“, ein Aufsatz, von dem ich wünschte, daß er mit Flammenlettern in das Herz jedes Deutschen geschrieben würde. „Wenn eine Zeit“, sagt Rudolf Hildebrand da am Schlusse, „wenn ein Volk krank ist, so ist die Erkenntnis der Heilung in seiner Geschichte zu holen, nicht bloß in der politischen, auch, ja mehr noch in der eigentlichen Volksgeschichte, wie sie in Litteratur und Sprache sich am klarsten spiegelt. So ist die

Digitized by Google

deutsche Philologie im engeren Sinne nicht bloß eine Wissenschaft, sie ist zugleich eine Arbeiterin für das Heil der Nation, wie freilich jede Wissenschaft im höheren Sinne; aber die deutsche Philologie ist das näher und unmittelbarer als jede andere. Ich darf wohl hinzufügen, das wars, was mich, fast wider Willen, und von anderen Zielen ab, zu ihr zog." Dieses Bekenntnis, das hier so einfach und schlicht aus dem Herzen des begeisterten Forschers dringt, giebt uns zugleich den Schlüssel zu Rudolf Hildebrands Standpunkt innerhalb der Wissenschaft. Er ist diesem Standpunkte niemals, auch nicht einen Augenblick, untreu geworden, durch alle seine Arbeiten geht der gleiche, große, feste, einheitliche Zug. Und von dieser echt germanischen Treue legen auch die hier zu einem Bande vereinten Aufsätze beredtes Zeugnis ab. Die „Vorgeschichte von Grimms Wörterbuch im 17. und 18. Jahrhundert" (aus dem Vorwort zum fünften Bande) schließt sich dem ersten Aufsatze passend an und ist auch für weitere Kreise von Bedeutung namentlich wegen des darin gestreiften Akademiegedankens. Außer den in unserer Zeitschrift veröffentlichten Aufsätzen, die den Lesern unseres Blattes bereits bekannt sind, folgen dann: Beiträge zur Sittengeschichte des Mittelalters, aus der Sprache gewonnen; Land und Leute und der Begriff der Vertretung; Ein wunderlicher rheinischer Accusativ; Zur Geschichte des Sprachgefühls bei den Deutschen und Römern; Zu Schillers Tell; Der Verfasser der Chemnitzer Rockenphilosophie; Aus der Vorrede zum zweiten Hundert von Soltaus historischen Volksliedern; Aus dem Vorwort zu Albrechts Leipziger Mundart; Die Stilübung als Kunstarbeit; Goethe und der Sachsenspiegel; Goethe und Schlossers Anti-Pope; Interpunktion und Textkritik; Ein nicht anerkannter Vers von Goethe („Lange hab ich mich gesträubt, endlich gab ich nach u. s. w.", nun in Burdachs Ausgabe des Divan, 6. Bd. der Weimarischen Goetheausgabe, wenn auch als fraglich, mit aufgenommen); Deutsche Prophezeiungen über sieben Jahrhunderte hin; Der Anteil Sachsens an der Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache." Das ist eine Fülle von Schönem und Fesselndem, herzgewinnend und liebenswürdig vorgetragen und doch dabei erfüllt von dem tiefen Ernst, der einen Grundzug in Rudolf Hildebrands Wesen bildet. Die staunenswerte Vielseitigkeit seines Geistes, die der am besten kennt, der seine Arbeit am Grimmschen Wörterbuche genauer verfolgt hat, spiegelt sich auch in diesen Aufsätzen in mannigfacher Weise, besonders aber mutet uns die köstliche Frische an, die das Buch von Anfang bis zu Ende durchzieht. Es wird wohl keine Schule in Deutschland geben, die sich die schöne Gabe dieses reichen Geistes und treuen Hüters deutscher Art und Sitte entgehen ließe.

Dresden. **Otto Lyon.**

Digitized by Google

G. W., Alumneumserinnerungen. Von einem alten Kreuzschüler. Leipzig, W. Grunow, 1890. 184 S. Preis 1,50 Mark.

Das ist einmal ein frisches Buch, einfach, schlicht, natürlich, wahr und kerngesund. Wer es nicht schon wüßte, der erriete es aus den ersten zehn Seiten, daß niemand anders als Wustmann, der Herausgeber der Grenzboten, dieses reizende Kulturgeschichtsbild verfaßt hat. Denn zu einem solchen hat der Verfasser die kleinen Mitteilungen aus seiner Jugendzeit zu erheben gewußt. Seine Schrift ist himmelweit verschieden von jenen wertlosen Gymnasialhumoresken, mit denen unser Jahrhundert mancher leichthinschreibende Unterhaltungsschriftsteller beschenkt hat. Durch Wustmanns Schrift geht vielmehr ein Zug jener rührenden Naivetät, wie sie etwa in Thomas Platters Selbstbiographie oder in dem Tagebuche Felix Platters lebt. Man mache einmal den Versuch und lese, ehe man an Wustmanns Alumneumserinnerungen herantritt, den Thomas und Felix Platter (in der Ausgabe von Heinrich Boos, Leipzig, Hirzel 1878) durch, und man wird dann beim Lesen der Wustmannschen Schrift einen ganz eigenartigen Genuß haben; es klingen gleichsam Obertöne aus dem sechzehnten Jahrhundert mit. Aber das alles giebt Wustmann ohne Altertümelei, ohne irgend welchen bewußten oder beabsichtigten Anklang, mit einem Worte ohne Manier, wie sie z. B. auch Gustav Freytag in seinen besten Werken vermieden hat. Die Ähnlichkeit besteht eben nur darin, daß sich Wustmann in seinen Erinnerungen ebenso ehrlich, offen, gerade, ich möchte sagen treuherzig ausspricht, wie es einst die Art der Besten unseres Volkes war und noch heute ist. Und so sei denn dem Verfasser ein herzliches „Habe Dank!" von unserer Zeitschrift zugerufen. Möge sein gesunder, fest in sich selbst ruhender Stil recht vielen ein Muster werden. Für Schülerbibliotheken ist das Buch daher nach Inhalt und Form eine besonders willkommene Gabe, aber auch Haus und Familie werden sich daran wahrhaft ergötzen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Henrik Jäger, Henrik Ibsen 1828—1888, ein litterarisches Lebensbild. Aus dem Norwegischen übertragen, bearbeitet und mit Zusätzen versehen von Heinrich Zschalig. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden 1890. V, 239 S.

Heinrich Zschalig hat sich schon oft als gewandter Übersetzer nicht nur englischer und französischer, sondern namentlich auch dänischer und norwegischer Dichtungen erwiesen, und seine geschickte und verdienstliche Übersetzungskunst bewährt sich auch hier. Ein mit Liebe und Begeisterung gezeichnetes Lebensbild Ibsens wird uns hier in gutem deutschem Gewande

Digitized by Google

geboten Ibsen gehört zu den wenigen Dichtern unserer Zeit, die uns wirklich etwas zu sagen haben, die so schreiben müssen, wie sie schreiben, denen ihre Werke, noch ehe sie ans Licht treten, so eingeboren sind, wie dem Samenkorn einer Blume die Blattstellung und Blütenform. Darum folgt ihm auch da unser Anteil, wo er sich ins Krankhafte verliert. Jedenfalls können wir selbst aus seinen Schwächen, die aber doch seine gewaltigen Vorzüge keineswegs verdunkeln, mehr lernen, als aus den effekthaschenden, unwahren und seichten Theaterstücken der gleichzeitigen französischen Bühnenschriftsteller. Daß die Schwächen Ibsens in einer Festgabe zu seinem 60. Geburtstage, die das vorliegende Buch ursprünglich war, nur gestreift werden, ist selbstverständlich und soll von mir, der ich ein begeisterter Verehrer der Kunst Ibsens bin, am allerwenigsten getadelt werden. Im übrigen muß das hier gebotene Lebensbild als ein solches bezeichnet werden, das dem Wesen und der Eigenart des Dichters durchaus gerecht wird. Zschalig hat sich zweifellos durch die Übersetzung gerade dieses Werkes ein Verdienst erworben, wie denn auch seine eigenen Zusätze, Anmerkungen, Kürzungen und Hinweise mit Takt, Geschick und Geschmack eingeflochten und in jeder Beziehung höchst dankenswert sind. Norweger, die sich bei mir darüber beklagten, daß Ibsen in Deutschland oft in schlechten Übersetzungen gegeben werde und daß man daher seine dichterische Kraft nach diesen Übersetzungen nicht hinreichend würdigen könne, versicherten mir, daß die dichterischen Belegstellen aus Ibsens Werken in der vorliegenden Schrift von Zschalig musterhaft übersetzt worden seien.

Der Lehrer des Deutschen kann heute an der Ibsenbewegung nicht mehr vorübergehen. Er muß von ihr Kenntnis nehmen. Und dazu wird ihm das vorliegende Buch ein willkommener Führer sein. Möge es vielseitige Beachtung finden.

Dresden. **Otto Lyon.**

Fr. Kreyßigs Vorlesungen über Goethes Faust. 2. Auflage. Neu herausgegeben von Franz Kern. Berlin 1890. Nicolaische Verlagsbuchhandlung R. Stricker.

Kreyßigs Faustvorlesungen sind ein sehr beachtenswerter Erklärungsversuch der gewaltigen Dichtung Goethes. Wenn sie auch nicht mit allen Hilfsmitteln der heutigen Goethegelehrsamkeit ins Werk gesetzt sind, so sind sie dafür um so mehr von jenem echt wissenschaftlichen Geiste erfüllt, den man bei gewissen Goethegelehrten unserer Tage vergeblich sucht. Nirgends begegnen wir bei Kreyßig jener Kleinigkeitskrämerei, die heute so gern gewisse Goethespecialisten für den

Digitized by Google

eigentlichen Inhalt der Wissenschaft von Goethe und seinen Werken ausgeben möchten. Überall sehen wir den Blick Kreyßigs auf den Kern und das Ganze gerichtet, immer sehen wir ihn bemüht Plan und Inhalt des Gedichtes zu erfassen und die Gedankenwelt des Dichters darzulegen. So erscheint sein Buch, das zunächst nicht für den Fachgelehrten, sondern für weitere Kreise bestimmt ist, wohl geeignet, das Verständnis der Faustdichtung unter den Gebildeten überhaupt zu fördern, und der Herausgeber hat sich ein Verdienst erworben, daß er dieses Buch, das er mit wichtigen Zusätzen und Anmerkungen versehen hat, den Freunden der Goethischen Dichtung in neuer Auflage dargeboten hat. Schon in seinen „drei Charakterbildern aus Goethes Faust" hat Franz Kern gezeigt, wie tief er in den Gedankengang der Goethischen Dichtung eingedrungen ist. Wenn auch Kerns Auffassung vielfach von der herkömmlichen abweicht, so sind wir doch der Überzeugung, daß seine Auffassung in den Hauptpunkten die richtige ist, ebenso wie wir mit Kern der Gesamtauffassung der Dichtung, wie sie Kreyßig giebt, im allgemeinen beitreten. Daß wir in Einzelheiten anderer Meinung sind, ändert nichts an diesem Urteile. Besonderen Dank verdient es, daß Kern S. 44—48 den Gang des Urfaust dargelegt und auch an anderen Stellen auf diesen Bezug genommen hat. In den Anmerkungen giebt Kern wertvolle Beiträge zur Erklärung des Faust. So wird von ihm (S. 263) die Stelle: „Wie ich beharre, bin ich Knecht" (im Gegensatz zu der verfehlten Schröerschen Erläuterung) richtig erklärt: „Sobald ich mein unbedingtes Streben aufgebe, in Ruhe mich befinde, bin ich Knecht." Dagegen kann ich dem Herausgeber nicht beistimmen, wenn er annimmt, daß der Fall Gretchens zwischen die erste Gartenscene und die Scene „Wald und Höhle" zu setzen sei. Die darauf zielenden Worte Fausts in der Scene „Wald und Höhle" sind in ihrer jetzigen Stellung vielmehr so zu fassen, daß Faust sich so im Banne der Leidenschaft fühlt, daß er den Fall Gretchens als unausweichliche Thatsache schon in dieser Leidenschaft eingeschlossen sieht und daher sich jetzt schon als den gottverhaßten Verführer betrachtet.

Doch wir wiederholen es: den Freunden der Faustdichtung wird hier eine Erklärung des Werkes geboten, die niemand ohne lebhaften Dank gegen den Herausgeber aus der Hand legen wird. Die vorliegende neue Auflage der Kreißigschen Vorlesungen sei daher dem deutschen Hause, vor allem aber auch der Schule und den Lehrern des Deutschen aufs wärmste empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Digitized by Google

Bücher für den Weihnachtstisch und für die Schülerbibliothek.

Aus der Fülle von Jugendschriften, die uns zur Besprechung zugegangen sind, heben wir hier folgende hervor:

Gotthold Klee, Wunderliche Schicksale des armen Simplex. Eine wahre Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, der Jugend und dem Volk erzählt. Stuttgart, Steinkopf 1890. 152 S. Pr. 0,75 M.

Gotthold Klee, der unermüdlich und rastlos thätig ist, unserer Jugend und unserem Volke die litterarischen Schätze unserer Vergangenheit in mustergiltigem neuhochdeutschem Gewande darzubieten, hat hier die Geschichte des „abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus" von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen frei bearbeitet und zu einer reizvollen, harmonisch abgerundeten Erzählung für unser Volk gestaltet. Klee hat die Erzählung in zweiundzwanzig Kapitel zusammengezogen und mit feinem Sinn und gesundem Gefühl für das wirklich Wertvolle und Bleibende, das dieser Roman bietet, alles Nebensächliche, Veraltete und Unsaubere ausgeschieden, sodaß ein fester, einheitlicher Zug durch die Erzählung geht, der zweifellos einen großen Vorzug dieser Bearbeitung bildet. Unter Benutzung der Nachrichten, die uns über das Leben des Verfassers erhalten sind, hat Klee die Erzählung zu einer vollständigen Selbstbiographie des Dichters erweitert, sodaß das Ganze eine schöne Abrundung erfahren hat. Der Stil ist gesund und natürlich, frisch und lebendig; mit großem Geschick sind Worte und Wendungen des Originals mit in die neuhochdeutsche Bearbeitung verflochten (z. B. großgünstiger Leser, S. 2, Knän, S. 5, 6 u. a., Einsiedel, S. 18 u. a. [neben: Einsiedler], Meuder, S. 20, es sind so eiserne Männer gekommen u. s. w. S. 22, auf freien Fuß stellen S. 102 u. s. w.), ebenso ist von Mundartlichem (z. B. S. 7 u. 8, 21 u. a.) wirkungsvoll Gebrauch gemacht. Besonders aber hat der Bearbeiter die schlichte Wahrhaftigkeit und Treuherzigkeit des Originals in meisterhafter Weise zu treffen gewußt. Haus und Schule erhalten hier einen Schatz geboten, der ihnen in hohem Grade willkommen sein wird. Aus solchen Bausteinen setzt sich die echte und gesunde, wahrhaft volkstümliche Bildung zusammen. Und darum sollte vor allem auch der Lehrer des Deutschen mit darauf hinwirken, daß unserer Jugend solche wirklich förderne Schriften in die Hände kommen.

Gotthold Klee, Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. Zweite Reihe: Geschichtsbilder aus der Völkerwanderung. Gütersloh, Bertelsmann 1891. Preis 3 M., geb. 4 M. 400 S.

Der erste Band der vorliegenden Geschichtsbilder ist in unserer Zeitschrift bereits besprochen worden. Der vorliegende zweite Band steht dem

Digitized by Google

ersten in keiner Weise nach. Mit gleicher Gewandtheit, wie früher die „Urzeit“, hat Klee hier die hervorragenden Gestalten und Ereignisse der Völkerwanderung dargestellt. Besonders anziehend sind immer die Abschnitte, in denen Klee alte Berichterstatter selbst erzählen läßt, z. B. der Abschnitt: Oströmische Gesandte an Attilas Hofe u. a. Überall ist der Verfasser auf eine lebensvolle Darstellung bedacht, sodaß die Gestalten zum Greifen deutlich vor unser geistiges Auge treten. Das ist der große Vorzug der vorliegenden Geschichtsbilder, und gerade um dieses Umstandes willen sind sie für die reifere Jugend aufs wärmste zu empfehlen; das abstrakte Wissen, das doch immer noch in unserer Schule die Herrschaft führt, wird durch solche farbenreiche und lebendige Darstellung, durch die vor allem auch die Phantasie genährt und gefördert wird, aufs schönste ergänzt. Lob verdient auch, daß Klee sich nicht damit begnügt, unmittelbar auf die Quellen zurückzugehen und aus diesen zu schöpfen, sondern daß er auch die Schriften hervorragender Geschichtsschreiber, z. B. Kaufmanns, Dahns u. a., da, wo sie Lebensvolles bieten, mit heranzieht, und, unter sorgfältiger Bezeichnung des Entlehnten, an einzelnen Stellen seines Buches diesen das Wort giebt. Der vorliegende Band enthält die Geschichte der West- und Ostgoten, der Vandalen, Attilas und Odowakars, während die Geschichte der Longobarden und Franken noch aussteht.

Adolf Lange, Deutsche Götter- und Heldensagen. Für Haus und Schule nach den besten Quellen dargestellt. Leipzig, B. G. Teubner 1887. 448 S.

Daß meine Anschauung über die nordische Sage und über das Verhältnis der nordischen und deutschen Quellen untereinander und damit über die Grundfrage, nach welchen Quellen und Bearbeitungen die deutschen Götter- und Heldensagen zu erzählen sind, in vielen Punkten von der des Verfassers abweicht, soll mich nicht hindern, der vorliegenden Darstellung um der Liebe und Wärme, sowie der guten Sachkenntnis willen meine Anerkennung zu zollen. Die alten Sagen sind hier in möglichster Einfachheit und Klarheit in einem guten lesbaren Stile erzählt, sodaß sich das Buch für die Jugend als ein recht brauchbarer und zugleich, was ich immer besonders hoch anschlage, anregender Führer erweist. Die Einleitung freilich erscheint nach dem Standpunkte der heutigen Forschung als veraltet; die Arbeiten Müllenhoffs und alle seitdem erschienenen Arbeiten sind dem Verfasser unbekannt geblieben. Doch hat er die Quellen (zum Teil wohl in Übersetzung) in genügendem Umfange gelesen. Daß Edda nach den Ergebnissen der neuesten Forschung nicht Urgroßmutter heißt, sondern Poetik, sei nur nebenbei bemerkt.

Digitized by Google

H. W. Stoll, Die Götter und Heroen des klassischen Altertums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. 1. Bd.: Die Götter, 308 S. 2. Bd.: Die Heroen, 262 S., gebd. in einem Band Preis 6 M., brosch. 4,50 M. 7. Auflage.

Die vorliegende Arbeit beweist schon durch ihre große Verbreitung, daß sie einem Bedürfnisse entgegengekommen ist. Wenn auch der Stil keineswegs immer musterhaft zu nennen ist, so verdient doch die einfache, schlichte Darstellung Lob. Auch die Auswahl des Gebotenen ist gut, so daß das Buch der Empfehlung würdig ist.

Kinder-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7—15 Jahren. Band IX, herausgeg. v. Albert Richter. (Monatl. 2 Hefte. Preis vierteljährlich 1 M.) Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube 1890. 287 S.

Das Alter von 7—12 Jahren ist besonders berücksichtigt; ein recht glücklicher Gedanke ist es, daß auch hübsch geschriebene Abschnitte: „Allerlei von unserer Muttersprache" eingefügt sind; auch Sagen, Märchen und Fabeln sind berücksichtigt. Schuldirektor Albert Richter in Leipzig ist der Herausgeber, und sein Name bürgt dafür, daß nur wirklich Gediegenes Aufnahme gefunden hat. Das Unternehmen sei ganz besonderer Beachtung empfohlen.

Endlich seien hier noch folgende Schriften empfohlen:

Die Electricität. Eine kurze und verständliche Darstellung der Grundgesetze, sowie der Anwendungen der Electricität zur Kraftübertragung, Beleuchtung, Galvanoplastik, Telegraphie und Telephonie. Für jedermann geschildert von Th. Schwartze, E. Japing und A. Wilke. 3. Aufl. bearb. von Dr. Alfred Ritter v. Urbanitzky. Wien, Hartlebens Verlag 1889. 159 S. Preis 1,50 M.

Das Buch dient besonders zur Einführung in die Elektrotechnik; zahlreiche Abbildungen erläutern den Text. Der Stil läßt zu wünschen übrig.

Trewendts Jugendbibliothek. Neue Folge: Band 29. M. Meisner, Tropfen und Tröpflein. Band 30. Helene von Ziegler, Ziegenjörgel. Band 31. Richard Roth, In der Sommerfrische. Breslau, Eduard Trewendt. Preis des Bändchens geb. 0,90 M.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf die mit Glück geleitete Jugendbibliothek Trewendts empfehlend hinzuweisen.

Dresden. Otto Lyon.

Digitized by Google

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 8. August: P. v. Bradke, Beiträge zur Kenntnis der vorhistorischen Entwicklung unseres Sprachstammes; Über die arische Altertumswissenschaft und die Eigenart unseres Sprachstammes; Über Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft, besprochen von Jakob Wackernagel. (Des Verfassers Begabung scheint nicht gerade nach der Seite der reinen Sprachwissenschaft zu liegen; dagegen hoffen wir von seinen religionsgeschichtlichen und paläontologischen Studien noch manche gute Frucht.) — S. Gelbhaus, Mittelhochdeutsche Dichtung in ihrer Beziehung zur biblisch-rabbinischen Litteratur. 1. Heft. Freidanks Bescheidenheit, besprochen von A. Leitzmann. (Der Verfasser, der die jüdische Litteratur vollständig beherrscht, sollte mit mehr Methode und gesunder Kritik zu Werke gehen.) — H. Welcker, Dialektgedichte, besprochen von Fr. Kauffmann. (Es wäre leicht, zahllose Wünsche auch bezüglich der Auswahl geltend zu machen.) — H. v. Wlislocki, Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen, besprochen von O. Netoliczka. (Ein anschauliches Bild vom Leben und Treiben seiner Volksgenossen.)

—— Nr. 9. September: F. Bettingen, Das Wesen des Tragischen, besprochen von Johannes Volkelt. — P. Piper, Die geistliche Dichtung des Mittelalters, besprochen von Albert Waag. (Mit vielem Fleiß und großer Umsicht gearbeitet.) — H. Drees, Die Naturbetrachtung in den Liedern der deutschen Minnesänger, besprochen von Reinhold Becker. (Daß die deutschen Minnedichter auch hier wieder in Bausch und Bogen zu Nachfolgern der provenzalischen Troubadours und der Lyriker Nordfrankreichs gemacht werden, dieses Vorurteil ist unausrottbar.) — C. Bopp, Der Vocalismus des Schwäbischen in der Mundart von Münsingen, besprochen von Fr. Kauffmann. — H. Wunderlich, Steinhöwel und das Dekameron, besprochen von G. Binz. (Ein willkommener Beitrag zu einer historischen Syntax der deutschen Sprache.) — Johannes Bolte, De düdesche Schlömer von Johannes Stricker, besprochen von Robert Sprenger. (Der Herausgeber hat seine Ausgabe dieses hervorragenden niederdeutschen Dramas mit wertvollen, von erstaunlicher Belesenheit und Sachkenntnis zeugenden Beigaben ausgestattet.) — R. Mahrenholtz, Jean Jaques Rousseau, besprochen von E. v. Sallwürk.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur, XV, 2: Johansson, Gotische Etymologien. — A. Kock, Zur Laut- und Formenlehre der altnordischen Sprachen. — Jellinek, Germanisch g und die Lautverschiebung; Das Suffix -io-; Germanisch ê; Zum Heliand; Zur Kudrun. — J. Meier, Beiträge zur Erklärung und Kritik mhd. Gedichte (Spervogel; Ulrichs von Liechtenstein Frauendienst; Zum wilden Mann und Wernher vom Niederrhein). — J. H. Gallée, Zur Heliandgrammatik. — F. Zarncke, Zu den reduplizierten Präteriten. — F. Kauffmann, Die sogenannten Schwellverse der alt- und angelsächsischen Dichtung. — R. Michel, Zweiundsiebenzig Völker. — L. Tobler, Nachträgliche Bemerkungen über mhd. ein. — H. K. Bierwirth, Zur Geschichte des Wortes Schmetterling. — A. Leitzmann, Zum Winsbeken.

Germania, 35, 1: F. Buitenrust Hettema, Der alte Druck der Westerlauwerschen Rechte. — Reinhold Bechstein, Gottfried-Studien. — Max Herrmann, Zur fränkischen Sittengeschichte des 15. Jahrhunderts. — G. Ehrismann, Gruntwelle, selpwege; unsih, iuwih; Meatris. — K. Bartsch und

Digitized by Google

G. Ehrismann, Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1885.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte, III, 4: G. Witkowski, „Pastor Amor" und „So ist der Held, der mir gefällt". Mit einem Nachwort von B. Seuffert. — G. Ransohoff, Untersuchungen über Wielands Geron. — E. Wolff, Eutiner Findlinge. — G. Kettner, Der Mohr in Schillers Fiesko. — R. Steig, Wilhelm Grimm und Herder. — B. Seuffert, Heines Heimkehr. — M. Herrmann, Die letzte Fahrt Oswalds von Wolkenstein. — R. M. Werner, Abraham a Sta. Clara als Kanzelredner. — B. Suphan, Aus Carl Augusts Frühzeit. — B. Michels, Zu 3, 42 flg. — E. Götze, Zu 3, 187 flg.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 84, 4: A. Leitzmann, Beiträge zur Kenntnis Georg Forsters aus ungedruckten Quellen.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, III, 4, 5: O. Harnack, Goethes Beziehungen zu russischen Schriftstellern. — J. Bolte, Deutsche Volkslieder in Schweden. — L. Geiger, Aus W. Wackernagels Jugend. — R. M. Werner, Vom Hanswurst; Zu Macbeth.

Die Grenzboten, 27: O. Behaghel, Die Heimat Walthers von der Vogelweide. — 28: R. Hodermann, Die Eltern d. Podagra (in der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts).

Die Nation, 44: G. Ellinger, Victor Hehn.

Blätter für litterarische Unterhaltung, 21: L. Fränkel, Sieben Jahrhunderte deutscher Dichtung. — 24: L. Fränkel, Englisch-deutsches Theater von 1586—1754. — 30: L. Fränkel, Aus der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas von Hans Sachs bis Schiller.

Münchener Neueste Nachrichten, 289, 290: O. Brenner, Freiheit und Zwang in der Muttersprache.

Tägliche Rundschau, 245, 246: O. Lyon, Die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts.

Pädagogisches Archiv, 6: R. Lehmann, Der Unterricht in der deutschen Grammatik auf den verschiedenen Stufen des Gymnasiums.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, I, 1: G. Steinhausen, Die deutschen Frauen im 17. Jahrhundert.

Die Gegenwart, 36: P. Seliger, Eine alte Bühnenbearbeitung des Götz.

Freie Bühne für modernes Leben, I, 24: O. Brahm, Goethe-Philologie.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 175: W. Golther, Perceval und der Gral.

Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung, 20 flg.: F. Kern, Rückerts poetisches Tagebuch. — 27 flg.: H. Ibsen, Skandinavische Heldenlieder und ihre Bedeutung für die Kunstpoesie.

Leipziger Zeitung, 114: R. Beer, Was haben die Engländer für die Reinheit ihrer Sprache gethan? — 115: Th. Matthias, Ein grober Unfug mit „um zu". — 124 flg.: Th. Matthias, Verwilderter Satzbau im Deutschen.

Deutsche Rundschau, Juli: G. v. Löper, Berlin und Weimar.

Die Mädchenschule, III, 3. 4. S. 365: K. Hessel, Waetzoldt über den deutschen Unterricht an höheren Mädchenschulen. K. Hessel tritt hier im ganzen und in den Hauptpunkten dem in unserer Zeitschrift erschienenen Aufsatze Waetzoldts bei und weiß es Waetzoldt Dank, daß „er so kräftig und schonungslos seine Meinung ausgesprochen hat, auch auf die Gefahr hin, Anstoß zu erregen."

Digitized by Google

Revue de l'enseignement secondaire et de l'enseignement supérieur. 1890. 15. Oct. XIV, 7: M. A. Girot, Agrégation d'allemand en 1890: Bibliographie spéciale. (Eine mit warmer Hingabe an die deutschen Sprachstudien verfaßte, ihren Zweck vorzüglich erfüllende Bibliographie.)

Die Neue Deutsche Schule 1890, 11. Heft: Ernst Wasserzieher, Deutschlands Zukunft — die deutsche Schule. (Ein sehr tüchtiger und lesenswerter Aufsatz, den kein Lehrer ungelesen lassen sollte, wenn auch der am Schlusse gegebene Lehrplan bedeutender Verbesserungen und völliger Umänderung bedarf.)

Neu erschienene Bücher.

Rudolf Hildebrand, Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht. Leipzig, B. G. Teubner, 1890. VI, 335 S Preis: 8 Mark.

G. W., Alumneumserinnerungen. Von einem alten Kreuzschüler. Leipzig, F W. Grunow, 1890. 184 S. Preis: 1,50 Mark.

W. Sommer, Deutsche Sprachlehre (zunächst für Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten). 9. Aufl. Paderborn, F. Schöningh, 1890. 215 S.

Hermann Pack, Deutsche Fibel für russische Kinder. 2. Aufl , Moskau, Ließner und Romahn.

F. Gläßer, Aus aller Welt, illustrierte Jugendschrift für die Familie. 1. Jahrg. 1. Heft Stuttgart, K. F. Gläßer. (Am 1. und 15. jedes Monats erscheint ein Heft zum Preis von 35 Pfennigen.)

W. Wartenberg, Lehrbuch der lateinischen Sprache als Vorschule der Lektüre. 2. Teil, Quinta. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goebel), 1890.

Karl Menge, Ausführliche Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen für obere Klassen höherer Lehranstalten Leipzig, B. G. Teubner, 1890. XVI, 215 S.

Karl Menge, Trauer und Treue, Gedichte zur Feier der Geburts- und Sterbetage der deutschen Kaiser weiland Wilhelm I. und Friedrich III., sowie des Geburtstages Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm II. Für höhere Schulen und für Vereine ausgewählt. Leipzig, B. G. Teubner, 1890. 155 S.

J. D. Manzer und R. Manzer, Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Leipzig, Alex. Danz, 1890. 167 S.

Goethe-Ruckstuhl, Von der Ausbildung der deutschen Sprache. Gießen, J. Rickersche Buchhandlung, 1890.

Christian Rogge, Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums. Leipzig, Gustav Fock, 1890. VI, 33 S.

Karl L. Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. 4. Band. 3. Lieferung. Kassel, Theodor Kay, 1890. VII, S. 321—505.

F. Böckelmann, Blumenlese aus deutschen Dichtern. 2. Aufl. Herford, Maeckhoff, 1890.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9II.

Digitized by Google

Der Kaiser über den deutschen Unterricht.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Die gewaltige Kaiserrede, mit der die Beratung über die Schulfrage in Preußen und damit zugleich auch in den Hauptpunkten für das gesamte deutsche Reich eröffnet wurde, hat unser Volk bis ins Innerste hinein ergriffen und insbesondere den Lehrerstand, den berufenen Vertreter der Volkserziehung, in hohem Grade bewegt und gepackt. Unsere Zeitschrift kann an dieser Kundgebung nicht stillschweigend vorübergehen, um so weniger, als in der Rede des Kaisers in Bezug auf den deutschen Unterricht und die Stellung des Deutschen im ganzen höheren Unterrichtswesen so herrlich und wahr geurteilt wird, daß ein mächtiges Gefühl der Freude und jubelnde Begeisterung über diesen Kernschuß, diesen Schuß ins Schwarze unser aller Herzen, die wir für die Rechte und für den gesunden Ausbau des deutschen Unterrichts kämpfen, erfüllen muß. Wir geben hier den betreffenden Abschnitt aus der Rede des Kaisers nach dem Berichte des Reichsanzeigers wieder (der übrigens vorsichtig bemerkt, daß die Rede „etwa folgenden Wortlaut" hatte, also keineswegs einen völlig genauen Abdruck der Kaiserrede geben will):

„Dieser Kabinettsordre, die der Herr Minister vorhin zu erwähnen die Güte hatte, hätte es vielleicht nicht bedurft, wenn die Schule auf dem Standpunkte gestanden hätte, auf welchem sie hätte stehen müssen. — Ich möchte im voraus bemerken, wenn Ich etwas scharf werden sollte, so bezieht sich das auf keinen Menschen persönlich, sondern auf das System, auf die ganze Lage. — Wenn die Schule das gethan hätte, was von ihr zu verlangen ist, — und Ich kann zu Ihnen als Eingeweihter sprechen, denn Ich habe auch auf dem Gymnasium gesessen und weiß, wie es da zugeht — so hätte sie von vornherein von selber das Gefecht gegen die Sozialdemokratie übernehmen müssen. Die Lehrerkollegien hätten alle miteinander die Sache fest ergreifen und die heranwachsende Generation so instruieren müssen, daß diejenigen jungen Leute, die mit Mir etwa gleichaltrig sind, also von etwa 30 Jahren, von selbst bereits das Material bilden würden, mit dem Ich im Staate arbeiten könnte, um der Bewegung schneller Herr zu werden. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Der letzte Moment, wo unsere Schule noch für unser ganzes vaterländisches Leben und für unsere Entwickelung maßgebend gewesen ist, ist in den Jahren 1864, 1866—1870 gewesen. Da waren die preußischen Schulen, die preußischen Lehrerkollegien Träger des Einheitsgedankens, der überall gepredigt wurde. Jeder Abiturient, der aus

Digitized by Google

der Schule herauskam und als Einjähriger eintrat oder ins Leben hinausging, alles war einig in dem einen Punkte: das deutsche Reich wird wieder aufgerichtet und Elsaß-Lothringen wiedergewonnen. Mit dem Jahre 1871 hat die Sache aufgehört. Das Reich ist geeint; wir haben, was wir erreichen wollten, und dabei ist die Sache stehen geblieben. Jetzt mußte die Schule, von der neu gewonnenen Basis ausgehend, die Jugend anfeuern und ihr klar machen, daß das neue Staatswesen dazu da wäre, um erhalten zu werden. Davon ist nichts zu merken gewesen, und jetzt schon entwickeln sich in der kurzen Zeit, seit der das Reich besteht, centrifugale Tendenzen. — Ich kann das gewiß genau beurteilen, weil Ich oben stehe und an Mich alle solche Fragen herantreten. Der Grund ist in der Erziehung der Jugend zu suchen; wo fehlt es da? Da fehlt es allerdings an manchen Stellen. Der Hauptgrund ist, daß seit dem Jahre 1870 die Philologen als beati possidentes im Gymnasium gesessen haben und hauptsächlich auf den Lernstoff, auf das Lernen und Wissen den Nachdruck gelegt haben, aber nicht auf die Bildung des Charakters und die Bedürfnisse des jetzigen Lebens. Sie, Herr Geheimrat Hinzpeter, werden verzeihen, Sie sind ein begeisterter Philologe, aber nichtsdestoweniger, die Sache ist Meiner Ansicht nach bis zu einer Höhe gekommen, daß es schließlich nicht mehr weiter geht. Es ist weniger Nachdruck auf das Können wie auf das Kennen gelegt worden; das zeigt sich auch bei den Anforderungen, die in den Examen gestellt werden. Es wird von dem Grundsatz ausgegangen, daß der Schüler vor allen Dingen so viel wie möglich wissen müsse; ob das für das Leben paßt oder nicht, das ist Nebensache. Wenn man sich mit einem der betreffenden Herren darüber unterhält und ihm klar zu machen versucht, daß der junge Mensch doch einigermaßen praktisch für das Leben und seine Fragen vorgebildet werden solle, dann wird immer gesagt, das sei nicht Aufgabe der Schule, Hauptsache sei die Gymnastik des Geistes, und wenn diese Gymnastik des Geistes ordentlich getrieben würde, so wäre der junge Mann im stande, mit dieser Gymnastik alles fürs Leben Notwendige zu leisten. Ich glaube, daß nach diesem Standpunkt nicht mehr verfahren werden kann.

Wenn Ich nun zurückgreife auf die Schulen und speziell auf das Gymnasium selber, so weiß Ich sehr wohl, daß in vielen Kreisen man Mich für einen fanatischen Gegner des Gymnasiums hält und Mich auch zu Gunsten anderer Schulformen ausgespielt hat. Meine Herren, das ist nicht der Fall. Wer selber auf dem Gymnasium gewesen ist und hinter die Coulissen gesehen hat, der weiß, wo es da fehlt. Und da fehlt es vor allem an der nationalen Basis. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale

Digitized by Google

junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer. Wir müssen von der Basis abgehen, die Jahrhunderte lang bestanden hat, von der alten klösterlichen Erziehung des Mittelalters, wo das Lateinische maßgebend war und ein bischen Griechisch dazu. Das ist nicht mehr maßgebend, wir müssen das Deutsche zur Basis machen. Der deutsche Aufsatz muß der Mittelpunkt sein, um den sich alles dreht. Wenn einer im Abiturientenexamen einen tadellosen deutschen Aufsatz liefert, so kann man daraus das Maß der Geistesbildung des jungen Mannes erkennen und beurteilen, ob er etwas taugt oder nicht. — Nun wird selbstverständlich vieles eingewendet und gesagt, der lateinische Aufsatz ist auch etwas sehr Wichtiges, der lateinische Aufsatz ist sehr gut, um den Menschen in einer fremden Sprache zu bilden, und was weiß Ich mehr. Ja, meine Herren, Ich habe das nun einmal selber mitgemacht. Wie entsteht denn ein solcher lateinischer Aufsatz? Ich habe es sehr oft erlebt, daß ein junger Mensch im deutschen Aufsatz — Ich will einmal sagen, 4 +, im ganzen befriedigend, und im lateinischen Aufsatz eine 2 hat. Der Mensch verdiente Strafe statt Lob, denn daß er den lateinischen Aufsatz nicht auf dem rechten Wege zu stande gebracht hat, das ist klar. Und von allen den lateinischen Aufsätzen, die wir geschrieben haben, ist noch nicht einer unter zwölf, der nicht mit solchen Hilfsmitteln zu stande gekommen ist. Solche Aufsätze wurden als gut bezeichnet. Das war der lateinische Aufsatz. Aber wenn wir auf dem Gymnasium einen Aufsatz über „Minna von Barnhelm" schreiben sollten, bekamen wir kaum befriedigend. Deswegen sage Ich, weg mit dem lateinischen Aufsatz, er stört uns, und wir verlieren unsere Zeit für das Deutsche darüber.

Ebenso möchte Ich das Nationale bei uns weiter gefördert sehen in Fragen der Geschichte, Geographie und der Sage. Fangen wir erst einmal bei uns zu Hause an. Erst wenn wir in den verschiedenen Kammern und Stuben Bescheid wissen, dann können wir ins Museum gehen und uns auch dort umsehen. Aber vor allen Dingen müssen wir in der vaterländischen Geschichte Bescheid wissen. Der Große Kurfürst war zu Meiner Schulzeit nur eine nebelhafte Erscheinung; der siebenjährige Krieg lag bereits außerhalb aller Betrachtung und die Geschichte schloß mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, mit der französischen Revolution. Die Freiheitskriege, die das Wichtigste sind für den jungen Staatsbürger, wurden nicht durchgenommen, und nur durch ergänzende, sehr interessante Vorträge des Herrn Geheimen Rats Hinzpeter bin Ich, Gott sei Dank, in der Lage gewesen, diese Dinge zu erfahren. Das ist aber gerade das punctum saliens. Warum werden denn unsere jungen Leute verführt? Warum tauchen so viele unklare, konfuse Weltverbesserer auf? Warum wird immer an unserer Regierung herum-

6*

Digitized by Google

genörgelt und auf das Ausland verwiesen? Weil die jungen Leute nicht wissen, wie unsere Zustände sich entwickelt haben und daß die Wurzeln in dem Zeitalter der französischen Revolution liegen. Und darum bin Ich gerade der festen Überzeugung, daß, wenn wir diesen Übergang aus der französischen Revolution in das 19. Jahrhundert in einfacher, objektiver Weise in den Grundzügen den jungen Leuten klar machen, so bekommen sie ein ganz anderes Verständnis für die heutigen Fragen, wie sie es bisher hatten. Sie sind dann imstande, auf der Universität durch die ergänzenden Vorlesungen, die sie dann hören, ihr Wissen weiter zu verbessern und zu vergrößern."

Unsere Zeitschrift kann dem gegenüber kein anderes Gefühl haben als das des innigsten und wärmsten Dankes für diese mächtige Förderung derjenigen Ziele, die uns zum Heile des Vaterlandes und der Menschheit als die höchsten und erstrebenswertesten auf diesem Gebiete erscheinen.

Auf den übrigen Teil der Rede einzugehen ist nicht unseres Amtes. Ein Wort aber an meine Amtsgenossen möchte ich mir doch nicht versagen, und ich wünsche nur, daß es freundlich aufgenommen werde. Obwohl der Kaiser ausdrücklich sagte, daß sich seine Worte „auf keinen Menschen persönlich, sondern auf das System, auf die ganze Lage" bezögen, so hat doch ein Teil der Tagespresse daraufhin mit nackten Worten gleichsam jeden einzelnen Lehrer der Pflichtvergessenheit beschuldigt und dadurch eine gewisse Verstimmung in Lehrerkreisen zu erzeugen versucht. Sollte wirklich eine solche Verstimmung Platz greifen, so wäre das im tiefsten Grade zu beklagen, und dann fände freilich „der große Moment ein kleines Geschlecht". Was der Kaiser eigentlich meint, ist wohl ohne weiteres klar. Statt vieler ungezählter Beispiele, die hier gegeben werden könnten, nur ein einziges. Der Unterrichtsstoff, der in der Sexta eines Gymnasiums oder Realgymnasiums zu bewältigen ist, stellt an die Kräfte der jungen Geister bereits solche Ansprüche, daß es nicht ratsam ist, schon einem Neunjährigen die Bewältigung dieser Aufgabe zuzumuten. Im allgemeinen wird die Aufnahme in die Sexta nur dann für einen Neunjährigen ohne Schaden sein, wenn er besonders kräftiger Natur und gut beanlagt ist. Jeder mit der Kindesnatur vertraute Leiter einer Anstalt wird nun Eltern, die ihre neunjährigen Söhne aufgenommen wissen wollen, davon abraten und sie dahin zu bringen suchen, noch ein Jahr zu warten. Damit hat er nun sogar schon mehr gethan, als seine Pflicht von ihm fordert. Aber wenn nun ein Vater trotzdem seinen Sohn mit neun Jahren zur Sexta bringt, so hat der Rektor kein Recht, ihn zurückzuweisen, im Gegenteil, er würde seine Pflicht verletzen, wenn er diesen Umstand durchaus zur Grundlage einer Zurückweisung machen wollte;

Digitized by Google

denn er würde ungesetzlich handeln, da das Gesetz die Aufnahme mit neun **Jahren** gestattet. Hier ist nun der Punkt, wo „das System, die **ganze** Lage" den Lehrer daran hindert, das von ihm als gut und gesund **Erkannte** durchzuführen. Er ist gar nicht imstande, seine Pflicht (diesen **Begriff** im letzten und höchsten Sinne genommen) in diesem Falle zu **thun**, **weil** es das „System, die ganze Lage" ihm unmöglich macht. So, glaube **ich**, sind die Worte des Kaisers auszulegen, und jeder Lehrer wird **aus** eigenen Erlebnissen sich andere Beispiele dieser Art ergänzen.

Durch unsere ganze Zeit geht freilich ein Zug, der neben dem frischen **Lufthauch**, der von dem Throne des Kaisers ausgeht, erscheint wie **Moderduft**: ich meine jenen Zug eitler Selbstbespiegelung und gegenseitiger **Lobhudelei**, in dem sich namentlich unsere Tagespresse und unser **öffentliches** Leben gefällt. Dieser Ton selbstgefälliger Eitelkeit, wie er in **Kunst**, Wissenschaft und Leben einzureißen droht, bringt uns aber nicht **weiter**, sondern führt zu Erstarrung, Stauung und Verweichlichung. Das **ewige** Vermitteln, das ängstliche nach rechts und links Schauen, um nur ja nirgends anzustoßen, diese sogenannte „objektive" Verwässerung aller **Gedankenkraft** und Geistesschärfe, dieses fortgesetzte Abstumpfen aller scharfen und schneidenden Gedanken muß endlich einmal aufhören, wenn wir das mühsam Errungene behaupten und das mit Blut erkämpfte deutsche Reich auch geistig auf sich selbst stellen wollen. Wehe einem Geschlecht, das die Wahrheit nicht mehr ertragen könnte, dem ihr Schein zu blendend und ihre Waffe zu schneidend wäre! Und darum, wenn von einer wirklichen Schulreform, nicht bloß auf dem Papier, sondern in der That und Wahrheit die Rede sein soll, so wollen wir doch nicht erwarten und wünschen, daß erst der Schule und den Lehrern Honig um den Mund gestrichen und die Wahrheit mit einer Zuckerkruste umkleidet werde, nach Art der captatio benevolentiae schlechter lateinischer Redner. Das wollen wir den Römern lassen; es ist römisch, aber nicht deutsch. Jene eitle Lobrednerei ist auch nichts weiter als der Bodensatz einer undeutschen Bildung, die uns Jahrhunderte lang beherrscht hat. Ich möchte hier an ein Wort Schillers erinnern, das uns recht deutlich den Geist zeigt, aus dem heraus die große Erhebung unserer Litteratur im vorigen Jahrhundert geboren wurde. In dem Vorbericht zu seinem „Wirtembergischen Repertorium" sagt er nämlich: „In den Beurteilungen werden wir immer mehr die Fehler rügen, als die Schönheiten preisen, und das aus dem besten Vorsatz. Ein Schriftsteller, der weniger auf die Nutzbarkeit und innere Fürtrefflichkeit seines Werkes als auf die Lobeserhebungen der gewöhnlichen Zeitungsklitterer achtet, ist in unseren Augen ein verächtliches Geschöpf, den Apoll samt allen Musen aus ihrem Reiche stoßen sollten." Auch wir wollen uns freuen, wenn die Fehler

Digitized by Google

unseres Schulwesens gerügt und nicht seine Schönheiten gepriesen werden; denn nur auf diesem Wege werden wir zu einer wirklichen Neugestaltung, zum Heile unseres Vaterlandes, gelangen, und wenn das von so hoher Stelle aus geschieht, so wollen wir von ganzem Herzen dankbar sein für den warmen Anteil, den unser Kaiser der Schule widmet. Welch ein Schauspiel! Ein Kaiser auf dem deutschen Throne, der deutscher ist als die Mehrzahl der Gebildeten, deutscher als eine große Zahl, die den leitenden Kreisen unseres Volkes angehören. Da ist es die Pflicht jedes Vaterlandsfreundes mit diesem Kaiser in fest geschlossenem Glied den Kampf gegen die Undeutschen in Deutschland, gegen die Auslandvergötterer, gegen die Religions- und Vaterlandslosen zu kämpfen. Und dazu ist vor allem die Schule berufen. Denn die Schule hat die Jugend. Und wer die Jugend hat, der hat das Volk.

Wir schreiben diese Worte in dem Augenblicke, da die Mitglieder der Schulkonferenz zur Beratung zusammentreten. Der Kaiser hat durch seine Rede der ganzen Beratung den großen führenden Zug aufgeprägt, die Aufgabe der Konferenz wird es sein, die einzelnen Fragen zu lösen, und wir haben (obwohl von der Tagespresse fast einstimmig vermerkt wird, daß eine gewisse einseitige Zusammensetzung[1]) der Konferenz zu Gunsten des humanistischen Gymnasiums nicht zu verkennen sei) das volle Vertrauen, daß die Mitglieder der Beratung ebenso unabhängig und frei wie der Kaiser, mit dem echten deutschen „Männerstolz vor Königsthronen“ ihre Meinung äußern werden, und daß so die Beratung zum Schlusse eine Diagonale ergeben wird, die unserer Schule die ersehnte Gestalt giebt und unserem Vaterlande zum Heil und Segen gereicht.

Wir Lehrer aber wollen mit frohem Vertrauen in die Zukunft blicken und freudig dem Kaiser auf der beschrittenen Bahn folgen. Wir

1) Sollte man in der Beratung auf eine Beseitigung der jetzigen wohlthätigen Zweiteilung in humanistische und realistische Gymnasien hinauskommen und die Aufhebung des Realgymnasiums beschließen, so würde man damit unseres Erachtens einen schweren Fehlgriff thun (es müßten denn die Berechtigungen der Oberrealschule erweitert werden). Die Eitelkeit der Eltern würde dann dem klassischen Gymnasium erst recht einen Ballast von Schülern zuführen, sodaß dann viel mehr noch als jetzt ein unverwendbares, gelehrtes Proletariat herangezogen werden würde, und außerdem würde ein so scharfer Klassengegensatz zwischen den gewerblichen und studierenden Ständen erzeugt werden, daß die staatserhaltende Gesellschaft einer neuen Spaltung und Zersetzung überantwortet werden und man damit geradezu der Sozialdemokratie in die Hände arbeiten würde. Wir würden der Sozialdemokratie das Divide besorgen helfen und sie dem Impera einen Schritt näher bringen. Wir halten es für unsere Pflicht, diese Warnung hier auszusprechen, und wir reden hier nicht vom Standpunkte irgendwelcher Partei aus, da wir, wie wir schon oft dargelegt haben, den Parteistandpunkt immer als den niedrigsten betrachten, von dem aus eine Sache behandelt werden kann.

Digitized by Google

sind uns bewußt, unsere Pflicht nach Kräften erfüllt zu haben und werden sie auch ferner mit gleicher Hingebung erfüllen, unbekümmert darum, ob uns äußere Anerkennung dafür zu teil wird oder nicht. Denn deutsch sein heißt seine Pflicht erfüllen um der Pflicht und nicht um äußerer Anerkennung willen, heißt eine Sache um der Freude und innern Befriedigung willen thun, die sie uns gewährt. Unsere Arbeit ist hart, aber wir vollführen sie freudig im Dienste des Vaterlandes. Jeder von uns hat einen dreifachen Kampf zu kämpfen, ehe sein Wort auf die Jugend nachhaltig wirken kann: den Kampf gegen das graue Gespenst der Nahrungssorge, das so leicht an das Lehrerhaus heranschleicht; den Kampf für die Ehre unseres Standes, den man seit Jahrzehnten in den Kreisen unserer höheren Gesellschaft, namentlich auch seitens anderer studierter Stände, herabzudrücken sucht (und doch beruht die ganze Wirksamkeit der Erziehung einzig und allein auf dem Ansehen der Person des Erziehers und des Erzieherstandes); und endlich: den Kampf gegen den Unverstand, der sich auf Geldsäcken bläht oder in einer nicht durch Intelligenz erworbenen gesellschaftlichen Stellung sich brüstet und unser Werk in der Schule daheim wieder vernichtet. Und weil wir diesen Kampf fortgesetzt, täglich, stündlich zu führen haben, weil wir immer wohl gewappnet auf dem Posten stehen und alle diese Angriffe abschlagen müssen, ehe wir hoffen können, daß unser Wort und Beispiel auf das Haus so wirkt, daß dort nicht wieder eingerissen wird, was wir in der Schule mühsam erbaut haben: darum ist unser Beruf viel schwerer, als der Fernstehende auch nur zu ahnen vermag, darum ist die Frucht unserer Arbeit auf dem Gebiete der Erziehung nur mühsam zu pflücken. Wir dürfen wohl vertrauen, daß auch nach dieser Seite hin die Schulreform Wandel schaffen wird.

Ich maße mir nicht im entferntesten an, hier im Namen des deutschen Lehrerstandes gesprochen zu haben, dazu bin ich weder berechtigt, noch befähigt, aber ich bin mir bewußt, im Einverständnisse mit der weit überwiegenden Mehrzahl des deutschen Lehrerstandes und insbesondere mit den Lesern unserer Zeitschrift einer Meinung Ausdruck gegeben zu haben, die ausgesprochen werden mußte den Unterschiebungen gewisser Tagesblätter gegenüber, als ob die Lehrerschaft unserer Zeit zu klein und kleinlich eitel wäre, um den großen Reformplänen unseres jungen herrlichen Kaisers zu folgen.[1])

1) Der vorstehende Aufsatz wurde von uns bereits am 10. Dezember 1890 im Einzeldruck veröffentlicht und in zahlreichen Abzügen verbreitet. Unterdessen sind von der Schulkonferenz mancherlei Beschlüsse gefaßt worden, die zu unserer Freude ganz mit den Gedanken und Anschauungen unseres Aufsatzes übereinstimmen. D. L.

Digitized by Google

Die Verwertung der Redensarten im Unterricht.

Von Carl Müller in Dresden.

I.

Jeder, der eine fremde Sprache erlernt, macht die Bemerkung, daß ihm mit der Kenntnis der einzelnen Worte und Formen nicht geholfen ist, daß er vielmehr erst dann die Sprache kennt, wenn er ihre Redensarten, also Wortgruppen, sich angeeignet hat. Wer schreibt oder redet, greift eben nicht bloß in einen Vorrat einzelner Worte, die er etwa wie Perlen aneinander reiht, seiner Gedankenreihe entsprechend. Es sind zum guten Teile kleine fertige Gruppen von Worten, womit er sein Dichten und Denken bestreitet. Mit ihrer Kenntnis verschafft er sich zugleich einen Einblick in den Geist der Sprache, wenigstens kann die Überlegung, warum in ihr gerade diese und nicht andere Worte in Gemeinschaft auftreten, zu einem solchen Verständnis führen. Was aber für die fremden Sprachen ausdrücklich verlangt und gedächtnismäßig angeeignet wird, Kenntnis der Redensarten, das wird in der Muttersprache fast nur durch die Gewohnheit, durch Hören und Lesen, weniger durch besondere Unterweisung vermittelt. Zumeist beruht der Gebrauch der von der Sprache gebotenen Formeln auf einem dunkeln Gefühle, nicht auf dem Bewußtsein, daß die eine in dem, die andere in jenem Zusammenhange schön oder notwendig oder auch nur zweckmäßig ist. Wie oft irrt dieses dunkle Gefühl! Wer darauf ausgeht, kann im Schrifttum der Gegenwart eine Menge von Stellen finden, die man als Stilblüten oder als falsche Phrasen bezeichnen muß, die zum großen Teil im Mangel an Überlegung und an wirklicher Kenntnis der Sprache ihren Grund haben. Im Zeitalter der Musik und der Prosa kann man die Phrase geradezu als die Musik der Gedankenlosigkeit bezeichnen. Betrachtete man ehedem die Sprache als das Mittel, die Gedanken auszudrücken, kannte sie im vorigen Jahrhundert ein Staatsmann als Mittel, die Gedanken zu verbergen, so dient sie heute als Mittel, die Gedankenlosigkeit zu verbergen. Denn nicht nur die Zeitungen, auch namhafte Schriftsteller und Redner geben sich oft nicht die Mühe, über den eigentlichen Sinn der von ihnen gebrauchten Wendungen nachzudenken. Zeitungsschreiber mögen Zeitmangel als Entschuldigung benützen, wenn man ihnen Sätze vorhält wie: Der Löwe des Abends wurde von dem gefüllten Hause mit warmen Lorbeeren empfangen; es war, als wenn die Luft des Zuhörerraums mit Lachgas gefüllt gewesen

Digitized by Google

wäre; **eine** wahre Hochflut von interessanten Theaterabenden bricht über **Berlin** herein; die Gäste werden wieder auf flüchtigen Schienen der **Heimat** zueilen; dem Verein kann kein günstigerer Stern blühen; der **Ton** der Broschüre erinnert augenfällig an den in sozialistischen **Blättern**; war es einmal gelungen, die kretensischen Wirren ein halbes **Jahr über** Wasser zu erhalten, dann war ja der vielgesuchte Nagel **gefunden**, an dem die russische Diplomatie zu jeder Stunde und in be**liebiger** Ausdehnung hätte die Orientfrage aufrollen können — doch **genug**, es giebt bereits ein ganzes „Album unfreiwilliger Komik" (**Berlin**, Eckstein), in welchem solche Sprachentstellungen „festgenagelt" **werden**, jede Spalte der gelesensten Zeitungen bietet sie, die Federn der betreffenden Soldschreiber „sträuben" sich schon lange nicht mehr gegen sprachlichen Unsinn aller Art. Man könnte sich über solche Leistungen mit dem Troste hinwegsetzen, daß die Zeitungen Eintagsfliegen sind („ein ephemeres Dasein führen"), wenn nicht gerade sie mehr und mehr für große Schichten des Volkes die einzige Quelle geistiger Nahrung böten, und wenn nicht auch „führende" Schriftsteller häufig wider die Sprache sündigten. Franz Hirsch: Geschichte der deutschen Litteratur, 2,583 erkennt in den Stücken des Gryphius „die taktvolle Feder eines feingebildeten Kopfes", W. Jensen bietet u. a. die schöne Stelle: „er hielt, mich mit den Augen umklammernd, inne"; Lazarus, welcher in seinem Werke „Das Leben der Seele" S. 198 seinen Zorn äußert über Stilblüten wie: „die eisige Ruhe seiner Worte springt in die Augen", „das bescheidene Veilchen des Glaubens blüht am glänzendsten, wenn die Hammerschläge des Schicksals es auf dem Amboß des Herzens zu leuchtenden Strahlen erweckten", hält sich auch nicht frei von Schuld und Fehle, in seiner Rektoratsrede (s. Zeitschrift für Völkerpsychologie, 3,385) will er „weniger Antworten als Fragen, weniger Lösungen als Aufgaben, weniger geschlossene Weisheit als die ringende Arbeit des Gedankens aufrollen". Das erinnert doch recht bedenklich an die jederzeit „offene" orientalische Frage, die alle Wochen einmal aufgerollt wird oder gar ins Rollen kommt. Abgeordnete sprechen von Leuten, die wieder „ins Oberwasser gekommen sind", oder sie vergleichen die Universitäten mit rohen Eiern, die man kaum anfassen darf, sofort stellen sie sich auf die Hinterfüße und wehren sich (Reichensperger am 26. Febr. 1883); man ist ordentlich froh, wenn man (aus der 4. Sitzung des preuß. Landtags 1888) lesen kann, die Regierung erscheine jährlich mit einer großen Düte, aus der sie Geschenke austeilen wolle: zwar ist hier das klassische Füllhorn einer Gottheit durch ein sehr neuzeitliches, jetzt sogar vielfach verbotenes Attribut des Schulmeisters ersetzt, aber wir haben es doch mit einem „richtigen" Bilde zu thun, welches durch den Gebrauch des Zeitworts ausstreuen

Digitized by Google

für austeilen oder durch Verbindung von Füllhorn und austeilen leicht zur Katachrese werden konnte.

Daß alle sprachlichen Wendungen, insbesondere die sprichwörtlichen Redensarten Niederschläge einer lebendigen, vielfach poetischen Anschauungsweise sind, daß in ihnen ein kleines, gleichsam ausgeschnittenes Stück Leben festgehalten ist mit photographischer Treue und Greifbarkeit (vgl. Hildebrands Schrift vom deutschen Sprachunterricht S. 95 flg.), dessen sind sich die wenigsten bewußt. Wir sehen all die Bilder nicht mehr, die den einfachsten Wendungen zu Grunde liegen, die Poesie in der Sprache ist meist verblaßt; die natürlichen, lebendigen, frischen und kräftigen Ausdrücke der älteren, sinnlicheren Sprache sind abgestumpft; an die Stelle des natürlichen Schmuckes, für den wir nicht mehr empfänglich sind, setzen wir den erkünstelten, unsere Rede wird schwülstig, weil wir dem Ausdruck nachzuhelfen suchen, und dies oft in unpassendster Weise, womöglich durch fremdes Flitterwerk. „Welche Fülle von Ereignissen bringt ein Jahr, und doch ist es nur ein so kleiner Teil der unendlichen Zeitenspanne, der vergangenen und kommenden Äonen" — dies konnte nur jemand schreiben, der sich nicht klar machte, was eine Spanne ist; der Klang übertäubte die Logik, die sich mit „unendlicher Zeit" begnügt hätte. Beispiele solcher Verstöße aus Schülerarbeiten giebt Gloel: Der deutsche Stil. Progr. Wesel 1889, S. 21, vgl. S. 9. Der „Gebildete", der Grimms Wörterbuch nicht kennt, „die Galerie, wo die Bilder der deutschen Sprache in geordneten Reihen zu finden sind, wo beschädigte restauriert und womöglich gedeutet werden" (Lucä: Aus deutscher Sprach- und Litteraturgeschichte, S. 51), hat etwa erst seit Wippchens Berichten angefangen, sich bewußt zu werden, daß Redensarten sozusagen auch ihren Verstand haben und nicht beliebig durcheinander geworfen werden dürfen. Es gehört wirkliche Bildung dazu, nicht nur den ungeschickten Gebrauch von Redensarten, sondern ihren bildlichen Wert so zu empfinden, daß man in der Benützung des Bildervorrats der Sprache nie fehlgeht. Diese Bildung, den Trieb nach lebendiger Empfindung der Sprache muß die Schule auf alle mögliche Weise anregen. Nicht etwa so, daß sie die Jugend auffordert, sich Redensarten zu sammeln für späteren Gebrauch, es wäre das die Verpflanzung einer vielgetadelten Übung des lateinischen Unterrichts auf deutsches Gebiet, aus der für unsere Sprache dasselbe Verderben erwachsen würde, welches für die lateinische bereits erwachsen ist. Meist sammeln gerade die fleißigen Schüler „schöne Phrasen", um sie in Aufsätzen zu verwenden und zwar so, daß sie ihnen die Seiten füllen, ja zu Gedanken verhelfen müssen. Im günstigsten Falle strebt der Sammler klassischer Wendungen nach dem color latinus, er will sich den Vorwurf

Digitized by Google

des Küchenlateins[1]) ersparen, er hat einsehen gelernt, daß jede Sprache ihre „sonderliche Gewöhnung“ hat, daß die Auffassungsweise des Deutschen sich oft von der des Römers unterscheidet — und das müßte als Hauptzweck allen Phrasensammelns hingestellt werden, einen Einblick in die Denkweise eines Volkes zu gewinnen, nicht aber bloß die praktische Verwertung. (Hierzu liefert einen Beitrag H. Frommann in der anziehenden Abhandlung: Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen Ausdruck bei lateinischen und deutschen Klassikern, Jena 1866.) Daß auch unsere so zahlreichen Redensarten ein Spiegelbild des deutschen Denkens und Wesens wie des Volkslebens sind, davon wissen und merken die Schüler nicht viel, und zum mindesten sollten sie doch in der Rüstkammer fertiger Wendungen Bescheid wissen, welche ihnen in der täglich gehandhabten Muttersprache zur Verfügung steht, damit sie sich am deutschen Sprachgeiste nicht noch mehr versündigen, denn am lateinischen.

Aber das Volk der Dichter und Denker lernt alles in der Schule, nur nicht, wie man mit dem äußeren Auge sieht, mit dem inneren anschaut und begreift, so lautet die gemeine Klage — trotz alles Anschauungsunterrichtes hat das begriffliche Wissen den Vorrang vor der frischen, lebendigen Anschauung, und dies am meisten in sprachlichen Dingen. Eine Änderung hierin angebahnt zu haben, ist das Verdienst Hildebrands. Wenn die Jugend von jeher angeleitet worden wäre, sich bei den Worten etwas zu denken oder vielmehr vorzustellen, also über den poetischen Wert von Worten und Redensarten sich klar zu werden, würde man jetzt einesteils nicht so argen Verstößen begegnen, sondern sich Stilblüten einfach nicht gefallen lassen, andernteils einen viel größeren Genuß von der Sprache haben, die man spricht, als es jetzt der Fall ist.

---

1) Ich finde diesen Ausdruck zuerst bei S. Rot, vorletzte Seite der Vorrede: „Barbarisch vnd kühlatein, wie mans nennt“; ferner: „Intronisiren ist ein altes rostiges kuchel latein, heist einsüren“. Vgl. Harsdörfer Gesprechspiele 2, 338: Das ist ein natürliches Küchenlatein und gehört unter den Herd zum alten Spähnen. Schupp Schriften S. 562: Wenn ich besser trinke Vinum, so rede ich Latinum, und zwar nicht das schlimmste, sondern außbündig gut Küchenlatein, daß die Katzen und Hunde davon speyen und krank werden. Zur Erklärung s. Schrader, Bilderschmuck S. 197. — Ein ähnlicher Ausdruck in dem Büchlein „Der lustige Philosophus“ 1734, S. 19: Ob nun wol das Latein dieser Oration gar genau mit des Kaysers Maximilian I. Reuterlatein übereinkam, so daß 4 Gelehrte ein dreytägiges Fieber davon hätten überkommen können, vid. Hübner part. 5. Histor. liber 1. § 42 p. 107. — Vgl. auch plattd. Kramerlatîn, s. Andresen, Volksetymologie 5. Aufl. 1889, S. 26 (zugleich zur Ergänzung von Borchardt Nr. 560). Endlich findet sich der jedenfalls übertragene Ausdruck „Stall- und Küchendeutsch“ = l'allemand de la basse cour et de la cuisine bei dem mir unbekannten S. v. d. Molde, nach Saiffert: Wörterbuchbeitrag 1804, S. 224.

Digitized by Google

Die Erklärung der Redensarten zu einer Hauptaufgabe des deutschen Unterrichts zu erheben in dem Sinne, daß stundenlang über sie vorgetragen werden solle, davon ist hier keine Rede. Wohl aber soll hervorgehoben werden, wie erfrischend und belebend, wie belehrend und anziehend, wie geeignet, den Schülern Einblicke in den reichen Schatz der Muttersprache zu gewähren und ihr Denken spielend zu fördern, das Eingehen auf Redensarten, besonders auf die sprichwörtlichen, sein kann; wie gerade ihre Erklärung denen, die durch den Besuch der höheren Schule ihrem Volke sehr oft fremd gegenüberstehen lernen, den Zusammenhang mit dem Leben ihres Volkes zu Gemüte zu führen vermag. Denn alle Kreise und Gebiete deutschen Lebens, der Gegenwart wie der Vorzeit, haben den Schatz deutscher Redensarten bilden helfen; nicht bloß die deutschen, sondern alle Stunden bieten Gelegenheit, die eine oder die andere von ihnen zu besprechen, und an keinem Gegenstand läßt sich der Satz: Rerum et verborum parallela cognitio profundum illud methodi mysterium est (Comenius: Meth. nov. praef. 24), der erste Satz Hildebrands (S. 6) besser durchführen, als eben an den Redensarten.

Der Lehrer hat dabei den Vorteil, daß er sich den für jede Stufe sich eignenden oder aus besonderen Gründen zu besprechenden Stoff aussuchen kann: jeder Abschnitt des Lesebuchs, des in der Klasse gelesenen Dichters enthält eine Fülle von bildlichen Wendungen, so daß der Lehrer bei der Vorbereitung nur auf die sein Augenmerk zu richten braucht, deren Behandlung ihm besonders fruchtbar erscheint. Versagen ihm in der Klasse bei schnell auftauchenden Fragen über dunkle Ausdrücke die Kenntnisse, so schadet ein Eingeständnis dieser Thatsache nichts, s. Hildebrands Schrift S. 94. Wer aber den Redensarten, besonders den sprichwörtlichen, aus dem Wege ginge, sie womöglich nicht als einen Stoff anerkennte, an dem sich vieles lehren und lernen läßt, der müßte blind sein.

Allerdings paßt auch heute noch die Klage, welche Harsdörfer vor 250 Jahren (in den Frauenzimmer-Gesprächspielen 1, 194) erhebt: „Wir Teutschen wollen alles lernen, alles wissen und verstehen, ausser unser angebornen edlen Muttersprache[1]): Wir gebrauchen offtmals ein Sprichwort, dessen Ursachen uns unbewust, da wir doch sonsten keinen Pfennig

---

1) Zarncke, Abh. d. sächs. Gesellsch. d. Wiss. 9, 592 führt eine Stelle von Chr. Weise v. J. 1683 an, wo die Frau Muttersprache auftritt. In der auch aus d. J. 1683 stammenden „Politischen Narrenkappe" steht S. 313: „weiln mancher seine Frau Muttersprache nicht gerne reden hörte, sondern lieber alles in fremden Worten vorgebracht wissen wolte." Im 18. Jahrh. führt Rüdiger: „Neuester Zuwachs der deutschen Sprachkunde" das Bild weiter durch, wenn er sagt: „Das heißt die Frau Muttersprache maulschelliren, wofür dem Thäter die Hand aus dem Grabe wächst."

Digitized by Google

einnehmen, dessen Gebräg wir nicht kennen!" Allerdings ist uns der Standpunkt immer noch nicht ganz fremd, der da seiner Würde etwas zu vergeben glaubt, wenn er einmal zu einer Wendung greift, die das Zeichen der Volksmäßigkeit an sich hat. Mit einem „wie man zu sagen pflegt" beeilt sich der Lehrer eine ihm entschlüpfte sprichwörtliche Redensart als fremde Rede zu kennzeichnen, deren Sonderbarkeit nicht ihm zur Last gelegt werden dürfe. So entschuldigt sich auch der Humanist Philippus Beroaldus zu Anfang seiner Proverbialis oratio (Orationes et opuscula Basil. 1515 fol. XXXVIII), daß er einmal von seiner gelehrten Höhe herabsteigen und Sprichwörter erklären will: es sei doch auch etwas Schönes, Gemeinem neuen Glanz zu verleihen, abgebrauchten Reden solchen Reiz abzugewinnen, daß sie neu, glänzend, zum ersten Mal gesagt erschienen. Und er hat doch so recht: es ist geradezu eine Lust, den Redensarten „nachzusinnen und zu forschen, wie tiefsinnig offtermals etwas ausgeredet, welches wir heut zu Tage fast täglich in dem Mund führen" (Harsdörfer a. a. O. 4, 249)[1]. Wunderbar, in dem Augenblicke, da dem Lehrer ein Wort entfiel, welches er selbst zu den „Parias" rechnen möchte, kommt eine ganz eigentümliche Bewegung in die Klasse, die eben noch nur träg folgenden Geister raffen sich auf, es ist als wäre ein frischer Luftzug durch den in sommerlicher Hitze brütenden Hain gegangen. So beweist sich auch eine Versammlung Erwachsener am dankbarsten, wenn der Vortragende ein Volkswort in seine gelehrten Auseinandersetzungen verflicht. Wirkt nun schon der Klang eines solchen Wortes oder einer volkstümlichen Wendung wie belebend, so wird vollends ein Verweilen bei ihr, ein Eingehen auf ihren Ursprung die Gemüter in ungeahnter Weise fesseln.

Warum erscheinen denn so häufig die deutschen Stunden Lehrern und Schülern in gleichem Maße langweilig? Warum ist alles Lesen der heutigen Jugend so unfruchtbar, ja verderblich? Doch zum großen Teil deshalb, weil das Lesen totes Wissen zum Zwecke hatte, weil die Vorstellungs- und Einbildungskraft zu wenig (oder, beim häuslichen Lesen, zu viel) Nahrung erhielt, weil keiner im stande ist, die Gedanken

---

1) Im 2. Teil der Gesprächsp. S. 815 flg. giebt Harsdörfer nach einem französischen Proverbspiel ein „Schauspiel teutscher Sprichwörter", im ersten S. 197 flg. einige Briefe, die nur aus Sprichwörtern bestehen. Das Album des litterar. Vereins in Nürnberg 1846 enthält eine Erzählung, die nur sprichwörtliche Redensarten verwendet. — Nach einer anderen Seite der Sprichwörter zielt die Wertschätzung Schottels, Ausf. Arbeit S. 1111 flg.: Wehre auch der Teutschen Jugend zu vielen guten erspriezlich, wan die Teutschen Sprichwörter recht bey Zeiten beygebracht und erkläret würden: Solches könte oft viel böses hinderen, dan solche erlernte anmuhtige hendel bleiben im Gedächtniß, und halten offtmals böse Einfälle zurück.

Digitized by Google

beim Worte stillstehen zu machen, sich klar zu werden über den eigentlichen Sinn eines Wortes, einer Wendung. Ist das Lesestück stofflich anziehend, so gleiten die Leser ohne Rast, ohne formalen Gewinn über die Worte hinweg; reizt der Gegenstand wenig oder gar nicht, „geht die Geschichte nicht schön", ist sie vielleicht schon längst bekannt, so hilft alles grammatische und sachliche Erklären nichts, die Geister zu fesseln. Wirft da der Lehrer auf einmal die Frage auf: Was heißt denn das eigentlich: „Der Sänger schlägt die Saiten?" wie stutzt plötzlich die Klasse, wie heiter bricht da ein Lachen heraus — an den eigentlichen Sinn von schlagen hatte doch noch keiner gedacht, weder bei dieser Wendung, noch bei so vielen anderen. Da geht den Leutchen ein Licht auf, daß die Worte mehrerlei Bedeutung haben können, warum man ein Wort nur in der einen, nicht aber in einer anderen Verbindung gebrauchen kann, die doch denselben Sinn hat wie jene. Was uns zu Gebote steht, muß uns zu Willen sein, nicht stehen; die Gelegenheit können wir nur ergreifen, nicht nehmen; wohl aber nimmt man Anlaß u. s. w. Der Schüler lernt seine Worte nur dann „mit Bedacht wählen", wenn er angehalten wird, immer bis zu dem eigentlichen Sinne einer Sprachformel vorzudringen; eine Phrase, auf die er sich vielleicht etwas zu gute that beim Schreiben, lernt er ganz anders beurteilen, wenn er zur „Besinnung" gebracht wird. Welcher Schüler sähe von selbst ein, daß und warum es falsch ist zu sagen: er war der Aufsicht seines Wächters enthoben, er gab seine Entlassung (auch ein Minister kann sie nur sich geben lassen oder sie nehmen) u. s. w. Und da hier das Nachdenken immer auf die Logik der Thatsachen, wirklicher Vorgänge des Lebens gerichtet ist, wird des Schülers Geist sich recht eigentlich wohl fühlen, er wird sich in unauffälligster Weise zum Urteilen, zum Unterscheiden und zum Verbinden, mit einem Worte zum Denken aufgefordert finden [1]) Während die grammatische Beobachtung mehr oder weniger äußerliche, nur ins Ohr fallende und mit dem Gedächtnis festzuhaltende Vorgänge betrachtet, Dinge, die von der lateinischen Stunde her jedem „zum Halse heraushängen", wird durch den bildlichen Gehalt der Redensarten die Anschauungskraft angeregt, und es dürfte selbst unter den stumpfesten und geistig am wenigsten regsamen Schülern kaum einen geben, der nicht freudig überrascht würde, wenn ihm scheinbar längst bekannte und vertraute Worte seiner Muttersprache in einem neuen Lichte entgegentreten. Er muß aber, und wäre es auch nur durch ein stärkeres Be-

1) Gloel, Der deutsche Stil S. 47: Solche sprachgeschichtliche Belehrungen, welche die Schüler unvermerkt in das Leben der deutschen Sprache selbst hineinführen, sind für die Entwickelung des Sprachgefühls und des sprachlichen Könnens von großem Gewinn.

Digitized by Google

tonen, durch ein kurzes Innehalten, aufgefordert werden, das Wort beim Worte zu nehmen und sich klar zu machen, was eigentlich heißt: **Das Kind** ist mein Augapfel, es ist mir ans Herz gewachsen; ich fasse etwas **ins** Auge (vgl. Hildebrand S. 108), ich bin ihm gewogen, schenke ihm ein **geneigtes** Ohr (vgl. Huld nebst Halde, Gnade, abgeneigt, s. Heynes D. Wtb. 1, 26), er zapft ihn an (Heyne 1, 137), er setzt sich über alles hinweg, die Arbeit geht langsam vorwärts (Hildebrand S. 103, dazu vgl. „es fleckt"); man kann sie nicht alle unter einen Hut bringen[1]) u. s. w. u. s. w.

Wer nur einmal die Erfahrung gemacht hat, daß nichts in der Schule mehr anregt als geistige Entdeckungsfahrten, wer bemerkt hat, mit welcher Bereitwilligkeit die Geister sich in Aufhellung eines Sprachrätsels versenken, wie da der eine immer schärfer einzudringen sucht als der andere, wie belustigend die Offenbarungen vorschnellen oder oberflächlichen Urteilens wirken, wie der Verstand in der Widerlegung des Falschen vorschreitet bis zum wahren Sachverhalt, welcher blitzartig gerade solche Schüler durchzuckt, die sonst wenig anbeißen, wie die jugendlichen Forscher von der Herrlichkeit der deutschen Sprache berauscht werden, und wie sie dann gleichsam neugestärkt dem Unterricht mit lebendigerem Auge folgen als vorher — der wird sich ungern die Gelegenheit entgehen lassen, seinen Schülern durch Besprechung von Sprachbildern, von Redensarten Belehrung und Freude zugleich zu verschaffen. Freilich gehört eine kundige Hand dazu, das Steuer des Unterrichtsschiffleins zu lenken, die Klippe zu vermeiden, die es auch hier giebt: das Zuviel, die Gefahr, sich von den Schülern vom Hundertsten ins Tausendste führen zu lassen. Manchem freilich dürfte eine andere Gefahr größer erscheinen, nämlich auf den Sand zu geraten mit seinen Kenntnissen; gerade dieser Gedanke wird manchen Lehrer abhalten, sich mit Abschweifungen auf dieses Gebiet einzulassen; gerade wem ein Herumreden um Dinge zuwider ist, die Schwierigkeiten genug bieten, der wird allerdings seine Hand, richtiger seinen Mund davon lassen wollen. Denn wer ist imstande, alle vorkommenden Wendungen zweifelsohne richtig zu erklären? Sind nicht, wenn das Gespräch auf Redensarten kommt, gerade betreffs der bekanntesten und am häufigsten angewandten, die Meinungen selbst von Fachleuten durchaus verschieden? Es gehört geradezu Gelehrsamkeit dazu, die

---

1) Siehe Hildebrand S. 124, Lucä a. a. O. — Schrader, Der Bilderschmuck S. 234 erklärt nicht natürlich genug. Eine andere Erklärung ergiebt sich aus der Stelle: *Wir haben nicht alle einerlei Kopf, sonst brauchten wir nur einen Hut* (Martini, Deutscher Rednerschatz S. 27): ein Hut wäre sonach soviel wie ein und *dieselbe* Hutform, die nicht für alle Köpfe paßt. — Vgl. Walter v. d. V. 34, 7. — Bei *den Wahlen* zum Zollparlament 1867 wurde in süddeutschen ultramontanen Blättern die *Anklage* erhoben, man wolle in Berlin ganz Deutschland unter die Pickelhaube bringen.

Digitized by Google

sprachlichen und sachlichen Dunkelheiten so mancher Redensarten aufzuhellen. Doch wozu giebt es deutsche Wörterbücher? Leider sind diese nicht in allen Schulen vorhanden, selbst das Weigandsche nicht. Da sind denn drei Werke mit Dank zu begrüßen, die uns, wenn auch nicht immer völlig ausreichend, über den größten Teil der deutschen Redensarten, insonderheit der sprichwörtlichen, Aufklärung geben auf Grund einer reichen Litteratur, vornehmlich des deutschen Wörterbuchs:

Hermann Schrader: Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Berlin, Dolfuß 1886[1]), neue Ausgabe: Berlin, Lüstenöder 1889.

Wilhelm Borchardt: Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund nach Sinn und Ursprung erläutert. Leipzig, Brockhaus 1888.

Albert Richter: Deutsche Redensarten sprachlich und kulturwissenschaftlich erläutert. Leipzig, Richter 1889.

Diese Bücher bieten naturgemäß vielfach dasselbe, ergänzen einander aber auch oft. Richters Buch zeigt deutlich das Bestreben, gelehrten Ballast zu vermeiden, trotzdem beruht es auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage, die, je weiter man hinein liest, um so mehr sichtbar wird. Während sich aber Richter auf eine Zahl von Redensarten beschränkt, die er ausführlich erläutert, führen Borchardt und Schrader eine bei weitem größere Menge an. Borchardt ordnet sie nach dem Abc und versieht sie mit Belegstellen und vielerlei Zusätzen sittengeschichtlichen und mythologischen Inhalts; Schrader stellt die Redensarten, und zwar nicht bloß die sprichwörtlichen, in der Weise zusammen, daß man nicht nur alle sinnverwandten beisammen hat, sondern auch erkennt, zu wieviel bildlichen Wendungen ein und derselbe Gegenstand Veranlassung gegeben hat.

Durch diese mit vielem Geschicke, keineswegs in gesuchter Weise[2]) hergestellte sachliche Anordnung wird Schraders Buch besonders leicht verwendbar, man kann manche seiner Abschnitte geradezu als Stoffsammlung für deutsche Arbeiten verwenden. Hiervon weiter unten. Der stofflichen Anordnung erkannte schon O. R. Kirchner in seinen „Parömiologischen Studien", 2. Teil[3]), Programm Zwickau 1880, S. 29 flg. den Vorzug zu vor der einfach alphabetischen oder gar grammatischen. Die grammatisch-logische Behandlung der Redensarten würde gerade den

---

1) In dem Vorwort zu seinem Büchlein: Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und Redensarten. Berlin, Lüstenöder 1889 (vgl. dazu Haltrich im „Sächsischen Hausfreund" auf das Jahr 1881, Kronstadt, S. 11—14), verspricht Schrader einen zweiten Band.

2) wie sie vielfach unangenehm hervortritt bei Söhns: Die Parias unserer Sprache. Heilbronn, Henninger 1888.

3) Vgl. Archiv für Litteraturgeschichte 9, 400 flg.

Digitized by Google

Gewinn fraglich machen, den die Anschauung, ja das Gemüt des Schülers davon haben soll, die Weckung des Verständnisses für das Poetische, Malerische der Sprache.

Doch darf nicht geleugnet werden, daß auch aus der grammatischen Betrachtung mancher Redensarten der und jener Nutzen zu ziehen ist. So z. B. die Erkenntnis des Unterschiedes von sprichwörtlicher Redensart und Sprichwort, der in der Infinitivform der ersteren liegt. Hierüber s. Kirchner S. 23. Durch sie ist manches Sprichwort zur Redensart geworden: „Wenn man die Saiten zu hoch spannt, springen sie" zu „die Saiten zu hoch, den Bogen zu straff spannen", „Der eine klopft auf den Busch, der andere fängt den Vogel" zu „auf den Busch klopfen", vgl. auch Borchardt Nr. 236, 378. Jos. Langes Adagia, Argentor. 1596, S. 291 zeigen die Grundform der Aufforderung: er soll nur vor seiner Thüre kehren! in der Gestalt des Sprichworts: Ein jeder kehr vor seiner Thür, so wird es auff der Gassen allenthalben sauber. Umgekehrt können ursprüngliche Redensarten zu Sprichwörtern werden, wenn sie Befehlsform erhalten, so: sich nach der Decke strecken, immer auf einem Amboß schmieden u. a. m. Oft steht eine Redensart, wo ein einfaches Zeitwort völlig ausreichte: Abbruch thun statt abbrechen, Anstand und Abstand nehmen statt anstehen und abstehen, in Wegfall oder Abgang bringen statt beseitigen oder aufheben, das Frühstück, den Thee einnehmen (wie Arznei!) statt frühstücken, und viele andere, vor deren Anwendung die Schüler zu warnen sind: durch solchen Gebrauch eines Zeitwortes mit einem womöglich abstrakten Hauptwort an Stelle eines einfachen Zeitworts gewinnt die Rede nicht an Anschaulichkeit oder gar Poesie, sondern nur an Breite und Steifheit. Solche Umschreibungen verwenden ganz besonders die Pächter des „papiernen Stils", in welchem vornehmlich die Zeitwörter bringen und kommen eine Rolle spielen; da heißt es: in Anrechnung bringen, einen Beweis erbringen, ein Gewitter ist zur Entladung, ein Haus zur Versteigerung, eine Stelle zur Ausschreibung, Trichinenhaftigkeit zur Feststellung gekommen; der Verkehr war so bedeutend, daß sechs Züge zur Einlegung kommen mußten, vom Kaiser wurden einige Trauben und Äpfel zur Verteilung an die Kinder gebracht (Dresdner Anzeiger 1889 Nr. 255); Kaiser Wilhelm soll als Gast des Königs Humbert auf ein seltenes Wild zur Jagd kommen u. s. w.[1]) Man kann diese kanzlei-

1) Wie mit kommen die Leideform umgangen wird, so ist die Thätigkeitsform vielfach verdrängt durch Umschreibung mittels sein nebst Partizipium: Die Meinung ist unzutreffend, oder gar: ist eine unzutreffende, statt: trifft nicht zu. Hierüber s. Andresen, Sprachgebr. u. Sprechrichtigkeit, 1890, S. 193. Zu dem oben besprochenen Austriacismus giebt er nur ein Beispiel S. 386.

Digitized by Google

stilistische Umständlichkeit höchstens an Stelle des lateinischen Gerundivums gelten lassen: die zur Entlassung kommenden Reservemannschaften, das zur Aufführung kommende Stück statt: die Reservemannschaften, welche entlassen werden müssen, das Stück, welches aufgeführt werden soll. Etwas anderes ist natürlich der unpersönliche Gebrauch von kommen in: wenn es zum Treffen kommt u. ä. Durch solchen Schwulst haben wir schon viel Einbuße erlitten; statt Ansprüche zu machen, sprach man früher einfach an, s. Heyne 1, 121, man hatte keine Anwartschaft, sondern wartete an, ebenda Sp. 134.

Nicht unangebracht dürfte es selbst in mittleren Klassen noch sein, zu fragen, welche Rolle das Eigenschaftswort spielt in Redensarten wie: einen bloß stellen, breit schlagen, es hoch bringen, sich breit machen, einen kurz und lang nennen, sich getroffen fühlen u. v. a. Die besondere oder die eigentliche Bedeutung der Verhältniswörter kann erläutert werden an: etwas vor sich bringen, vor (für) etwas stehen (stare pro aliqua re), vor (für) den Riß treten (vgl. dagegen die Zeit verbringen, verthun). In dem volksmäßigen: es ist aus mit ihm, hat die Präposition adverbiale Bedeutung, während „es ist nicht ganz ohne" durch Auslassung eines Hauptwortes sich erklärt (Borchardt Nr. 745). Merkwürdig wird es den Schülern sein, daß sie den Artikel nicht vermissen in Wendungen wie: in See stechen, in Ohnmacht fallen, instand setzen, in Vergessenheit geraten, während sie nicht sagen: in Weg legen, in Staub treten, in stande sein. Man thut etwas zu (nicht zum) Gefallen, aber einen oder den Gefallen; einen Kopf hat jeder, aber nicht immer Kopf. Wie staunen sie über den Unterschied von: (die Natur hat dem Menschen eine große Wohlthat) im Schlaf und im Schlafe (erwiesen). Wir thun etwas im Schlafe, während wir im Schlaf neue Kräfte sammeln.

Daß es auch im Deutschen ähnliche Dinge giebt, wie im Lateinischen und Griechischen, zeigen Redensarten wie guten Mutes, guter Dinge sein, leichten Kaufs (s. B. Nr. 561), nicht viel Federlesens, sich nicht viel Kopfzerbrechens machen, Stein und Bein schwören (*ὀμνύναι τινά*), er schläft den Schlaf des Gerechten (Heine in Atta Troll bildet dies um in: er schläft mit dem Schnarchen des Gerechten), sich eins lachen, sich tot lachen, vgl. sich einen Ast = Buckel (rotwälsch, Söhns S. 27, Schrader S. 257, B. Nr. 616 sich buckelig lachen) oder Schiefer lachen (Schmeller 2, 385). Die sogenannten Figuren kann man auch an deutschen Redensarten erläutern. So die Hyperbel (vgl. Hildebrand S. 122; 124 flg.) an: Blut weinen[1]),

1) Gesamtabent. 1, 279: si mohte bluot weinen. Lateinisch sanguine flere (B. 148) scheint dem griechischen *αἵματι κλαίειν* nachgebildet; J. Lange: Adagia sive Sententiae proverbiales Graecae Latinae Germanicae ex praecipuis collectae 1596 (Argentor) S. 148 hat auch lapides flere.

Digitized by Google

einen Floh um den Balg schinden (B. 698), die Flöhe husten und das Gras wachsen hören. Für solchen Scherz, wie ihn Gr. Chr. Martini ... Gelehrter Teutschen Redner=Schatz ... Stettin 1704 S. 69 aufzeichnet: „Er hat nur eine faule Ribbe, die gehet ihm durchs ganze leib und machet ihn so träge" ist der Deutsche „ganz Ohr".

Hyperbel und Synekdoche zugleich steckt in: er ist ein Gelbschnabel[1]), ein Geizhals, Schabhals[2]), Neidkragen, Schmeerbauch, Füllwanst, Hasenfuß und in den zahlreichen Zusammensetzungen mit Kopf[3]): Starr=, Flach=, Toll=, Trotz=, Grau=, Kahl=, Flachs=, Schafs=, Witz=, Dumm=, Murr=, Dick=, Quer=, Hitz=, Schwach=, Wirrkopf u. s. w. Eine hübsche Weiterführung der Redensart „er ist eine gute Haut"[4]) kommt in der „Gaukeltasche" 1673 S. 175 vor: Ich weiß, ihr seyd eine alte gute Haut, der Balck aber taug nicht viel". Metonymie liegt vor in „seine Hände in Unschuld waschen" (B. 448), „einen Schluck Courage nehmen" (Schrader Das Trinken S. 44). Daß in den Redensarten: es dem Himmel anheimstellen, der Himmel gebe es, metonymisch Gott gemeint ist, bemerkt B. 490 richtig; in dem bei ihm fehlenden Rufe: Das weiß der Himmel! dagegen ist an den Teufel zu denken (vgl. Nr. 604). — Wohl zu unterscheiden ist die Metonymie Tag für Sonne in: es ist klar wie der Tag und in den der Bergmannssprache angehörigen Redensarten: es liegt

1) Daß dies Wort aus dem Französischen übersetzt sei (B. 369), ist kaum anzunehmen, vgl. Lange S. 532: er ist noch gelb um den Schnabel; mit bec jaune werden aber wohl die beani zusammenhängen.

2) Im „Angenehmen Nachtisch" S. 73: ein armer Schwartenhals. Die Mutter im Ärger schreit das Kind an: Du Kropf!

3) Die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Kopf erhellen aus Redensarten wie: er ist ein feiner Kopf; er hat einen guten, klaren Kopf; er ist nicht auf den Kopf gefallen; das Blut steigt ihm in den Kopf; den Kopf verlieren; es geht nicht nach deinem Kopfe (= Willen) wie beim Mützenmacher (vgl. Martini S. 27: Wir haben nicht allerlei einen Kopf, sonst brauchten wir nur einen Hut); den Kopf oben behalten (B. 592); er setzt seinen Kopf auf. — Den Tassenkopf erklärt Schr. S. 292 falsch. — Vgl. auch: er hat etwas in der Krone, es ist ihm in die Krone gefahren. — Dagegen sagt man: den Feind aufs Haupt schlagen, ein Schüler schlägt den andern auf den Kopf, ein bemoostes Haupt, enthaupten (in gewöhnlicher Rede köpfen); Menschen werden nach Köpfen (oder Seelen), das Vieh nach Häuptern (oder Stück) gezählt. Er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt. Der Tod steht im Märchen zu den Häupten des Bettes.

4) Bei B. 464flg. fehlt: mit heiler Haut davonkommen, sich seiner Haut wehren, er hat eine zähe Haut, ein zähes Fell, er ist ein Dickhäuter. Zeiller: Epistol. Schatzkammer 1683 S. 406a: Zu Haut und Haar klagen ist im Sächsischen Recht, wann man wegen einer Leibstraff klagt, insonderheit Straf des Stäuppens, Ohrabschneidens, weil man deme, den man zu Steuppen schlägt, das Haar mit einer Kluppen oder Knebel auff das Haupt bindet.

Digitized by Google

klar am Tage, es kommt an den Tag, etwas zu Tage fördern, von dem metaphorischen: nun wird es Tag, es tagt (B. 1003, dazu füge: εἶτα ἐξηγρόμην, Lange 487), während in hochbetagt (B. 530, vgl. hochbejahrt), sowie in der Formel in den Tag hinein[1]) Tag von der Zeit überhaupt zu verstehen ist, vgl. diem sibi sumere. — Was Prägnanz der Bedeutung ist, sieht man an: einem Beine machen (B. 115), einen mores lehren (B. 693). — Hendiadys und ὕστερον πρότερον zugleich hat man in: durch Mark und Bein (B. 667). Zu der merkwürdigen Formel: mit Hand und Kuß = Handkuß (B. 435) vergleiche man Eyring: Proverbia 1, 320. 490: der Hund ist weg mit Hals und Band (= samt dem Halsband). Auch Brief und Siegel geben (B. 173) gehört hierher.

Daß auch der „gewöhnliche" Mann ein Freund des witzigen Unsinns (gelehrt: des Oxymorons) ist, wird der Schüler, der doch selbst dem „ledernen Cicero" kaum ein Witzwort, wie „durch Abwesenheit glänzen" (B. 13) zugetraut hätte, zu seinem freudigen Erstaunen gewahr an Redensarten wie: etwas mit dem Rücken ansehen, das sieht ein Blinder (im Traume haben übrigens auch Blinde Gesichte, s. Freidank 55, 1; Renner 7900 sowie den Anfang des Parzival); ein alter Knabe, in 7 (allen) Sprachen (sich gründlich aus=) schweigen (vgl. „ich hör' ein tiefes Schweigen", im Volkslied), Schläge austeilen (vgl. Hildebr. S. 123; auch den Segen und den Ablaß verwandte altdeutscher Prügelhumor zur Umschreibung des Schlagens: Dri gute knutele eichin die waren do der beste segin, v. d. Hagen u. B. Litterar. Grundr. S. 345; vgl. Grimmelshausen Simpl. Schrift hg. v. Keller 4, 920; Scheffel: Ekkehard S. 73). Keiner aber sieht von selbst, daß auch die behenden Füße, die behende Zunge eigentlich in dasselbe Gebiet gehören (zu behende vgl. abhanden), ebenso auch lobhudeln (= jem. mit Lob behandeln wie einen Hader oder Lumpen[2]). Nur im Deutschen giebt es „ein Kind des Todes" — welcher Schüler, ja welcher Erwachsene macht sich je diesen großartigen Widersinn klar? So kühne Personifikation des Todes findet man wohl nur noch im Nibelungenliede 2017, 3, 2161, 3.

Die volkstümliche Rede ist voll Witz und Laune, der gewöhnlichste Mann versteht mit den Worten besser zu spielen als der Gebildete,

---

1) Martini S. 154: die muhtwilligen Buben leben immer so ins wilde Tausend hinein, vgl. B. Nr 254 und S. 425 Anm. Zu Nr. 1010 Tausend = Teufel s. Andresen, Volksetymologie 5. Aufl. S. 375. — Über: aus dem Hundertsten ins Tausendste s. Richter 58 flg., zu: „es ist ein tausendstes Glück" Polle: Wie denkt das Volk über die Sprache S. 64.

2) Schottel: Ausf. Arbeit 1838: Hudel, hudelen, contemnere, Hudel fem., lump, lag, verlegen Ding. Hudelvolck faex civitatis. Hudler, ein nichts sollender Kerl.

Digitized by Google

der sich bei den Worten kaum eine Vorstellung gönnt, geschweige mehrere. Ausreißen wie Schafleder (Gaukeltasche 1673, S. 6: wenn es Schafen Leder wäre, da giebt es sich wohl), er hat Einfälle wie ein altes Haus, grob (dumm) wie Bohnenstroh, so klar wie Klosbrühe (Quetschenbrühe), gerührt wie Apfelmus u. v. ä. Redensarten zeigen, wie das Volk der Sprache nachsinnt und sich den Unterschied zwischen eigentlicher und übertragener Bedeutung dienstbar macht.[1]) Wieviel thut sich der Gebildete auf einen Kalauer zu gute[2]) und lacht doch nicht über so viele Redensarten, die genau betrachtet, Unsinn enthalten! Wie kann ein Mensch die Ohren spitzen oder steif halten (W. 746 flg., Virg. Aen. 1, 152), sich auf die Hinterfüße stellen (fehlt bei W.), sich die Flügel verbrennen, die Flügel hängen lassen (W. 324 flg., es fehlt „noch nicht flügge", vgl. Gelbschnabel), überflügeln (W. 1046 bezieht dies auf die Flügel des Heeres, wohl fälschlich), die Zähne oder die Hörner zeigen (W. 11, 14 und 507), sich die Hörner abstoßen (W. 509; Richter S. 52 flg. sucht die Erklärung viel zu weit bei der depositio), einem auf den Zahn fühlen (W. 1113), sich an jemand reiben (810), kurz angebunden sein (611, vgl. 612 u. 76 sowie

1) Im Erzgebirge heißt es derb: der is beschisn wie a kalwrstrick, in Ostfriesland: elk hed sin krüs, man de müller hed dat grötste (nämlich die ein Kreuz bildenden Windmühlenflügel, s. Dirksen: Ostfries. Sprichw. 1, 19 Nr. 40), dort ißt man sogar Brüggen (= Brücke und Butterstulle), läuft man up Mühlen (= M. und Pantoffeln) und hat man Schapen in de Taske (= Sch. und eine Münze, s. Kern und Willms: Ostfriesland wie es denkt und spricht. Norden, Nr. 71. — Nichts ist gut für die Augen — wer versteht das richtig? Immer wird, wie schon Bücking: Medicin. Erkl deutscher Sprüchw. 1797, S. 92 bemerkt, nur die eine Bedeutung des Nichts begriffen, kaum der Gelehrte aber weiß, daß das Volk einst auch an die nix alba des Apothekers dachte (aber nicht an ὀνυχῖτις, wie Andresen S. 276 angiebt. Das Zinkoxyd vergleicht schon Dioskorides (Cadmia) mit Büscheln Wolle, daher sein späterer alchemischer Name lana philosophica, und mit Schneeflocken, daher nix alba; dies wurde zu weißes Nichts verderbt und dies wieder in nihilum album übersetzt). Anderer Art wieder ist der Witz in: Er ist niemand schuldig als den Leuten (Lange S. 277, sonst auch: Gott und aller Welt), das paßt (reimt sich), wie die Faust aufs Auge (W. 274, vgl. Bredelo: Poet. Tisch, A und B, S. A 4: Die reimen sich ja als sechs Finger in einem Handschuh).

2) „Und wenns umb und umb kömpt, so heißt's mit eurer Predigt: Parturiunt montes etc. Und gehet manchmal aus wie eine Bader-Funtzel"; Gaukeltasche S. 59. Das volkstümliche Schrifttum des 17. Jahrh. weist kaum so frostige Witze auf wie Harsdörfers Gesprächspiele: „So möchte man sagen: ein Müller were in die Weißheit verselbstet"; vgl. 1, 15, 5 und 2, 394: sie ist Weiß genug für eines Müllers Tochter." — Heine bildet jedenfalls auf Grund von: das Ei will klüger sein als die Henne, den schon künstlicheren Witz: Das ist als ob der Topf klüger sein wollt' als der Töpfer (Werke, Hamb. 1884, 1, 3, 224), vgl. Wer ist dümmer? Schaf oder Schäfer? — Der Schäfer, er ist der Komparativ von Schaf u. s. w.

Digitized by Google

1118, wo die Zunge im Zaume halten fehlt), über die Stränge schlagen (986, vgl. 987), ins Geschirr gehen (376), gut beschlagen sein (128)[1]) u. v. a. Das alles sind unmögliche Dinge für den Menschen, erhalten aber sofort ihren Sinn, wenn man eingesehen hat, daß sie auf Übertragungen aus der Tierwelt beruhen. Die meisten Redensarten aber gehören dem weiten Gebiete der Metapher an, und man wird Fehler vermeiden, wenn man die Art der Übertragung kennt. Bei solchen Wendungen, wie sie eben angeführt wurden, läßt sich der Schüler am leichtesten bewegen, den Worten auf den Grund zu gehen, sein Nachdenken wird auch sehr bald belohnt; jeder kann, indem er nachdenkt, in welchen Bereich der Gebrauch eines Wortes „eigentlich" fällt, Kenntnisse beweisen, die nicht in der Schule, sondern im täglichen Leben erworben zu werden pflegen. Innerhalb der vier Klassenwände feiert das Leben und Wirken auf der Straße, in der Werkstatt, im Stall seine geistige Wiedergeburt. Wird da der Sprachunterricht nicht zum Sachunterricht, wird nicht Praktisches mit Formalem verbunden und die Beobachtungsgabe angeregt? Wie beschämt steht der da, der von solchen „gewöhnlichen" Dingen nichts weiß, wie gewinnt auf einmal das Tier und so viele kaum beachtete Beschäftigungen für ihn an Reiz! Er, der die Nase hoch trug, erfährt, daß er dies mit dem Pferde gemein hat (B. 715, vgl. 589), läßt er den Mut sinken oder schwillt ihm der Kamm, so kann ihn darin der Hahn belehren (B. 545, hier liegt nicht Metonymie, Vertauschung mit einem verwandten, sondern Metapher, Vertauschung mit einem bildlichen Ausdruck vor; vgl. auch: sein Mütchen kühlen). Die Schüler, die die Köpfe zusammenstecken, thun wie die Pferde (B. 590), ebenso die, welche ausgelassen sind (B. 76), während die außer Rand und Band geratenen Büchern gleichen (808); daß freilich derjenige, der wie aus dem Häuschen ist, seine Stimmung mit der Schnecke teilt, wie B. 463 will, bezweifle ich, wenn auch der Gegensatz: eingezogen leben (242) sowie „die Fühlhörner ausstrecken" zunächst von der Schnecke gesagt wird. Das Häuschen ist wohl dasjenige, in welchem ehedem die Irrsinnigen untergebracht waren (vgl. auch außer sich sein, B. 79. Dazu Spiritus Asper: Nachtgedanken 1, 1809, S. 8: ich weiß keinen besseren Lohn für diese ... Querköpfe, die mit ihren Häuschen ums Dorf herumwandern). Geht übrigens auch der Unterricht den Schneckengang, so wird doch der Lehrer keinen Schüler einen Hemmschuh nennen, wenn er bedenkt, daß dieser dem Rade absichtlich angelegt wird.

---

1) Auf demselben Bilde beruht der Ausdruck vernagelt sowie verzwickt: ein verzwickter Mensch ist schwer zu behandeln, eine verzwickte Aufgabe schwer zu lösen: die Zwecken sind an den durchgeschlagenen Spitzen umgebogen, so daß sie nicht herausgezogen werden können.

Digitized by Google

Umgekehrt werden tierische, ja menschliche Äußerungen auf unbelebte Gegenstände übertragen, tote Dinge werden beseelt, vermenschlicht; das heißt dann Personifikation, s. Hildebr. S. 103, Lyon in der Zeitschr. 3, 25 [1]). Der Wind geht (Hildebr. S. 110), der Krieg bricht aus (gegenüber dem farblosen bellum oritur), die Zeit vergeht mit Riesenschritten [2]), eine Schuld wird beigetrieben (B. 117), ein Unternehmen geht den Krebsgang u. s. w.

Wenn die Einsicht in die eigentliche Bedeutung der Worte uns heute nicht mehr von selbst kommt, wenn wir selbst bei augenscheinlich jungen Sprachbildern (der Knabe raucht sich gut an u. a.) kaum ein wirkliches Bild vor uns sehen, wieviel schwerer wird uns dies da, wo die Worte nur durch die Kenntnis ihrer alten, jetzt verdunkelten Bedeutung Sinn erhalten. Gerade in Redensarten aber klingt oft allein die alte sinnliche Bedeutung eines Wortes nach [3]), sie den Schülern wieder lebendig zu machen, ist wohl die dankbarste Aufgabe. Was sie schon lange besitzen, erkennen sie als ein Erbgut, welches sie mit jedem in seiner einstigen Bedeutung erkannten Worte neu erwerben. Es ist schon viel, wenn Einer sich bewußt wird, daß er eigentlich ein Feuer in sich trägt, wenn sein Eifer als verraucht, als der Anfachung bedürftig bezeichnet wird, wie wird er sich aber angefacht fühlen, wenn er hört, daß vachen eigentlich bedeutet das Wasser stauen (durch ein Wehr = vach), also vermehren, daß mithin Wasser und Feuer gleich behandelt werden in der Sprache (vgl. auch Brand und Brandung sowie aestus). — Wenn der Römer die Tiefe und Innerlichkeit eines Gefühles ausdrücken will, läßt er es nicht im Herzen, sondern, vielleicht der Dauerhaftigkeit wegen, in den Knochen oder doch im Marke wohnen: der ungemein

1) Wie die Sprache das Feuer belebt, zeigte schon Viehoff im Archiv für den Unterricht im Deutschen 1, 4, 27 flg. Vgl. Schrader S. 157, B. 993, 293, dazu: er ist Feuer und Flamme, er brennt (Lange S. 125, Virg. Aeneis 1, 662), abgebrannt sein; es brennt ihm auf die Nähte oder Nägel (B. 296), einem stets auf den Bränden sitzen (Martini S. 21); es ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. In durchbrennen ist die eigentliche Bedeutung zu erkennen, durch welche sowohl der Brand wie die Brandung sich erklärt.

2) Raum und Zeit versinnlichen die Ausdrücke: einen Katzensprung, einen Hundeblaff (M. Müller, Essays 3, 110) entfernt sein; die Tage nehmen um einen Hahnentritt zu (Kern und Willms, Ostfriesl. Nr. 1177), vgl. Der große Titulmann 1690, S. 42: (Man mußte den Bauern die Zeiten des Neu- und Vollmonds von der Kanzel verkünden, da sie des Kalenders nicht selbst soweit mächtig waren) „wiewol sie jetzt umb einen Hahnen-Schritt oder Schrey klüger worden sind.“

3) Sogar die alte Form bewahrt die Sprachformel: abhanden kommen, es ist besser in Acht, als in der Hacht (Lange 195, zu der Erklärung: in der Ferne ist gut thädigen vgl. Schottel 1113: aus der Stauben ist gut theidingen).

Digitized by Google

häufigen Verwendung von ossa und medulla bei römischen Dichtern (s. Frommann a. a. O. S. 17 flg.) steht bei uns nur die eine Formel „durch Mark und Bein“ gegenüber, und an ihr wie an Fleisch und Bein, Stein und Bein läßt sich die alte Bedeutung von Bein erläutern. Nur die Koppelung schlecht und recht (B. 866) zeigt noch den alten Sinn von schlecht auf, recht und richtig sind uns aber auch so verblaßt, daß uns Konrads von Würzburg: diu reht stând krumber danne ein sichel eben recht oder gerade recht kommt, um recht = gerade zu erweisen. Hab und Gut ist nicht als Tautologie zu behandeln (trotz Richter S. 40): die Formel meint die Mobilien und Immobilien (Schottel Ausf. Arbeit 1332[1]), noch jetzt versteht der Landbewohner unter Gütern Liegenschaften und Baulichkeiten). In toll und voll steckt mhd. donen, welches mit dehnen zusammenhängt, s. Richter S. 148.

Wenn es widersinnig erscheint, von einem zu sagen, er sei über den Haufen geworfen worden (der Erklärung von Schr. S. 35 ist die von B. 462 vorzuziehen, vgl. host*is* terg*a* vertit gegenüber host*es* ped*em* rettulerunt), so nimmt sich die Wendung: einen zu Paaren treiben thöricht aus, so lange man nicht weiß, daß Paaren eine Entstellung aus Barren, barn = Raufe, Krippe ist (B. 761, Schr. 261, Richter 107; Hans Sachs: einen an den Barn treiben, Lange S. 456: zum Barren bringen; vgl. ich lasse mich nicht eintreiben).

Ebenso sind die Redensarten einen Bären auf- und anbinden nicht auf den Bären zu beziehen, wie selbst J. Grimm und noch Heyne thun, sondern es steckt in dem Bären ein altes Wort bar = Last, Tracht. Wer sich eine Tracht Lügen aufbinden läßt (dieses Zeitwort findet sich auch in: etwas auf die Nase binden), d. h. sie glaubt, hat sie mit sich zu tragen. Die Auffassung der Lügen als einer Last sprechen auch andere Redensarten aus: lügen, daß sich die Balken biegen u. s. w., s. mein Buch: Die deutschen Lügendichtungen, S. 29. In Sachsen sagt man: er hat ihm die Hucke vollgelogen.[2]) Ebenso erscheint das Getrunkene als eine Last in: er hat sich die Hucke vollgesoffen; wie man eine Tracht

---

1) Zeiller Epistol. Schatzk. 395b: in Haab und Gut wird das fahrende durch das Wörtlein Haab, und das Liegende oder der Grund durch das Wörtlein gut verstanden.

2) Eine Weiterbildung jedenfalls ist: einen Russen aufbinden, einem russischen Bären oder einer auf russischem Boden verlegten Lüge wird wohl eine besondere Güte zugewiesen. — So steckt auch im Seebär etwas anderes als der Bär, nämlich la barre die Flutwelle, Schr. 298. Auch die Redensart: den Bären treiben = kuppeln bringt man (so noch Bruchmann: Psychologische Studien z. Sprachgeschichte S. 157), fälschlich mit dem Bären in Zusammenhang. Bärntreiber (in) wird die Person genannt, welche den Bär, d. h. den Zuchteber zum Schwein treibt, s. Weimar. Jahrb. 2, 119.

Digitized by Google

Prügel davon trägt, so lädt man eine Schuldenlast auf sich und andere, man bindet sie besonders beim Wirte an und los; im Ostfriesischen ist eine Umschreibung für betrunken sein: he hett süch'n Bar anbunden (Kern und Willms Nr. 1336, vergl. 603: he hett'n Fahl anbunden, er hat sich übergeben, dazu die Redensart vom fahlen Hengste Schr. S. 38). Auf dem Wege zu dieser Erklärung war schon Anton: Oberlaus. Wörter, Progr. 1844 (16. Stück), S. 5, der unter Bär den Rammklotz versteht.

Wie in die Schanze schlagen sich aus französisch chance erklärt (B. 630, Schr. 274), so halte ich auch das beißen in der Redensart „ins Gras beißen" für eine altdeutsche Entlehnung aus dem Französischen (baisser, niedersteigen, sinken); die Stelle: da erbeizte manig man nider von den rossen in das gras ist mir einleuchtender, als alle Anführungen aus klassischen Schriften, in denen von dem wirklichen Beißen in die Erde (nicht ins Gras), mandere humum die Rede ist (B. 401, Richter 38, Schr. 231 flg.). Auch in preisgeben steckt französische Ware: prise = mnd. prîs (s. Andresen S. 334; Richter S. 14 versteht noch unser Preis).

Falsch erklärt B. 736 „nach Noten": nicht wie nach Noten schimpft einer, sondern nach Noten, d. h. wie es der Drang der Umstände (diu nôt) mit sich bringt, vergl. Richter S. 103.

Falsch ist auch am Hungertuche nagen erklärt bei B. 526 (im Register übrigens nicht aufgeführt), nagen ist mißverstanden aus naejen = nähen. Wenngleich Schr. S. 277 hinzufügt: früher auch nähen, flicken, so scheint er nicht an wirkliches Nähen zu glauben.[1]) Den Rang ablaufen führen B. 810 und Schr. 264 wie Richter 119 auf rank = Krümmung (des Weges) zurück, letzterer bringt auch Ränke schmieden in Zusammenhang damit. Dagegen fehlt bei allen dreien, auch bei Andresen die noch von Heyne mit Bruch = gebrochene Stelle erklärte Redensart: in die Brüche kommen. Bruch ist hier der Sumpf, s. Fleckeisens Jahrb. 1877, 2, S. 515.[2]) Eine ähnliche Bedeutung hat die Redensart auf dem Holzwege sein, d. h. auf dem Wege ins Holz = Wald, der eine Weile fahr- und gangbar ist, sich aber schließlich verliert (B. 504, Schr. 304).

Auf Entstellung beruht auch der Ausdruck bügelhoch: er bezeichnet ein Thun, welches bis an den Pegel, den Aichstrich geht (s. Weigand, sowie Schr. das Trinken S. 68 und 34; vgl. auch einen Sparren zu viel haben ebenda S. 84, B. 923).

---

1) Die Entstellung ist jedenfalls schon alt, denn die Mundart vertauscht nagen mit kife(l)n, s. Schmeller 1, 1132. Das bei Schmeller nicht vorhandene Hauptwort Kifel = Kinnbacken steht bei Lange S. 19: Der Kifel ist der Alten stütz, *ἀνδρὸς γέροντος αἱ γνάθοι βακτήρια.*

2) Der Erzgebirger sagt: er sitzt in der Ditsche.

Die Redensart: Dampf dahinter machen, einem allen Dampf anthun (Martini S. 165), Dampf haben oder kriegen sind nicht erst im Zeitalter des Dampfes entstanden, Dampf hat hier noch die mittelhochdeutsche Bedeutung Bedrängnis, Pein, vgl. Söhns: die Parias S. 53.

Ähnlich dem von Hildebrand S. 114 erläuterten auf dem Damme sein sagt man auch auf dem Zeuge sein, namentlich von Krankgewesenen. Schr. S. 4 führt an „das Zeug haben zu etwas" (aber nicht sich ins Zeug werfen, ins Zeug gehen, vgl. B. 370 ins Geschirr gehen, und dazu sich anstrengen) und bezieht sich richtig auf den alten Kriegsausdruck Zeug[1]), der noch in Zeughaus, Feldzeugmeister steckt, während B. 1123 dieses alte Wort Zeug zu dem Ausdruck „dummes Zeug" anzieht und Nr. 1124 etwas am Zeuge flicken mit der Sitte erklärt, jemandem unvermerkt einen Zeugfleck anzuhängen.[2]) Ebenso leitet B. die Redensarten: auf großem Fuße leben, etwas auf den alten Fuß bringen von der Mode der langen Schnabelschuhe ab, mit Unrecht. Diese Ableitung ist schon bei den genannten Wendungen gezwungen, wie will man Verbindungen wie: auf gutem, freiem, gespanntem, demselben, dem bisherigen Fuße mit den Schnabelschuhen erläutern? Vielmehr hat in ihnen Fuß die im 17. Jahrhundert auftauchende Bedeutung Grundlage, Maß, Art und Weise (vgl. Münzfuß, Zinsfuß). Auch Hand hat eine besondere, sinnbildliche Bedeutung erlangt in den Redensarten: aus der Hand geben (B. 437), in jemandes Hand stehen (B. 438), er hat eine lange Hand (441).[3]) Die mittelhochdeutsche Bedeutung von legen = interdicere ist noch vorhanden in der Verbindung: einem das Handwerk legen, Richter S. 46. Der Begriff des abgefeimten Betrügers scheint jedem klar zu sein, ob er aber weiß, was der Abfeim ist? Wir sagen jetzt dafür Abschaum, verstehen aber abgeschäumt im guten Sinne: so ist landschaftlich auch abgefeimte Milch möglich[4]) (Bruchmann, Psychologische Studien S. 160, vgl. Heyne, D. Wtb. 1,32, sowie absahnen 1,31, abgerieben 1,28 und dazu durchtrieben 1,63).

1) Speidel, Notabilia Juridica-historica-Politica 1634 S. 197: sie erlangten in hohen Zeugen Ritterlich ein gulden Schwert.

2) Die daselbst verglichene Form: ein Blechlein anhängen geht jedenfalls auf die Narrenschelle, oft Kläpperlein genannt. — Jetzt versteht man mundartlich unter Zeug(el) eine (kleine) Maschinenanlage.

3) Es fehlen bei B.: das Heft in die Hände bekommen, jemandes rechte Hand sein.

4) Umgekehrt ist der Gebrauch im 17. Jahrhundert. M. Abele: Künstl. Unordnung (1670) 2,102 sagt: das ist ein alter Teufelsabfeim, in der Gaukeltasche (1673) S. 28 aber: „gewissenlose Zungendrescher, Advocaten und ungelehrte Juristen, welche nur der Schaum sind von der Jurisprudentz" würde man schwerlich Schaum mit crême vertauschen.

Digitized by Google

Die Bedeutung von befehlen in der ironischen und elliptischen Wendung: **Da kannst** du dich befehlen, sowie der Katze den Speck befehlen, ergiebt sich aus: **Befiehl** du deine Wege u. s. w., in deine Hände befehle ich meinen Geist, **der** Jüngling sich Gott befiehlt, daß aber dieses befehlen ein mhd. Kultus**wort** ist vom feierlichen Bestatten (= dem Schoße der Erde übergeben, **vgl.** dem dunklen Schoß der heilgen Erde vertrauen wir der Hände **That** u. s. w.), daß bevilde das Begräbnis bedeutet, ist ebenso unbekannt, **wie** die Thatsache, daß be- und empfehlen nichts mit fehlen zu thun **haben**, worauf schon die verschiedene Abwandlung hinweist.

Selbst Wendungen, in denen Worte von nicht veränderter Form **und** Bedeutung vorkommen, werden vielfach nicht verstanden, weil die **Kenntnis** der Dinge fehlt, die sie bezeichnen. Man glaubt kaum, wie **viele** Gegenstände des praktischen Lebens auch dem Erwachsenen un**bekannt** sind, Schüler vollends haben keine Ahnung von dem Leisten, **bei** dem der Schuster bleiben soll, von den Angeln, aus denen Archimedes die Welt heben wollte (s. Heyne 1, 88 und vgl. [sperr-] angelweit, zwischen Thür und Angel, thürängeln, Andresen S. 23).

Eine ganze Reihe von Redensarten werden nur dann verständlich, wenn man sie sich von Geberden begleitet denkt. Wenn wir jetzt unser Leben in nichtssagenden Phrasen hinbringen, die beileibe nicht von Geberden begleitet sein dürfen, kannte die ältere Zeit eine Menge eigentümlicher, erfreuender und erfrischender kleiner Sitten, die jetzt zum Teil nur noch im Volke geübt werden. An der Hand von Redensarten aber können wir die Art unserer Vorfahren erkennen, die lebhaft genug waren, um beim Sprechen auch noch andere Körperteile in Thätigkeit zu setzen als den Mund. Wie sie imstande waren, auch ohne diesen zu sprechen, zeigt Kleinpaul: Sprache ohne Worte, Leipzig 1888, S. 216 flg. Viele der dort aufgeklärten Redensarten (vgl. auch Schrader S. 47 flg.) sind jetzt verschwunden wie die betreffenden Geberden,[1]) andere werden nicht mehr vorgemacht. Wer drückt wirklich ein Auge zu (B. 69, dazu s. Freybe, das Leben im Recht 1889, S. 209) oder sieht durch die

1) Noch macht das Volk die Geberden, welche man zu verstehen hat unter „die Feige weisen“, trotz des Abkommens der Redensart, wenn auch nicht mehr in der ehemaligen Absicht, sondern als imago coitus. Was B. Nr. 285 darüber sagt, ist falsch, vgl. D. Wb. III, 1444, Kleinpaul S. 273. Dazu Eyring, Proverbia 1, 65 (u. 1, 401): Si wil dir auch mit sonderm Fleiß Zur erquickung die Feygen weiß, Das heißt den mitlern Finger zeigen, den man den Namen thut zu eigen. Vom Persio infamis gnent, Martial jhn impudicum kent, den unverschempten Finger heist u. s. w. Auch Lange Adagia S. 157 führt Martial an (vgl. Schaible: Hieb- und Stichworte S. 39, und S. 117 griech. ἐσκιμαλίχθαι σε χρή. Dieses σκιμαλίζειν ist Aristoph. Pax. 544 beschrieben, es ist das Betasten der Hühner mit dem kleinen Finger am Hintern nach etwa vorhandenem Ei.

Finger (B. 300, Kleinpaul 261)? Niemand hält die Hand vor den Mund, wenn er sich ins Fäustchen lacht (B. 276), niemand den Daumen aufs Auge (B. 209 nimmt hier unnötigerweise auf die Römer Bezug, s. Richter S. 22), auch wird nicht versucht, wie die Faust aufs Auge paßt (B. 174). Höchstens legt man noch „die Hand aufs Herz" (B. 439) oder zeigt mit Fingern auf einen (nach Martini S. 33 = beschimpfen, s. B. 302, Kleinpaul 276), und Kinder schaben noch Rübchen bei dem Rufe Ätsch! (B. 832, Kleinpaul 267, Schmeller 2, 351).[1]) Daß „ein Schnippchen schlagen" mit dem Schnippen der Rebhühner zusammenhängen soll, ist wohl nicht zuzugeben (B. 882), es ist ebenso eine Geberde wie eine Nase machen, was B. 719 auf einen alten Volksbrauch zurückführt.[2]) Man zuckt auch noch die Schultern, oder, wie es gewöhnlich heißt, die Achseln (vgl. B. S. 16 und Nr. 20; Lange S. 448 hat auch: auff beyden Achßlen tragen, und im Erzgebirge kennt man Zwäakslr, vgl. B. 18, und 665 flg.), um den Bart aber geht man nicht mehr in Wirklichkeit: man hat ein Streicheln des Kinnes darunter zu verstehen (wie unter der ehemals viel gebrauchten Redensart den Kautzen streichen, s. D. Wtb. V 370, 5), und so erklärt es sich, daß man auch Frauen um den Bart gehen kann (schon Kinder haben einen Bart = Kinn).

Die sinnesverwandte Redensart: einem das Hälmlein durchs Maul ziehen (so volkstümlich bei Lange 455, vgl. B. 428) beruht zwar nicht auf einer Geberde, wohl aber auf einem Kinderspiel, ja sogar einem Rechtsbrauche (s. Richter S. 80, Schmeller 1,1093, ganz ähnlich ein Spiel in Ostfriesland Dirksen I, S. 13 Nr. 18). — Ein Kinderspiel ist auch „den kürzeren ziehen" (B. 614, Schr. 253), während der von B. 279 bis ins Heidentum zurück verfolgte Brauch, Federn in die Luft zu blasen, von Handwerksburschen noch gepflegt wird (Schr. 214 flg.).

Wieviele Redensarten giebt es aber, die einen alten, jetzt verschwundenen Brauch oder doch die alte Zeit überhaupt zum Hintergrunde

---

1) Er. Alberus: Nov. Dict. Ai: contemnor, negligor ich bin schabab, denn was man abschabt, wirt gemeynglich nit geacht. J Grimm Kl Schr. 7, 28: Jetzt ist er schabaw, Man schlug jhn schier plaw (v. J. 1622). M. Abele: Künstliche Unordnung 1, 276: Mein Leben ist Schabab! In das Grab u. s. w.; s. auch Geyers Programm über Kober, Altenburg 1885, S. 16. Hierher ist wohl auch Scher dich (zum Teufel) zu ziehen, s. auch Weigand unter Schufut, Heyne 1, 31 flg. abschaben und abschieben.

2) Für die Nase, die man kriegt, giebt B. 717 eine physiognomische Erklärung; die richtige ist zu gewinnen mit Hilfe von Nr. 1097 einen Wischer geben, man wischt ein Versehen ab, wie dem Kind eine „Nase". Vgl Kleinpaul 263; Richter S. 102 geht vom Nasenstüber aus, v. Wurzbach: Glimpf und Schimpf 1866, S. 23 erklärt auch einen Dresdner Auswischer, Martini S. 8 deutet eine Nase kriegen als: eine abschlägige Antwort bekommen.

Digitized by Google

haben! Es ist die besondere Stärke von Borchardts Sammlung, daß sie, wo immer es angeht, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen beleuchtet und so den Redensarten einen sittengeschichtlichen Hintergrund aufbaut. So belehrt er über das alte Badewesen zu Nr. 627, 85 flg. 1033, 1077, vgl. Schr. 218, Richter S. 1 flg., 149; über Moden 340, 765, 867; eigenartige Bräuche 783, 594 (= Schr. 218 flg.; von derselben Sitte rührt der Ausdruck durchfallen her, s. D. Wtb. unter Korb); 283 (= Schr. 213, Richter S. 27 flg.; zu verwundern ist nur an dem Federlesen, daß man sich nicht der Bürsten bediente[1]); 473; zu 474 heimleuchten hätte B. ebenfalls auf einen Brauch Bezug nehmen sollen, vgl Richter S. 49. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts besaß jeder Hausstand eine große Laterne, die auf dem Lande noch jetzt vorangetragen wird. Auch vor den öffentlichen Häusern, Theatern u. s. w. standen Leuchtemänner mit Pechfackeln, die ihre Dienste oft recht zudringlich anboten. Jetzt ist das heimleuchten ironisch gemeint. Auf dem Lande besteht auch noch der Brauch, welcher der Redensart Wurst wider Wurst B. 1108 zu Grunde liegt.[2])

Eine große Anzahl Redensarten führt B. auf Rechtsbräuche zurück, so die Sonne bringt es an den Tag Nr. 918, Stein und Bein schwören

1) Anton a. a. O. Nr 17 (1845) S. 15 bezieht das Federlesen auf das Reinigen und Aussuchen der Federn, da die Redensart jetzt den Sinn habe: nicht lange untersuchen, nicht fackeln (dies dürfte wohl zu heimleuchten zu stellen sein), aber man darf eben nicht bloß die heutige Bedeutung erklären; so sagt man heute im Erzgebirge „dar mochtn fulsschwanz" von einem heimlichen Angeber, während den Fuchsschwanz streichen die allgemeinere Bedeutung schmeicheln hatte und noch hat. B. 336, Richter 34 flg. Sceperus: Neuer polit. Fuchsschwänzer 1662 hat S. 29 auch Plaumenstreichen, von Plaume = Federbusch.

2) Das Schlachtfest heißt da auch Schlachtschüssel oder Krummbein, letzteres nach dem Holze, an welchem das Schwein aufgehängt wird. Söhns S. 88 faßt Wurstsuppe fälschlich als Suppe mit Wurst: sie besteht in der Brühe, in welcher die Würste gekocht wurden; man hat nicht nötig das Schweineschlachten auf das Opferschwein der Kelten am Julfest zurückzuführen. Die Heiligkeit der Leber dagegen war aus dem germanischen, nicht dem klassischen Altertum zu erklären (B. 632), s. Freybe: Das Leben im Dank 1888, S. 61 flg. — Vgl. Alb. Dict Ss iij[b]: wurst vmb wider wurst, wo der Angabe des Brauches die Bemerkung folgt, daß wer dem Nachbar nichts geschickt hat, auch nichts wieder erhält. Ss[b] freilich steht auch: Aegyptii sunt reposcones geb ars nem ars (Leute, „die ein Ding wieder heischen"). Schr. 193 hat ähnlich: Korn um Salz, Lange S. 411: Gefatter vber den Zaun, Gefatter wieder herüber, S. 27: Ein Nachbaur ist dem andern einen brandt schuldig. — Zu B. 1109: die Wurst nach der Speckseite werfen bemerke die Stelle bei Konr. v. Wurzb. (Gesamtabent. 9, 140): wer waget der gewinnet vil: Wirf die wurst an bachen, Vil liht, so wirt er krachen, Daz in die wurst erschellet Und daz er mit ir vellet.

Digitized by Google

Nr. 966[1]), vgl. Schr. 235, bei meinem Bart Nr. 100, vgl. Nr. 435; auf die lange Bank schieben Nr. 93 (Schr. 211, Richter 6 flg.), Umstände machen (1047), Daumschrauben ansetzen Nr. 210, wie gerädert (803 flg.), wie am Pranger (796, Schr. 310), einem etwas anhängen (Nr. 40, vgl. 215 einen Denkzettel geben), wozu der Steckbrief zu vergleichen wäre.

Zweifelhaft erscheint mir wie B. 390 der Zusammenhang von „etwas an die große Glocke hängen" mit einem Rechtsbrauch; man könnte wohl das, was an die Glocke gehängt wird, als Vertretung des Glöckners auffassen, der die Glocke, namentlich die große, in Schwingung setzt, indem er sich an ihr Seil hängt.[2])

Die Redensart durchs Feuer laufen (komisch entstellt zu durch Feuerwasser = Branntwein gehen, Schr. das Trinken S. 31), braucht nicht auf die Feuerprobe bezogen zu werden, wie B. 298 will. Wenn dagegen Schr. S. 206 meint, es habe sich keine Redensart von den Ordalien erhalten, so entgeht ihm: sich die Finger verbrennen, s. Richter S. 28 flg.

Auch liegt kein Zwang vor, die Redensarten seine Haut zu Markte tragen (B. 464) sowie mit der Thür ins Haus fallen (Nr. 1033) auf Rechtsbräuche zu beziehen; die erstere hat eine andere allgemeinere zur Seite: etwas zu Markte (= aufs Tapet B. 1007, Richter S. 147) bringen, die letztere erklärt sich aus dem Ungestüm, mit dem jemand die Thür aufstößt.

Zu Nr. 531 nach Jahr und Tag fehlt ebenso wie bei Richter S. 63 die Formel: ewig und drei Tage: diese Zugabezahl würde nach R. 18 Wochen 9 Tage ausdrücken; vgl. Hildebr. S. 125.

Zur Henkersmahlzeit B. 478 vgl. Richter S. 89: der Schinder giebt die Letzte (= Letze), und zu Nr. 351 und 406 die Umschreibungen für hängen und Galgen bei Schr. 360 flg, dazu die Stelle aus Schupps Schr. S. 552: es geschiehet nicht wenig, daß derjenige, der ganckerle gank spielen und durch das hänfene Fenster sehen soll, macht ein amor mit des Oberrichters Magd. Die Stelle bei Kober (s. Geyers Progr.) er mußte Henkelbeeren fressen erklärt sich wohl aus einer volkstümlichen

1) Lehmann: Speyer. Chronik (2, 30) fol. 118: die alten Teutschen haben die Wahrheit bezeugt, indem sie „ein buschel ähren frucht in der rechten Hand gehalten, Gott zum Zeugen angerufen und darauf die Büschel auß den Händen in die Höhe geworfen. Hernach hat man alle Eyd in den Kirchen geschworen und im schwören die fünf Finger auf ein Kistlein mit Reliquien gelegt" Dieses Kästchen war mit Edelsteinen besetzt, s. Jahrb. der Berl. Gesellsch. 1820, S. 214.

2) Bei B. fehlt einen Prozeß anhängig machen (s. Wurzbach S. 280 flg.), eine Klage fallen lassen (die Klage erheben soll auf einem von der Schlange entlehnten Bilde beruhen Nr. 251!), während ein Protokoll aufnehmen aus der symbolischen Förmlichkeit des Aufnehmens einer Scholle gedeutet wird.

Digitized by Google

Entstellung von Himbeeren: Hengbeeren wenigstens kenne ich als solche. — Auch über die Klinge springen gehört hierher, s. Richter S. 78 zu B. 577.

Hier ist eine weitere Art der Verwendung der Redensarten in der Schule gegeben. Durch Zusammenfassung der einem bestimmten Gebiete zugehörigen Wendungen und Ausdrücke ergiebt sich ein Aufsatz über dasselbe, dessen Stoff aus der Erklärung der einzelnen Redensarten gewonnen wird. So ließe sich z. B. eine Schilderung der alten Art zu reisen entwerfen mit Hilfe von: sein Testament machen (B. 1012), Valet sagen[1]), Letzetrunk (B. 792), eine Feder aufblasen, Schusters Rappen (B. 897), bewandert[2]), Schwager (Schr. 36), Postschwede (B. 793), über Stock und Stein[3]) (B. 983); wie gerädert[4]), vor Thoresschluß (B. 1032,

1) Heute sagt man Adieu. Aus dem Valeten (Valet sagen) gehen (oft auf Nimmerwiederkehr) ward nach Campes Wörterbuch, Ergänzungsband 1813, Sp. 601b in der Aussprache des Volkes flötengehen, eine Erklärung, welche Hofprediger Conrad in Berlin entdeckte, s. ebenda 558a. „Dieser besuchte einen ehrlichen Handwerker, dessen Sohn im Begriff stand, die hohe Schule zu beziehen, und erhielt auf die Frage, wo dieser wäre? die auffallende Antwort: er geht flöten. Der Mann wollte sagen: er geht valeten oder Abschied zu nehmen." Diese Erklärung ist so einfach, daß ich ihr den Vorzug gebe vor allen neueren, obgleich ich sie nirgends mit angeführt finde; vor kurzem erst hörte ich sie aus dem Munde eines hiesigen höheren Beamten. Doch muß die Anlehnung an niederd. fleiten gehen schon frühe erfolgt sein, da Adelung: Über den deutschen Stil 1785 sich gegen die Aufnahme von fleuten gehen in die Schriftsprache ausspricht. B. 323 hält an der niederdeutschen Herkunft fest, ebenso Richter S. 33; Söhns S. 54 ist gegen die aus dem jüdischen pleto und bleibt wie Schr. 256 bei der Flöte. Vgl. auch den Weg alles Fleisches gehen Über die Letze s. auch Richter S. 86 flg. B. S. 427 zu 1012. S. Rot: Valete wird auch gebraucht für die Letz, die ein weckziehender gibt. Alamodischer Politicus, Hamburg 1671, S. 5: Damit ich nicht so gar heimlich davon schiede, lud ich zum freundlichen Valete und Letzetrunk meine gute Brüder zu mir.

2) Gombert: Weitere Beiträge zur Altersbest. u. s. w. Progr. Großstrehlitz 1889, S. 16 führt das Wort bis 1600 zurück, aber bei Lange S. 316 steht: er ist ein bewanderter Gesell, einmal zu Markt, zweimal zur Mühlen.

3) Richter S. 145 will diese Formel nicht auf die holperigen Wege beziehen wegen des ihr innewohnenden Begriffs der Eile. Über die Wurzelstöcke im Walde würde es aber doch erst recht langsam gehen. Stock und Stein werden nur um so empfindlicher, je schneller man darüber hinfährt. Auch Schr. 321 flg. geht vom Knüppeldamm aus.

4) Die Vergleichsform sagt, daß der Ausdruck eigentlich nicht zum Reiseleben gehört, es ist eine Übertreibung, die von „Galgen und Rad" (B. 803) herrührt, vergl. Schr. 268. M. Bergmann: Poet. Schatzkammer S. 285 hat Radebrechen. Rädern und ädern. — Es ist übrigens bezeichnend, daß vom Fuhrwesen wenig Redensarten ausgehen, vom Reiten dagegen so viele. Ich wüßte nur noch anzuführen: Der Karren ist in den Dreck geschoben (vergl. Martini 248); hingegen ist in: er hat die Kahre verfahren, wir müssen sehen, daß wir die Kahre 'rauskriegen nicht an den Karren zu denken, sondern an Kaar fem. redintegrandi modus, Schottel 1341, die Kehre, die Stelle, wo der Weg umbiegt, also der rank, s. o.

Digitized by Google

Schr. 318), Pfahlburger[1]), vier Pfähle (B. 771. Hier zieht B. das Nomadisieren an den Haaren herbei.) Aus der Neuzeit kämen hinzu: abdampfen, abrutschen, absegeln, bei Mutter Grün kampieren.

Eine hübsche Arbeit würde auch die Besprechung der Redensarten ergeben, in denen der Stab, sei es als Stock, sei es als Sinnbild der Gewalt verwendet ist, s. Schr. 85 und 286 flg., B. 946. 130. 710. 565[2]); vgl. D Wtb. IV, 1, 3377 flg. und Freybe: Das Leben im Recht, Gütersloh 1889, S. 20; 34; 156. Auch Walter bietet Stoff (ist ieman, der mir stabe?[3]), sowie Virg. Aen. 1,81.

Durch seine Zusammenstellungen arbeitet Schrader der Verwertung des in Redensarten niedergelegten Stoffes zu deutschen Aufsätzen ganz besonders vor. Wie oft wird in den Sammlungen von Dispositionen und Entwürfen das Leben mit einer Schiffahrt verglichen! Keine aber faßt die sprachliche Seite dieses Gegenstandes ins Auge. Wie die einzelnen hier in Betracht kommenden Gegenstände, Schiff, Segel, Steuer, Hafen, Anker u. s. w. von der Sprache ausgebeutet worden sind, zeigt Schr. S. 198 flg., vgl. auch S. 30 und B. 42; 904 flg.[4])

---

1) Speidel S. 711 flg. leitet Pfalburger ab von Faulxburg, quod suburbium est Gallis, und führt Dn. Besoldus disc. de iure ordinibusque civium cap. 3 num. 5 an, der auch erklärt: qui habitat in suburbio, Palis non muris vallato, ferner Marquard Freher, qui Pfalburgerum falsum civem denotare putat, und die Goldne Bulle, die diese Auffassung stütze: Pfalburgeri in fraudem sui superioris se in civitatem aliam adscribi procurant, ut eius privilegii et defensione fruantur et tamen in loco pristinae habilitationis permanent. Nach anderen wieder seien die nicht vollberechtigten Bürger gemeint.

2) Das Kerbholz auch bei Schr. 299, Richter S. 72 flg; schreiben hat hier die Bedeutung von einschneiden, während es hinter den Ohren B. 750 als Schlag empfunden wird.

3) Scheräus: Sprachenschule S. 232: Verstaben d. i. Vorsprechen, vorsagen, da ein ander nachsagen muß.

4) B. Nr. 10 bringt den Ausdruck absegeln = sterben unnötigerweise mit altheidnischer Sitte in Verbindung, er hat so wenig Mythisches an sich wie abgehen, abmarschieren, abrutschen, abdampfen. — Bei Schr. vermisse ich das Staatsschiff, welches schon bei den Alten so häufig vorkommt, z. B. Aristoph. Frösche 361, Ritter 434 flg. Soph. König Öd. 23. 694. 923. Äsch. Sieben g. Th. 2, s Lobeck zu Soph. Ajas 1072. Auch das „Öl auf die Wogen gießen" möchte ich mit hierher ziehen, von welchem bereits die Historia ecclesiastica spricht, s. Illustr. Zeitung 1888, Nr. 2366, Sp. 440c. Gartenlaube 1883, S. 68. (Mir scheint auch, daß die Sage von dem Wettstreit zwischen Poseidon und Athene nur die Besänftigung der Wogen durch das Öl darstellen soll.) Schr. ergänzt sich in seinem Büchlein „das Trinken" S. 78, wo die Ausdrücke kreuzen, lavieren, gegen den Wind (Strom), mit vollen Segeln besprochen worden. Zu S. 79 vgl. Lange S. 388: er sitzt im Schiff = er hat alles verthan. Noch weise ich darauf hin, daß die Alten nur einen Strom der Vergessenheit kannten, während wir Schlimmes ins „Meer der Vergessenheit senken", was schon in Joh. Christian

Digitized by Google

Wie spiegelt sich vollends das deutsche Kampf- und Kriegsleben in den Redensarten wieder! Schon Radlof gab eine Zusammenstellung in seinen Teutschkundlichen Forschungen 2, 104 flg. Schrader widmet den Redensarten „aus dem Militärwesen" zwölf Seiten, welche freilich eine bessere Ordnung des Stoffes aufweisen sollten. Eine ziemliche Anzahl läßt sich besprechen bei der Erklärung der Freytagschen Schilderung der Turniere, die jetzt mehrere Lesebücher enthalten, und eine Darstellung des deutschen Kampflebens oder einzelner Erscheinungsformen desselben auf Grund der daraus stammenden Redensarten würde sich besonders für Sekunda eignen. Zur Ergänzung von Schr. und B. möge noch folgendes dienen. Das Dreinschlagen war zu allen Zeiten die starke Seite des Deutschen. Das ergeben die zahllosen Wendungen für schlagen, deren Schr. S. 366 flg. viele sammelt,[1]) sowie die Thatsache, daß wir zwar die klassischen Lorbeeren und die Siegespalme uns angeeignet haben (B. 648, 763, vgl. Kleinpaul 37 flg.), aber niemals durchs Joch gegangen sind (B. 247). Das etwa entsprechende Spießrutenlaufen ist eine Erziehungsstrafe, die kein fremdes Heer auf deutsche Krieger angewandt hat. Da B 932 diese Strafe mit dem Spießrecht zusammenbringt, denkt er jedenfalls an die Spieße, die Piken (B. 785) der Soldaten, wo bleiben aber dann die Ruten? Es ist das die Verwechslung von spiez = hasta und spiz = veru, gegen welche Andresen S. 277 sich wendet. (In ähnlicher Weise wurden die Landsknechte zu Lanzknechten, s. Andr. 231.) Spieß ist nichts weiter als Rute, s. Weigand, so daß die Spießruten zu Lindwurm, Windspiel u. s. w. (s. Polle: Wie denkt das Volk über die Sprache S. 81) zu stellen sind. Wenn Schr. 181, 3 auch „durch die Piken laufen" anführt, so können die Piken nur für die mißverstandenen Spieße zu einer Zeit eingetreten sein, wo der Gebrauch nicht mehr geübt wurde.[2])

Hallmanns Leichenreden vorkommt nach Martini S. 217. Vgl. Löwen: Schriften 2, 54: Kommt wieder, jugendliche Zeiten, die ihr so sanft wie ein Bach verfließt, O, daß ins Meer der Ewigkeiten Ihr euch so schnell, so stark ergießt!

1) Vgl. B. 229, 285. Hauen kann man jetzt nur noch in die Pfanne, Schr. 19 (vgl. 212, einen zur Bank hauen Richter S. 8) und übers Ohr, vgl. Schupp Schr. 1336: Bald bekümmert er sich, daß ihm ein Bancorottirer hab heßlich an ein Ohr gehauen und ihn in grossen Schaden bracht, vgl. 1425: „an ein Ohr schlagen", wo die Ohrfeige gemeint ist, s. Schrader 369, B. 748, 285, Andresen 316. Zum Backenstreich vergleiche Zapfenstreich B. 1116, sowie einem etwas an- oder einstreichen, wichsen (B. 229), mit dem Fuchsschwanz streichen Richter 34.

2) Vgl. auch frz. il a passé par des piques er hat viel durchgemacht. — Philander (1650) 1, 168: in der rechten Hand (hielten sie) eine lange Spißrute, gerade als eine Picke. Neulich hörte ich von einer Dame: Ich bin wie auf Spießruten gegangen in meinem zerrissenen Kleid. — Für „eine Pike haben auf jemand"

Digitized by Google

Das germanische Beil lebt noch fort in der Redensart „das Beil zu weit werfen" (B. 111) und in der Hellebarte, nach Weigand Spieß mit Beil zum Durchhauen des Helmes, richtiger wohl = Helmbarte, d. h. Beil mit langem Stiel, Beil an einer Stange (s. Helm bei Weigand); noch Schottel 1116 hat: die Barte zu weit werfen, 1403: sich mit der naschbarten werfen lassen = parasitum agere.

Da Schr. 186 die Armbrust erwähnt, sollte er auch die Redensart: den Vogel abschießen berücksichtigen, denn zum Vogelschießen wurde und wird vornehmlich die Armbrust benützt. — Vom Bogen (Schr. 186, 13) rühren auch die Ausdrücke gespannt (sein auf etwas), überspannt, abgespannt her.

Zu den Spießbürgern B. 931, auch Spießer genannt, möchte ich auch die Schildbürger stellen, die B. 861 nur in Schilda zu Hause sein läßt. Es ist zu verwundern, daß noch niemand an dieser Ableitung Anstoß genommen hat. Aus Schilda können doch nur Schildaer (oder Schildenser!) stammen, während die Schildbürger auf Schildburg schließen lassen — im 1. Kapitel des Schildbürgerbuchs kommt denn auch Schiltberg vor —, und Schildbürger sind in so vielen Städten zu finden (s. Busch, deutscher Volkshumor), daß dieses Wort kein Eigenname sein kann, sondern für einen Gattungsnamen zu halten ist, wie Pfahl- und Spießbürger, deren Eigenschaften die Schildbürger teilen: nicht nur die Spieße, auch die Schilde sind rostig und unter das alte Eisen geworfen worden, wenn wir auch noch unsere Schildträger haben und einen Beschützer loben als „unseren Schild", auf den Schild heben (B. 859) und etwas im Schilde führen (B. 860, Schr. 185, 12).[1]) Noch heute wappnen wir uns, wenn auch meist in Geduld, wir Deutsche sind immer in Rüstung, die Abrüstung ist trotz der Entrüstung[2]) vieler nicht möglich, noch immer gilt es kampffertig, d. h. gerüstet zur Fahrt, und kampfbereit,

---

(s. Heyne 1, 40) hat Schmeller 1, 381 auch: einen Pick haben (v. J. 1631) = Lust, ihm etwas Unangenehmes zu vergelten, Groll. — Bei B und Schr. fehlt auch: den Spieß umkehren (und die Spitze gegen den Sieger richten). — Zu B. 834 sich selbst eine Rute binden gehört auch: die Rute küssen.

1) Auch Kalau hat das unverdiente Mißgeschick gehabt, mit seinem Namen für Scherze zweifelhafter Güte herhalten zu müssen, s. Andresen 314. — A. W. L. von Rahmel: Sämmtliche Gedichte, Schmiedeberg 1789, hat ein Sinngedicht „Auf die Mode, des Mannes Bild auf der Brust zu tragen": Wie jedes Wirthshaus führt ein Schild, Trägt jeder Dame Brust jetzt ihres Mannes Bild, Auch pflegen hier wie dort viel Herren zu logieren, Doch selten die die Schilde führen. Böses im Schilde führen empfiehlt sich als Übersetzung von insidias facere und ἐπιβουλεύειν.

2) B. 464 und namentlich Schr. 188 erklären entrüsten etwas umständlich; Radlof 2, 204 sagt: man entrüstet einen Gegner, wenn er in heftigem Zorne die Schutzwaffen abwirft und nur mit dem Schwerte kommt.

Digitized by Google

d. h. gerüstet zum Ritt[1]) zu sein, damit wir es mit jedem aufnehmen können, der uns zu nahe tritt, uns angreift (s. Heyne 1, 90, 100 anlassen) oder den Handschuh hinwirft.[2])

Merkwürdig ist die von Heyne 1, 81 zu anfachen angeführte Stelle aus der Zimmerischen Chronik: nach der mitternacht fachte den grafen der schlaf an; sollte sie nicht zu anfechten 1, 83 gehören? Dieses Wort führt nicht bloß auf den Fechtboden, ebensowenig wie sich eine Blöße geben (B. 145) und eine Scharte auswetzen (B. 854).[3]) Im „Angenehmen Nachtisch“ S. 85 will einer zwischen zwei Duellanten vertragen = hin- und hertragen, d. h. Versöhnung stiften (vgl. Kartellträger), der Vertrag ist aber auch viel älter als das Duell.

Zu den Redensarten, die uns in die Schranken des Turniers versetzen (Schr. 185, B. 889; 890 greift B. unnötigerweise ins Rechtsleben hinüber), rechne ich die vom Sand in die Augen streuen nicht (B. 841), noch weniger möchte ich sie auf die römische Arena zurückführen; sie kann mit dem Sandmann (Schr. 284, vgl. 6 und Kern und Willms Nr. 173: t'is Kinder Tied to Bedd, Wesselohm kummt mit de Sandpütt) zusammenhängen. — Zu in den Sack stoßen, Richter 122 flg., vgl. Archiv für Litteraturgeschichte 12, 513 (Schottel 1113a: er ist in Sakk geschoben).

Daß eigentlich der Grießwart die Stange hält (Schr. 43, 198, 190 flg., Richter 141, B. 948) ist schon nicht mehr im Bewußtsein, wenn M. Claudius in dem Sinngedicht „den Pythagoras betreffend“ den Hinz sagen läßt: „Sie machen vom Pythagoras viel Wesen, Als wär ein solcher Mann noch nie gewesen, Er ist vielleicht ein Lumen bei den Alten; doch sollt' er uns die Stange halten?“ vollends verdunkelt aber wird die Sache, wenn B. 949 Stange gleich Deichsel setzt wie in der Wendung bei der Stange bleiben.[4]) Nach der Zeit der Turniere kann

1) Alb. Dict. $H_5{}^b$: bereiten ad equitandum instruere. Zur Bereitschaft gehörte aber schon im Mittelalter auch die Barschaft.

2) B. 284, Schr. 183 flg., Richter 43 flg. Die scheinbar zu den Handschuhen passenden Manschetten gehörten nicht in die deutsche Kampfwelt, nicht einmal an den Fechtboden ist zu denken trotz Söhns S. 82, noch weniger an die Modethorheit der Franzosen bei Roßbach (Schr. 263, Br. 663), sondern die Manschetten, welche wahre Todesangst, das wahre Manschettenfieber erzeugten, waren die Handzierden, welche der Henker dem armen Sünder anlegte auf seinem Gange zum Richtplatz; vgl. übrigens auch Manschetten = malheur bei Schmeller 1, 1628.

3) Zu „vom Leder ziehen“ Schr. 182, 6 fehlt blank ziehen (Ellipse und Prolepsis zugleich), sowie (keine) Schneide haben. Vgl. Schottel: nicht mit der Schneide, sondern mit der Scheide hauen, Lange 331: Wann die Weiber mit dem Maulschwert kriegen, soll man sie auf die Scheiden schlagen.

4) Martini 106: er kan ihm schon die Wage (Stange) halten. S. 33: Das hält guten Stich, guten (sicheren) Fuß. — Alamod. Politikus 1671 S. 144: Daß diese Meinung den Stich auch nicht halten könnte.

Digitized by Google

unter der Stange die Lanze verstanden worden sein, die ein Ritter dem andern gegenüber nur dann wirklich halten konnte, wenn er gleichstark war; zu dem Mißverständnis dürfte auch die Ähnlichkeit von Stichhalten (B. 975) mit beigetragen haben.

Auf die Thätigkeit des Knappen gehen wohl Wendungen wie: unter die Arme greifen, auf die Beine oder Sprünge helfen (letztere setzt Martini 63 gleich der: einen Erinnerungsknoten schürzen; vgl. S. 115: wieder in den Stegreif helfen) und einem beistehen (= adesse alicui), einen im Stiche lassen (= deesse alicui). Es kam wohl vor, daß ein Unterliegender im Stiche (in der Tjost) gelassen und nicht daraus befreit wurde (vgl. Richter 144 flg.). Bruchmann S. 171 erklärt wohl falsch = stecken lassen; stecken und stechen gehen doch wohl nur in Berlin durcheinander. Noch jetzt stechen die Kinder einander aus beim Schlittenfahren (Narrenkappe 1683, S. 163: die Präcedentz abstechen), wenn sie sich dabei auch als Preis (= das Beste, s. Richter S. 14) den Schnupfen holen, s. Hildebr. Zeitschr. 3, 399. Mit Recht weist Söhns S. 38 darauf hin, daß wie die Ausdrücke stechen, Stich, abstechen auf das Kartenspiel, so auch andere Handlungen des Turniers nach seinem Erlöschen auf Spiele übergingen, z. B. auf das Kegelspiel, in dem man noch heute ein erstes, zweites Rennen unterscheidet, vgl. Freytag Bilder 2, S. 299; 317; 340: „Wie schnell auch bei den Waffenfesten der Städter der bürgerliche Bogen die ritterliche Lanze verdrängt, lange dauern einzelne Ausdrücke der Reitersprache: Stechen bedeutet noch lange den Wettkampf einzelner Schützen, welche die gleiche Zahl Zirkel geschossen haben, und Rennen eine bestimmte Anzahl von Schüssen nach 1738“. Bei der Stichwahl wird aber nichts gestochen, auch nicht gehauen (?), höchstens geschlagen. Die Formel weder gehauen noch gestochen (B. 364) hat Scheible zu dem Titel veranlaßt: deutsche Hieb- und Stichworte.

Eigentümlich ist die Übertragung des Stechens auf die, welche sich „schmieren“ lassen (B. 873): für bestechen sagte man früher stechen: Er.

---

1) Zu den Spielausdrücken (Schr. 343 flg.) gehört auch: heraus mit der Farbe (Schr. 224) oder heraus mit der Ziege auf den Deichdamm, (jemand) über den Schellenkönig (loben); einen Streich spielen (zu B. 929; s. auch 185, 572). Zu dem Kümmelblättchen B. 607, Schr. 316 ist noch zu bemerken, daß es eigentlich Dreiblättchen bedeutet, weil drei Karten verdeckt aufgelegt werden. — Zum Damespiel gehört zwar nicht „hoch am Bret“, worunter B. 170 die Bretter des Ratsherrntisches verstehen will (es ist aber die [schwarze] Tafel gemeint, auf der jemand hoch angeschrieben ist, wenn er die erste Stelle einnimmt), wohl aber einen Stein im Brette haben, wobei die Adj. groß, gut überflüssige Verstärkungen sind (B. 171 ergänzt Schr. 236, vgl. Martini 11 und 39: er hat den besten Stein davon gezogen), s. Richter 141.

Digitized by Google

Alb. dict. B[b]: Daß er sich mit gaben stechen laß, δωρόδοχος, mit der gaben sticht oder der gestochen wird; Scheraeus Sprachenschule 1619, S. 228: mit Geld gestochen; und wenn schon bei Lange S. 465 sich die von Schr. S. 196 angeführte Redensart: mit der silbernen Büchse schießen sich findet, so darf dies wohl als eine durch die Erfindung des Pulvers hervorgerufene Übersetzung des alten Stechens angesehen werden.[1])

Auf die Zeit vor Erfindung des Pulvers geht auch noch die Redensart „vor den Riß treten" (B. 822, Schr. 188) zurück: sie hat natürlich nichts mit M. Curtius und dem Schlund auf dem römischen Forum zu thun (wie Eiselein wollte, vgl. Tendlau S. 189), sondern könnte nur noch vom Strandleben erklärt werden (bei Dammbrüchen müssen ganze Gemeinden vor den Riß treten), wenn man Riß nicht von der Bresche verstehen will, die der Sturmbock (vgl. B. 1072, Schr. 73, 91) gerissen hat und durch welche die Belagerten ausfallen.[2]) Auf keinen Fall aber ist es erlaubt zu sagen: er mußte für den ganzen Riß stehen.

Wie die Städter, jedenfalls mit durch das Pulver, zu Spieß- und Schildträgern im jetzigen Sinne sanken, so ist uns jetzt auch ein Stegreifritter soviel wie ein Gaudieb (B. 877), in die vom Pulver geschaffene Sprache übersetzt ein Schnapphahn, oder mißverständlich ein Ritter, der des Stegreifs nicht entbehren kann, also ein Sonntagsreiter (Kirchner II, 17)[3]). Viele Stellen zu dem Ausdruck „aus dem Stegreif" sammelte Bruchmann S. 159 flg. Übrigens braucht man die Präposition aus nicht in dem Sinne: von — aus (also im Stegreif) zu nehmen (Schr. 43 sowie Kirchner II, 17 scheinen mir den Begriff des übereilten, flüchtigen Thuns zu sehr zu betonen), sondern da man mit der Formel zumeist den Mangel an Vorbereitung kennzeichnen will, so kann man deuten: aus dem Stegreif heraus, eben vom Pferde gestiegen etwas thun, vgl.

1) Bei Schottel 1114 auch: der silberne Schlag hat ihn gerührt, 1116: in die silberne Büchse blasen, was Wurzbach S. 53 auf die Schminkbüchse zurückführt, in die man blies, damit sich der Staub der Wange mitteilte. Wie sollte diese letztere Redensart aber zu der Bedeutung Strafe zahlen oder bestechen kommen?

2) Schon im Alamodischen Politikus 1671 S. 105 erscheint „die Stadt gleichsam als die Braut, warumb man tantzen wolte"; vgl. den Ausdruck Waffentanz. Umgekehrt behandelt bereits Virgil die Liebe als ein Belagerungsspiel, s. Aen. 1, 673. 721 (Brosin).

3) Vgl. auch Krippenreiter (Schr. 43), Wurstreuter = Schmarotzer (Untersuchung deutscher Sprichw. 1746, S. 42), Steckenreiter (zu B. 956), Heringsritter, Prinzipienreiter (s. Büchmann Gefl. Worte), Postillenreiter: Gaukeltasche 1673, S. 36: Wenn ihr einmal von der Postillen-Reiterey abbrechen wolt und etliche Politicos lesen, dürfft eben nicht reiten, denn sie leiden es nicht wie eure Postillon . . . S. 38: Die Priester sind wohl faule Gesellen; Es ist umb einen Ritt zu thun, so ist eine Predigt in der Postill erdacht.

Digitized by Google

M. Abele: Künstl. Unordnung 1670, 2, 143: Dieser (Advokat) gab die runde Antwort, und zwar gleich aus dem Stegreiff, als wann derselbe gleich und allererst von dem Commissions- oder Exekutions-Pferd abgestiegen wäre."[1])

Den Ausdruck fechten (gehen) bringt B. 277 mit der Berchta in Zusammenhang, aber die Gründe, die Andresen S. 23 flg. gegen Wackernagel zu Gunsten der Gleichheit von fechten und pugnare geltend macht, müssen auch gegen die Volksetymologie von bechten sprechen: schon Radlof meinte, das Fechten sei von den fahrenden Kriegsknechten auf fahrendes Volk überhaupt und auf die Handwerksburschen übergegangen. Das Fechten wurde eben eine brotlose Kunst, die betteln gehen mußte, als die Feuerwaffen aufkamen.

Das Alter der Redensart Lunte riechen (Schr. 191, vgl. Söhns S. 19, Richter 93) bestimmt B. 657 ziemlich ungenau, Schottel 1359 hat Lunte elychnium, la mesche, er reucht lunten, ille id animadvertit, und in der Narrenkappe 1683, S. 222 ist von einem die Rede, „der Lunden und stinkenden Speck riechet."

Die Redensart auf dem Korne haben (Schr. 193, B. 595, 823) hat auch den Sinn etwas auf dem Herzen haben (= in petto B. 1061). Gottsched: Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler Wörter, Straßb. 1758, S. 9 giebt als eine andere Bezeichnung für Korn das Wort Absicht an: dieses Wort war damals schon ebenso verblaßt wie heute der Anschlag (B. 44; Martini S. 252: sein Anschlag wird durchlöchert), anlegen auf etwas (Heyne 1, 102) und vollends der Zweck. Dieses Wort ist zwar männlich geworden, dafür aber auch abgezogener Begriff (vgl. Hildebr. S. 112 flg., Söhns in der Gartenl. 1889, S. 635). Daß man einen Zweck eigentlich nicht erfüllen kann, sondern nur treffen, daß auch das Erreichen eines Zweckes noch nicht den Nagel auf den Kopf trifft, daran denkt jetzt kein Mensch.[2])

1) Ebenda 1, 207: Es geschieht recht den heicklichen Eltern, welche manchen wackern Kerl auf der Seiten ansehen, welchen sie doch gar leichtlich fort- und in den Stegreif helfen könten (von Eltern, die ihre Tochter versagen). — Ebeling in der Einleitung zu seiner Gesch. der kom. Literatur nennt Gottschalls Litteraturgeschichte „Treppenarbeit, wie Shakespeare Kinder aus dem Stegreif nennt, im Stegreif erzeugt." — Aus dem Ritterleben stammt auch die Formel Hand und Fuß, s. Richter 42.

2) Noch im Angen. Passetems 1735, II, 233 erscheint der Zweck im eigentlichen Sinne, „der Zielzweck von mehr als tausend Pfeilen der Raillerie", Gottsched aber a. a. O. bezeichnet es bereits als Mißbrauch, nach Art der Schuhflicker von vielen Zwecken zu reden: jede Scheibe habe nur einen Zweck, nach welchem viele zielen durch ihre Absichten. Vgl. B. 857, 976 sowie: es kommt zum Treffen, er kommt ins Hintertreffen, Richter 51 flg.

Digitized by Google

Warum W. 318 (vgl. 949 und Schr. 184) nur Wilddiebe die Flinte ins Korn werfen läßt, ist nicht begründet. Die allgemeine Verwendung der Redensart rührt doch wohl von dem zum Schlachtfeld gewordenen Kornfeld, d. h. überhaupt Getreidefeld her.[1])

„Unter aller Kanone" bezieht Schr. 182 auf das grobe Geschütz. W. aber nimmt mit Recht die von ihm bezweifelte Ableitung von Kanon an (546), auch das s. c. (sub censura, sub conditione) deuten Schüler = sub canone. Übrigens kann man auch betrunken sein wie eine Strandkanone (fehlt bei Schr. das Trinken S. 74. Die Radehacke S. 72 ist keineswegs ein klotziges, starres Werkzeug). Gebräuchlicher als aus der Kanone geschossen (Schr. 182) ist „wie aus der Pistole geschossen."

Wie Radlof a. a. O. 2, 204, so stellt auch Schrader die der Jagd entstammenden Redensarten zusammen; aus W. gehören hierher die Nr. 191, 403, 271, 358 (dazu bestricken), 635, 432 (dazu: einen langen Hals machen), 460, 465, 520, 523, 622 (vgl. Richter 84 flg.; Dirksen 1, 48 Nr. 145 hat dör de latten gan, Reuter aber dörch de Lappen, vgl. Martini 72: Das ist ihm durch die Finger gegangen wie ein Aal), 749, 781[2]) 797, 942 flg. (Heyne 1, 41 bezieht aber den Absprung auf die Reise), 1089, 1094 (vgl. Richter 93, Martini 221: einem wovon Wind d. i. Nachricht geben), 1106, 1117. Kaum zur Jagd gehörig sind Nr. 882 (ein Schnippchen schlagen, s. o.) 201: dahinterkommen, 227: sich drücken (vgl. sich dünne machen; eher könnte „da zog er Leine" Jagdausdruck sein), 989: auf dem Strich oder Zug haben, was häufiger bedeutet: einen nicht leiden können; aber wer „auf den Strich geht" begiebt sich auf die Jagd. Mit Recht weist W. 155 das Böcke schießen von der Jagd zurück, vgl. Andresen 324. Knall und Fall dagegen ist jagdgerecht: kaum hat der Jäger losgeknallt, fällt das Wild. Läßt man einen anlaufen, so verhält man sich wie der Jäger gegenüber dem Wildschwein.

1) D. Wtb. 5, 1815. — Wie erklärt sich die Redensart: es steht noch in weitem Felde? Die Erklärung bei W. 287 trifft kaum das Rechte, namentlich paßt sie nicht für die Stelle im Alamod. Politikus 1671 S. 90: Obwol das Fräulein ihm etliche Dancke in wärenden Ritterspielen zuerkant hatte, so blieb doch das übrige alles in weiten Pergen. Vgl. in die Enge treiben sowie Lange S. 44: Er ist mit seinen Gedanken in dem Gerstenfelde (auch S 289) und ins Lerchenfeld geraten, Wurzbach: Glimpf und Schimpf S 69 flg.

2) Schr. 193 und W. 775 beziehen einen pfeifen auf das Geräusch beim Trinken; zu berücksichtigen ist aber, daß der Pfiff die Hälfte des kleinsten unter den Getränkemaßen, des Seidels ist, also etwa ein Schnitt, s. Schmeller 1, 422. Einem etwas pfeifen = cacare Schmeller 1, 422 flg. So ist auch der Pfifferling nicht nur der Pfefferling, sondern auch die tierische Ausscheidung. — „Wo der Pfeffer wächst" kommt schon im Gedicht vom Priester-Johanns-Land vor cgm. 1113 flg., 86ᵇ, 87, man hat also nicht an Cayenne zu denken (W. 772, Schr. 258). Bei W. und Schr. fehlt: gepfeffert und gesalzen.

Digitized by Google

Wie die Sprache altes Leben fortführt.

Von **Rudolf Hildebrand.**

IV.

1. Zunächst ein Nachtrag zu dem „sich erholen" im alten Rechtsgebrauch oben S. 24, ein Nachtrag, der dort seine rechte Stelle gehabt hätte. Es lebt nämlich jetzt noch wohlerhalten, nur leicht verdunkelt, in sich Raths erholen. Die Redensart ist, wenn ich nicht ganz irre, noch jetzt im Leben hauptsächlich von Rechtsfragen in Gebrauch, daß man in einer vor Gericht anhängigen Sache, wo Schwierigkeiten eintreten, „sich Raths erholt" bei seinem Advocaten oder Rechtsanwalt, wie er nun heißt. Man spricht wohl auch von einem verstorbenen väterlichen Freunde u. ä., bei dem man sich in schwerer Lage oft Raths erholt habe, aber jener erste Gebrauch steht noch im Vordergrunde, glaube ich. Er reicht denn auch dem Rechtsgebrauch des 13., 14. Jahrhunderts fast unmittelbar die Hand.

Vorerst aber noch eine Frage an das Sprachgefühl des freundlichen Lesers, ob er nämlich sich als Dativ oder Accusativ nimmt oder fühlt? Das nhd. sich läßt ja die Wahl frei, indem es, seltsam genug, mit in den Dativ eingetreten ist (es ist eigentlich genau wie berlinisch mich für mir), bei erster und zweiter Person kommt man, wenn man sich nicht ohne grammatisches Denken gehen läßt, in Verlegenheit, ob mich oder mir, dich oder dir zu sagen ist. Ich glaube aber, wenn man das dunkle Sprachgefühl unbewußt walten läßt, wird man sich eher als Accusativ, denn als Dativ empfinden. Und so ist es richtig, einer der vielen Beweise, welche Treue dem über die Jahrhunderte hin sich vererbenden Sprachgefühl inne wohnen kann, auch wenn das Verständniß für die überlieferte Wendung längst verloren ist. So wäre hier dem bewußten Denken der Dativ willkommner: ich habe mir Raths erholt — ja aber das Sprachgefühl mag den Genitiv nicht fahren lassen, den es doch nicht mehr versteht. Bei J. Grimm im Wörterbuche unter erholen[1]) steht ein Beispiel aus Tiedge: „Da kannst du dir am besten Raths erholen" — aber ich glaube, niemand kommt darüber ohne Anstoß hinweg.

Es ist aber das oben besprochene alte, rechtliche sich erholen, dort von einem Eide, bei dem man sich versprochen und ihn nun aufnimmt,

1) Die der Sache dort zu Theil gewordene Behandlung ist, ich muß es leider sagen, recht unzulänglich; erklärt doch J. Grimm die Wendung in der That als „= sich Rath holen"; eine besondere Rücksicht auf den Rechtsgebrauch als Quelle fehlt, ich konnte das Nöthige nachholen unter kobern (s. besonders 1, d flg.), das dazu den erwünschtesten Anlaß bot.

Digitized by Google

hier von einer Angabe oder Aussage oder einer Rechtsbehauptung vor dem Gericht, bei der man sich versehen hat oder unsicher ist. In dem Falle erbat man vom Gericht die Erlaubniß, sich erst noch zu besprechen, entweder mit dem Rechtsanwalt (Fürsprech hieß er, was noch in der Schweiz in Geltung ist) oder mit der Sippe, die im Hintergrunde des Gerichtsraumes oder in einem Nebenraume dem Verlauf des Verfahrens beiwohnte, um als Helfer zur Hand zu sein, auch z. B. als „Eideshelfer". Da ward denn mit den Helfern Raths gepflogen, um mit besserer Rede und sicherer wieder in das Verfahren einzutreten. Das ist das sich erholen, entlehnt vom Waffenkampfe, wenn man nach einem Falle wieder in den Kampf trat. Der Genitiv râtes ist recht gut altdeutsch aus der Zeit, wo unser Genitiv in hoher Blüthe war, ganz anders als jetzt: râtes, mit Berathung, mit Rathschlag.[1])

2. Altes anziehendes Leben führt auch eine andere Redensart mit „Rath" anschaulich vor, sobald man näher zusieht: mit sich zu Rathe gehen. Wir fühlen in dem „gehen" gar keine Bewegung mehr, wie bei vielen Wendungen dieses Wortes, z. B. wenn man sagt: meine Meinung geht dahin, daß usw., wo doch ein wirkliches Gehen noch ziemlich nahe dahinter liegt. Die Wendung gehört noch jetzt hauptsächlich in das parlamentarische Leben, das in unserer Vorzeit, als die Schreibstuben noch nicht alles öffentliche Leben in Pacht genommen hatten, reich entwickelt war mit einer ebenso entwickelten Kunstsprache. Die Wendung geht eigentlich auf die Abstimmung, zu deren Behuf die Theilnehmer entweder dahin oder dorthin, links oder rechts giengen.[2]) So gieng der Herr in allen wichtigeren Fällen mit seinen Mannen (den mâgen unde man ist die volle Wendung) ze râte, zur Berathung, wie er denn nichts Wichtigeres that als nâch râte sîner man, wie es in den Gedichten so oft heißt, nach und gemäß einer Berathung mit den Seinen. Ich sehe dabei im Geiste die Mannen und den Herrn über den Burghof gehen, um sich etwa im sal zu versammeln.

Aber mit sich heißt es jetzt, d. h. eigentlich „mit seinen Gedanken zu Rathe gehen"; an die Stelle der Mannen sind die Gedanken getreten, die schon mittelhochdeutsch deutlich in dieser Rolle erscheinen, z. B. bei Reinmar in einem Kreuzliede von den Gedanken, die ihm nicht mehr zu Willen sind in dem beschwerlichen Gottesdienste, sondern nach der Heimat streben:

---

1) Vergl. z. B. rings, eigentlich im Ringe, flugs, im Fluge, mit Flug.

2) Entsprechend dem römischen in partes ire, itio in partes, was ja auch noch bei uns, durch das Französische vermittelt, nachlebt in Partei, franz. parti, eigentlich Getheiltes, von der Zweitheilung beim Abstimmen her.

Digitized by Google

Noch füere ich aller dinge wol,
wan daz gedanke wellent toben (wie närrisch geworden).
dem gote, dem ich dâ dienen sol,
den helfent si mir niht sô loben,
als ichs bedörfte usw. Minnes. Frühl. 181, 23 ff.,

völlig das Verhältniß wie zwischen dem Herrn und den Mannen, die ihm helfen und dienen sollen. Lebt doch diese Vorstellung noch jetzt ganz deutlich, mit hübschem Humor, in der Redensart seinen Gedanken Audienz geben, wie ein Herr, der sich herbeiläßt seine Diener anzuhören, mit ihnen „zu Rathe zu gehen“. Und in derselben Vorstellung Schiller von Moses in der Wüste (Sendung Moses): „Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken“.

3. In das Mittelalter führt auch die Redensart: einem einen Korb geben, zugleich einer der merkwürdigsten Fälle, wie eine vergehende Sitte sich in einer Redensart niederschlägt, die nun halb dunkel doch fortgeführt wird und von dem lebensvollen Vorgange des Ursprungs nur die allgemein begriffliche Spitze beibehält.

Der Korb stammt aus dem modischen Minneleben des Mittelalters.[1]) Dazu gehörten nächtliche Besuche bei der umworbenen vrouwe (entsprechend dem noch heute im Alpenlande geltenden Fensterln oder wie es sonst landschaftlich heißt) oder Versuche dazu, auch mit Gefahr auf gewagtestem Wege; aber Unternehmungen, bei denen Leib und Leben eine Gefahr durchzumachen hatten, wie doch die Turniere auch, gehörten zur Lebenslust der Zeit, wie heute noch einen rechten Knaben jedes gefährliche Unternehmen reizt, womit die Lehrer oft genug zu thun haben, da sich das auch in der Schule geltend macht. Zu dem Gelingen des Wagnisses, bei dem es meist eine Burg zu ersteigen galt (man denke an Kunz von Kaufungen und das Altenburger Schloß) war ein Entgegenkommen der Frau nöthig, wie uns ein aus dem Leben entnommenes Beispiel aus dem 15. Jahrhundert genau geschildert überliefert ist in den Geschichten und Thaten des Wilwolt von Schaumburg (von G. Freytag benutzt in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit). Die Frau, wohl nicht ohne Hülfe der Dienerin, ließ an einem Seil einen Korb hinab, in dem sie dann den Ritter hinanzog; man denkt an den Wäschkorb in Shakespeares Lustigen Weibern von Windsor, in dem Falstaff beim Liebesabenteuer sich verbirgt.

Aber — und das ist das Erfreuliche bei dem Ganzen: die Frauen wehrten sich oft gegen das modische Minnewesen (wovon auch in den

---

1) Genaueres und Deutlicheres in Grimms Wörterbuch unter Korb, hier nur die Hauptpunkte.

Digitized by Google

Minnesingern sichere Zeugnisse genug vorliegen), und zwar so oft, daß eben unsere Redensart daraus entstehen konnte. Sie giengen wohl auf das Abenteuer ein, weil es eben Mode war, schlugen aber dieser und dem Abenteurer ein scharfes Schnippchen. Die Frau ließ nämlich einen Korb hinab, der einen losen Boden hatte, und der liebeathmende Ritter fiel dann in einer gewissen Höhe hindurch (wobei es auf ein Bischen Beinbruch oder doch ein geschundenes Bein nicht eben ankommen mochte[1]). So gab ihm die Frau eine deutliche Antwort und einen Denkzettel zugleich, ohne daß er ihren bösen Willen gerade beweisen konnte.

Die Sitte änderte sich aber später und ging aus der derben in eine zahmere Form über, behielt aber den Korb und seinen Sinn bei (ich verweise auf Grimms Wb.). Im 17. Jahrhundert erscheint es als Sitte, daß die umworbene Frau zur Abweisung dem Verliebten einen Korb zuschickt, auch mit Blumen und Kräutern geziert, die abweisende Bedeutung haben (z. B. Schabab, d. i. Schafgarbe), aber mit der Weisung, sich hineinzusetzen (wohl in Gegenwart der Botin als Zeugin); der Korb hatte aber auch einen losen Boden, nur daß das Durchfallen, wenn der Liebende närrisch genug war, dem Begehren ritterlich nachzukommen, nun ohne Gefahr blieb.

Noch später schrumpfte das zum bloßen Korbgeben zusammen. Anfangs wurde ein wirklicher Korb gegeben oder geschickt, aber zuerst noch ohne Boden, jetzt ist (außer hier und da in volksmäßiger Sitte) von dem Korbe nur das Wort übrig. Wenn von einer spröden Schönen zu sagen ist, daß sie schon viele Bewerber um ihre Hand abgewiesen habe, kann man dem Ausdruck kaum entgehen, der der Sache einen gewissen heitern Anstrich gibt: Sie hat schon viele Körbe ausgetheilt. Einen galanten Anstrich dagegen gewinnt es in Gesellschaft, wenn man einer Dame einen Wunsch oder ein Angebot vorträgt mit der Bemerkung dabei (in galantem Tone gesprochen): Sie werden mir doch keinen Korb geben, d. h. es klingt darin unbewußt immer noch etwas von dem ritterlichen Minnewesen nach in starker Verdünnung.

Auch ein gewisses bildliches *Durchfallen* findet, wie gleichfalls schon S. 24 erwähnt, hier seine Erklärung. Wenn einer bei einer Wahl, bei Bewerbung um ein Amt u. ä. durchfällt, also das erstrebte hohe Ziel nicht erreicht, so dachte man auch dabei noch im 17. Jahrhundert an jenen Korb, denn es hieß da *durch den Korb fallen*. Auch „einen *abfallen* lassen“, mit einer Bewerbung u. a. abweisen, erklärt sich wohl aus jenem Korbe, da es aus dem vorgeführten Bilde völlig deutlich wird.

1) In Mundarten ist bei der Redensart noch von einem „blauen Schienbein“ u. ä. die Rede.

Digitized by Google

Neue Klopstocklitteratur für die Schule.

Von **Ludwig Fränkel** in Leipzig.

K. Heinemann, Ausgewählte Dichtungen von Klopstock.
Derselbe, Klopstocks Leben und Werke.
O. Koller, Klopstockstudien.
Muncker und Pawel, Kritisch-historische Ausgabe der Klopstockschen Oden.
L. Stein, Über die Behandlung der deutschen Litteratur in den obersten Klassen des Gymnasiums.

Fürwahr, man soll die herrlichen Schätze großer und kunstmächtiger Dichtung nicht, „ad usum Delphini" zugestutzt, zum Futter für halb totgeschlagene deutsche Lehrstunden herabdrücken. Denn in der That, die reifen Früchte eines gewaltigen aus überzeugter Seele und warmem Gefühl heraus schaffenden Genius sind doch zu erhaben, um öde Wortknaupeleien und Spiegelfechtereien alexandrinischen Schlags daranzuknüpfen. Ein Unterschied ist es freilich, dem vorgeschrittenen Standpunkte des heranwachsenden Schülers, dem bereits eine steigende Ahnung von der Pracht und Vollkraft der vaterländischen Klassiker aufdämmert, in erwogener Auswahl die höchstwertigen Erzeugnisse unserer ersten Meister zu echtem Genusse darzubieten. Hier wird eine wahrhaft vernünftige Erziehung möglich, die seelische und sachliche Bildung vereinigt und den Einfluß auf das Gemüt mit dem auf den Verstand Hand in Hand gehen läßt. Allerdings ist dann der Unterrichtsgegenstand gleichsam an jeder Ecke anzufassen und überall inhaltsreicher Stoff zu entnehmen.

Derlei Versuche hat man allerdings nun schon seit mehreren Jahrzehnten gemacht und wir besitzen von Schulausgaben und mit mehr oder weniger pädagogischem Takt unternommenen Bearbeitungen unserer Klassiker die Hülle und Fülle. Ist es eigentlich zu verwundern, daß Klopstock, der Morgenstern der Doppeltrias, hierbei die geringste Rücksicht fand? Gewiß nicht; denn die Werke des Dichters sind als Ganzes ebenso unzugänglich für die Pflege des Empfindungslebens von Knabe und Mädchen wie die gehörige Zubereitung mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden. Gern mögen deshalb hier einige Zeilen den unlängst hervorgetretenen Erscheinungen auf diesem Gebiete gewidmet sein. Dazu ziehen wir mehrere andere neue Nummern der Klopstocklitteratur, deren Wert für das schulmäßige Studium trotz der Ausschau nach einem anders gearteten Leserkreis offenkundig ist.

Für die Leser dieser Zeitschrift steht die in Wychgrams Sammlung deutscher Schulausgaben bei Velhagen und Klasing erschienene Ausgabe „Ausgewählte Dichtungen von Klopstock", von Gymnasialoberlehrer Dr. K. Heinemann in Leipzig besorgt, im Vordergrunde. Voraus-

Digitized by Google

geschickt ist eine vier Seiten lange Einleitung, die in größtmöglicher Knappheit einen Überblick von Klopstocks Lebenslauf, soweit dieser mit seinem dichterischen Schaffen in unmittelbarem Zusammenhange und greifbarer Wechselwirkung steht, sowie von der Entstehung der Werke entwirft. S. III wird bemerkt: „Um in ihrer (Fannys) Nähe sein zu können, nahm Klopstock eine Hauslehrerstelle in Langensalza ein (so!) ohne jedoch dem Ziele seiner Wünsche näher zu kommen." Was soll mit den letzteren Worten, die nach dem Vorhergehenden ganz unvermittelt erscheinen, gesagt sein? Völlig gerechtfertigt ist im folgenden die Auszeichnung des berühmten Gedichts auf den Züricher See als „Klopstocks schönster Ode." Wie oft auch eine rationalistische Kritik die poetische Wahrheit dieser empfindungsvollen Naturschilderung anzweifelte, stets kehrte man mit Recht wieder zur aufrichtigen, wenn auch nicht einwurfslosen Bewunderung zurück. Daß Klopstock Hamburg nur deshalb besucht habe, um Hagedorn zu begrüßen (IV), möchte nicht der maßgebende Beweggrund gewesen sein, falls nicht überhaupt die Reise an sich verlangte, die für unseren allein an kleinbürgerliche Verhältnisse gewöhnten Dichter so vieles Anziehende bietende Stadt zu berühren. Zu der Bemerkung, Frau von Winthem sei nach der Hochzeit „die Pflegerin seines Alters" geworden, werde nur festgestellt: Trauung 1791, Tod Klopstocks 1803; dann war aber der Dichter bei Eingehen der zweiten Ehe nicht 76 (wie Heinemann angiebt), sondern 66 Jahre. Die Bedeutung Klopstocks für unsere Litteratur ist treffend umschrieben: seine Größe liege in dem Aufbringen des Geniebegriffs und in der sprachlichen Bethätigung, die sowohl schöpferisch gewesen sei als Wahrheit, tiefe Empfindung, Würde, Schönheit zum Ausdruck gebracht habe. Nicht von den Gesetzen, die die Schule als Richtschnur für Wort- und Satzfügung vorschreibt, ließ er sich gängeln; „die Bedeutung der lebendigen Sprache gegenüber der Buchsprache hat Klopstock erkannt und glänzend bewiesen." Wenden wir uns zu der Auswahl der Dichtungen, so sei im allgemeinen bemerkt, daß sie hinsichtlich der Brauchbarkeit beim Unterrichte gut getroffen ist. Aus den meisten Gesängen des „Messias" sind die dichterischen Glanzstellen ausgehoben, von den übrigen des Zusammenhangs halber der Inhalt übersichtlich angegeben. Um die Eigenart allseitig zu berücksichtigen, durfte wohl aus dem 20. Gesange einiges Lyrische herangezogen werden; denn gerade hier zeigt sich der stellenweise gemischte Charakter mit dem Hinneigen zur episch-lyrischen Gattung deutlich. Es folgen 29 Oden. Fast alle bedeutenderen, die eine der seelischen Entwicklungsstufen des Dichters begleiten, sind aufgenommen, darunter: „Der Lehrling der Griechen", zwei Nummern des Wingolf-Cyklus, „Der Zürchersee", „Die beiden Musen", „Die Frühlingsfeier", „Der Eislauf", „Die frühen Gräber", „Hermann." Die bis heute fast überall mißverstandene Revolutions-

Digitized by Google

lyrik stellt sich in Belegen verschiedener Stimmungen dar; das abschließende Beispiel, „Mein Irrtum“, kennzeichnet den Umschlag nach den Pariser Greueln von 1792 und 1793. Fünfzehn Seiten Anmerkungen, sach- und worterklärende, stehen am Ende. Sie verbreiten sich über allerlei Dunkelheiten des Textes, fördern das Verständnis erheblich und bieten der Lehrstunde wertvolle Handweise, um weitere Ausblicke, namentlich in unserer Klassiker Stellungnahme zu den gewaltigen Zeitereignissen zu eröffnen Wenn aber auch aus manchen äußerlichen Gründen hierin Kürze geboten schien, so hätte sich doch eine Reihe von grammatischen und lexikalischen Erläuterungen durch Parallelen geläufiger Schiller-, Uhland-, Goetheverse fruchtbarer gestalten lassen. Auch z. B. zum bekannten Anfang vom „Lehrling der Griechen“ wäre Anführung von mehr Parallelen, auch für die Poetik, lehrreich. Im ganzen gebührt jedoch der Ausgabe Heinemanns, die neben der unlängst in dieser Zeitschrift gewürdigten Wernekeschen ihren eigentümlichen Wert behält, offenes Lob.

An Heinemanns Ausgabe schließt sich seine Abhandlung „Klopstocks Leben und Werke“ unmittelbar an, die mit R. Boxbergers „Wielands Leben und Werke“ in einem Bändchen vereint, die 40. Lieferung der Velhagen-Klasingschen Sammlung deutscher Schulausgaben bildet (Bielefeld und Leipzig. 1890). Auf 55 Seiten entrollt sie ein anschauliches Gemälde von des Dichters Werden und dem Wachstume seiner Kunst. Die starken Einflüsse der norddeutschen Natur- und Menschenumgebung, die des seltsam aus knorriger Festigkeit und seelenvoller Tiefe gepaarten Charakters des Vaters u. ä. legten den Untergrund zu dem aus Weiche und Härte gemischten Gemüte des Jünglings und Mannes. Heinemann verwertet für die Darstellung der Schuljahre das weite verfügbare Material, das sich im Laufe der neueren Forschung stetig vermehrt hat. Geschickt ist das in der berühmten Pfortaer Abschiedsrede Ausgesprochene in die Entwickelungsgeschichte des Dichters verflochten. Überhaupt werden alle Momente des inneren und äußeren Lebens innig ineinander geschlungen, um den richtigen Boden der Charakteristik zu gewinnen. Hier (S. 30 flg., S. 53) sieht man greifbar, welch gewaltiger Umschlag mit Klopstocks Wirksamkeit in Erscheinung trat. Jetzt wurde gedichtet, und zwar um der Sache selbst willen, nicht mehr ein Versbündel „verfertigt“. Gerade an Klopstock muß der deutsche Unterricht anknüpfen, wenn er das Wesen des wahren Genies im Unterschied von dem fabrikmäßigen Betrieb des Reimschmiedes belegen und die Thätigkeit der Einbildungskraft faßlich vorführen will.

(In knappster Form auf 37 Seiten schließt sich hieran eine Lebensskizze und Charakteristik Wielands, aus der Feder des unlängst zu früh dahingeschiedenen kenntnisreichen Robert Boxberger stammend. Sachliche

Digitized by Google

Gründlichkeit und Gediegenheit, einfache verständliche Form und Rücksicht auf alles bisher über den Gegenstand Veröffentlichte zeichnen auch diese Arbeit wie alle früheren einschlägigen Leistungen des Verfassers aus, unter denen der treffliche Lebensabriß Lessings im Schlußhefte der vor wenigen Monaten vollständig gewordenen Ausgabe in Kürschners „Deutscher Nationallitteratur" mit obenan steht. Die in diesem scharf umrissenen Bilde Wielands, das gleichwohl liebevolle Einzelvertiefung nicht vermissen läßt, eingestreuten bibliographischen Angaben nebst den Hinweisungen auf Monographien werden allen Lehrern und den weiterstrebenden Schülern sehr willkommen sein.)

Von Oswald Koller, Professor an der k. k. Landesoberrealschule zu Kremsier in Mähren, liegen in dem Jahresberichte dieser Anstalt für 1889 vortreffliche „Klopstockstudien" vor. Der Verfasser hat sich in mehreren Beiträgen zu musikgeschichtlichen Zeitschriften als genauer Kenner des betreffenden Gebietes bewiesen. Die hier mitgeteilten Ergebnisse betrachten 1. Klopstock als musikalischen Ästhetiker, 2. Klopstocks Beziehungen zu zeitgenössischen Musikern. Der erstere Abschnitt sucht auf einem bislang leider wenig, meist überdies nur mit unzulänglichem Rüstzeug betretenen Felde Licht zu schaffen. Die Forschung über die Ästhetik unserer Klassiker liegt noch recht brach, besonders bei Klopstock, dem gar viele eine wirklich bewußte künstlerische Begriffsanschauung kurzerhand abzusprechen belieben. Koller untersucht zuerst mit Fug die kunsttheoretischen Ansichten des Dichters im allgemeinen, allenthalben auf seinen eigenen Äußerungen fußend, stellt seine bemerkenswerte Unabhängigkeit fest, die ihm den moralisch-religiösen Maßstab und als Gesetz der poetischen Aufgabe die Forderung darzustellen lieferte. Die erlangten Normen werden nun auf die Musik insbesondere angewandt, wo der Text vorherrschen solle. Er findet im Verfolg seiner Gedanken die Wesenheit der Musik in dem außerhalb liegenden Elemente des empfindenden Vortrags (S. 16). Man wird hiernach als glaubhaft hinnehmen, daß Klopstock, jeder formalen Entwickelung in der Musik fremd gegenüberstehend, keine theoretischen Kenntnisse besaß (S. 21). So fand er den stofflichen Wert, den er auch hier suchte, nicht, und es blieb ihm nur der bloße Rhythmus. Der zweite Abschnitt Kollers verbreitet sich auf Grund einer umfänglichen Sammlung von geschichtlichen Einzelheiten über Klopstocks persönliches Verhältnis zu Musikern, das sich, seitdem das Jahr 1764 den Dichter musikalischen Fragen näher brachte, mehrfach zu einem warmen und dabei fachmäßig ernsten gestaltete. Namentlich Gluck spielt hier eine hervorragende Rolle. S. 51—55 werden 62 Kompositionen Klopstockscher Lyrika aufgezählt, in der überwiegenden Mehrzahl natürlich der Oden. Diese nach vielen Seiten wertvollen Mitteilungen sind das

Digitized by Google

Ergebnis mehrjährigen fleißigen Sammelns, und nicht nur dem Bibliographen willkommen.

An letzter Stelle sei der kritisch-historischen Ausgabe der Klopstockschen Oden gedacht, die mit Unterstützung des Quedlinburger Klopstockvereins Franz Muncker in München und Jaro Pawel in Wien, die beiden erfahrensten Kenner der Geschichte von Klopstocks Werken, herausgegeben haben (Stuttgart, Göschen, 1889, 2 Bände). Vorausgeht eine Vorrede, die das Verhältnis der Originaldrucke übersichtlich bespricht und deren Eigenart genügend abschildert. Die Mitteilung der Oden selbst beruht auf der Ausgabe letzter Hand, reinigt deren Fassung aber von Irrtümern und Druckfehlern unter buchstabengetreuer Rücksichtnahme auf die weniger als man glauben möchte bedeutenden Grillen der Schreibung. Dem derartigen Abdrucke sind als Fußnoten die philologisch und ästhetisch verwendbaren Abweichungen der älteren Ausgaben, sowie möglichst genaue Angaben über Entstehungszeit und Veranlassung der Gedichte hinzugefügt. Am Schlusse folgt eine diplomatische Wiedergabe der Klopstockschen Originalanmerkungen, die bekanntlich so manchen willkommenen Fingerzeig für das überaus schwere Verständnis des verschleierten Sinnes in den eigentlichen Gedankenoden darbieten. Ein Gesamturteil muß zunächst vor dem erstaunlichen Fleiße der Herausgeber (von denen wohl Muncker der Löwenanteil zufällt) stille stehen, die keine Mühe scheuten, die eingreifendste poetische Leistung unseres ersten großen modernen Dichters, seine lyrischen Erzeugnisse, in gesicherter Form mit dem vollständigen Urkundenmateriale ihrer Lebensgeschichte den Fachgelehrten und dem höher gebildeten deutschen Publikum vorzulegen.

Wollten wir den reichhaltigen wissenschaftlichen Ertrag der hier kurz besprochenen Neuheiten des Büchermarktes zu würdigen versuchen, so würde man erkennen, welchen Segen der neuerwachte Eifer im Studium unserer klassischen Dichtung der allseitigen litterarhistorischen Erkenntnis des vaterländischen Schrifttums gebracht hat. Natürlich sind die Arbeiten Kollers und Muncker-Pawels in erster Linie wertvoll, obwohl auch Heinemann verschiedenerlei neue Einzelheiten zuerst an Ort und Stelle einordnet. Es konnte an diesem Flecke aber nicht Absicht sein, ausführlichere Kunde von den dankbar begrüßten Funden und Feststellungen jener Untersuchungen zu geben. Dies war nur kurz anzudeuten, während die pädagogische Wichtigkeit der vorgeführten Schriften nachdrücklich betont werden soll. Bei Heinemanns Veröffentlichungen ist dieser Punkt selbstverständlich; seine Auswahl sowohl, wie der von ihm verfaßte Lebensabriß stecken sich von vornherein die Grenzen, die der schulmäßige Gebrauch zieht, und sie erfüllen diesen Zweck, wie dargelegt, vortrefflich.

Digitized by Google

Kollers „Klopstockstudien“ bewegen sich scheinbar auf einer dem Unterrichte nicht unmittelbar zugekehrten Bahn. Aber wer einsieht, daß die längst versumpfte und vertrocknete Schulmetrik aus der deutschen Poesie frisches Wasser empfangen kann, der wird den hohen Wert der Klopstockschen Dichtung auch nach dieser Seite gehörig anschlagen und gern die von Koller mit Umsicht gebaute Brücke zur Musik betreten. Gerade die Betrachtung der äußeren poetischen Formen ließe sich mit Nutz vertiefen. Die große kritische Ausgabe der Oden andererseits möchte von vorurteilslos philologischem Standpunkte aus ein ausgezeichnetes Werkzeug werden, um die auf sprachliche Beobachtungen gelenkte Verstandesthätigkeit der Muttersprache statt wie bisher meistens den Alten zugute kommen zu lassen. Und gerade Klopstock eignet sich dazu, für die geschichtliche Unterweisung von den Geburtswehen der neudeutschen Litteratursprache die nötige feste Stütze zu sein, theoretisch und praktisch. An seinem begeisterten und klar überlegten Wirken ranken sich der jüngeren Meister Ausdruck, Fügung und Fülle empor und sie in dieser Hinsicht seine dauernden Schuldner zu heißen, klingt nicht übertrieben. Demgemäß sei der innige Wunsch ausgesprochen, daß der deutsche Unterricht sich für jene neuen Hilfsmittel aufrichtig erkenntlich erweise und die veränderten Pfade, die er jetzt zu Heil und Frommen unserer nationalen und volkstümlichen Bildung zu gehen beginnt, diesen unbedingt wichtigsten Zweig der deutschen schulmäßigen Jugenderziehung durch Hoffnung und That fördern mögen.

Anhangsweise sei hier noch eine Stelle aus einem neuen vortrefflichen Programmaufsatze zum Abdruck gebracht, die den gleichen Überzeugungen huldigt. Professor Lambert Stein bemerkt in der Abhandlung „Über die Behandlung der deutschen Litteratur in den obersten Klassen des Gymnasiums“, Beilage zum 1890er Osterprogramm des Königl. katholischen Gymnasiums am Marzellen zu Köln a. Rh. S. 13: „Die Lektüre einzelner Gedichte der schlesischen Schulen und selbst der hervorragendsten Dichter aus dem Anfang der dritten Periode (Haller, Hagedorn, Leipziger und Hallescher Dichterkreis), welche zum großen Teil in dem klappernden Alexandriner geschrieben sind, wird den Weg bahnen zum Verständnis der zu jener Zeit alles überragenden Stellung, welche Klopstock in der Geschichte der deutschen Litteratur einnimmt, gegen den selbst ein Albrecht von Haller überaus breit, dürftig und frostig erscheint. Gerade hier zeigt sich in höherem Grade als vielleicht an irgend einer anderen Stelle der geistesbildende Wert der geschichtlichen Behandlung der deutschen Litteratur, auf den gänzlich zu verzichten dem Gymnasium nicht gestattet ist, wenn es in diesem Fache nicht zugleich auch auf seinen Vorzug als Stätte historischer Bildung und auf seinen Beruf verzichten

Digitized by Google

will, der modernen, immer weiter um sich greifenden Verflachung entgegenzuwirken. Wer an Klopstocks Dichtungen ohne jede Vorstellung von der vorausgegangenen Entwickelung herantritt, der wird nie im stande sein, die hohe Bedeutung dieses bahnbrechenden Geistes für die gesamte Bildung unserer Nation zu würdigen, er wird Klopstocks Schöpfungen unberechtigterweise an dem Maßstabe der Leistungen seiner ihn freilich weit überholenden Nachfolger messen, die doch nur auf seinen Schultern stehen und ihm großenteils verdanken, was sie geworden sind. Nur die geschichtliche Betrachtungsweise unserer Litteratur wird den Gymnasiasten, der berufen ist, zu den künftigen geistigen Leitern unseres Volkes zu gehören, davor bewahren, gleich der blöden Menge mit pietätloser Geringschätzung auf einen Heros der Litteratur hinunterzublicken, der in der litterarischen Entwickelung unseres Volkes einen Fortschritt bezeichnet, wie er später vielleicht niemals mehr von einem einzelnen Manne hervorgerufen worden ist. — Aus diesem Grunde ist den Dichtungen Klopstocks auch eine verhältnismäßig längere Zeit in der Prima des Gymnasiums zu widmen. Denn von den Häuptern unserer klassischen Blüteperiode, die auf dem Gymnasium eingehender behandelt zu werden verdienen und geeignet sind, ist Klopstock eben derjenige, von welchem der Gymnasiast bis dahin fast nichts kennen gelernt hat. Aus dem Messias müssen größere Abschnitte gelesen werden; auch erkläre man mehrere Oden des Dichters und wähle solche aus, die sich durch bedeutenden Inhalt wie durch dichterischen Schwung auszeichnen und von den verschiedenen Seiten seiner Lyrik und den verschiedenen Arten seiner den Antiken nachgebildeten metrischen Formen eine Anschauung geben."

Ich habe Steins Ausführungen vollinhaltlich wiedergegeben, obwohl sie sich — und unleugbar mit einer gewissen Einseitigkeit — nur auf den Gymnasialunterricht beziehen und im einzelnen mehrfachen Einwürfen bloßstehen, aber der auf geschichtliche Vergegenwärtigung des Werdegangs unserer Litteratur gelegte Nachdruck versöhnt mit allen sonst zu bemängelnden Ansichten. Wenn die zwingende Wahrheit dieses Haupt- und Grundglaubens stets mit solcher Wärme verfochten würde, dann hätten wir uns dem schönen Ziele, wie es Rudolf Hildebrands prächtiges Anhangskapitel in seinem Buche „Vom deutschen Sprachunterrichte" und die neueren Regierungsverordnungen, die dem Altdeutschen sein Recht zurückverleihen, im Auge haben, schon weit mehr genähert. Hierbei benutze ich auch gern den Anlaß, auf eine Sommer 1890 erschienene Leipziger Doktordissertation hinzuweisen, die das historische Verständnis der Messiade unterstützen wird, Gustav Jennys Schrift über Miltons Einfluß auf die deutsche Litteratur im 18. Jahrhundert (Leipzig, Emil Gräfe).

Digitized by Google

Sprechzimmer.

1.

Zu Kleists Robert Guiskard 384; Zeitschr. IV, 456.

An die von Sprenger beigebrachten Belege reiht sich ein vielleicht noch zutreffenderer aus dem Bruchstücke selbst; dort heißt es V. 150 flg.:

Nun auf sein Rufen schießt
Die ganze Sippschaft wildverstört herbei:
Die Kaiserin im Nachtgewand, die beiden
Reichsprinzen an der Hand; des Herzogs Neffe
In einen Mantel flüchtig eingehüllt;
Der Sohn im bloßen Hemde fast.

Zu Kleists Hermannsschlacht I, 3, 251 flg.; Zeitschr. IV, 466.

Die Interpunktion der Ausgaben ist ganz richtig; beide Namen, Dagobert sowohl wie Selgar, stehen im Vokativ. Hermann wendet sich zuerst an den einen der zwistigen Fürsten:

So dürft' er dir nur, Dagobert,

und fährt dann zum anderen gewendet fort:

Selgar, dein Lippgestad' verbindlich schenken.

Für diesen echt dramatischen Wechsel der Anrede vergleiche man noch V. 282 flg.:

Ganz Deutschland ist verloren schon,
Dir der Sicambern Thron, der Thron der Katten dir.

Ein weiteres Beispiel findet sich im vierzehnten Auftritt des fünften Aktes:

Winfried. Sobald ein Riß das Römerheer gesprengt,
Nimmst du die erste Legion,
Die zweite du, die dritte du

Zu Zeitschr. IV, 473.

Z. 12 v. u. ist Tyrannenreiche statt Tyrannenreihe und Z. 4 v. u. Dativ statt Accusativ zu lesen.

Burgsteinfurt. **Gustaf Eschmann.**

2.

Den von Dr. Krebs im 1. Heft des 4. Jahrgangs und von Schmülling im 4. Heft mitgeteilten Kinderliedern aus Westfalen und dem Rheinlande kann ich aus Waldeck und dem protestantischen Teile des Westerwaldes zwei verwandte hinzufügen, die den gemeinsamen Ursprung noch deutlicher erkennen lassen.

Digitized by Google

Die Waldecker Kinder singen vor Weihnachten:

Christkind, komm in unser Haus,
Packe Deine Taschen aus!
Stell' den Schimmel unter'n Tisch,
Daß er Heu und Hafer frißt!

Die Westerwälder rufen das Christkindlein an und beginnen dann:

Komm' die Nacht in unser Haus,
Leer' die vollen Taschen aus!
Thu' den Esel auf die Mist,
Daß er Heu und Hafer frißt!

Nach einer vergleichenden Betrachtung der verwandten Lieder können wir wohl als gewiß annehmen, daß sie aus einer vierzeiligen Anrufung des heiligen Schimmelreiters entstanden sind und daß die Westerwälder Fassung, wenn man statt des biblischen Esels den germanischen Schimmel einfügt, die ursprüngliche Gestalt am treusten wiedergibt.

Das Westerwälder Kind nimmt überhaupt die Sorge um den Gefährten des Gottgesandten noch recht ernst. Voll heiligen Schauers fegt es vor der Weihnacht eine Stelle des Hofes rein und streut Heu, denn sonst möchte das Christkindchen böse werden.

Die Entstehungszeit des Liedes kann man schwerlich genauer feststellen. Vielleicht rief man schon in altgermanischer Zeit den Schimmelreiter in solcher Weise an, vielleicht erst da, als man ihm den Namen des St. Nicolaus gegeben hatte, der bei den Protestanten dem des Christkindleins immer mehr weichen mußte, obschon die vermummte männliche Erscheinung, die am Weihnachtsabend mit Äpfeln, Nüssen, Backwerk und anderen Gaben, aber auch mit der Rute zu den Westerwälder Kindern kommt, dem Namen gar wenig entspricht.

Arolsen. **Dr. Menk.**

3.

Zu Uhlands Graf Eberhard.

Die Schlacht bei Reutlingen Str. 2 flg.:

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht;
Ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht;
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig rot,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen tot.
Herr Ulrich hats vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"

Man bezieht Huf und Horn, soviel ich weiß, allgemein auf die weggetriebenen Herden, wie auch noch O. Lyon, Die Lektüre u. s. w. 1. Teil S. 371 bemerkt: „Huf und Horn ist alte Stabreimformel für

Digitized by Google

Pferd und Rind." Auch ich habe mich bei dieser Erklärung begnügt, obgleich es mir immer natürlicher erscheinen wollte, wenn der Graf gedroht hätte, es solle keiner der Städter nach Hause zurückkehren. Nun lese ich aber bei Gustav Schwab, Uhlands (wie er sich selbst nennt) ältestem Schüler, in seiner Dichtung: Die Kammerboten in Schwaben 8. Mär (Reclamscher Neudruck S. 482):

Der Alemannen Herzog liegt in dem stillen Wald,
Sein Roß geht auf der Weide, kein Huf und Horn erschallt,
Auf seinem Fürstenhute sanft ruht er ohne Kummer,
Und träumt von Königskronen im süßen Morgenschlummer.

Ich möchte danach annehmen, daß mit Horn bei Uhland das Heerhorn gemeint ist und daß Huf und Horn alte Stabreimformel für „reisige Heerschar" ist. kommen steht für zurückkommen.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Zu H. v. Kleists Prinz von Homburg.

Zu II, 2,74 (439) (vergl. Zs. 4, 471) verweise ich noch auf Gustav Schwab „Ein Morgen auf Chios" [1822] (Reclamsche Ausg. S. 577):

Kunstreiche Feuerwerker zählen wir,
Ihr Auge späht herab von dem Verdeck,
Und wo von einem hohen Linienschiff
Die trübe Leuchte winkt durch Nacht und Nebel,
Dahin zielt ihr geschweiftes Brandgeschoß;
Und endlich zischend fliegen die Raketen,
Und speien aus der Kugel hohlem Aug'
Hoch in den Lüften schon das glüh'nde Pech,
Und schießen feurig nieder auf den Raub.

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Zur Sprache H. v. Kleists.

Daß viele Spracheigentümlichkeiten Kleists auf dem Grunde der niederdeutschen Mundart beruhen, hat schon R. Kade nachgewiesen. Ich verweise dazu noch auf die Verse der Familie Schroffenstein:

Und in das Herz schneid' ich mir eine Wunde
Die reiz ich stets mit Nadeln, halte stets
Sie offen, daß es mir recht sinnlich bleibe.

Vergl. die alte niederdeutsche Redewendung my is synlik = „mir ist in Erinnerung" im Sündenfall ed. O. Schönemann 1892; vergl. auch Mnd. Wb. 4, 213.

Brosam, Brosame.

Das Wort wird in unseren Wörterbüchern gewöhnlich durch „das inwendige Weiche vom Brote" erklärt. Diese Bedeutung hat sich aber

Digitized by Google

erst später mit Anlehnung an Brot festgesetzt. Mhd. heißt es auch: ein broseme von der erden. Die ursprüngliche Bedeutung noch in Hebels Rhein. Hausfreund II. Abteilung (Hilfe in der Not): Endlich erfuhr der Zirkelschmidt nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach.

Northeim. R. Sprenger.

6.

Zu A. Grüns Letztem Ritter.

Soviel ich weiß, ist es noch nicht beobachtet, daß dem Dichter bei den letzten Strophen der „Martinswand“ (1830) Uhlands „Überfall im Wildbad“ (1815) vorgeschwebt hat. Nach der alten Sage errettet ein Engel den Kaiser Max, Graf Auersperg aber hat dies folgendermaßen gewandt:

Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor.
„Komm heim, du bist gerettet,“ so ruft es an sein Ohr.
Und einen Bergmann sieht er frohlächelnd vor sich stehn,
Der faßt ihn fest beim Arme und winkt ihm fürder zu gehn,
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kühn ein Pfad gebahnt,
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stützt ihn des Retters Hand.
Der lädt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindelnd drohn;
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tirol empfängt die Zwei,
Kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei.
Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit,
Ja wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Dazu ist zu vergleichen: „Überfall im Wildbad“ Str. 13flg.

In heißer Mittagsstunde, bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf
Darob erbarmt's den Hirten des alten hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern.“
Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut;
In Fährten und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein gutes altes Recht.“

Worin die Anlehnungen Grüns an Uhland bestehen, wird der Leser selbst herausfinden; sollte aber jemand bezweifeln, daß solche vorhanden sind, der vergleiche noch, wie ältere Dichter die Sage behandelt haben, z. B. der österreichische Dichter Heinrich Joseph Edler von Collin, dessen etwas langatmiges Gedicht (26 zwölfzeilige Strophen) „Kaiser Max

Digitized by Google

auf der Martinswand in Tirol“ am bequemsten in Wolffs poetischem Hausschatz (36. Aufl.) S. 805 flg. zu finden ist. Bei Collin ist es kein Bergmann, der Max zu Thal führt, sondern ein Knäblein, das durch den von ihm ausgehenden Lichtglanz sich als himmlische Erscheinung erweist, und das Gedicht endet mit dem Bekenntnis des jungen Kaisers:

„Lobet den Herrn und seine Macht!
Seht, mich hat sein Engel zurückgebracht.“

Northeim. **R. Sprenger.**

7.

Aus dem Unterricht.

Herr Professor Hildebrand hat jüngst in dieser Zeitschrift über Mißverständnisse in deutschen Schüleraufsätzen Mitteilungen gemacht, die gewiß jedem Lehrer lehrreich und interessant waren. Da dergleichen ab und zu gewiß einem jeden von uns begegnet, so möchte ich die Anregung dazu geben, daß weitere Mitteilungen dieser Art aus dem Leserkreise erfolgen, indem ich selbst den Anfang mache.

Ich ließ neulich meine Quartaner aus Krumbachs Deutschen Aufsätzen II. Bd. S. 150 „Die Straße von Gibraltar“ wiedergeben. Der Schlußsatz des Stückes lautet: „Wer jetzt nach Gibraltar kommt, sieht den Berg starren von den Rohren weittragender gezogener Geschütze und gelangt bald zu der Überzeugung, daß eine derartige Festung auch den vervollkommneten Waffen der Neuzeit gegenüber wohl als uneinnehmbar gelten darf“. Trotzdem ich das Stück ausführlich besprochen, sehe ich jetzt bei der Durchsicht, daß die Redewendung „der Berg starrt von Geschossen“ von sechs Schülern, sonst nicht den schlechtesten, nicht verstanden ist. Sehen wir, wie sie sich geholfen haben! Der eine schreibt kurz und bündig: „Wer jetzt nach Gibraltar kommt, sieht den Berg starrend an“. — Einem zweiten scheint die Erkenntnis des Richtigen aufgedämmert zu sein, er hat aber doch den richtigen Ausdruck nicht finden können, wenn er schreibt: „Wer jetzt nach Gibraltar kommt, sieht den Berg starrend von weittragenden Geschützen an“. — Zwei andere haben statt „starrend“ „staunend“ und „erstaunt“ gesetzt, wieder einer, auch sonst ein schwacher Denker, schreibt gar statt dessen „von Ferne“. Auch der sechste hat den Ausdruck nicht verstanden, aber man sieht, wie er über ihn nachgedacht hat, und so hat er sich denn auch nicht eben schlecht aus der Klemme geholfen, wenn er schreibt: „Die Engländer verwandelten den starren Felsen in eine schöne Festung“ u. s. w. Weiter unten heißt es dann: „Wer nun den sonst starren Felsen ansieht, wird sich wundern und wohl behaupten, daß eine solche Festung auch mit den vollkommensten Waffen der Neuzeit uneinnehmbar ist“.

Northeim. **R. Sprenger.**

Digitized by Google

8.

Anfrage.

„Feuerwerk" in der alten Bedeutung = Brennmaterial wird im Grimmschen Wörterbuch als ausgestorben bezeichnet. In meiner Heimatstadt Quedlinburg wird dasselbe aber noch von vielen so in Rede und Schrift verwendet. Kommt das Wort auch sonst noch in dieser Bedeutung vor?

Northeim. **R. Sprenger.**

9.

Zu Goethes Götz von Berlichingen.

In dem neunten Auftritt des zweiten Aufzuges, in dem Adelheid sich mit Weislingen auseinandersetzt und den charakterschwachen Mann zu neuer Thätigkeit antreibt, finden wir etwa in der Mitte des Gesprächs folgende Stelle:

Adelheid. . . . Wie mirs denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohlwill; so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht, was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich sah statt des aktiven Mannes, der die Geschäfte eines Fürstentums belebte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf übereinander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinaufgestiegen war; den sah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ichs eurem Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch so gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tag schlimmer mit euch zu werden scheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch meine Gunst entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht, ich schenkte sie einem andern auf lebenslang, der sie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los!

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren ist. Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich.

Keine der mir im Augenblick zugänglichen Erklärungsausgaben (Düntzer, Frick, Naumann, Strehlke) erläutert die Worte: „Ihr besitzt sie ohne Recht, ich schenkte sie einem andern auf lebenslang, der sie euch nicht übertragen konnte"; und doch scheint mir ihr Sinn nicht so augenfällig, daß er jedem Primaner sofort klar entgegentreten dürfte. Wen mag Adelheid mit dem „andern" meinen, dem sie ihre Gunst auf lebenslang geschenkt und der diese Gunst auf Weislingen nicht übertragen konnte?

Bei einer während der Schullektüre von mir gehaltenen Umfrage traten drei Auffassungen zu Tage. Nach der einen enthielte die Stelle eine versteckte Hinweisung auf den später (IV, 4) auftauchenden hochfürst-

Digitized by Google

lichen Liebhaber der schönen Kokette, dessen „ungewöhnliche Aufmerksamkeit" für die erst kurz zuvor Weislingens Gemahlin Gewordene letzterer bitter genug bemerkt — auf den Infanten und späteren Kaiser Karl. Allein dieser Auffassung steht zunächst entgegen, daß Karl bis dahin im Drama nicht genannt ist und die Worte, auf ihn bezogen, für Weislingen (wie für uns) entschieden unklar sein müßten. Außerdem ist unersichtlich, wie Adelheid im Hinblick auf diesen Liebhaber sagen könnte, Weislingen besitze ihre Gunst ohne Recht; denn dafür, daß dieser „andere" sie mit Recht besäße, giebt uns die ganze Dichtung keinen Anhaltspunkt.

Nach einer zweiten Auffassung wäre der „andere" Adelheids vor etwa vier Monaten (vergl. I, 5) verstorbener Gemahl. Aber erstlich ist die Witwe v. Walldorf von dem Dichter durchaus nicht so gezeichnet, als ob sie lange um ihren Seligen trauerte; kommt sie doch nach Bamberg, um sich dort zu zerstreuen. Und ferner hätten die schon zu der ersten Auffassung nicht recht passenden Worte: „der sie euch nicht übertragen konnte" hier noch weniger Sinn.

Hand und Fuß erhält die Stelle erst dann, wenn wir unter dem „anderen" das Idealbild verstehen, das sich Adelheid von Weislingen gemacht. Die ehrgeizige Frau hat während dessen Abwesenheit vom bischöflichen Hofe viel Gutes und Rühmendes von dem schönen und thätigen Manne gehört. Das Gerücht hat seine Verdienste noch übertrieben. Ihr Interesse für ihn ist wach geworden. Aber wie er nun kommt und beide eine Zeitlang nebeneinander gelebt haben, wird es der scharfblickenden Frau klar, daß der Weislingen der Wirklichkeit dem Weislingen ihrer Träume, dem „aktiven Manne, der die Geschäfte eines Fürstentums belebt, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß", kurz, dem bewußten Streber, der sie in jener wirren Zeit eines Tages möglicherweise auf einen Fürstenthron erheben konnte, dem Ideal ihres Ehrgeizes, nicht entsprach. Einem solchen Weislingen hätte sie ihre Gunst auf lebenslang geschenkt, der wirkliche Weislingen aber, der diesem Ideal so wenig entspricht, besitzt nach ihrer Auffassung ihre Gunst ohne Recht, denn natürlich ist das nur in ihrer Seele lebende Ideal als solches nicht im stande, die ihm von ihr geschenkte Gunst auf den wirklichen Weislingen zu übertragen.

Für diese Auffassung spricht auch die Fortsetzung des Gesprächs. Weislingen fühlt sich erkannt und rafft sich zu der, seine trotzdem noch fortdauernde seelische Gebundenheit verratenden Bitte auf: „So laßt mich los!" Aber sie weiß seine Fesseln wieder fester zu knüpfen. Sie schmeichelt ihm mit dem Geständnis, daß sie noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hat, ihn wirklich zu dem Helden ihrer Träume emporwachsen zu sehen; und da dies nach ihrer Meinung nur geschehen kann, wenn er in steter

Digitized by Google

Spannung gehalten und zunächst nicht in die Lage versetzt wird, einmal in einer stillen Stunde das Recht- und Unrechtmäßige dessen, was hinter und vor ihm liegt, zu prüfen, fährt sie fort: „Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich" — eine Äußerung, die, scheinbar gutmütig, thatsächlich das Weislingens Schwäche gegenüber zu beobachtende Verfahren mit cynischer Offenheit darlegt.

Darmstadt. **Ferdinand Bender.**

10.

In der Schulausgabe von „Hermann und Dorothea" des Cottaschen Verlags (Stuttgart), die von Professor Denzel mit Anmerkungen versehen ist, steht auf S. 85 bei den Erläuterungen über Zeit und Ort: „Den Ort haben wir ohne Zweifel ganz in der Nähe des Rheins, etwa im jetzigen Rheinbayern oder Rheinhessen uns zu denken." Da Rheinbayern und Rheinhessen (die Stadt Castel und Umgebung, gegenüber Mainz, ausgenommen) aber links des Rheins liegen, die Stadt des Gedichtes aber doch ganz entschieden rechtsrheinisch gelegen ist, so ist die Bemerkung unrichtig. Hiermit sei auf diesen Irrtum in der recht verbreiteten Schulausgabe hingewiesen.

Friedberg, Hessen. **Dr. Egon Ihne.**

11.

Das von W. Cremer V, 59 angeführte Spottlied auf Napoleon habe ich zwar selbst nicht mehr gehört, doch versichert mich mein Schwiegervater, daß es auch in Quedlinburg vor etwa 30 Jahren allgemein gesungen wurde. Er sagte mir die mitgeteilte Strophe in einer fast wörtlich zu Cremers Aufzeichnung stimmenden Fassung auf, weiß sich aber weiterer Strophen nicht zu erinnern; er versichert auch, daß er stets nur diese eine habe singen hören. Vielleicht ist es eine Erinnerung an dieses Lied, wenn auch Napoleon III. als Schuhmacher dargestellt wurde. Ich erinnere mich, in meiner Jugend derartige komische Figuren gesehen zu haben.

Betreffs der Bemerkung Nohles zu „endelich" im Faust bemerke ich, daß meine Erklärung = schnell durch den Zusammenhang gesichert ist. Gegen die Annahme altertümlicher und mundartlicher Worte in Goethes Faust wird sich wohl niemand sträuben.

Northeim. **R. Sprenger.**

Joseph Kehrein, Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden nebst Einleitung in die Stilistik und Rhetorik und Proben. 8. Aufl. (Titelaufl. der 7.), besorgt von Valentin Kehrein. Paderborn. Schöningh. 1889. XV, 444 S.

Zu einem in vielen Auflagen bewährten guten Buche eine Kritik schreiben ist schwer. Aber ich schreibe sie doch, gerade weil es so viele

Digitized by Google

Auflagen erlebt und mehrfache Hände an sich empfunden hat. Denn es bleibt ein Mißgeschick für ein Werk, wenn sein einfach geplanter Unterbau unter Sohnes und Enkels Hand mit großem Beiwerk überhäuft wird, um es scheinbar dem Geschmack gefälliger zu machen. Dies trifft am wenigsten die 1. Abteilung (Stilistik und Rhetorik), die seit 25 Jahren auf ihrem Bestande beharrt. Anders steht es mit der 2. und 3. Abteilung, Proben und Entwürfe enthaltend. Das sind kleine Bücher für sich geworden, die aber, in eins gebunden, doch nicht scharf genug zusammenhängen. Wenigstens hätten die vorangehenden Proben schärfer den folgenden Entwürfen aufpassen müssen, ja hier hätte eines oder das andere der dort gegebenen Themata schon behandelt werden sollen, damit der Schüler das Was und das Wie erfasse. Das geschieht nicht sichtlich. Dazu kommt, daß die einzelnen Unterabteilungen (Briefe, Reden u. s. w.) wohl bei den Proben durch den Druck markiert sind, aber in den Entwürfen leider ganz fehlen, sodaß hier scheinbar wunderbare Gruppen unvermittelt zusammentreffen, wie z. B. S. 336 Nr. 188: Das Geschichtliche im Nibelungenliede, Nr. 189: Rede des Aeneas. Muß ich offen sein, so ruht in diesen beiden ersten Teilen (Stilistik, Proben) der Wert des Ganzen nicht. Da haben wir jetzt viel bessere Handbücher. Für die Stilistik das schöne Werk Beckers: Der deutsche Stil, 1883, oder den Abriß der Stilistik in Lyons Handbuch der deutschen Sprache II, 1885. Für das Gebiet der Lesebücher ist erst recht kein Mangel und zwar besitzen wir gute, die der Folge der einzelnen Klassen wohl und füglich Rechnung tragen. So empfehle ich also im besten Interesse des Kehreinschen Buches bei einer Neuauflage von der Stilistik und dem metrischen Anhange ganz abzusehen und das Werk in zwei Teilen herauszugeben: 1. Systematisches Lesebuch, 2. Entwürfe zu deutschen Aufsätzen. Nur so wird sich eine leichte Handlichkeit erzielen lassen, die jetzt fehlt.

Die Entwürfe können unverändert bleiben. Sie geben auf ihren 225 Seiten und in ihren ca. 250 Themen genügende Fülle des Stoffes. Die Dispositionen sind knapp, reiche Citate aus den Klassikern kommen zur Verwendung. Manchmal etwas abstrakte Themata, aber überall tiefer Fleiß und großes Wissen.

Hierzu macht sich ein Verzeichnis der eigentlichen Themata wünschenswert; ein sachliches, wie es jetzt dem Ganzen beigegeben ist, kann man nicht gebrauchen.

Der Verfasser verübele mir diese freie Aussprache nicht, die nur aus dem besten Herzen und großer Verehrung für das gern benutzte Buch entspringt.

Dresden. **R. Rade.**

Digitized by Google

Wilhelm Sommer, Grundzüge der Poetik. Paderborn. Schöningh. 1889.

Ein recht empfehlenswertes Büchlein, das seinen Zweck in Seminarien, Präparanden-Anstalten und höheren Töchterschulen gut erfüllt. Zum Selbstunterricht würde ich es nicht gerade vorschlagen, weil es da doch zu wenig Ausführliches bietet und sich an eine sehr mäßige Bildungshöhe wendet. Da haben wir dann schönere Hilfsbücher, wie die von Wilhelm Wackernagel, Gottschall und Beyer, vor allen aber Moritz Carriere. Andererseits fehlt die Stilistik und ein kleiner Abriß der Litteraturgeschichte, die man beide nicht gern vermißt und z. B. in dem trefflichen Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen von Dr. Otto Lyon (2. Teil, 1885) vorfindet. — Zweierlei möchte ich vorbringen. Ob Goethes „Meeresstille" und „Wanderers Nachtlied" ein Madrigal zu nennen sind, bezweifle ich stark. Der Charakter des Madrigals ist das Schäferhafte und die Tändelei. Beide Gedichte von Goethe sind aber tiefempfundene Stimmungsbilder. Eher wären unter den Gedichten des Leipziger Liederbuches Madrigale zu finden. Ferner glaubt Sommer, es seien folgende Assonanzen von Claudius beabsichtigt:

Ich danke Gott mit *Saitenspiel*, Daß ich *kein König* worden;
Ich wär geschm*eich*elt worden viel, Und wär viell*eich*t verborben.

Nein, diese Gleichklänge sind ihm unwillkürlich in die Feder gekommen; die Assonanz liegt aber in „*worden*" zu „verd*orben*".

Dresden. **R. Rade.**

Ed. Schwarz, Übungsmaterial für den orthographischen Unterricht. 2. Aufl. Bensheimer. Mannheim. 1889.

Es soll hiermit dem Lehrer ein Hilfsbuch für den Unterricht in der Rechtschreibung geboten werden, das sich namentlich zum Gebrauche im ganzen deutschen Reiche eignet. Nur bei Formen wie „giebt" muß der bayerische Lehrer das „e" streichen. Wo staatliche Unterschiede obwalten, sind die Namen der betreffenden Länder angemerkt. Die Zusammenstellung und Auswahl ist eine fleißige und geht dem Lehrer, der sich Rats erholen will, reichlich zur Hand. In der angehängten Grammatik bedauere ich, daß solche Hauptbegriffe wie „starke und schwache Deklination" nur in einer Anmerkung (S. 123) auftreten und nicht vielmehr gleich die Richtschnur für die Einteilung der Worte abgeben. Streng genommen konnte man diesen Anhang leichter entbehren, als einen Abriß der Lehre von den Satzzeichen. Ich möchte daher in diesen Punkten den Herrn Verfasser auf das ähnliche Buch von M. Pannwitz: „Diktier- und Übungsstoff für den Unterricht in der Rechtschreibung," Dresden, Huhle 1887, hingewiesen haben, das mir in mehrfacher Hin-

Digitized by Google

sicht Vorzüge zu besitzen scheint und auch mit seinen kurzen Reimregeln die poetischen „Einstreusel“ des Herrn Schwarz übertrifft. Auch ich mische gern als Erheiterungsstückchen in den starren Zwang des prosaischen Diktats solche dichterische Würze hinein, die aber guten Geschmack bekunden muß. Bei Schwarz geht sie aber ins Lächerliche. Z. B.:

„Hedwig“, rief einst Ludwig, „Essig
Trink ich nicht; doch nie vergess' ich,
Wie so süß der Honig schmeckt,
Gelber ist er, als der Zeisig,
Der dort schnäbelt auf dem Reisig,
Wo ich ihn[1]) schon oft entdeckt“ u. s. w.

Am wenigsten wird sich aber empfehlen, solche Dinge auswendig lernen zu lassen, wie Schwarz will. Dann prägt sich dem Schüler geradezu eine Häßlichkeit in Ohr und Sinn ein, und sein Zartsinn leidet darunter. Ich weiß freilich, daß es schwer hält, das Angenehme hier recht mit dem Nützlichen zu verbinden; aber es muß gehen, und ich teile dem Verfasser einige Kleinigkeiten der Art von mir mit: „Knacke die Nuß, Wenn sie auch fest ist! Denke: „ich muß“. Fester Wille das Best' ist.“ — Wer in der Sonne schleicht, Den dürstet leicht. — Der dürrste Ast giebt oft den besten Mast.

Dresden. **R. Kade.**

Neu erschienene Bücher.

A. Koch, Die Schule und das Fremdwort. Essen, Bädeker, 1890. 85 S. Preis: 1,60 Mark.

J. Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke. Zweiter Band. 629 S. Preis: 10 Mark.

Schmidt-Rimpler, geh. Medizinalrat, Die Schulkurzsichtigkeit und ihre Bekämpfung, bearbeitet auf Grund von Schuluntersuchungen, die im Auftrage des königl. preuß. Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten angestellt wurden. Leipzig, W. Engelmann, 1890. 115 S. Preis: 3 Mark.

Greinz, Rud. Heinrich, Zithaschlag'n. Allahand Gsangaln und Geschicht'n aus Tirol. Leipzig, Georg Wigand. 106 S.

A. Girot, G. Freytag, Doit et avoir (Soll und Haben), extraits reliés par des analyses avec notes et notices. Paris, Delagrave. VII, 83 S.

A. Girot, Auerbach, La femme du professeur (Die Frau Professorin), extraits reliés par des analyses avec notes et notices. Paris, Delagrave. 83 S.

Geyer, A., Der deutsche Aufsatzunterricht. In drei konzentrischen Kreisen für Volks- und Bürgerschulen. Dritter Kreis. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1891. 110 S. Preis: 1,50 Mark.

1) Den Honig oder den Zeisig?

Digitized by Google

Günther, R., Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen, Präparanden-Anstalten und Schullehrerseminare unter Benutzung der deutschen Sprachlehre von Otto Schulz. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker), 1889. V, 116 S. Preis: 1 Mark.

Günther, R., Leitfaden für den Unterricht in der Sprachlehre und Rechtschreibung. Für Volksschulen. Berlin, Nicolai (R. Stricker), 1890. 100 S. Preis: 0,60 Mark.

Sach, August, Deutsches Leben in der Vergangenheit. 2. Band. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1891. 875 S. Preis: 6 Mark.

Masius, Hermann, Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten. Erster Teil, für untere Klassen. Elfte Aufl. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1890. 650 S. Preis: 2,50 Mark.

Schultz, Ferd., Merktafel zu der Geschichte der deutschen Litteratur. Dessau, P. Baumann 1891, 14 S.

Düntzer, H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 1. Bändchen: Goethes Hermann und Dorothea 168 S. 6. Aufl.; 19. Bändchen: Goethes Faust, 1. Teil, 5. Aufl.; 46. 47. Bändchen, Schillers Wallenstein 5. Aufl.; 77. 78. Bändchen: Uhlands Balladen und Romanzen, 2. Aufl. Leipzig, E. Wartig (Ernst Hoppe 1890). Preis eines Bändchens 1 Mark.

Rethwisch, Conrad, Jahresberichte über das höhere Schulwesen IV. Jahrg. 1889. Berlin, Gärtner (Heyfelder) 1890. Preis: 12 Mark. 614 S.

Schnippel, E., Ausgeführter Lehrplan im Deutschen für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Berlin, Gärtner (Heyfelder) 1891. 95 S. Preis: 1,80 Mark.

Unsere höhere Schulreform, Methodische Ratschläge von einem in in- und ausländischer Schulpraxis bewährten Pädagogen, Berlin, Schauß 1890. 44 S.

Beiträge zur Ästhetik, hgg. von Theodor Lipps und Richard Maria Werner. I. Lyrik und Lyriker, eine Untersuchung von Richard Maria Werner. XVI, 638 S. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1890.

Goethe, Iphigenie auf Tauris, Schulausgabe von Heinrich Engelen; Lessing, Emilia Galotti, Schulausgabe von Joseph Pirig, Trier, Heinrich Stephanus, Schulausgaben deutscher Klassiker VII u. IX, Preis geb. 0,60 Mark das Bändchen, brosch. 0,45 Mark.

Edel, A., Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Für die Hand der Schüler als Anhang zum Lesebuch bearbeitet. 2 Teile. Bamberg, Buchner 1890. 104 S. u. 206 S.

Ullsperger, F, Der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau von Orleans, Prag 1890, Fr. Härpfer, 1890. Preis 0,50 Mark.

Jeep, Ernst, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches und des Grillenvertreibers. Wolfenbüttel, Julius Zwißler 1890

Calmberg, Adolf, Die Kunst der Rede, Lehrbuch der Rhetorik, Stilistik, Poetik. 3. Auflage. Neu bearbeitet von H. Utzinger, Leipzig und Zürich, Orell Füßli u. Co. 1891. 238 S. Preis 3 Mark.

Edler, Otto, Darstellung und Kritik der Ansicht Lessings über das Wesen der Fabel. Herford, Heidemann 1890. 23 S.

Haselmayer, Joh. Ev, Über Ortsnamenkunde. J. Kellner, Würzburg 1890. 56 S.

Rohl, Clemens, Kritik des gesamten Schulwesens, zugleich ein neuer Schulorganismus. 2. Aufl. Neuwied und Leipzig, Louis Heuser, o. J. 247 S. Preis 1,50 Mark.

Digitized by Google

Kleemann, Selmar, Die Familiennamen Quedlinburgs und der Umgegend. Quedlinburg, H. C. Huch 1891. 264 S. Preis 5 Mark.
Linde, Ernst, Die Muttersprache im Elementarunterricht. Mit einer Empfehlung von Prof. R. Hildebrand. Leipzig und Berlin. Julius Klinkhardt. 1891. 90 S.
Reisert, Karl, Zum deutschen Unterrichte in den beiden unteren Lateinklassen, im besonderen über den Lehrstoff der zweiten Klasse. Bamberg, Buchner. 1890. 60 S. Preis 1 Mark.
Krämer, J. B., Praktisch erprobte Musteraufsätze und Übungsstoffe für den Unterricht im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck. 2. Teil. Mittelstufe. Weinheim (Baden), Ackermann. 1891. 232 S.

An die Herren Einsender von Briefen und Aufsätzen zur Schulreform.

Es ist uns eine so große Zahl von Briefen und Aufsätzen zur Schulreform aus allen Teilen Deutschlands zugegangen, daß es uns unmöglich ist, jedem der Herren Einsender einzeln zu antworten. Wir geben daher hier eine allgemeine Antwort und zwar erklären wir, daß wir keinen dieser Briefe und Aufsätze in unserer Zeitschrift zum Abdruck bringen können. Was vom Standpunkte unserer Zeitschrift aus zu dieser Frage gesagt werden mußte, das haben wir in dem ersten Aufsatze des vorliegenden Heftes ausgesprochen. Auf weiteres können wir uns nicht einlassen. Abgesehen davon, daß diese Frage außerhalb des Rahmens unserer Zeitschrift liegt, die nur dem Ausbau des deutschen Unterrichtes dient, sind wir auch der Meinung, daß in dem Augenblicke, wo die Regierungen sich anschicken zu Thaten überzugehen, der Worte genug gewechselt sind. Wir könnten nichts Ungeschickteres thun, als hier die Beschlüsse der preußischen Schulkonferenz, soweit sie in die Öffentlichkeit gedrungen sind, einer Kritik zu unterwerfen, oder — was namentlich auch viele Zuschriften verlangen — den Regierungen der nichtpreußischen deutschen Länder hier Wünsche vorzutragen, wie sie die Reform in ihren Ländern gestalten sollen. Wir dürfen das vertrauensvoll den Regierungen überlassen; sie werden aus dem Wirrsal der Vorschläge, die in der Fachlitteratur so zahlreich und mannigfaltig emporgestiegen sind, daß nichts Neues mehr hinzugefügt werden kann, das Fruchtbare und Fördernde herauszufinden wissen. Nur einen einzigen Punkt wollen wir hier nicht unerwähnt lassen. Einige der uns zugegangenen Zuschriften verlangen in Bezug auf die Schulreform eine gewisse geradlinige Gleichmacherei durch alle Gebiete Deutschlands. Wir können dem in keiner Weise zustimmen, sondern wir hoffen vielmehr, daß jedes Land bei aller gebührenden Berücksichtigung der preußischen Reformen sein Schulwesen der Eigenart seiner Verhältnisse und seiner Entwickelung entsprechend

Digitized by Google

gestalten werde. Der eigenartigen Zusammensetzung und Vielgestaltigkeit unseres großen deutschen Vaterlandes muß auch das Schulwesen sich aufs innigste anpassen. Wenn man jetzt liest, wie in der preußischen Schulkonferenz Einrichtungen vorgeschlagen werden, wie sie z. B. in Sachsen schon lange bestehen (Teilung der Tertien, der Sekunden, Bestimmungen über die Maximalzahl der Schüler, die in einer Klasse sitzen dürfen, Einführung der sechsklassigen Realschule mit Abschluß durch eine Abgangsprüfung u. a.) und sich da wohl bewährt haben, so kann man sich nur darüber freuen, daß Sachsen in wichtigen Schulfragen seine eigenen Wege gegangen ist. Die Verhältnisse anderer Länder sind uns nicht so genau bekannt, aber wir sind überzeugt, daß man auch da wird ähnliche Beobachtungen machen können. Darum wollen wir hoffen, daß man auch fernerhin an der berechtigten und segensreichen Vielgestaltigkeit in Bezug auf das Schulwesen in den einzelnen Ländern festhalten wird. Was insbesondere die Verhältnisse in Sachsen anlangt, so hat ein ganz vorzüglicher Aufsatz zur Schulreform, der im Dresdner Journal erschien (Donnerstag, 11. Dezember 1890), die Sachlage in so ruhiger, klarer und besonnener Weise gekennzeichnet, daß wir zum Heile unseres großen gemeinsamen Vaterlandes nur wünschen können, daß auch in den übrigen Ländern Deutschlands eine ähnliche Auffassung sich geltend mache.

Und nun bitten wir, uns weitere Aufsätze zur Schulreform nicht zusenden zu wollen, da wir für solche keine Verwendung haben. Der Ausbau des deutschen Unterrichts wird aber jetzt zu einer doppelt wichtigen Frage werden, und diesem, sowie der Gestaltung unserer Sprache und Litteratur bitten wir unsere geehrten Mitarbeiter und Leser wie bisher ihren freundlichen Anteil zuwenden zu wollen.

Dresden, den 15. Dezember 1890.

Die Leitung des Blattes.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Humboldtstraße 9^{II}.

Digitized by Google

Die Verwertung der Redensarten im Unterricht.

Von Carl Müller in Dresden.

II.

Fast das halbe Buch Schraders füllen die Redensarten, zu welchen Tiere Veranlassung gegeben haben. Auch aus ihnen läßt sich Stoff zu deutschen Arbeiten schöpfen, seien es Schilderungen der Eigenart von Tieren oder Fabeln, die sich an einzelne in Redensarten festgehaltene Züge anlehnen. Wie viele menschliche Äußerungen auf sozusagen tierische Art ausgedrückt werden, davon wurden schon oben Beispiele gegeben, sie lehren die Bedeutung des Tieres für den Menschen, der allerdings sehr oft gerade die unvorteilhaften Eigenschaften des Tieres auf sich überträgt (s. B. Nr. 649). Naturgemäß stehen uns die einheimischen Tiere am nächsten. Abgesehen vom Affen läßt sich kein fremdes Tier im Bereiche unserer Sprache sehen (Kamel ist ja bloß Schimpfwort), und die Krokodilsthränen B. 602 bedürfen noch weiterer Erklärung. Den Löwenanteil an Tierbildern danken wir unserm Vaterlande, den eben gebrauchten Ausdruck aber einer Äsopischen Fabel (Schr 244; B. 650 spricht von einer Fabel Phädrons), und der „Löwe des Tages" (B. 649) ist jedenfalls noch nicht alt in unserer Sprache (nach dem D. Wtb. steht er zuerst bei Heine, vgl. engl. lion of the day, lion du jour, Schr. 244). Vom Affen will Schr. so wenig wissen, daß er nur den Schlaraffen von ihm abstammen läßt (S. 288, vgl B. 865, 1009; Dirksen I, 10 hat Leilekkerland), den Maulaffen dagegen leitet er S. 270 wie B. 676, der doch Nr. 25 flg. eine Reihe von Affenwendungen hat, aus dem Plattdeutschen ab (ebenso Richter 99). Gegen diese Ableitung wendet sich Andresen S. 8 flg. mit Recht: ebenso gut könnte er aus dem schwäbischen Maulauf (Schmeller 1, 1586) entstellt sein[1]); das Bairische aber hat auch einen Sperraffen (Schmeller 2, 681).

---

1) Kinder haben aus Holundermark gefertigt Stehaufe, die auch Stehäffchen genannt werden. Narrenkappe 1683, S. 84: Wenn Gelehrte sich unterhalten, müssen Hofleute inzwischen meistenteils Maulaffen fangen. S. 317: Er hatte nichts als junge Maulaffen erhalten, welche er erstlich groß ziehen solte, dann wolle man ihn nebst denen selben in eine Bestallung bringen. — Für den Affen, mit dem der Trunkene selbander geht, hat man gar ein czechisches Wortspiel verwertet: opice = einen Affen haben, opit se = sich betrinken.

Digitized by Google

Die plattdeutsche Herkunft des Maulaffen sucht man gewöhnlich durch die der Redensart „sein Schäfchen ins Trockne bringen“ zu stützen.[1]) Selbst Behaghel (die deutsche Sprache S. 56) findet im niederdeutschen schepken die Urform. Allerdings wird man bei ihr gern an das Schiff denken (B. 361, Schr. 261), aber der niederdeutsche Schiffer nennt sein Schiff nicht Schepken, in Ostfriesland hat man „sin Schapken up't Dröge“ (s. Andresen S. 21); Kern und Willms Nr. 829 erklären: auf einer nassen Weide sterben die Schafe, und wem nicht einleuchtet, was Hildebrand S. 114 flg. sagt, der möge sich von einem Schafzüchter belehren lassen über die Vorgänge bei der Schafschur. Die Schafe werden an einem heißen Tage zum Zwecke der Säuberung im Freien ins Wasser geworfen, und sie dann trocken zu kriegen zur Schur ist ebenso wichtig und bänglich wie das Einbringen des Heues vor dem Gewitter (vgl. er hat sein Heu 'rein), auf die Schafschur geht ja auch die Redensart: er hat sein Schäfchen geschoren (B. 852).[2])

Daß wir auch Redensarten vom Wolfe haben (Schr. 86 flg., B. 1098 flg.), befremdet nicht; auch der Bär führt bei uns ein Dasein, obgleich er oben aus einigen Redensarten entfernt wurde. Doch ist die bärige Grobheit nicht zur Erklärung von batzig zu verwenden (Söhns S. 33): Meister Petz (Schr. 148) ist wohl das Bild des Ungeschlachten, aber nicht des Batzigen, s. Weigand unter patzig. (Auch für den Batzen hat man die Herleitung von Bär nicht gelten lassen wollen, s. Tendlau: Deutsch-Jüdische Sprichwörter S. 154).

Sogar der Luchs hat unsere Sprache bereichert mit den Luchsaugen und durch das Ab- und Beluchsen (s. Heyne 1, 24; Andresen 331,

---

1) Schr. das Trinken S. 87 verwendet sie sogar zu der höchst gesuchten Erklärung von „er ist halb sieben“ aus he is halver see. Wenn jemand halb sieben ist, verhält er sich wie die zu dieser Zeit herabhängenden Uhrzeiger; in Siebenbürgen heißt es: Di äs halwer zwelf; von einem Impotenten sagt man hier auch: es ist halb sechs bei ihm.

2) H. Kleist hat sogar: Er hat sein Schäflein im Trocknen geschoren, Hölty freilich entstellt: Er hat sein Scherflein im Trocknen. Spiritus Asper (= Friedr. Hempel, ein Schriftsteller, über dessen trefflich durchgeführte Bilder ein Lessing sich freuen würde, vgl. Nachtged. 1, 2. 181. 184. 356): Nachtgedanken über das Abc-Buch 1, 1809, S. 2: Auf dem sumpfigen, kalten Moorgrund ist mancher lecker Verleger versunken. Denn nicht jedem wird es so wohl, daß er mit Feuerbränden und Brandschutten ein Plätzchen bereitet, worauf die Schäfchen ins Trockene gebracht werden können. Vgl. auch über einen Kamm scheren B. 636. Auf die Schafzucht geht auch das ausmerzen: im März werden die untauglichen Schafe ausgeschieden. Spir. Asper S. 337: Ich will die jungen und die zu alten Lämmer ausmerzen — die ganz zarten Lämmelein mögen bis zum völligen Eintritt des Mays in ihren Zwingern verweilen und sich hüten, im trügerischen April mit vor die Hirten zu gehen, damit sie sich nicht verkälten und zu zeitig unter die Märzschafe kommen.

Digitized by Google

Schmeller 1, 1428). Den letzteren Ausdrücken ist das Merkmal der Schlauheit nicht so sehr eigen, daß man deshalb die Herleitung von dem durch Schlauheit nicht eben berühmten Luchs bekämpfen müßte (vgl. Fleckeisens Jahrbb. 1877, 2, 513). Auch die Schärfe der „Luchsaugen" beruht mehr oder weniger auf Fabeleien, trotzdem wird man sie dem Luchs nicht abluchsen können.[1]) So möchte ich denn auch das Fuchsen, sowie fuchsig dem Fuchse lassen.[2]) Neben es fuchst mich steht fuchs(teufel)wild, und fuchsig geht auch auf die Farbe; vgl. auch die Goldfüchse. Der Pfennigfuchser (Knicker) mag nach Art von Federfuchser gebildet sein, der die Feder fuchst, d. h. quält, schindet; sein Verwandter aber, der Schulfuchs, verhält sich leidend.[3])

Ganz wie fuchsen und fuchsig scheint mausen und mausig gebildet (vergl. lausen und lausig). Das Mausen wird gewöhnlich im übertragenen Sinne verstanden, sogar in dem Sprichwort: Die Katze läßt das Mausen nicht; daß es aber zunächst Mäuse fangen bedeutet, ergiebt sich schon aus dem Kinderlied: Heiepuje sause, Kätzel will nich mause, Wollnmr sie aufs Schwänzel schlagen, Wird sie gleich ein Mäusel jagen. Zweifelhaft dagegen ist mausig, doch möchte ich es mit Schambach und Schrader S. 127 von der durch freches Nagen lästig fallenden Maus ableiten im Hinblick auf die im D. Wtb. nicht berücksichtigten Redensarten: De sück to musig maakt, de frett de Katt (Kern und Willms Nr. 699) und mach uns keine Mäus nicht für, wir haben gar wenig Katzen (Schmeller 1,1665 vgl. Schr. 128). Dafür, daß der Falke sich mausig macht, noch dazu in dem hier giltigen Sinne, bringt das D. Wtb. keinen Beleg, vgl. auch Andresen S. 353.[4])

1) Etwas zahmeren Sinn sozusagen hat das Belämmern: dies heißt nicht verhindern (Söhns S. 68), sondern hintergehen, berücken, namentlich einen Unerfahrenen; warum sollte man da an der Herkunft von Lamm zweifeln? Schraders Ableitung S. 83 erscheint mir sehr gesucht, und das von Söhns angezogene holländische belemmern hat einen andern Sinn, vgl. Kern und Willms Nr. 1326 de Tung is hem belemmert (= gelähmt vom Trinken). Anton 16. Stück (1844) S. 13 zieht noch belämperen = beschwatzen herbei. — Auch das Kalb hat ein Wort veranlaßt: kälbern = sich übergeben; das Kalb thut dies, wenn es zuviel getrunken hat, Schr. das Trinken S. 98 kennt diese Erklärung nicht, scheint auch kälbern und kalben zu verwechseln.

2) Schmeller 1, 687, Söhns S. 111 (nach Weigand). Dem Zusammenhang mit fuchteln, fechten (Jahrbb. 1877, 2, 514) steht das s in fuchsig im Wege.

3) Vgl. den Fuchsschwänzer unten S. 160 und die Redensart mit dem Fuchsschwanz läuten, Schr. S. 147. 151. 153.

4) Mit dem leise tretenden Mauser (d. h. Katze) ist sicherlich der Duckmäuser und Kalmäuser zu verbinden. Boltz: deutsche Redensarten 1711, S. 123 führt als „synonymalische Ausdrücke" auf: vertilgen und verbockmausen. Gegen Kalmäuser = Camaldulenser (Schr. 259 flg.) spricht sich aus Andresen S. 238. — Das Mauscheln bei Schmeller 1, 1680 ist nicht zu verwechseln mit dem jüdischen Mauscheln = jüdisch sein (von maschal = Herr sein).

Digitized by Google

Die Koppelung Mann und Maus wird gern gebraucht, wenn von untergehenden Schiffen die Rede ist (vgl. Schillers Tell 4, 3), und B. S. 14 faßt sie als Klimax (s. auch Schr. 131). Diese Verwendung ist aber nicht die ausschließliche: im Wunderhorn ist „ein Wägelchen mit Mann und Maus versunken", und Bruchmann S. 168 bringt noch andere Stellen bei, auf Grund deren er Maus = Seele versteht, wie in der Liebkosung: Mein Mäuschen. Mit ihm bin ich der Meinung, daß letztere nicht mit der Niedlichkeit der Maus begründet werden darf,[1]) wie Schr. 128 thut; aber er bringt noch nicht auf den Grund. Warum mit Mäuschen immer nur Mädchen angeredet werden, giebt Schr. S. 128 flg. auf lateinisch an, ohne aber auf sanscr. muška = Mäuschen hinzuweisen, vgl. Kluge: Etymol. Wtb., Weigand unter Musche und D. Wtb. VI, 1819. Maus ist nichts anderes als der Gegensatz von Mann : Weib.[2])

Außer Zweifel ist der Ursprung der Zeitwörter äffen (B. 25), schwanen (Schr. 178, B. 900, Söhns 41 flg.), (ein)hamstern, geiern (vgl. Geyers Progr. über den Moralprediger Kober, Altenb. 1885

1) Spiritus Asper: Nachtgedanken über das ABC, 1,295 findet, „daß überhaupt die Weiber und zwar die von der besten Sorte etwas Mäusenatur an sich haben. Das rennt und läuft umher, das nagt und kramt in einem weg, das lebt und webt in seinem Erdgeschosse in Küche und Keller und wenns einen Lärmen giebt, husch wird mit Gekreische in die Schlupflöcher der weiblichen Schwäche hineingekrochen und die männliche Poltronerie ausgelacht! Ich mag es gern sehen, wenn ein weibliches Wesen den Charakter der muntern Maus annimmt und sich mit lieblicher Emsigkeit im Kreise der Häuslichkeit dreht. (S. 296): Leider aber nehmen auch die Damen die Untugenden der Mäuse an, naschen, wo sie können, zernagen die Banden der Liebe und Freundschaft, nisten und nesteln sich in die Geschäfte der Männer und machen oft aus den wichtigsten und reellsten Concepten — ein Paquet unnützer Papierspäne.

2) Danach erklärt sich auch Maus wie Mutter = vulva und uterus; diese Bedeutung ist schon verdunkelt in der Stelle: „Mauß wie Mutter, Schwäntze haben sie beyde", der Pedant. Irrtum 1673 S. 276. Auch in mausetot ist Maus nicht gleich Seele, vgl. Andresen S. 25. Kleinpaul S. 308 sieht auch im Pantoffel das Bild der weiblichen Scham, daher unter dem Pantoffel S. 325 = unter der Macht der Frau, vgl. Richter 109 flg. — Kleinpaul wies in der Allgem. Zeitung (s. auch sein neuestes Buch: Die Rätsel der Sprache) bezüglich des Mäuseturms hin auf das Musthor in Trier, den Musturm in Lübeck, beides Zeug- oder Waffenhäuser, sowie auf das Fortleben des niedersächs. Wortes mus = Waffe bei den Siebenbürger Sachsen in Muser = Soldat, gleichsam armatus (noch Eigenname in Süddeutschland), und auf den Kösliner Spottruf: Musma Kossalin! Auf zu den Waffen, Köslin! (vgl. Horsa Stettin! Auf zu Pferde, Stettin!) So war also auch bei Bingen ein Musturm, ein Wachtposten, dessen Verwendung als Mautturm ja dabei nicht ausgeschlossen wäre.

Digitized by Google

S. 17, sowie Alb. Dict. Vu 4: geier avidus, geyerheit aviditas u. ff. ij: avide geierlich, liguritor schüsselleder, geier), versauen (dafür oft verhüllend versieben), pudeln, was zwar zunächst nur beim Kegelspiel vorkommt (s. Richter 117), aber doch kaum etwas anderes als den wirklichen Pudel hinter sich haben kann, s. Schr. 106 (vgl. auch Sandhase); hat doch auch der Liebling alter Jungfern das köstliche „sich mopsen" gezeitigt (fehlt bei Schr. S. 105), auch pinschern giebt es (nach Gombert, Germania 34,500 = herumlaufen, als Fußsoldat marschieren), nur (ver)hunzen hat man nicht als von einem Tiernamen abgeleitetes Wort gelten lassen wollen. Andresen S. 24 und Richter 62 lehren das Richtige, Fischart bietet im 10. Kap. der Geschichtklitterung verhundstutzen, und Schr. S. 93 und 95 weist ganz richtig auf die verächtliche Meinung vom Hunde hin, wie sie sich in vielen Zusammensetzungen ausspricht.[1] Auch in der gewöhnlichen, aber falschen Betonung des Hundes in: keinen Húnd vom Ofen locken spricht sich diese Geringschätzung aus (die Sache ist nicht so leicht, wie B. 519 meint, gerade die Stelle bei Bürger beweist das Gegenteil, s. Schrader 108, dazu Riegel in der Zeitschr. des A. d. Sprachv. V,132 flg.); in der Redensart auf den Hund kommen ist sie am stärksten. Die natürlichste Deutung unter den vielen ergiebt sich, wenn man sie mit Schr. 107g und B. 515 als Fortsetzung der Redensart: vom Pferd auf den Esel kommen auffaßt.[2])

Die Strafe des Hundetragens, nicht Hundeführens, sollte nicht mehr auf die Geschichte von Heinrich I. und den Magyaren zurückgeführt werden (B. 517). Daß er diesen Hunde vorwarf, hat seinen Grund in der Mißachtung des Hundes, die noch jetzt in der derben Redensart zum Ausdruck kommt: Was will er? 'n alten Hund (soll er kriegen)! Das Hundetragen war eine Strafe für Vornehme[3]), Boleslaw II. (1077)

---

1) Es fehlen hundeschlecht, hundesauer. S. 111 steht für Hundsloden (ludl im Erzgeb. = Franse, vgl. Richter 61) Hundsnoten. — Wenn noch Weigand meinte, der älteste Beleg für hunzen wiese nach Böhmen (die Stelle bei Fischart ist aber älter), so ist zwar richtig, daß im Bergwesen häufig Worte aus dem Böhmischen entnommen sind, bisweilen aber ist auch ein böhmisches Wort aus dem Deutschen entlehnt, so vielleicht auch Hund, s. Archiv f. Litteraturgesch. 10, 408 flg.

2) Wenn Kirchner II, 8 anführt, daß im Kasernenleben die nur im Notfall mundenden Kommißbrotsuppen Hund heißen, so kann die ostfriesische Redensart: Den Hund in de Pott finden (Kern und Willms Nr. 649) zur Aufhellung dienen: den Hund kann man nur dann im Topfe finden, d. h. beim Verzehren der Speisereste, wenn man zu spät zum Essen kommt.

3) Freybe: Das Leben im Recht 1889 S. 188. Speidelius: Notabilia 1634, S. 520: Veteres Franci et Suevi rebellibus atque refractariis poenae et in-

Digitized by Google

zwang polnische Frauen den Hund an der Brust zu tragen (Klopstock setzte es als Strafe fest für die, welche viele ausländische Wörter ohne Bedürfnis in die Sprache mischten). Über das Hundeführen hat Kirchner II, 5 flg. sehr ausführlich gehandelt; er betont mit Recht den eigentlichen Sinn: eine unangenehme, beschwerliche, nicht einträgliche Arbeit verrichten, und das ist das Führen eines Hundes noch heute. Die Angabe des Zieles ist dabei unwesentlich (so auch Schr. 108). In der Freiberger Gegend heißt es von einem durchtriebenen Menschen: Der weiß den Hund zu führen, daß er die Leine nicht be ..... Schmeller 1, 1128 hat noch die Wendungen: den Hund hüten, feilhalten (von Mädchen, die auf dem Tanzplatz sitzen bleiben) und den Hund heimführen = vom Tanze nach Hause gehen, ohne zum Tanze aufgefordert worden zu sein.

Trotz der geringschätzigen Behandlung, welche die Sprache dem Hunde zu teil werden läßt, sagt sie ihm doch bei weitem nicht so viel Schlimmes nach als der Katze. Freilich wird der Katze oft mehr aufgebürdet, als sie selbst verübt hat. Die Katze, welche zwei Pfund Fleisch gefressen haben soll, wiegt selbst nur zwei Pfund. Da ist das Fleisch, wo ist aber die Katze? fragt der Herr die lügnerische Magd (Tendlau S. 397, zu Richter 71 und Schr. 117; bei Tendlau S. 38 auch der Ausdruck Katzenschluß: die Katze glaubt, ein Topf sei nur deshalb offen gelassen worden, damit sie meine, es sei nichts drin). — Zu dem, was Schr. S. 119 und B. 558 über „Sieht doch die Katz' den Kaiser an" ist aus Harsdörfers Gesprächspielen 3, 412 zu fügen: Das reimt sich zu dir wie Katz und Kaiser. — Daß man die Katze im Sacke zum Verkaufe bringe, bestreitet Schr. S. 121: wie sollen sie aber anders dem Kürschner überbracht werden, der schwarze Katzen besonders gern kauft (Kern und Willms Nr. 697), und der natürlich dumm ist, wenn er den Sack nicht öffnen läßt. Man braucht nicht so lange Geschichten zur Erklärung zu erzählen, wie Wurzbach S. 224 flg. thut, und die Redensart ist so alt (B. 837), daß man annehmen muß, die Geschichte vom Heckethaler[1]) lehnt sich erst an sie an, nicht umgekehrt. Wer die Katze im Sacke kauft, ist eben ein dummer Teufel. — Der Katze die Schelle anhängen (Schr. 115 flg. B. 552) hat

---

famiae loco imponebant, ut nobilis canem, ministerialis sellam, rusticus aretri rotam de comitate in comitatum proximum gestaret. Gunther lib. 5 de robus gestis Friderici. Weiter giebt er noch die Gründe für den Gebrauch an, einen Mörder mit einem Hunde und anderen Tieren in einen Sack zu stecken. Vgl. Richter S. 57.

1) Simrock: Handb. der Mythol. § 128, Wuttke: des deutschen Volkes Aberglaube § 208.

Digitized by Google

nach Kern und Willms Nr. 718 auch die Bedeutung: Gerüchte ausstreuen, heimlich verraten.

Einen andern Gegensatz zum Hunde bildet der Hase; mit der Katze hat er den Aberglauben gemein, den Schr. S. 114 hätte erwähnen sollen. B. 456 kennt nur den Angang mit dem Hasen; da man aber vor der Begegnung mit Katzen viel allgemeinere Scheu empfindet (jedenfalls wegen ihrer Hexennatur), so braucht die Scheu vor dem Hasen als einem feigen[1]) Tiere nicht gerade ein Zeugnis für „die kriegerische Natur unserer Altvordern" zu sein (B. 456). Der Hase galt ja auch als Sinnbild der Narrheit[2]), s. Schr. S. 139. — Über die Bönhasen verbreitet sich schon Speidel: Notabilia 1634 S. 142 ganz so wie Schr. 142 und B. 164: es waren besonders Schneider, die des „Befähigungsnachweises" ermangelten.[3])

An Tieren, welche die Dummheit verkörpern, ist sonst kein Mangel. Außer dem Kamel müssen das Rind, Ochse wie Kuh, der Esel, das Schaf, die Gans herhalten, um den zu bezeichnen, der die Weisheit nicht mit Löffeln gegessen hat (natürlich spöttisch gemeint oder wie ostfriesisch, mit Schümlepel, ett Beste üß der dör gegohn, Dirksen 1, 96; so ist auch Grütze doppeldeutig, B. 409, vgl. Tendlau S. 278. Oder sollten hier die Löffel des Hasen mißverstanden sein? Sagt man doch: er hat's noch nicht gelöffelt von einem, der etwas mit dem inneren Ohre nicht aufgenommen hat).

Am meisten Achtung genießt immer noch die Kuh, „sie giebt uns Milch und Butter", doch versteht sie nichts von der Muskatnuß. Schr. 59 sagt nichts hierüber. Mir scheint die Fassung: das ist der Kuh Muskate die Grundform der Redensart zu sein, mithin der eigentliche Sinn: es ist ihr gleichgültig. Aber warum gerade Muskate? Dirksen 1, 47 hat: so ful kumpelmenten sitten as de ko ful muskaten, oder: üß denn Buck voll köffels. Da nun köffel das einzelne feste Stück der Ausscheidung ist, kann Muskate sehr wohl etwas Ähnliches bedeuten. — Die Blindekuh will Schr. 23 aus franz. coup d'aveugle erklären, wozu die Betonung

1) Am feigen Hasen läßt sich die alte Bedeutung von veige = dem Tode verfallen am besten deutlich machen. — Hasenschreckig (Schr. 139) möchte ich eher auf die Hasensprünge beziehen als auf die übertragene Schreckhaftigkeit des Hasens.

2) Allerdings noch nicht bei Fischart, s. Ztschr. f. d. Altert. 21, 452. 455. Auf die Narrheit des Hasen geht auch das Sprichwort: Du mußt Fuchs und Hase sein, bei Lange S. 25 und 447: pro tempore et diversitate negotiorum alium atque alium vultum, mores alios atque alios assume, sowie die Löffelei = Liebesthorheit zurück, über welche Hayn: Bibl. Germ. erot. 1885, S. 170 und 404 viele Schriften aufführt.

3) Vgl. aus Seumes Bunkeliade: Bald war ich Bootsmann in dem Sturm, bald Amsterdamer Böhnhaas.

Digitized by Google

stimme. Aber mir ist nur die Betonung auf der letzten geläufig, und Harsdörfer Gesprächsp. 4, 142 kennt nicht nur eine blinde Kuh, sondern auch eine blinde Maus (auch ein blindes Lieb-Spiel), vgl. Schmeller 1, 1665. — Wie wir höhnen: er kann nicht muh, nicht bäh sagen, so hatten schon die Griechen: ἔλαχες τὸ μῦ, m litera tibi obtigit, Lange 336. Muh, muh, muh! so ruft die Kuh, bäh natürlich das Bähschaf[1]), wer beides nicht kann, weiß weder Gicks noch Gacks (B. 383, Schr. 167).

Eine echt deutsche Redensart für: „das geht über seinen Horizont" wäre: so weit gehen seine Gänse nicht (Dirksen 25), d. h. sein wirkliches (und geistiges) Besitztum reicht nicht so weit. — Weder B. noch Schr. erwähnen: im Gänsehimmel sein = bewußtlos sein, vgl. Prümmer: Westfäl. Volksweisheit, Barmen 1881, S. 51.

Von der Gans zur Ente ist nur ein Katzensprung. Diese ist nur durch eine Verwendung ausgezeichnet, der Grund derselben aber viel umstritten. Eine Herleitung der Zeitungsente aus dem Wesen der Ente, wie sie Schrader S. 174 flg. giebt, scheint mir recht gesucht. Als Trägerin flüchtiger Phantastereien könnte man sich eher die Schwalbe denken. Am meisten Beifall hat die Ableitung Legende — Lügende — Ente gefunden[2]). Auch Andresen S. 95 billigt sie noch. Mich dünkt aber, daß Ente = Lüge schon vorhanden war vor der „spöttlichen Verdrehung" der Legende. Besteht doch auch der Ausdruck blaue Ente gleichzeitig neben Lüg-Ente.[3])

---

1) Schon Fischart Garg. K_8a hat die Redensart: „Was trukst den Käs? (drucket de Käs ist in Basel das, was unsere Schüler Preßwurst nennen) es gehn vil gut Schaf in ainen engen Stall", wozu ich die Fortsetzung hörte: ungeduldige aber noch mehr, denn sie springen übereinander, vgl. Schr. 83. Geradezu einen bösartigen Charakter hat das räudige Schaf (B. 812). — Das dem Teufel in den Mund gelegte „Viel Geschrei und wenig Wolle" (B. 378) ist in der Sprach-Posaune 1648, S. 18 umgewandelt zu: Je mehr Geschrei, je minder Wille.

2) B. 1121 giebt als ältesten Beleg dafür eine Stelle aus Schelmuffsky (1696) an; Lügende ist aber ein beliebter Kampfausdruck während der Reformation, vgl. Carl Müller: Die deutschen Lügendichtungen, Halle 1881, S. 111 flg. In M. Rinckarts Eisleb. Ritter Aiiij stehen beisammen: der Papisten fabulae, Aniles, prob und lügendae, s. meine Ausgabe B. 172 flg.

3) Hans Sachs: Schwank vom Lügenberg (1612) 1, 1086 nach blawen Enten sich versteigen, nach drappen oder loröl. Sollte da vielleicht an ein im Blauen, im Dunste liegendes Ende zu denken sein? Vgl. die Redensarten: einem etwas Blaues vormachen, faire des contes bleus, das Blaue vom Himmel herunterlügen. — Lange S. 256 hat als gleichbedeutende Ausdrücke: Tricae, Apinae = res futiles et nugatoriae, Korbfisch, blawe Enten, Pfifferling, Affenspil, Tille matelle. — Noch will ich hinweisen auf den Entenmeyer bei Speidel S. 233, eine Bezeichnung für schlechte Advokaten, die beredt sind zu Ungunsten von Recht und Wahrheit, sowie auf ent = Riese, was namentlich im Elsaß häufig vorkommt in Wegbezeichnungen, z. B. Entenweg, s. W. Hertz: Deutsche Sage im Elsaß.

Digitized by Google

Die Enten selbst sind nicht blau, wie Schr. 117 meint: S. 303 führt er selbst an: blau färben = lügen: blau ist die Farbe des Unsinns, des Närrischen, des Unwahren, vgl. Ztschr. f. d. Philol. 8, 240; Kirchner II, 25 [1]). Eine blaue Ente ist eine dumme Lüge, und die Umdeutung Lügende lehnt sich jedenfalls an die schon vorhandene und mit dem jetzigen Sinne behaftete Ente an. Ob diese aber etwas mit dem Wasservogel zu thun hat oder ob nicht ein ganz anderes Wort (vielleicht Mehrzahl von daz ende, s. Anm. 3) zu Grunde liegt, wäre noch zu untersuchen. Dabei müßte auch das Verhältnis von canard zu Ente festgestellt werden.

Als Bild der Geschwätzigkeit, welches Schr. 175 in der Ente finden will, gilt dem Sprichwort die Elster (B. 249), als das der Doppelzüngigkeit die Schlange (B. 221, 864). Die Eule ist lediglich in griechischer Auffassung Vogel der Weisheit, in deutschen Redensarten spielt sie eine andere Rolle (B. 264, Schr. 180). Die Taube dagegen wird in Altertum und Gegenwart übereinstimmend aufgefaßt; wenn Schr. 177 die Tauben, die jemand im Kopfe hat, mit dem Eigenschaftswort taub in Verbindung bringt, so sucht er die Sache zu weit: zunächst hat der Taubenliebhaber seine Tauben beständig im Kopf. Dadurch werden die Tauben aber noch nicht gleichbedeutend mit dummem Zeug, nur hat der Taubennarr für nichts anderes Sinn als für Tauben. — Bei Schr. wie bei B. vermißt man den lockeren Zeisig, den kranken Star, den Gimpel.

Daß die Spinne ebenso wie die Wespe (B. 1091) Sinnbild von Haß und Neid ist, rührt nicht bloß von ihrer Mordgier her, sondern auch von dem Aberglauben, sie sei giftig. Bezeichnend ist hierfür die Stelle bei Martini S. 70: Er ist ihm so spinnefeind, daß er ihn wohl im Löffel vergehen ließe (ihm vergeben möchte). Es fehlt auch die giftige („giftgeschwollene") Kröte. Auch das Hirngespinst war zu erwähnen, während außer der Eintagsfliege (B. 243) zu Nr. 317 auch die Fliege an der Wand zu erwähnen war, über die sich mancher ärgert.

1) Vgl. B. 136, 139. Das blaue Wunder ist Teufelsstück, s. Schaible: Deutsche Hieb- und Stichworte S. 73. Ins Blaue ist sinnverwandt mit ins wilde Tausend hinein s. o. Auch den blauen Montag (B. 138) möchte ich ohne Rücksicht auf die blauen Altardecken erklären (vgl. Andresen 308): man sagt auch blau machen ohne Beziehung auf den Montag: man giebt sich nicht der ernsten Arbeit, sondern thörichtem Treiben hin. Vgl. Scheraeus: Sprachenschule 1619 S. 230: Der gutte Montag ist vorzeiten auffkommen von dem faulen Gesinde vnd den Handwerksburschen, die jhn auch des Sonntags Bruder genand, biß ihn hertzog George zu Sachsen abgeschaffet hat 1520. Dresser par. 5 pag. 215. Doch ist er noch eben starck. Noch 1618 heißt der blaue Montag der unsinnige Montag, s. Schmeller 1, 1608.

Digitized by Google

Bisher war noch nicht die Rede von den Tieren, welchen eine mythologische Bedeutung zugewiesen wird. Schrader ist in der Anwendung mythologischer Deutung vorsichtiger als Borchardt. So will er den Wetterhahn lediglich aus der Natur des Hahnes als wachsamen Beschützers erklären; es ist aber unzweifelhaft, daß, wie die Verwendung von Tierbildern im Dienste der christlichen Kirche überhaupt auch die des Hahnes an heidnische Anschauung anknüpft. Der Hahn ist dem Donar heilig, besonders der „rote"[1]) (s. B. 421, 829, 539, Schr. 157, 144, vgl. auch Schaible, Hieb- und Stichworte S. 87), dadurch wird allerdings die mythologische Deutung nicht bei allen Redensarten zur Pflicht. So ist nicht nur der Wetterhahn das Bild der Unstäte, sondern auch der wirkliche Hahn, vgl. Lange S. 448: Er bleibt bei seinen Worten, wie ein Hahn bei seinen Jungen. Die Bedenken Schraders gegen die auch von B. 424 angenommene Erklärung von Hahn im Korbe erledigen sich, wenn man Korb vom Hühnerstall versteht (s. Wtb. V, 1798 Korb = Vogelbauer, Bienenkorb, Fischkorb, sogar Lattenkorb im Garten), in welchem der Hahn die Herrschaft führt (die ihm vielleicht von anderen streitig gemacht wird, vgl. „Er bleibt allein Hahn im Korbe", der pedant. Irrtum 1673, S. 73; „Er bedünket sich der beste Han im Korbe", Lange 113).

Von dem Tiere, welches Wodan vor allem heilig war, macht Sage und Schrifttum wenig Gebrauch: an die Heiligkeit des Pferdes erinnert höchstens noch das „gefundene Hufeisen", B. 512, Schr. 26. (Die Bemerkung Borchardts Nr. 1015 über den Tod zu Pferde geht ins Blaue.)

Daß das Schwein, wenigstens das wilde, dem Sonnen- und Glücksgott Freya heilig war, lehrt Schr. 137 wie B. 903, doch leitet ersterer das burschikose „Schwein haben" nicht aus dem Eberglauben ab. Es wird aber nichts anderes übrig bleiben: warum mußte gerade dieses Tier den höchsten Preis bei Schützenfesten u. dergl. (s. Richter S. 128) und den Namen für die höchste Karte abgeben? Daß Sau etwa die Umkehrung von As wäre, ist kaum zu glauben. Wie käme denn dasselbe Tier dazu, auch das Gegenteil von Glück zu bezeichnen? Nach einer Stelle bei Seb. Franck (B. 903) konnten Säue auch die niedrigen Karten sein, und „wer erstlich anfängt zu fechten, der macht viel Saustöße" Martini S. 10. Es wäre sonach der göttlichen Sau ebenso ergangen, wie dem göttlichen Kuckuck (B. 604): das dem Heiden heilige Tier wurde im Munde des Christen zum teuflischen, und dies um so

1) Weberi Spec. Paroemiarum Histor. 1718, S. 10 hat als phrasis nautica: den rooden Haan in het cruyt steeken, vom Sprengen eines Schiffes.

Digitized by Google

leichter, als die neuere Anschauung im Schwein nur das Unsaubere sieht.[1])

Dem zum christlichen Teufel gewordenen Donar hat unsere Sprache auch die Verwendung des Bockes zu Redensarten zu danken. Hierüber vgl. Schaible S. 77 flg., Schr. 75 und vor allem Mannhardt: Antike Wald- und Feldkulte 1, 159. Unter dem Bock, der einen stößt, versteht Mannhardt den Korndämon, Schr. geradezu den Teufel, und ins Bockshorn jagen faßt letzterer als ein Treiben in das Horn des Teufels. Dieser Deutung widerstreitet die Unmöglichkeit, in das Horn zu laufen, immer wird der Teufel mit zwei Hörnern gedacht. Da empfiehlt sich die Erklärung Mannhardts 1, 508. 515; 2, 317: das Bockshorn ist das Osterfeuer, in welches Tiere und Menschen gejagt wurden, um sich gewissermaßen zu feien. Auch B. 157 neigt dieser Erklärung zu, indem er das Bocksdorn genannte Notfeuer, von welchem in den Mecklenburg. Jahrb. 1855 die Rede ist, dem Bockshorn gleichsetzt. Zu dem Brauche stimmt auch der Sinn der Redensart: jemandem einen meist blinden, unbegründeten Schrecken einjagen,[2]) denn bei dem Durchlaufen durch das Strohfeuer wird niemand zu Schaden kommen, feig ist, wer ins Bockshorn kriecht, nicht mutig hineinspringt. Daß man auch sagt: ins Bockshorn blasen, kann auf Mißverständnis oder auf wirklichem Brauch beruhen (Schr. 76). Die Hauptfrage ist aber die nach der eigentümlichen Bedeutung von Horn = Feuer. Schon Böttiger Kl. Schr. 1, 357 weist auf das Horn als Sinnbild der Sonne hin, im Hebr. bezeichnet

---

1) Heidnischer Vorstellung entstammt auch das Pech: Pech und Schwefel sind Bestandteile der Hölle, ja Pech ist der Name der Hölle im Mittelalter, z. B. im Muspilli: „das ist Pech" wäre also gleichbedeutend mit Höllenqual (ein wenig frommer Wunsch ist Abraham a Santa Claras Entstellung requiescat in pice = er fahre zur Hölle), jetzt bezeichnen wir mit Pech (wie mit Malheur) ein kleines Mißgeschick, so daß wir von einem in der Prüfung Durchgefallenen verstärkend sagen, er habe schändliches Pech gehabt; höchstens ein Sitzengebliebener könnte mit Schr. 320 an das Schusterpech denken. Der andere Höllenstoff lebt noch sprachlich fort in der Schwefelbande, die keineswegs mit Schwefel zu hantieren braucht, wie Schr 323 will.

2) Gauleltasche 1673, S. 165: Wenn sich nun aufrichtige, Gewissenhafte und gelehrte Priester von solchen widerspänstigen Advocaten lassen ins Bockshorn jagen, bemeinen, die Welt sey über eine Meilwegs mit Bretern zugeschlagen und veneriren sie höher als sie es meritiren u. s. w.

Hier sei auch auf den Aberglauben vom Alpdrücken hingewiesen (B. 29, vgl. Schr. 34); im Altsächs. heißt der Alp, welcher aufhockt, backmahrte (Bocksmahrte) von back = Rücken; hierzu wieder gehört der „Schelm im Nacken", über welchen Hildebrand im D. Wtb. unter Kobold handelt (vgl. als Gegenstück B. 250), und mehrere der Redensarten, die B. 430 sämtlich auf das Joch der Tiere bezieht. Dort fehlt übrigens das Wort Schabernack.

Digitized by Google

keren (κέρας, cornu) sowohl das Horn als auch den Sonnenstrahl (fälschlich faßt aber Böttiger den Hornung als den Monat der wiederkehrenden Sonne, s. Weigand unter Februar), vgl. 2. Mos. 34, 29 flg. Habakuk Kap. 3 nennt auch die Blitzstrahlen Hörner, und Michel Angelo gab dem Moses Hörner, s. Kleinpaul in der Gegenwart 1888 Nr. 35 Sp. 134 flg.[1])

Auf Donar führt auch das Donnerwetter wie der Hammer des Auktionators, s. B. 220 und 433; aus den Angaben an letzterer Stelle ließe sich unter Hinzuziehung der Bedeutung des Hammers in den Gewerben eine hübsche Arbeit machen. Hinzuzufügen ist noch, daß im altdeutschen Recht der Hammerwurf den Erwerb heiligt; als Meister Hemmerlins (= Teufels-) Possen gelten Komödienspielen, Seiltanzen, Zahnbrechen u. s. w., s. Alemannia hg. von Birlinger 12, 24; vgl. 9, 93 sowie Schaible S. 75. Meiner Sechs braucht nicht auf Saxnot zu gehen, s. Richter S. 136, Andresen 373.

Zu der oben vorgeschlagenen Arbeit über den Stab könnte auch die dem Wodan eignende Wünschelrute (B. 459) herangezogen werden, sowie der getreue Eckart mit seinem Stabe (B. 230): auch dieser gehört zu Wodans wildem Heer.[2]) Wenn wir aber schließlich noch den Siebenmeilenstiefeln (B. 912) und dem Sonntagskind (920) Beziehungen zu Wodan nicht absprechen, so dürften wir bereits an der Grenze der Möglichkeit für mythologische Deutung angelangt sein. Borchardt begnügt sich freilich noch nicht. Wenn einem Schelling die Sprache als ver-

---

1) Fischart macht im Jesuiterhütlein das Horn zum Symbol der Hölle, welches Lucifer wieder aufpflanzen will; die Mönchs- und Kuttenkappe ist ein Spitzhorn, die Bischofsmütze eine Mütze mit zwei Hörnern, dreihörnig übereinander getürmt ist der päpstliche Hut, vierhörnig der Jesuitenhut. — Übrigens wird als gleichbedeutend mit dem Jagen ins Bockshorn das Haberfeldtreiben bewiesen von Simrock: Handb. der Myth. [3] S. 527 und Quellen des Shakesp. 1, [2] 354. Bockshorn heißt auch das Mutterkorn, Secale cornutum, s. Mannhardt: Roggenwolf S. 22. Wurzbach: Histor. Wörter S. 45 giebt noch andere landschaftliche Bedeutungen von Bock und Horn an und versteht S. 47 ein wirkliches Jagen gegen des Bockes Hörner. Erwähnen will ich nur noch, daß Schierenberg: der Ariadnefaden für das Labyrinth der Edda, Frankfurt 1889, S. VIII (Meli) Bocus als Feuerwarte, Boke an der Lippe als Ort, wo Feuerzeichen gegeben werden, versteht und damit engl. beacon = Bake, Leuchtschiff vergleicht!

2) Über diese Sage vgl. W. Hertz: Deutsche Sage im Elsaß S. 225 flg. Ein Zeugnis für sie aus dem Jahre 1590 in Birlingers Alemannia 11, 86; vgl. Archiv für Litteraturgeschichte 9, 275. Schottel, Ausf. Arbeit S. 1138 flg. Goedeke, Grundr. 2, [2] 369. J. Hub, Deutschlands Balladendichter S. 218 flg. — Merkwürdig ist eine gelehrte Abhandlung von Phil. Großgebaur: De fideli Eccardo, Vinariae 1690, 4° (auf der Königl. Bibl. hier Ling. Germ. rec. 100, 14). Hier wird der treue Eckart als Volksetymologie vom troischen Hecard = Hektor erklärt!

Digitized by Google

blichene Mythologie gilt, so strahlt dem Erklärer deutscher Redensarten mancher Ausdruck in schier fabelhaftem Glanze. Da soll das Hausfrauengebot, aufzuessen, damit gut Wetter werde, von der Frigg, der Wetterherrin (= Holle Nr. 278), der Göttin der häuslichen Wirtschaft, der Leuchtenden, Glänzenden (= Bercht Nr. 817) ausgehen! Da soll ferner die Formel: in Hülle und Fülle auf eine altgermanische Rechtssitte zurückführen, die schon von den Asen geübt wurde (Nr. 514; Radlof 2, 196 hat aber: in größter Üppe und Fülle; Freybe: Das Leben im Dank 1888, S. 49 führt den Ausdruck auf die christliche Genügsamkeit zurück; noch Zeiller: Epistol. Schatzk. 396[b] versteht unter Hülle und Fülle Kleidung und Nahrung); die Luftschlösser sollen veranlaßt sein durch die Vorstellung von den Götterburgen! (Nr. 655.)[1])

Das Gras wachsen hören führt B. 400 auf Heimdallr zurück, der leider nicht auch die Flöhe und die Fische husten hören und durch ein eichenes Brett oder sieben Thüren sehen konnte; die „große Armee" aber auf das Geisterheer der Walhalla, wobei über eine Seite dem wütenden Heer gewidmet wird (Nr. 57); an dieses schließt er die schnell reitenden Toten an (1039), ebenso das fahle Pferd (267); Loki muß herhalten, um zu erklären, wieso der Teufel los ist (1014), Thor gab Anlaß zu dem Ausdruck aufgedonnert (63[2]), sowie zu dem Reiten der Schneider auf dem Bocke (880, vgl. Schr. 74), Odin wird zum Kellermeister Barthel erniedrigt (103, vgl. Richter 99 flg., eine volksetymologische Erklärung bei Andresen 338), woran sich eine lange Bemerkung über den Knecht Ruprecht knüpft; ähnlich werden die sächsischen Baummädchen mit allerlei gelehrtem Beiwerk versehen, worunter sogar die Yggdrasil nicht fehlt.[3])

---

1) Flögel: Gesch. d. kom. Litteratur 3, 321 lehrt das gerade Gegenteil von B.: nicht Überfluß, sondern Mangel an Schlössern habe der Mauren wegen in Spanien geherrscht.

Ähnlich hat man auch die böhmischen Dörfer von der Verwüstung der böhmischen Ortschaften herrühren lassen, so Zeiler: Epistol. Schatzk. 374[b] (vgl. B. 158), aber Wurzb. Glimpf und Schimpf S. 28 hat hier bereits das Richtige getroffen: Böhmen, das Land der Wälder (bei Bredelo: Poet. Tisch 1612 S. A₃ steht auch: „Das sind mir böhmische Wälder", also noch vor dem 30jähr. Krieg), blieb lange außer Zusammenhang mit der Kultur; dazu kam der ungewohnte Klang der böhmischen Ortsnamen: sie klangen ganz so fremd wie chinesisch oder polnisch — letzteres berührte den deutschen Juden mehr, daher spricht er von polnischen Dörfern, s. Tendlau S. 41.

2) Anton Nr. 16 (1844) S. 7: „Der übertriebene Staat macht auf das Auge einen ähnlichen Eindruck, wie das Getöse des Donners auf das Ohr!" Jedenfalls ist aufgedonnert entstellt aus gedohnt (z. B. wie eine Pauke, s. Richter S. 148), vgl. aufgedunsen — eine aufgedonnerte Schöne legt ohne es zu wissen Dohnen aus.

3) Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß die Mandeville u. s. w. auch Gänse und Enten auf Bäumen wachsen lassen! — Sehr verschiedenartiges

Digitized by Google

Daß der Wind, der jemanden herweht, von Wodan, dem Wind- und Wunschgott ausgeht, „merkte man schon im Mittelalter nicht mehr", wohl aber B. 1096. Die Wölfe der Edda werden herangezogen, wo es sich um die Hundswut handelt, die „Laune", die den Mond (luna) anbellt (690); Dieb und Teufel sind „vielleicht etymologisch identisch" (Nr. 1019, vgl. 936, wo der Spitzbub vom Spitzhut der Zwerge erklärt wird: kann sich nicht auch ein verschlagener, betrügerischer Mensch freuen wie ein Spitz—enhändler? mhd. spiz = listig ist hier ähnlich verwandt wie das Adj. gau = geschwind, gewandt in Gaudieb, s. Andresen 236 zu Nr. 877); und das Zetergeschrei endlich geht auf Ziu zurück (1122 — Borchardts Etymologie ist um nichts besser als die des Scheräus S. 131: Mordio = mors) — muß man da nicht Zeter schreien?

Sehen wir B. so förmlich schwelgen in mythologischer Gelehrsamkeit, so ist er auch nicht immer glücklich, wenn er Redensarten in Beziehung zur Geschichte setzt. Um des Kaisers Bart streiten wird wohl richtiger auf Friedrich Barbarossa bezogen, als auf Karl (B. 102, Schr. 242, wo ein Hinweis auf Geibels wunderhübsches Gedicht fehlt; im Sprachwart 1875 soll über die Redensart gehandelt sein). Der alte Kaiser, auf den man borgt u. s. w. (B. 33, Schr. 242) ist aber kaum Barbarossa, sondern der Vorgänger des lebenden.[1]) Dagegen bezieht sich die bei B. fehlende Redensart: das ist für den alten Fritz(en) auf Friedrich den Großen, für den zu arbeiten schon Voltaire abgelehnt haben soll.[2]) Für: „Da ist Holland in Not (Nöten)" bedarf es kaum eines geschichtlichen Hintergrundes (B. 498). Schr. 305 begnügt sich mit dem Hinweis auf die Wassersnöte Hollands, und so möchte ich auch das „Durchgehen wie ein Holländer" nicht auf ein geschichtliches Ereignis[3]), sondern auf die holländische Schiff- oder Schlittschuhfahrt beziehen.

---

vereinigt auch Nr. 1065, und doch fehlen noch Meinrads Raben, Schr. 270. — In dem bei B. und Schr. fehlenden hinkenden Boten (Martini 35, vergl. Schottel: hernach kam der hinkende Bote mit halben Armen und halben Beinen) vermutet Kuhn auch den Teufel, siehe aber Kern und Willms Nr. 267.

1) Vgl. Es gehet auf den alten Kayser loß (jedenfalls das „Schimpfen") im Specimen Paroemiarium Historicarum, quod ex publ. praelectionibus Imm. Weberi collectum examinandum sistit Christ. Gottl. Passern, Gissae 1718, S. 22.

2) Vgl. travailler pour le roi de Prusse, wozu Wurzbach: Historische Wörter S. 359 eine sehr unwahrscheinliche Geschichte erzählt.

3) B. 499, dazu noch eine ganze Reihe von passenden (?) Thatsachen in dem Specimen Paroemiarum S. 5 flg.; der Verfasser billigt mehr die ehrende Bedeutung des Durchgehens = Durchbrechen und giebt S. 9 flg. Beispiele von mutigen Durchgängern Hollands. Vgl. auch Kern und Willms Nr. 44. — Zu Holland in Not siehe auch Tendlau 157, sowie die Stelle im visierl. Exorcisten 1675, S. 17: Holland steht offen, fehlet nur am einnehmen (von einem Liebhaber vor der offnen Thür).

Digitized by Google

Auch den „blinden Hessen“ faßt W. 141 historisch, Wurzbach: Glimpf und Schimpf S. 31 bringt die Chatten mit den jungen Katzen zusammen, die neun Tage blind sind, nach dem Vorgange von Ern. Christ. Arnoldi, dem Herausgeber eines Specimen Paroemiarum Historicarum (s. Anm. 1), Giessae 1715, S. 11 flg. Aus den cattis seien aber auch catuli gemacht worden, die ebenfalls neun Tage blind sind, daher rühre der Schimpfname blinde Hunde oder Hundhessen. Schon 1518 sei der Löwe im hessischen Wappen für einen Hund angesehen worden (das würde zu dem dummen Jungen von Meißen passen, der nicht wie bei Schr. 291 und Richter 68 flg. aus einer Porzellanfigur zu erklären ist, sondern aus dem Helmschmuck im Wappen der Markgrafschaft Meißen, dem sog. Meißner Judenkopf, dem heraldischen Symbol des den Wettinern verliehenen einträglichen Schirmamtes über die in Thüringen ansässigen Juden. Es ist ein Mannsrumpf in rot und weiß gestreiftem Kleid mit bärtigem Kopf von ausgeprägt semitischem Typus: das Kleid, sowie die auch rot-weiß gestreifte Mütze konnte leicht auf einen Narren umgedeutet werden.) — Zwölf Welfenknaben entgingen nach dem Welfenmythus dem Tode dadurch, daß man sie für blinde Welfen (= Hunde) ausgab. Es giebt aber auch blinde Schwaben, d. h. Leute, die etwas nicht sogleich einsehen, und in der Schweiz glaubt man allen Ernstes, die Schwaben seien noch 9 Tage nach der Geburt blind. Eine Erklärung des blinden Hessen soll auch der Sprachwart 1875 (IX) Nr. 22 S. 341, 46 enthalten.

Nach Hessen führt auch die Revanche für Speierbach (W. 818), die aber kaum sprichwörtlich ist (auch der Pyrrhussieg 801 und das Überschreiten des Rubikon 833 sind nicht volkstümlich). Oberflächlich sind die Bemerkungen zu Nr. 7: Ab nach Kassel. Leider ist dies Wort schon vor 1870 im Gebrauch — wer bezöge es sonst nicht sofort auf Napoleon, zwar nicht als Erfinder, aber als ersten Empfinder. Daß das Leben wie Gott in Frankreich erst seit der französischen Revolution möglich ist (W. 397), möchte ich bezweifeln; uns Deutschen liegt es fern, die damalige Absetzung Gottes als den Anfang guter Tage für Gott zu betrachten. Auch das Alter von „Kein Geld, kein Schweizer“ müßte noch festgestellt werden; Franz I. könnte 1521 (W. 371) sehr wohl ein bereits vorhandenes Wort als wahr empfunden haben. Unter dem Frieden, dem man nicht traut, braucht nicht der Landfrieden (W. 330) verstanden zu werden, auch besteht keine Notwendigkeit, die Redensart: es ist kein andrer Rat als Konrad, gerade an die Zeiten des Bauernkriegs anzulehnen (W. 811); die Häufigkeit des Namens Konrad und Heinrich rührt übrigens von den Kaisern dieses Namens her, noch heute sind Hinz und Kunz die Vertreter von aller Welt,

Digitized by Google

vgl. B. 609.[1]) Eher möchte ich den Rädelsführer in den Bauernaufständen suchen, nicht weil die Ausrückenden ein Rad, d. h. einen Kreis bildeten oder eine Fahne mit Glücksrad trugen (B. 805), sondern weil sie als Abzeichen ein wirkliches Rad mit sich führten als Hohn auf eine den Bauern häufig auferlegte Strafe.[2]) Im Alamod.-Technolog. Interim (1675) S. 448 wird noch auf eine schlimmere Strafe, das Rädern, angespielt: Die Bauren müssen einmahl wiedrum auffstehen, sonst thut es in die Länge kein gut. Wann sie dann das Rädlein führen, so können sie auch darauff geleget werden.

Nach Schr. S. 200 soll Kortez zuerst die Schiffe hinter sich verbrannt haben; ganz ähnlich verbrennen schon die auswandernden Helvetier ihre Ortschaften, Caes. bell. Gall. 1, 5.

Allgemein gebräuchlich sind die Redensart von der Bärenhaut (B. 98, Schr. 148) und der Ausdruck gemeiert (B. 5), kaum aber der tolle Christ, der übrigens ebenso wenig an eine bestimmte Person anzuknüpfen ist (B. 199, vgl. Andresen S. 22), wie der stille oder sanfte Heinrich (B. 475, vgl. 329), der wahre Jakob (B. 532, vgl. Richter 66), der Stoffel (984) u. a. Die Herleitung des deutschen Michels von General Michael Obentraut erscheint auch B. 684 (vgl. Andresen S. 10) abgethan. Freilich hätte sich B. gegenüber den Versuchen, als Urheber sprichwörtlicher Bezeichnungen bestimmte einzelne Personen hinzustellen, noch vorsichtiger beweisen sollen. Mit Andresen hätte er sich wenden sollen gegen den Jenaer Professor, der den Schulfuchs,[3]) gegen den Abt

1) In Enenkels Weltbuch klagt der nachmals zum Kaiser gewählte Eierhändler Dagbert: mein namen ich nicht nennen kan, wan er ist unschoene; er mag wol haizen hoene, der mich alsô nennen hiez und manigen guoten namen liez, Hainrich unde Kuonrât alles in dem land umb gât, s. v. d. Hagen Gesamtabent. II, 569, S. 94 flg.

2) Wurzbach S. 294. Über diese Strafe handelt Speidel Notabilia S. 744 nach Schumanns Speir. Chronik 5, 64 Bl. 528. Nach Linnae: De iure publ. 2, 9 146 Bl. 137 (Speidel S. 758) wurde das Rad auch auf Fahnen abgebildet, erst hiervon bekam eine Abteilung Kriegsleute den Namen Rädlein, s. Schmeller 2, 51, Schrader 267 (vgl. Fähnlein). Ein ähnliches Abzeichen der Bauern ist der Bundschuh, vgl. Kleinpaul S. 327; Alb. Dict. s: carbatina bauernschuh, bundschuch. Sie wurden mit Riemen gebunden, daher Reime dich Bundschuh (z. B. im Eisleb. Ritter B. 1509 flg.) vgl. Zeiller: Epistol. Schatzk. 673a; Weller: Altes und Neues aus allen Teilen der Gesch. 2 (1763) 281 flg. Scheraeus: Sprachenschule S. 239.

3) B. 166, vgl. Holstein in Herrigs Archiv 58, 226. Schaible S. 14 erklärt den Fuchs aus fuchsen, d. h. prellen wie einen Fuchs (s. o. S. . . .) u. vgl. engl. feix und feux mit to fag (fegen) — prügeln, tyrannisieren; ein fag ist in englischen Schulen ein junger Schüler, der die älteren zu bedienen hat. Da die fleißigen jungen Studenten, die von den anderen dafür arg geplagt wurden, mit Federbüchsen ins Kolleg gingen, wurden sie Federfuchser oder auch Pennale genannt (vgl. unser: auf dem Pennal, deutsch: auf dem Kasten). — Moscherosch hat noch andere Spottnamen: Haushähne, Spulwürmer, Mutterkälber, Säuglinge, Quasimodogeniti, Raupen, Pech, Ölberger.

Digitized by Google

Knüttel, der den Knüttelvers (S. 15) gegen den Arzt Archigenes, der die Arznei (S. 16), gegen den Marschall Turenne, der das Thürängeln (S. 24) erzeugt haben soll. Auch den Freund Hein läßt Andresen S. 240 mit Recht nicht als den Arzt des Dichters Claudius gelten (s. B. 158, vgl. meine Bemerkung zu Goed. Grundr. § 224, Nr. 45,5 in der im Erscheinen begriffenen neuen Auflage): so muß ich auch die Professoren Stankarius und Flacius (B 950) um die Ehre bringen, die Väter der Stänker und Flätze zu sein. Die Formeln Stänker und Zänker bei Martini 277, erstunken und erlogen, das Zeitwort stänkern = heimlich eines andern Sachen durchsuchen, Stank d. h Verdruß verursachen (s. Schmeller 2, 771; Andresen 346 flg. sowie Meierotto in dem Beitrag zur deutschen Sprachkunde, Berlin 1794 S. 254) sind nicht erst auf dem Miste des Professors Stankarius gewachsen; von einem Flätz oder Fletz weiß man mindestens so lange, als man den Flegel kennt.[1]) Bei der Redensart „einen Stiefel reden" erwähnt B. 978 den von Wurzb. S. 328 angezogenen Wettermacher Stiefel mit Recht nicht, sie ist jedenfalls gebildet nach „einen Stiefel trinken", wenn nicht Stiefel aus Stil (Andresen 121) verunstaltet sein sollte.

Der Vorgang in Jena, in welchem B. 784 (vgl. Gombert in der Germania 34, 379 flg.) die Erklärung von Philister findet, setzt das Dasein des Philisters schon voraus; Schr. 353 flg. giebt eine bessere Erklärung So wird wohl auch der Bruder Studio anders als bei B. 181 sich herleiten lassen.

Wie Büchmann hält B. 838 am Saal-Bader fest, d. h. an der Erklärung, die bereits Schupp: der ungeschickte Redner 1638 (= Schriften S. 657) giebt. Derselbe Schupp bezeichnet (Schriften 590 und 929) ein Buch, aus dem man Quacksalber werden könnte, als eine schola Salbaderiana (für Salernitana). Hier scheint aber eine Vermengung mit einem andern Ausdruck: Salpaterei vorzuliegen, was auf Salpeter (sal petrae oder patrae) zurückführt, ein viel gepriesenes Heilmittel der alten Zeit[2]).

---

1) Schottel 1317 hat: floß homo insigniter impudens, scurrilis nugator neben „fletz, ein Bergwort, flöße, flötze ratis". Speidel Notab. S. 118: Fletz ist, das eben hinweg ligt und weder vnter noch ober sich fällt Schmeller 1, 798 vgl. zu flät Sauberkeit ndd. fledig = garstig, häßlich (Köln, Aachen), flät Schmutz, schmutziger Mensch. Anton Nr. 17, S. 19 erklärt sich (hin-)flätschen von Flatsch, d. h der auf die Erde gegossenen und aufschlagenden Wassermasse; flatschen = breites Stück, welches herabhängt. Man sagt aber auch sich hinflegeln wie hinlümmeln.

2) Hierauf wies mich eine Zuschrift von C. Spielmann in Friedland hin, die meine in der Gegenwart 1885 Nr. 32 ausgesprochene Meinung widerlegt. Auch Schottel verwechselt die Worte im Bellum Grammaticale 1673, S 28: ihr müsset mir verzeihen, daß ich solchen mit einlaufenden Salpaterien nicht lenger kann beiwohnen; er meint Salbadereien = thörichtes Geschwätz, in welchem Sinne auch Harsdörfer Gesprächsspiele (1644) 1, 189 vom Salbader spricht.

Digitized by Google

Eine Erklärung, die den Bader bestehen, die Saale aber außer Spiele läßt, greift zurück auf die Bäder, welche Reiche zu Gunsten der Armen und Kranken, aber zu ihrem eigenen Seelenheil stifteten, sodaß also die Armen die Sünden der Reichen ausbadeten[1]). Diesen Spittelleuten gegenüber mochte sich allerdings zu der sonstigen Geschwätzigkeit der Barbiere noch ein frömmelnder Ton der Saalbader gesellen, und die Anlehnung an das Wort Salbung konnte die Verwendung des Wortes für elende Prediger erleichtern. Aber der Übergang von selbat (Lexer 2, 861) in Salbader erregt Bedenken, ein Salbad vollends ist nicht nachgewiesen. Adelung nahm daher einen Salbenbader, Stosch einen schlechten, oberflächlichen Bader an, der die Haut sal = gelb, grau, schmutzig lasse, vgl. Berl. Beitr. zur deutschen Sprachkunde 1794, 1, 241[2]). Die einzig richtige Erklärung giebt schon Pischon 1820 (Jahrb. der Berl. Ges. f. deutsche Spr. 1820, S. 216) an, auch Andresen empfiehlt sie S. 335. Wer in den lateinischen Predigten das Wort salvator = Erlöser, Heiland zum Überdruß oft wiederkehren hörte, konnte von dem Prediger sagen: er hat gesalvatort. Auch die Beredsamkeit des Bieres bei den Salvatorfesten geißelt man mit diesem Worte[3]). — Auch der Gallimathias ist schwerlich als Verdrehung von gallus Matthiae im Munde eines Advokaten zu betrachten (Andresen S. 315).

Die Erklärung von Worten aus einzelnen Vorkommnissen, aus Anekdoten von bestimmten Personen ist immer bedenklich. Auch Schr. verhält sich dieser Erklärungsweise gegenüber ablehnend (S. 21, 151). Ist doch selbst das Ei des Columbus zweifelhaft (B. 236), und im Deutschen giebt es abgesehen von Bezeichnungen, die sich auf bestimmte Gegenden beschränken[4]), nur einen Namen, der wirklich volkstümlich geworden ist: Adam Riese, B. 820 (vgl. Büchmann).

---

1) Jahrb. der Berl. Ges. f. deutsche Spr. 1820, S. 215 flg.; vgl. Litteraturblatt f. germ. u. roman. Philol. 1887, Sp. 432.

2) Mit diesem sal hängt die Salleiste zusammen, die bei knapp gefüllten Biergläsern gerügt wird, eigentlich aber das Anschrot oder den Anwurf der Tuchmacher bezeichnet (s. Heyne 1, 116. 186); vgl. auch sich herumsielen.

3) Herrigs Archiv 58, 225. Diese Feste sind allerdings alt, s. Marggraffs München 1846, S. 533 flg; wunderbar ist aber, daß man das Schwatzen beim Biere salbadern nannte, während die Verstümmelung vor dem Salvatorbier Halt machte, vgl. Andresen 297 flg, Schmeller 2, 272. Die Bekanntschaft mit Salvator hat sogar Salvaterwurst ermöglicht (aus cervellato). Vgl. auch „einen Salm machen", von Psalm, bei Söhns S. 19 flg.

4) So „falsch wie Galgenholz" B. 272; Tendlau S. 275 (man hört) nix als Kasper Lutz = nichts als Unglück, von einem Leiermann auf der Frankfurter Messe, der immer Unglücksgeschichten absang.

Digitized by Google

Mehr in gebildeten Kreisen ist Joh. Ballhorn zu Hause (B. 91), er hat aber dafür auch unsere Sprache mit neuen Wörtern bereichert: verballhornen, ballhornisieren (letzteres im Alamod.-technolog. Interim 1675, S. 243), ganz wie im Englischen lynchen (B. 658) und boykotten auf bestimmte Personen zurückführen. Wenn B. 1041 den Ausdruck mit dem Trichter eingießen als 100 Jahre älter erweist, denn Harsdörfers Poetischen Trichter, so ist der „Nürnberger Trichter“ doch, wenn nicht Harsdörfern (vgl. Richter 104), so dem Nürnberger Johannes Gründler zu danken, der das von dem Engländer Morland 1671 erfundene Sprachrohr wohlfeiler herstellte (ein trichterartiges Rohr mit verschieden weiten Öffnungen). So giebt es auch Kannegießer schon bei Murner und Fischart, das Kannegießern hat aber erst seit Holberg 1722 sein jetziges Gepräge. Eine Schweizer Redensart: „Das gehört ins Thierbuch“, von abenteuerlichen, auffälligen Sachen, geht auf Konrad Geßners Historia animalium 1551 flg., deren Bilder viel Befremdliches darboten (Wackernagel: Fischart S. 53 flg.). Die vielen Werke, welche den Titel Speculum (z. B. vitae humanae des Vincentius Bellovacensis, andere bei B. 926) führen, brauchen zwar nicht Redensarten wie „den Spiegel vorhalten“ veranlaßt zu haben, beweisen aber doch das Alter dieses Bildes.[1])

So wird sich denn auch ein guter Teil der Wörter und Wendungen, die P. Grünberg in seiner Schrift: Biblische Redensarten (Heilbronn 1888) als auf dem Gebrauch oder Mißbrauch der Bibel beruhend, zusammenstellte, als älter erweisen lassen, denn die Bibelübersetzung, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß sie durch die Bibelübersetzung erst allgemein geworden sind, vgl. Söhns in dieser Zeitschrift IV, S. 10 bis 29. Schon im Mittelalter wollte man die Perlen nicht vor die Säue werfen, s. B. 769. Die Mohrenwäsche kennt schon Äsop, B. 688; vgl. auch Nr. 995 gegen den Strom. Ob der Liebesmantel lediglich christlichen oder biblischen Ursprungs ist, machen die Ausführungen Borchardts zu Nr. 664 zweifelhaft, vgl. Richter 94. Vielleicht ist der christliche Mantel aus der Tarnkappe hervorgegangen, die bei Lange 510 und Martini 90 zum Hütlein geworden ist, unter dem man spielt und stiehlt. Wie die Bibel selbst schon vorhandene Sprichwörter verwendet,

---

1) Vgl. auch den Titel einer Satire, welche dem Gottfr. Wilh. Sacer zugeschrieben wird, „Reime dich, oder ich fresse dich“, Nordhausen 1673. Die „frommen Wünsche“ waren jedenfalls auch früher da, als das Buch von H. Hugo vom Jahre 1627, dessen Titel Pia desideria das Wort allgemein machte. Auch der fromme Betrug (Ov. Met. 9, 711) ward Titel einer Flugschrift des 30jährigen Krieges vom Jahre 1620: Pia fraus oder spannisch Natur, welche durch die Jesuiten in alle teutsche Gemühter zu pflanzen begehrt und unterstanden.

Digitized by Google

sieht man an dem Rufe: Arzt, hilf dir selber! was schon bei Plutarch steht (ἄλλων ἰατρὸς αὐτὸς ἕλκεσι βρύων, Lange 52). Daß andrerseits manche Redensarten wirklich erst Luther zu danken sind, erhellt z. B. daraus, daß Lange (1596) S. 188 πρὸς κέντρα λακτίζειν noch nicht wiedergiebt durch: wider den Stachel löken (B. 947), sondern lediglich dem Sinne nach umschreibt, sowie er auch S. 480 non omnibus servio übersetzt mit: ich bin nicht aller Heiligen Knecht, statt mit Anlehnung an: man kann nicht zweien Herren dienen. Eine anziehende Aufgabe wäre es, das allmähliche Übergehen der biblischen Wendungen in den allgemeinen Gebrauch zu verfolgen, eine Aufgabe, welche Grünfeld und Söhns sich nicht stellten.[1]) So finde ich den „wunderlichen Heiligen" zuerst bei Schupp, Schr. S. 1415: „Sehet doch, was der Jonas für ein wunderlicher Heiliger gewesen sey", während Ps. 4, 4 nur steht: Erkennt doch, daß der Herr seine Heiligen wunderlich führet. Harsdörfer sagt in den Gesprächsp. 2, 262: „Dem Reinen ist alles rein, Er zieht aus den Blumen gleich den Bienen die Süßigkeit der Tugend, die Bösen aber den leidigen Gift der schnöden Laster, denn ihnen würde auch das Gute ein Stein des Anstoßes", und im Alamod.-technolog. Interim 1675, S. 477, sind vereint „alle von Adam her mir Anverwandte, gute Freunde, getreue Nachbarn und deßgleichen, teutsch und treuhertzig verstehe".

Gerade die Redensarten biblischen Ursprungs machen es äußerst schwierig, den Begriff Redensart zu sondern von dem des Geflügelten Wortes. Die Auseinandersetzungen Borchardts S. IX flg. hierüber halte ich nicht für erschöpfend. Dadurch, daß man ein Wort im Munde des Volkes aufsucht und seine Spur bis in die entlegensten Winkel bekannter und verschollener Schriftwerke verfolgt, wird die Redensart noch nicht zum geflügelten Wort: wer bürgt dafür, daß man in seiner ersten Quelle zugleich seinen Urheber gefunden hat? Wie so mancher Liederdichter des Mittelalters Spuren von echten Volksliedern[2]) aufweist, wie von neueren Dichtern alte Volkslieder benützt wurden,[3]) so ließen sich

1) Für einen Teil des Stoffes löste sie C. Schulze: Die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache, Quedlinburg 1860. Bemänteln weist Gombert im Programm zu Groß-Strehlitz 1889 S. 14 aus dem Jahre 1524 nach.

2) Wie Walter Germania Bd. 44 nachweist, doch siehe Ztschr. f. d. U. 1890, S 146 flg.

3) Außer dem Heideröslein vergleiche man für Goethe ein Gedicht in dem großen Klunkermutz 1671 S. 32 flg., welches nicht nur ganz im Versmaß von vielen Liedern Goethes gehalten ist, sondern S. 35 auch die Worte enthält: Ich bin verliebet, Tödlich betrübet — stimmt das nicht merkwürdig zu Clärchens Lied? (vgl. Büchm. S. 36). Hildebrands Nachweise in dieser Ztschr. VI, S. 351 flg. wären noch zu ergänzen durch Löpers Anm. zu den Ged. 1², 278 flg. Biedermanns Goetheforschungen 2, 344 flg. — Wenn Zeiller: Epistol. Schatzkammer 1683, 484 b

unsere Dichter auch die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten nicht entgehen, und wenn wir nicht in den meisten Fällen wüßten, daß die dichterisch ausgebeutete Wendung schon vor dem Dichter in der Sprache lebte, würden wir sie zu den geflügelten Worten rechnen müssen.[1]) Wenn Becker: Das Sprichwort in nationaler Bedeutung S. 7 darauf hinweist, daß bei den Griechen die Sprichwörter von allen, auch den ernstesten Dichtern und kunstvollsten Prosaikern angeführt wurden, während sie bei uns fast nur im Munde des Volkes leben, so würde eine Durchsicht unserer Klassiker eine überraschende Ausbeute an sprichwörtlichen Redensarten gewähren. Rümpfte nicht Voltaire die Nase über die Verwendung des „pöbelhaften" Ausdrucks „nicht eine Maus hat sich gerührt" im Hamlet (vgl. B. 679)? Man kann aus dem Vorkommen von volkstümlichen Wendungen in Dichtungen geradezu Schlüsse ziehen auf den Charakter des Ganzen, seiner Teile, seiner Personen. Es ist wohl nicht Zufall, daß in Wallensteins Lager Ausdrücke vorkommen wie: mäuschenstill, auf den Hund kommen, (wer bei den Soldaten sucht Gottesfurcht und Zucht, wird wenig finden und thät er auch) hundert Laternen anzünden; wenn der Schweizer Bauer dem Landvogt das „Bad segnet" (B. 86) und die Landsknechte „am Pranger zu stehen" vermeinen; wenn in Hermann und Dorothea das Essen eines Scheffels Salzes als Freundesprobe empfohlen wird (B. 840, vgl. dazu Aristot. Eth. Nicom. 8, 3), wenn Egmont den Sinn der Redensart „spanisch kommen" launig umkehrt (B. 921, Richter 138 flg.), wenn Faust fragt: Was willst Du Dich das Stroh zu dreschen plagen? sowie: Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? und wenn die Strohwitwe Martha klagt, auf dem Stroh allein gelassen zu sein (B. 994). Auch schwarz auf weiß ist volkstümlich (B. 901 erwähnt Faust nicht), während im zweiten Teile „die alte Leier" in ein mattgesungen alt Gedicht umgestaltet wird.

---

aus Mich. Moscherosch Christlicher Vermächtniß S. 11 anführt: „Es haben die Neydige Kein Ruh bey Tag und Nacht, Ihr Hertz gar selten lacht, Gehn traurig, und sind Unmuthsvoll, Im Hertzen ist ihn'n nimmer wohl", so wird man sofort an Don Juan erinnert.

1) Auffällig ist es uns, wenn Schiller im Kampf mit dem Drachen umkehrt: Nacht und Tag, vgl. νύκτα καὶ ἡμέραν, Walter 20, 8: naht und tac; 8, 23 stig und wege, 21, 3 und 124, 1 liut und lant; Goethe: half ihm doch kein Weh und Ach (gegenüber Bürger in der Europa: Nichts half ihr Ach und Weh) vgl. B. 269, der sogar umdreht: Fall und Knall. Wieland im Oberon 2, 22 hat: wie er lebt und leibet. Im großen Titulmann 1690 S. 6: Ernst und Schimpf. Vgl. auch παῖδες καὶ γυναῖκες gegenüber Weib und Kind: die Alten schätzten die Kinder höher als die Weiber. Doch s. Xen. Anab. 4, 1, 8. Luther: Gut, Ehr, Kind und Weib; Schiller Tell 3, 1: Kind und Weib.

Digitized by Google

Wie Goethe Agricolas: Was nicht von Herzen kommt, geht nicht zum Herzen umdichtet in: „doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, Wenn es euch nicht von Herzen geht", so sagt Schiller über die verschütteten Tempel Griechenlands: „Könnte die Geschichte dann schweigen, Tausend Steine würden redend zeugen",[1]) und sein „Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit" würde ins Volkstümliche übersetzt, lauten: Muß ist eine harte Nuß, was natürlich an jener Stelle unmöglich wäre. Eine Veredelung nach Sinn wie Form nimmt auch Goethes Sänger[2]) vor, wenn er „singt wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet", und nicht einfach wie ihm der Schnabel gewachsen ist (s. B. 876) — nicht alles, was als geflügeltes Wort im Sinne Büchmanns, als aus der Prägstätte eines Dichters hervorgegangene feste Formel gilt, ist wirklich funkelnagelneu, sehr oft greift der Dichter auch hierbei in den großen Schatz, den ihm die Sprache seines Volkes bietet. Wie überrascht ist man, wenn man bei Besoldus: Thesaurus praktikus 1612 S. 13 liest: Ein Leib und zwo Seelen (vgl. B. 240): Büchmann lehrt, Halm habe uns das Wort gegeben: Zwei Seelen und ein Gedanke, Zwei Herzen und ein Schlag, was doch nun bloß noch als eine Weiterbildung einer altbelegten Verbindung erscheint. Sollte man nicht glauben, nur in den Tageszeitungen könne von Vergiften der Brunnen die Rede sein? Harsdörfer sagt in dem Gesprächsp. 4,120: „Solche Skribenten schaden so viel, als wann sie die öffentlichen Brunnen vergiffteten." Die „bunte Reihe" scheint auch etwas Neuzeitliches zu sein, aber schon das alte Gesellschaftsleben kannte Sache und Wort: „So werde ich nun Urlaub bitten, die reige bunt, zwischen selbigen und Jungfer Magdalenen zu machen" (der Pedant. Irrtum S. 129). Wird das „Ende vom Liede" zum geflügelten Worte dadurch, daß ich in Scheraeus' Sprachenschule (1619) S. 222 die Stelle finde: Man weis davon zu singen und zu sagen, das ist das Lied vom Ende (dahin zeucht sich das gantze Lied, zu diesem Ende ist es gemacht)?

1) Damit vergleiche man aus Tell: was auch den Stein des Felsen muß erbarmen. Tendlau S. 246: „Ich zittre, wann die Thüre geht" findet sich wieder in: „So oft die Thür rauscht, erwarte ich Unglück"; vgl. Schillers „Erwartung". — Der Prediger Kober sagt 1713 in fast Goethischer Weise, daß er zu denen gehöre, die ihr Brot mit Weinen essen und ihr Bett mit Thränen netzen die ganze Nacht, siehe Geyers Programm 1885, S. 7, und vgl. S. 18 über Kobers Art, volkstümliche Wendungen zu seinem Eigentum zu machen.

2) Oder vielmehr schon Haug: Verm. Ged. S. 63 (die wahre Freude): Nicht reich, allein geborgen! Welch neidenswertes Los! Dem Vogel auf dem Zweige Ach! gleichen wir zu sehr. Vergeßt des Lebens Neige! Seyd fröhlich! Singt wie er!

Digitized by Google

Zwischen sprichwörtlicher Redensart und geflügeltem Worte so zu unterscheiden, daß man bei diesem den Ursprung nach Verfasser, Ort und Zeit angeben kann, bei jener nicht, ist wohl nicht immer ausschlaggebend. Meist weiß der, der Citate gebraucht, nicht daß und woher er citiert: für ihn handelt es sich dann auch um eine bloße Redensart; nur wird meist das Sprichwort des Gebildeten das Citat sein, während der Mann des Volkes nur Redensarten im Munde führt. Das Urteil wird dadurch allerdings sehr subjektiv, es schwankt wie zwischen Kaviar (B. 196) und Parias, und man kann es B. vielleicht nicht verübeln, daß er auch „durch Abwesenheit glänzen" (13), ich kenne meine Pappenheimer (766), ferner die Schuldigkeit des Mohren (689[1]) sowie die Bekanntschaft mit Spiegelberg (928) für sprichwörtlich hält. Sind doch sogar griechische und lateinische Worte volkstümlich geworden, so das Schwert des Damokles (203), vielleicht unterstützt durch das Lustspiel von Putlitz, die Grazien (402), der Zankapfel (1115, vgl. 50 flg.), der Ariadnefaden (55) u. a.[2]) Dazu ist uns ja auch unsere Fremdgierigkeit behilflich gewesen. Will doch sogar der gewöhnliche Mann mores lehren (B. 693) oder coramiren (vgl. B. 360), woraus vielleicht auch ein Abkuranzen wird[3]). Denn auch er hat manches intus[4]), auch er weiß etwas aufs Tapet zu bringen (B. 1007; Martini 251: auf die Bahne) und seinen Dätzen zur Unterhaltung zu geben[5]). Der Erzgebirger sagt: 's git nuch dr Diplbaplbur (Erinnerung an die Tabulatur der Meistersänger), der Lausitzer: das ist absens = das rechne ich nicht; allerdings sind diese Ausdrücke nicht „klassisch", ebenso wenig wie „in seinem Esse sein", wie auch B. 262 bezweifelt. Esse ist das As, das Eins im Spiele, mhd. daz esse, s. Schmeller 1, 156[6]).

1) Sollte sie vielleicht in Zusammenhang zu bringen sein mit dem Strohmann im Whistspiel, der auch der Blinde oder le mort heißt? s. Andresen S. 305.

2) Ich vermisse Morpheus' Arme, wofür Schiller (Glocke) sagt: In Schlafes Arm.

3) S. Rot: Mores: Wo hast mores gelernet? Zu Hof hinter der Thür. Bürger: Europa: Last ja den alten Griesgram gehn, Er weiß euch zu kuranzen, vgl. Wurzb. Glimpf u. Sch. S. 39. Göpfert S. 48. deutsch ist: einem die Wache ansagen, den Kopf waschen (s. Anton 15 (1843) S. 6); ins Gebet nehmen (Andresen 389 flg.) mag sich schon an die Leviten anlehnen, die man einem liest, s. Richter 89 flg.; B. 548, vgl. 357; Tendlau S. 122. Schon S. Rot hat einem ein Capitl lesen. Bei B. fehlt abkanzeln.

4) S. Rot: Intus da jnnen oder dinnen. Als wenn man spricht: Er hat wol Intus d. i. Er ist Reich, hat wol im seckel, hat brosen im Korb. Und in den Tegel zu setzen.

5) B. 211 hat Decem nur in dem Sinne von Deputat, Abgabe; vgl. Tendlau S. 26, Söhns S. 26.

6) Andresen S. 337 hält am Infinitiv fest. Schottel: Ausf. A. 1300: Daus es hat nichts, Seß Zinck gibt nichts, Quater drey muß herhalten (der Mittelstand

Digitized by Google

Dafür hat der Gebildete um so klassischere Wendungen zur Hand: sein Pensum absolvieren (B. 768), in den Himmel erheben (486), sub rosa (828, vgl. Herrigs Archiv 58, 225; Lange S. 73: Was wir kosen, das bleib unter der Rosen. Weinreden gelten beim Wein) u. s. w.

Nach B. 443 flg. sind durch die Rechtsgelehrten eingedrungen: vor der Hand, unter der Hand, kurzer, langer Hand (doch vgl. mhd. ze hant, zuo handen stân, maniger hande u. s. w. und noch Lichtenberg: Grabschrift auf einen wichtigen Mann hat: Was aus der Seel ward nach der Hand, das weiß niemand und fragt niemand), sowie die letzte Feile anlegen (286); durch die Studenten jedenfalls: unter der Kanone (B. 546). Auch durch Übersetzer ist manches von dem gangbar gemacht worden, was an Volkstümlichem in den klassischen Schriftwerken lebt. Aus der Mücke einen Elefanten machen z. B. ist bei Lucian zu finden, aber nicht vor Erasmus im Deutschen (B. 695), noch Lange hat dafür: Du wilt auß einem Schnall (oder Schnalling = *ψόφος δακτύλων*) einen Donnerschlag machen S. 67, vgl. 252. Zweifelhaft bleibt freilich, ob „den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen“ durch Wieland vermittelt ist (B. 1070), und wenn bei Plato vorkommt: *τὴν αὑτοῦ σκιὰν φοβεῖσθαι*, so braucht man „sich vor seinem eigenen Schatten fürchten“ noch nicht als Übersetzung zu betrachten (Lange S. 332: er förcht den Schatten an der Wand), ebensowenig wie die Formel zwischen Hammer und Amboß aus Origenes übersetzt sein muß (Lange S. 310 sagt zu: *μεταξὺ τοῦ ἄκμονος καὶ σφύρας* Germani utuntur eodem tropo, B. 35 kennt überhaupt die griechische Stelle nicht, vgl. 38 und 105; vom Schmied auch Nr. 246, 810, 872). Wie sogar aus falschen Lesarten eine Redensart entstehen konnte, zeigen die 11000 Jungfrauen, die B. 248 (s. auch Walter v. d. V. 85, 8) sonderbar deutet. Sie beruhen lediglich auf dem Mißverständnis des Namens Undecimilla, der neben der Ursula in dem alten Almanach der Heiligen steht: Mönche, die solche Namen (wie auch Quartilla) nicht kannten, glaubten vielleicht besonders erleuchtet zu sein, als sie undecim milia daraus machten (s. Ebeling: Gesch. d. kom. Literatur 1, 2, 189).

Doch darf man in der Annahme gelehrter Einwirkung nicht zu weit gehen. Das macht Schr. S. 18 mit Recht geltend (auch S. 34

---

muß sich in allen Auflagen am meister leyden). — Reuter: Läuschen und Rimels 1, 8 hat in gleichem Sinne: in seinem Fett wesen, was auf frz. fait zurückgehen mag, dessen t auch in Frankreich hier und da gehört wird, während trotz B. 291 nicht aus dem Französischen stammt: er hat sein Fett weg: Dies ist ironisch gemeint wie der Decem, der Erzgebirger sagt in gleichem Sinne: dan is brud gboln (Göpfert S. 97). In Sachsen ist sehr gebräuchlich: ins Fettnäpfchen treten = es verschütten bei jemanden, vgl. Martini 157: Er ist dem Apotheker ins Hasenfett gekommen er ist närrisch, albern.

Digitized by Google

konnte es geschehen), während B. dem Lateinischen zuviel giebt. Für völlig deutsch halte ich 468: alle Hebel ansetzen, 493: dies wird dir nicht so hingehen trotz des: hoc tibi non sic abibit, 1084: sich wegwerfen (sonst wäre auch sich unterwerfen lat. subicere), 1087: ein weißer Sperling[1]), 74: in die Augen fallen, vgl. in die Augen stechen (113 und 223 ein Dorn im Auge), 342: unter den Fuß geben, vgl. an die Hand geben; 472: die Hefe des Volkes, vgl. die Ausdrücke Abfeim u. s. w. und auf die Hefen setzen[2]), 1102: wie aus den Wolken fallen.

Jedenfalls nur die Vorliebe für die germanische Mythologie hat B. davor bewahrt, zu 817 die tabula rasa zu vergleichen. Umgekehrt freilich erinnert er bei dem Faden, an dem das Leben hängt, an das Schwert des Damokles und lat. a filo pendere, wo doch ein Ausblick auf die Parzen und Nornen am Platze war.[3]) Auch das Lebenslicht läßt sich B. entgehen mit den daran sich knüpfenden sagenhaften Vor-

1) Lange 76 übersetzt λευκὸς ὄρνις mit ein Glücksvogel, corvus albus mit ein weißer Raab, ein schwarzer Schwan, rara avis mit: ein seltzam Wildbreit.

2) Martini 196: Man hat zur Erhaltung des Staats gleichwie zur Erhaltung des Weins der Hefen i. e. des Pöbels, der Einfältigen und Armen nöhtig.

3) Der Faden sowie Bilder vom Spinnen sind sehr beliebt bei uns; Harsdörfer Gesprächsp. 6, Zugabe S. 97 flg. führt den Vergleich des Lebens mit einem Faden breit aus. Wir sagen: einen Faden abspinnen, abreißen, Heyne 1, 41; der Faden der Geduld Schr. 264 (Heine hat dies einmal entstellt zu dem Knopf an der Hose der Geduld), den Faden verlieren B. 265 (es fehlt: etwas einfädeln, richtig andrehen). Der rote Faden Goethes gehört zu den gelehrten Bildern, wie sie bei J. Paul so gehäuft sind, während das Sitzen am sausenden Webstuhl der Zeit wahrhaft dichterisch ist. Heine Romancero (1, 3, 40) verwertet das Bild anders: Unterdessen saß der Dichter An dem Webstuhl des Gedankens Tag und Nacht und webte emsig Seines Liedes Riesenteppich u. s. w., während er 1, 3, 84 am schnurrenden Webstuhl der Zeit steht, vgl. auch 1, 3, 117. Über die Parzen macht er sich lustig 1, 3, 240: Die erste dreht die Fäden, befeuchtet jeden, und deshalb ist ihr die Hängelippe so trocken.

Heine gefällt sich überhaupt im Benützen, ja Verstümmeln geflügelter Worte, s. 1, 53 in die Arme sinken sich beide; 1, 2, 89 Raub der Proserpina; 1, 2, 94 Aranjuez; 1, 2, 94 König in Thule; 1, 2, 110, 181, 207; 1, 3, 125 schöne Menschenseele. 1, 169: schöner Wahn brach längst entzwei. — 1, 2, 100 der angestammelte König.

Wie wir im Gewerbe des Webers leben und weben, zeigen folgende Verse zum 400jährigen Jubelfest der Berliner Weberinnung — wer sie „angezettelt", ist mir unbekannt:

400 Jahre! — Welche lange Kette
Im Zeiten-Maaß, von Lust und Leid durchwebt,
Hat Eure Zunft im Bann der Schwesterstädte
Berlin und Cölln voll frischer Kraft durchlebt! —
Ihr lenktet Euer Schiff mit ernstem Sinnen,
Um Eurer Heimath Bürgerwohl zu nützen.
Drum mögt zum Dank Ihr ewig Seide spinnen,
Und immer mollig in der Wolle sitzen! — —

Digitized by Google

stellungen, vgl. Richter 84.[1]) — Daß ein Ei dem andern gleicht, brauchte der Deutsche nicht erst aus dem Lateinischen zu lernen (V. 232). — Schülerhaft übersetzt übrigens V. 769 nihil cum fidibus graculo (ergänze commune est).

Deutsche Wendungen aber mit entsprechenden lateinischen zu vergleichen, ist sehr nützlich; es ergiebt sich da mancher Unterschied in der Auffassung. Für Hopfen und Malz gebraucht der Römer oleum et opera: „Wie bezeichnend für die immer noch eins trinkenden Deutschen und die weltbeherrschenden Römer!" könnte derjenige voreilig ausrufen, der sich von Büchmann nicht belehren ließ, daß Cicero ein von einer Dirne gebrauchtes Wort auf die Gladiatoren wie auf die Stubengelehrten übertrug.[2]) Die Redensart: wie die Katze um den heißen Brei gehen (V. 557) stellt Lange S. 119 zu λύκος περὶ τὸ φρέαρ χορεύει; für ad kalendas graecas (V. 1073) hatten unsere Vorfahren eine Menge Wendungen: Zu Pfingsten auff dem Eiß, An Sanct Nümmerleinstag u. s. w., s. Lange S. 20 (im Erzgebirge wird noch jetzt vertröstet ûfn sumer iwr ocht tôch (Göpfert S. 101). Für post festum hieß es: Du kommst, wann der Ablaß geben ist (Lange 98), wenn die Kirmeß auß ist (Martini 138; das dabei stehende: „Es ist besser spät als niemals" kann Schiller vorgeschwebt haben).

An solchen Dingen können Schüler übersetzen lernen! Wie mutet es an, für ridendo dicere verum zu lesen: des Herrn Joci Bruder ist Ernst (Gaukeltasche 1673, S. 28; der Jocus ist jetzt Jux). Da steht ein Brüderpaar vor uns, wir sehen leibhaft vor uns, was der römische Dichter so abgezogen ausdrückte![3]) Erweist sich der gemeine Mann nicht als größerer Dichter? Darf es uns da Wunder nehmen, daß das Volk Redensarten geradezu zu kleinen Geschichten erweitert? Ich spreche

---

Andere Bilder wieder liegen zu Grunde in etwas am Schnürchen (Bändchen) haben, s. Schr. 239, 264, V. 376; es geht über die Hutschnur, Schr. 301 (V. 800), über die Schnur hauen, V. 885 (890?) vgl. Schr. 43, 238 flg., V. 986 über den Strang schlagen; an demselben Strange ziehen.

1) Vgl V. 972. Mit Recht tadelt Schönaich im Neolog. Wörterbuch die Stelle bei Haller:

Doch ach es lischt ins uns des Lebens kurzer Tacht,
Den Müh und scharfer Witz zu heftig angefacht.

Vgl. Spir. Asper: Nachgeb. 1, 356 u. ö.

2) Lange 182: ἀπόλωλεν ὗς καὶ τάλαντον καὶ γάμος, Hopff und Malz ist alles verloren.

3) Solcher Verkörperungen sind die Sprichwörter voll, vgl. „Eile brach den Hals", Martini 55 aus Luth Gloss. Prov. 21, 5. „Frau Sparmund kaufft dem Herrn Wolleben sein Haus ab", Harsd. Gesprächsp. 2, 316. „Es heißt am Rhein: Auch Ehrlich stahl einmal ein Schwein", Heine 1, 3, 96.

Digitized by Google

hier nicht von den sog. apologetischen oder Beispielsprichwörtern, wie z. B. „Jenes Weib sagte zu ihrem Manne: es muß doch alles nach meinem Kopfe gehen. Da warf ihr der Mann Schüssel und Teller nach dem Kopf“, s. Weimar. Jahrb 3, 228[1]), — vielmehr meine ich Redensarten, zu denen nicht witzige Gegensätze geschaffen wurden, sondern auf denen sich Vorgänge aufbauten, wie ich in meinem Buche: die deutschen Lügendichtungen S. 28 flg. und 44 flg. an einigen Beispielen gezeigt habe. So ist auch die Lessingsche poetische Erzählung: Der über uns (vgl. auch Langbeins Ged., Leipzig 1788, S. 307 flg.) an die Umschreibung für Gott angelehnt (s. Tendlau S. 269[2]).

Mit Vorliebe legt sich das Volk Redensarten dadurch zurecht, daß es sie zu Geschichten erweitert, mit Vorliebe schält es sich andererseits Sprichwörter und Ausdrücke aus Schwänken und Fabeln heraus. Letzteres geschieht ohne Zweifel bei: der Wolf in der Fabel (B. 1100 flg., vgl. aber auch Er. Alb. Dict. $Z_4{}^b$: der Wolf in der Hecken), der Katze die Schelle anhängen (B. 552), sich mit fremden Federn schmücken (281[3]), mit den sauren Trauben (1040), der Schlange am Busen (864), dem Esel in der Löwenhaut (253), dem Löwenanteil (650), mit: die Bärenhaut verkaufen (99), an einem Härchen (414), der Hecht ist doch blau (470), die Harke nicht kennen (453, Schr. 309), bleib bei deinem Leisten (B. 637, vgl. 636), die Mutter Erde küssen (703). Jedenfalls erklärt sich auch aus einem Geschichtchen das Sprichwort: Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Bei Lange S. 62 kommt auch „der Hund in der Krippen oder auff dem Heu“ als sprichwörtlicher Ausdruck vor, der schon im Griechischen (ἡ κύων ἐν φάτνῃ) aus der bekannten Fabel von dem dem Ochsen das Heu verwehrenden Hunde abgekürzt war.

Dagegen erregen die Geschichten die größten Bedenken, welche B. als Ursprung bezeichnet zu 131: der Viehn muß, 551: die Kastanien aus dem Feuer holen, 665: den Mantel nach dem Winde hängen, 688: Mohrenwäsche, 894: der Schuh drückt ihn, 1080: das Wasser trüben (man sagt gewöhnlich: er thut, als könnte er kein Wässerchen trüben), 740: die Nürnberger hängen keinen, 180: wenn das Wort eine Brücke wäre, 544: kalt und warm aus einem Munde blasen (die Fabel bei

---

1) Schr. S. 310 flg. führt eine Anzahl auf, während G. Herzog eine eigene Sammlung herausgab (Aarau 1882), die ich noch vermehren könnte; vgl. auch Höfer in v. d. Hagens Germania 6, 95 flg.

2) Auch Lessings: Zuviel kann man wohl trinken u. s. w. ist volkstümlich.

3) Harsd. Gesprächsch. 4, 414: Luther in der Vermahnung zur Aufrichtung der Schulen gebraucht das Wort: sich mit fremdem Lobe befedern.

Digitized by Google

Bonerius scheint mir erst aus der Redensart gemacht; vgl. Lange 453: ἐκ τοῦ αὐτοῦ στόματος θερμόν καὶ ψυχρὸν ἐξάγειν[1]).

Noch wäre ich nicht zu Ende mit meinen Berichtigungen und Ergänzungen; aber ich fürchte, schon das hier Gebotene, die vielerlei Fragen und Zweifel, die sich an so manche Redensart knüpfen, werden das Bedenken hervorrufen: gehören solche Dinge, die vielfach noch der endgiltigen Entscheidung harren, in die Schule? Ich stehe nicht an, diese Frage zu bejahen; einmal giebt es Thatsächliches und richtig Erklärtes auch hier genug, zum andern aber haben wir die Wahrheit nicht bloß zu lehren, sondern auch sie finden zu lassen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Redensarten die fruchtbarsten Denkübungen veranlassen können, daß die Urteilskraft durch nichts, ich will nicht sagen mehr, aber wohl auf anmutendere und erfrischendere Weise beschäftigt und entwickelt werden kann, als durch die Betrachtung der Redensarten. Wenn irgend ein Gegenstand Lust und Liebe der Schüler für sich hat, dann sind sie es. Aus der Beschäftigung mit ihnen kann und muß die Liebe zu unserer Sprache erwachsen, sowie die Fähigkeit, richtig Gedachtes deutsch, d. h volksmäßig deutlich[2]) auszudrücken. Und aus den Schülern, welche die scheinbar einfachsten Dinge der Welt im Lichte der Forschung und damit in höherem Glanze sehen, können nun und nimmermehr Verächter der Forschung und echter, auch scheinbar Unbedeutendem sich widmender

1) Oft sind die Geschichtchen so plump, daß man ihre nachläufige Entstehung sofort erkennt. So erzählt Büding: Medicin. Erklärung deutscher Sprichw. S. 184 von dem Kunstwerk eines Hofschuhmachers, „das, je nachdem ers wandte und kehrete, bald ein Stiefel, bald ein Pantoffel, bald ein Schuh wurde", wobei er sagte: Umgekehrt wird ein Schuh draus. Das ist deutliche Mache. Vermutlich leitet sich die Redensart von einem Spiel her, bei welchem es gilt die Worte umzudrehen: aus Husch wird (im Husch, im Nu) Schuh u. s. w. — Vgl. die sog. ätiologischen Sagen aus falschen Etymologien, z. B. bei Andresen S. 28.

2) Zwar erhebt K. Menge im Gymnasium VII, 521 Zweifel an der seit J. Grimm viel angeführten Ableitung und Deutung des Ausdrucks „deutsch reden", die sich auch B. 218 zu eigen macht, aber die von ihm dagegen verwerteten Wendungen latine loqui und en (bon) français, wozu noch Shakespeare's speake german kommen konnte, umschließen kaum soviel als unser deutscher Ausdruck. Deutsch reden heißt nicht bloß zu Deutschen in der ihnen verständlichen Sprache sprechen, sondern das Wort deutsch zielt so sehr auf Tugenden und Untugenden des deutschen Volkes, daß sich darin sehr wohl ein dunkles Gefühl der Verwandtschaft von deutsch mit diot = Volk aussprechen kann. Über das Aufkommen von deutsch = volksmäßig s. Giesebrecht: Gesch. der d. Kaiserzeit 1,⁴ 149. Zu den Stellen bei Kirchner: Parömiolog. Studien I, 15 flg. kommen noch aus Schupps Schr. 156: „Verzeihet mir, daß ich deutsch und aufrichtig mit euch rede", aus Zeiller: Epistol. Schatzk. 74ᵇ: „Man soll mit Gott Spanisch, mit den Fürsten Italienisch, mit den Weibern Französisch, mit den Feinden Teutsch reden. Gott hat mit Adam Teutsch geredet, als er ihn samt Eva aus dem Paradiß gejagt. Der

Geistesarbeit werden, sie werden nicht nur mitgrübeln und mitforschen nach der Erklärung von noch unerklärtem Sprachgute, sie werden durch die Redensarten auch miterzogen zur Arbeit im Weinberg der Wissenschaft überhaupt.

Das Naturschöne im Spiegel der Poesie als Gegenstand des deutschen Unterrichts.

Von **Alfred Biese** in Kiel.

Zu den wenigen unumstrittenen idealen Lebensgütern der Gegenwart gehört ohne Zweifel die Freude am Naturschönen. Ist man doch in dem Vollgefühle dieses edlen Besitztums zu dem Wahne hingedrängt worden, es sei dies ein Gut, das dem Altertume und dem Mittelalter vorenthalten geblieben wäre, haben doch selbst Schiller, Gervinus u. v. a. das germanische Naturgefühl als ein Vorrecht hingestellt, dem gegenüber die Alten der Freude an der Natur, im modernen, im sentimentalischen Sinne, entraten hätten. In ausführlichen Darlegungen[1]) habe ich den Nachweis geliefert, welcher auch allgemein als unanfechtbar anerkannt wird, daß die Entwickelung des Naturgefühls in alter und neuer Zeit eine der allgemeinen Geistesentwickelung entsprechende gewesen ist und dieselben auf- und niederführenden Linien beschrieben hat wie der Geschmack überhaupt, daß aus dem naiv-mythologischen sich allmählich der landschaftliche und sympathetische Natursinn bei allen Völkern entwickelte, welcher in der Gegenwart durch die Blüte der Naturwissenschaften und die Reife und Tiefe des Geisteslebens einen so besonders hohen Grad gewonnen hat. Aber gegenüber jenen Mächten des Materialismus und des Realismus, welche an den Grundvesten unserer Bildung rütteln, gilt es, auch das edle Gut des Mitlebens und Mitempfindens mit der um uns her ausgebreiteten Erscheinungswelt, kurz, jener Sympathie mit

---

Teufel aber redete spanisch, da er Eva verführte"; ferner auch die deutschen Hiebe im Fiesko und der „redliche teutsche Trunk" Alamod. Technolog. Interim 1675, S. 302. Lehrreich ist auch die Stelle in Fischarts Nachtrab 1003: „Weil sie dann kommen also grob, So muß man jhn das Rappenlob Ein wenig auf gut hochdeutsch sagen", den Gegensatz zu dem feinen Hochdeutsch der Gebildeten bildet das grobe Deutsch des Volkes.

1) Vergl. meine „Entwickelung des Naturgefühls" I bei den Griechen und Römern, Kiel, Lipsius u. Tischer 1882—1884, II im Mittelalter und in der Neuzeit, Leipzig, Veit & Co. 1888.

Digitized by Google

der Natur zu hüten, welcher Faust so unvergleichlichen Ausdruck geliehen hat in dem Monologe:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat ...
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen.
Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen ...

Eine solche Naturbegeisterung und Sympathie mit allen Lebewesen der Schöpfung gilt es, auch in die Seele der Jugend zu pflanzen, ihr Herz zu füllen mit Freude an dem Schönen, das sich uns allenthalben in der Natur aufthut, wenn wir nur offenen Auges und empfänglichen Sinnes uns in ihre Betrachtung versenken; kurz, es gilt, die Jugend auch zum ästhetischen Naturgenusse zu erziehen. Das Schöne, sowohl das Kunstschöne als auch das Naturschöne, erschließt sich in seinem innersten Wesen nur dem reifen Geiste, dem reichen Gemüte. Wer nicht eine Welt von Ideen und Empfindungen zu der Welt der Erscheinungen in Beziehung zu setzen vermag, dem bleibt auch die Natur ein Buch mit sieben Siegeln. Die Erziehung d. h. die Geschichte des menschlichen Geistes im Laufe der Zeiten zeigt den innigen Zusammenhang von Naturerkennen und Naturgefühl. Beides muß sich auch, bei der Anleitung der Jugend zum Naturgenusse, verbinden. Die Entwickelung des Einzelnen ist ein abgekürztes Bild der Entwickelung der Gesamtheit: das Kind zeigt in seinem Anthropomorphismus d. h. in der angeborenen Fähigkeit, ja Nötigung seiner Phantasie, alles Gegenständliche menschlich umzudeuten, menschlich zu beleben und zu beseelen, die Anschauung der Mythen bildenden Naturvölker, welche alle Bewegung als Leben und Bethätigung menschengleicher unsichtbarer Wesen auffaßten. Der Knabe steht zunächst auf dem nüchternen Nützlichkeitsstandpunkte, daß er, was ihm an Früchten schmeckt, schön findet, daß er an dem, was ihm keinen sinnlichen Genuß bereitet, achtlos vorübergeht, daß er den Obstbaum der stolzragenden Eiche vorzieht u. ä. Wer mit Schülern, und seien es auch halberwachsene, auf Märschen in schöne Gegenden hinausgezogen ist, wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß nur wenige wirklich Sinn und Verständnis für die Anmut und den landschaftlichen Reiz derselben bekunden. Ein solcher Sinn muß eben geweckt werden, wie nun eben überhaupt nur so weniges reine Naturanlage ist, sodaß es gar nicht mehr der Schulung und Anleitung bedürfte. Nun

Digitized by Google

gar die Naturliebe! Die Natur selbst, die große Erzieherin, mag sie ihr ganzes Füllhorn von Schönheit ausschütten, wirkt damit noch nicht allein auch verständnisvolle Sympathie mit ihrem Leben und Weben, sondern ihr stilles Wirken muß von der Kunst der Unterweisung unterstützt werden. Schon von früh an muß in der Seele des Kindes Zuneigung zu den „Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser" geweckt werden; auch der Unterricht der Schule muß hierin das Seine leisten. Wer möchte nicht in der Religionsstunde bei der Schöpfungsgeschichte und bei dem ersten Artikel die Wunder der Schöpfung preisen, wer nicht, wo irgend Gelegenheit sich bietet, die Psalmen mit ihrem Lobe Gottes aus dem Buche der Natur oder die Lieder des wackeren Gellert, wie z. B. „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" oder Paul Gerhardts „Nun ruhen alle Wälder" u. ä. m. heranziehen, wer nicht bei der Bergpredigt auf das köstliche Wort von den Lilien auf dem Felde hinweisen, die da herrlicher sind als Salomo in aller seiner Pracht, oder auf höherer Stufe zur Erläuterung des kosmologischen Moments die überraschende Stelle des Aristoteles, die uns Cicero (de nat. deor. II, 37) aufbewahrt hat und welche durchaus den Gedanken deutlich ausspricht, daß die Ordnung und die Schönheit der Natur über diese hinaus zu höheren Mächten emporweist, vergleichen mit Psalm 104 und dem Bekenntnis des Augustin, conf. X, 6? Aber am unmittelbarsten vermögen natürlich der geographische, der naturgeschichtliche und der Zeichen-Unterricht schon den Knaben zur Freude am Naturschönen hinzuleiten; dieser durch die Schärfung des Auges, durch die Ausbildung des Anschauungsvermögens, indem er von schlichten Linien in Pflanzen und Blumen zu perspektivisch aufgefaßten Körpern und endlich zu Landschaften aufsteigt, jene, indem die Botanik nicht nur das Gesetzmäßige in der Gliederung der Formen, sondern auch das sinnlich Erfreuende, das Individuelle beobachten lehrt und durch Botanisieren d. h. durch die Bewegung im Freien um des Verkehrs mit der Natur willen Liebe zu dieser weckt, und indem die Zoologie Interesse für die Tierwelt erregt und die Erdbeschreibung die Phantasie durch die Kunde fremder Länder und Meere, ferner Pflanzen und Tiere fesselt und zugleich empfänglich macht für die Heimat mit ihren landschaftlichen Schönheiten.

Vor allem aber vermag derjenige Unterricht das Verständnis des Naturschönen zu erschließen, welcher überhaupt berufen ist, der centrale zu sein, weil er wie kein zweiter auf Geist und Gemüt durch Übermittelung allgemeinster deutscher Bildung zu wirken fähig ist, das ist der deutsche.

Er vermag nicht nur durch Reisebeschreibungen und Schilderungen aus dem Naturleben das in dem geographischen und naturwissenschaft-

Digitized by Google

lichen Unterrichte Erlernte mit der Farbe frischen Lebens zu bekleiden und in anschaulicher prosaischer Darstellung zu ergänzen, sondern vor allem das Naturschöne im Spiegel der dichterischen Phantasie uns vor die Seele zu führen. Denn wer möchte leugnen, daß auch das einfache kleine poetische Naturbild, gehalten im Zauber der Sprache, fähig sei, das Innere der Kindesseele zu bereichern und es aufzuschließen für die Eindrücke der Wirklichkeit, wer leugnen, daß die Gewöhnung, das in dichterischem Wort und mit melodischem Verse so anheimelnd Dargebotene nachzudenken und nachzuempfinden — worin allein doch alles Verstehen des Schönen beruht —, der Seele immer weiter tragende Flügel leiht, sodaß sie sich aus dem Alltagsstaube emporhebt zu den lichteren Höhen der Phantasie?

In der Lyrik findet das Empfinden des Menschen seinen reinsten und innigsten Ausdruck, somit auch das Gefühl für die Natur; sie redet am unmittelbarsten die Sprache des Herzens. Wie vermag nun aber der Dichter im Liede sich der Natur zu bemächtigen, wie die Außendinge durch das Wort zu bannen, sodaß sie dem Leser wie in greifbarer Wirklichkeit vor das geistige Auge treten? Das Naturschöne im Spiegel der dichterischen Phantasie kann zunächst nur Schmuck, nur Rahmen und Randverzierung, nur in gehobener Sprache und lebensvoller Anschaulichkeit dargebotene Zeit- oder Ortsangabe sein. Sodann kann das Naturbild als Stimmungshintergrund, als übereinstimmendes oder gegensätzliches Gegenbild des menschlichen Empfindens dienen und endlich selbständig als ein Ganzes für sich dastehen. Aber soll das poetische Naturbild nicht nur Abzeichnung des Gegenständlichen sein, nicht nur zur Ausschmückung nebensächlicher Art dienen, so muß es in Beziehung zum Geistigen gesetzt werden, muß es durchströmt werden von Leben und Empfinden des Dichters. Nur dasjenige Naturbild in der Poesie, besonders in der Lyrik, hat Stimmung, hat Seele, welches die Verschmelzung des Geistigen und Natürlichen aufweist. Eine Botanik oder Zoologie in Versen ist ebenso ein duftloses Erzeugnis, ja ein Zwitterding, wie die Beschreibung des Landschaftlichen, wie die dichterische Naturmalerei ohne jenen inneren Bezug zum Geistigen. Die Natur ist kalt und tot, wenn sie nicht vom warmen Leben der dichterischen Anschauung durchglüht wird. Will man den Zauber, den die Naturbilder unserer besten Dichter in sich bergen, ergründen, so wird man immer wieder darauf geführt, daß dieser im wesentlichen auf nichts anderem beruht als auf der Übertragung des Seelischen auf das Natürliche, als auf der Durchdringung der Welt mit Geist. Diese Erkenntnis bietet den Schlüssel des Verständnisses und muß den Weg weisen auch für die Erklärung der Gedichte in der Schule, in denen uns das Naturschöne im Spiegel der dichterischen Phantasie entgegentritt.

Digitized by Google

Ich habe anderen Orts nachgewiesen[1]), daß das Metaphorische eine Grundform der dichterischen Anschauung ist, daß die Metapher nicht ein bloßer Schmuck, sondern eine notwendige Form unseres Denkens und Empfindens ist. Das soll selbstverständlich nicht besagen, als könne sich dieses nicht in gleich inniger Weise in metapherloser Rede äußern; aber vor allem die echte Naturdichtung besteht zu zwei Drittel aus der Verschmelzung des Geistigen und Natürlichen, und die Naturbeseelung ist das äußere Widerspiel jenes inneren Prozesses der Phantasie, in welchem Innenwelt und Außenwelt zusammenfließen. Das Metaphorische eines Liedes verstehen, bedeutet demnach in den Kern, in die lyrische Seele des Gedichtes eindringen. Dieses mögen wir nunmehr — mit Verweisung auf die früheren eingehenden theoretischen Erörterungen, auf denen auch meine Darstellung der Geschichte des Naturgefühls beruht —, etwas näher klarlegen an der Praxis des deutschen Unterrichts, zunächst in den beiden unteren Klassen, indem wir uns an die Gedichte anschließen, welche in den landläufigsten Lesebüchern in Sexta und Quinta dargeboten zu werden pflegen.

Gehen wir also von dem Satze aus, daß das Beleben und Beseelen, das Vergeistigen des Natürlichen der innerste Nerv des Naturschönen im Spiegel der dichterischen Phantasie ist, um ihn an Beispielen zu erhärten, so ist zunächst diese Vermenschlichung des Außermenschlichen, die Übertragung menschlicher Neigungen und Leidenschaften am unverkennbarsten in der Fabel. Diese zeigt uns Bäume und Pflanzen, Tiere und Steine und die Elemente belebt und beseelt von menschlicher Empfindung; die Tiere haben ihre bestimmten Charaktere, aber auch die Pflanzen begegnen in stetig wiederkehrenden Besonderheiten. Aber immerhin ist festzuhalten — um dies sogleich hier schon abzuthun —, daß die Beseelung in der Fabel sich von derjenigen im Mythos und in der Poesie wohl unterscheidet; der Mythos vertauscht die auf Grund des Lebens und der Bewegung in der Natur geahnten Wesen mit den Erscheinungen selbst und glaubt an sie als Gottheiten; die poetische Phantasie bleibt ketzerisch, ihre Gestalten bleiben Gebilde freischaffender Einbildungskraft, bleiben freier schöner Schein; die Fabelwesen sind Zwitterwesen, halb Tier oder Pflanze und halb Mensch; schalkig wird das Menschliche als ein fremdartiges Reis

---

1) Vgl. die Aufsätze in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ Bd. I über „die ästhetische Naturbeseelung in antiker und moderner Poesie“, Bd. II N. F. über „das Metaphorische in der dichterischen Phantasie“. Letzterer Aufsatz ist mit Anmerkungen erweitert im Verlage der Zeitschrift (A. Haack, Berlin) erschienen. Seine Ergänzung fand er in meiner Programmabhandlung „das Associationsprinzip und der Anthropomorphismus in der Ästhetik“ Kiel 1890 (im Verlage bei G. Fock in Leipzig).

Digitized by Google

auf das Naturreich aufgepfropft; diejenige Fabel ist aber die dichterisch vollendetste, welche das Lehrhafte nur als eine Frucht des Natürlichen erscheinen läßt.

Das Kind steht — wie das Märchen und die Fabel — mit allen Außen-Erscheinungen auf du und du, deutet alles nach seinem kleinen Selbst mit dessen Regungen und Wünschen um, denn im Grunde versteht der Mensch — und nicht bloß der kleine — doch nur ganz dasjenige, was er in sich selbst erlebt, und begreift nur das außer ihm Seiende, wenn er eben die Brücke des Nachempfindens von sich zu jenem schlagen kann. Und diesen kindlichen Märchenton des naiven Beseelens und Vermenschlichens muß der Dichter zu treffen wissen, falls er auf die Kindesseele wirken will. Von den neueren haben dies nur wenige so ausgezeichnet verstanden wie Robert Reinick. Wie herzige Symbolik liegt in dem Gedichte „vom schlafenden Apfel": „Im Baum im grünen Blättchen Hoch oben sich ein Apfel wiegt, Der hat so rote Bäckchen, Man sieht's, daß er im Schlafe liegt" — und wenn dann „die liebe Sonne am Himmel hoch daher spaziert" und „ihm Strahlen ins Gesicht wirft", ihn „freundlich küßt", will er doch nimmer erwachen und dem Knaben in den Schoß fallen; auch der Sang des so „wundernetten" Vogels weckt und rührt ihn nicht; bis endlich der Wind „in beide Seiten die Arme stemmend", die Backen aufblasend, bläst und bläst, so daß der Apfel vom Baum herunterspringt, gerade in die Schürze des Kindes. — Das ist durch und durch poesiebelebte Anschauung, echtes, kindlich umgedeutetes Naturleben. Auch das sinnige Lied „Versuchung" wird jeder Knabe nachempfinden; auch hier wird die Natur menschlich umgeformt: „Da lacht herein durchs Fenster der lust'ge blanke Sonnenschein", da „schaut ein lustig Vöglein so schlau zu ihm herein", da „guckt der Apfelbaum herein und rauscht mit seinen Äpfeln" — doch den fleißigen Buben stört es nicht bei der Arbeit; erst als er fertig ist, jubelt er, jetzt kann er lustig sein.

Sollten solche Lieder nicht fähig sein, Liebe zur Natur zu wecken, so daß der Junge mit dem prächtigen naiven Sänger auch ausruft: „Wie ist doch die Erde so schön, so schön, Das wissen die Vögelein .. Das wissen die Flüss' und Seen ... Und es wissen's viel andere Leut! Und wer's nicht malt, der singt es, Und wer's nicht singt, dem klingt es In dem Herzen vor lauter Freud". Jede Jahreszeit weiß Reinick mit seinem kindlichen Anthropomorphismus zu umkleiden und poetisch darzustellen. So in den „Frühlingsglocken": „Schneeglöckchen thut läuten: kling-ling-ling — der Frühling heut geboren wird .. Maiglöckchen thut läuten: bim-bam-bam .. Frühling ist Bräutigam .. Blauglöckchen thut läuten: bim-bim-bim .. Heut Nacht der Frühling scheiden muß". Oder dieser ist ein

Digitized by Google

wilder Bube, der dem greisen Winter seinen weißen Bart zupfen will oder mit Blumenknospen an die Fenster und Herzen pocht und endlich wie ein stolzer König mit dem Junker Morgenwind[1]) und dem Ritter Sonnenschein und seinem ganzen schallenden Musikcorps Einzug hält („Frühlings Einzug"). Im „Sommerlied" „ist der Sommer ein Mann — Der fährt gleich mit Donner und Wetter darein — Nachher um so lustiger Er schmunzelt und lacht". Und der Herbst jubelt: „Ich bin der Herbst, ein lust'ger Mann" — der liebt den Tanz auf dem Erntefest und die Jagd im bunten Wald. Eine gleich naive, anheimelnde Naturbelebung erfüllt sämtliche Naturgedichte des biederen herrlichen Peter Hebel, sei es nun, daß er sich in das Treiben und Wirken des „Spinnleins" liebevoll versenkt oder den Herrn Storch in seiner Thätigkeit beobachtet oder im „Winter" schelmisch fragt: „Wer hat da oben Baumwolle feil?" und den Januar rühmen läßt: „Ich bin ein schmucker Mann, Der Stern am Himmel lacht mich an; Der glitzert recht vor Lust und Freud." Und der scheidenden Sonne am Sommerabend ruft er nach: „O sieh, wie ist die Sonne müd', Sieh, wie sie still nach Hause zieht!" — Neben Reinick und Hebel kennt die Poesie der Natur und weiß sie mit kindlichem Sinne zu beleben der Altmeister Uhland, der nicht bloß das innerste Wesen des Volksliedes uns zu erschließen, sondern auch in dessen herzerquickender Weise selbst zu singen wußte. Als Perlen der Naturlyrik brauche ich nur zu nennen „des Knaben Berglied." „Hier ist des Stromes Mutterhaus. Er braust vom Fels in wildem Lauf, Ich fang' ihn mit den Armen auf" und „Einkehr". Worin anders liegt auch hier wieder der Reiz als in jener sinnigen Übertragung menschlicher Dinge auf die Natur: der Apfelbaum ist der wundermilde Wirt, in dessen grünem Hause die leichtbeschwingten Gäste fröhlich schmausen und der dem müden Wanderer eine grüne Bettstatt mit kühlem Schatten bietet.

Und lebt nicht solche kindliche Naturbeseelung auch in den besten Liedern aus Hoffmanns v. Fallersleben „Kinderwelt in Liedern" oder in den Liedern des wackeren Wandsbecker Boten, der — wie Storm in seinem köstlichen „Hausbuche aus deutschen Dichtern seit Claudius" so treffend sagt — „in einer Zeit, wo sowohl die poetische als die musikalische Lyrik in Deutschland sich in konventionelle Thee- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerst den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich, und bis jetzt kaum übertroffen, der Natur-Empfindung

1) Vergl. Wilh. Müllers „Morgenlied im Frühling": „Was schlägt so rasch an die Fenster mir Mit schwanken grünen Zweigen? Der junge Morgenwind ist hier Und will sich lustig zeigen."

Digitized by Google

wiederfand; der, bevor ein solcher Ton von Goethe laut geworden, sein Neujahrslied anhub: „Es war noch frühe Dämmerung — Mit leisem Tagverkünden“?

Auf der unteren Stufe wird aber immer das Märchenhafte der Beseelung, die Übertragung eben des Kindlichen auf die Natur am wirksamsten sein; wie in Rückerts „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ oder in dem „Blauveilchen“ von Ernst Förster, das ein Beinchen nach dem andern auszieht und sich aufs Wandern begiebt, um mit niedergetretenen Schuhen oben anzulangen — „ach da war der Boden von Stein, es kam mit den Füßchen nicht hinein. Da fängt's bitterlich an zu weinen: „Ach wär' ich nur geblieben im Thale dort!“ Das war Blauveilchens letztes Wort.“ — Wer eben einem Kinde nicht zu erzählen weiß — wie das Märchen — von hüpfenden lachenden Sonnenstrahlen, von lustig sich sonnenden Wiesenblumen oder von frierenden, im Winde wehenden Herbstblättern, von durstigen Pflanzen, die des Begießens harren, von Vöglein, denen das Kleidchen warm sitzt, oder die ins Fenster schauen und nicken u. s. f. u. s. f., der wird ihnen nicht verständlich sein. Unsere köstlichen Märchen aber und die Lieder unserer besten Dichter, von denen wir einige nannten, verstehen es und bereiten somit den Boden, auf dem die Naturliebe erblüht. Und so wird auch in erzählenden Gedichten, wo diese ihren Ausdruck findet, der Knabe mitempfinden, wie z. B. in Vogls „Heinrich der Vogelsteller“: „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd, Recht froh und wohlgemut, Aus tausend Perlen blinkt und blitzt der Morgenröte Glut ... Herr Heinrich schaut so fröhlich drein: „Wie schön ist heut' die Welt“!

In Quarta kann man schon einen Schritt weiter thun über das bisher Erörterte, in doppelter Hinsicht. Gewiß wird man auch hier gemäß der Jahreszeit ein Lied aus dem Naturleben voll dichterischer Beseelung lesen, wie z. B. „Der Lenz“ von Lenau: „Da kommt der Lenz, der schöne Junge .. Froh lächelt seine Mutter Erde“, wo nur am Schlusse die „Singraketen“ eine gar zu gekünstelte Metapher sind, und „Die Lerche“ von Herder: „Gegrüßest seist du, du Himmelsschwinge, des Frühlings Bote, du Liederfreundin“, und den „Eistanz“: „Wir schreiten, wir wallen auf hallendem Meer“ —, „Der wandernde Musikant“ von Eichendorff u. s. f. u. s. f. Aber einmal kann man hier schon dem Kerne etwas näher treten, wenn man z. B. in dem Reinickschen Gedichte „Der Strom“ der durchschimmernden Vermenschlichung (Symbolik, Allegorie im besten Sinne) nachgeht, das sogleich so außerordentlich poetisch anhebt mit der schönen Beseelung: „Tief in waldgrüner Nacht ist ein Bächlein erwacht“, — und dann das Wachsen des Jungen, seine ungestüme Wander- und Thatenlust und endlich seine Heimkehr zu seinem

Digitized by Google

Vater, dem Ocean, schildert. — Hier gilt es auch schon, an mehr epischen Gedichten die Landschaftsbilder, auch wenn sie nur angedeutet sind, auszumalen, wie in den „Auswanderern" von Freiligrath: das Hafenbild, die Heimat im Schwarzwalde, die Fremde im fernen Westen und das Bild, welches das Heimweh von dem schönen Vaterlande vor die Seele zaubert, auch wenn es nur im Traume ist. — Wie prächtig tritt ferner in „Harras der Springer" das Bild des Waldesmorgens heraus in der Naturbeseelung: „Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht Die Welt dem Morgen entgegen, Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht" und dann weiter: „So stürmen sie fort in des Waldes Nacht Durch den fröhlich aufglühenden Morgen" und sodann: der Abgrund — „und drüben auf waldigen Bergeshöhen sieht er seine schimmernde Feste stehen." Auch im „Reiter und der Bodensee" tritt die Winterlandschaft in ihrer grausen Einförmigkeit wirkungsvoll hervor u. dgl. m.

Aber es gilt sodann, auf dieser Stufe schon den prosaischen und poetischen Stoff einheitlich zusammenzuschließen, auch mit dem übrigen verwandten Unterricht zu verschmelzen. Z. B. „Die Weser" von Dingelstedt führt einerseits den Reinickschen Gedanken vom Strom an einem einzelnen Falle durch, andererseits stellt man die „Porta Westfalika" von Karl Berg (Hopf und Paulsiek) zur Seite und liest das Prosastück „Das Weserbergland". Oder — um ein anderes Beispiel anzuführen — es wird Afrika in der Geographie durchgenommen, im Lesebuch „Die Sahara" gelesen und daneben „Der Löwenritt" mit seinen prächtigen Naturschilderungen, mit der so wirkungsvollen Beseelung: „Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen".

Ebenso lassen sich Gedichte und Prosastücke über Gebirge („Der Älpler" von Seidl und „Naturbilder aus der Alpenwelt" von Tschudi), über das Meer mit seinen Sagen (Vineta, Stavoren, Ol Büsum) leicht vereinigen und in Beziehung setzen. Am besten thut man aber, zur Weckung des Natursinnes die Lektüre z. B. der schönen Naturbilder von Masius durch die eigene Anschauung auf Wanderungen zu beleben und das tote Wort an der holden Wirklichkeit unserer herrlichen Buchen- und Tannenwälder mit ihren durchspielenden Lichtern oder ihrem schaurigen Dunkel, mit dem grünen Moosteppich oder dem dichten Unterholz, das den Gefiederten zu belustigendem Aufenthalte dient, lebendig zu erweisen.

Mit der Tertia und Sekunda gelangen wir auf eine Altersstufe, auf der es besonders schwierig ist, die Phantasie — und auf diese in unserer phantasielosen Zeit zu wirken, ist nicht die unwichtigste Aufgabe gerade des deutschen Unterrichts — in die richtigen Bahnen zu weisen, sie zu zügeln oder sie zu spornen; denn gerade in jenen Jahren wuchert das Phantasieleben oder es giebt sich eine fast keusche Scheu oder

Digitized by Google

Sprödigkeit kund, eigene Empfindungen oder überhaupt Empfindungen auszudrücken. Jedenfalls scheinen mir die zu weit zu gehen, welche schon auf dieser Stufe Beschreibungen, z. B. eines Sommerabends, eines Gewitters, eines Tages auf dem Lande, der Geschichte eines Baumes u. dergl. m., ohne Stütze an Gelesenem oder Durchgesprochenem aus reiner Phantasie heraus zur Aufgabe stellen; immer werden es nur sehr, sehr wenige sein, die einer solchen gewachsen sind. Und wie überall, wird mehr verdorben als genützt durch die über das Ziel hinausgreifenden Anforderungen. Wohl aber eignet es sich, an der Hand epischer Erzählungen und Balladen, welche ja doch den wesentlichen Lesestoff der Tertia zu bilden pflegen, Landschaftsbilder aufzuweisen oder im Wort nachzeichnen zu lassen; so z. B. die Abendschilderung in der Idylle „Irin" von Kleist, die sich bei Hopf und Paulsiek findet und die, von innigem Naturgefühl beseelt, prächtige Metaphern („Des Fittichs Segel", „Die Saat in grünen Wellen", „Der Wellen Donner"), und Beseelungen („Der Sturmwind taucht die Flügel in das Meer", „Wie lieblich flüstert dort im Hain der schlanken Espen furchtsam Laub am Ufer") bietet und durch die Rede des Alten Anlaß giebt zu einem Vergleiche der Altersstufen des Lebens mit den Jahreszeiten. — Ein Winterabend im Pfarrhause läßt sich nach Voß' „siebzigstem Geburtstag" schildern, ein Sommerausflug in den Wald nach dem Bruchstück der „Luise", das Unwetter nach der „Bürgschaft", die Charybdis nach dem „Taucher", der Reiz des Älplerlebens nach dem „Alpenjäger" u. s f. Aber auch hier darf reine Naturlyrik nicht fehlen, wie Eichendorffs „der Jäger Abschied", Uhlands „Morgenlied", Stolbergs „Gewitter", Lenaus „die Ferne", Mosens „Frühlingslied" u. a , an denen nachzuweisen, wie die Naturbeseelung den rechten Maßstab liefert für stimmungsvolle Naturpoesie oder für nüchterne Beschreibung und Abmalung ohne jene intensive Beziehung zum Leben des Geistes — wie so oft bei Salis und Matthisson —, hier zu weit führen würde.

Ist die Tertia die Stufe der epischen Erzählung und Ballade, so die Sekunda die des Dramas. Wer möchte am Tell nicht die Schweizer Landschaft nachzeichnen und so schon Liebe und Interesse für die Alpen zu wecken suchen, auf daß die spätere eigene Anschauung schon eine Stütze erhält? Aber neben den Schillerschen Dramen wird man auch den „Spaziergang", „die Glocke", wird man Voß' „Luise", Goethes „Hermann und Dorothea" lesen und landschaftliche Scenen, Stimmungsbilder aus den einzelnen Jahres- und Tageszeiten leicht herausnehmen. Doch vor allem ist es immer die Lyrik, in welcher die Naturpoesie ihren unmittelbarsten und vollendetsten Ausdruck gefunden hat. Ihr auf den Grund zu gehen, wird die Aufgabe der beiden oberen Klassen

Digitized by Google

sein. Wir mögen daher diese jetzt im Zusammenhange in Betracht ziehen, ohne bis ins einzelne hin zu sondern und zu verteilen.

Walther von der Vogelweide wird niemand gern der Sekunda vorenthalten; ist er doch eine festumrissene Gestalt von eigenartigem Gepräge und hoher poetischer Kraft, wie sie uns unter den Lyrikern des Mittelalters sonst nicht begegnet. Aber es ist charakteristisch, wie für den Minnesang überhaupt, daß das Landschaftliche — der Anger mit seinen Blumen, der Wald mit seinem Vogelschall — wesentlich nur Rahmen ist, nur selten mit der Stimmung verflochten wird und daher auch nur selten im Ausdruck die Form der Naturbeseelung gewinnt. Was die ältere Poesie, die angelsächsische und altdeutsche, noch im Mythos wurzelnd, in so reichem Maße besitzt, das gewinnt erst die neuere deutsche Lyrik wieder, während im Minneliede das Formelhafte in einförmiger Weise vorherrscht. Solche grandiosen Beseelungen, die immer einer kraftvollen Naturanschauung im Bunde mit der Bändigung der Sprachform entspringen, wie bei Cynewulf: „Es taget, die Nacht muß verlassen ihren Thron, der Tag will ihn besitzen" oder „bleich rast der rote, rauchige Brand, wild schreitet, eilt er über die Welt weit dahin" u. a., suchen wir bei Walther vergebens. Die schlichten Motive der Lenzesfreude und der Winterklage überwiegen: „Frühlingssehnsucht", „Wintersüberdruß" oder Schilderungen wie: Dô der sumer komen was | und die bluomen durch daz gras | wünneclichen sprungen | aldâ die vogele sungen | dár kom ich gegangen | an einer anger langen, | dâ ein lúter brunne entspranc; | vor dem walde was sîn ganc, | dâ diu nahtegale sanc" („Traumdeutung"). Aber welche herzliche Naturfreude spricht sich in dem Liede „Frühling und Frauen" aus, auch wenn er diese über jenen stellt: „Sô die bluomen ûz dem grase dringent, | same sie lachen gegen der spileden sunnen, | in einem meien an dem morgen fruo, | und diu kleinen vogellîn wol singent | in ir besten wîse die sie kunnen, | was wünne mac sich dâ genôzen zuo? | es ist wol halb ein himelrîche" ... oder „Swie wol der heide ir manicvaltiu varwe stât, | sô wil ich doch dem walde jehen, | daz er vil mêre wünneclîcher dinge hât. | noch ist dem velde baz geschehen | sô wol dir, sumer, sus getâner emzekeit!" ... („Lob des Sommers"). Auch Vergleiche aus der Natur lassen sich unschwer sammeln wie z. B. daz ich erwirbe mîner frouwen minne: seht, sô stîgent mir die sinne | wol hôher danne der sunnen schîn .." ja, die Liebe macht ihm den Winter zum Mai — mir was die wîle als ich enmitten in dem meien wære („Liebesseligkeit") u. s. f.

Nur in dem Volksliede begegnet uns in den folgenden Jahrhunderten ein so herzliches Empfinden wie bei Walther. Ist auch hier

Digitized by Google

die schlichte Form der Gegenüberstellung des Natürlichen und Geistigen am üblichsten, so leuchtet es doch wie ein Ahnen von der Auferstehung des Liedes, die durch Goethe sich vollzog, hervor, wenn der Jäger, der zur Frühjagd aufbricht, singt[2]):

Wenn ich komm' nun in den Wald, Da ist alles stumm und stille,
Schlummrig auch noch von Gestalt, Nur die Luft ist frisch und kühle . . .
Leislich kommt der Morgenwind, **Wieget** in den oberst Zweigen,
Daß sie, wie die frommen Kind, Als **zum Beten sich verneigen**;
Auch ein Tau als Opfer dar, Fällt aus ihrem grünen Haar.
O was Schön's ist zu erschau'n, Zu vernehmen in dem Walde,
Daß ei'm könnt das Herz zertau'n Vor solch Wundern mannigfalte.

Wie rührend naiv ist hier die Beseelung der sich wie betende Kinder neigenden Zweige und des „leislich" daherkommenden, sich in den Zweigen „wiegenden" Morgenwindes!

Neben dem Volksliede war es das Kirchenlied, welches trotz der herrschenden Verkünstelung der Poesie ein echtes Empfindungsleben zum Ausdruck brachte. Doch der Erneuerer der Dichtung, welcher auch in den oberen Klassen nicht übergangen werden darf, ist **Klopstock**. Er ist typisch für seine Zeit, nicht nur in seiner Sentimentalität, sondern auch in seiner Naturschwärmerei, die ich a. a. O. eingehend geschildert habe. Seine Liebe zur Natur findet oft eine echt dichterische Form; man lese die Oden „Eislauf", „Stintenburg"; doch eines genaueren Eingehens wird immer vor allem „Der Zürcher See" würdig sein. Als Künstlerin personifiziert wird Mutter Natur mit ihrer „Erfindung Pracht" in der Eingangsstrophe; voll poetischer belebender Anschauung ist die Schilderung „von des schimmernden Sees Traubengestaden", die „in rötendem Strahle glänzen", von der „silbernen Alpen Höh", die „fern sich entwölken", von den Auen, die „in die beschattenden kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt", die Dahinfahrenden aufnehmen; und so jubelt der von Natur und Liebe und Ruhm Begeisterte:

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeist'rung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

„Lieblich winket der Wein" im Becher, „von tauender Rose bekränzt", — „treuer Zärtlichkeit voll", denkt der Dichter der Heimat, „in den Umschattungen, in den Lüften des Walds, und mit gesenktem

1) **Lüning**, die Natur, ihre Auffassung und poetische Verwendung in der altgermanischen und mittelhochdeutschen Epik bis zum Abschluß der Blütezeit Zürich 1889.

2) Vergl. über das Volkslied hinsichtlich des Naturgefühls mein o. a. Buch S. 256 flg., 275 flg.

Digitized by Google

Blick auf die silberne Welle". So verklärt sich im Geiste des empfindsamen Dichters die Natur, und umgekehrt wird die Seele von dem Anblicke des herrlichen Sees und der Alpenfirnen zu freier Höhe erhabener Betrachtung, zu den Gefilden der Freude und der Ewigkeit emporgehoben.

Durch und durch Naturbeseelung, d. h. durchströmt von dem Empfinden des Dichters, welcher die Wirklichkeit im Spiegelbilde seiner lebendigen und belebenden Phantasie zeigt, ist die schöne Ode „Die frühen Gräber", in welcher der silberne Mond als treuer stiller Gefährte der Nacht und der Einsamkeit begrüßt wird.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib', Gedankenfreund! . . .

Und diese seelenvolle Übertragung des Menschlichen auf die Natur durchdringt auch den anderen Gedanken, daß nur der Mai noch schöner ist als die Sommernacht, so daß der Dichter jenen darstellt wie einen holden Jüngling, der den Hügeln sich naht und dem „Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft". — In innige Wechselbeziehung des Natürlichen und des Geistigen wie der Schluß dieses Gedichtes versetzt auch „Die Sommernacht", in der des Mondes Schimmer ihn wehmütig stimmt und doch mit Wonne süßen Empfindens füllt:

Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung!
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

Doch den erhabensten Schwung naturbegeisterter Phantasie bekundet uns die „Frühlingsfeier"; hier bebt jenes Entzücken, wie es in den glühendsten Stellen des alten Testamentes, in den Psalmen, im Hiob, im Jesajas nach Ausdruck ringt, um den Allmächtigen als Schöpfer der herrlichen Welt zu preisen. Auch hier findet der Geist keine Brücke zu der Natur, wenn er sie nicht beseelt: die Lüfte „werden still, kaum atmen sie" . . . nun bricht das Gewitter los: „Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde! Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom! . . . Der Wald neigt sich, der Strom fliehet . . . Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner! Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen! Und nun schweigen sie. Langsam wandelt die schwarze Wolke . . . Nun ist, wie dürstete sie, die Erd' erquickt, Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens."

Digitized by Google

Bis in die feinste Ader des sprachlichen Ausdrucks ist hier alle Anschauung belebt, untergetaucht in den Strom glühender Gottesverehrung und Naturbegeisterung; vergl. auch „Die Welten", „Dem Erlöser", „Die Gestirne". —

Aber mehr als bei irgend einem anderen kann man bei Goethe sehen, wie das innere Leben, das die Brust fast zum Springen füllt, hinausdrängt, um auch die tote Natur mit Lebensfülle zu beseelen, vor allem, wenn das Herz in Liebe schwillt, welche die ganze Welt in neuem Lichte zeigt, mit rosigem Hauche übergießt und überall wie in der eigenen Brust ein ähnlich Fühlen und Liebesweben voraussetzt oder ahnt. Aber dies wird nicht zu Klopstockscher Anbetung, zu einem verzückten Stammeln, sondern das Gefühl löst sich in musikalischem Wohllaut und in plastischer Gestaltung. Goethe überträgt nicht sein subjektives Empfinden auf die Natur, sondern er entdeckt gleichsam die in der Natur schlummernde objektive Lyrik, er leiht dem träumenden Naturgeiste Worte. Vor allem in den Balladen „Der Erlkönig" und „Der Fischer", welche in der Ober-Sekunda ihre Würdigung finden müssen. Das Dämonische d. h. jene wunderbare verführerische Macht, die wir in den Elementen ahnen, die uns objektiv in ihnen verborgen zu sein scheint — obgleich wir auch hier wieder nur uns selbst hineinlegen in die Erscheinung —, findet hier den ergreifendsten Ausdruck. Im „Erlkönig" ist es jenes Gespenstische, das in der feuchtkalten Nacht um die grauen Weiden webt, was im wallenden Nebel die Phantasie in Bande schlägt und sich wie ein Alp auf die Seele legt; und diese unheimliche, in der Kälte und Feuchte des Abends das junge Leben ertötende Naturmacht wird hier zu leibhaftiger, wenn auch schemenartiger Persönlichkeit, zum Geist, der im Säuseln der dürren Blätter, im brauenden Nebel raunt und den Knaben umgirrt, so daß er zu Tode erstarrt. Im „Fischer" ist die verführerische Naturmacht ein lockender, freundlicher Geist, wie die mythische Phantasie auch der alten Zeit ihn im fließenden, glitzernden Wasser ahnte; das lockende, wohlig auf und ab wogende Element wird zu einem Wesen, das sich wie atmend hebt und senkt in unstillbarem Sehnen — und diesem leiht Goethe die berückenden Worte des betörend schönen Weibes Es ist aber hier nicht nur objektiv das Element zu einem seelenvollen Naturgeiste personifiziert, sondern auch der Ausdruck durchgeistet in der wunderbar schönen Beseelung der dritten Strophe:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?

Während so die Naturbeseelung nach Art des Mythos und des Märchens eine gleichsam objektive plastische Gestalt in der Personifikation des Elementaren gewinnt, wird sie in dem Liede nur das Widerspiel jenes im Busen mächtig auf und ab wogenden und die Außenwelt durchflutenden d. h. mit Geist die Natur füllenden Gefühls.

Liebe und Natur sind die beiden Saiten, welche der junge Goethe so unvergleichlich zusammenklingen läßt. In der übermächtigen seelischen Empfindung wird auch das Starrste und Lebloseste, das sich der Anschauung bietet, beseelt. So in den Friederike-Liedern. Er schwingt sich beglückt von der Sehnsucht, die ihn zu der Geliebten lockt, zu Pferde — und nun wandelt sich auch alles um ihn her in Leben und Bewegung:

Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht,
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Auch dem Monde, auch den Winden, ja der Nacht selbst leiht das Feuer der Empfindung, welches in seinen Adern, die Glut, welche in seinem Herzen lodert, ein Gefühl des Schaurigen, das mit dem seinigen kontrastiert:

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer
Doch frisch und fröhlich war mein Mut . . .

Volle Harmonie zwischen Seele und Natur waltet in dem herrlichen Jubelrufe der Sesenheimer Zeit, in dem „Mailiede“. Die Liebe ist es, die des Dichters Brust schwellt und deren Widerspiel er nun überall auch in der Natur wahrnimmt; sie verleiht Glanz der Sonne, sie breitet Leuchten und Lachen über die Welt —

Es dringen Blüten Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen Aus dem Gesträuch,
Und Freud' und Wonne Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne, O Glück und Lust.
O Lieb', o Liebe —
Du segnest herrlich Das frische Feld,
Im Blütendampfe Die volle Welt!

Doch den erhabensten Ausdruck hat die Frühlingsstimmung im „Ganymed“ gefunden, in diesem Hymnus einer im Anblick der Lenzesnatur andachtdurchschauerten Seele. — „Mit tausendfacher Liebeswonne“ umglüht und umdrängt ihn das „heilige Gefühl“ der ewigen, unend-

Digitized by Google

lichen Schöne! Die Blumen und das Gras „drängen sich" an sein Herz, und der liebliche Morgenwind kühlt den brennenden Durst seines Busens,

Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.

Und diese Liebe, welche Menschenbrust und Weltenall durchglüht, weist hinauf zu dem ewigen, „alliebenden Vater".

Die Grundstimmung Goethischen Naturgefühls in seiner ersten Epoche ist pantheistische Sympathie. In der Liebe zu Lotte spricht sie sich aus im Werther in einer Weise, wie nie zuvor und nie nachdem in deutscher Zunge; der Brief vom 10. Mai, der dieselbe Stimmung wie der „Ganymed" atmet, ist vielleicht das Schönste und Intimste, was es an Naturpoesie in ungebundener Rede giebt; er fühlt in der Natur den seelenverwandten Geist und nennt „das wahre Gefühl von Natur" — Liebe. In dem Verhältnisse zu Lili entstand eines der schönsten Lieder Goethes „Das Herbstgefühl".[1]) Auch hier ist es die Liebe, welche in der Herzenswelt und in der Welt der Erscheinungen, in Menschenbrust wie in dem Naturleben des Weinstocks mit seinen schwellenden Beeren in gleicher, lebenweckender Weise waltet, mag sie auch Thränen dem Menschenauge entlocken und die Brust in Wehmut tauchen. An diesem Gedichte springt es so recht anschaulich uns entgegen, wie die lyrische Seele des Naturliedes d. h. des Stimmungsgedichtes, das sich an der Beobachtung der Außenwelt — und mag diese eine auch noch so bescheidene Scene bieten — emporrankt, in dem sympathetischen Verschmelzen des Natureindrucks mit der seelischen Stimmung liegt und wie der sprachliche Ausdruck dieses Zusammenrinnens von Geist und Natur die poetische Naturbeseelung ist. — Es war Herbst in der Liebe zu Lili geworden; die Wehmut zittert nach in seinem Herzen; träumerisch lehnt er am Fenster, zu welchem die Beeren empor sich schlingen am vollen Weinstock; das lebenstrotzende Bild fesselt seine Phantasie, aber es kann es nicht loslösen von seiner Empfindung; dieses wandelt das Leben und Weben in der Natur zu einem Widerspiel der allwaltenden Liebe um . . .

Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle,
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch —

---

1) Vortrefflich hat dies kleine Gedicht H. Corvinus analysiert in dem Programm des Gymnasiums zu Braunschweig 1878, wieder abgedruckt in der Ztschr. f. Gymnasialwesen, Berlin 1890, Bd. XLIV, Heft 5, S. 309—319. Ein Separatabdruck würde auch jetzt noch sehr erwünscht sein.

Digitized by Google

und nun wallt die Empfindung zurück zum eigenen Herzen mit seiner Wehmut:

> Und euch betauen, ach!
> Aus diesen Augen
> Der ewig belebenden Liebe
> Vollschwellende Thränen.

Aus der Zeit der Leidenschaft für Frau von Stein stammt das wunderbare Lied „an den Mond“; er schrieb an jene einmal (1. Mai 1777): „Ich fange an zu glauben, daß die große Welt (mit ihrer Witterung) meine kleine immer mit ihrer Stimmung durchschauert“. So auch an jenem Abend (1778?), wo er einsam sinnend an der Ilm dahinging und der Mond sein zauberisches Licht auf die Landschaft warf und sein leidenschaftlich erregtes Innere sänftigte:

> Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz,
> Lösest endlich auch einmal meine Seele ganz —

Wie ein Freund ist ihm der traute Gefährte der Nacht, wie ein Freund auch der Fluß, der zu seinen Füßen dahinrinnt, zur wehmütigen Erinnerung an verrauschte Stunden gemahnend:

> Fließe, fließe, lieber Fluß! Nimmer werd ich froh,
> So verrauschte Scherz und Kuß Und die Treue so.

Der Strom ist ihm ein Bild seines Innern, mit seinem Auf- und Abwogen, sei es nun, daß er „ohne Rast und Ruh“ dahineilt oder in der Winternacht „wütend“ überschwillt oder um die Frühlingspracht junger Knospen quillt. Im Hafen der Freundschaft findet das Empfinden Ruhe und Sänftigung. — Mit wenigen Strichen nur zeichnet auch hier Goethe das Landschaftsbild; aber es verschmilzt mit der Seelenstimmung; es wird nicht nur ein Gegenbild, sondern es wird selbst Leben und Empfindung; die Anschauung wird durchwoben von geistigem Erleben; Natur und Seele fließen ineinander. Wie anders in Mondscheingedichten so vieler anderer Dichter, die eben jene Grundaufgabe der Lyrik, alle Anschauung in Empfinden aufzulösen, nicht erfüllen, sondern mit einem Nebeneinander von Einzelheiten, mit der poetischen Abmalung der Außenwelt sich begnügen wie z. B. Matthisson in seinem „Mondscheingemälde“ u. a.! Matthissons und Salis' Gedichte sind mehr breite, zerfließende Beschreibung als innere Durchdringung von Bild und Empfindung; eine solche deskriptive Poesie ist keine Lyrik mehr im engeren, echten Sinne, sondern ein Zwitterding zwischen Poesie und Malerei. Der zweite schlimme Feind jener ist die Reflexion und der kombinierende Witz, welcher — wie bei Heine — die Natur auch belebt und beseelt, aber, um ihren Erscheinungen künstlich etwas aufzudrängen, das ihrem innersten Wesen widerspricht, sodaß er den Fichtenbaum von der Palme

Digitized by Google

träumen, die Sterne sich mit Liebesweh anschauen und die stummen Wälder — jedes Blatt ein grünes Ohr! — horchen läßt. Goethe verletzt nie die innere Naturwahrheit;[1]) Anschauung und Empfinden rinnen harmonisch ineinander und prägen sich aus in der echt künstlerischen, ja gleichsam objektiv durch die Natur, durch den in ihr schlummernden Geist gegebenen Naturbeseelung. Wimmern und klagen und jammern und weinen z. B. bei Lenau — der aber auch vieles Schöne und Echte bietet — immerfort die Wellen und Ströme und Blumen und Wälder u. s. f., drängt der pessimistische oder melancholische Dichter sein trübes, dunkles Gefühl den Formen der Natur auf, bei Goethe spiegelt sich das innere Gleichgewicht seiner Persönlichkeit und der Adel seines unvergleichlichen dichterischen Könnens auch hierin wieder. Es würde zu weit führen, wollten wir dies näher darthun durch Vergleiche mit späteren Dichtern;[2]) aber außer den erörterten giebt es doch noch manches andere Goethische Gedicht, welches der Durchnahme in der Prima wert ist und welches unseren Satz erhärtet, daß die echte Naturpoesie im lyrischen Liede nur dann ihren vollen Ausdruck gewinnt, wenn das Seelische, das Stimmungsvolle durch das Landschaftsbild hindurchschimmert. Der Gedanke kehrt bei Goethe immer wieder, daß die Natur ebenso Liebe im Busen hegt wie der Mensch:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält . . .
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf den Wellen blinken
Tausend schwebende Sterne . . .
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht. („Auf dem See".)

Jubel und Lust herrscht da draußen „im Sommer":

Wie Feld und Au
So blinkend im Tau!
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

---

1) Vergl. Corvinus a. a. O., mein Buch a. a. O. S. 454 flg.

2) Am nächsten sind Goethe hinsichtlich der Naturpoesie unter den Späteren gekommen: Uhland und Mörike, auf die ich wohl noch einmal zurückkommen möchte.

Digitized by Google

Aber „wo Liebchen ich sah im Kämmerlein" — „wo blieb die Erde weit und breit mit aller ihrer Herrlichkeit!"

Wie malen die „Meeresstille" die wenigen Zeilen:

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer . . .
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

In innige Beziehung setzt die traurige Stille in der Natur zu seinem noch wehmutvolleren Herzen das Gedicht:

Ein zärtlich jugendlicher Kummer
Führt mich ins öde Feld; es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die Äste. Schauernd
Tönt er Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Wie aber die gleiche Stimmung Menschenherz und Natur durchdringen kann, das zeigt kein Lied herrlicher als das unnachahmliche „Wanderers Nachtlied", in welchem die Stille des Abends, die Feierlichkeit der Bergeseinsamkeit und das in Frieden getauchte Gefühl des sich neigenden Lebens zusammenklingen zur wundervollsten Harmonie:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur balde
Ruhest du auch.

Wie knapp ist das Abendbild gezeichnet und doch wie lind legt sich die durch dasselbe geweckte Stimmung dem Leser ums Herz! Aber erst die letzte Zeile wirft den Widerschein des Geistigen zurück auf das Naturbild; und so wird wiederum die Ruhe und das Schweigen des Waldes und der Vöglein zum Sinnbilde des Friedens überhaupt, der sich in die Brust des empfänglichen Menschen bei der abendlichen Stille senkt. — Bei solchem Liede spürt man jene Harmonie von Geist und Natur und erkennt zugleich die Wahrheit des Rosenkranzschen Wortes: „Die Natur wird in Goethe zum unmittelbaren Selbstgefühl."

Oft sind es nur wenige Worte, nur Adjektive und Partizipien, welche den Naturgegenständen beigelegt bei Goethe eine lebensvolle Anschaulichkeit und Stimmung zugleich hervorrufen, mag er nun den Sturm leise

Digitized by Google

wandelnd sich ankünden, die Sonne stolz thronen oder glühend zum schroffen Gipfel emporblicken oder mit Feuerliebe locken lassen oder seien es nur Zeilen wie die köstlichen von Italien, „wo ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht", und vom Veilchen:

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.

Aber solch Naturbildchen wird auch selbständig, ohne daß der Dichter mit seiner Stimmung sich hinzudrängt, sondern indem er es nur geistig, menschlich deutet, ohne die Objektivität, die liebenswürdig harmlose Unschuld zu verletzen — wie Heine es z. B. in seinem „Fichtenbaum" gethan hat.[1]) Von solcher berückenden Unschuld ist „Gleich und Gleich":

Ein Blumenglöckchen Vom Boden hervor
War früh gesprosset In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide Für einander sein.

Zur erhabensten und seelenvollsten Allegorie wird ein solches selbständiges Naturbild durch die Übertragung des Menschlichen in „Mahomets Gesang":

Sehet den Felsenquell Freudehell Wie ein Sternenblick . . .
Über Wolken Nährten seine Jugend Gute Geister . . .

und die Beseelung dehnt sich hier bis auf das Nebensächliche aus:

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen, Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln . . .

Vergl. auch im „Gesange über den Wassern": „Schäumt er unmutig Stufenweise zum Abgrund" und: „Wind ist der Welle Lieblicher Buhler" . . .

In solchen Beseelungen enthüllt sich unter dem Zauberstabe des Dichters die objektive Lyrik der Natur, der in ihr schlummernde, dem unsrigen verwandte Naturgeist. In deutscher Zunge hat dieser bei niemandem eine erhabenere Deutung gefunden als bei Goethe. Er vermag daher auch wie kein zweiter Verständnis und Liebe der Natur zu vermitteln. Dies ist in der Prima mehr, als gemeinhin geschieht, zu unterstützen. Und hier ist schließlich auch die Stufe, wo teils der Natursinn selbständig in Schilderungen sich bethätigen kann, teils auch Aufsätze aus der Geschichte des Naturgefühls gewählt werden können. Mit Recht sagt H. F. Mueller-Blankenburg in der Ztschr. f. Gymnasialwesen (Januar 1889)

1) Vergl. Corvinus a. a. O.

Digitized by Google

bei seiner freundlichen Besprechung meines Werkes über das Naturgefühl im Mittelalter und in der Neuzeit:[1]) „Es ist dringend zu wünschen, daß diese Seite der Interpretation bei der Lektüre von Dichtern nicht unberücksichtigt bleibt ... Begabteren, für Poesie empfänglichen Primanern kann man nach gehöriger Anleitung ganz wohl zumuten, über das Naturgefühl zu schreiben z. B. in den Psalmen, im deutschen Volksepos, Minnesang, Volkslied, bei Shakespeare, Klopstock und vor allem bei Goethe." Fügen wir hinzu: über Gleichnisse aus der Natur bei Homer u. a., die Natur im Nibelungenlied und Gudrun, im Tell, bei Horaz u. a., über die Natur in ihrem Einflusse auf den Menschen, Naturerkennen und Naturgefühl in ihrer wechselseitigen Durchdringung, über Nutzen und Gefahren der Einsamkeit, über das Landleben im Gegensatze zum Stadtleben, über die Verschiedenartigkeit der Natureindrücke z. B. des Gebirges, des Meeres, des Waldes und der Heide u. s. f.

Derartige Themata, welche die Natur und besonders das Naturschöne im Spiegel der Poesie behandeln, werden imstande sein, nicht nur den Natursinn zu beleben oder zu wecken, nicht nur die Phantasie, dies immer seltenere Gut unserer Zeit, anzuregen und empfänglich zu machen, sondern überhaupt dem Geiste eine idealere, der Schönheit zugewandte Richtung zu verleihen.

Sollten hierzu die vorstehenden Seiten den freundlichen Leser ermuntert haben, so würde ihr Zweck erfüllt sein.

Was verstehen wir unter „Nation".

Eine Aufsatzbesprechung in der Prima.

Von **Ferdinand Schultz** in Charlottenburg.

Schon öfter ist, auch in dieser Zeitschrift[2]), auf die Bedeutung solcher Themata, in welchen die Entwickelung eines Begriffes gefordert wird, hingewiesen worden. Der Wert, den die Bearbeitung derselben im allgemeinen hat, muß sich noch erhöhen, wenn der zu behandelnde Begriff ein solcher ist, daß der Schüler genötigt wird, in seine eigene Brust hineinzugreifen und sich über das klar zu machen, was ihn einmal

1) Die Zeitschr. f. österreich. Gymnasien (Januar 1889) freilich erklärt, bei allem Lobe des Buches: „Aufsätze werden sie (die Lehrer) nicht darauf gründen, wenn sie sich nicht ins Unbegrenzte verlieren wollen". Mueller sagt: „Ein wenig Urteil und Geschmack gehört freilich dazu".

2) S. Band I S. 98.

Digitized by Google

mächtig erfaßt hat. Man wird daher gern allgemeinere ethische Begriffe wählen, wie sie u. a. der Verfasser in seinen „Meditationen" zu entwickeln versucht hat (Band II, 55: Glück. 56: Vergnügen. 89: Ehre. Vergl. 54: Humor, und Band I, 1: Charakter). Diesen schließen sich diejenigen an, welche die Beziehung zum Vaterlande umfassen. Obenan steht hier der Begriff der Nation, ein Begriff, über den klar zu werden gewiß von jedem Schüler gefordert werden darf, dessen Entwickelung aber demselben nicht nur Übung des Scharfsinns, sondern auch Erwärmung des Herzens verspricht.

Nachdem der Verfasser die Methode der Begriffsentwickelung mit seinen Schülern tüchtig geübt hatte, stellte er in seiner Prima das Thema: „Was verstehen wir unter Nation?", für das der geschichtliche ebensowohl wie der litterarhistorische Unterricht Anhaltspunkte gegeben hatte, und erhielt Aufsätze, mit denen er im allgemeinen zufrieden sein konnte. Die Besprechung bei Rückgabe der Aufsätze mußte das im einzelnen richtig Gefundene an die rechte Stelle setzen und die aufgestellten Merkmale zu einem Ganzen verbinden. Ein Bild einer solchen Besprechung erlaubt sich der Verfasser in folgendem zu geben, wie er es ähnlich in einem früheren Aufsatz mit einem Urteil gethan hat.

Die Besprechung nimmt denselben Weg, den der Schüler vor Anfertigung des Aufsatzes durchmessen hat. Sie beginnt daher mit der ungeregelten Meditation.[1]) Der Schüler erinnert sich, daß viele Begriffe im gewöhnlichen Leben mit dem Begriff „Nation" verbunden zu werden pflegen. Man spricht von Nationalfesten, Nationalgesängen, -Tänzen, -Theatern, einer Nationallitteratur! Aber auch von einer Nationaltracht, Nationalgerichten u. s. w. Er ordnet alsbald die letzteren unter den Begriff „Sitte", in den ersteren wird er Erscheinungen sehen, in denen die Eigenart eines Volkes besonderen Ausdruck gefunden hat. Beides behält er späterer Verwertung vor.

Die Besprechung schreitet weiter zur Untersuchung der Wortbezeichnung, des „Namens". Wie sehr auch die ursprüngliche Bedeutung sich unter dem Einfluß der Zeit gewandelt haben mag, immer wird mindestens die Wurzel Anhaltspunkte für Gewinnung von Merkmalen geben. Und so weist denn „Nation" auf „nasci" hin. Wir werden also nicht fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß wir es mit einem „von der Natur Gegebenen" zu thun haben. Die Bedeutung „Menschenschlag", welche dem Worte „natio" des Ferneren innewohnt und auch in der speziellen Anwendung „natio Epicureorum", „natio Stoicorum" noch erkennbar ist,

1) Vergl. über diese und das Folgende des Verfassers: „Grundzüge der Meditation". S. 5 flg. und S. 33 flg.

Digitized by Google

weist darauf hin, daß wir darunter ein „natürliches Volksganzes" zu denken haben.

Ähnliches Ergebnis fördert auch die Untersuchung des Umfanges zu Tage. Der Schüler weiß, daß er unter dem Umfang die Summe der Arten zu verstehen habe. Für die Aufstellung der Arten braucht er einen einheitlichen Gesichtspunkt (principium divisionis), nach dem er die Einteilung vornehmen kann. Er teilt etwa nach den Wohnsitzen ein in europäische, asiatische u. s. w., nach der Abstammung in germanische, romanische, celtische, slawische Nationen u. s. w. Wieviel Einteilungsgesichtspunkte er aber auch aufstellt, in allen dadurch gewonnenen Arten tritt ihm als gemeinsames „eine in der Natur begründete Gemeinschaft eines Teils der Menschheit" entgegen. Er kann vorläufig annehmen, daß er darin die Gattung (genus proximum) sehen darf, von der „Nation" eine Art ist und, von dieser ausgehend, die Untersuchung unternehmen, bis er im weiteren Verlauf in den Stand gesetzt wird, diese näher zu bestimmen und zu begrenzen.

Worin liegt — so muß weiter gefragt werden — der spezifische Unterschied dieser Art von anderen unter der Gattung begriffenen Arten?

Sehr förderlich ist für die Auffindung desselben die Untersuchung der Beziehungen des Begriffes. Welche ähnlichen Begriffe sind vorhanden? Der Schüler findet „Stamm", „Rasse" — „Volk". Er bemerkt bald, daß „Stamm" und „Rasse" vorwiegend quantitative Unterschiede aufweisen, ordnet daher das eine unter, das andere über den zu untersuchenden Begriff, daß hingegen bei „Volk" („Gemeinde", „Staat") noch andere qualitative Unterschiede hinzutreten. Indem er auf das ursächliche Verhältnis (die „kausalen Relationen") sein Augenmerk richtet, findet er, daß die Nation aus der „Familie" entsteht; daß der Zusammenschluß vieler derselben einen „Stamm" bildet und aus Stämmen endlich die Nation erwächst. Was ist aber der Gegensatz? Ist dieser nur ein quantitativer? Soll etwa der Nation das „Individuum" nach der einen, die Menschheit nach der anderen Seite entgegengesetzt sein? Der Schüler wird stutzen? Es genügt, wenn man ihn auf den Gegensatz zu „Nationalität" hinweist. Unschwer findet er, daß dieser in „Humanität" zu suchen sei.

Jetzt kann an die Bestimmung der Kennzeichen gegangen werden, deren Summe den Inhalt des Begriffes ausmacht. Worin besteht diese „in der Natur begründete Gemeinschaft?" ist nunmehr die nächste Frage. Daß darunter Gemeinsamkeit der Abstammung begriffen sei, dafür gab schon die vorgängige Untersuchung Anhaltspunkte. Dieses Merkmal hat aber einerseits die „Nation" mit „Stamm" und mit „Rasse" gemeinsam.

Digitized by Google

Anderseits können wir aber auch von einer „Nation" sprechen, wo die Gemeinsamkeit der Abstammung wenn auch nicht gerade nicht vorhanden ist, doch jedenfalls ferner liegt. Sind doch die Urbestandteile der französischen Nation Celtoromanen, Franken, Burgunder, Iberer, Normannen und Celten! Ist aber darum das Merkmal „gemeinsame Abstammung" zu verwerfen? Wenn dies der Fall wäre, so dürfte man auch von einer „österreichischen Nation" sprechen, die sich zusammensetzte aus Deutschen, Slawen und Magyaren. Wir sprechen aber nur von einem „österreichischen Volke" und nicht von einer österreichischen Nation, weil uns eben die Gemeinsamkeit der Abstammung zu fehlen scheint. Das Merkmal „Abstammung" ist also immerhin festzuhalten, es ist aber zu begrenzen, und zwar so, daß die Gemeinschaft der Abstammung im Bewußtsein des Teiles der Menschheit, den wir „Nation" nennen, fortlebe, und doch wieder nicht so enge Grenzen habe, um, an kleine räumliche Verhältnisse gebunden, „Stamm" zu heißen. Die Glieder der Nation müssen demnach sich als blutsverwandt fühlen.

Mit der gemeinsamen Abstammung ist eng verbunden die Gemeinsamkeit der Wohnsitze. Und allerdings ist auch hierin ein Kennzeichen zu sehen, aber in ähnlicher Begrenzung, wie es bei der Abstammung der Fall war. Denn es würde z. B. auch der Deutsche zur deutschen Nation zu rechnen sein, welcher im Auslande lebt; die Voraussetzung ist jedoch bei dieser Vorstellung die, daß er sich von dem heimischen Boden nicht losgesagt hat, sondern mit seinem Denken und Fühlen daran haftet. Es ist also auch hier das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, und zwar in diesem Falle vermöge des heimischen Bodens, was das charakteristische Merkmal ausmacht; ja dasselbe werden wir uns sogar in den zur Nation gehörenden Gliedern gesteigert denken müssen, daß es eine herrliche Blüte treibt — die Vaterlandsliebe.

Die „in der Natur begründete Gemeinschaft" muß aber ferner in der Übereinstimmung der natürlichen Anlagen gesucht werden. Zunächst sind es die physischen. Ein gewisser äußerer Typus ist den einzelnen Nationen aufgeprägt. Bei den Italienern ist es das schwarze Haar, das dunkle Auge, die bräunliche Gesichtsfarbe; bei den Germanen das blonde Haar, das blaue Auge, die helle Hautfarbe, welche eine Gemeinsamkeit der einzelnen Glieder einer Nation auch nach außen hin erkennen läßt. Weiter zeigt die eine Nation lebhaftes, die andere schwerfälliges Temperament, aus welchen Naturanlagen wieder eine große Reihe gemeinsamer Neigungen und Strebungen folgt. Auch die geistigen Anlagen stellen eine gewisse Gemeinsamkeit dar. Als hervorstechende Anlage finden wir bei den Franzosen die Begabung für exakte Wissenschaften, bei den Italienern Kunstsinn; Zähigkeit des Wollens bemerken

Digitized by Google

wir bei den Engländern, den Spaniern sprechen wir Stolz zu, den Deutschen Treue u. s. w.

Der Schüler sieht leicht, daß die Grundbedingungen der Nation allerdings in der Natur zu suchen sind, daß aber wesentliche Merkmale fehlen würden, wollte man die Nation nur als ein natürlich gegebenes Ganzes auffassen. Die weiteren Merkmale müssen darum in der Entwickelung zu suchen sein.

Aus der Blutsverwandtschaft ergiebt sich zunächst als erstes Erzeugnis gemeinsamer Entwickelung Gemeinsamkeit der Sprache, eine Gemeinsamkeit, die zwar nicht bis zur Dialektsgleichheit sich verengt, wie denn ebensogut Deutsche oberdeutschen Dialekts der deutschen Nation angehören, wie solche des niederdeutschen, aber doch auch nicht alle Kinder einer gemeinsamen Mutter in sich schließt, wie z. B. Italiener, Franzosen, Spanier, Rumänier zwar Völker romanischer Zunge, aber doch verschiedene Nationen sind. So wesentlich scheint aber das Merkmal der Sprache, daß wir z. B. Anstand nehmen von einer „Schweizer Nation“ zu sprechen, da die Schweiz drei Sprachen spricht, und lieber von einem „Schweizer deutscher Zunge“ u. s. w. reden. Anderseits werden wir aber auch nicht Anstand nehmen, einen Chamisso zur deutschen Nation zu zählen, da dieser, obwohl nicht deutscher Abstammung, auch nicht deutschem Boden entsprossen, doch mit der Sprache in die Nation einwuchs. Denn die Sprache ist der Ausdruck des Geistes; in derselben legt die Nation den Inhalt ihres Anschauens, Denkens, Fühlens und Wollens nieder und webt so mit der Sprache ein Kleid ihres inneren Lebens, welches eben nur ihr und keinem anderen paßt. Dieselbe ist einem jeden Gliede der Nation lieb und vertraut, wie sein Heimatland. Während er daher dieses nach dem Vater sein Vaterland nennt, spricht er von seiner Sprache als einer Muttersprache.

Und so entwickelt sich denn weiter in der Nation, auf Grund der natürlichen Anlagen, mit der Vaterlandsliebe und der Muttersprache eine Gemeinsamkeit des Denkens, Fühlens und Wollens, welche sich scharf gegen andere abgrenzt und die Eigenart derselben ausmacht.

Diese Gemeinsamkeit zeigt sich in erster Linie in der Religion. Zwar werden bei weiterer Entwickelung die Grenzen hier ziemlich weit zu stecken sein. So hebt z. B. die Trennung in Konfessionen diese Gemeinsamkeit nicht auf, ja auch der Bekenner der jüdischen Religion kann als in einer höheren Einheit aufgehend gedacht werden, schwerlich würde dies aber mit dem Heiden der Fall sein.

Sie zeigt sich ferner in der eigenartig ausgeprägten Sitte. Diese erstreckt sich auf Wohnung (die Holzhäuser der Schweden, die Marmorpaläste der Italiener u. a.), Kleidung (die Fustanella der Griechen, das Plaid

Digitized by Google

der Schotten, die Barttracht der Russen und andere Unterschiede, die sich freilich im Laufe der Zeit verwischen), Nahrung (die Polenta und Maccaroni der Italiener, die Kartoffeln der Deutschen u. s. w.). Sie bekundet sich in der Geselligkeit, den Spielen (der Federball der Franzosen, das Boccia der Italiener — die Stiergefechte der Spanier), den Tänzen (der Fandango der Spanier, die Tarantella der Italiener), den Gesängen u. a.

Des Weiteren müßte sich diese Gemeinsamkeit auch in den Einrichtungen zeigen. Dennoch würde das Band eines gemeinsamen Staates nicht ein wesentliches Merkmal bilden, wie der österreichische Staat beweist, sondern es würde nur als wünschenswert erscheinen, wenn die Nation zugleich ein bürgerliches Ganzes bildete. Wir nennen daher die Angehörigen eines Staates „Volk".

Diese Gemeinsamkeit der Denk- und Empfindungsweise muß sich aber auch in der Geschichte und Kultur einer Nation zeigen. Sie wird sich in den Sagen derselben abspiegeln und allen Geisteserzeugnissen ihren eigenartigen Stempel aufdrücken. Daher werden sich auch gemeinsame Erlebnisse dem Gedächtnis unauslöschlich einprägen und einen Schatz in der Seele der Nation aufspeichern. Die Erinnerung an die Vergangenheit wird aber wieder ein Band bilden, welches die einzelnen Glieder der Nation miteinander verbindet. Überall, wo sich diese Eigenart kundgiebt, sprechen wir daher von „national". Da dies besonders in der Litteratur der Fall ist, bedienen wir uns häufig des Ausdrucks „Nationallitteratur".

Die Gemeinsamkeit im Denken, Fühlen und Wollen wird aber insbesondere hervortreten in der Anschauung über die sittlichen Güter. Wir sprechen daher von „Nationaltugenden" und legen in diesem Sinne dem Deutschen die „Treue" als nationale Eigenschaft bei.

Da die Nation aufhört, eine solche zu sein, sobald ihre Eigenart nicht frei wirken kann, sondern einem Zwange unterliegt, so ist Freiheit das höchste Gut der Nation, und da gerade in dieser ihrer Eigenart zugleich ihr eigentümlicher Wert besteht, so ist auch ihre Ehre die Bedingung ihrer Existenz. Mit Recht kann daher Schiller sagen:

„Nichtswürdig ist die Nation,
Die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre"

In dieses Bewußtsein des eigenen Wertes, der in jener Gemeinsamkeit und der dadurch ausgeprägten Eigenart besteht, setzen wir das Nationalgefühl. Lessing konnte daher seinerzeit dem deutschen Volke den Ehrennamen „Nation" absprechen, wenn er über den „gutherzigen Einfall", ein Nationaltheater gründen zu wollen, spottete. Und nicht mit Unrecht kann man deshalb den Tag von Sedan als den Geburtstag

Digitized by Google

der deutschen Nation feiern, weil die Deutschen erst an diesem Tage des Wertes ihrer Zusammengehörigkeit sich bewußt wurden und den ersten Pulsschlag einer gleichen Denk- und Empfindungsweise fühlten.

Da nun in der festen Prägung der Denkweise, von der die Handlungsweise unzertrennlich ist, der Charakter einer Person besteht (vergl. des Verf. Medit. I, 1), so dürfen wir einer Nation auch Charakter beilegen, wie wir dies bei einzelnen Personen thun. Dadurch wächst dieselbe aber zu einer Volkspersönlichkeit heran, einem Volksindividuum von eigenartigem Gepräge. Durch diesen unterscheidet sie sich scharf, wie es beim Einzelnen der Fall ist, von anderen Volksindividuen.

Es läßt sich jetzt auf das Gewonnene zurückschauen.

Auf der einen Seite stand das von der Natur Gegebene, auf der anderen das in der Zeit Gewordene. Dort war es die durch Abstammung gegebene Blutsverwandtschaft und die hieraus hervorgehende Gleichartigkeit der Anlagen. Die Bedingungen weiterer Entwickelung waren die Gemeinsamkeit des Wohnsitzes, aus welcher die Vaterlandsliebe entsprang, und die Gemeinsamkeit der Sprache. Der Entwickelung gehörten an die Gemeinsamkeit im Denken, Fühlen und Wollen, die sich in Religion, Sitte, Einrichtungen, Geschichte und Kultur, vorzüglich aber in der Anschauung über die sittlichen Güter zeigte. Das Ergebnis war eine Volkspersönlichkeit mit eigenartigem Charakter. So bestimmt sich jene vorher vorläufig hingestellte Gattung „eine in der Natur begründete Gemeinschaft eines Teils der Menschheit" näher, und es kann nun zu der Definition geschritten werden.

Diese dürfte etwa so ausfallen: „Nation ist eine Volkspersönlichkeit mit eigenartigem Charakter, welche sich im Bewußtsein der auf Blutsverwandtschaft begründeten Zusammengehörigkeit und in Liebe zum Vaterlande eins weiß im Denken, Fühlen und Wollen, und ihre Eigenart anderen Volkspersönlichkeiten gegenüber behauptet".

Wie die Sprache altes Leben fortführt.

Von **Rudolf Hildebrand.**

V.

1. Auch die Turniere, diese ritterlichen Kampfspiele, welche die glanzvollsten Tage der alten Zeit und etwa fünf Jahrhunderte lang die Höhenpunkte des Lebens darstellten, haben in der Sprache bis heute ihren Niederschlag hinterlassen, und zwar recht deutlich und unverdunkelt. Noch sind Wendungen ganz geläufig und für gewisse häufige Fälle geradezu unentbehrlich, wie für einen in die Schranken treten,

Digitized by Google

oder auch für einen Grundsatz u. ä., um ihn zu verfechten. Es sind die Schranken, die den Kampfkreis umhegten und von den Zuschauenden trennten, wie das noch in dem sogenannten Circus zu sehen ist, wo Kunstreiter ihre Künste zeigen, denen das, was man in den Turnierschranken sah, zum Theil geschichtlicher Anstoß und Vorbild ist.

Doch war der Kampfkreis der Turniere weit geräumiger, als er in einer Bereiterbude sein kann[1]), oft ein ganzes großes Feld umfassend. Neben den Schranken ist übrigens Arena in Gebrauch, das Manchem vornehmer klingt, „in die Arena treten für einen" u. ä., d. h. aus dem Leben des alten Rom, wie Circus. Aber der Gedanke an die Gladiatoren, den das hervorruft, ist doch wahrlich kein erquicklicher: im Turnier traten Ritter, Herren und Fürsten zu Roß gegen einander, um den Preis der Tapferkeit zu kämpfen, in der römischen arena sind es gewerbsmäßige, in besonderen Anstalten gezüchtete Klopffechter, die sich zum rohen Ergötzen der römischen Männer und Frauen einander zerfleischten, d. h. auf der Höhe des antiken Lebens die widerwärtige Entartung eines ursprünglich edlen Thuns, des Kampfspiels der edlen Jugend unter den Augen der Gemeinde. Auch unsere Turniere haben denselben Ursprung und entwickelten manche üble Schattenseite, sind aber nie auch nur annähernd zu solcher Entartung vorgeschritten.

Anstoß kann übrigens das treten geben, das vom Ritter zu Roß nicht passen will. Es zeigt sich aber auch in eintreten für einen oder ihn vertreten, auch einstehen für einen, mhd. einen verstân, mit dem stehen gleich treten, sich stellen, wie in abstehen von etwas, eigentlich weg treten, aufstehen, sich aufstellen u. s. w., einstehen auch noch mit der Vorstellung des Kampfes. Das stammt aber aus dem Rechtsleben, wie noch jetzt von Vertretung vor Gericht die Rede ist, die ein Rechtsanwalt, ein Vormund u. ä. für einen Andern übernimmt. Das reicht aber in die älteste Zeit zurück und geht gleichfalls vom Kampfe aus, in dem ver ist ursprüngliches für enthalten in flüchtiger Aussprache (wie oft), der „Vertreter" trat für den andern vor Gericht. Im 13. 14. Jahrhundert heißt er der fürspreche, aber dann auch vorspreche, und beide, für und vor, waren von Haus aus richtig, denn der Vertreter trat ursprünglich dicht vor den, der ihm seine Vertheidigung übertrug, sodaß vor dem Richter beide wie eine Person galten.[2])

---

1) Bereiterbude war der Name, den der Circus in meiner Kindheit führte, aus älterer Zeit her, denn in Buden ward ja auch in der Meßzeit Theater gespielt, die Künstler hießen aber eigentlich „englische Bereiter", dann kurz Bereiter.

2) Merkwürdig und mitbeweisend ist es, daß im altfranzösischen Rechte der Fürsprech sowohl pourparlier als avantparlier heißt, d. h. für und vor einfach übersetzt.

Digitized by Google

Die Vertretung galt aber auch für den gerichtlichen Zweikampf (von dem oben schon ein paarmal die Rede war); wer sich dafür nicht fähig fühlte, konnte einen Andern für sich eintreten lassen (in die Schranken), einen „Vorkämpfer", wie dort einen „Vorsprechen", mit vor statt für (in verfechten meint das ver- aber auch für und ist daraus geworden), er heißt im Sachsenspiegel kempfe, niederd. kempe, eigentlich Kämpfer vom Fach, von Gewerbe, was dann in der Zeit der Ritterromane wieder aufgefrischt und darum wohlbekannt ist in Kämpe (s. Grimms Wörterbuch). So scheint denn bei der Wendung „in die Schranken treten" die Vorstellung des Turniers mit der des gerichtlichen Zweikampfes sich vermischt und seinen Ausgangspunkt im letzteren zu haben.

Ganz deutlich aber hat man den Turnierritt vor Augen bei Redensarten mit Lanze und Sattel, die gleichfalls noch völlig lebendig und allgemein gebraucht sind, gerade als hätten unsere Väter die Sache noch gesehen, die doch schon vor dem großen Kriege des 17. Jahrhunderts in Abgang kam. Besonders eine Lanze brechen für einen oder für etwas ist beliebt, mit dem für wieder als stände der gerichtliche Kampf dahinter; im Turnier trat einer allenfalls für die Ehre seines Landes oder der Landesritterschaft ein, der er angehörte, oder für eine Dame, die ihn zu ihrem Ritter bestellt hatte. Auch für eine Sache eine Lanze einlegen, recht genau aus der Sache selber heraus, denn wie man die dafür eingerichtete Waffe vor dem Ritt in die rechte Lage in der Hüfte brachte, darauf kam viel an. Ganz deutlich blieb auch das Bild vom unterliegenden Gegner (er kam ja wirklich zu liegen), von dem man noch sagt, er sei aus dem Sattel gehoben (oder entsattelt) und auf den Sand gesetzt. Auch vom Visier ist noch gern die Rede, besonders in gewissem Zeitungsdeutsch, wo einer „mit offenem oder geschlossenem Visier" kämpft (die Waffe ist nun die Feder), d. h. seinen Namen nennt oder nicht. Übrigens ist zur Lanze zu bemerken, daß es das französische Wort ist, das sich neben dem deutschen und selbst dafür eingeschlichen hat (lance), das deutsche war Speer, mittelhochd. sper (n. und nicht m.), und noch heute besteht Speerbrecher als Name, den z. B. in Leipzig ein Schneidermeister trägt.

Ein hübsches Restchen und unmittelbaren Niederschlag des alten Turnierwesens zeigt die Kindersprache z. B. in Leipzig; da heißt, was der Erwachsene französisch eine Partie nennt, z. B. im Karten- und Billardspiel, beim Tanz ebenso eine Tour (mit falschem Geschlecht), bei den Kindern gut deutsch ein Ritt: ein Spiel besteht aus mehreren Ritten oder wird in mehreren Ritten wiederholt. Auch auf Andres übertragen etwas z. B. „auf einen Ritt" abthun, d. h. in einem Zuge, mit einem

Digitized by Google

Anlauf. Da sieht man denn deutlich, wie einst die glänzenden Kampf- und Heldenspiele auf die Kinder, auf die Knaben wirkten, die ja für ihr Spielen immer auf Nachahmung des ernsten Treibens der Erwachsenen aus sind. Sie spielten offenbar selbst Turnierens, wie ja im 16. Jahrhundert Ritter, die mit eingelegtem Speer gegen einander rennen, als Kinderspielzeug vorkommen. In der Schweiz heißt dieser Ritt eine Kehr (s. d. in Grimms Wb.), franz. un tour, engl. a turn, Partie im Spiel und Tanz, es ist aber auch alles eben vom Turnierritt entnommen, eigentlich das Umwenden mit dem Rosse (vergl. franz. tourner, deutsch kehren), wenn das erste Rennen keinen Erfolg gehabt hatte, zu einem neuen Ritt und dann der Ritt selber, nach derselben Denkweise wie im Post- und Eisenbahnwesen Station, eigentlich ein Haltepunkt, dann die damit beginnende neue Strecke bezeichnet. Ja, das ganze Turnier, franz. tournoi, ist nach diesem tour, tourner zum neuen Anreiten benannt. Wer denkt bei den heutigen Touren im Cotillon, im Contre noch ans Turnier, und doch hängen beide geschichtlich zusammen an einem Faden.

2. In das alte Hausleben, zugleich aber in älteste religiöse Vorstellungen führt der Ölgötze, in einer häuslichen Redensart fortlebend, die noch weit verbreitet ist, fast in ganz Deutschland (s. Lexer in Grimms Wb. unter d. W.), in Thüringen und Sachsen z. B. du stehst ja da wie ein Ölgötze, d. h. steif, hölzern, regungslos. Das Wort, auch in dieser Wendung, ist bis ins 16. Jahrhundert zurück bezeugt, aber sicher weit älter. Im 16. Jahrhundert erscheint es auch schon in verdunkelter Anwendung, auch schon mit falscher Auslegung, als wäre mit Öl Ölfarbe gemeint, und eben dieß Mißverständniß ist schon ein Beweis viel höhern Alters. Das rechte Licht aber gibt Seb. Frank in den Sprichwörtern 2, 51ª Ut Bagas stas, du stehst wie ein Klotz, Ölgötz, Tielmann, Leuchter (s. Grimms Wb. unter dilmann). Der Leuchter ist im eigentlichen Sinn ein leuchtender Mann, d. h. ein Bild als Mann, dadurch wird ja der gemachte Vergleich möglich. Dasselbe ist aber der Dilmann, Tilmann, d. h. der eine tille oder dille (s. d. bei W. Grimm) trägt, eine Röhre, um ein Licht darein zu stecken, und ebenso Ölgötze, der eine Lampe trägt. Der Vergleich lag um so näher, weil zum Leuchten auch Menschen selbst dienen mußten, was denn freilich ein ganz niedriger Dienst war, z. B. bei B. Waldis:

Der schwache wird vom starcken gschlagen,
Der kränckest (schwächste) muß das Liecht auch tragen.

Esop 1, 65, 18,

wobei man sich nicht das bloße Licht, sondern die ganze leuchtende Vorrichtung denken muß; so noch im 17. Jahrh.: und Du alter Lecker hast

Digitized by Google

die Sporn verloren und mußtu, wann andere tanzen, das Liecht halten. Kunst über alle Künste, h. v. R. Köhler S. 84. Daher ebenso den Ölgötzen tragen, häufig als Zeichen des Mannes, der unter dem Pantoffel steht (s. Grimms Wb.), wie z. B. einer unbeweibt bleiben will,

daß ich mich nit thu überweiben
und müßt auch den Ölgötzen tragen.
H. Sachs 5, 65, 23 K.,

d. h. der Frau als Leuchter dienen, wenn sie z. B. in den Keller, auf den Boden geht, der Mann trat damit in das Licht eines Schwächlings. Der Vergleich mit dem Leuchter oder Ölgötzen und der im Leben gegebene natürliche Anlaß dazu ist schon im 13. Jahrh. zu erkennen (aber sicher weit älter) im Jüngling des Konrad von Haslau, einem Gedicht, das die Unarten der männlichen Jugend geiselt:

swer sich lenket (biegsam, gewandt ist) als ein stoc,
des dienst kan ich geprüeven nieht (er dient zu nichts),
wan daz er stê für daz lieht.
swâ alsô erstarrt ein jungelinc,
der gebe mir einen pfenninc. Haupts Zeitschrift 8, 554;

daz er stê für daz lieht, d. h. anstatt des Lichtes, als Leuchter dastehe, wenn die Andern spielen. Mir wurde daran eine Redensart aus unserm Knabentreiben klar, die wir unverstanden so fortführten; wenn wir spielten und es kamen fremde Kinder hinzu und traten hin als neugierige Zuschauer und unbewegt, da wurde ihnen abgewinkt mit den Worten: „Wir brauchen keine Lichter".

Die eigentliche Bedeutung kannte noch Reinwald, Schillers Schwager, aus dem Leben, in der Hauptsache richtig, wenn er in seinem Hennebergischen Idiotikon 1,112 angibt: „Ölgötze, ursprünglich und noch in einigen hennebergischen Gegenden ein Pfosten, an dem man die Lampe aufhängt."[1]) Etwas deutlicher bei Spieß, Beitr. zu einem Henneb. W. S. 177: „Ölgötz, ursprüngliche Benennung des hölzernen, auf einem runden oder viereckigen Fuße stehenden, oft schlangenförmig gewundenen (dieß nach der sog. gewundenen Kerze, s. d. W. in Grimms Wb.) Pfostens, an welchem die Öllampe hängt", also noch jetzt zu finden. Aber der gestaltlose Pfosten ist nicht ursprünglich, sondern eine heruntergekommene bequemere Form. Die Mannesgestalt, wenn auch nur angedeutet, gehört dazu und ist das Ursprüngliche. Es sind auch alte Leuchter der Art erhalten, z. B. in den Sammlungen des Germanischen Museums in Nürnberg. Abbildungen davon sind ein paar gegeben in dem Anzeiger des Museums in einem Aufsatz „Einige Leuchter für den Profangebrauch", 15, 119 ff., der aufs neue die erstaunliche Fülle von

1) Er kennt auch Ölmo, d. h. Ölmann, also wie Tilman oben.

Digitized by Google

Erfindungen und ihren Grundgedanken zeigt, die unser altes Kunstgewerbe auszeichnet. Da sieht man auf Sp. 120 auf einem vierfüßigen Gestell einen Mann, wie in Pagentracht, der die Arme aushält (nicht gestreckt, sondern in natürlicher Haltung gekrümmt), die zwei kunstvoll gebildete Tillen für Kerzen tragen; das Bild (dessen Größe und Stoff leider nicht angegeben sind, es scheint Erzguß) wird dem 14. Jahrhundert zugewiesen. Ein anderes aus dem 16. Jahrh. zeigt Sp. 123, auf einem runden Gestell ein Mann in Landsknechttracht, der mit den steif ausgestreckten Armen zwei Tillen trägt, die in der Form unsern einfachsten Leuchtern gleichen.[1]) Hieraus erklärt sich denn auch unser Armleuchter und daß der Leuchter Arme hat, es ist ja ursprünglich ein leuchtendes Mannsbild.

Aber der Götze? Der enthält die Hauptsache. Wenn man solche Gestalten, wie die im Anz. des Germ. Mus. abgebildeten (s. das. Sp. 122) für altgermanisch und für heidnische Götzenbilder hielt, oder wenn Reinwald a. a. O. meint, man habe in den ersten Zeiten des Christenthums alte abgenutzte hölzerne Götzen als Lampenträger benutzt, so ist in beiden Meinungen ein richtiger Kern enthalten. Der Gedanke des Ölgötzen ist altgermanisch, vorchristlich. Der Gedankenkreis, dem er angehört, kann einem am Kobold klar werden (s. d. W. in Grimms Wb.). Das ist ursprünglich, noch jetzt ganz deutlich erkennbar, ein Hausgott als Hüter und Helfer des Hauses, wie in Rom die penates und lares. Er wurde auch als Bild dargestellt, wie die alte Zeit in kindlichem Sinn ihre Phantasiebilder auch außer sich sehen wollte. Von den Diensten, die er seinem Herrn that, war ein besonders wichtiger, dessen Wohlstand zu fördern. Noch jetzt ist unter den Bauern z. B. in Sachsen der Glaube nicht ausgerottet, wenn eines Bauern Wohlstand auffallend wächst, der „hat den Kobold." Der ist denn auch jetzt noch als Bild zu sehen, nur ins Derbe gezogen, es ist der sog. Ducatenkacker (s. d. in Grimms Wb.),

---

1) Die beiden Stücke aus dem 14. und 16. Jahrh. zeigen in der Kunst und dem Grundgedanken einen lehrreichen Unterschied, den man umgekehrt erwarten sollte und den ich doch nicht unangedeutet lassen möchte. Die ältere Bildung ist mehr lebensvoll, die jüngere mehr in Maschinenform übergehend, die ältere zeigt eine lebendige Gestalt, so daß das Werkzeug ganz in der Menschengestalt aufgeht, die jüngere geht mehr in den Gedanken des Leuchters, des Werkzeugs über, das zugleich noch an einen Menschen erinnert; der ältere Künstler dachte in erster Linie an die Menschengestalt, die zugleich als Werkzeug diente, der jüngere umgekehrt an das Werkzeug, das er zugleich in Menschengestalt kleidete. Der Unterschied ist am deutlichsten an der verschiedenen Haltung der Arme und des Kopfes. Da begreift man, wie aus dem Ölgötzen zuletzt ein bloßer Pfosten werden konnte, sieht aber auch wohl, daß weiter rückwärts die lebendige Auffassung ihren Ursprung hat, wie oben deutlicher werden wird.

Digitized by Google

auch derber im Wort (s. eben da unter geldsch—), oder zahmer Ducatenmacher, Ducatenmännchen. Er war früher beliebt als Weihnachtsgeschenk, mit dem Sinn: mögest du im nächsten Jahre viel Geld einnehmen, ich schenke dir dazu den Geldkobold ins Haus.[1]) Auch andere Figuren, oft seltsamer Gestalt, erklären sich daher, wie J. Grimm sah (s. im Wb. unter geldsch—), und wenn sie ihren Platz auf dem Sims des Kamins haben, so hat auch das seinen Grund in der vorchristlichen Zeit und zeugt dafür, denn der Kobold wohnte unter dem Herde, der heiligen Stelle des Hauses. So ist denn auch der Ölgötze eigentlich ein Kobold, ein helfender Hausgeist, der den Hausleuten bei der Arbeit und beim Spiel leuchtete. Er war sicher im germanischen Hause so unentbehrlich, daß ihm auch die Bekehrer nichts anhaben konnten, wenn auch der Name Götze von ihnen herrühren mag; konnten sie doch den Kobold überhaupt nicht ausrotten, der bis heute noch nicht todt ist.

3. In vielen Fällen, ja den meisten sogar ist aber das alte Leben, von dem ja die ganze Sprache in ihrem Hauptbestand ein Zeugniß gebender Niederschlag ist, doch jetzt so versteckt, so verwachsen gleichsam im langen Lauf der Zeiten, daß es schwer ist auf den Grund zu sehen, oft unmöglich. Ein hübsches Beispiel, wie nahe doch auch da oft das schaffende alte Leben noch unter der Oberfläche liegt, wenn man nur richtig einschlägt, bietet vornehm; daß das aus dem alten Kampfleben stammt, fühlt schon lange niemand mehr, und ist doch leicht wiederzugewinnen.

Noch ist die ältere Form nicht ganz vergessen, in alterthümelndem Stil ist fürnehm noch brauchbar, es hieß in mhd. Zeit vürnæme, eine von den hübschen Bildungen von Verbaladjectiven, die zum Theil noch jetzt im Gange sind, wie genæme, gæbe, flügge, nütze usw.; vürnæme ist ein solches Adj. zu sich vür nemen. Die dahinterliegende eigentliche Bedeutung ist uns leichter erreichbar in dem eigentlich gleichbedeutenden, noch geläufigen sich ausnehmen. Ein Zeug, eine Tapete u. ä. „nimmt sich gut aus" bedeutet zwar auch bloß: es stellt sich gut dar, ist sehr ansprechend, aber noch das jetzige Sprachgefühl kommt leicht einen Schritt weiter, wie mir gemachte Proben bei Andern gezeigt haben, daß es nämlich eigentlich heißt: es zeichnet sich aus, thut sich hervor vor den andern, tritt aus der Menge heraus als besonders schön usw.,

1) Ich weiß nicht, ob man der Gestalt in ihrer vor der Bildung unmöglichen Haltung, die doch in meinen Kinderjahren harmlos mit unter dem Weihnachtsbaum erscheinen konnte (nebst dem Nußknacker, auch koboldisch), alles Üble vollends benehmen darf mit der Annahme, daß die alte Zeit sich die Gottheit so dachte, daß, was bei Mensch und Thier Koth war, bei ihr zu Gold wurde.

Digitized by Google

wie das noch ganz deutlich ist in ausnehmend als Adverb, z. B. ausnehmend schön usw. Und nun braucht es nur einen Sprung ins 12. Jahrh., da ist alles klar:

Olivier der edele man
ûz den sînen er sich nam,
vor der schar er in (den Gegner) erreit,
vil sêre er in versneit (verwundete).
Rolandslied 209, 9 ff, auch 203, 25 u. ö.,

er sprengte seiner Schar voraus, aus ihr hinaus, um den Kampf mit dem gegnerischen Fürsten allein aufzunehmen (wie das noch in der Zeit des Landsknechtswesens vorkam); die Wendung wird aber schon im 13. Jahrh. in diesem genauen Sinne abgenutzt und veraltet gewesen sein, da sie der Stricker in seiner Erneuerung des Gedichtes im Geschmack seiner Zeit fallen läßt, in der ersteren Stelle aber durch heben ersetzt:

er huop sich von den sînen
hin gein den Sarrazînen. Karl 6907.

Doch ist ûzgenomen da noch geläufig, ausgezeichnet, vorzüglich und bürgt für allgemeinen einstigen Gebrauch jenes sich ûz nemen. Das einfache, unscheinbare nemen mit solchem Inhalt braucht niemand zu wundern, ist es doch jetzt noch in der Kriegssprache in Gebrauch, wenn es z. B. in einem Schlachtbericht heißt, ein Bataillon mußte weiter vor, eine Batterie mußte zurückgenommen werden. Auch im 12. Jahrh. schon für sich auszeichnen überhaupt:

Salemôn der was aleine ûz getân,
der sih ûzir allen kuningen nam usw. Alex. 66.

Ganz entsprechend ist übrigens bei den Römern eximius zu eximere ausnehmen, es muß auch se eximere gegeben haben.

Ebenso dann sich vür nemen, noch im 13. Jahrh., z. B.:

dô ersâhen die sînen
manegen schilt schînen
und liute vil gegen in komen,
die heten sich (Acc.) dâ vür genomen,
daz si wolden strîten. Mai und Beaflor 158, 4,

waren den Ihrigen vorausgeeilt, um rascher an den Feind zu kommen; daher denn sich auszeichnen überhaupt, z. B. sich mit prîse vür nemen (s. die Wb.), was den Ausgangspunkt noch deutlich erkennen läßt. Von Alexander dem Großen in Bezug auf alle Herrschertugenden in Krieg und Frieden:

nu hôret, wie er sih fure nam. Alex. 181.

Auch sich ûz tuon muß so gegolten haben, obwohl vor der Hand nur in dem ûz getân oben im Alexanderliede 66 bezeugt (mhd. Wb. 3, 141ᵇ), aber auch trefflich gestützt durch das heutige sich hervor thun vor den Andern.

Digitized by Google

Also vornehm eigentlich ein Held, der vor den Seinen und für sie streitet, dann auf alle Tugenden überhaupt erstreckt, wie es von Alexander d. Gr. heißt in dem Bericht von seiner Erziehung, in der die ritterlicheu Tugenden vorausgestellt werden: des wart er ein vil vornême man. Alex. 200 (es ist die mitteld. Form). Von vornehm ist jetzt wieder recht vornehmlich die Rede, als hätte man daran das rechte höchste Ziel alles Strebens. Ich kann daran keine reine Freude haben, denn man meint damit gewöhnlich nur, daß sich der oder das Vornehme abhebe von der Menge, die dann bloß dazu da ist, um das Vornehme eben glänzen zu lassen. Ursprünglich aber ist es, wie die Geschichte des Wortes zeigt, ein Held, d. h. einer, der seine hervorragende Kraft nicht für sich, sondern für die Seinen, für das Ganze einsetzt, an sich selbst aber zuletzt denkt. Das könnte man im deutschen Unterricht schon an dem Ursprung des Wortes der Jugend einprägen, die für solch hohe Empfindungen und große Gedanken noch ganz offen sind, was manche Lehrer doch nicht wissen.

Sprechzimmer.

1.

Zu Ztschr. 5, 131.
Prinz v. Homburg III, 1 (902)

Eine That,
die . . . die gesamte
Altrömische Tyrannenreiche, schuldlos,
Wie Kinder, die am Mutterbusen sterben,
Auf Gottes rechter Seit' hinüberwirft.

So liest man allerdings in Tiecks Ausgabe (S. 264). Schmidt aber verbesserte (S. 328) Tyrannenreihe . . . rechte Seit'. Schon Reinhold Köhler (S. 61) hat diese Verbesserung gebilligt, und auch Zolling hat sie mit Recht in den Text seiner kritischen Ausgabe aufgenommen. Dies zur Berichtigung der Bemerkung Gustav Eschmanns.

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

Zu Pfeffels Tabakspfeife. Vergl. R. Sprenger. 5. Jahrg. 1. Heft S. 56.

Bei Berücksichtigung des Zusammenhangs, in dem Pfeffel dieses Pfeifchen zum Ausgangspunkt seiner Erzählung macht, dürfte man sich nur schwer zu der von R. Sprenger vorgeschlagenen Lesart „Blumenkopf“ statt „Blumentopf“ verstehen.

Digitized by Google

„Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon, mit goldnem Reifchen!"

Ich wüßte nicht, wie man die Gestalt dieses Pfeifenkopfs kürzer und bezeichnender bestimmen sollte. Er ist nach der Erzählung des Alten ein Beutestück des tapfern Hauptmanns Walther, „der ihn, Gott weiß es, welchem Bassen bei Belgrad abgewann". Die Türkenpfeifen hatten aber damals dieselbe Form wie noch heutzutage, nämlich die eines Blumentopfs oder, wenn man will, einer Tasse mit viel weiterem Umfang oben als unten, also stark nach innen geschweift, wobei der Untersatz des Blumentopfs oder der Tasse, den man durchaus dazu denken muß, einen unserm Wassersack ähnlichen Anhang bildet, in den das Rohr gesteckt wird. Das ist die Form der Türkenpfeifen noch heute, auch der feine, ockerrote Thon und die vergoldeten, oft perlschnurähnlichen Reife sind nicht anders geworden. Die Pfeife ist also keineswegs kugel- oder halbkugelförmig und gerade diese ungewöhnliche Form ist es, die den Wunsch nach ihrem Besitz in dem Enkel Walthers erregt, der als Pfeifensammler neben seinen Meißner, Ulmer und sonstigen Köpfen auch den türkischen Blumentopf gerne gehabt hätte. Ich betrachte „Blumenkopf" in des Knaben Wunderhorn um so bereitwilliger als Druckfehler, als sich auch sonst Flüchtigkeiten in dem dortigen Abdruck finden. Vergl. in der oben angeführten Stelle „einem" Bassen statt „welchem" Bassen.

Bamberg. **A. Edel.**

3.

„Napoleon, du Schustergeselle."

Die von W. Cremer, Heft I S. 59 angeführte Stelle aus einem auf die Freiheitskriege bezüglichen Volksliede ist nach meinen persönlichen landsmännischen Erinnerungen folgendem Liede entnommen, welches nicht nur in Pommern allgemein bekannt war, sondern auch in den übrigen preußischen Provinzen, wie ich durch eine Umfrage bei verschiedenen Herren hier am Orte in Erfahrung gebracht, ebenso verbreitet gewesen ist:

1. Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb.
Wir erheitern einander das Leben,
Ach! wenn es doch immer so blieb'!

2. Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond;
Der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Im Kriege wird keiner verschont.

3. Napoleon, du Schustergeselle,
Du saßest einst fest auf deinem Thron.
In Deutschland da warest du so schnelle,
In Rußland empfingst du deinen Lohn!

Digitized by Google

4. Ach hättest du nicht an das Rußland gedacht
Und hättest mit Deutschland den Frieden gemacht,
So wärest du Kaiser geblieben
Und hättest den allerschönsten Thron!

Was den Ursprung des Gedichtes anbetrifft, so ist dasselbe dem bekannten v. Kotzebue'schen Gesellschaftsliede angelehnt, welches den Zeitverhältnissen entsprechend umgedichtet worden ist:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond;
Es blüht eine Zeit und verwelket
Was mit uns die Erde bewohnt! u. s. w.

Die 4. Strophe dieses ist die erste unseres Liedes, das uns Jüngern als altes Soldatenlied aus der Zeit der Freiheitskriege übermittelt wurde. Auf Grund desselben stand uns als kleinen Knaben die Thatsache fest, daß Napoleon I. sich vom „Schustergesellen" auf den französischen Thron geschwungen habe. Jedenfalls ist diese Bezeichnung merkwürdig genug; wer weiß, ob nicht über die verhältnismäßig niedrige Herkunft Napoleons allerlei Legenden unter den preußischen Soldaten jener Zeit verbreitet gewesen sind. Vielleicht ist jedoch diese Wendung mit ebenso großem Recht als Ausdruck humorvollen, volkstümlichen Spottes aufzufassen.

Eberswalde. **August Teuber.**

4.

Noch einmal zu Pfeffels „Tabakspfeife" V. 2. (Ztschrft. V, 56).

Sprenger glaubt in der im Wunderhorn sich findenden Variante „Blumenkopf" die ursprüngliche Lesart entdeckt zu haben. Wenn er meint, daß der Reim Blumenkopf : Kopf wohl bei Pfeffel vorkommen könne, so ist diese Annahme vollkommen berechtigt. Stellen wie: Amtesmacht: gemacht I, 123 2:4, Hand : Hand 2, 140 2:4, findet : empfindet 2, 173 1:2 beweisen dies zur Genüge. Es bleibt demgegenüber aber doch immer die Thatsache bestehen, daß die angeführte Lesart sich nicht bei Pfeffel selbst findet, sondern zuerst auf einem fliegenden Blatt vorkommt, wonach sie im Wunderhorn abgedruckt ist. Wenn demnach nun hiermit die Priorität der Lesart nicht erwiesen werden kann, so müssen schwerwiegende innere Gründe dafür sprechen, wenn wir sie dennoch anerkennen sollen. — Sprenger meint, die Form eines Kopfes sei für einen Pfeifenkopf natürlicher als die eines Topfes; das ist für unsere Pfeifenköpfe ja allerdings richtig, aber wir haben es bei Pfeffel mit einer Türkenpfeife zu thun, und da liegt die Sache doch anders. Außerdem sagt Sprenger kein Wort darüber, was er sich unter einem Blumenkopf denkt. Das Wort kann nach seiner Auffassung nichts anderes bedeuten als einen mit Blumen verzierten Pfeifenkopf.

Digitized by Google

Solche Verzierungen finden sich jedoch schwerlich auf türkischen Pfeifenköpfen. Die kleinköpfigen Türkenpfeifen — und mit einer solchen haben wir es hier zu thun, da der Alte sie als Soldat im Stiefel aufbewahrte (V. 40) — sind gewöhnlich schlicht rot oder „von rotem Thon mit goldnem Reifchen," wie in unserem Falle. Sprengers Vorschlag scheint mir also deshalb nicht annehmbar zu sein, weil er die Blumen des Kopfes nicht erklären kann. — Wie erklärt sich denn aber demgegenüber Blumentopf? Die Blumen bleiben ja auch bei dieser Lesart zu erklären. Ja und nein; denn ein Blumentopf braucht nicht ein Topf mit Blumen zu sein, er kann auch ein Topf für Blumen sein. Der letztere Fall gilt für uns; es kommt hier durchaus auf die Form des Blumentopfes an. Ein Blumentopf hat die Gestalt eines umgekehrten, abgestumpften Kegels; das ist auch die Form der kleinen türkischen Pfeifenköpfe. Ja, noch näher kommt man der Form eines solchen Türkenkopfes, wenn man an einen Blumentopf mit Unterschüssel denkt. Man kann ja häufig in Miniaturtreibhäuschen für Kinder kleine rote Blumentöpfchen mit Unterschüsseln sehen, die ganz genau die Gestalt eines türkischen Pfeifenkopfes haben. Der Dichter konnte somit m. E. für seinen Zweck gar keinen anschaulicheren Ausdruck wählen als Blumentopf.

Flensburg. **K. Puls.**

5.

In der Januarnummer der Ztschr. f. d. d. U. (Sprechzimmer Nr. 15) wird um nähere Angaben über ein Lied gebeten, das mit den Worten beginnen soll: Napoleon, du Schustergeselle. Dieses Lied wird bei uns, in Thüringen gesungen und ist, wie mir Bekannte mitteilen, noch in vielen anderen Gegenden zu finden. Der in der Zeitschrift angeführte Vers ist jedoch nicht der 1., sondern der 3. und 4. Mir sind zwei Fassungen bekannt. Die erste, die in der Gegend von Essen gesungen wird, ist oben mitgeteilt. Hier paßt Vers 4 rhythmisch schlecht zu den drei ersten. In der zweiten Fassung, die sich in dem 1886 in Weilburg erschienenen Kriegervereins-Liederbuch „Alldeutschland hie" auf S. 153 findet, sind Vers 1 und 3, sowie 2 und 4 rhythmisch gleich.

Seite 153.

78. Altes Volkslied Napoleon.

Mel.: „Es kann ja" ꝛc.

1. Und es kann ja u. s. w.

(Der Vers — Vers 2 der ersten Fassung.)

2. Und da kommen die stolzen Franzosen daher,
Und wir Deutschen, wir fürchten uns nicht so sehr,
Wir stehen ja so fest, als wie die Mauern,
Wir weichen keinen Fingerbreit zurück.

Digitized by Google

3. Napoleon, du Schustergeselle,
Du sitzest so fest auf deinem Thron,
In Deutschland regierest du so strenge,
In Rußland bekommst du deinen Lohn.

4. Ach hättest du nie an Rußland gedacht,
Und hättest mit Deutschland Frieden gemacht,
So wärest du Kaiser geblieben
Und hättest den allerschönsten Thron.

Leipzig. **Dr. Moritz Koehler.**

König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Franz Grillparzer. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen nebst einer Karte von Adolf Lichtenheld, k. k. Professor am Staatsgymnasium im IX. Bezirk in Wien. Stuttgart 1890. Verlag der v. J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Über das ganze Unternehmen, Grillparzers Dramen in Schulausgaben zu veröffentlichen, sowie über das erste Bändchen in dieser Reihe, „die Ahnfrau“, habe ich mich bereits früher (IV, S. 179 flg.) in dieser Zeitschrift ausgesprochen. Rasch ist jener Ausgabe die von „König Ottokars Glück und Ende“ gefolgt. Auch das vorliegende Bändchen weist die Vorzüge auf, die ich an dem ersten hervorgehoben habe. Sie ist mit Fleiß, Umsicht und feinem Sinne besorgt. Man könnte vielleicht die Einleitung für eine Schulausgabe zu ausführlich finden, aber die Fachgenossen, die Grillparzer oder der österreichischen Geschichte oder beiden zugleich ferner stehen, werden gerade diese Ausführlichkeit dankbar begrüßen.

In der Einleitung behandelt der Herausgeber die Entstehung des Werkes, die geschichtliche Grundlage desselben, das Verhältnis der Dichtung zu den geschichtlichen Quellen, den Gegenstand des Dramas und seine Durchführung, den Aufbau der Dichtung, die Zeit der Handlung und schließlich zusammenfassend den Gesamtcharakter des Trauerspieles.

Bei diesem Drama ist es möglich gewesen, die von dem Dichter benützten Quellen — unter denen die steierische Reimchronik voran steht, — in so eingehender und klarer Weise, wie selten, nachzuweisen.

Nachdem W. Scherer, was besonders hervorgehoben zu werden verdiente, in den „Vorträgen und Aufsätzen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich“ S. 240 flg. in dieser Richtung die Bahn gebrochen, hat Alfred Klaar unter Benutzung des Grillparzerschen Nachlasses in seiner Monographie „König Ottokars Glück und Ende. Eine Untersuchung über die Quellen der Grillparzerschen Tragödie. Leipzig 1885“ über das Quellenmaterial der Dichtung ausführlich gehandelt.

Digitized by Google

Dieser Arbeit schließt sich auch Lichtenheld in den entsprechenden Partien an.

Was das Gesamturteil über Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende" anlangt, so schwankt dieses vielfach. Bei aller Anerkennung der vielen und großen Vorzüge, die dieses Drama besitzt, kann ich mich des Eindruckes nicht entschlagen, daß es mehr von Tendenz beherrscht wird, als der Bethätigung der reinen Kunstgesetze entsprechen würde. In dieser Hinsicht stimme ich Scherer und Sauer (Grillp. Sämtl. Werke I, S. XLI) bei. Dagegen scheint mir Scherer zu weit zu gehen, wenn er behauptet: „Ottokar erwirbt sich durch nichts Anrecht auf unser Mitgefühl". Mit Recht ist ihm von Klaar und Volkelt (Fr. Grillparzer als Dichter des Tragischen S. 198 flg.) in diesem Punkte widersprochen worden. Auch Lichtenheld gesteht bloß zu, daß Scherers Urteil über Ottokar „in der Richtung der Wahrheit liegt", im übrigen pflichtet er Klaar bei, der von Ottokar sagt, er sei „eine tragische Natur, in der von Anbeginn an Wildheit und Weichheit nebeneinander kämpfen" (a. a. O. S. 122). Aber hierin liegt wohl wieder zu viel. Daß die Weichheit und Gutherzigkeit sich wie ein roter Faden durch Ottokars Leben zieht, wird sich kaum aufrecht erhalten lassen. Ottokar wird da weich, wo das Unglück mächtig auf ihn einstürmt. Dadurch gewinnt er allerdings unsere Teilnahme ebenso, wie durch sein festes Wollen, seine eiserne Konsequenz, womit er früher seinem Ziele zustrebte.

Die unter dem Texte stehenden Anmerkungen sind ihrem Zwecke angemessen. Nur weniges möchte ich hierzu bemerken. S. 49, 18 ist bei Handvest die Berufung auf Adelung überflüssig. S. 69, 61 wäre zu der Erklärung von Portenau noch die Art der Erwerbung kurz beizufügen. Ottokar kam durch Steiermark in dessen Besitz. Mit diesem Lande war Portenau als Lehen Aquilejas unter dem Traungauer Ottokar V. im Jahre 1137 verbunden worden. Über der S. 143, 29 besprochenen Persönlichkeit des steierischen Reimchronisten schwebt allerdings noch Dunkel. Doch bietet hierzu Lorenz „Deutsche Geschichtsquellen des Mittelalters seit der Mitte des 13. Jahrhunderts" I, S 200—209 bemerkenswerte Züge. In derselben Anmerkung wäre als Analogon zu dem Lobe auf die Heimat neben dem von Lichtenheld beigebrachten Beispiele des Sophokles im Ödipus auf Kolonos aus der älteren deutschen Litteratur etwa noch die Stelle aus Biterolf und Dietleib 13303 flg. zu erwähnen. S. 147, 35 enthält eine Unrichtigkeit. Der Fürstbischof von Seckau residiert jetzt nicht in Marburg i. St., sondern in Graz. In Seckau, bei Judenburg in Obersteiermark, war von 1218—1786 der Sitz des Bistums, seither ist dieser in Graz. In Marburg residiert der Fürstbischof von Lavant. S. 169, 17 ist zur Erklärung von rert (heult) bloß auf das Glossarium zu dem Reimchronisten von Pez ver-

Digitized by Google

wiesen. Der Herausgeber hätte in den Wörterbüchern der neueren wissenschaftlichen Litteratur besser und umfassender über das merkwürdige Wort Aufschluß erhalten können. Man vergl. Mhd. Wörterb. II, 677a, Lexer Mhd. Handwörterb. II, 409, Schade Altd. Wörterb. II, 711, ferner Grimms deutsches Wörterb. VIII, S. 561 (unter rehren) und Weigand Deutsches Wörterb. II, 485 (unter röhren). Daraus geht hervor, daß das Wort nicht bloß in den altgermanischen Sprachen eine weite Verbreitung hat, sondern auch in den heutigen Dialekten. Sanders Wörterb. d. d. Spr. II, 778 bringt auch aus der neueren Litteratur mehrere Belegstellen bei. Darnach gebrauchen das Wort von Österreichern noch Alxinger und Ferd. Kürnberger. Doch stammt es an unserer Stelle, samt dem ganzen Gleichnisse, in dem es steht, aus der steierischen Reimchronik.

Im ganzen kann die vorliegende Ausgabe auf das Beste empfohlen werden.

Bielitz. **Karl Reissenberger.**

Handbuch für den deutschen Sprachunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Müller-Frauenstein. II. Teil. Zur Vers-, Stil- und Dispositionslehre. Hannover 1890. Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel.

Dem im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift S. 92 bis 95 besprochenen ersten Teile seines Handbuchs hat der fleißige Verfasser in kurzer Frist den zweiten folgen lassen. Was dort über die wissenschaftliche Ausrüstung desselben zu seinem Vorhaben, über seinen Eifer für Hebung des deutschen Unterrichts in anerkennender Weise vom Unterzeichneten gesagt worden ist, kann auch bei der Beurteilung des vorliegenden Teiles ohne Rückhalt ausgesprochen werden. Ja, wir müssen in manchen Beziehungen dem zweiten Teile einen Vorzug vor dem ersten einräumen. Hier, wo der Verfasser sich theoretisch über die guten Eigenschaften des Stils einsichtsvoll und gründlich verbreitet, ist seine eigene Darstellung bei weitem klarer und durchsichtiger als in einzelnen Abschnitten des vorausgegangenen Teils. Und was ihm dort betreffs der mangelnden übersichtlichen Einteilung und Anordnung zum Vorwurfe gemacht wurde, darf hier erfreulicherweise nicht von neuem geltend gemacht werden. Nicht nur ist der Stoff selbst übersichtlicher geordnet, sondern der Verfasser hat auch ein beide Teile berücksichtigendes, höchst ausführliches Wort- und Sachverzeichnis, das nicht weniger als 31 Seiten einnimmt, dem vorliegenden hinzugefügt. — Trotzdem daß der Verfasser entsprechend dem ersten Teile: Zur Sprachgeschichte und Sprachlehre auch dem zweiten die Bezeichnung: Zur Vers-, Stil- und Dispositionslehre gegeben hat, womit er andeuten zu wollen scheint, daß er nur eine Auswahl des in den oberen Klassen höherer Schulen zu behandelnden Stoffs geben wolle,

Digitized by Google

werden die einzelnen Abschnitte, mit einer weiter unten zu berührenden Ausnahme, in genügender Vollständigkeit ausgeführt, über die hinaus in einem Handbuche auch für Schüler — denn in deren Händen will es laut Vorwort zum ersten Teile der Verfasser sehen, entgegen der Annahme einer auf dem Umschlage abgedruckten Beurteilung, daß das Buch ja nicht für die Hand der Schüler bestimmt sei — nicht hinausgegangen werden dürfte. Auf die kürzer gehaltene Darstellung der Verslehre (S. 1—40) folgt die ebenfalls nicht sehr ausgedehnte Darstellung der Stillehre (S. 41—69), für welche der erste Teil schon vieles, was sonst ihr überlassen wird, vorausgenommen hatte. Den umfangreichsten Abschnitt bildet die Dispositions- und Aufsatzlehre (S. 69—149), derjenige Zweig des deutschen Unterrichts, auf welchen der Verfasser den größten Wert legt und für welchen seine auf reicher Erfahrung beruhenden Winke die sorgfältigste Beachtung seiten aller Fachgenossen verdienen. Vortrefflich sind die Ratschläge, die er S. 69 flg. den Lehrern des Deutschen über den Aufsatz erteilt, in welchem er das Hauptmittel sieht, auf die sprachliche und geistige Ausbildung der Schüler einzuwirken. Das Thema und seine Feststellung, die Einteilungsgesetze, Einleitung und Schluß kommen nach einander zur Besprechung, unter Einreihung vieler gut gewählter Beispiele von Dispositionen, wie solche auch der weiteren Auseinandersetzung über geschichtliche und philosophische Prosa in reicher Zahl eingefügt sind. Daß der Verfasser das, was er über Briefe und Gespräche sagen wollte, nur in einen Anhang verwiesen hat, läßt sich rechtfertigen; weniger (und das ist die oben angedeutete Lücke), daß er auch der Rede nur eine halbe Seite widmet. Sind Briefe als Aufgaben sprachlicher Übungen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten meines Erachtens entbehrlich, Gespräche auch für diese noch zu schwer, so findet doch die Rede, wie sie ja bei feierlichen Anlässen in den Festsälen unserer Schulen aus Schülermunde ertönt, recht wohl einen Platz im deutschen Unterrichte und hätte also von dem Verfasser etwas eingehender behandelt werden können. — Bei dem S. 24 als ersten deutschen Sonettendichter angeführten Christoph Wirsung (1500—1571) läßt uns sogar Goedekes Grundriß im Stiche — Der Ausdruck: mit Fleiß im Sinne von: mit Absicht (S. 44) dürfte nach dem Vorgange Lessings ohne Bedenken beibehalten werden. — Nicht nur im ersten und letzten „Verse" des Eleusischen Festes (S. 17), sondern auch im 14., als dem Höhepunkte des ganzen Gedichts, findet sich das daktylische Versmaß.

Das von der Verlagsanstalt gut ausgestattete Buch ist von Versehen ziemlich frei, anzumerken nur S. 24 Wekhrlin statt Weckherlin, S. 129 vergießt statt vergißt.

Digitized by Google

So sei denn auch dieser Teil von Müllers Handbuch den Lehrern des deutschen Unterrichts angelegentlich empfohlen.

Dresden. **E. Harich.**

Edward Schröder, Jacob Schöpper von Dortmund und seine deutsche Synonymik. Marburger Universitätsschrift. Pfeil'sche Buchdruckerei 1889. 37 S. Großquart.

Die vorliegende Schrift Edward Schröders bildet einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache überhaupt, sowie insbesondere zur Geschichte der deutschen Synonymik. Wir erhalten hier sowohl über die Person Jacob Schöppers, sowie über seine deutsche Synonymik urkundlich genauen Aufschluß. Der genaue Titel der Schrift Schöppers lautet: „Synonyma. Das ist, Mancherley gattungen Deutscher worter, so im Grund einerley bedeutung haben. Allen Predigern, Schreibern und Rednern zu Dienste colligiert und zusamen getragen. Durch Jacoben Schöpper Priester. I. Corinth. XIIII. Nit wehret mit zungen zu reden. Gedruckt zu Dörtmünd durch Mel. Soter 1550." Hoffmann von Fallersleben hat bereits im Jahre 1859 im ersten Hefte seiner Findlinge (Leipzig 1859, S. 75—79) den Titel dieses Buches nebst der deutschen Vorrede abgedruckt, sowie einige Proben aus dem Texte gegeben. Hoffmann bezeichnete Schöppers Schrift als: Die erste deutsche Synonymik. Edward Schröder giebt nun aus einem Exemplare der Königl. Bibliothek zu Berlin (Ya. 5411), sowie aus dem der Göttinger Universitätsbibliothek (Ling. Germ. 1636 angebunden an Jur. Praxis 88a) weit genauere Auskunft über das Buch als Hoffmann. Schröder teilt außer dem Titel die lateinische Widmung und die deutsche Vorrede mit, die zu den anziehendsten Urkunden für die Geschichte unserer Schriftsprache gehören, und giebt wohlgegliederte Mitteilungen über Einrichtung und Inhalt des Buches, während bei Hoffmann die Proben nur zufällig herausgegriffen waren. Daran knüpft Schröder eine sorgfältige Kritik des Inhaltes und der Bedeutung, sowie der Grundlagen der Schrift Schöppers. Diese Kritik hat Schröder ganz in der sicheren Methode und vorzüglichen Weise gegeben, die bei diesem scharfsinnigen Gelehrten in so wohlthuender Gestalt zu Tage zu treten pflegen. Das Werkchen Schöppers giebt im ganzen auf seinen acht Bogen die Übersetzung von etwa 1400 lateinischen Wörtern und Wendungen und bringt dafür über 6000 deutsche Ausdrücke bei. Die Wörter sind der Bedeutung nach in 34 Gruppen geordnet. Fremdwörter gebraucht Schöpper nur mäßig (etwa 150). Dann weist Schröder nach, daß schon vor Schöpper Zusammenstellungen von Synonymen mehrfach versucht worden sind, von denen auch bereits 1522 eine selbständig in

Digitized by Google

den Buchhandel kam (ein Abdruck einer auch der Synonymenliste des Landshuter Schulmeisters Christoph Hueber zu Grunde liegenden Vorlage), und daß Schöpper diese Zusammenstellungen gekannt und benutzt hat, die übrigens Schröder mit guten wissenschaftlichen Gründen alle auf eine alte Rhetorik von 1475 zurückführt (in der die obengenannte Vorlage enthalten war). Außerdem hat Schöpper, wie Schröder darlegt, noch das oberdeutsche Glossar des Adam Petri von Basel zu Luthers Neuem Testament reichlich ausgebeutet. Von der Vortrefflichkeit des oberdeutschen Wortschatzes war der Niedersachse Schöpper sonderbarerweise fest überzeugt, und so hat das Wortmaterial seines Büchleins durchaus einen oberdeutschen Grundcharakter, hinter dem das mitteldeutsche Element entschieden zurücktritt. — Die Schrift Schröders schließt mit einer kurzen Skizze über die hochdeutsche Sprache in Dortmund.

Edward Schröder hat sich durch die vorliegende höchst fesselnde und für die Geschichte unserer Schriftsprache außerordentlich bemerkenswerte Abhandlung den aufrichtigen Dank aller Freunde unserer Sprache und unserer deutschen Sprachwissenschaft erworben. Wir sehen mit Spannung und Sehnsucht einer vollständigen Ausgabe des Schöpper und einer ausgeführten Geschichte der hochdeutschen Sprache in Dortmund aus der Hand Schröders entgegen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Gotthold Bötticher und Karl Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882. II. Die höfische Dichtung des Mittelalters. 1. Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling ausgewählt, übersetzt und erläutert von Karl Kinzel. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1890. VIII, 115 S. Preis 0,90 Mark.

Die weiteren Bändchen, die Bötticher und Kinzel seit unserer Besprechung der ersten Hefte dieses schönen Unternehmens (vgl. unsere Zeitschrift III, 573—575) haben erscheinen lassen, bestätigen vollauf das empfehlende Urteil, das wir damals beim Beginne des Unternehmens über Plan, Anlage und Ausführung fällen konnten. In der vorliegenden Waltherübersetzung und -auswahl haben wir es mit einer prächtigen, reifen und herzerfreuenden Arbeit Kinzels zu thun. Ganz aus der Seele geschrieben ist uns das Urteil, das Kinzel über Walther fällt und das den thatsächlichen Verhältnissen durchaus entspricht: „Die besten Gedichte Walthers stellen sich den besten aller Zeiten würdig an die Seite und weichen, recht aufgefaßt und gewürdigt, auch denen Goethes nicht. Ja bei aller Bewunderung und Liebe, welche wir den schönsten Liedern

Digitized by Google

dieses größten modernen Lyrikers zollen: einen Vorzug müssen wir gerechterweise der Muse Walthers von der Vogelweide zuerkennen, d. i. ihre religiöse und ihre patriotische Seite“ (S. 2). Die Auswahl aus den Gedichten Walthers, die Kinzel giebt, ist vorzüglich, die Übersetzung ist trotz einzelner Härten gewandt, wohllautend und vor allem auch treu, die Erläuterungen beschränken sich auf das Notwendigste, sind aber bei aller Knappheit vollkommen ausreichend. Und das Nämliche gilt auch von der ersten Abteilung des Heftchens: Aus des Minnesangs Frühling.

Die rechte Behandlung des Minnesanges und der Lieder Walthers ist eine Hauptaufgabe des deutschen Unterrichts, die bisher leider nur in geringem Maße erfüllt und gelöst wird. Die vorliegende Arbeit Kinzels wird dadurch, daß sie dem Schüler einen geeigneten Text bietet, wesentlich zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe mit beitragen. Wünsche im einzelnen wird selbstverständlich auch der trefflichen Arbeit Kinzels gegenüber, da Walther von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet werden kann, der einzelne Lehrer je nach seinem Standpunkte haben. So möchte ich das Lied: Under der linden, dieses unvergleichliche Meisterstück mittelhochdeutscher Kunst, nicht missen, auch in der Schule nicht. Die sittlichen Bedenken, die wohl Kinzel zum Ausschluß bewogen haben, verschwinden meines Erachtens durch geeignete Übersetzung und durch Betrachtung des Liedes unter der rechten Beleuchtung. Ich habe wenigstens das Lied in meiner Übersetzung, die ich in der Schrift „Minne- und Meistersang, Leipzig, Grieben, S. 231“ gegeben habe, wiederholt vor einem Publikum, das fast nur aus Damen bestand, vorgetragen, ohne daß dadurch auch nur der geringste Anstoß erregt worden wäre. Zugleich würde durch dieses Lied das Tanzlied vertreten sein, das bei Kinzel nur spärlich (genau genommen nur in Nr. 1. S. 38) auftritt. Bei dem „Schwanengesang“ wünschte ich überall den Strophenanfang O we auch in der Übersetzung festgehalten.

Doch es ist nicht unsere Aufgabe, hier ins einzelne zu gehen. Wir haben, wie wir es bei allen unseren Besprechungen uns zur Pflicht machen, die ganze Richtung des Buches und die Ausführung im ganzen im Auge zu behalten. Und so können wir nur nochmals unserer lebhaften Freude über die prächtige Arbeit Kinzels Ausdruck geben, und wir wünschen, daß unsere Schulen auch von diesem Hefte recht umfassenden Gebrauch machen mögen. Dem deutschen Unterrichte hat Kinzel durch seine Arbeit einen wirklichen Dienst geleistet. Daß das ganze Unternehmen Böttichers und Kinzels den Beifall der Fachgenossen gefunden hat, beweist der Umstand, daß bereits für Ostern eine neue Auflage des ersten Heftchens angekündigt ist.

Dresden. **Otto Lyon.**

Digitized by Google

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, herausgegeben von Herman Riegel. VI. Jahrgang. Nr. 1 und 2. Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Braunschweig 1891.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Nr. I., ausgegeben am 1. Februar 1891. 48 S., ebenda.

Die Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, die unter der Leitung Riegels die mannigfachen Schwierigkeiten eines solchen an die Allgemeinheit sich richtenden Unternehmens in geschickter Weise zu überwinden versteht, bietet in Nummer 1 und 2 den trefflichen Vortrag Professor Dr. Brenners in München über „Freiheit und Zwang in der Muttersprache“. Oscar Brenner[1]) ist einer der wenigen Universitätsgelehrten, die ihre ausgezeichnete Kraft in den Dienst der Sprachvereinsbewegung gestellt haben; sein Vortrag gehört zu dem Besten, was diese Bewegung zu Tage gefördert hat.

Ein neues Unternehmen sind die „Wissenschaftlichen Beihefte“, die vorläufig in zwangloser Folge erscheinen und mit der Zeitschrift den Mitgliedern des Sprachvereins unentgeltlich zugehen sollen. Daß gerade diese Beihefte namentlich auch wissenschaftlich Gebildete anlocken werden, Mitglieder des Sprachvereins zu werden, um für den geringen Mitgliedsbeitrag von drei Mark die Zeitschrift und nun auch noch diese wissenschaftlichen Beihefte als Eigentum zu erhalten, steht wohl außer allem Zweifel. Das erste Heft bietet eine höchst lesenswerte Abhandlung von Professor Dr. Trautmann an der Universität zu Bonn: Der S-unfug, der über das verbindende s in Zusammensetzungen handelt. Die geschichtlichen Nachweise, die hier Trautmann giebt, werden gewiß überall aufklärend wirken. Besondere Freude hat es mir bereitet, daß Trautmann trotz Franck (Zeitschr. für deutsches Altert. XXVI, Anz. S. 321 f.), Paul u. a. an der Herkunft des Plural-s in Kerls, Jungens u. s. w. aus dem Altniederdeutschen festhält. In seinem Kampfe gegen das verbindende s geht freilich Trautmann wohl zu scharf vor. In der Verschmelzung zweier Wörter durch s wird man häufig sogar eine Forderung des Wohllauts erfüllt sehen, z. B. Volkskönig. Daß

1) Wir benutzen diese Gelegenheit, um zu unserer Besprechung der „Mittelhochdeutschen Grammatik“ (Heft 1) Oscar Brenners nachzutragen, daß mit den dort gegebenen Bemerkungen keineswegs gesagt werden sollte, daß der Verfasser sich an Zarnckes Kolleg angelehnt habe. Wir wollen aber, um jedem möglichen Irrtum vorzubeugen, hier ausdrücklich darauf hinweisen, daß Prof. Brenner kein Schüler Zarnckes ist und, wie er uns selbst schreibt, „nie das Glück gehabt hat, Zarncke zu hören.“ D. L.

diese s ohne weiteres übellautend seien, kann man nicht zugeben. Selbstverständlich wird aber eine Einschränkung des „S-unfugs“ geboten sein, und man wird in vielen Fällen dem Verfasser seine Zustimmung nicht versagen können. Jedenfalls haben wir es hier mit einer ganz köstlichen, auch lebendig und geistvoll geschriebenen Erörterung dieser wichtigen Frage zu thun. Die zweite Gabe dieses Heftes ist ein Neudruck der 1643 erschienenen Schrift: Der Unartig Teutscher Sprach-Verderber, mit einer Einleitung von Herman Riegel. Auch diese Gabe ist höchst dankenswert. Bücherbesprechungen beschließen das Heft. Und so können wir dieses neue Unternehmen allen Freunden unserer Sprache aufs wärmste empfehlen. Möge es dem deutschen Sprachvereine zahlreiche neue Freunde zuführen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Kleine Mitteilungen.

— Einen ausgezeichneten Aufsatz über den deutschen Unterricht brachte die Leipziger Zeitung (Nummer vom 4. Februar 1891) unter der Überschrift: „Aus dem sächsischen Schulbereich.“ Der Aufsatz, dessen Inhalt sich mit den Zielen unserer Zeitschrift aufs innigste berührt, verdient auch noch um deswillen besondere Aufmerksamkeit, weil er zweifellos der leitenden Stelle des sächsischen Schulwesens nahe steht und die Anschauungen erkennen läßt, die in den für das sächsische Schulwesen maßgebenden Kreisen herrschen. Der Aufsatz nimmt seinen Ausgang von dem Kaiserworte: „Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen.“ Der Verfasser warnt zunächst davor, sich leichthin mit dieser Mahnung abzufinden, und fügt dieser Warnung die sehr berechtigten Worte hinzu: „In dem Wunsche, daß das und jenes besser werde als bisher, liegt doch auch noch keine Verurteilung des Bestehenden.“ Er betont dann insbesondere, daß die sächsischen höheren Schulen (von denen allein der Verfasser spricht) ihre Vaterlandsliebe, ihre treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich in den letzten zwei Jahrzehnten so vielfach und laut bezeugt haben, daß sie nach dieser Seite wohl jeden Vorwurf mit Fug und Recht abweisen können. Eine andere Frage sei die, ob der Unterricht in deutscher Sprache, Litteratur und Geschichte bei uns überall so bestellt gewesen, beziehentlich noch jetzt sei, daß darauf in Selbstgenüge ausgeruht werden könnte. Mit einer bloßen Vermehrung der Stunden sei noch lange keine wirkliche Abhilfe geschaffen, es handle sich vielmehr um die Frage, ob der gesamte Unterricht nicht noch zielbewußter, entschiedener und wirksamer als bisher das Verständnis für deutsche Art fördern und die Freude an den nationalen Gütern, die wir besitzen, steigern könne. Der Verfasser spricht dann davon, daß vielen Deutschen erst durch den in der Neuzeit geführten Kampf gegen die Fremdwörter eine Ahnung davon aufgegangen ist, wie köstlich und reich unsere Sprache ist, und fährt fort: „Die scharfe Abweisung unnötiger Fremdwörter ist aber doch nur ein Kennzeichen einer tiefergehenden Bewegung in der Richtung auf das volkstümliche Deutschtum zu. Der deutsche Idealismus ist zum Glück vorläufig noch unausrottbar, aber er hat in jüngster Zeit ersichtlich nach gewissen Seiten hin seine Ideale gewandelt. Die jetzige Strömung geht entschieden auf das Einfache, Natürliche, Volkstümliche hin. Der Schiller-Humboldt'schen Ästhetik, den Träumereien der Romantiker, den Gedankengespinsten von Schelling und Hegel

Digitized by Google

bringen unsere Tage kaum noch Verständnis, geschweige denn Geschmack entgegen. Sehr begreiflich. Je verkünstelter, verwickelter, nüchterner unsere Lebensverhältnisse werden, umsomehr sehnen wir uns dahin, wo warmherzige, einfache Natürlichkeit waltet, je internationaler, freizügiger die Zeit wird, umsomehr muß allen Tüchtigen an Bewahrung der Volks- und Stammesart liegen. Es ist darum nicht bloß ein Modezug, daß die Goethestudien gegenüber der Beschäftigung mit anderen unserer Klassiker nachgerade ein so erdrückendes Übergewicht erlangt haben. Und (wiederum bezeichnend) nicht sowohl der Verfasser des Tasso, der Iphigenie, der natürlichen Tochter u. s. w. ist es, der immer neue Scharen bewundernder Verehrer gewinnt, sondern der Dichter des Götz und Faust, der Dichter der vorweimarischen und nachschiller'schen Zeit. Trägt unsere Schule diesem entschiednen und, wie wir glauben, durchaus naturgemäßen Zuge der Zeit auch genügend Rechnung? Zahlreiche Lehrer thun dies ohne Zweifel; daneben giebts aber wohl noch manchen Unterricht in Oberklassen, der vom hohen ästhetischen Olymp herab nach den alten Bauformeln der Kunst- und Schönheitslehre erteilt wird ohne sonderliche Schätzung des schlicht Volkstümlichen." Nach diesen ebenso wahren, als feinen und außerordentlich bemerkenswerten Worten fordert der Verfasser, daß auch noch mehr geschehen müsse zur Steigerung der Gewandtheit in zusammenhängender und freier deutscher Rede, daß man im Aufsatze auf eine viel größere Mannigfaltigkeit der Aufgaben bedacht sein müsse, wenn dieser wirklich die Bedeutung eines ausschlaggebenden Maßstabes gewinnen solle, daß in der Geschichte wieder wie früher die großen Persönlichkeiten in Vordergrund gerückt werden und nicht bloß als Geschöpfe, sondern bis zu einem gewissen Grade auch als Schöpfer ihrer Zeit behandelt werden müßten, daß das Kleinliche und Unbedeutende in der Geschichtsdarstellung hinter dem Großen und wirklich Bedeutenden zurücktreten müsse. Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Nach alledem brauchen wir zum Schlusse es kaum noch zusammenfassend auszusprechen, daß nach unserer Ansicht das Deutsche in der That noch in einem höheren Maße die Grundlage des Unterrichts in den höheren Schulen werden kann, als es bereits jetzt der Fall ist." — Unsere Zeitschrift ist dem Verfasser dieses Aufsatzes für nachdrückliche Förderung so erstrebenswerter Ziele zu wärmstem Danke verpflichtet.

— Im November 1890 hat sich in Berlin ein Verein für Volkskunde (mit dem Sitz in Berlin) gebildet Der Mitgliedsbeitrag beträgt 12 Mark jährlich. Jedes Mitglied erhält dafür zugleich das Organ des Vereins: die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, begründet von M. Lazarus und H. Steinthal, im Auftrage des Vereins herausgegeben von Karl Weinhold. Die Zeitschrift erscheint vom Januar 1891 ab im Verlage der Buchhandlung von A. Asher u. Co. in Berlin und umfaßt jährlich 4 Hefte im Umfange von etwa 30 Bogen; im Buchhandel kostet sie jährlich 15—16 Mark. Der Vorsitzende des Vereins ist der Geheime Regierungsrat Prof. Dr. K. Weinhold in Berlin. Wir können dieses schöne neue Unternehmen aufs wärmste empfehlen und wünschen, daß der Verein recht viele Mitglieder finde.

— Am 14. Dezember 1890 wurde in Berlin eine „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" gegründet, deren Zweck die systematische und allseitige Erforschung der Erziehungs- und Schulgeschichte, die Sammlung von Schulordnungen, Schulbüchern, pädagogischen Miscellaneen u. s. w. ist. Der Jahresbeitrag beträgt nur 5 Mark und ist bis auf weiteres an Herrn Seminaroberlehrer H. Fechner, Berlin SW. 48, Friedrichstraße 229, einzusenden. Die Mitteilungen der Gesellschaft, deren Ladenpreis im Buchhandel 10 Mark betragen, gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Die umfangreicheren Ver-

Digitized by Google

öffentlichungen der Gesellschaft erscheinen unter dem Titel: Monumenta Germaniae Paedagogica, und die Mitglieder haben das Recht, diese Veröffentlichungen mit 25 Prozent Rabatt des Ladenpreises vom Vorstande zu beziehen. In der Versammlung am 14. Dezember 1890 leitete Herr Prof. Dr. Stephan Waetzoldt die Verhandlungen, Prof. Dr. Reifferscheid und Dr. Karl Kehrbach erstatteten Bericht über Ziel und Bedeutung des Unternehmens. Es ist wohl Ehrenpflicht jedes Schulmannes, dieses hochbedeutsame Unternehmen durch seinen Beitritt zu unterstützen.

— Einen sehr lesenswerten Aufsatz: „Das Gymnasium und der deutsche Unterricht“ von Hans Frisch brachte Schorers Familienblatt in Nr. 3 und 4 (1891), S. 45 flg. und S. 56 flg. Es ist darin viel Beachtenswertes enthalten.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 10. Oktober; Jacob Grimms deutsche Grammatik. 3. Teil. Neuer vermehrter Abdruck besorgt durch Gustav Roethe und Edward Schröder, besprochen von O. Behaghel. — Walther Reichel, Von der deutschen Betonung, besprochen von O. Behaghel (Reichel hat den Satz gefunden, daß im Zusammenhang der Rede das wiederholte Wort, die Anknüpfung, den Ton nicht hat. Behaghel weist darauf hin, daß diese Lehre sich ganz vortrefflich in der Schule verwenden läßt, um den Lernenden die Ermittelung der richtigen Betonung zu erleichtern). — P. Grünberg, Biblische Redensarten, besprochen von K. v. Bahder. — A. Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts, I., besprochen v. von der Ropp. — Felix Rosenberg, Über eine Sammlung deutscher Volks- und Gesellschaftslieder in hebräischen Lettern, besprochen von Ludwig Fränkel. — F. Stern, Lafontaines Einfluß auf die deutsche Fabeldichtung des achtzehnten Jahrhunderts, besprochen von Albert Leitzmann. — Karl Müllenhoff, Beowulf, besprochen von F. Holthausen.

— Nr. 11. November: A. Ehrhard, De vocabulis Latinis quae Germanica lingua assumpsit, besprochen von Gustav Binz. — Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker, besprochen von Max Koch.

— Nr. 12. Dezember: Wilhelm Grimm, Die deutsche Heldensage, 3. Auflage von Reinhold Steig, besprochen von O. Behaghel. — Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte, herausgegeben von Bernhard Seuffert, 1. Band, besprochen von Georg Witkowski. — Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leisewitz (Seufferts Litteraturdenkmale Nr. 32), besprochen von Albert Leitzmann. — Über die bildende Nachahmung des Schönen von Karl Philipp Moritz (Seufferts Litteraturdenkmale Nr. 31), besprochen von Johannes Volkelt. — Otto Lüning, Die Natur, ihre Auffassung und poetische Verwendung in der altgermanischen und mittelhochdeutschen Epik bis zum Abschluß der Blütezeit, besprochen von Ludwig Fränkel.

— 1891. Nr. 1. Januar: F. Braun, Die letzten Schicksale der Krimgoten, besprochen von O. Behaghel. — M. Hirschfeld, Untersuchungen zur Lolasenna, besprochen von W. Golther. — Bruder Hermanns Leben der Gräfin Jolande von Vianden, herausgegeben von John Meier, besprochen von O. Behaghel. — Charles Schweitzer, De poemate latino Walthario, besprochen von R. Peiper. — Friedrich Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit, besprochen von O.

Digitized by Google

Behaghel. — Adolf Hauffen, Kaspar Scheidt, der Lehrer Fischarts, besprochen von Ludwig Fränkel. — C. Reuling, Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, besprochen von Minor. — Rudolf Steiner, Goethe als Vater einer neuen Aesthetik, besprochen von H. Siebeck. — Friedrich Braitmaier, Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Maler bis auf Lessing, besprochen von Theodor Vetter.

Zeitschrift für deutsche Philologie XXIII, 2. 3: H. Jäckel, Ertha Hludana E. Kettner, Der Einfluß des Nibelungenliedes auf die Gudrun. — H. v. Wlislocki, Volkstümliches zum armen Heinrich. — F. Ahlgrimm, Zu Minnesangs Frühling 30, 28. — J. Paludan, Ältere deutsche Dramen in Kopenhagen. — H. Frischbier, Die Menschenwelt in Volksrätseln aus den Provinzen Ost- und Westpreußen. — K. G. Andresen, Wortspaltungen auf dem Gebiete der neuhochdeutschen Schrift- und Verkehrssprache. — G. Ellinger, Die Braut der Hölle. — F. Bronner, Zu Goethes Faust. — G. Kawerau, Zum deutschen Wörterbuche; nochmals thät in Bedingungssätzen bei Luther.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXXIV, 4. Zeidler, Die Legenden des heiligen Ludwig von Toulouse. — Werner, Bruchstücke mhd. Dichtungen aus polnischen Bibliotheken. — Scheiber, Zwei Bruchstücke aus Rudolfs Weltchronik. — Wattenbach, Pseudoovidische Gedichte des Mittelalters. — Martin, Zum Hildebrandsliede. — Steinmeyer, Fein. — Strauch, Verzeichnis der auf dem Gebiete der neueren deutschen Litteratur im Jahre 1889 erschienenen wissenschaftlichen Publikationen.

Germania XXV, 2: Damköhler, Mundart der Urkunden des Klosters Ilsenburg und der Stadt Halberstadt und die heutige Mundart. — Zeitteles, Predigt auf Johannes den Täufer. — Karl Obser, Historische Volkslieder aus dem österreichischen Erbfolgekriege. — F. Bech, Lesefrüchte. — O. Behaghel, Die Heimat Walthers von der Vogelweide. — F. Liebrecht, Zur Volkskunde. — 3: Oscar Böhme, Die Übereinstimmung zwischen dem Wigaloistexte und den Lesarten der Handschriftengruppe Bb in Hartmanns Iwein. — K. Borinski, Zur Warnung. — F. Grimme, Die Schweizer Minnesänger. — O. Glöde, Noch einmal zur Tristansage. — F. Bech, Lesefrüchte (Schluß). — F. Liebrecht, Zur Volkskunde (Schluß).

Die Grenzboten 47: Karl Koch, Die natürliche Sprachentwickelung und unsere heutige Gemeinsprache. — A. Kollmann, Puppenspiele.

Neue Jahrbücher für Philologie u. Pädagogik 142. 10: Bettingen, Die Themata zu den deutschen Aufsätzen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten.

Preußische Jahrbücher 6: K Kochendörffer, Goethes Glaubwürdigkeit in Dichtung und Wahrheit. — M. Beheim-Schwarzbach, Homer in der deutschen Litteratur.

Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen XXVI, S. 505—511: O. Brenner, Vom Unterricht in der deutschen Grammatik. (Ein sehr wichtiger Beitrag zur Behandlung der deutschen Grammatik in der Schule.)

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1889. XV, S. 84—91: R. Sprenger, Zu Johann Lorembergs Scherzgedichten. — S. 91—94: R. Sprenger, Zum Dübeschen Schlömer.

A. Girot, Agrégation d'Allemand en 1891. Bibliographie spéciale. Paris, Paul Dupont 1890.

Zeitschrift für deutsche Philologie XXIII, S. 451—457: R. Sprenger, Zu Goethes Faust.

Digitized by Google

Neu erschienene Bücher.

Meerbilder, Dichtungen von Holger Drachmann. (Mit dem Bildnis des Verfassers), ausgewählt und ins Deutsche übertragen von Heinrich Zschalig, Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Walther Böhme, Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst für die häusliche Vorbereitung der Schüler. III. Lessings Minna von Barnhelm. Berlin, Weidmann 1890, 39 S. Pr. 0,50 M.

J. B. Krämer, Praktisch erprobte Musteraufsätze und Übungsstoffe für den Unterricht im mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck 2. Teil. Mittelstufe. Weinheim, Ackermann 1891.

Bumüller und Schuster, Lesebuch für Volksschulen. 25 Auflage. Freiburg, Herder, gebunden M. 0,45. 152 S.

Ferdinand Schultz, Merktafel zu der Geschichte der deutschen Litteratur. Dessau, Baumann, 1891, 14 S.

Jakob Minor, Rede auf Grillparzer, gehalten am 15. Januar 1891 im Festsaale der Universität. Wien. Selbstverlag der Universität. 23 S.

Karl Reifert, Zum deutschen Unterrichte in den beiden unteren Lateinklassen, im besonderen über den Lehrstoff der 2. Klasse nach der K. bayerischen Schulordnung v. J. 1874. Bamberg, Buchner 1890.

Ernst Linde, Die Muttersprache im Elementarunterricht. Grundzüge für die Vermittelung des Sprachgehaltes im ersten Schuljahr. Mit einer Empfehlung von Prof. R. Hildebrand. Leipzig und Berlin, Jul. Klinkhardt 1891. 90 S.

Richard Jonas, Grundzüge der philosophischen Propädeutik. Für höhere Lehranstalten. 5. Auflage. Berlin, Gärtner 1891.

Otto Perthes, Hoffnungen und Befürchtungen bei der Rede Sr. Majestät des Kaisers zur Eröffnung der Schulenquête. Bielefeld, Helmich, 1890. 13 S.

Kinder-Gartenlaube, herausgegeben von Albert Richter, Band X, geb. M. 4.

M. Prem, Am 100. Geburtstage Grillparzers, Bielitz 1891. Selbstverlag. 17 S.

E. Kuenen u. M. Evers, Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt 3. Bändchen: Lessings Minna von Barnhelm. 2. Aufl. Leipzig, H. Bredt 1891. 93 S.

F. Lauczizky, Lehrbuch der Logik zum Gebrauche an Gymnasien. Wien, Karl Gerolds Sohn, 1890. 119 S. Preis M. 2.

G. Uhlig, Die Stundenpläne für Gymnasien, Realgymnasien und lateinlose Realschulen in den bedeutendsten Staaten Deutschlands. 3. Auflage. Heidelberg, Carl Winter 1891. 53 S.

L. Bräutigam, Der Marschendichter Hermann Allmers. Eine Festgabe zu seinem siebzigsten Geburtstage am 11. Febr. 1891. Oldenburg u. Leipzig, Schulze, 45 S.

Anton Frank, Das Ideal und das Leben von Schiller. Jahresbericht der Staatsmittelschule zu Reichenberg 1890. 17 S.

Adolf Hinrichsen, Das litterarische Deutschland. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. C. Beyer. 2. Auflage. Berlin, Verlag des „Litterarischen Deutschlands“, Leipzig, E. F. Steinacker, 1891. 1. und 2. Lieferung (Erscheint in 12 Lieferungen, Preis der Lieferung M. 1,50.)

A. Wolfromm, Revue de l'enseignement des langues vivantes. 1890. Paris, A. Laisney 6, rue de la Sorbonne — Nr. 6: Alfred Bauer, La mort de Wallenstein par Schiller.

E. Mader, Shakespeares Coriolanus als Gegenstand der deutschen Lektüre in der 7. Realschulklasse. Jahresbericht der Kommunal-Oberrealschule im I. Bez. in Wien. 15 S.

Digitized by Google

M. Lehmann-Filhés, Isländische Volkssagen. Neue Folge. Berlin, Mayer und Müller 1891. 266 S. Pr. M. 4.

Unterrichtsstoff für die deutsche Grammatik und Orthographie. Zum Gebrauch in Vorschulen und in den unteren Klassen höherer Bürger- und Töchterschulen, zusammengestellt von Lehrern der Königlichen Vorschule zu Berlin. Berlin, C. Habel 1890. 1. Teil 216 S. 2. Teil 308 S.

Alexander Kolbe, Beiträge zur Würdigung der deutschen Bibel und des kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers. Jahresbericht des Bugenhagen-Gymnasiums in Treptow a. R. Ostern 1891. 16 S.

Franz Fauth, Das Gedächtnis. Studie zu einer Pädagogik auf dem Standpunkt der heutigen Physiologie und Psychologie. Gütersloh, C. Bertelsmann 352 S. Pr. M. 4,80.

Erwin Bauer, Das zwanzigste Jahrhundert. Deutsch-nationale Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur. Berlin W. Hans Lüstenöder. 1. Jahrgang 4 Heft, S. 345—464 (Preis für einen Jahrgang von zwölf Heften M. 10).

Johannes Meyer, Neue Bahnen, Reform-Zeitschrift für Haus-, Schul- und Gesellschafts-Erziehung. 2. Jahrgang Heft 1. Zur Einführung. Vom Herausgeber. — Rud. Hochegger, Über Individual- und Sozialpädagogik — Wohlrabe, Die Durchführung der Schulklassen. — W. Ostermann, Herbert Spencers Erziehungslehre. — Th. Walther, Pädagogische Reformarbeiten des Jahres 1890.

Sammlung Göschen: Prof. Dr. W. Rein, Direktor des pädagogischen Seminars an der Universität Jena, Pädagogik.
F. Kauffmann, Privatdozent an der Universität Marburg, Deutsche Mythologie.
O. Lyon, Abriß der deutschen Grammatik und kurze Geschichte der deutschen Sprache.
(Während mein Handbuch der deutschen Sprache einen vollständigen Lehrgang der deutschen Sprache, nach Klassenstufen geordnet und mit Beispielen und Übungsaufgaben versehen, darstellt und meine Neubearbeitung der Heysischen Grammatik für Lehrer, Studierende und die Schüler oberer Klassen bestimmt ist, giebt der vorliegende ganz knappe Abriß der Grammatik und der Sprachgeschichte, der im ganzen 120 Seiten des bekannten kleinen Taschenformats der Sammlung Göschen umfaßt, nur das Notwendigste aus der Sprachlehre und Sprachgeschichte und will so den Bedürfnissen derjenigen Schulanstalten entgegenkommen, die es für gut halten, den Schülern nur einen ganz kurzen Abriß der Grammatik in die Hände zu geben. Die Deklinations- und Konjugationstabellen sind in ausgeführter Gestalt darin enthalten. O. L.) Der Preis eines jeden Bändchens der Sammlung Göschen beträgt in Leinwand gebunden M. 0,80. — Stuttgart, Göschen, 1891.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben: Nr. 51. O. Lyon, Auswahl deutscher Gedichte. 504 S. Pr. M. 2,20.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Johann Peter Hebel und Heinrich Zschokke.

Von J. Keller in Wettingen.

Wer Hebels allemannische Muse einigermaßen kennt, weiß auch, daß sie ihn etliche Male über den Rhein, ins Schweizerland, geführt hat und zwar keineswegs bloß in die zeitlebens ihm heimelig gebliebene Stadt Basel, wo er auf dem harten Stuhl der Münsterschule gesessen, sondern auch einmal in den Kanton Aargau hinauf. Hier lebte, nachdem er einige Jahre an dem sturmreichen politischen Treiben der Schweiz teilgenommen, auf dem Schlosse Biberstein in ländlicher Zurückgezogenheit H. Zschokke, fest entschlossen, dem unstäten Leben zu entsagen und sich eine sichere Zukunft zu gründen. Mit dem Jahr 1804 gab er auf Anraten mehrerer sehr achtbarer Männer, die seine journalistischen Fähigkeiten zu würdigen wußten, den schon 1798 begonnenen und bald fallen gelassenen „Schweizerboten" wieder heraus und schloß am 25. Februar des folgenden Jahres mit der ältesten Tochter des Pfarrers von Kirchberg, Nanny Nüsperli, den Bund fürs Leben. Der einzige Glückswunsch aus der Ferne (von der Hochzeitsfeier wußten auch nächste Freunde nichts) kam von Johann Peter Hebel, Professor des Hebräischen und der Dogmatik am Karlsruher Gymnasium und Verfasser der „Allemannischen Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten". Das Stück ging mit dem Schweizerboten vom 15. März 1805 unter die Presse und ist seit 1820 auch in den Allemannischen Gedichten mit einigen ganz unwesentlichen Änderungen des ursprünglichen Textes zu lesen (Strophe 4,6 und 10,6: de statt der; 8,2 gäng (bernerisch) statt gwüs).

Auf die Frage, wie dem Zeitungsschreiber diese Aufmerksamkeit von seiten des Dichters zuteil geworden sei, ist von Zschokke bereits geantwortet worden: Das Vermählungsfest, ließ er sich 1825[1]) in seinem „Lebensgeschichtlichen Umrisse" vernehmen, habe unter sinnigen Veranstaltungen seines Freundes Heinrich Remigius Sauerländer und durch des lieben allemannischen Sängers Hebel Lied an den Schweizerboten besondere Weihe und Verherrlichung empfangen müssen; die „Selbstschau" erklärte 1842 noch deutlicher, durch Sauerländer sei der Karlsruher Prälat zu seinem Festgedichte veranlaßt worden.[2])

---

1) Im I. Teil der „Ausgewählten Schriften".
2) S. 263 des I. Teils der 5. Aufl.

Digitized by Google

Aber wie stand es mit dem gegenseitigem Verhältnis der beiden letzteren im genaueren? Sauerländer[1]), von Frankfurt am Main (geb. das. d. 13. Dez. 1776), war seit einigen Jahren zu Basel in der Verlagsbuchhandlung Samuel Flick Angestellter und seit 1802 Teilhaber am Geschäft. Bei Samuel Flick wollte Hebel eben damals sein „Schwarzwälderbübli" ausrüsten lassen fürs Publikum; die bezüglichen Verhandlungen, welche sich übrigens zerschlugen, wurden jedoch von dem Dichter nicht selber geführt. Bald darauf errichteten Flick und Sauerländer im „Hammer" zu Aarau eine Filiale, die zuerst von den beiden abwechselnd besorgt wurde, 1805 jedoch an den jüngern Mann überging, während der ältere sich wieder ganz dem Baseler Geschäfte zuwandte. Hier, in der Buchdruckerei und Buchhandlung „Samuel Flick" erschien der „Schweizerbote" Zschokkes bis 1807, hier auch, aber erst 1820, wo seit 13 Jahren Sauerländer alleiniger Besitzer des Geschäftes war, Hebels Allemannische Gedichte in fünfter Auflage. Ob der Dichter und der Geschäftsmann vor 1805 einander persönlich gesehen, weiß ich nicht. Um Sauerländers Veranlassung Hebels zu Gunsten des hochzeitfeiernden Zschokke uns verständlich zu machen, braucht vielleicht bloß darauf hingewiesen zu werden, daß der Buchhändler von dem wachsenden Rufe des allemannischen Dichters besonders in Süddeutschland und der Schweiz (für diese hatte Samuel Flick den Verschleiß zu besorgen) genau unterrichtet und der „Schweizerbote" damals noch die einzige periodische Publikation des unternehmenden und eben nicht kleinlich angelegten Verlegers in Aarau war.

Ebensowenig ist die Voraussetzung nötig, Hebel und Zschokke hätten einander damals persönlich gekannt. Der Schweizerbote kam keineswegs, wie man leicht vermuten möchte, Nummer für Nummer in die Hände des allemannischen Dichters. Es war der Freund[2]) im badischen Oberland, Friedrich Wilhelm Hitzig, von 1800—1812 Pfarrer zu Rötteln, der ihm vielleicht gerade von dem Jahrgang, den wir bald mehr als einmal anführen müssen, sein Exemplar und zwar in einen Band gebunden, zuschickte. Und als Hebel dem Freunde meldete, er habe nun den Band durchmustert, da fügt er zwar bei, dies habe ihm Vergnügen gemacht, obschon derartige Dinge sich besser lesen, wie sie herauskommen, alle Wochen ein Blatt, feucht unter der Presse weg, und manches von Haus aus fade zu sein scheine: aber mit keinem Worte deutet er darauf hin, daß er und Zschokke persönlich einander nahe stehen.

1) Vgl. Zur Erinnerung an Heinrich Remigius Sauerländer von Aarau. Gesprochen bei seiner Beerdigung d. 4. Juni 1847.

2) Vgl. für das Folgende J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Herausgeg. von Friedr. Becker. Basel 1860.

Digitized by Google

Man ist versucht, vorauszusetzen, Sauerländer habe sich an Hitzig gewendet, welcher seinerzeit, als die Allemannischen Gedichte bei der Firma Samuel Flick erscheinen sollten, den Unterhändler gespielt, und Hitzig an Hebel und so sei denn das Widmungsgedicht an den Schweizerboten bei seinem Hochzeitstage entstanden. Trägt das Stück, was sich freilich bei Hebel von selbst versteht, auch keineswegs den Stempel eines bestellten Festkarmens, so lassen sich in demselben doch besondere Beziehungen freundschaftlicher Natur oder Spuren näherer Bekanntschaft nicht nachweisen. Und die im Gedicht auftretende Vorstellung, der Botenmann gehe „mittem Morgeroth uf d'Stroß go Brugg und Basel" verrät eine geringe Kenntnis der geographischen Lage Bibersteins, wo Zschokke damals sein Heim hatte.

Hebels Artigkeit mag auch mit daraus erklärt werden, daß Zschokke im Jahrgange 1804 seines Wochenblattes drei Nummern der allemannischen Gedichte seinen Lesern vorgeführt hatte, den „Winter", den „Wegweiser" und den „Sommerabend" — auffallenderweise, ohne den Namen des Verfassers zu nennen. Im folgenden Jahre, nicht ganz drei Wochen nach dem Anlaß, auf welchen es sich bezog, erschien dann, abermals anonym, das Hochzeitslied, 1806 noch zwei weitere, das „Gewitter" (aus der Iris von 1806) und der „Storch" (Text der ersten Auflage).

Hat nun Zschokke die Sachen Hebels einfach abgedruckt und nur etwa ein Stück, um es bei seinen Lesern einzuführen, als „Schweizerlied" bezeichnet, so ist Hebel dagegen, wenn er zschokkesche Aufsätze in seinen „Rheinländischen Hausfreund" aufnahm, anders vorgegangen: ohne Ausnahme hat er den ihm vorliegenden Stoff in seiner Art künstlerisch umgearbeitet. Er liebt es freilich überhaupt nicht, im Sinn einer späteren Zeit Gefundenes, und wenn es selbst dichterisch ausgeprägt wäre, einfach wiederzugeben. Ausdrücklich nennt er die folgenden Zeilen „Reimen, die er nicht selber gemacht hat" (Schatzkästlein, herausgegeben von Behaghel, Nr. 253):

Ein Richter sitzt, er sieht nicht wohl.
Ein Färber kommt, der schwören soll.
Der Färber tritt zum Schwur hervor,
Und hebt die blaue Hand empor.
„Was?" — rief der Richter — „Handschuh aus!"
„Nein!" — sprach der Färber — „Brill' heraus!"

Der Text heißt aber bei Lessing (Boxbergersche Ausgabe der Werke I, 141):

Ein Richter war, der sah nicht wohl;
Ein Färber kommt, der schwören soll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverstand!
Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!
Nein! ruft der Färber, Brill' heraus!

Digitized by Google

Es hält ja wohl gar nicht immer leicht, von den volkstümlichen Erzählungen Hebels die eigentlichen Quellen namhaft zu machen.[1]) Muß es durchaus eine schriftliche gewesen sein und kann nicht auch für zwei Bearbeiter eine gemeinsame vorgelegen haben?[2]) Ferner kommt auf die Art, wie die Quelle benutzt wird, gar viel an. Dem Einen ist's einfach um das Wasser zu thun; der Andere weiß, daß es durchaus nicht gleichgiltig ist, in welchem Gefäß, in welcher Form man den Stoff darbietet. Aus demselben Block schafft der Künstler ein entzückendes Bild, der Baumeister ein tüchtiges Werkstück für einen Hochbau, der Maurer ein bedeutungs- und schmuckloses Postament für einen Wegweiser im Flachland. Es wäre sicher vergebliches Bemühen, historisch zu erhärten, daß in der ersten Geschichte, welche Hebel unter dem Titel „Kindesdank und Undank" (bei Behaghel a. a. O. Nr. 11) gebracht, wirklich, wie Augustin Keller in seinem „Lehr- und Lesebuch für die mittleren und oberen Klassen der aargauischen Gemeindeschule" (Aarau 1841, S. 42 flg.) ohne weiteres uns weis macht, Joseph II. der Fürst gewesen sei. Joseph II. war vor fünfzig Jahren bei einem Teil der katholischen Aargauer noch eine in frischer Erinnerung vom Großvater her überkommene Gestalt, und also trug Keller kein Bedenken, die Vorlage apperzeptionsfähig zu machen, wie er nicht minder den zweiten Teil eben jener Darstellung bei Hebel unter Beiziehung von Zschokkes „Der Ätti und Großätti" (Schweizerbote für 1804, S. 7) und der Bearbeitung der Brüder Grimm (s. u.) popularisiert hat.

Nun aber Hebels Stück „Kindes Dank und Undank". Woher hat er den Stoff für den ersten Teil? Behaghel a. a. O. nennt das Vademecum für lustige Leute.[3]) Mir scheint der Artikel auf S. 46 des „Schweizerboten" von 1804 näher zu liegen, wenn nicht etwa Zschokke und Hebel eine mir nicht weiter bekannte gemeinsame Quelle benutzt haben. Ersterer schreibt so:

---

1) Vgl. darüber die Biographie Hebels von Längin, besonders aber Behaghel in s. Einleitung zu der Ausgabe von Hebels Werken (Deutsche Nationallitteratur von J. Kürschner).

2) Daß Hebel in seinem Schwank „Ein Wort giebt das andere" sich unmittelbar an Schubarts „Kalten Michel" gehalten, wie Herr R. Sprenger in dieser Zeitschrift voraussetzt (S. 380 des vorigen Jahrganges), scheint mir nicht ausgemacht zu sein.

3) Vgl. denselben Stoff in zweifacher Bearbeitung, beidemale unter der Aufschrift „Der König und der Bauer" auf S. 295 flg. der „Neuen Bilder-Schule". Stuttg. 1805 und auf S. 168 flg. des „Neueingerichteten Mülheimer Lesebuches". Frankfurt u. Leipzig 1814.

Digitized by Google

Der König und der Tagelöhner.

Eine lehrreiche Geschichte.

Ein König irrte in tiefem Gehölze auf der Jagd. Er kam zu einem Holzmacher, mit dem er sich unbekannterweise besprach. Der König fragte ihn: „Wie groß ist euer Tagelohn?" Holzmacher: Sieben Batzen. König: Was machet ihr mit diesem Gelde? Holzmacher: Mit einem Teil bezahl' ich meine Schulden; den andern Teil thue ich als sicheres Kapital auf Zinsen aus, und mit dem übrigen ernähr' ich meine Haushaltung. Der König erstaunte sehr, und konnte solches nicht begreifen. Er fragte ihn: Wie machet ihr das mit so wenigem Gelde? Holzmacher: Ich habe einen alten Vater daheim, der nicht mehr arbeiten kann. Ich sorge jetzt für ihn, und so bezahle ich eine heilige Schuld. Ich ernähre zwey unschuldige Kinder, schicke sie in die Schule, und lege also auch mein Geld an Zins, um einst, wenn ich alt bin, von ihnen versorgt zu werden, wie ich meinen Vater versorge. Und mit dem übrigen lebt mein ganzes Haus. Diese schöne Antwort gefiel dem König ungemein wohl; er drückte dem braven Tagelöhner die Hand, und gab ihm ein großes Geschenk.

Für den zweiten Teil will ich auf das hinweisen, was derselbe „Schweizerbote" vierzig Seiten früher erzählt:

Der Aetti und Großätti.[1])

In einem gewissen Schweizerdorfe, es heißt — doch nein, zu bösen Dingen muß man nicht den guten Namen nennen! Da lebte ein Bauer, der seinen alten Vater ernähren sollte, wie der Vater auch ihn in seiner Jugend von Kindesbeinen an ernährt hätte. Der Bauer hielt seinen alten Vater aber schlecht, wie es leider oft geschieht, und machte ihm zuletzt ein hölzernes Trögli, um daraus zu essen, wie man den Katzen macht. Es kam das Kind des Bauern und sah den Vater das Trögli machen. „Gelt!" sprach das Kind, „wenn ich erst groß bin, Aetti, und du so alt bist wie der Großätti, dann will ich dir auch ein hölzernes Trögli machen, damit du essen kannst." Da schämte sich der Bauer und ließ seinen alten Vater aus ordentlichem Geschirr speisen und dachte an den heiligen Spruch: du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir es wohl gehe, solange du lebest auf Erden.

---

1) Von allen Stücken Zschokkes, die Hebel für seinen „Hausfreund" bearbeitete, hat nur dieses Aufnahme gefunden in „Spruch und Schwank des Schweizerboten", welche Sammlung eine Art Schatzkästlein vorstellen sollte. 2. Aufl. Aarau 1829. Neue Ausg. 1846. Vgl. „Der alte Großvater und der Enkel" in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, I. Bd. der 3. Aufl. (große Ausgabe) S. 470.

Digitized by Google

Hebel hat den Stoff[1]) psychologisch vertieft; aber seine Bearbeitung ist doch nicht so wohlgeraten, wie diejenige der Brüder Grimm und A. Kellers, wo dem Großvater ein hölzernes Schüsselein zuteil wird, und das Großkind seinem Vater ein Tröglein in Aussicht stellt.

Zschokke war in Nr. 37 und 38 des „Schweizerboten" von 1804 trotz der anfangs des Jahres feierlich gemachten Friedensversprechungen den Jesuiten scharf zu Leibe gegangen und hatte besonders betont, wie sie überall Einfluß zu gewinnen suchten, sich bereicherten, an politischen Händeln teilnähmen und sogar vor Meuchelmord nicht zurückschreckten. Die beiden Zeitungsartikel erregten damals, wo man in der Schweiz schon um Napoleons willen für jeden Preis Ruhe haben wollte, böses Aufsehen. Sogar die sehr liberale aargauische Regierung ward unwirsch: Nr. 38 des „Schweizerboten" wurde konfisziert und der Redakteur fortan der Censur unterstellt. Zschokke erzählte die schlimme Geschichte in Nr. 39 seinen Lesern möglichst unbefangen und trat, ohne eigentlich dazu aufgefordert zu sein, so weit den Rückzug an, als sein Gewissen es ihm erlaubte: er habe mit seinen Anschuldigungen nur an die Mitglieder des Jesuitenordens außerhalb der Schweiz gedacht, diejenigen in der Schweiz besäßen große Verdienste um das Schulwesen, sie seien politischen Händeln immer fern geblieben und hätten sich nie zu bereichern gesucht, wie es wohl in andern Ländern geschehen sei, er zähle sogar verschiedene gelehrte und biedere Mitglieder des aufgehobenen Ordens zu seinen persönlichen Freunden und sofort. Zschokkes, im praktischen Leben der letzten Jahre ausgebildetes Naturell gestattete ihm, über öffentliche Zurechtweisungen, wie er sie erhalten hatte, sich scheinbar fröhlich hinwegzusetzen und, ohne die Miene stark zu verziehen, de profundis frischweg peccavi zu machen. Wie ganz anders benahm sich der feingeartete, allen politischen und konfessionellen Zänkereien des Tages abholde und unzugängliche Hebel elf Jahre später, als die Katholiken Badens an einer im Grunde sehr harmlosen Erzählung seines „Hausfreundes" Ärgernis fanden und die staatliche Censur zu Hilfe riefen. Einmal Kalenderschreiber und nimmer wieder! hieß es sofort bei ihm.

Doch hatte der „Schweizerbote" am Schlusse seines Angriffes auf die Jesuiten ein Histörchen gebracht, das dem Verfasser des „Hausfreundes" ganz besonders gefiel und das er sich nicht wollte entgehen lassen. Die Jesuiten machen's, war in Zschokkes Aufsatze zu lesen, „wie jener Ordensgeistliche, den auf der Reise sehr hungerte, und einen

1) Ganz abweisen möchte ich die Benutzung von Paulis Schimpf und Ernst (Von Schimpff das CCCLXXX) nicht.

Digitized by Google

Bauer bat, er möchte ihm nur eine Suppe von Kieselsteinen kochen. Der Bauer wunderte sich und sprach: „nun, das ist wenig gefordert, Herr Pater. Ich wills euch wohl machen. Aber bedenkt doch, Kieselsteine in der Suppe bleiben hart!“ — „Thut nur,“ antwortete der Mönch, „etwas Salz und Schmalz daran, so wird's schon gehen.“ Der Bauer thats und sprach: „Ist doch eine dünne Suppe!“ — „Ey nun“, erwiderte der Mönch, „habt ihr nicht etwas Gemüs hinein zu thun?“ — „Ja freylich“, sprach der Bauer und thats hinein. — „Jetzt“, sagte der Mönch, „fehlt nichts mehr, als ein Stücklein Rindfleisch, um die Suppe etwas kräftig zu machen.“ — Der Bauer that auch Rindfleisch hinzu. — „Ich danke euch“, sagte der Mönch, „gebt mir Brot, ich will die Suppe essen.“ — So hatte der Ordensgeistliche, der anfangs nur Kieselsteine und Wasser forderte, zuletzt eine nahrhafte und schmackhafte Suppe. Die Kieselsteine aber aß er deswegen nicht, weil er versicherte, schon vom andern satt geworden zu seyn.“

Das Rosenknöspchen also stach dem Poeten Hebel in die Augen: er grubs mit allen seinen Würzlein aus und ließ es im eigenen Garten sich entfalten. Vgl. Der schlaue Pilgrim (S. 96 bei Behaghel). Mag die Wirtin ihr frommes Mitleid auch an einen unrechten „Pilgram“ gewendet haben — sie hat ihren Lohn darum nicht dahin, denn ihr ist die Wahrheit verborgen geblieben, und weil denn niemand etwas verloren hat, so ist der schlaue Müßiggänger vor unserem sittlichen Urteil sicher; wir spüren ein rechtes Behagen an dem Stück, dem alle Dornen und auch die Didaxe fern geblieben sind.

Im nämlichen Jahre 1804 hatte Zschokke unter dem 23. November seinen Lesern verschiedene Züge aus dem Leben und Charakter Suwarows vorgeführt. Der war vor fünf Jahren mit seinen Russen aus Italien über den St. Gotthard gekommen und so auch den Schweizern bekannt geworden. „Gegen die Pohlen und Türken ist er ein wahrer Würgengel gewesen. In Italien hat er wacker gewirthschaftet.“ Nur eine dieser „Geschichten“ gefiel Hebel, es war diejenige, welche ungesucht eine Nutzanwendung bot für jedermann, auch wenn er nicht Russe war. Der „Schweizerbote“ hatte gegen das Ende seines Artikels sich so vernehmen lassen: „Es ist bekannt, daß seine Adjutanten ihm bald dies, bald jenes im Namen des Feldmarschalls Suwarow befehlen mußten und dann thats Suwarow. Das benutzte einer derselben einmal, um einen Soldaten vor den Ausbrüchen von Suwarows Zorn zu schützen. Der Soldat hatte einen Fehler im Dienst gemacht. Indem der Feldmarschall Suwarow gegen den armen Soldaten wütete, trat der Adjutant zu ihm und sagte: „Der Feldmarschall Suwarow hat befohlen, man soll sich niemals vom Zorn übernehmen lassen.“ Sogleich hörte

Digitized by Google

Suwarow auf, den Soldaten zu schlagen: „wenn er es befohlen hat, so muß man gehorchen!"

Mit diesem Texte mag man zusammenhalten, was Hebel unter der Aufschrift „Suwarow" gebracht hat: die Übereinstimmung ist nicht schwer herauszufinden. (Vgl. Behaghel S. 143.) Der „Hausfreund" kam später noch einmal auf den berühmten, wunderlichen General zu sprechen; aber für die mitunter unzarten Stücklein, welche er nunmehr zum Besten gab, hat ihm, soviel ich sehe, der „Schweizerbote" nicht zu Gevatter gestanden.

Dagegen wieder für ein gar feines Histörchen, an dem sich schon mancher alte und junge Leser weidlich ergötzt hat — ich meine „Das seltsame Rezept" (S. 126 bei Behaghel, S. 58 im III. Bd. der sämtlichen Werke, Carlsruhe 1838). Und hier müssen wir in die erste Serie des „Schweizerboten" zurückgreifen, wo an politischer Distelsaat kein Mangel ist und freundliche Anekdotenblümlein nur ganz selten vorkommen. „Das schwere Rezept" hat Zschokke dort (Jahrg. 1798, S. 23) die Schnurre betitelt.

„Ein Arzt von Zürich sollte in dem Dorfe Schwamendingen[1]) für eine kranke Frau ein Rezept (oder Arzney-Zettel) schreiben, hatte aber auf der Strase seine Brieftasche verloren, und im ganzen Dorfe fand er, weil der Pfarrer in der Stadt wohnt und weil der Schulmeister mit allen den seinigen abwesend war, weder Bleistift noch Feder. — Was sollte er nun thun, um die kranke Frau nicht zu verwahrlosen? — Mit der Kreide schrieb er das Rezept an die Stubenthür und sprach zum Mann des kranken Weibes: „Wenn der Schulmeister kömmt, so soll er dies abschreiben, und dann traget das Papier in die Stadt zur Apotheke". Der Arzt ging alsbald von dannen, aber der Schulmeister kam lange nicht. Was thut endlich der Mann der kranken Frau? — Er hebet die Thür aus den Angeln, ladet sie auf die Karre und fährt damit nach der Stadt. Vor dem Hause des Apothekers hält er still und ruft den Apotheker, um ihm sein Rezept zu zeigen. — Der Gerufene spricht: „Bring es herein!" Der Bauer antwortete: „es ist aber zu gros!" — Da geht der Apotheker mit Verwunderung zu der Karre und findt das Rezept an der Thüre".

Die „Nutzanwendung" lautet unsicher und schwerfällig genug: „Not bricht Eisen. Herzlichkeit und Liebe finden immer einen Ausweg". Mit sicherem Griff hat Hebel die Situation gereinigt und vereinfacht (Schalk-

1) Die Geschichte sei freilich wahr, doch gebe es in Schwamendingen mehrere Männer, welche mit der Feder wohl umzugehen wissen. „Also habe ich selbst erfahren. Auch meldet mirs ein Biedermann von da". (Schweizerbote für 1799, S. 109.)

Digitized by Google

heit bloß ist es, wenn der Name des Apothekers und zwar als Bachin auftritt!), der Handlung Konzentration verliehen und den Charakter des Spaßigen aufgedrückt. Die Applikation ist im nämlichen Stil gehalten, graziös und anspruchslos.

Eine rührende Begebenheit hatte der „Schweizerbote" 1804 in Nr. 41 auf eine rührende Art berichtet, „der edle Bettler". Sie wird eingeleitet, als wenn's ein Brief wäre: „Anklam in Pommern, 15. August 1804" und lautet so:

„Vergangene Woche klopfte mit schüchterner Hand hier in der Stadt Anklam jemand an die Stubenthür einer armen, alten, kranken Frau. Diese Frau ist die Wittwe eines vormals beym Regiment von Schönfeld gestandenen braven Unteroffizirs, Namens Laroque. Die kranke Wittwe rief: „nur herein!" — Ein armer reisender Handwerksbursche öffnete die Thür und bat um ein Allmosen. Er war so demütig und seine Kleider waren sehr schlecht! — Die Wittwe aber auf ihrem Krankenbette seufzte: „lieber Gott! ich habe selbst nichts". — Der Handwerksbursche verschloß sanft die Thür und ging davon. — Und nach fünf Stunden klopfte es wieder an die Stubenthür der armen kranken Wittwe, und die Wittwe rief mit schwacher Stimme: „nur herein!" — Da wars der Handwerksbursche zum andernmal. „Mein Gott, ich kann euch ja nichts geben!" seufzte die arme Wittwe. — Der Handwerksbursche trat schweigend zum Tisch und leerte seine Taschen aus, die voller Brot waren, welches er gesammelt hatte, und legte auf den Tisch eine Menge kleiner Münze, die er zusammengebettelt hatte mit großer Gefahr (weil in Anklam das Betteln verbotten ist bey Gefängnißstrafe). Dann sprach er zur Wittwe und wies mit der Hand auf das Brot und das Geld: „das ist für euch!" und lächelte sanft und ging hinaus zum Zimmer, ohne den Dank der kranken Frau abzuwarten — und ward nicht wieder gesehn. Und man forschte wohl umher nach dem herrlichen Mann — umsonst! er blieb verschwunden. — Mehr war er, als ein sogeheißener Edelmann — er war ein edler Mann! — Niemand kennt ihn, — aber der Allwissende!"

Die Darstellung ist reich an kleinen Zügen, herzenskundiger Beobachtung, auch warm menschlich gehalten, und Hebel hätte, dünkt uns, das Ganze hinübernehmen können, wie es gegeben war. Er verfuhr auch so, was den Inhalt anbetrifft, aber formelle Änderungen meinte er doch anbringen zu müssen, vergl. den „fechtenden Handwerksburschen in Anklam" (bei Behaghel S. 104). Das Datum macht die Erzählung wahrscheinlich — es ward also beibehalten, aber in die Erzählung selber eingefügt. Die abweisende Antwort der Witwe wurde nur einmal in direkter Rede gegeben und der Ton überhaupt frischer

Digitized by Google

gehalten. Dem Leser werden die drei Möglichkeiten, wie der vorerst ihm noch ganz unbekannte Handwerksbursche in der Stube der armen Witwe (niemand darf: „Nur herein!" rufen) sich benehmen konnte, vorgerechnet: abziehen oder etwas mitnehmen oder (das Unwahrscheinlichste) — nun, weißt du was? — Anregungsmittel, an die Hebel mehr als einmal sich gehalten hat. Die Frau, welche von der Milde andrer Menschen lebt, befindet sich jetzt in doppelter Not, denn sie ist krank und „ebendeswegen" thut der weniger arme fechtende (er ist nicht „Bettler"!) Jüngling ihr nun Handreichung. Das polizeiliche Verbot zu betteln wird weggelassen: der Zug würde in dem schönen Gemälde von dem Reichtum der Armut ebenso störend wirken, wie die Gegenüberstellung des edeln Mannes und des Edelmannes und die ausdrückliche Erwähnung, daß man den Handwerksburschen um seiner auffallend schönen Handlung willen aufgesucht habe. Aber die so natürliche Frage nach dem Namen des unbekannten „frommen Jünglings" wird im Zusammenhang mit dem bekannten der Witwe beantwortet.

Ob Hebel für den Anfang des Aufsatzes „Brotlose Kunst" auch auf Zschokke sich stützt, oder aber auf eine Arbeit von H. Sander in dessen kleinen Schriften, welche Behaghel a. a. O. S. 107 anführt, wage ich nicht zu entscheiden. Wer es thun oder doch seine Neugier vergnügen will, muß neben diesen beiden Schriften noch den „Schweizerboten", Jahrg. 1804, S. 167 vergleichen.

Ebendaselbst, auf S. 297 flg., mag nachsehen, wer eine „Lehrreiche Geschichte von einem armen Bauerknaben, der endlich durch Fleiß und Mühe ein sehr geschickter Vieh-Arzt geworden und großes Lob erworben" oder mit andern Worten die Vorlage für Hebels „Jakob Humbel" finden will. Es versteht sich fast von selber, daß die Abschnitte in der Nachbildung des Rheinländischen Hausfreundes, welche mit „Ich weiß Einen" anfangen, so gut wie die Namen der Wirtshäuser in und um Karlsruhe herum dem hierin besonders bewanderten Professor Kalendermann angehören. Im übrigen haben wir es mit einem Auszuge zu thun, welcher hin und wieder die Quelle in einzelnen Worten und Wendungen, seltener aber in ganzen Sätzen ausschreibt. Zschokke hat dann 1833 im „Kalender des Schweizerboten" die Fassung Hebels zum Abdruck gebracht. Auch mehrere andere Erzählungen aus Hebels Schatzkästlein finden sich in diesem Jahrgang des Kalenders.

Das „Schatzkästlein" bringt zwei Stücklein, überschrieben „Der Rekrut". Das erste davon, bei Behaghel auf S. 162, hat Hebel wohl im „Schweizerboten" gefunden. Unter der nämlichen Aufschrift ist daselbst, Jahrg. 1804, S. 379 zu lesen:

Digitized by Google

„Vor einiger Zeit wurde ein junger Bauer als Soldat zur Compagnie angeworben. — „Du bist ein schöner, hübscher, großer Kerl!“ sagte der Hauptmann zu ihm. „Wie alt bist du denn?“ Der neue Soldat antwortete: „Ey nun, ich bin nur erst einundzwanzig Jahr; aber ich bin wohl ein ganzes Jahr krank gewesen, sonst wäre ich zweyundzwanzig“.

Zum letzten Male[1]) treffen wir den Jahrg. 1804 des „Schweizerboten“ als von Hebel für seinen Kalender benutzt in der Erzählung „Merkwürdige Gespenstergeschichte“ (bei Behaghel S. 128—132). Das war bekanntermaßen ein Thema, an welches der Verfasser des Hausfreundes stets mit frohem Behagen dachte und von dem er also zu reden auch niemals müde ward. Nicht weil es ihm dabei zu allererst um das Aufklären zu thun war, sondern weil hier das liebe Bedürfnis zu fabulieren so herrliche Gelegenheit findet. Volk und Kinder und ihre Dichter haben das miteinander gemein. Aber eben, weil Hebel auf dem Gebiete heimisch war —

„wo näume lustige Geister
uffem Chrüzweg stöhn, in alte Gwölbere huse,
und verborge Geld mit flürige Auge hüete,
und vergosse Bluet mit bittere Thräne wäsche,
und im Grund verscharre, mit rothe Nägle verchratze,
sieht's mi Aug, wens wetterleicht“ (Geisterbesuch a. d. Feldberg) —

so hielt er sich auch im Epischen nicht genau an Zschokke, welcher den Stoff übrigens auch mehrfach behandelte, versteht sich: immer im Sinn des erleuchteten Volkslehrers, der in letzter Linie dem gesunden Menschenverstand zum Triumphe verhalf. Es erscheint nicht angezeigt, seine Erzählung „Das eiserne Gespenst im alten Schlosse“ (a. a. O. S. 202—204) hier vorzuführen, obschon eine genauere Vergleichung derselben mit dem Stücke Hebels deutlich zeigen würde, wie erfreulich letzterer seinen gesunden Kunstverstand bei der Komposition bethätigt hat. Allein weil Behaghel a. a. O. „als Quelle oder jedenfalls eine der

1) Wenn Zschokke einen Artikel anfängt: „Ein Reisender sah am Eingang einer Hütte einen siebzig- bis achtzigjährigen Greis bitterlich weinen. Verwundert blieb der Reisende stehen und sprach: „Was fehlt euch, lieber Alter?“ Der Greis antwortete und sprach: „ach mein Vater ist so sehr erzürnt über mich, daß er mich nicht mehr vor Augen leiden will, und ich habe gegen ihn mit Worten gefehlt“ (Schweizerbote für 1804, S. 32), — so kann man damit Hebels „Hohes Alter“ (bei Behaghel S. 145) vergleichen; die Ähnlichkeit ergiebt sich jedoch demjenigen, der weiter liest, als eine ganz zufällige. Ebensowenig ist Hebels „Schwefelregen“ (bei Behaghel S. 31 flg.) zu Zschokkes Artikel im Schweizerboten desselben Jahres S. 206 („Der Schwefelregen in Kopenhagen“) in irgend eine Abhängigkeitsbeziehung zu bringen.

Digitized by Google

Quelle sehr nahe stehende Fassung" eine Anekdote aus dem alten Meidinger beibringt, so soll doch wenigstens auf etliche Motive hingewiesen werden, welche nur Zschokke und Hebel gemeinsam haben und woraus sich dann wohl ergiebt, daß der „Hausfreund" auch hier beim „Schweizerboten" Anregung empfangen hat.

Der reisende Herr steht mit Dänemark in Beziehung. Er nimmt einen Bedienten mit sich in das Gespensterschloß, hat überhaupt nur einen. Dieser erweist sich als Hasenfuß. Fürchterliche Gesichter der (des) Gespenster (=es). Gewitter während der Nacht. Auch bei Zschokke ruft der Herr dem Gespenste zu: Halt, oder ich schieße dich zusammen! Er fällt auf Heu (und Stroh) und zwar unmittelbar hinab zu den Falschmünzern. Er wird in ein Gelaß nebenan gestoßen, worauf sie über ihn Beratung pflegen, und nachher hervorgezogen. Er giebt sein Wort, nie zu verraten, was er in der Nacht gesehen, bis er dazu Erlaubnis bekomme.

Hebel eigentümlich ist der Eingang samt dem dazu passenden Schluß, das wohl verwendete Motiv von den drei Scharfrichtern, der Zeitvertreib mit dem rheinländischen Hausfreund, der „Großherr Mephistopheles", der Burgundische Morgentrunk, das Zuschauen des Herrn, als die Falschmünzer im Rößleinthalerprägen fortfuhren, bis der ländliche Morgen laut wurde, Uhr, Tabakspfeife u. a. — Dinge, die nur seinem Kopf entspringen konnten.

Die Jahrgänge 1805 und 1806 des Aarauer Zeitungsblattes gewährten keinerlei Ausbeute. Das Politische und Gemeinnützige nimmt den breitesten Raum ein, und die etwa eingestreuten Anekdoten sind meistentheils recht trocken und langweilig. Zschokke bringt 1805 in der Nummer vom 14. Juni die Geschichte des Müllers von Sanssouci und seines königlichen Nachbars: wüßte man sonst nicht, daß er allerdings auch vortrefflich zu erzählen verstand — aus dieser Darstellung möchte niemand es schließen. Da hat Hebels Kunst dem Stoff ganz andere Seiten abgewonnen.

Aus dem Jahrgang 1807 des „Schweizerboten" dagegen hat der badische Kalendermann wieder zwei Stücke sich angeeignet. Es genügt, für das erste an Hebels „Wegweiser" (bei Behaghel S. 105 flg.) zu erinnern und es selber hinzusetzen. Es steht a. a. O. auf S. 411 flg. und ist überschrieben „Nutzen der französischen Sprache. Eine wahre Geschichte." „Da mir bekannt ist, daß Du ein großer Freund von wahren Anekdoten bist, so höre eine kleine aus der Nähe von Berlin. — Ein Bauer hatte schon einige Mitglieder der französischen Armee mit seinem Fuhrwerk weiter transportieren müssen und dabei den Verdruß gehabt, wegen Unbekanntschaft mit der französischen Sprache

Händel, das heißt: Prügel zu bekommen. Nach einiger Zeit hatte er wieder Fuhren zu leisten und hatte einen Herrn, der sowohl der deutschen als der französischen Sprache mächtig und dabei von freundlicher Laune war, auf diesem Wagen. Er wendet sich daher zutraulich an den Fremden und bittet ihn, er möchte so gut sein, ihn einigermaßen in der französischen Sprache zu unterrichten. „Sehen Sie", sagte er, „wenn ich wenigstens wüßte, wie ich auf eine freundliche Art Ja sagen sollte, wenn mir so ein Herr etwas befiehlt, damit er doch merke, daß ich gern thue, was er haben will." — „Das ist leicht", entgegnete jener; „sobald Du hörst, daß der Franzose etwas verlangt, so sprich sogleich: Oui, bougre!" — Der Bauer dankt verbindlichst und bringt ihn an Ort und Stelle. Das nächste Mal fährt er einen Kommissär, der ihn oft erinnert, schnell zu fahren. — „Oui, bougre", sagt der Bauer und beginnt zu traben. Der Kommissär hört das ein paar mal, aber kann kaum glauben, daß er recht höre. Endlich vernimmt er es ganz deutlich. So oft er nun dem Bauer zu verstehen giebt, er solle rasch fahren, erhält er die alte bekannte Antwort: Oui, bougre, und nun setzt es jedesmal Prügel. Braun und blau kam der Bauer wieder nach Hause. „Nun, wie ging es mit dem Franzose?" fragte ihn sein Nachbar. „Es war ein schlimmer Herr!" antwortete er, „und wenn ich nicht ein Bischen Französisch gekonnt hätte, so hätte er mich gewiß tot geschlagen."

Im andern Stück tritt uns „Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne" entgegen. Bei dem „Schweizerboten" heißt der Titel „Die Obsthändlerin und Kaiser Napoleon" (Jahrg. 1807, S. 315) und die Erzählung lautet so: „Während seines Aufenthalts in der Militärschule zu Brienne hatte der junge Bonaparte die Gewohnheit, sich von einer gewissen Obsthändlerin mit Obst versehen zu lassen, welche ihm auch borgte, im Fall er ohne Geld war; so daß sich die Schuld oft auf mehrere Thaler belief. Als ihn seine militärische Laufbahn von Brienne wegrief, war sie sogar auf zwei Karolin gestiegen, und der junge Krieger mußte abreisen, ohne bezahlen zu können. — Sein mächtiges Schicksal führt den Helden nach Ägypten, er wird Konsul und späterhin zum Kaiser gekrönt, doch erst einige Monate nach seiner Krönung sieht er Brienne wieder. — Kaum erkennt er die als Knabe so oft durchwanderten Straßen, die am häufigsten besuchten Plätze, so wird seine Erinnerung wach. Er greift nach seinem Souvenir, durchblättert es, nennt einen Namen, verlangt[1]) die Wohnung der Person zu wissen, die ihn führt [?]. Ein Einziger in seinem Gefolge darf ihn begleiten. — Sie kommen in eine armselige Hütte, die verfallene Thür

1) „verlangt — führt" vermutlich Übersetzungsfehler.

Digitized by Google

eines engen Zimmers wird ihm eröffnet, eine Frau und zwei Kinder, mit Zubereitung der Abendmahlzeit beschäftigt, knieen am Kamin, in welchem ein spärliches Feuer glimmt. — „Kann ich hier ein Essen bekommen?" fragt Napoleon. — „Eine Suppe ist alles, was wir haben — doch ich erinnere mich, im Garten werden die Melonen reif sein." — „Gut", erwiderte der Kaiser, „ich will darauf warten." — Die Melonen werden geholt, und während die Frau mit Zubereitung der Suppe beschäftigt ist, die in der Stube gekocht wird, fragt Napoleon: „Kennt Ihr den Kaiser, der heute Nacht hier erwartet wird?" — „Ach ja! es ist zwar schon lange, daß ich ihn nicht wiedergesehen, seit er hier von der Militärschule weg ist. Damals pflegte er von niemandem Obst zu kaufen als von mir." — „Hat er dann auch immer richtig bezahlt?" fragt Napoleon. — „O ja! Doch die Suppe wird kalt werden." — „Siehst Du, daß Du ein schlechtes Gedächtnis hast", nahm Napoleon das Wort. „Du kennst den Kaiser nicht und hältst auch üble Ordnung in Deinen Büchern. Ich bin Bonaparte und habe Dich aufgesucht, um meine Schuld zu bezahlen." — Der Begleiter erhielt einen Wink und zog eine Rolle Goldstücke hervor. — Fünfzehnhundert Franken wurden der Frau auf den Tisch gezählt, die ohnmächtig vor Schrecken zu Napoleons Füßen lag. — „Man gebe den Befehl, daß dieses Haus sogleich niedergerissen werde und auf der nämlichen Stelle ein neues entstehe, das meinen Namen führe." — „Du bleibst die Besitzerin dieses Hotels, und an keinem anderen Orte werde ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme. Deine Kinder bleiben unter meinem Schutze." — In der That ist die Tochter der Obsthändlerin ehrenvoll versorgt, und der Sohn wird auf Kosten des Kaisers in derselben Militärschule erzogen, worin Napoleon seine Bildung erhielt."

Die Frage, ob der Herausgeber des „Schweizerboten" für alles, was er gebracht, von seiten des Stils verantwortlich gemacht werden könne, mag man auch angesichts dieser Erzählung unentschieden lassen. Diese Erzählung hat mehr Erdgeschmack und trotz einiger Bedenken erregender Stellen mehr realistische Wahrscheinlichkeit, als diejenige Hebels. Die Sprache ist vornehm und stelzig, die tönenden Worte rufen in uns die Erinnerung wach an Napoleons militärische und diplomatische Rhetorik. Der junge Mensch „hatte die Gewohnheit, sich von einer gewissen Obsthändlerin mit Obst versehen zu lassen"; „seine militärische Laufbahn rief ihn weg"; „sein mächtiges Schicksal führte den Helden in die Ferne"; „er greift nach seinem Souvenir"; „man gebe den Befehl"; „du bleibst Besitzerin" u. s. f. „Man ist versucht zu fragen, ob Napoleon überhaupt eine Jugend gehabt; denn es will scheinen, als sei niemals ein Strahl des goldenen Lebenslenzes, der so vielen Glücklichen lacht, auf

Digitized by Google

den Weg dieses früh verhärteten Gemütes gefallen" — so schildert ihn sein Biograph A. Fournier.

Hebel ist von aufrichtiger und warmer Begeisterung für den Völkerfürsten erfüllt gewesen, und wie im altgermanischen Epos die Helden des Auslandes als deutsche Männer im Vollbesitze deutscher Tugenden vorgeführt werden, so glänzt nun bei ihm aus den Blicken des Korsen ein deutsches Gemüt. Die Verhältnisse, darin er sich bewegt, sind so, wie im Wiesenthal, zu Lörrach oder, wenn's hoch kommt, wie in der „schöne, tolle" Stadt Basel. Er aß gern Obst, wie die Jugend thut. Die Obsthändlerin ist ein „Fraulein" („Frauweli": Riedligers Tochter V. 36), schwatzfreudig und mütterlich vertrauensselig gegenüber dem anhänglichen armen Jungen mit dem dankbaren Gemüt, dem sie ein glückliches Los von Herzen wünscht und aus ahnender Seele voraussagt, als wär's ihr eigen Kind. Hat er ihr nicht bei dem schier feierlichen Abschied treu und klar versichert, er wolle sie nicht vergessen? Er zieht nach Italien, nach Ägypten, nach Nazareth, wie vorzeiten der fromme Karl ins Welschland fuhr und übers Meer; er bleibt lange, lange fort und wird dann Retter des Vaterlandes und dann Kaiser und vergißt über alle dem Brienne nicht, von wannen er ausgegangen, und seine arme Jugend, aus der ihn Gott durch so viele Gefahren auf den Thron erhoben. Schon geht er sinnend durch die Gassen des Städtchens; jetzt steht er still und legt den Finger an die Stirn, wie ein anderes einfaches Menschenkind, wenn das dunkle Gemüt den Kopf um Rat und Auskunft bittet. Wie lieblich der Auftritt in dem kleinen, aber reinlichen Gemach der baufälligen Wohnung! Ein treuer Mann hat mitkommen dürfen. Sie verlangen etwas zur Erfrischung, und die Obstfrau holt sofort eine Melone. Sie weiß ganz gut, daß der Kaiser noch nicht da ist — „er kommt erst." Ob sie ihn kenne? fragt der eine, und ob er ihr auch alles ordentlich bezahlt habe? Welche herzhafte Bestimmtheit in der Antwort, als wollte sie sagen: Das sind Dinge, darein kein Dritter sich mischen darf! Und wie wird dann dem Vorwurf des Kaisers durch die alemannische Wendung „zwei Thaler oder etwas" einlenkend die Spitze abgebrochen! Jetzt erkennt sie ihn, sie hört die Goldstücke auf dem Tische klingeln und ist im nächsten Augenblick ganz außer sich vor Freude, Schrecken und Dankbarkeit, und auch die Kinder wissen nicht, was sie zu allem dem „sagen" sollen. Wozu denn ohne anders ein Bild gehört, ist es doch der Höhepunkt der Erzählung: der Dichter verzweifelt an seinem Können und bedarf der Beihilfe noch einer anderen Muse! Nun aber Pause, durch das „Nachher" ausgedrückt. Nachher erst wird das Haus niedergerissen und der Frau ein anderes gebaut, darin er herbergen will, so oft er wieder nach Brienne kommt;

Digitized by Google

für die beiden Kinder aber soll gesorgt werden. Alles mit den einfachsten und eines so hohen Herrn so würdigen Worten. Wahrlich, diese beiden Stücke bieten Stoff zu ausgiebigen Betrachtungen über zwei grundverschiedene Stilarten, und hüben und drüben heißt es: Der Stil ist der Mensch.

Hebels Begriff von Napoleon ist vielfach angefochten worden. Der deutsche Geschichtsschreiber hat ein Recht und hier die Pflicht, anders darzustellen, als der Dichter, aber letzterer darf über Vergewaltigung klagen, wenn man ihn vor das Tribunal der Wissenschaft fordert. Sein Gerichtshof ist ein anderer. Hebel hat sich im Rheinländischen Hausfreund[1]) als schlechten Geschichtskenner dargestellt. Sein Horizont war in Dichtung und Leben ein enger, ein spezifisch alemannisch-oberdeutscher. Dafür fehlt etwa, zumal nach den beiden Kriegen Deutschlands gegen Frankreich, bei denen, die über ihn reden, das Verständnis, wenn sie seine zeitgeschichtlichen Aufsätze würdigen sollen. Zschokkes Blick in die politischen Verhältnisse des Tages war ungleich weiter und tiefer, als derjenige Hebels. Gleichwohl weiß er seiner Anerkennung Napoleons oft kein Ziel und muß von den Lesern des „Schweizerboten" sich bittere Einwürfe gefallen lassen. Nachdem der Korse die Kronen Frankreichs und Italiens sich auf das Haupt gesetzt, meint er, jener „stehe in riesenhafter Größe unerschütterlich. Die Völker sollen für sein Leben beten, denn an dem Odem dieses Einzigen hängt der allgemeine Weltfrieden." Im damaligen Weltfrieden sah Zschokke mit vielem Recht die Bürgschaft dafür, daß die Früchte der Revolution reifen werden. „Besonders ein Schweizer", lehrt er 1807, „soll schon aus Dankbarkeit niemals ohne Achtung und Liebe von dem großen Manne reden, der die Ruhe in unserem zerstörten Vaterlande wieder herstellte, tausende von ehemaligen Unterthanen zur schweizerischen Freyheit erhob oder, während er mit mächtiger Hand Könige von ihren Thronen stieß, unser gutes Vaterland aufrecht halten wollte! — Leuchtet euch das nicht ein, ihr Herren Politiker?"

Viel schwerer ist es, mit der Stellung der beiden Oberländer gegenüber Andreas Hofer fertig zu werden. Das war ja ein echter Volksmann voll treuer Liebe für sein Land und seinen angestammten Fürsten. Der berüchtigte Aufsatz, den Hebel ihm widmet (bei Behaghel a. a. O. S. 239 — 242), gehört einer Zeit an, wo im Norden erst ein deutsches

1) Die Cottaische Ausgabe des Schatzkästleins (mir liegt diejenige von 1870 vor) hat in dem Aufsatz „Napoleon und die Obstfrau von Brienne" etliche historische „Verbesserungen". Statt „der große Kaiser Napoleon" heißt es nur „der Kaiser N.", statt „edler junger Herr": „lieber j. H.", statt „der große Held": „der Kaiser". Nicht in diese Kategorie gehört statt „Fraulein": „Beste".

Digitized by Google

Nationalbewußtsein allmählich sich bildete und unter dem wachsenden Druck der Franzosenmacht dann weiter nach Süden hin Widerhall erweckte. Hebel war keine von den politisch oder national leicht erregbaren Naturen. Ebensowenig ließ Zschokke, so gut er auch auf Preußen zu sprechen blieb, die Heldenthaten eines Schill und Dörnberg sofort sich stark anfechten. Und für Andreas Hofer hatte er gar nur Hohn und Spott. „Ein Paar schöne rothe Hosen, das muß man sagen, sind eine ehrenwerthe Sache", heißt es in der Nummer des Schweizerboten vom 3. November 1809 unter der Rubrik „Tirol". — „Der Mann drin sieht aus, als wäre er beständig im Feuer, und seine Glut strahlt einem schon von weitem entgegen. Drum hat sich unser General-Sandwirth Hofer ein Paar funkelnagelneue rothe Hosen zum grünen Tschöpli machen lassen." Anfangs Dezember brachte das Blatt ein erbärmliches Holzschnittbild des Mannes mit einem begleitenden Artikel: „Da steht er nun", beginnt derselbe, „wie er leibt und lebt, der Tiroler-General; hat einen Bart, daß es den Maidli grauset, und einen Sarras an der Seite hängen, als wollt' er damit alle Tage zwei Bataillons Franzosen zu Kraut- und Kochstückli zerhacken. Auch zeigt er männiglich seine Güggel- oder Hahnenfeder auf dem runden Strohhut, zum Beweise, daß er das Raufen nicht scheut. Ist ein kernhaftes Männli und hat breite Schultern — aber sind doch nicht breit genug, um die Last der Regierungssorge zu tragen, obwohl zwei Mehlsäcke drauf Platz haben."

Hebels alemannisch-phlegmatische Natur hat ein halbes Jahrzehnt später, als ein Stamm Germaniens um den andern gegen den Schlachtenkaiser sich aufbäumte, den unwürdigen Frieden auch satt gehabt und ist plötzlich in patriotischem Feuer aufgeflammt, und was er damals an den „Vetter" geschrieben (das herrliche Schriftstück ist erst 1882 von Längin veröffentlicht worden), soll dem braven Manne noch zur Ehre angerechnet werden, wenn man seinen Aufsatz über Andreas Hofer längst der ihm gebührenden Vergessenheit überantwortet hat. Einen gleich überraschenden Umschlag wird man bei Zschokke, der ein gutes Recht hatte, den Segen des napoleonischen Vermittlungswerkes für die Schweiz zu rühmen, kaum nachweisen können. Man muß aber das allgemeine historische Urteil dieses Schriftstellers, der die Welthändel genau verfolgte und, vermöge seiner philosophischen Schulung, seiner aus persönlicher Teilnahme an der Politik gemachten Erfahrungen und seines auch für große Erscheinungen der Geschichte offenen Geistes, der Grillenfängerei wenig zugänglich war, nicht vornehmlich oder gar ausschließlich im „Schweizerboten" studieren wollen. Seine wirklichen Ansichten über die in der napoleonischen Epoche wirksam gewordenen Ideen treten viel unzweideutiger in dem Buche „Vom Geist des deutschen Volkes im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts" (Aarau

Digitized by Google

1820) hervor, und wer diese sehr unbefangene und lehrreiche zeitgeschichtliche Abhandlung gelesen hat, wird sicherlich mit dem Journalisten sich aussöhnen, der in einer verworrenen Zeit, wo die Nachrichten über Ereignisse und Männer des Tages überhaupt sehr trübe flossen, einem echt deutschen Manne gegenüber nicht gerecht zu werden vermocht hat.

Einige Worte über die Nachbildung antiker Metra im Deutschen. Nebst einer Übertragung der Batrachomyomachie.

Von **L. Freytag** in Berlin.

Ein hervorragender Dichter und zugleich geistvoller Theoretiker, Direktor Gustav Weck, auf dessen wertvolle Schrift „Prinzipien der Übersetzungskunst" (Breslau 1876) wir schon in einer früheren Abhandlung hinwiesen, äußert sich daselbst im 4. Kapitel über unser Thema äußerst skeptisch, ja eigentlich negativ. Er sagt gerade heraus: „Das Altertum läßt sich nicht übersetzen, d. h. in das Gewand einer modernen, ein grundverschiedenes Gepräge tragenden Sprache kleiden ... Man mag den Donner, Marbach, Minckwitz immerhin dankbar sein, daß sie denen, welche Griechisch weder verstehen noch zu lernen in der Lage sind, mindestens einen notdürftigen Einblick in die ihnen verschlossene großartige Geisterwelt ermöglicht haben. Nur einen Ersatz soll man bei ihnen nicht suchen ... Denn ewig feindlich stellt sich zwischen Altertum und Gegenwart das prosodische Gesetz, dem keine moderne Sprache sich unterwerfen kann. Die durch das griechische Maß hervorgebrachten Wirkungen ließen sich allenfalls nur ersetzen durch die dem modernen Reim zugeschriebenen ... Aber der Reim steht dem Altertum ebenso unnatürlich zu Gesichte wie das Metrum der modernen Zeit ... Aus der Quantität der Silben ging bei den Griechen der Rhythmus des Wortes, aus diesem Metrum und Rhythmus des Verses und weiterhin der Strophe hervor. Im vollen Gegensatz zu einer solchen körperlichen Gestaltung legt der Moderne den Nachdruck auf den geistigen Inhalt: an Stelle der Erscheinung tritt der Gedanke, an Stelle der Quantität der Accent ... Einzig und allein das Deutsche beobachtet eine sinngemäße Betonung und bringt auf diese Weise das moderne Gesetz zu einem reinen und vollkommenen Ausdruck. Weil es aber zugleich den nichtbetonten Silben ihr volles Recht widerfahren läßt und durch Zulassung von Nebenaccenten eine nur ihm eigene Modulation bewirkt, so kann leicht die Vorstellung entstehen, als besäße es eine Prosodie

Digitized by Google

gleich den antiken Sprachen. Wenn französische Hexameter dem gebildeten Ohre ein Unding, englische ein Greuel sind, so könnte man griechische Metra im Deutschen noch ganz erträglich finden. Aber selbst ein so musikalischer Dichter wie Geibel hilft mir über mein Widerstreben nicht weg: er wie Platen kann wohl bestechen, aber nicht den Eindruck des Natürlichen und künstlerisch Notwendigen hervorrufen. Die metrischen Produkte unserer klassischen Zeit aber stehen trotz Goethe und Schiller formal nicht gar hoch über dem bekannten Distichon. Und so kehre ich denn zu meiner Behauptung zurück, daß Übersetzungen aus dem klassischen Altertum schon deshalb von zweifelhaftem Kunstwerte sind, weil die antike Form der modernen Sprache sich höchstens scheinbar und äußerlich aufzwingen läßt.“ Natürlich haben diese Ideen nichts gemein mit dem sonderbaren Einfall, der kürzlich in einem germanistischen Verein zu Berlin empfohlen und unglaublicherweise gebilligt wurde, nämlich auch mittelhochdeutsche Dichter lediglich in prosaischer Übersetzung herauszugeben; Weck verwirft nur prinzipiell die Nachbildung antiker Metra und findet es deshalb auch konsequent, wenn einzelne Dichter es versucht haben bei solchen Gelegenheiten den Reimvers einzuführen.

Daß Wecks grundsätzlicher Einwurf logisch und folgerichtig ist, läßt sich unmöglich leugnen; die antike quantitierende Metrik und die deutsche accentuierende sind unbedingte Gegensätze, und eine wirkliche und ernsthafte Versöhnung derselben ist ausgeschlossen. Nur Eins kann man zu bedenken geben. Die griechische Metrik war auch der lateinischen Sprache ursprünglich völlig fremd, und doch — hat sie dieselbe nicht im Laufe zweier Jahrhunderte völlig überwunden? Handhabt nicht Horaz auch die schwierigsten griechischen Strophenformen und behandelt nicht Ovid die Form Homers mit spielender Leichtigkeit und geradezu erstaunlicher Schönheit? Kann man sich anderseits ein modernes deutsches Gedicht ohne den Endreim denken, und ist nicht dieser selbige Endreim (wie Otfrid am deutlichsten beweist) eigentlich ganz gegen den Geist der germanischen Sprachen, vollends der deutschen? Ist nicht der alte achthebige Vers mit seiner Allitteration uns innerlich fremd geworden und sind nicht die Versuche neuerer Dichter ihn wiederzubeleben an der allgemeinen Verständnislosigkeit (leider!) gescheitert? Ist nicht seit dem 17. Jahrhundert die Nachbildung des antiken Trochäus und Jambus so allgemein geworden, daß der aus dem Senar herausgebildete iambische Quinar als der klassische deutsche dramatische Vers allgemein anerkannt wird? Ist nicht (wiederum leider!) die Accentsilbe zweiten Grades, die tieftonige, für das Empfindungsvermögen des nichtgermanistischen Publikums bis zu dem Grade abgestorben, daß es nicht etwa bloß einer Strophe, wie

Digitized by Google

Sífrìt dô báldè ein scháltèn gewán,
von stáde èr schíebèn vástè begán.
Gúnthèr der küenè ein ruóder sélbe nám.
dô húoben sìch von lándè die snéllen ríter lóbesàm

gleichviel, ob im Urtext oder einer die malerische Strophe nachbildenden Übersetzung, sondern überhaupt den tieftonigen Silben wie unbekannten Dingen gegenübersteht? Kann sich das poetische und prosodische Verständnis einer Nation so ändern, daß sie das Heimische und Naturgemäße überhaupt nicht mehr begreift, dagegen alles Fremde aufzunehmen, aufzufassen und zu assimilieren imstande ist, dann dürfte, trotzdem uns das vaterländische Bewußtsein und die Logik auf Schritt und Tritt ein Nein zurufen, grundsätzlich auf die Annahme altklassischer Metra nicht mehr zu verzichten sein. Wer Jamben und Trochäen zuläßt (natürlich mit Ersetzung der antiken Längen und Kürzen durch betonte und unbetonte Silben), hat das ablehnende Prinzip ja eigentlich auch schon durchbrochen, und es kommt bei der weiteren Zulassung antiker Metra nur darauf an, ob ein deutsches Surrogat überhaupt möglich ist oder nicht. Denn ein Surrogat bleibt es auf alle Fälle, und wenn frühere Philologen alles Ernstes versuchten unserer Sprache die antiken Quantitäten mit Positionsverlängerung u. s. w. aufzuzwängen, so bewiesen sie damit nur, daß ihnen die Muttersprache ein Buch mit sieben Siegeln war.

Stellen wir nun zunächst die wichtigsten Regeln der neuhochdeutschen Betonung fest, so können wir im allgemeinen die von Vilmar in seiner „Deutschen Verskunst" S. 128 flg. vorgeschlagenen Gesetze beibehalten. So stimmen wir ihm vor allem darin bei, daß er zweisilbige Wörter als zweisilbige Senkungen unbedingt verwirft; das ist nicht unwichtig, weil selbst Platen gegen diese einfachste aller Grundregeln verstößt. — Alle Flexions- und Ableitungssilben mit tonlosem e in zweisilbigen Wörtern können keine Hebung tragen; wohl aber, wenn zwischen die betonte Anfangs- und die unbetonte Endsilbe noch eine tonlose Silbe tritt, kann die Endsilbe den Tiefton haben. Z. B. die hállendèn Gesänge. — Die Bildungssilben icht, isch, ung, in, and nennt Vilmar tieftonig; man darf ruhig sagen „sie sind eher tonlos als tieftonig, wenn sie auf eine Stammsilbe folgen." — In bezug auf die Composita hat Vilmar fast durchweg recht: also Seéschlàcht, Kàuffàhrteìschiff, Eítelkeìt, Schönheìt, wéhklàgen. Hier ist aber seit der Einführung antiker Metra eine starke Accentverschiebung nach Bedürfnis eingetreten; Stammsilben, denen der Hochton gebührte, treten diesen unter Umständen an die darauffolgende tieftonige Silbe ab und begnügen sich mit dem Tiefton; so z. B.:

Sieh, Schlàchtschwérter im Flúge entblößt dùrchschwírren die Lüfte.

Digitized by Google

Ohne diese Freiheit wäre die Nachbildung antiker Metra überhaupt unmöglich, und dieser Zwang hat auch die Möglichkeit einer Accentschwankung bei gewissen Wörtern herbeigeführt. Man betont Féldmàrschàll und Fèldmárschàll, teilháftig und teilháftig u. s. w. — Präfixe mit klanglosem e sind unbetont; auch in entwéder, welches Vilmar auch éntwèder betont. — Das Präfix ant ist hochtonig, ebenso ur (in der Regel); un hat Hochton oder Tiefton, und es ist zu mißbilligen, wenn manche es als tonlos behandeln. — All- ist hochtonig oder tieftonig; nur in allein dürfte es trotz Vilmar als tonlos gelten müssen. Also schwankt; álso oder alsò. — Miß- ist hochtonig; voll- tieftonig (außer in vollénds, welches auch vóllènds betont wird), neigt aber stark zur Tonlosigkeit hinüber; dasselbe ist der Fall mit viel- in vièlléicht, welches bedeutende Verskünstler auch vielleícht betonen. — Die Kompositionssilben -bar, -fach, -haft, -heit, -keit, -lei, -lich, -nis, -sal, -sam, -schaft, -tum, -zig (auch -ling) haben, wie Vilmar mit recht hervorhebt, ihren alten Tiefton bewahrt; nur lei und fach neigen offenbar der Tonlosigkeit zu, und lich ist (was auch Vilmar zugeben muß) ganz und gar verflüchtigt worden. Bei lei kommt es ganz auf den Sinn an; wenn also der Befehl „Schafft mir alle Arten von Waffen herbei" in Versform gesetzt werden soll, so dürfte er sich ohne Anstoß so lesen:

„Àllerlei Wáffen nun scháfft mir herbeí!" —

Dies alles wäre ja sehr einfach: Stammsilben haben naturgemäß den Hochton, die tieftonigen Silben lassen sich mit geringen Ausnahmen leicht feststellen, und in zweisilbigen Wörtern muß eine Silbe unbedingt betont sein. Bei den einsilbigen Wörtern aber beginnt die Schwierigkeit, und was Vilmar hierüber bietet (S. 135 flg.), ist enschieden viel zu wenig. Wir möchten die wichtigsten Regeln über die einsilbigen Wörter so fassen. Unbedingt tonlos ist der Artikel, der unselige Artikel, mit dem sich unsere Sprache zum Leidwesen bedrängter Übersetzer, namentlich aus dem Englischen und dem Skandinavischen, zu schleppen hat. Alle Verbalformen sind betont; dasselbe gilt von den Numeralien, den Adjektiven, den Adverbien (mit Ausnahme etwa des oft rein formelhaften wohl und einiger anderer, wenn auf ihnen kein Nachdruck liegt, wie z. B. nun, nur; solche schwanken in der Betonung). Die Pronomina dagegen, die Präpositionen und die Konjunktionen sind je nach ihrer Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit im Satze entweder betont oder unbetont, also schwankend oder mittelzeitig. Hier hat sich aber der Gebrauch herausgebildet, daß einige durch ihren stärkeren Klang hervorragende Präpositionen (z. B. durch) und

Digitized by Google

Konjunktionen (z. B. weil) mehr zur Tonhaftigkeit als zur Tonlosigkeit hinüberneigen.

Was Vilmar über die Versfüße sagt, ist fast durchweg zu unterschreiben. Jamben und Trochäen ergeben sich, wie gesagt, von selbst; viel schwieriger ist es mit dem Spondeus aus dem einfachen Grunde, weil im Deutschen niemals ein Wort zwei Haupttöne tragen kann; damit ist also der wirkliche Spondeus a priori ausgeschlossen. Ein deutscher Spondeus kann also nur einen Hauptton und einen Tiefton oder umgekehrt diesen und jenen bieten; fast durchweg ist das erstere der Fall. Weil nun aber gerade die mittelzeitigen einsilbigen Wörter so ungemein zahlreich sind und sich so oft aufdrängen, so ist die Wirkung deutscher Spondeen oft außerordentlich zweifelhaft, und nachlässige oder gleichgiltige Dichter oder Übersetzer haben sich deshalb auch (namentlich im Hexameter) sehr oft mit Jamben resp. Trochäen statt der Spondeen begnügt. Damit hört aber das antike Versmaß überhaupt auf, und darum ist es oft ein mehr als zweifelhaftes Vergnügen, Klopstockſche, Vossische oder Goethische Hexameter zu lesen. (Wir reden natürlich von der Form, nicht vom Inhalte.) Um aber zu zeigen, wie sehr der spondeische Takt an der richtigen Stelle wirkt, sei es uns gestattet die Übersetzung einer horazischen Ode zu veranschaulichen (IV, 14). Das Schema ist:

⏒ – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏒ – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏓ – ⏑ – – – ⏑ – ⏒
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏒

Wie können dankbar Väter und Bürger je
Mit vollem Ruhm, mit würdigem Ehrenpreis,
Augustus, Dein Lob ewig kundthun
Durch Monumente und Jahresbücher,

So weit die Sonn' auf wohnliche Gegenden
Herniederblickt, allgrößter der Fürsten Du?
Jüngst fühlten, die Roms Szepter trotzten,
Stolze Vindeliker Deine Waffen.

Mit Deinem Heer warf Drusus Genaunen selbst,
Das rauhe Volk, schwer nieder; die Breunen auch
Und ihre festumwallten Burgen
Auf den entsetzlichen Alpen stürzt' er

Darnieder: furchtbar tobte des Kampfes Wut.
Zur harten Schlacht dann stellte Tiberius
Sich mit dem Volksstamm wilder Rhäter,
Die er in glücklichem Kampf besiegte.

Digitized by Google

Wie strahlt' er glanzvoll, als er das tapfre Volk,
Das für die Freiheit willig den Tod erlitt,
In schwerem Blutbad niedermähte
(Wie die erbitterte Flut der Süd peitscht,

Wenn bei dem Aufgang düstrer Plejaden jäh
Die Wolke reißt), als herrlich auf schnaubendem
Schlachtroß er rastlos in des Kampfes
Wut den geworfenen Feind bedrängte!

Wie stiergehörnt tief flutet der Aufidus,
Der Daunus Reich durchwallet, Apulien,
Wenn er der Feldmark reichen Triften
Wütend mit übergewalt'ger Flut droht:

So schlug die erzumhüllte Barbarenmacht
In wildem Andrang kräftig Tiberius;
Vom ersten bis zum letzten mähte
Alle er, ohne Verluste siegend,

Weil Du den Rat, Du Göttergeleit verliehst
Zusamt der Heerschar. Denn an demselben Tag,
Wo Dir erschloß mit Flehn die öde
Burg und den Hafen Alexandreia,

Hat jüngst im dreimal fünften der Jahre Dir
Das Glück des Kriegsspiels herrlichstes Ziel verliehn,
Und Deinen Feldherrnstab, es hat ihn
Reichlich geziert mit erwünschtem Lorber.

Dich staunt der einst unbändige Kantabrer,
Der flücht'ge Skyth' und Parther und Inder an,
Du hoher Schutzgeist, den der Gott für
Latium gab und die hehre Roma!

Dir lauscht der Nil, der ewig die Quellen birgt,
Der Ister und schnellströmend des Tigris Flut,
Das Meer, das zahllos Ungetüme
Hegt an Britanniens fernen Küsten.

Dir lauscht dem Tod nie weichend das Gallervolk,
Dir lauscht das weithin rauhe Iberien;
Vor Deinem Wort legt selbst die Kampfgier
Wilder Sugambrer die Waffen nieder.[1])

Wie sehr die Spondeen wirken, selbst in der im Deutschen einzig möglichen Gestalt, erhelle noch aus einer Übersetzung jener berühmten Stelle aus Juvenals Satiren (10, 56 flg.):

Manchen, der aufwärts stieg, stürzt grimmiger Neid von der Höhe;
Titel und Ehre und Ruhm, sie bringen zerschmetternden Sturz ihm.
Ragende Statuen weichen dem Seile und krachen zusammen;
Vor weithallenden Äxten erliegen die Doppelgespanne;

---

1) Aus L. Freytag, Tiberius und Tacitus. S. 315 flg. (München, Th. Ackermann.)

Digitized by Google

Selbst unschuldigen Rossen von Erze zerschlägt man die Schenkel.
Schon sprüht knatternd die Glut; schon schmilzt vor Feuer und Blasbalg
Kläglich ein Haupt, sonst heilig im Volk, und der hohe Sejan kracht.
Siehe, das Antlitz, welches das zweite auf Erden gewesen,
Gießen sie um zu Schalen, zu Krügen und Schüsseln und Pfannen.
Aufs Kapitol flugs führe den glänzenden Stier, und mit Lorbern
Schmücke das Haus: denn allen zur Schau hinschleifen an Haken
Sie den Sejan. Wie jubelt das Volk! „Was hatt' er für Lippen,
Was für ein Antlitz! Glaube mir, Freund, nie konnt' ich ihn leiden!
Doch sprich, welch ein Vergehn denn bracht' ihm den Sturz? Der ihn angab,
Wer wars? Wo der Beweis? Wo giltige Zeugen der Schandthat?"
„Nichts! Von Capreä kam ein gewaltiges Schreiben, und wortreich."
„Gut, nichts frag' ich dich mehr." Was thun nun die Söhne des Remus?
Die schweifwedeln dem Glück und hassen mit Mut den Gestürzten.
O, dies nämliche Volk, wär' hold Fortuna dem Tusker,
Wäre in blindem Vertraun der ergrauete Herrscher erlegen,
Würde zur selbigen Stunde Sejan ausrufen als Kaiser.
Längst schon, seit wir die Stimme zum Amt nicht länger verkaufen,
Legt man die Sorgen beiseit. Das Volk, das alles verlieh einst,
Oberbefehl, Legionen und Würden, es gab sich zufrieden;
Aber es wünscht und ersehnt voll Angst zwei wichtige Dinge:
Brot und Spiele. „Es heißt, daß mancher in Todesgefahr schwebt?"
„Ja, Raum hat zum schmelzen der Ofen." „Bruttedius ist mir
Jüngst ganz fassungslos am Altare des Mavors begegnet.
Wenn er nur nicht jetzt büßt für die Sachen, die einst er als Rhetor
Kläglich geführt! Doch kommt flugs mit: wir wollen des Kaisers
Feind kühn treten mit Füßen, so lang' er am Strand noch daliegt.
Doch daß ja es die Sklaven erschaun! Sonst leugnet mans ab, schleppt
Frech am Halse den Herrn vor Gericht." So sprach man im Volke
Damals über Sejan, so murmelte heimlich die Menge.

Möchtest Du nun wie Sejan Dich begrüßt sehn? Möchtest ihm gleichen?
Nicht dem Günstling schenken kurulische Würden? Zu Feldherrn
Andere machen? Und möchtest Du nicht gern gelten als Vormund
Unseres Herrn, der hoch mit der Schar sternkund'ger Chaldäer
Thront auf Capreäs Fels? Willst mindestens nicht als ein Hauptmann
Glänzen, als Ritter, als Führer der Prätorianer? Warum nicht
Solches sich wünschen? Sogar unschuldige, redliche Leute
Möchten es können. Jedoch was ist so herrlich und glücklich,
Daß dem verderblichen Lose das Glück sein Gegengewicht hält?
Möchtest du lieber im Purpur Sejans des gestürzten einhergehn
Oder bescheiden gebieten in Gabii oder Fidenä
Oder als lump'ger Aedil auf den Gassen des öden Ulubrä
Auf armseligem Markte Gewichte bestimmen und Maße?
Räumst Du nun ein, daß Sejan nicht kannte die besten der Güter?
Er, der nimmer an Ruhm zu ersättigen, welcher das höchste
Haschte mit wagender Hand, der Stockwerk türmte auf Stockwerk
Seines gewaltigen Baus, er litt den gewaltigsten Fall nur,
Und ihn begruben die Trümmer des dumpf hinkrachenden Prachtbaus.
Was hat Crassus gestürzt, und was den Pompejus, und Cäsar,

Digitized by Google

Der die gebändigten Römer gewaltsam unter das Joch bog?
Wars das erhabenste nicht, das rücksichtslos sie erjagten,
Weithingreifende Wünsche, erfüllt durch tückische Götter?
Selten gelangen zum Hades hinab unblutigen Todes
Könige; selten verscheiden Tyrannen auf friedlichem Todbett.[1])

Die Einführung der Daktylen und Anapäste war ein verhängnisvoller Schritt; denn da es im Deutschen keine Pyrrhichien geben kann, so blieb, um Daktylen und Anapäste zu erzwingen, nur ein Mittel übrig, auf das wir stets angewiesen bleiben: man mußte sich der mittelzeitigen einsilbigen Wörter im Sinne der Tonlosigkeit ausgiebig bedienen und man mußte die auf die hochtonige Stammsilbe namentlich der Verba folgende tieftonige Silbe zur Tonlosigkeit herabdrücken; also mußte und muß z. B. die Form wallende als Daktylus gelesen werden. Die Folge davon war aber erstens das immer mehr zur Regel werdende Abstoßen der unbetonten Endsilben und zweitens das fast völlige Absterben der Tieftonigkeit überhaupt. Auf diese Weise hatte man zwar die Ermöglichung der Daktylen und Anapäste erzwungen, aber der Muttersprache einen empfindlichen Schaden zugefügt. Außerdem wichen die Meinungen über das, was reine Daktylen oder Anapäste sind und was nicht, derart voneinander ab, daß die Begründung einer offiziell giltigen Metrik sich als unabweislich herausstellte, und da es im vorigen Jahrhunderte noch keine Germanisten gab, so hatten ausschließlich die klassischen Philologen das Wort und machten denn auch metrische Gesetze, von denen man sich Menschenalter hindurch nicht befreien konnte.

War die Einführung leidlicher Daktylen verhältnismäßig leichter, so stand es mit den Anapästen um so schlimmer. Einigermaßen natürliche Anapäste giebt es im Deutschen nur wenige, und das sind Fremdwörter; Wörter wie General, Element, Monument braucht man als Anapäste, ohne der Sprache allzusehr Gewalt anzuthun. Sonst aber ist es hier ein Glück, daß wir den tonlosen Artikel, die tonlosen Präfixe und die mittelzeitigen Einsilber haben, und es ist bezeichnend, daß daktylische Metra sehr häufig, anapästische aber (vollends in genießbarer Form) sehr selten vorkommen.

Über die übrigen antiken Versfüße kann man kurz hinweggehen: der Creticus, der Amphibrachys, die beiden Bacchien, der Molossus u. s w. finden sich faktisch nur in Übersetzungen, und die viersilbigen gar (mit einziger Ausnahme des für die Übersetzer unentbehrlichen Choriambus) fristen selten in Übersetzungen ein elendes Leben. Welch eine Qual ist es die bekannte horazische Ode, die den Ionicus a minori hat, übersetzen zu müssen, welch eine Qual vollends eine solche Übersetzung

1) Ebendaselbst S. 343 flg.

skandieren zu müssen! Daß die Nachbildung von Versfüßen, in denen drei oder noch mehr tonlose Silben hintereinander vorkommen sollen, eine absolute Unmöglichkeit ist, versteht sich ganz von selbst, und deshalb wird auch niemand die dem Griechischen durch Platen und Minckwitz nachgebildeten „Oden" mit einem andern Gefühle als dem qualvoller Langerweile lesen Aus demselben Grunde aber sind auch die Übersetzungen nicht bloß Pindars, sondern auch der tragischen Chöre im originalen Versmaße lediglich als verlorene Mühe zu betrachten. Gewiß ist die Donnersche Sophoklesübersetzung ein großes Werk, und wenn uns ein hervorragender Rezitator wie etwa Türschmann aus ihr die Stelle vorträgt *πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει* u. s. w., so ergreift uns gewiß ein mächtiger Schauer, aber nur wegen des gewaltigen Inhaltes. Die Rhythmen suchen wir Philologen an der Hand des Urtextes nachzuskandieren; das nichtgelehrte Publikum aber empfindet von der formalen Schönheit nichts — ihm sind die Chorstrophen nichts als unfaßbares Rhythmengestolper. Wozu die Quälerei? Diese Rhythmen gebe man einfach durch Formen wieder, wie sie uns Schiller in seiner „Braut von Messina" vorgeführt hat; oder wenn man in solchen Fällen vom Reime nichts wissen will, so mache mans getrost wie der alte K. M. Rapp, der in seiner Plautusübersetzung alle Rhythmen ohne Ausnahme durch den Trimeter wiedergiebt. Wie mächtig derselbe auch im Deutschen wirken kann, beweist uns Schiller in seiner Montgomeryszene, die der feine Geschmack der Hofintendanzen natürlich wegzulassen pflegt.

Was nun die antiken Vers- und Strophenformen betrifft, so sind zunächst (wie schon bemerkt) die iambischen und trochäischen Verse uns durchaus geläufig, und man kann nur bedauern, daß der edle Trimeter durch den Quinar völlig unmöglich gemacht worden ist. Doch das Bedauern ist unfruchtbar, und es steht leider fest, daß ein deutsches Drama in Trimetern nie populär werden könnte. Die trochäischen Metra sind uns (wie auch den Alten) im ganzen wenig geläufig; die gereimten Dimeter, wie wir sie aus den Dichtern der romantischen Schule und aus den Schicksalsdichtern kennen, sind trotz ihrer weichen Schönheit dem Publikum fremd geblieben; viel bekannter ist der gereimte Tetrameter geworden, und zwar deshalb, weil einige leere Prunkstücke Freiligraths aus den Lesebüchern nicht verschwinden wollen Den anapästischen Tetrameter kennen wir durch Platen; das größere Publikum kennt ihn (gereimt) fast nur aus einem Gesange der Tegnérschen Frithjofssage, die ungefähr 40 mal übersetzt worden ist und alle paar Jahre unglaublicherweise noch eine neue Bearbeitung erlebt.

Einigermaßen populär geworden ist bei uns der daktylische Hexameter, das Distichon eigentlich nur durch Schiller; denn wer im Volke

Digitized by Google

liest Platen? Aber es ist nicht zu leugnen, daß Platen sich zuerst bemüht hat den dankbaren Vers mit künstlerischer Reinheit zu pflegen; auch Vossens „Luise“ (so elend auch ihr Inhalt ist), Vossens „Siebzigster Geburtstag“ und Goethes „Herrmann und Dorothea“ (so schlecht sich auch die Verse in formaler Hinsicht lesen) haben dem antiken Verse zu einer ziemlich weitgehenden Bekanntschaft verholfen. Wie wir bereits bemerkten, ist der Hexameter samt dem Pentameter im Deutschen nur dann brauchbar, wenn man sich mit allen Kräften davor hütet, aus Bequemlichkeit den Spondeus durch den Trochäus zu ersetzen; wer das nicht einmal kann, lasse die Hand davon und quäle sich und andre nicht damit ab, den Trochäus auch noch rechtfertigen zu wollen.

Schon im Mittelalter tritt der gereimte Hexameter auf (in zwei Formen). Allerdings kommt bei den Alten zwar der Stabreim vor (z. B. bei Plautus), obwohl der Endreim kaum; daß uns aber bei den mittelalterlichen lateinischen Hexametern der Endreim unangenehm berührte, wüßten wir nicht zu sagen. Seit dem Jahrhunderte der Renaissance tritt auch in der deutschen Nachbildung des Hexameters (und Pentameters) der Endreim auf, den sowohl Vilmar (S. 181) als auch G. Weck (a. o. O. S. 14 Anm.) grundsätzlich verwerfen; Weck thut es sogar mit außerordentlicher Schärfe. Wir gestehen trotz aller Hochachtung vor diesen beiden bedeutenden gelehrten Kennern, daß wir ihnen in diesem Falle nicht ganz beistimmen. Nehmen wir überhaupt antike Metra an, so muß es uns auch gestattet sein ihnen noch den rein äußerlichen Wohlklang des Endreims zu verleihen; denn mehr ist derselbe nicht, und wir sind an denselben anderseits so gewöhnt, daß der rhythmische Tonfall durch seine Anwendung nicht gestört werden kann. Nur wer philologisch geschult ist, kann das Gefühl der Störung haben; das allgemein gebildete Publikum aber nicht.

Die antiken Strophenformen endlich kennen wir weniger durch die griechischen Dichter, denen ihre Erfindung mit recht oder unrecht zugeschrieben wird, als durch Horaz, dessen Einwirkung auf unser metrisches Schönheitsgefühl viel bedeutender wäre, hätte man ihn uns früher nicht durch ewige Grammatikklauberei geradezu verekelt. Uns wenigstens ists so ergangen, und wir haben den guten alten Horaz erst im Mannesalter schätzen lernen. Die von ihm in seinen Oden angewandten Metra sind zahlreich genug; aber es sind davon verhältnismäßig nur sehr wenige für den deutschen Gebrauch wichtig. Bei diesen allen ist aber bemerkenswert, daß in der Mitte einmal ein spondeischer Takt da eintritt, wo das griechische Original ihn nicht kannte; dieser Spondeus wirkt kräftig im Lateinischen, und im Deutschen ists ebenso. In Vilmars Metrik pflegt derselbe mit Unrecht ignoriert zu werden.

Digitized by Google

Diese im Deutschen zulässigen Strophenformen sind folgende:

1. Die sapphische Strophe[1]) nach dem Schema:

— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — ⏓
— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — ⏓
— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — ⏓
— ◡ ◡ — ⏓

Diese Strophenform ist durch die Komposition des „Integer vitae“ schulmäßig berühmt geworden, und das ist auch wohl der Grund für die verschiedenen Variationen, die man sich früher mit der majestätisch-eintönigen Strophe erlaubt hat. Matthissons „Adelaide“, berühmt durch läppischen Inhalt wie durch herrliche musikalische Komposition, ist nur eine Probe davon. Es versteht sich, daß all diese früher so beliebten Variationen keinerlei Berechtigung haben.

2. Nach der sapphischen Strophe hat die alcäische Strophe unter uns die weiteste Verbreitung gefunden. Ihr Schema haben wir bereits oben (S. 246) angegeben; wir heben nochmals hervor, daß auf die Spondeen in der Mitte der drei ersten Verse nicht verzichtet werden darf.

3. Die erste asklepiadeische Strophe:

— ⏓ — ◡ ◡ — ‖ — ◡ ◡ — ◡ ⏓
— ⏓ — ◡ ◡ — ‖ — ◡ ◡ — ◡ ⏓
— ⏓ — ◡ ◡ — ‖ — ◡ ◡ — ◡ ⏓
— ⏓ — ◡ ◡ — ◡ ⏓

4. Die zweite asklepiadeische Strophe:

— ⏓ — ◡ ◡ — ‖ — ◡ ◡ — ◡ ⏓
— ⏓ — ◡ ◡ — ‖ — ◡ ◡ — ◡ ⏓
— ⏓ — ◡ ◡ — ⏓
— ⏓ — ◡ ◡ — ◡ ⏓

Bei beiden asklepiadeischen Strophen wirkt es besonders gut, wenn der erste Fuß nicht den Trochäus, sondern den Spondeus zeigt. Die Cäsur in der Mitte der drei resp. zwei ersten Verse ist nicht zu entbehren. Will man bei diesen vier Strophenformen noch den Endreim zum Schmucke beifügen, so ist die Reimordnung in den drei ersten naturgemäß a a b b. Bei der zweiten asklepiadeischen Strophe ist das

1) Wir skizzieren sie in der Form, in der sie sich dem einfachen Verständnisse zeigen, sehen also von ihrer philologischen Zerlegung lediglich ab; ebenso verzichten wir zum voraus auf die Cäsur, an deren Beibehaltung kein Übersetzer gedacht hat.

Digitized by Google

aber unmöglich; hier müssen je zwei Strophen durch den Reim verbunden werden, und die Verbindung müßte so lauten: a a b c d d b c. Nur sehr selten hat sich übrigens ein deutscher Dichter des Reimes in den beiden asklepiadeischen Strophen bedient; sehr häufig dagegen bei der sappischen, viel seltener schon bei der alcäischen.

Mit vollem Rechte haben unsere Dichter darauf verzichtet auch die künstlicheren horazischen Odenmaße anzuwenden; sie liegen uns völlig fern, und die Übersetzer allein müssen sich ihrer ob gern oder ungern bedienen. Aber auch die vier obenerwähnten Strophenformen sind schon zu künstlich, als daß sie in unserm Volke Gemeingut werden könnten — und das Endurteil über die Anwendung der antiken Metra kann kaum ein anderes als dies sein: wir haben durch ihr Eindringen sehr viel vom Eigenen eingebüßt, ohne viel Fremdes wahrhaft zu gewinnen.

Die Batrachomyomachie.[1])

Musen im Chor, euch ruf' ich zuerst: vom Helikon nieder
Steigt mir ins Herz und erfüllts für den Sang mit hoher Begeistrung,
Den auf den Knieen ich jüngst in den Täfelchen niedergeschrieben,
Jenen gewaltigen Kampf, kriegstummelnde Werke des Ares.
Jegliches Sterblichen Ohr drum höre von mir den Bericht an,
Wie mit den Fröschen die Mäuse so ritterlich schlugen die Feldschlacht,
Kühn nacheifernd den Thaten der erdegeborenen Riesen.
So bei den Sterblichen ging ja die Sage; vernehmt nun den Anfang!

Eine von Durst schwer leidende Maus, die der Katze entronnen,
Legte ihr Kinn, das jugendlich zart, an das Wasser des Weihers,
Froh sich erlabend am lieblichen Naß. Ein geschwätziger Sumpffreund
Sah es mit an, und sofort nun begann er die folgende Rede:
„Fremder, wer bist du? Wie kamst du zum Strand? Wer ists, der dich zeugte?
Sag mir die Wahrheit ganz, daß ich nicht dich als Lügner erkenne!
Heim gern nehm' ich dich mit, im Fall ich dich würdig befunden,
Und ich beschenke dich auch mit den herrlichsten Gaben in Fülle.
Pausback bin ich, der Fürst, und rings in dem Reiche der Sümpfe
Bin ich von allen geehrt als Beherrscher der Frösche in allzeit.

1) Die *Βατραχομυομαχία*, die sich gewöhnlich den homerischen Gedichten angehängt findet und im Altertum unbegreiflicherweise für eine Jugendarbeit Homers galt, kann kaum einer früheren Zeit angehören als der alexandrinischen, stammt also wahrscheinlich aus dem 3. oder 2. Jahrh. v. Chr. Sie ist keine Tierfabel oder Tiersage, sondern ist als eine echte Parodie anzusehen, welche durch den schroffen Gegensatz zwischen dem lächerlichen Thema und dem epischen Apparate um so komischer wirkt, als jede Tendenzmacherei fehlt. Der Verfasser ist unbekannt; auf die alexandrinische Zeit weist die elegante Durchführung der Parodie und die den Göttern zugeschriebene despektierliche Rolle.

Der Text ist in bezug auf die Namen, namentlich hinsichtlich der Schlachtschilderung leider unheilbar verstümmelt, und es sind in diesem Teile häufige Lücken anzunehmen. Auch der Schluß bricht auffallend rasch ab, und auch hier dürfte ein Stück ausgefallen sein.

Digitized by Google

Der mich erzeugt, heißt Schlammer; er hatte sich feurig errungen
An des Eridanos Ufer der Teichlerin zärtliche Liebe.
Aber auch du scheinst herrlich und stark, weit ragend vor andern,
Rühmlich bewährt in der Schlacht und als König mit mächtigem Szepter.
Aber wohlan, und verkünde mir stracks die erhabene Abkunft!"

Ihm nun entgegnete drauf Herr Brockdieb solches zur Antwort:
„Fragst du noch erst nach meinem Geschlecht, das allen bekannt ist,
Menschen und Göttern, den Vögeln sogar rings unter dem Himmel?
Brockdieb bin ich genannt! Mein Vater, das ist der erlauchte
Naschbrot: aber die Mutter, die weithingepriesene Schleckmühl,
Rühmt man als fürstliches Kind des erhabenen Schinkenbelutscher,
Die mich im Keller gebar und mit trefflicher Speise mich großzog,
Feigen und Nüssen zumal und stets abwechselndem Essen.
Aber wie würden wir Freunde, die ungleich doch an Natur sind?
Lebst du doch ganz in der Flut! Doch bin ich gewöhnt mit den Menschen
Immer zusammen zu speisen, und niemals bleibt mir verborgen
Dreifachgeschichtetes Brot aus Körben mit zierlicher Fassung,
Kuchen mit Sesamkäse gefüllt und reichlich gezuckert,
Stücke vom Schinken, und Leber, bestreut mit weißlichem Mehle,
Trefflicher Käse aus lieblicher Milch, erst kürzlich geronnen,
Prächtiges Honiggebäck, nach dem selbst Götter sich sehnen,
Oder was sonst noch die Köche bereiten zum Mahle der Menschen,
Wenn sie die Speisen veredeln mit reichlicher Fülle der Würze.
Aber ich wich im Krieg auch nie vor dem hallenden Schlachtruf,
Sondern ich stürzte nach vorn, und man fand mich immer im Vorkampf.
Selber der Mensch, wie lang er auch sei, flößt nimmer mir Furcht ein,
Sondern ich steig' ihm aufs Bett und beknabbr' ihm die Spitze des Fingers,
Beiß' ihn auch oft in die Ferse, und dennoch empfand er den Schmerz nie:
Wie ich auch biß, er erwachte doch nie aus lastendem Schlummer.
Freilich, es giebt zwei Ding' auf der Welt, die mit Angst mich erfüllen:
Eule und Katze zuerst, die mit böser Gefahr mich bedrohen,
Endlich die schreckliche Falle, wo Tod arglistig herausspringt.
Aber die Katze, sie fürcht' ich zumeist, die der tapferste Feind ist;
Kriech' ich sogar in ein Loch, dann lauert sie draußen am Ausgang.
Nimmer benag' ich den Rettich, den Kohl und den rundlichen Kürbis
Und es behagte mir nimmer der grünende Lauch und der Eppich;
Solcherlei Futter gehört nur für euch, ihr Sümpfebewohner!"

Pausback lächelte drauf und entgegnete: „Fremder, du thust dir
Etwas zu viel auf die Freuden des Bauches zugute. Am Lande
Wie in den Fluten erleben wir auch die erstaunlichsten Dinge!
Doppelt ja ist die Natur, die Kronion den Fröschen gegeben,
Fröhlich zu hüpfen am Land und den Leib in der Flut zu verbergen;
Zwei Elemente verleihen uns so die beschiedene Wohnung.
Sähst du es gern selbst an, so ist nichts leichter als dieses!
Steig du mir nur auf den Rücken; um nicht zu versinken, umfaß mich;
So mit behaglichem Sinne gelangst du in meine Behausung!"

Sprach es und bot ihr den Rücken, und sie mit elastischem Sprunge
Schwang sich hinauf und umschlang ihm das weiche Genick mit den Händen.

Digitized by Google

Anfangs macht' es ihr Spaß. Sie sah in der Nähe die Buchten,
Aber auch Pausbacks Schwimmen ergötzte sie; als sie nun aber
Finstere Wogen bespülten, empfand sie, in Thränen zerfließend,
Bittere Reue, zu spät — da zerraufte sie selbst sich die Haare,
Zog sich die Füße hinauf an den Bauch; fremd war ihr die Lage,
Angstvoll schlug ihr das Herz, und sie wollte zurück auf die Erde.
Schauerlich ächzte sie auf, von eisigem Grauen bezwungen;
Über die Welle das Schwänzchen nun streckte sie, um es als Ruder
Schleppen zu lassen, und flehte um Rettung ans Land zu den Göttern.
Wieder bespülte sie finstere Flut, und sie kreischte aufs neue;
Endlich zu jammerndem Ruf auf that sich ihr Mund mit den Worten:
„Also fürwahr nicht schleppte der Stier die entzückende Bürde,
Da er nach Kreta hinüber zu Wasser Europa entführte,
Als mich der Frosch auf dem Rücken nun schwimmend nach hause davonträgt,
Weit in die schimmernden Fluten den graulichen Leib ausbreitend!“

Eine gewaltige Schlange, für beid' ein entsetzlicher Anblick,
Zeigte sich jäh: hoch über die Flut aufragte ihr Nacken.
Pausback, als er sie sah, taucht' unter und hatte vergessen,
Daß er den lieben Gefährten dem jähen Verderben anheimgab.
Tief auf den Teichgrund taucht' er und floh vor dem schwarzen Verhängnis.
Als er da losließ, stürzte die Maus gleich rücklings ins Wasser,
Zappelte wild mit den Händen und winselte hell im Versinken.
Oftmals sank sie hinab in die Flut, dann hob sie sich wieder
Aufarbeitend empor; doch dem Tod war nicht zu entrinnen,
Denn schwer hing um den Leib ihr die Last des befeuchteten Haares.
Endlich im letzten Versinken noch sprach sie die jammernden Worte:
„Pausback, solcher Verrat bleibt nimmer verborgen: so stößt man
Nieder vom Felsen den Mann, der kaum sich gerettet vom Schiffbruch!
Schändlicher, nimmer zuland dir erläg' ich: nimmer im Allkampf,
Nimmer im Lauf und im Ringen! Du hast mich ins Wasser geschleudert
Einzig mit List: doch sieht es der Gott mit rächendem Auge.
Züchtigen werden die Mäuse mit Krieg dich, und nimmer entrinnst du!“

Sprach es und gab in den Wellen den Geist auf. Tellerbelecker
Hatt' es gesehn, denn er saß auf des Teichs samtweichem Gestade;
Fürchterlich heult' er und lief zu den Mäusen als Bringer der Botschaft.
Als sie das Unheil hörten, ergriff der entsetzlichste Zorn sie.
Herolde hatten sofort den Befehl, frühmorgens sie alle
Eilig zusammenzurufen zu Naschbrots hohem Palaste.
War er doch Brockdiebs Vater, des elenden, dessen entseelte
Hülle sich rücklings streckt' auf der Flut; nicht mehr am Gestade
Sahn sie den Unglücksvollen, er trieb in der Mitte des Meeres.

Als sie nun frühe sich eilig versammelt, erhob sich zuvörderst
Naschbrot, bitter ergrollt um den Sohn, und die Rede begann er:
„Freunde, ich habe wohl selbst schon viel von den Fröschen erlitten;
Doch auf uns alle fürwahr zielt dieser verderbliche Anschlag!
Jetzt erst bin ich des Mitleids wert: drei Söhne verlor ich!
Einen, den ältesten, raubt' und erwürgte die Katze, als draußen
Sie ihn ergriff vor der Höhle, der Todfeind unsers Geschlechtes.

Digitized by Google

Wiederum stürzten den zweiten gehässige Männer ins Unglück,
Welche mit Arglist kürzlich ersonnen ein hölzernes Trugwerk,
Unserm Geschlechte verhängnisvoll: sie benennen es Falle.
Aber den dritten, der mir und der würdigen Mutter so lieb war,
Diesen verlockt' auf die Flut und ertränkte verräterisch Pausback.
Drum nun verhüllet die Leiber in künstlich geschmiedete Rüstung,
Nehmet die Waffen zur Hand und frisch drauf los auf die Feinde!"

Stracks sich in Waffen zu hüllen bewog sie die feurige Rede;
Aber ihr Lehrherr war der Gebieter der Feldschlacht, Ares.
Erstlich beschützte das kräftige Bein ein jeder mit Schienen;
Diese bestanden aus Schalen von grünlichen Bohnen, bedächtig
Nächtlich gepflückt und in Hälften zerlegt und zur Wehre verfertigt.
Harnische hatten sie an aus schilfsdurchflochtenen Fellen,
Klüglich gemacht aus der Haut, die ein Katzenkadaver geliefert.
Tüllen von Lampen ersetzten den Schild; langschaftige Nadeln
Dienten als ragende Lanze, des Kriegsgotts ehernes Gewaffen;
Endlich die Schalen der Erbsen bedeckten die Schläfen als Kriegshelm.

So in der Kriegswehr standen die Mäuse. Das merkten die Frösche,
Tauchten empor aus der Flut und versammelten sich auf dem Marktplatz,
Wegen des schrecklichen Kriegs zu beraten, der drohend in Sicht stand.
Als man nun forschte, weshalb das Getümmel, woher wohl der Aufstand,
Siehe, da kam, mit dem Stab in der Hand, in die Nähe ein Herold.
Kriechtopf wars, der ein Sohn Käshöhlers, des edelgeherzten,
Und er begann und er brachte des Kriegs todbrohende Botschaft.
„Frösche, mich senden die Mäuse! Sie lassen euch drohend verkünden,
Daß ihr euch waffnet und rüstet zum Krieg, zur verderblichen Feldschlacht.
Alle ja sahen sie Brockdiebs Leib hintreiben im Meere,
Den in den Tod jüngst Pausback stürzte, der Herrscher der Frösche.
Helden der Frösche, wir fordern euch auf, nun bewährt euch im Kampfe!"

Also den Auftrag richtet' er aus. Und den mutigen Fröschen
Graunvoll klang in das Ohr sein Wort und verwirrte die Herzen;
Da von dem Sitz sprang Pausback auf, denn er hörte ihr Murren.
„Freunde, ich bin nicht schuldig am Tode der Maus, und ich sah selbst
Nicht, wie sie umkam! Sicher ertrank sie beim Spielen am Wasser,
Als sie im Schwimmen uns dreist nachahmte; und diese Hallunken
Schmähen nun mich, der schuldlos ist! Drum gehn wir zurate,
Wie wir die tückischen Mäuse bezahlen mit voller Vernichtung!
Also vernehmt nun den Plan, den ich für den besten erachte:
Hüllt um die Leiber die stattliche Wehr! Dann halten wir alle
Dort das Gestade besetzt, wo der Rand abschüssig sich absenkt.
Wenn nun das feindliche Heer zum Gefecht scharf gegen uns anrückt,
Packen wir jeden beim Helme, so wie er uns nur in den Wurf kommt,
Und in die Flut stracks schleudern wir ihn mit Helm und mit allem!
Keiner vermag ja zu schwimmen; im Wasser ersäufen wir alle;
Fröhlich das Siegsmal türmen wir dann für der Mäuse Vernichtung."
Also bewog er sie alle sich flugs in die Waffen zu hüllen.
Jeder beschirmte das Bein mit Schienen aus Blättern der Malve,
Nahm sich als Panzer das Blatt vom prangenden, grünenden Mangold,

Digitized by Google

Fertigte sich den gewaltigsten Schild aus breitestem Kohlblatt,
Nahm in die Hand als Lanze den Schaft der gespitzigten Binse,
Setzte das zarte Gehäuse der Schnecke als Helm auf den Scheitel.
Hoch auf dem Strandbord standen sie da in gedrängten Geschwadern,
Schwenkten die Lanzen, und jegliches Herz schwoll über von Kampfwut.

Doch in den sternigen Himmel berief Zeus sämtliche Götter,
Wies auf das Kriegesgetümmel hinab und die kräftigen Kämpfer,
Wie sie so zahlreich, riesig, und mächtige Speer' in den Händen,
Ganz wie das Heer der Kentauren heranrückt und der Giganten.
Schmunzelnd und lächelnd befragt' er die Himmlischen, wer für die Mäuse,
Wer für die Frösche zur Hilfe bereit sei, und sprach zu Athene:
„Töchterchen, sage, wie stehts? Du hilfst doch sicher den Mäusen?
Immer ja springen sie dir in den Tempel in mächtigen Scharen,
Von dem Gedüfte der Braten gelockt und unendlichem Abfall!"

Aber dem Sohne des Kronos zur Antwort gab nun Athene:
„Väterchen, wären die Mäuse auch in den entsetzlichsten Nöten,
Schirmt' ich sie doch nicht! Spielten sie mir nicht reichliche Possen,
Nagten sie mir nicht Kränze entzwei und Lampen aus Öldurst?
Aber erst kürzlich zerriß mir das Herz ihr entsetzlicher Frevel.
Denn sie zernagten mir ganz das Gewand und zerfetzten es völlig,
Das aus des Einschlags Fäden ich mühsam wob und mit feinem
Aufzug künstlich mir spann. Jetzt aber erboßt es mich höchlich,
Daß mich der Schneider bedrängt und mit heftigem Mahnen mir zusetzt
Wegen des Lohns — man denke, ein Gott soll so was ertragen!
Wob ich doch leider auf Pump und kanns nicht wiedererstatten!
Trotzdem bin den Fröschen um garnichts holder gesonnen.
Alle ja sind sie ein freches Gezücht! Denn als ich vor kurzem
Aus dem Gefecht heimkehrte und schier todmüde mich fühlte,
Sehnt' ich mich innig nach Schlaf; doch es ließ mich ihr brüllendes Quaken
Nicht mal ein Nickerchen thun. So lag ich mit schwerer Migräne
Schlaflos stöhnend im Bett, bis früh loskrähte der Haushahn.
Drum auch, ihr Götter, verzichten wir drauf den Parteien zu helfen;
Leicht sonst möchte uns einer mit schneidender Waffe verwunden,
Möchte ein Speerschaft oder ein Messer den Leib uns verletzen.
Wütende Kämpfer ja sinds, trät' ihnen ein Gott auch entgegen;
Drum von dem Himmel herab laßt fröhlich dem Kämpfen uns zusehn!"

Und dem Gebote der Göttin gehorchten die Himmlischen alle,
Hoch auf der Warte des Himmels geschart in gewaltigem Haufen.
[Doch zween Herolde flogen herab mit dem Zeichen des Krieges.] [1])
Mücken mit Riesentrompeten verkündeten schmetternd den Anfang
Furchtbar tobender Schlacht; doch Zeus ließ hoch von dem Himmel
Rollende Donner erdröhnen zum Zeichen des grimmigen Krieges.

---

1) Dieser Vers gilt allgemein als unecht. Er ließe sich halten, wenn man unter den *κήρυκε τέρας πολέμοιο φέροντε* sich zwei Adler denken dürfte, welche von den Höhen des Olymp zu den Göttern herabfliegen und Zeus die Donnerkeile bringen. Vgl. V. 204.

Lautquak rannte zuerst dem im Vorkampf fechtenden Leckmann
Mit dem gewaltigen Speer in den Bauch, in die Mitte der Leber.
Dumpf hindröhnt' er im Sturze, und um ihn erklirrte die Rüstung;
Häuptlings fiel er und wälzte die seidenen Locken im Staube.
Lochschlupf schleuderte nun die gewaltige Lanze auf Schmutzfink,
Und in die Brust tief traf er den Feind; und den Sinkenden packte
Finsterer Tod, und stracks aus dem Munde entflog ihm die Seele.
Kohlmann traf mit dem Speer ins Herz den erhabenen Kriechtopf;
Aber Basilikumfreund nahm Rache mit spitziger Binse.
Frißbrot rannte dem Helden, dem Schreihals, mitten den Bauch durch;
Häuptlings stürzt' er, die Seele entwich aus den sterbenden Gliedern.
. . . .
Aber als Sumpfstolz sah, wie der tapfere Schreihals umkam,
Traf er dem Lochschlupf jäh mit dem Wurf des gewaltigsten Mühlsteins
Mitten hinein auf den Nacken; und Dunkel umhüllt' ihm die Augen.
Aber der jüngere Leckmann traf ihn mit glänzendem Speere
Unter die Leber und fehlte ihn nicht. Dann sah er den Frißwurz
Fliehen und fiel von des Bords Absturz auf jäher Verfolgung;
Aber er ließ nicht ab von dem Feind und traf ihn zu Tode.
Siehe, er stürzt' und veratmete bald. Von purpurnem Blute
Wurde der Teich tiefrot. Am Gestad still lag der Erschlagne;
Doch aus den Weichen ihm schimmernd hervor brach voll das Gedärme.
. . . .
Aber den Käsfriß schlug er am Strand und beraubt' ihn der Rüstung.
Plötzlich in Angst kam Minzner beim Anblick Schinkenzerhöhlers,
Warf auf die Erde den Schild und stürzt' auf der Flucht in die Fluten.
Kriechtopf wieder, der rühmliche Held, schlug nieder den Stammsitz;
Naßfreund aber erlegte den fürstlichen Schinkenverschlinger
Durch den gewaltigsten Stein, der den Schädel zerschellte; die Erde
Wurde besudelt mit Blut, und Gehirn quoll vor aus den Nüstern.
Wühlschlamm fällte den Speer auf den rühmlichen Tellerbelecker,
Dem er den Tod gab; Dunkel umhüllte des Sterbenden Augen.
Als er bereits tot war, da ergriff ihn Lauchner am Fuße,
Drückt' ihn am Hals in den Teich und bemühte sich, ihn zu ertränken.
Brockdieb, rachebeseelt für die armen erschlagenen Freunde,
Warf mit dem Speer auf Lauchner, der eben zum Ufer emporstieg;
Ihm vor den Fuß tot fiel er, die Seele entfloh in den Hades.
Kohlsteig sah es; er griff in den Schlamm und warf auf den Gegner,
Salbt' ihm die Stirn und hätt' ihm beinahe die Augen geblendet.
Brockdieb wurde nun wütend; mit nervigter Rechten ergriff er
Einen gewaltigen Stein, der schwer das Gefilde bedrückte.
Kohlsteig wurde damit in die Kniee getroffen; das rechte
Bein ward völlig zerschellt, kopfüber sich wälzt' er im Staube.
Rachebeseelt flog Schreier herbei und stürmt' auf den Gegner,
Traf ihn inmitten des Bauchs; tief bohrte die spitzige Binse
Ganz sich hinein: auf die Erde ergossen sich alle Gedärme,
Und an dem Speer nachschleift' ihn mit wuchtigen Händen der Sieger.
Lochschlupf sahs am Gestade des Stroms; aus des Kampfes Getümmel
Zog er sich hinkend zurück, durchbrungen von jähem Entsetzen;
Rasch in den Graben entsprang er, dem Todesgeschick zu entrinnen.

Digitized by Google

Raschbrot traf vorn tief in den Fuß den erhabenen Pausback,
Welcher vor bitterer Angst erst spät aus dem Teiche sich wagte.
. . . .
Aber als Lauchner ersah, daß er halbtot vorn auf das Knie fiel,
Schritt er den Vorkampf durch und entsandte die spitzige Binse;
Aber der Schild hielt stand, und es haftete drinnen die Spitze
Drum auf den Helm, der viertopfweit und von mächtiger Stärke,
Schleudert' Origanonfresser, der göttliche, Ares an Mut gleich,
Welcher allein von den Fröschen im Schlachtengewühl sich hervorthat.
. . . .
Dieser nun stürmt' auf ihn ein; als der Gegner ihn sah, so verzagt' er
Vor dem gewaltigen Helden und taucht' in die Tiefe des Teiches.
Unter den Mäusen der trefflichste war Krummauser, ein Sprößling
Fleischbankhüpfers, der wieder ein Sohn Brotnaschers des edlen;
Dieser nun drohte der Frösche Geschlecht von der Welt zu vertilgen,
* Riß sich die Schale der festesten Nuß zweiteilig in Stücke,
* Und auf die kräftigen Schultern nun drückt' er sie beide als Panzer;
Doch in den Teich schnell sprangen die Frösche in wildem Entsetzen.
Wahrlich, er hätte den Zweck auch erreicht mit gigantischer Stärke,
Merkte das nicht scharfblickend der Vater der Menschen und Götter.
Mitleidsvoll sah Zeus, wie Vernichtung die Frösche bedrohte;
Ernsthaft schüttelt' er sinnend das Haupt und begann zu den Göttern:
„Weh, welch schreckliches Werk muß dort mein Auge erblicken!
Seht, Krummauser erfüllt mich mit Furcht, der drunten im Teiche
Unter den Fröschen so fürchterlich haust. Drum senden wir eiligst
Pallas, die stürmische Göttin des Schlachtlärms, oder auch Ares,
Daß sie den Helden vom Kampf abhalten, wie stark er auch sein mag!“
Doch auf das Wort des Kroniden bedenklich erwiderte Ares:
„Weder Athenens Gewalt noch des Ares, erhabner Kronide,
Könnte vom Fröschegeschlecht abwehren das jähe Verderben.
Gehen wir alle zusammen zum Beistand! Oder ergreife
Deine entsetzliche Waffe, die mächtige, welche vor alters
Einst die Titanen bezwungen, die allergewaltigsten Kämpen,
Welche den Kapaneus niedergestreckt, den bewährtesten Helden,
Welche Enkelados selber erlegt und die wilden Giganten:
Wirf sie! Vor ihr ja erliegt auch der Held, den keiner bezwungen!“

Sprachs, und Kronion entsandte den schwefelig qualmenden Donner.
Dumpf von dem Donnergedröhn nachbebten die Höhn des Olympos;
Wirbelnd dann schwang er den Blitz, Zeus' furchtbar treffende Waffe,
Nieder zur Erde; der Blitzstrahl flog aus der Hand des Gebieters.
Freilich, als unter sie krachend der Keil schlug, bebten sie alle;
Aber das Mausheer ruhte noch nicht: nur um so erpichter
Waren sie auf das Verderben der schlachtspeerschwingenden Frösche.
Doch vom Olympos erbarmte sich Zeus der Bedrängten und schickte
Ihnen die schrecklichsten Helfer zum Beistand, ohne zu säumen.
Blitzschnell waren sie da: krummscherig und rückengepanzert,
Schiefhinschreitend, mit schaliger Haut, scherschnablig und schielend,
Knöcherig ganz von Natur, breitrückig mit glänzenden Schultern,
Augen am Leib, streckarmig mit außengebogenen Füßen,

Handlos, doppelbeköpft, achtfüßig — wir nennen sie Krebse.
Aber dem Mausheer zwickten sie scharf mit den Scheren die Schwänzchen,
Füßchen und Händchen gesamt und verbogen die starrenden Lanzen.
Schreckliche Angst vor ihnen erfüllte die Mäuse: sie hielten
Nicht mehr stand, sie ergriffen die Flucht. Schon sank nun die Sonne;
Also zum Schluß kam rasch eintägig der kriegrische Feldzug.

Wie die Sprache altes Leben fortführt.

Von **Rudolf Hildebrand.**

VI.

1. Anziehend und lehrreich ist „einem die Brücke treten“, ähnlich dem oben besprochenen „einem die Stange halten“ und wie dieses aus dem mittelalterlichen Leben stammend. Es rührt vom Burgbau her, der für die Knaben ohnehin so außerordentliche Anziehungskraft hat, wie alles was mit dem Ritterthum zusammenhängt, das ihnen das ihrem Seelenleben ganz unentbehrliche Heldenthum in glänzendster Erscheinung darstellt, und zwar in der Nähe des eignen Lebens, nicht in buchvermittelter Ferne. Jeder weiß aus seiner Knabenzeit, wie es das junge Herz hebt, gleichsam hoch und weit macht, in einer vielleicht mit Mühe erstiegenen Burgruine zu stehen, die zugleich die Landschaft beherrscht, jetzt noch für den Blick und die Gedanken, wie einstmals für den Ernst des Lebens. Und wie schweifen da die Gedanken und Empfindungen in die Vorzeit zurück, wie tastend nach dem da geahnten herrlichen Leben, dessen letztes Ende man eben in den Trümmern mit Umgebung gleichsam in der Hand hält.

Mir scheint es mit in den Aufgabenbereich des deutschen Unterrichts zu fallen, daß diesem tiefgehenden und hochberechtigten Sehnen des jugendlichen Gemüths die rechte Nahrung und Befriedigung werde, natürlich nicht in der Form abschließender Vollständigkeit und steifer Systematik, die sich nun einmal gleich als erste Forderungen der Wissenschaft einstellen wollen und an sich so trockene, kalte, lebenerstickende Gesellen oder (als Feminina) alte Jungfern sind; lasse sich kein Lehrer, der sich noch das Gefühl für volles Leben bewahrt hat, durch sie ins Bockshorn jagen, auch nicht wenn es etwa ein Director von seiner kühlen Höhe verlangen sollte auch da, wo es nicht am Platze ist. Hier handelt sichs nur um Anregung, d. h. daß in der jungen Seele durch den Lehrer etwas rege und in seiner Bewegung gerichtet werde, damit es dann aus eigenstem Triebe tüchtig und richtig weiter arbeite. Nicht Kenntniß, Gedächtniß und Wissen sind hier das Ziel, sondern eine

Digitized by Google

andere, in der Seele von selbst schon thätige Kraft ist hier zu pflegen, wie ein anzubauendes Gebiet, d. h. die freie, fröhliche innere Anschauung, die auszubilden, nicht verkümmern zu lassen so unendlich wichtig ist als Schulaufgabe, weil sie auch allen andern Kenntnissen und allem Wissen erst ihr Leben gibt. Die Phantasie und, was von gleicher Wichtigkeit ist und damit zusammenhängt, den Geschmack zu bilden, das ist auch Aufgabe des deutschen Unterrichts, mehr als anderer, weil sein Gegenstand die Aufgabe öfter stellt, und auch da kommen Vollständigkeit und Systematik von selbst vollständig in Wegfall. Dem Lehrer selber wird ja wunderwohl, wenn er in den kahlen Räumen, in denen sonst die sogenannten Kenntnisse, die trockenen kleinen, so gleichförmigen Dinger die gespenstigen Herren sind, einmal die freie innere bunte Anschauung kann arbeiten oder vielmehr spielen lassen, z. B. wenn er von einer Burgruine erzählen kann, die er selber kennt, womöglich auch von der nöthigsten Zuthat, von ihrer Landschaft und Geschichte als bedeutsamem Rahmen.

Aber auf die Brücke zu kommen, von der ich so weit ausschweifte: es ist die Zugbrücke, die in ihrer gar künstlichen Herstellung sich beim Burgbau entwickelte. Das scheint noch Adelung aus dem Leben gegenwärtig gewesen zu sein, wenn er die fragliche Redensart erklärt mit „die Zugbrücke niedertreten". Uns ist es ja sehr erschwert, von der merkwürdigen Einrichtung, die da in der Sprache verdunkelt nachlebt, einen deutlichen Begriff zu gewinnen, denn man sieht Zugbrücken nur noch an Festungen, wo sie aber in Friedenszeiten wohl auch in steter Ruhe sind[1]) und wohl hie und da an einem alten Schlosse, das noch bewohnbar erhalten oder wiederhergestellt ist, aber die Brücke wird ja da nicht mehr aufgezogen und niedergelassen, sie ist gleichsam todt, hat ihr Leben verloren. Auf eine Schilderung der Einrichtung, so weit sie mir mit Mühe hat klar werden können, kann ich hier natürlich nicht eingehen[2]). Nur um das treten zu erklären, sei gesagt, daß sie in der Hauptsache auf dem Grundgedanken der Bewegungsgesetze beruht, den der Wagebalken am einfachsten darstellt, die eigentliche Brücke im Grunde als der eine Arm einer künstlich zusammengesetzten Wage gedacht, der freilich in seiner tiefsten Lage eben nur wagerecht liegen muß. Am leichtesten ist alles

1) Die Münchner Allg. Zeit. sprach dieser Tage (wie es schien, nach einer Äußerung Bismarcks) von dem Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland, das doch nicht immer in dem Stand „der aufgezogenen Brücken" bleiben könne, d. h. in der Erwartung eines Krieges.

2) Eine Abbildung findet man bei Schulz, höfisches Leben im Mittelalter 1, 31. 32, andere bei Viollet-Le Duc, dictionnaire de l'architecture française usw. 7, 364. 241. 358. 360.

Digitized by Google

an dem sog. Schlagbaum klar zu machen, auf den sich der Lehrer nun freilich auch nicht mehr beziehen kann, da die Schlagbäume, die bis vor wenigen Jahren an jedem Chausseehaus als Einnahmestelle für Chausseegeld zu sehen waren, nun verschwunden sind (doch an Eisenbahnübergängen finden sie sich noch ähnlich); werden doch bald die nachwachsenden Lehrer selbst davon keinen anschauenden Begriff mehr haben (ich möchte diesen hübschen Ausdruck des 18. Jahrh warm halten), sodaß der Schlagbaum, wie das Stadtthor und so manches nun auf einmal zu den gelehrten aber jüngsten Alterthümern gehört. Mir scheint es, als wäre es auch mit eine Sache des deutschen Unterrichts (und wahrer Freude für Schüler und Lehrer), die Jugend über diese Dinge klar zu machen, deren Entwickelung, die sich so unter der Hand vollzieht, sie selber erleben oder die dicht hinter ihnen liegt. Damit wird ihnen der Culturfaden deutlich, an dem ihr eignes Leben sich mit abspinnt, und damit wird für ihren Geist das Hochwichtige gewonnen, daß sie ihr Leben und ihre Zeit unter dem höheren Gesichtspunkt der Entwickelung sehen lernen, was dann zugleich der rechte Ansatz ist zum Verständniß der Geschichte und dem Sinn dafür, wie es für die Erdkunde die Heimatskunde geworden ist.

Um aber endlich auf das treten zu kommen: die Zugbrücke lag oder stand so genau berechnet im Gleichgewicht, daß ein geringes Übergewicht genügte, um sie nach der einen oder andern Seite in Bewegung zu bringen. Gerade das war am Schlagbaum recht deutlich zu sehen. Er bestand aus zwei sehr ungleichen Armen, einem langen, der, wenn niedergelassen, die Straße in ganzer Breite sperrte, und einem ganz kurzen, dem sein Gleichgewicht durch aufgeheftete große Steine ergänzt war. Regiert aber wurde die ganze wuchtige Einrichtung durch den Einnehmer von seiner Stube aus. Vom Ende des langen Armes gieng eine Leine unter einer Rolle hinweg zu dem Einnehmer hinein, der nur einen Zug daran brauchte, daß der Baum gemächlich niedergieng. Diesem Zug an der Leine des Schlagbaums muß denn das Treten der Zugbrücke entsprochen haben, indem es ihr zum Niedergehen das Übergewicht nach vorn gab. Wie das freilich vor sich gieng, ist mir keineswegs völlig deutlich und ich enthalte mich, es aufs Gerathewohl auszumalen. Es gibt übrigens die Einrichtung noch in voller Geltung auf Flüssen, wo zum Durchlassen der Schiffe eine Brücke hergestellt ist, die aus zwei beweglichen Theilen, eben Zugbrücken besteht, welche, auf beiden Ufern je eine, niedergelassen sich zu einer einzigen Brücke ergänzen. Da sieht man, wie mir z. B. von einer Oderbrücke bei Stettin erzählt wurde, beim Niederlassen die Leute, die auf den Übergang warten, so bald als möglich auf die Brücke hinauf laufen, um das Niedergehen zu befördern.

Digitized by Google

Übrigens wird zur völligen Klarheit Beobachtung der Redensart in ihrer Geschichte nöthig sein. Der jetzige Sinn ist: einem in schlimmer Lage überhelfen, oder auch: einem über die Folgen eines Unrechts hinweghelfen. Wenn z. B. eine Mutter dem Sohne Vorhalt macht wegen eines unrechten Thuns und die Schwester redet zu seinen Gunsten, dann sagt wohl die Mutter zu ihr: „Ja du trittst ihm auch immer die Brücke." Da nun nachweislich solche längst vom Leben losgerissene Redensarten doch die ursprüngliche Farbe des Lebens, der bestimmten Sachlage und ihre Grundstimmung merkwürdig festhalten, so mag hinter jener Anwendung ursprünglich der Fall stehen, daß ein Flüchtling vor einer Burg erschien und der Thorwärter oder wer sonst ihm hülfreich die Brücke zum Übergang fertig machte. Das mochte in den ewigen Fehdezeiten des Mittelalters oft genug vorkommen, daß die Redensart daraus entstehen konnte.

2. Ein Bild aus dem ältesten Leben, ziemlich deutlich, kann Vortheil heraufrufen; es kommt von der Theilung der Beute nach dem Siege, einem wichtigen Vorgang im alten Leben, der überhaupt in der Sprache tiefe und weite Spuren eingedrückt hat, noch heute oft leicht erkennbar.

Bei dem Kriegs- und Fehdeleben, das von Alters her die Zeit und Gedanken unserer Vorfahren fast erfüllte, war neben der Ehre und dem Ruhm, ein Held zu sein, begreiflich auch der Gewinn des Sieges, den die Habe des besiegten Theils bot, ein oberstes Ziel der Gedanken, zugleich die höchste Ehre, die Rüstung eines namhaften Helden so zu erobern. So war beim Zweikampfe die Rüstung des Gegners ein Ziel der Gedanken (lat. spolia, griech. ἔναρα), deutlich ausgesprochen z. B. im alten Hildebrandsliede. Als es endlich zum Kampfe geht, den der Heldentrotz des Sohnes unvermeidlich macht, in Hildebrands Munde, nun solle sichs entscheiden (V. 6 fg.),

hwedar sih hiutû dero hregilo hruomen muottî
edo disero brunnôno bêdero waltan,

wer von beiden sich heute der Kriegsbeute rühmen könne oder dieser Brünnen beider Herr sein; dazu V. 55 fg., wo Hildebrand als letztes Mittel den Kampf abzulehnen, den Sohn mahnt, er könne ja leicht an sonst einem hohen Helden hrusti giwinnan, rauba birahanen, die Rüstung erobern.

Dieses Gewinnen der Rüstung durch Sieg und sie selbst hieß auch roup m. und rouba f., wie eben im Hildebrandsliede, gar noch nicht mit dem wilden rohen Klange des heutigen Raub, sondern als ein allgemein gültiges Recht des Siegers, ja als Heldenehre; es ist ein treff-

Digitized by Google

liches Beispiel dafür, wie die veränderte Sitte einem Begriffe andere Farbe gibt, ja sie ins Gegentheil verkehren kann[1]).

Das Wort hat aber in den romanischen Sprachen seine Spur hinterlassen, in ganz anderem Sinn entwickelt, im merkwürdigsten Gegensatz zu unserm Raub. Denn es ist außer allem Zweifel, daß im franz. robe f. jenes rauba nachlebt, wie im ital. roba usw., als fränkisches, gothisch-langobardisches Erbe, robe als stattliches, festliches Kleid für Männer und Frauen. Wie diese Bedeutung entstehen konnte? Die eroberte Rüstung muß in alter Zeit, vom Sieger getragen, mehr Ehre und Glanz gegeben haben, als jede selbstbeschaffte. Nur das ist mir denkbar als Ansatz zur Entwickelung jener andern Bedeutung.

Eine neue, besondere Seite der Sache that sich aber auf bei diesem Beutegewinn, wenn eine ganze Gefolgschaft, eine Schar oder ein Heer nach dem Siege zum Beutemachen kam. Da mußten Theile gemacht werden, und gerade daran hat sich das Wort Theil mit theilen usw. in alter Zeit besonders entwickelt. Begriff und Wort wurden auch weiter erstreckt auf Verwandtes, z. B. im Bergbau hießen die Kuxe auch teile und von Ausbeute ist da heute noch die Rede, Austheilung der Beute. Auch die Erbtheilung ward unter demselben Gesichtspunkte gesehen, wie schon gothisch der Antheil eines Erben dails heißt, das Theilen disdailjan, s. Luc. 15, 12 vom verlorenen Sohn, der vom Vater sein Erbtheil verlangt. Diese Theilung der Beute war aber eben so schwierig als wichtig, da es galt, alle zufrieden zu stellen, was ohne schweren Streit meist nicht abgieng. Denn eine Verschiedenheit war nicht zu umgehen, und wenn von gleichen Theilen ausdrücklich die Rede ist, so bestätigt das eben die Ausnahme. Wenn z. B. Joh. Rothe im Ritterspiegel ums J. 1400 über Ritter klagt, die mit Räubern gemeinsame Sache machen, indem sie

dîbe und morder haldin,
mit den si bûte und glîchin teil nemen.
Bartsch mitteld. Gedichte S. 125.

so ist es eben Vertragssache zwischen beiden Theilen, daß keiner bevorzugt würde. Ebenso von den Seeräubern Störtebeker und Michael im Anfang des 16. Jahrhunderts:

---

1) Ein Nachklang des ursprünglichen Sinnes mit seiner heldenhaften Färbung ist noch in dem Spruche des 15. 16. Jahrhunderts zu erkennen, wo es doch schon scharf auf der Kippe zum Schlimmen steht:

Reiten und rauben ist keine Schand,
das thun die Besten im ganzen Land,

reiten, wie mhd. rîten, noch für ein Reiter- oder Ritterleben führen (aus dem Stegreif).

Digitized by Google

Störtebeker und Gödeke Michael
Die roveden bede to glikem del;

daher sie auch die Likedelers hießen, d. h. die beiden Führer arbeiteten zusammen auf die Bedingung, daß bei der Beute immer zwei gleiche Theile gemacht wurden für sie und ihre Leute.

Die Regel aber war, daß die Beute nach dem verschiedenen Verdienste verschieden getheilt wurde, wobei der Tapferste, der Beste, wie er auch einfach hieß, der welcher daz beste getân hatte, auch den besten Theil erhielt, wie es vom jungen Helmbrecht heißt, der in seinem Raubritterleben bald der Schärfste und Keckste ist:

sînes muotes wart er geil
dâ von daz im der beste teil
ie geviel an gewinnen. Helmbr. 688.

Für die älteste Zeit, die Zeit der Gefolgschaften, von denen schon Tacitus berichtet, denke ich mir gern, daß der Herr und Held aus der Beute freie Wahl hatte, eine Art Vorwahl vor der eigentlichen Theilung. So denke ich mir schon lange auch im altrömischen Leben princeps entstanden, eigentlich qui primum capit, der zuerst nimmt, nach Wahl, und auch praecipuum, in der Rechtssprache noch gangbar für ein gewährtes Vorrecht, ein Vortheil vor Andern, läßt sich so entstanden denken. Vielleicht haben wir ein solches Beutestück, das als bester Theil dem obersten Führer und Helden zufiel oder zukam, noch unter uns in dem sog. Hildesheimer Silberfunde, der vor einigen zwanzig Jahren gemacht wurde, einer Sammlung kostbarer Geräthe für Küche und Tisch aus Silber, die bei Hildesheim in einer Sandgrube gefunden wurde, jetzt in Berlin aufbewahrt. Die Kenner waren gleich damals rasch einig, daß die Sachen aus Rom stammten aus der Zeit des Kaisers Augustus. Auch trat gleich damals die Meinung auf, daß da ein Beutestück aus der Varusschlacht nach so langem Versteck ans Licht gekommen sei. Diese Schlacht bot in der ganzen Zeit die einzige Gelegenheit zu solcher Beute. Das Geräth ist aber fürstlich, es bleibt eigentlich nur der römische Heerführer selbst übrig, der solches Tischgeräth mit ins Feld nehmen konnte. Von der reichen Beute war es dann sicher der beste teil, und es bleibt nur der germanische Heerführer und Held der Zeit, Arminius übrig, dem es als praecipuum zufiel und zukam. Das wäre denn eine ganz außerordentliche Merkwürdigkeit aus unserm Alterthum, wohl die größte die wir haben, und so wahrscheinlich als möglich.

Dieses praecipuum hieß aber auch der Vortheil, z. B. in einem Vertrag zwischen dem Grafen Fritz von Zollern und dem schwäbischen Städtebund v. J. 1411, worin der Graf zum Hauptmann des Bundes bestellt wird, in den Monumenta Zollerana 1, Nr. 532 (Lexer mhd.

Digitized by Google

Wb. 3, 482): wenn der obgenant unser herre grafe Fridrich von Zolr unser vorgenanten stette oberster houptman ist und so er mit sin selbs lybe uff dem veld were, da name (Beute) genommen würde, so sol im von der hauptmanschaft wegen zwen tail voruß volgen und werden zu sinem tail... wenn er aber mit sin selbs lybe da by nicht were, so sol im der vorgeschriben (d. h. vorhin erwähnte) vortail nicht volgen noch werden.

Übrigens mag Vortheil noch einen andern Einfluß erfahren haben. Es ist nämlich ein alter Kriegsausdruck, daß bei einem Treffen der eine Theil im Vortheil ist, den andern „in den Nachtheil setzt“ u. ä., d. h. daß er bessere Vorbedingungen für den Sieg hat, die ihm Gelände, Wind und Sonne u. dgl. geben, auch bei Gleichheit der Streitkräfte. Das geht wohl auf das mhd. spil teilen zurück, d. h. daß bei Kampfspielen und Spielen aller Art, wo zwei Parteien zu bilden waren, zuvor die Spielbedingungen für beide Theile festgesetzt wurden, wobei dem Einzelnen frei blieb, seine Partei zu wählen. Da lag denn Wert und Begriff Vortheil vom Beutetheilen her nahe genug, um auf die Theilung hier angewandt zu werden.

3. Eine eigenthümliche Probe, wie rasch bei einem Worte schlimmer Hintergrund und Ursprung vergessen werden kann, wenn die Zeitsitte sich ändert, bietet credenzen. Es ist von italienischem Ursprung und muß schon in mhd. Zeit nebst der entsprechenden Sitte und ihrer Bedeutung mit über die Berge gebracht worden sein, da es schon im Ring des Wittenweiler auftritt, wo es nicht einmal auf den Hof beschränkt zu sein scheint (s. in Grimms Wb. u. d. W. credenzen):

das wasser, das man trinken schol,
das schol man vor credenzen wol,
und auch die frömden speis da bei,
wil man wesen giftes frei. Ring 50[a], 22,

vor wol credenzen, vorher gut (genügend) verdachtfrei machen gegen Vergiftung, indem man selbst zuvor davon genießt unter den Augen dessen, dem man es bringt, ital. credenzare, von credenza Glaube, Vertrauen. Dieser uns jetzt unheimlich häßlich anmuthende Gebrauch ist wohl von höchstem Alter, schon früh, wie so viel Cultur und Übercultur, in Asien entwickelt, von wo Europa beeinflußt war. Ich weiß nicht, ob auch bei unserm freundschaftlichen Zutrinken, das im 15. 16. Jahrhundert Anlaß zu wüster Schlemmerei gab, ursprünglich jener Einfluß betheiligt ist. Man findet die Sitte hie und da noch auf dem Lande oder fand sie noch vor nicht langer Zeit, z. B. auf der Schwäbischen Alp, im Odenwalde, in der Magdeburger Gegend, daß der Wirth das Glas Bier, das er bringt, dem Gaste mit einem „Wohl bekomms!“

Digitized by Google

nippend zutrinkt. Auf alle Fälle wurde der Gebrauch mit seinem bösen Sinn von Italien aus als neu eingeführt, und zwar bei Hofe. Man weiß, wie dort besonders im 14. 15. Jahrhundert Gift und Dolch in dem schwer entarteten politischen Leben eine wichtige Rolle spielten. Wie weit bei uns dazu Anlaß war, daß ein Herr auch dem Nächsten gegenüber so mißtrauisch auf der Hut hätte sein müssen? Ich weiß es nicht.

Wie bald aber der schlimme Hintergrund dabei im Bewußtsein zurücktrat, daß er wohl im Leben nicht viel Anhalt haben konnte, das ist z. B. daran zu sehen, daß das Wort schon bei Luther für feierlich überreichen überhaupt gebraucht ist, von Schriftstücken (s. in Grimms Wb. u. d. W. kredenzen): Darnach ist der Fiscal herfürkomen, und ein große Citation herfür gezogen, dieselbe credenzet und einem Notari geben. Luther 3, 417[b] Auch wenn auf Speise und Trank bezogen im 16. Jahrhundert eine Schale, um Früchte aufzutragen, Credenz heißt, ebenso das ganze jetzt sogenannte Buffet (auch Credenztisch u. ä.), so ist doch an Gift dabei nicht mehr gedacht. Der Begriff, der übrig geblieben ist, ist die zierliche, feine, höfische Form, in der etwas zum Genuß dargereicht wird, auf das Gefäß, wie auf die Haltung des Darreichenden bezogen. Und so lebt das Wort noch heute, wenn auch selten, aber für gewisse Fälle mit seiner eigenthümlichen Klangfarbe noch nicht ersetzt, wenn es z. B. bei Tische in gewählter Gesellschaft heißt, daß die Wirthin selbst noch einen seltenen Wein credenzte oder daß der Sohn des Hauses Cigarren credenzte; es führt zugleich eine Art galanten Humors mit sich. An Gift denkt niemand mehr.

Dabei fällt mir übrigens ein und scheint erwähnenswerth, daß auch umgekehrt das Italienische aus unserer Trinkersprache eine eigenthümliche Entlehnung zeigt. Ein Zutrinken mit Trinkspruch heißt da un brindisi (zufällig mit der heutigen Form für das alte Brundusium völlig zusammenfallend). Das ist aber das deutsche „ich bring dirs", ein in der Schlemmersprache des 16. Jahrhunderts beim Zutrinken viel gebrauchtes Wort, das in Italien durch Landsknechte und Kaufleute bekannt wurde und sich dann so einbürgern konnte.

Sprechzimmer.

1.

Im ersten Heft dieses Jahrganges S. 49 flg. nimmt G. Burghauser die umschreibenden Konjunktivformen mit würde gegen mich in Schutz und meint, gegen den Zug der allgemeinen Entwicklung sei alles Wider-

Digitized by Google

streben grammatischer Idealisten vergeblich. „Die einfachen Formen," sagt er, „sind stark in der Minderheit und beginnen zu unterliegen." Das war mir nun freilich neu, und ich unterzog mich deshalb der Mühe gerade das betreffende Heft dieser Zeitschrift etwas genauer daraufhin zu untersuchen. Ich fand da zahlreiche Beispiele der einfachen Form von sein und den Zeitwörtern dürfen, können, mögen, müssen, wissen, doch auch den nicht umgelauteten Konjunktiv sollte; ich fand ferner von starken Verben die Formen träten (S. 1 Z. 9 v. u.), bräche (S. 4 Z. 12 v. u.), fänden (S. 17 Z. 19), käme (S. 26 Z. 6), besäße (S. 27 Z. 18 aus Grillparzer), gösse (S. 31 Z. 12 desgl.), stünde (S. 31 Z. v. u. und S. 33 Z. 18 desgl.), sähe (S. 45 Z. 9), ließe (S. 25 Z. 13 v. u. und S. 71 Z. 2 v. u.), abwiese (S. 25 Z. 13 v. u.), erriete (S. 72 Z. 4), aber ebensogut die dem Indikativ gleichlautenden schwachen Formen: merkte (S. 26 Z. 6), sagte (S. 26 Z. 10), übten, umkehrten (S. 26 Z. 12), mißtrauten (S. 32 Z. 7), verdienten (S. 34 Z. 3), lebtest (S. 35 Z 10 aus Grillparzer), beruhte (S. 38 Z. 14 v. u.), urteilte (S. 45 Z. 8), eignete (S. 62 Z. 9 v. u.), stimmten (S. 68 Z. 20 v. u.), weilte (S. 70 Z. 11 v. u.), wünschte (S. 70 Z. 6 v. u.). Dagegen kommt die umschreibende Form — genau so wie ich es verlange — in Nebensätzen gar nicht vor, sondern nur im Hauptsatze 5mal, nämlich auf S. 17 Z. 18: „Das Bild würde unvollständig sein" und ähnlich auf S. 37 Z. 16, S. 48 Z. 2 v. u., S. 58 Z. 15, S. 64 Z. 22 und S. 67 Z. 20 v. u. Entweder also trifft die Mitarbeiter am ersten Heft dieser Zeitschrift — Hildebrand, von Bahder, Landmann, Kuntze, Denecke u. s. w. — alle miteinander Burghausers Vorwurf einer manierierten, beziehungsweise archaistischen Schreibart, oder es lebt trotz des Sprachgefühls der Prager Mittelschüler im allgemeinen noch ein recht lebendiger Sinn für die Unterscheidung dieser grammatischen Formen, und vor der vis major braucht uns einstweilen nicht bange zu sein. Daß mundartlich und in der Volkssprache der Mißbrauch der Konditionalisform auch am Oberrhein herrscht, bezeugt F. Kuntze auf S. 41 Z. 14 v. u. flg.; aber er zweifelt so wenig wie ich an der Möglichkeit die Verbreitung solcher Wildlinge zu verhindern und spricht mir ganz aus der Seele, wenn er es als eine „Pflicht der Schule" bezeichnet, „über der Reinheit unserer Sprache zu wachen und sie vor zunehmender Verwahrlosung zu schützen." [1])

Gebweiler i. Elsaß. **Dr. Hans von Dadelsen,** Gymn.-Oberl.

---

1) Auch wir treten den früheren, sowie den obenstehenden Ausführungen des Herrn von Dadelsen durchaus bei und müssen die Ausführungen des Herrn Burghauser um so schärfer zurückweisen, als sie auf dem groben Irrtum beruhen,

Digitized by Google

2.

Zum S-Unfug (Ztschr. 5, 218 und 19).

Professor Trautmann hätte vielleicht wohl daran gethan, auch die Goethischen Spottverse anzuführen auf den Entdecker der 'S-Krätze':

1796: der sein luftig Gespinst mit der soliden Natur
ewigem Teppich vergleicht, den echten, reinen Gesunden
krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, gesund.

1812: der Freund, der soviel Worte macht,
er will es an den Buchstaben sparen.

1827: Befrei uns Gott von s und ung,
wir können sie entbehren;
doch wollen wir durch Musterung
nicht uns noch andre scheren. —

Zur Sache hätte Trautmann neben der heute doch wohl nur strichweise auftretenden Zunahme des Kompositions-S, eine allgemeine Abneigung gegen die Genetivgefüge und eine Annäherung an die englische Kompositionsweise wahrnehmen können: Karlsruhe — Karltheater; Friedrichsbrücke — Kaiser-Wilhelm-Brücke; Friedrichsdenkmal, Wilhelmshöhe — Kaiser-Wilhelm-Denkmal; 'Joachimsthal' lautete, denk ich, der Name des böhmischen und des märkischen Städtchens von anbeginn, seit einigen Jahren begegnet einem fortwährend, in Zeitungen und auf Briefen, 'Joachimthal'; vor mir liegt ein 'Gouvernement-Befehl', betrifft die Grundsteinlegung 'für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche'. Zweifellos wird Professor Trautmann hierin mit mir nicht eine Mehrung', sondern eine Minderung der Sprachkraft erblicken. — 'Unfug' sag ich nicht gern: es klingt zu polizeimäßig.

Berlin. **Otto Schroeder.**

3.

Zur „Verwertung deutscher Redensarten im Unterricht".

Carl Müllers anziehender Aufsatz in dieser Ztschr. 5, 88 flg. veranlaßt mich hier folgendes mitzuteilen, das ich mir teilweise schon

---

daß die umschriebenen Formen mit würde in der deutschen Sprache der Gegenwart die einfachen Konjunktivformen überwucherten. Burghauser hat vollständig ungenau beobachtet und hält eine lediglich österreichische Spracheigenheit, um nicht zu sagen Sprachunart, für allgemeinen deutschen Sprachgebrauch; er hat sich nicht einmal die Mühe genommen, andere Dialekte zu studieren oder den Sprachgebrauch guter deutscher Schriftsteller zu untersuchen, sonst würde er zu einem ganz andern Ergebnis gekommen sein. Seine Ausführungen entbehren daher durchaus der wissenschaftlichen Begründung und die Folgerungen, die er aus seinen unzulänglichen Beobachtungen zieht, sind falsch.

Die Leitung des Blattes.

Digitized by Google

früher bei der Lektüre auch von dem Verfasser benutzter Schriften angemerkt habe.

„Aus dem Häuschen sein". Müller bemerkt S. 102 mit Recht: daß derjenige, der wie aus dem Häuschen ist, seine Stimmung mit der Schnecke teilt, wie B(orchardt) S. 463 will, bezweifle ich . . . Das Häuschen ist wohl dasjenige, in welchem ehedem die Irrsinnigen untergebracht waren (vgl. außer sich sein, B. 79.). Dagegen bemerke ich, daß es mir nicht erlaubt scheint, hier letztere Redensart zur Erklärung herbeizuziehen. Bezeichnet doch „außer sich sein" einen Zustand der höchsten Erregtheit, besonders des Zornes; „aus dem Häuschen sein" dagegen stets lustige Stimmung. Ich habe mir diese Redensart immer anders gedeutet, nämlich als einen Vergleich mit dem Männchen am Wetterhäuschen, das ja bei schönem Wetter heraustritt. Man sagt ja auch: Bei ihm ist gut, schlecht Wetter = „er ist in guter, übler Laune."

S. 103. Die alte volkstümliche Bezeichnung „nur einen Hundeblaff weit" auch „zwei drei Steinwürfe" hörte ich noch 1872 im Odenwalde.

S. 104. toll bezeichnet auch stumpfsinnig (vgl. engl. dull); an einen Zusammenhang mit mhd. donen, dehnen ist wohl nicht zu denken. „Zu Paaren treiben" wird durch barn = Raufe, Krippe nicht genügend erklärt. Ursprünglich wendete man den Ausdruck wohl nicht von einer Person, sondern von einem ganzen Haufen geschlagener Feinde an. Diese wurden „zu Paaren getrieben" d. h. je zwei und zwei an einander gefesselt.

S. 105. „ins Gras beißen" aus dem Franz. zu erklären, halte ich für unnötig. Auch mhd. erbeizen von den rossen, das ja doch ursprünglich heißt, „die Rosse weiden lassen" scheint mir nicht zur Erklärung zu passen. Ich möchte doch bei der Beziehung auf den alten, aus mhd. Schriftstellern belegten Gebrauch, in Notfällen ein brosemen von der erden statt der Hostie zu nehmen, bleiben. Daß „am Hungertuche nagen" mißverstanden sei aus naejen (nähen) will mir ebenfalls nicht einleuchten. Irgend eine Beziehung zum hungertuoch (Lexer I, 1387), dem Tuch, womit in den Fasten der Altar verdeckt wurde, wird jedoch stattgefunden haben. Zu Holzweg bemerke ich noch eine jüngere Redensart: einen Fleischerweg, d. h. einen vergeblichen Weg machen. Sie ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Schlächter bei ihrer Suche nach Schlachttieren auf den Dörfern oft vergeblich gehen.

S. 109. Wenn Söhns Wurstsuppe als Suppe mit Wurst erklärt, so stützt er sich damit auf den Gebrauch, daß man in der Provinz Sachsen in eine solche Brühe, die man als Geschenk weggiebt, stets Würste zu legen pflegt. Der dort gebräuchliche Ausdruck für ein solches

Digitized by Google

Geschenk: Kenzelie erklärt sich, wie ich schon anderweitig dargelegt habe, aus dem Niederdeutschen. Auch diese vermeintliche Anlehnung an das Julfest der Kelten fiele somit weg.

S. 111. Zu „Schusters Rappen" bemerke ich noch Lauremberg, Schertzged. 4, 141 ick quam in eine voernehme Stadt, Up mine Apostel Peerde gereden (vgl. per pedes apostolorum). Die dän. Übersetzung hat an einer Stelle dafür auch Apostels Vogne (Wagen).

S. 114. Radlofs Erklärung von „entrüsten" „man entrüstet einen Gegner, wenn er in heftigem Zorn die Schutzwafen abwirft und nur mit dem Schwerte kommt", die M. selbst etwas umständlich nennt, ist zu verwerfen. Es wäre ja doch auch nicht natürlich, im Zorn irgend welche Waffen wegzuwerfen; pflegt man ja doch dann erst recht „in Harnisch" zu kommen. Die Redensart „sich entrüsten, entrüstet werden" hat nichts mit dem Kampfleben zu thun, ist vielmehr zu nd. rusten (rosten, resten), „ruhen" Mnd. Wb. III, 535 zu stellen. ent-rüsten ist also = aus dem Zustand der Ruhe kommen (vgl. entsitzen eig. aus dem Sitz, der Ruhe kommen). Weigand I³, 450 bemerkt, eig. wol (s) v. a. außer Bereitschaft bringen, zumal da 1432 sich entrüsten = aus rechtem Stande rucken". Er bezieht sich auf eine in Lexers Hdwbch. citierte Stelle: das die büchs (beim Schießen) still stande und siu sich nit entrüste. Allein gerade diese Stelle spricht für unsere Erklärung. Wurde doch früher allgemein kommandiert: „Hahn in Ruh!" Unser entrusten = außer Fassung bringen ist also vom mhd. entrusten = die Rüstung ausziehen zu trennen. Übrigens erscheint die Rüste = Ruhe vereinzelt noch im 18. Jahrh. (s. Weigand II, 507).

S. 117. Wenn es auch nicht erlaubt ist zu sagen: für den ganzen Riß stehen, so ist die Richtigkeit der Redensart „für den Riß stehen", die Richter bezweifelt, nicht zu bestreiten; stehen ist hier = treten, für = ver. Tschudi sagt von Tell: Er stunt ans steuer „er trat ans Steuer", was freilich Schiller durch: „er stand am Steuer" wiedergab.

S. 118. Ich glaube nicht, daß das Fechten der Handwerksburschen direkt auf die Landsknechte zurückzuführen ist. vehten heißt doch schon mhd. sich angestrengt um etwas bemühen, und schon im Boner 42, 46 finden wir umbe spise vehten. Vielleicht wurde der Ausdruck ursprünglich ironisch gemeint; bezeichnen doch auch die heutigen Landfahrer das Betteln als „Arbeit".

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Ztschr. 5, 145 flg.

Auch die Fortsetzung von Müllers Aufsatz habe ich mit großer Freude gelesen und nehme um so weniger Anstand hier mitzuteilen,

Digitized by Google

was ich mir bei der Lektüre desselben angemerkt habe, als der Verfasser selbst bemerkt, daß auf diesem Felde noch viel zu thun bleibt.

Bei Maul-Affe hat man mit Zurückweisung anderer Erklärungsversuche unzweifelhaft an den Affen zu denken, bei der Erklärung des ersten Bestandteils aber darf man meines Erachtens nicht bei dem Substantiv Maul stehen bleiben, sondern hat auf das Verbum maulen zurückzugehen, s. das Citat aus Kramers teutsch-ital. Wortbuch (1678) bei Weigand [2] II, 50: „maulen, ein krummes Maul machen". Es hatte wohl auch die Bedeutung „ein großes Maul machen", und die würde hier anzunehmen sein. Im Bayerischen kommt das Verbum noch in verschiedenen Zusammensetzungen vor, z. B. gin-maulen, das Maul aufreißen, entweder gähnend oder gaffend; s. Schmeller-Fromm. II, 1586. Auf die Zusammensetzung mit einem Verbalstamm führt auch das gleichbedeutende Sperraffe (s. Schm.-Fr. 2, 681). Ausmërzen ist wohl nur volks-etymologisch mit März zusammengebracht (doch vgl. auch Weigand I [2], 110). Ich stelle es zu mhd. merze = lat. merz; ausmërzen würde daher ursprünglich „zum Verkauf aussondern" heißen. Übrigens ist ja im Bayerischen (s. Schm.-Fr. II, 1657) das Verbum merzen, ebenso wie merzeln (noch mhd., s. Lexer u. d. W.) und Merzler „Kleinhändler" belegt. Auch belämmern hat mit dem Lamm nichts zu thun. Zwar wird es volksetymologisch oft damit zusammengebracht, und ich erinnere mich, daß in meiner Vaterstadt Quedlinburg vor Jahren eine im Gasthause zum Lamm tagende politische Partei, als sie in der Reichstagswahl unterlegen war, vom Volkswitz die belämmerte Partei genannt wurde, doch ist das Wort unzweifelhaft in Norddeutschland entsprungen und eine Weiterbildung aus belemmen (Mnd. W.-B. I, 223). Ebendort im 6. Bde. S. 45 ist auch belemmern mehrfach belegt; vgl. besonders die Redensart: „he is daar mit belemmert: er ist damit in Verlegenheit gebracht, er weiß sich nicht zu raten und zu helfen." Auch zu beluchsen, abluchsen darf man doch wohl den „Luchs" nicht herbeiziehen. Schmeller denkt an Luck = Glück, in dem er (II [2], 252, 254) besäligen = betrügen vergleicht; ich möchte an lucken, lücken „verlocken, täuschen" denken (s. Lexer I, 1975); vgl. auch be-licken. Sollte dagegen nicht mausig ursprünglich von der Katze abgeleitet sein, bei der es ein Zeichen der entwickelten Kraft ist, wenn sie an zu mausen fängt? Mausen ist dann auch schon früh in übertragener Bedeutung = listig sein, betrügen. Schon mhd. mûsen wurde so gebraucht, und so konnte das Adjektiv mausig zu der Bedeutung „keck, frech" kommen. An die Mauser ist natürlich nicht zu denken, denn in diesem Zustande ist der Falke nichts weniger als keck, und in der mûze sîn heißt mhd. geradezu elend, erbärmlich aussehn (s. Lexer I, 2261). In Bezug auf die Koppelung Mann und

Digitized by Google

Maus bemerkt Müller mit Recht: Maus ist nichts anderes als der Gegensatz Mann : Weib. Sollte es damit zusammenhängen, wenn in Grimms Sagen Nr. 218 einer schlafenden Magd ein rotes Mäuschen (ihre Seele?) aus dem Munde kriecht, und wenn Goethe im Faust I, 3826, der aber diese thüringische aus J. Prätorius' Weltbeschreibung entlehnte Sage gekannt zu haben scheint, der tanzenden Hexe ein solches aus dem Munde springen läßt? — Über die Böhnhasen hat Dr. O. Rüdiger in Hamburg einen lehrreichen Vortrag gehalten, welcher im Hamburgischen Korrespondenten 1891 Nr. 48, Mittags-Ausgabe, abgedruckt ist. Ich hebe daraus folgende Stelle aus: „Von Zeit zu Zeit zog der Ältermann (der Schneider) mit vier „Jagemeistern" aus; es galt Böhnhasen zu jagen. Rasch verbreitete sich im Volke die Kunde: „Die Schneider jagen heute!" Manchem Böhnhasen sagten gute Freunde schnell die Jagd an; er versteckte rasch die Gesellen und die verbotene Arbeit und floh über die Dächer. Wehe aber dem, den man überraschte! Er wurde blutig geschlagen, die Treppe hinab geworfen, Waren und Werkzeug wurden ihm fortgenommen." Ob nun mein verehrter Freund Recht hat, wenn er den Namen dadurch erklärt, daß die Böhnhasen oft genug in den Dachwohnungen gesucht und gejagt wurden, wage ich nicht zu entscheiden. Hinzufügen will ich nur, daß ich in Quedlinburg nicht nur den Kater, sondern auch den Dachdecker als „Dachhase" bezeichnen hörte. — „Was nützt der Kuh Muskate, sie frißt nur Haberstroh", haben wir oft genug von einem nun verstorbenen Lehrer hören müssen, wenn wir Unterprimaner des Quedlinburger Gymnasiums vor zwanzig Jahren seiner Erklärung des Horaz nicht genügende Aufmerksamkeit schenkten. Es war dabei unzweifelhaft an das kostbare Gewürz muscata, jetzt gewöhnlich als Muskatblüte genannt (s. Weigand II², 158), gedacht. — Blindekuh (als bekanntes Spiel) habe auch ich immer nur auf der ersten Silbe betonen hören. — Zur blauen Ente vgl. auch Murner Schelmenzunft I. (Ausg. Halle 1788 s. 19) „von blauen enten predigen." Daß es hauptsächlich auf die Enten ankommt, beweist die im Hermann von Sachsenheim, herausgegeben von Ernst Martin, Tübingen (Litter. Verein) 1878, zu V. 2197 (entemer) angezogene Stelle: von enten swarz und gra kan ich nit vil sagen. Auch Martin möchte unser „Zeitungsente" davon ableiten und vergleicht frz. canard. Daß es aber nicht allein auf die Ente, sondern auf den Vogel überhaupt ankommt, beweist V. 1216 der Mœrin desselben Dichters: „Der Eckhart blawe gens mir sagt". Dieselbe Redensart findet sich dort noch öfter, vgl. Martins Anm. z. d. St. Ferner bezeichnen im Wahtelmære (herausg. in Maßmanns Denkm. und Wackernagels altd. Leseb. 4. Ausg.) die Wachteln Lügen, Aufschneidereien. Ich möchte deshalb fragen, ob die bekannte Redensart:

Digitized by Google

„Er hat einen Vogel" = er ist nicht gescheit hiermit zusammenhängt. Jedenfalls ist nach diesen Citaten an einen Zusammenhang mit daz Ende oder ein anderes Wort nicht mehr zu denken, ebensowenig wie nach Müllers Bemerkung die Tauben, die jemand im Kopf hat, mit dem Eigenschaftswort taub in Verbindung zu bringen sind. — Für die Mordgier der Spinnen sind die Stellen aus H. Kleist beachtenswert, die ich in meinem Aufsatze „Zu H. v. Kleists Dramen" angemerkt habe. Stänkern heißt wohl ursprünglich in schlechten Geruch bringen, wie auch stinken in übertragener Bedeutung gebraucht wird, s. Goethes Faust I,3195 und vgl. auch Schmeller II²,772. — Daß die Redensart „einen Stiefel reden" nach „einen Stiefel trinken" gebildet ist, ist höchst wahrscheinlich. Man sagt auch „einen Stiefel schreiben" oder „schmieren", und letzteren Ausdruck wendet Platen im romantischen Ödipus an, wenn er von Kotzebue sagt: „Er schmierte, wie man Stiefel schmiert — vergebt mir diese Trope — und war ein Held an Fruchtbarkeit, wie Calderon und Lope." — „Dô sweic ich alsam ein mûs" findet sich schon in der von M. Haupt herausgegebenen Erzählung von dem übelen Weibe V. 816, wo der Herausgeber auch aus Hoffmanns Horae Belg.: baer sit si stiller dan ene muuß und mäuschenstill bei der Clara Hätzlerin anführt. — Vor Goethe hat schon Klopstock Agricolas: Was nicht von Herzen kommt, geht nicht von Herzen, in dem Verse aus der Ode „Mein Wäldchen", der an seinem Denkmal in Quedlinburg zu lesen ist, umgedichtet: Wenn hier im Sturm nicht mehr die Eiche rauschet, | Keine Lispel mehr wehen von dieser Weiden, Dann sind Lieder noch, | die von Herzen kamen, | gingen zum Herzen. — Zu der Stelle aus Tell: was auch den Stein des Felsens muß erbarmen, bemerke ich, daß dieselbe auf alte Volksanschauung zurückgeht. J. Grimm schreibt, D. Mythol. 2. Aufl. S. 595, wo er das Anvertrauen von Geheimnissen an den Ofen bespricht: Auf ähnliche weise wird der mütterlichen erde, einem stein, einer pflanze geklagt und gebeichtet; vgl. auch H. v. Kleist: Ach daß ich, einem Schäfer gleich, mein Leid den Felsen klagen muß, sowie Shakespeare Tit. Andron. III, 1,37: I tell my sorrows to the stones.

Schließlich möchte ich noch eine falsche Titelangabe berichtigen. S. 164 Anm. 1 wird citiert C. Schulze, die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache, Quedlinburg 1860. Ich glaubte es zuerst mit einer mir unbekannt gebliebenen Programmabhandlung meines Lehrers Fr. W. Schulze zu thun zu haben, der in uns Schülern den Sinn für das Volkstümliche zu einer Zeit anregte, als dergleichen in der Schule durchaus noch als verbotene Ware galt. Ich sehe jedoch jetzt, daß der Verfasser sich nur in der Angabe des Ortes geirrt hat,

Digitized by Google

das Buch (202 S. 8°) ist in Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht erschienen.

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Zu Bürgers „Der Kaiser und der Abt".

22. „Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen;
„Herr gebt euch zufrieden! das will ich schon machen,
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

23. Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

24. Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Den Bürgerschen Versen entsprechen folgende aus Percy:

16. 'Now cheer up sir abbot; did you never hear yet
That a fool he may learn a wise man wit?
Lend me horse, and serving-men, and your apparel,
And I'll ride to London to answer your quarrel.

17. Nay, frown not, if it hath been told unto me,
I am like your lordship, as ever may be;
And if you will but lent me your gown
There is none shall know us in fair London town'. —

18. "Now horses, and serving-men thou shalt have,
With sumptuous array most gallant and brave;
With crozier, and mitre, and rochet, and cope,
Fit to appear fore our father the Pope." —

Es ist gerade bei diesen Versen interessant zu sehen, wie Bürger bei seiner Übertragung der alten englischen Ballade verfahren hat. Den Hinweis des Schäfers auf seine Ähnlichkeit mit dem Abte hat er ausgelassen, indem er diesen Umstand wohl als selbstverständlich voraussetzte. Dagegen hat er die Bemerkung: a fool man may learn a wise man wit zu einer ganzen, köstlichen Strophe umgestaltet. Zugleich ist ihm aber ein Fehler untergelaufen, wenn er crozier (crosier), welches den Krummstab des Bischofs und Abtes bedeutet, durch „Kreuzchen" wiedergiebt. Bürger dachte dabei wohl an das goldene Abtskreuz, welches, wie zu seiner Zeit, noch jetzt in Braunschweig und Hannover als Auszeichnung an höhere protestantische Geistliche und Gottesgelehrte ver-

Digitized by Google

liehen wird. Sein Irrtum ist um so erklärlicher, als crozier auch die Bedeutung des Kreuzes als Sternbild hat. — Freilich ist auch die mitre in ein bescheidenes Käppchen verändert.

Northeim. **R. Sprenger.**

6.

Zu Bürgers Gedicht „Die Kuh".

Als Frau Magdalis am Morgen, nachdem ihr die einzige Kuh gepfändet ist, aus ihrem Stalle das Brüllen einer anderen vernimmt, welche ihr heimlich von einem Wohlthäter zugeführt ist, da befürchtet sie, daß es der Böse sei. Daß der Teufel wie eine Kuh brüllt, ist mir aus deutschem Aberglauben nicht bekannt. Ich werde an das Gedicht erinnert, indem ich W. Scotts Abbot (Tauchn. edit S. 110) lese, wo Roland Graeme in dem verfallenen Nonnenkloster herumirrend, das Brüllen einer Kuh hört und meint, es sei der Teufel. „Cow?" said Roland Graeme, „by my faith, I thought it had been the devil that roard so near me." Sollte Bürgers Gedicht, trotz seiner Versicherung, daß er die Geschichte von einem „Maurer" gehört habe, vielleicht aus einer englischen Quelle stammen?

Northeim. **R. Sprenger.**

7.

Ins Bockshorn jagen.

Diese, zuerst nur von norddeutschen Schriftstellern gebrauchte Redensart, ist noch nicht genügend erklärt. Es scheint mir doch richtig, was Schambach, Wörterbuch der Göttingisch-Grubenhagenschen Mundart mit Verweisung auf Grimm, Mythol. 2. Ausg., S. 583 bemerkt, daß nämlich darin eine mythologische Beziehung steckt. Nach Grotens Geschichte der Stadt Northeim 1723, S. 7 wurde auf dem Retoberge „noch bei Menschen Andencken das Bockshorn gehalten." Mit Bockshorn bezeichnet also Groten einen schon 1723 nicht mehr geübten Brauch, es kann also nicht das Osterfeuer selbst, das noch jetzt alljährlich hier angezündet wird, sondern nur eine besondere mit demselben verbundene festliche Veranstaltung, irgend ein Mummenschanz, gemeint sein. Übrigens führt auch bei Quedlinburg ein Berg den Namen Boxhornschanze.

Northeim. **R. Sprenger.**

8.

Labelang = Langer Laban.

Dem volkstümlichen „Langer Laban", worüber in dieser Ztschr. 4. Bd. S. 11 und 593 gesprochen ist, entspricht bei Clemens Brentano im Märchen von dem Witzenspitzel ein Riese Labelang. Daß dieser Name ebenfalls auf volkstümlicher Grundlage beruht, schließe ich aus

Digitized by Google

desselben Schriftstellers Märchen Vom Schneider Siebentot auf einen Schlag, wo die Schneider von Amsterdam den „langen Tag“ aus der Judenschule holen. Es heißt dort (Abdr. in Meyers Volksbüchern I, S. 286): Als sie durch die Straßen von Amsterdam den himmelblauen Labelang schleppten, ward es helle und die Mittagssonne trat plötzlich über dem Rathaus hervor.

Northeim. **R. Sprenger.**

9.

Sündenbock.

Dafür, daß nicht der geschlachtete, sondern der lebendige in die Wüste gejagte Bock das Vorbild unseres heutigen „Sündenbocks“ (vgl. Ztschr. 4, 590) ist, spricht auch der englische Ausdruck scapegoat, da scape „Entwischen, Flucht“ bedeutet; vgl. das Verb. escape. Vgl. W. Scott, The Abbot (Tauchn. ed. S. 269): „your conscience is the scape-goat; it will bear the burden of one of the best manors of the Abbey of Saint Mary of Konuaquhair.“ Eine merkwürdige Stelle findet sich in Clemens Brentanos Märchen (Abdr. in Meyers Volksb.) I, 265: Die Juden hatten ihre Gasse verrammelt mit allerlei altem Hausgeräte, altem Zinn und altem Kupfer, und als sie hörten, daß es die Schneider waren, hatten sie ihren großen alten Sündenbock aus dem Kirchhofe genommen u. s. w. — Danach scheint es, daß die Juden von Amsterdam öfter denselben Bock zu dem religiösen Brauche benutzt haben. Auch in diesem Falle kann nur der Bock gemeint sein, den man leben ließ. Anstatt ihm die Freiheit zu geben, wurde er hier, wie es scheint, auf dem Kirchhofe bis zur Wiederkehr des Versöhnungsopfers gehegt.

Northeim. **R. Sprenger.**

10.

In dem Februarheft dieser Zeitschrift erklärt C. Müller nach Schrader und Borchardt die Redensart: „auf dem Holzwege sein“ durch: auf dem Wege ins Holz = Wald sein, der eine Weile fahr- und gangbar ist, sich aber schließlich verliert.

Ich glaube nicht, daß das richtig ist, denn ein großer Teil der Waldwege führt doch wieder aus dem Walde heraus, sodaß man durchaus auf dem richtigen Wege ist. Meiner Ansicht nach ist in obiger Redensart Holzweg der Nebenweg, den namentlich die Holzfäller benutzen, um das kleingeschlagene Holz von der Stelle, wo der Baum gefällt ist, fortzubringen. Er ist öfters anfänglich gut fahr- und gangbar und kaum von dem Hauptwege zu unterscheiden, so daß man gar leicht, wie ich mehrfach selbst erfahren, irre gehen kann und erst nach längerer Zeit

Digitized by Google

merkt, daß man auf einem Holzwege ist; denn dieser verliert sich allmählich, läuft tot, wie man in Schleswig-Holstein sagt.

Wahlstatt. Dr. Metger.

11.

Einem etwas am Zeuge flicken.

Diese Redewendung wird, wie Carl Müller in Ztschr. V, 2, 106 mitteilt, von W. Borchardt erklärt mit der Sitte, „jemandem unvermerkt einen Zeugfleck anzuhängen". Diese Erklärung hat indessen etwas Gezwungenes, auch trifft sie den Sinn nicht recht; denn das Anhängen eines Zeugflickens wäre doch eine mehr oder minder scherzhafte Sache; aber so harmlos scheint mir der Hintergrund jener Wendung, wenn ich sie recht verstehe, nicht zu sein. Wenn jemand einem andern etwas am Zeuge flicken will, dann hat er böse Absichten, dann will er ihm womöglich zu Leibe gehen und ihm schaden. Das Richtige wird daher wohl sein, wenn man unter Zeug hier das Rüstzeug versteht und die Wendung aus dem Kampfesleben zu erklären versucht. Dann verlangt freilich „flicken" eine andere Bedeutung als die gewöhnliche. Ich halte es für möglich, daß in „flicken" ein Verbum verborgen steckt, das die Bedeutung „schlagen" hat und stammverwandt ist mit dem lat. fligo (=schlagen; vgl. confligere = kämpfen), flagellum; gr. πληγή (=Schlag) und dtsch. Flegel; man vgl. auch Flackmaschine d. h. Schlagmaschine und sich placken d. h. eigentlich „sich schlagen" (mit einem andern). — Ein anderer Erklärungsversuch wäre der, an die Art zu denken, wie ein schadhaftes Rüstzeug geflickt wurde, nämlich durch Schlagen, Schmieden, so daß man in diesem Falle flicken in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt, aber die Vorstellung des Schlagens, sofern es sich um ein Flicken des Rüstzeuges handelt, damit verbindet. „Einem etwas am Zeuge flicken" würde also bedeuten: ihm Hiebe auf das (Rüst-)Zeug versetzen, die natürlich eigentlich für den Körper, der in dem Zeuge steckt, berechnet sind.

Einen ähnlichen Hintergrund hat die Wendung: „Einem die Jacke auswaschen" d. h. ihn durchprügeln. Mit der Vorstellung des Waschens pflegt man zunächst ja diejenige des Wassers zu verbinden, das zum Waschen nötig ist; aber ein gutes Hilfsmittel ist auch das Bearbeiten (Schlagen) der Wäsche mit dem Waschholz; darum verband sich mit der Vorstellung des Waschens auch diejenige des Schlagens, und hieraus erklärt sich eben obige Wendung.

Der Topf will klüger sein als der Töpfer.

Diese bei Heine vorkommende bildliche Redeweise wird in Ztschr. V, 2, 101, Anm. 2 zurückgeführt auf die ähnliche: „Das Ei will klüger

Digitized by Google

sein als die Henne". Es hat indessen wohl nur eine Anlehnung an die Form stattgefunden, die Sache ist biblischen Ursprungs. Jesaia 29,16 z. B. heißt es: „Wie seid ihr so verkehrt? Gleich als wenn des Töpfers Thon gedächte, und ein Werk spräche von seinem Meister: Er hat mich nicht gemacht; und ein Gemächte spräche zu seinem Töpfer: Er kennt mich nicht". Ferner Kap. 45,9: „Wehe dem, der mit seinem Schöpfer hadert, nämlich der Scherbe mit dem Töpfer des Thons. Spricht auch der Thon zu seinem Töpfer: Was machst Du"? u. s. w. Auch im Mittelhochdeutschen findet sich schon eine ähnliche Wendung, ich erinnere mich, irgendwo folgende Verse gelesen zu haben:

waz mac der haven (Topf) sprechen,
wil in sîn meister zerbrechen?

Bromberg. **Karl Krüger.**

12.

Wechseln S und Z in den deutschen Mundarten?

In Ztschr. IV, 4,370 hatte ich gelegentlich den Satz ausgesprochen, daß S und Z in den deutschen Mundarten wechseln, eine Ansicht, die in Ztschr. V, 1,56 auf Widerspruch gestoßen ist, und das zunächst mit Recht; denn beide Laute sind ja ursprünglich ihrer Natur nach verschieden, da S zu der Klasse der Sibilanten, Z aber zu den Dentalen gehört. Als Beispiel für den Wechsel von S und Z hatte ich die Namen Sander und Zander angeführt, die ich für identisch halte; direkte Beweise freilich lassen sich für diese Gleichheit wohl ebensowenig beibringen, wie für die entgegengesetzte, von Dr. Glöde vertretene Ansicht, daß beide Namen etymologisch verschieden sind. Einen starken Halt aber, wie ich hoffe, wird meine Ansicht gewinnen durch Vergleichung folgender Personennamen: Sulkowski und Zulkowski, Sielisch und Zielesch; Siemann und Ziemann (auch Ziehmann); Sucker und Zucker; Sukka und Zubka; Salewski und Zalewski; Senk und Zenk. Ich bin überzeugt, daß man in jedem größeren Adreßbuche eine Menge ähnlicher Namen finden wird. Aber auch von Ortsnamen mögen einige hierhergehörige genannt werden: Siegelbach und Ziegelbach; Siegelsberg und Ziegelberg; Siegendorf und Ziegendorf; Sienau und Zienau; Siersdorf und Ziersdorf; Simmering und Zimmering; Simmern und Zimmern; Simmersbach und Zimmerbach; Sinzendorf und Zinzendorf; Sarnow und Zarnow u. s. w. Diese Menge von ähnlichen Beispielen spricht doch wohl dafür, daß die gleichklingenden Wörter auch etymologisch gleich sind; dabei bin ich mir dessen wohl bewußt, daß man in andern Fällen leicht irregeführt werden kann, wenn man aus dem Gleichklange zweier Wörter auf etymologische Gleichheit zu schließen geneigt ist.

Digitized by Google

Wer nun mit mir die Identität von Sander und Zander, von Sulkowski und Zulkowski u. s. w. anerkennt, für den ist der Wechsel von S und Z erwiesen. Auch das a. a. O. von mir beigebrachte Beispiel See = niederl. Zee gehört durchaus hierher. Wenn dagegen geltend gemacht wurde, daß Zee in Holland wie See gesprochen wird und somit das Schriftzeichen Z bei den Holländern für unsern weichen S-Laut eingetreten sei, so ist das gerade ein Beweis mehr für die Ähnlichkeit beider Laute, wie denn ja auch beide verbunden auftreten in dem Buchstaben ß, dessen Aussprache etwa in der Mitte liegt zwischen Z und weichem S. Auch in den Handschriften mhd. Gedichte zeigt sich der Wechsel von S und Z öfter, insofern sich bei einem Schreiber S findet, wo der andere Z hat, und umgekehrt. In der „Krone" Heinrichs von dem Türlin z. B. hat die Handschrift V, welche in der bayerisch-österreichischen Mundart geschrieben ist, waz (statt was) V. 659,1977,3727 dez (statt des) 3314, graz (statt gras) 3647, dagegen graus (statt grûz) 1224; vgl. Weinhold, mhd. Grammatik § 153.

Als weitere Beispiele für den Wechsel von S und Z seien hier genannt: mhd. sinopel = nhd. Zinnober; mhd. krebez (niederd. kreft) = Krebs (z ist in krebez und in anderen Fällen in der Aussprache etwa = unserm ß); mhd. emzec = emsig; mhd. erbeiz (niederd. arft) = Erbse; mhd. âmeize = Ameise. Die Ähnlichkeit der beiden Laute hat sogar zur Verwechslung von Wörtern geführt: so z. B. wurde Seiger mit Zeiger verwechselt (s. Weigand, W. B. der deutschen Synonymen Bd. III[2] Nr. 2312); es mag in diesem Falle ja die Ähnlichkeit der Sachen die Verwechslung mit begünstigt haben; aber sie wäre doch nicht möglich gewesen ohne die Ähnlichkeit der anlautenden Konsonanten S und Z. Daß übrigens auch in solchen Fällen, in denen die von zwei ähnlich klingenden Wörtern bezeichneten Sachen in gar keiner Beziehung stehen, derartige Mißverständnisse vorkommen, zeigt das bekannte Beispiel von Maut-Turm, woraus Maus-Turm, Mäuseturm entstand (hier hat sogar ein Wechsel von t und s stattgefunden; vgl. niederd. kreft und nhd. Krebs); ebenso erkläre ich auch Windsbraut aus Windsbraus = Brausen des Windes (das ältere Substantiv Braus = Brausen ist noch erhalten in der Verbindung „Saus und Braus"; vgl. auch Todesbraus bei E. M. Arndt in dem Gedicht „Deutscher Trost".) Aus dem Bestreben des Volkes, diesen einmal entstandenen Wörtern (Mäuseturm und Windsbraut) eine Sache unterzulegen, um sich bei den Wörtern doch etwas zu denken, entstanden dann die bekannten Sagen.

Bromberg. **Karl Krüger.**

Digitized by Google

13.

Saum = Saumroß.

Herr Dr. Glöde zweifelt (Ztschr. V, 1,56) an dem Vorkommen von „Saum" in der Bedeutung von „Saumroß". Demgegenüber sei hier folgendes bemerkt: Saum kommt in dem oben erwähnten Sinne vor:

Nib. 1708,4 (Bartsch): dô wurden sîne soume harte schiere geladen.

Parz. 335,15: alt herte schilde wol gedigen
die brâhten koufliute dar
ûf soumen.

Parz. 353,9: sîn kamergewant man nider luot
und dez harnasch von den soumen.

Parz. 669,6: manec soum mit harnasche.

u. s. w.

In den vorstehenden Stellen bedeutet Saum das Lasttier; aber auch in der Bedeutung Pferd dürfte es sich finden; das von Saum abgeleitete Säumer wenigstens kommt in Süddeutschland, wo das Wort mehr in Gebrauch ist — wegen der Nähe der Mittelmeerländer, woher es stammt — auch in der Bedeutung Pferd vor, so z. B. in Bayern (s. Weigand, W. B. der deutschen Synonymen, Bd. III² Nr. 1584). Umgekehrt wird das Wort Roß, das sonst im Nhd. (vgl. unsere Dichter) als der edelste Name für die Tiere dieser Gattung gilt, in dem Sinne von Saumtier, Lasttier gebraucht, so z. B. von Schiller in der bekannten Stelle: Der Säumer (der das Saumtier besitzt und führt) mit dem schwer beladenen Roß; ähnlich kommt Roß (hros) auch bei Otfried zur Bezeichnung des Esels vor.

Das Wort „Saum" erblicke ich übrigens auch in dem bei Aristophanes (nub. 123; 1298 und equit. 603) vorkommenden σαμφόρας = Pferd; denn die Erklärung, daß diese Bezeichnung des Pferdes auf ein zur Bezeichnung der Rasse eingebranntes σάν oder σίγμα (vgl. vielmehr σάγμα d. h. Packsattel!) zurückzuführen sei, hat wenig für sich.

Bromberg. **Karl Krüger.**

14.

Zu Ztschr. IV,274 (3) flg.

Bei der Erklärung des Namens „Nüßler" hat Glöde den besten Gewährsmann nicht beachtet, nämlich Reuter selbst. In „Ut mine Stromtid" (Volksausgabe) Wismar 1890 Th. I,26 flg. lesen wir: „Du leiwer Gott", säd Hawermann, „min arm Swester! — Sei was so'n fröhliches Kind un nu in so'n Hus' un mit so'ne Nuss' von en Mann". — „Da hast Du Recht, Korl, er is 'ne olle Nuss', un Nüßler heißt

er" u. s. w. Hieraus geht hervor, daß man in Mecklenburg die Redensart „he 's 'ne olle Nuss'" dennoch kennt, und daß der Name „Nüßler" von Reuter in bewußter Anlehnung hieran gebildet ist.

Betreffs der Kopischstelle muß ich jedoch Glöde gegen Sprenger Recht geben. Beweisend scheint mir hierfür eine Stelle aus Christian Reuters „Schelmuffsky" (1696. 1697) [Braune, Neudrucke Nr. 57 u. 58]. Dort heißt es S. 31: „Ich müßte noch weit was Vornehmers seyn, denn meine Augen die hätten mich schon verrathen, daß ich aus keiner Hasel-Staude entsprungen wäre" u. s. w. Vergleichen wir hiermit die Stelle S. 106: „Ich solte doch meine hohe Geburt nicht länger verborgen halten, denn er hätte schon aus meinen Discursen vernommen, daß ich nicht eines schlechten Herkommens sein müßte, sondern es leuchtete mir was ungemeines aus meinen Augen heraus" u. s. w., so ergiebt sich von selbst, daß die Redensart „aus einer Haselstaude entsprungen sein" die Bedeutung haben muß „von gemeiner Herkunft sein, nichts gelten, nichts wert sein". Wir kommen also zu der bekannten Bedeutung von „Nuß", die Glöde anführt. Daß nun die Wendungen „aus einer Haselstaude entsprungen sein" und „vom Nußbaum sein" gleichwertig sind, wird, denk' ich, jeder zugeben.

Flensburg. **A. Puls.**

15.

Zu dem von R. Sprenger mitgeteilten Wiegenliede vom schwarzen und weißen Schafe (IV, 1 S. 87) bemerkt W. Cremer (V, 1 S. 59) mit Recht, daß dies Lied in Niedersachsen allgemein verbreitet zu sein scheine. Aus eigener Erfahrung kann ich dies sowohl für verschiedene Teile Hannovers als auch für Schleswig-Holstein bestätigen. Wenn Cremer indes keine weiteren Strophen im Hannoverschen hat ermitteln können, so möchte ich an dieser Stelle noch eine zweite Strophe mitteilen, die ich als Kind oft von meiner Mutter (Verfasserin des Buches: „Eine Lilie im Thal") habe singen hören. Wie sie mir auf meine Nachfrage mitteilt, ist das Lied mit diesen beiden Strophen in ihrer eigenen Kinderzeit (in den dreißiger Jahren) häufig in ihrem großelterlichen Hause gesungen worden — ihr Großvater war Superintendent in Winsen a. d. Aller bei Celle — und ist damals allgemein in der dortigen Gegend verbreitet gewesen. Diese zweite Strophe lautet:

Schlaf Kindchen, schlaf!
Geh weg, du schwarzes Schaf!
Geh weg, du schwarzes Hündelein
Und beiß mir nicht mein Kindelein!
Schlaf Kindchen, schlaf!

Digitized by Google

Daß diese Strophe indessen älteren Ursprungs ist, wage ich kaum zu behaupten, da die darin eingetretene Vertauschung des „schwarzen Schafes" mit dem „schwarzen Hündelein" einigermaßen verdächtig erscheint. Auch der Umstand, daß sich diese Strophe offenbar nur in der Lüneburger Heide oder vielmehr nur in der Umgegend von Celle findet, läßt uns Bedenken tragen, ihr ein höheres Alter beizulegen.

Flensburg. **Dr. Paul Bartels.**

16.

Zur Feier der „Zwölften" im nördlichen Deutschland.

Bekanntlich ist noch lange in christlicher Zeit die Zeit der „Zwölften" in den verschiedensten Teilen unsers Vaterlandes festlich begangen worden. Vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, nämlich in der ganzen Zeit, seitdem die Sonne ihren Wendepunkt erreicht, bis zu dem Zeitpunkte, wo sie wieder in ihrem Laufe vorrückt, herrschte überall Friede und Freude in den deutschen Gauen. Wie in der heidnischen Julfeier alle Arbeit ruhen mußte, namentlich das Waschen und Spinnen, da Holle oder Berchta die Zuwiderhandelnden straft, so galten die „Zwölften" auch noch lange in der christlichen Zeit als heilige Tage, besonders im nördlichen Deutschland und in den skandinavischen Ländern. Ja noch heutigentags lebt der Aberglaube vielfach fort, daß in der Familie, in welcher während der Zwölften gewaschen wird, im Laufe des Jahres ein Todesfall eintritt. Die Götter, die während der Zwölften in der Unterwelt, bei der Hel weilen, rächen sich an dem Frevler. So trägt der Aberglaube wesentlich dazu bei, die Erinnerung an die alte Julfeier, wenn auch in verblaßter Form, lebendig zu erhalten. Noch heute wird nach dem Volksglauben in dieser Zeit das Wasser zu Wein, die Felsen öffnen sich und zeigen ihre verborgenen Schätze, die Tiere sprechen mit einander, die Pforten der Unterwelt öffnen sich, und die Toten stehen auf. In Shakespeares Hamlet sagt Marcellus von dieser Jahreszeit, in der man „des Heilandes Ankunft feiert":

Dann darf kein Geist umgeh'n, dann trifft kein Stern,
Kein Elbe faht, noch mögen Hexen zaubern:
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit.

Die Elben und Geister, die während dieser Zeit der Zwölften unschädlich gemacht sind, sind offenbar die Götter der Heidenzeit, die im Reiche der Hel weilend gedacht wurden. Darum können auch die Kinder in dieser Zeit, unbelästigt von der unheimlichen wilden Jagd Wodans, von Haus zu Haus ziehen, oft in seltsamer Verkleidung, und ihre Lieder anstimmen, die z. T. vollständig an die heidnische Zeit anklingen. Diese Sitte findet sich noch ganz allgemein in Schleswig-

Digitized by Google

Holstein und zwar in den verschiedensten Teilen des Landes, in Dithmarschen wie in Angeln, ebenso in Nordschleswig und Jütland. Ein Hauptlied ist hierbei das Lied vom „Rummelpott“, das ganz entschieden mythologische Bestandteile enthält.

Der „Rummelpott“ ist ein irdener Topf, über den eine Schweinsblase gespannt ist, mit welchem ein unheimlich-dröhnender Lärm gemacht wird; wahrscheinlich sollten ursprünglich dadurch die bösen Geister verscheucht werden. Dazu wird folgendes Lied gesungen:

Fru, mak de dör apen,
de rummelpott will in.
Da kümt en schip van holland,
de het ken gode wint,
de stürman will mi wisen,
de schipper will mi prisen (al. risen?),
set de segel up in de top
un gif mi wat in'n rummelpott!

Unter dem „schip van holland“ haben wir jedenfalls ein Schiff von Hel-land, d. h. ein Schiff aus der Unterwelt zu verstehen. Denn wie man in der ältesten Zeit Leichen in Schiffen dem Meere übergab und sie so ins Reich der Hel, das Reich der Gestorbenen, treiben ließ, so kam nach dem Glauben unsrer Vorfahren auch das Leben wieder aus der Unterwelt her. Die Unterwelt ist die Quelle alles Lebens, wie auch alles Leben dahin zurückkehrt (Albert Freybe, Weihnachten in deutscher Dichtung S. 103). Wie Schild der Schefing (sceaf) im Beovulf der „umborwesende“, d. i. der Ungeborene genannt wird, der über das Meer gekommen ist, so wird in späteren Dichtungen auch Christus selber geschildert, wie er zu Schiffe über das Meer gefahren kommt („Uns kompt ein schiff gefaren“ von Johann Tauler). Auch die altdeutsche Sage vom Schwanenritter hängt eng mit diesem Glauben zusammen.

Vielleicht soll der „Rummelpott“ selber ein Abbild des Schiffes sein, wobei die Schweinsblase das Segel darstellt. Es würde mir sehr lieb sein, wenn einer der verehrten Mitarbeiter dieser Zeitschrift sich hierüber wie überhaupt über das Lied äußern wollte, dessen Text im einzelnen recht dunkel, auch wohl im Laufe der Zeit ziemlich verderbt ist. Noch wünschenswerter wäre es jedenfalls, wenn andre in der Lage wären, weitere Beiträge aus dem Kreise ihrer Erfahrung zu liefern. In dem kürzlich erschienenen Werke von Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit (Bd. I, Halle 1890, S. 542) ist das Lied ebenfalls mitgeteilt, in einer Fassung, die sich nur wenig von der mir bekannten unterscheidet. Sach giebt das Lied in folgendem Wortlaute:

Fruken, mak de dör apen,
lat den rummelpott in!

Digitized by Google

Wen dat schip von holland kumt,
het dat 'nen goden wint,
Schipper, wolt du wiken!
Stürman, wolt du striken!
Set dat segel up den top
un gif uns wat in'n rummelpott!

Auch Sach erblickte in dem Lärm, der mit dem „Rummelpott" gemacht wird, den er dem Eulengeschrei vergleicht, einen Rest jener lärmenden Musik, mit der man ursprünglich die Geister verscheuchte. Doch irrt er, wenn er Holland mit „Huldaland" (also Land der Hulda, Holda oder Berchta) erklärt, da es ohne Zweifel nur Hel-Land oder Unterwelt bedeuten kann.

Flensburg. **Dr. Paul Bartels.**

17.

Zeitschrift V, S. 136.

Auf die Anfrage des Herrn Sprenger-Northeim erlaube ich mir mitzuteilen, daß das Wort Feuerwerk in der Bedeutung „Brennmaterial" auch in meiner Heimat (Thüringen, zwei Meilen nördlich von Erfurt) von jedermann gebraucht wird. Es lautet im Munde des Volkes ferwerich oder firwerich; f. ins bax trô = Feuerwerk ins Backhaus tragen. (Es herrscht in meiner Heimat die Sitte das Brennmaterial zum Backen ins Backhaus mitzubringen.) Auch für die Gegend von Langensalza ist die Bedeutung bezeugt, dagegen in der Rudolstädter ist sie unbekannt.

Keilhau b. Rudolstadt (Th.) **Dr. Wächter.**

18.

In Nr. 15 des Sprechzimmers (1891, 1. Heft S. 59) dieser Zeitschrift fragt Herr W. Cremer aus Hannover, ob jemand das ganze Lied kenne, in welchem „Napoleon, du Schustergeselle" vorkommt und etwas über seinen Ursprung wisse.

Bei uns kann man das Lied zum Überdruß gelegentlich der Aushebung der Rekruten hören und wer in einer Garnisonstadt nächst einer Kaserne wohnt, mag es täglich vernehmen; es gehört zu dem eisernen Bestand der Lieder, die beim Kartoffelschälen ꝛc. gesungen werden. Das Lied ist jedenfalls während der Befreiungskriege entstanden, darauf weisen andere Spottlieder, die sicher jener Zeit entstammen. So habe ich folgende Verse von älteren Leuten gehört, deren Jugend in die Zeit der Freiheitskämpfe fiel:

Bonapart ist nimmer stolz,
Handelt mit Schwefelholz,
Geht die Straßen auf und ab,
Weiber, kauft mir Schwefelholz ab.

Digitized by Google

Merkwürdig ist freilich, daß ebendasselbe Lied in Hinterpommern gerade so gut wie am Oberrhein gesungen wurde, daß es aber in Hannover (scheint es) nicht bekannt ist und daß es bei uns in Baden gerade noch so häufig gesungen wird wie früher, während es im Norden zurücktritt. Letzteres sollte mich indes wundern; denn nichts ist zäher als ein Volkslied und unser Landsmann J. P. Hebel hat in seiner interessanten Abhandlung über das Volkslied gezeigt, daß selbst der Gebildete sich der Macht des vererbten Liedes auch bei trivialem Inhalt nicht entziehen kann. Es wäre interessant, Beobachtungen auch aus anderen Teilen Deutschlands über das besprochene Lied zu sammeln und zusammenzustellen, ferner ähnliche Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege aufzustöbern und schließlich zu ermitteln, wie die Tradition der Befreiungskriege im Liede sich fortpflanzte.

Tauberbischofsheim. Gymnasialdirektor **J. H. Schmalz.**

19.

Zu V, 1 S. 55 und 58.

Den besten Beweis, daß der alte deutsche Aberglaube den Wolf als günstiges Vorzeichen betrachtet, liefert das Volksbuch Till Eulenspiegel, Ausgabe 1532. (Vgl. die Reclamsche Ausgabe von K. Pannier, Anhang Nr. 8.) In der Geschichte, welche betitelt ist: „Wie sich Eulenspiegel zu einem Bauern verdingte“, sagt der Bauer, der mit seinem Knechte (Eulensp.) ins Holz fahren will, als er einen Hasen über den Weg laufen sieht: „Kehr' wieder um, es bedeutet Unglück; wir wollen heute etwas anderes thun.“ Am folgenden Tage fahren sie wieder hinaus, und jetzt läuft ein Wolf über ihren Weg; der Meister spricht: „Fahr hin, es bedeutet eitel Glück, wenn ein Wolf über den Weg läuft.“ Als sie das Holz geschlagen haben, wird Eulenspiegel abgeschickt, das vor dem Walde zurückgelassene Gespann zu holen, um aufzuladen; er findet, daß das Pferd vom Wolfe niedergeworfen ist und der Wolf in ihm steckt und frißt. Er ruft den Meister herbei: „Kommet, Meister, das Glück steckt in dem Pferd!“ und sagt schließlich: „Meister, hättet ihr uns dem Hasen lassen nachfahren, der hätte auch das Pferd nicht gegessen. Ihr seid abergläubisch, ich will Urlaub haben.“

Siegen. **Dr. Schlag.**

20.

In dem S. 208 angeführten Napoleonsliede ist das Wort „Schustergeselle“ recht bezeichnend; denn mit diesen und ähnlichen Ausdrücken pflegt das Volk einen zu bezeichnen, der Unglück hat. Im Jahre 1866 sang man unter den deutschen Kriegern ein Lied, worin es hieß:

Digitized by Google

Östreich hat viele Gi— Ga— Gulden
Und dazu auch viele Schi— Scha— Schusterjungen,
Hätt' es sonst wohl soviel Pech?

Siegen. Dr. Schlag.

21.

Zu V, 1 S. 60.

Hinte. Über den substantivischen Gebrauch des Wortes „hinte" kann ich keine Auskunft geben, es interessiert aber vielleicht die Bemerkung, daß auf dem Lande in der Umgegend von Jena hinte=heute abend ist. Gestern abend wird mit dem Adverbium nächten (ch wie in Nacht gesprochen) bezeichnet.

Zu Zeitschrift IV, 4, S. 367. In Siegen nennt man jede Gesichtslarve in der Volkssprache „Klasgesicht", also auch die, welche zur Zeit der Fastnacht getragen werden.

Siegen. Dr. Schlag.

22.

In V, 1, S. 64 erwähnt R. Sprenger, daß neuerdings jemand mit „obrigkeitlicher Genehmigung" seinen Namen Schuft in Schaft verändert habe. Sollte mit diesem jemand der im Jahre 1888 verstorbene hochverdiente Inspektor Schafft der Taubstummen-Anstalt zu Homberg bei Kassel gemeint sein, so ist Sprengers Behauptung nicht ganz zutreffend. Schafft nannte sich zwar früher Schufft, mußte aber im Jahre 1837, als er an der neuerrichteten Taubstummen-Anstalt zu Homberg angestellt wurde, auf Befehl des Kurfürsten seinen Namen ändern und sich Schafft nennen. (Keßler, Festschrift zu der Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens der Taubstummen-Anstalt zu Homberg. 1888.)

Der Kurfürst soll, als ihm die Anstellungs-Urkunde für Schafft vorgelegt wurde, gesagt haben: „Soll sich Schafft nennen, habe Schufte genug im Lande!"

Kassel. C. Rosenkranz, Lehrer an der höheren Mädchenschule in Kassel.

23.

Einige Bemerkungen zu H. Düntzers Erläuterung des Lieds von der Glocke. 3. Abt. Gedichte der 3. Periode, Seite 72.

Zur Stelle: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei"

erklärt Düntzer: „Denn sobald einmal der Ehebund geschlossen worden, schwindet der Glaube, daß das Glück sehnsuchtsvoller Leidenschaft immer dauern werde. Der Gürtel und der Schleier müssen sich auf „des Lebens schönste Feier" die Hochzeit, beziehen, mit welcher das Glück schwindet.

Digitized by Google

Der Schleier als Schmuck der Braut ist bekannt. Schon Jeremias 2,2 sagt: „Vergisset doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht, noch eine Braut ihres Schleiers." Aber auch den Gürtel muß Schiller zum Anzug der Braut gerechnet haben."

Wir meinen der Stelle einen tieferen Sinn zu Grunde legen zu müssen. Dem Dichter ist es hier nicht um den Schmuck und Anzug der Braut zu thun, sondern er führt den Kranz und in weiterer Folge den Schleier und Gürtel als symbolische, der Braut zukommende Ehrenzeichen ihrer Jungfräulichkeit an. Daß der Schleier ein Sinnbild hierfür ist, geht schon aus der Redensart „den Schleier nehmen" hervor, was bekanntlich so viel heißt als „das Gelübde der Keuschheit ablegen und Nonne werden." Aber auch der Gürtel ist von jeher ein Sinnbild jungfräulicher Reinheit. Der katholische Geistliche hat nach streng kirchlicher Vorschrift stets einen Gürtel zu tragen und auch als Bestandteil des Meßgewandes hat das cingulum, auf welches der Dichter im Gang zum Eisenhammer Bezug nimmt, diese Bedeutung. Vergl. Innocenz III. mysteria missae lib. I cap. 52: „Debet alba circa lumbos zona praecingi, ut castitas sacerdotis nullis incentivorum stimulis dissolvatur." Die mystischen Erklärer der Stelle Luk. 12: „Umgürtet eure Lenden" deuten dieselben stets auf keusche Reinheit. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die bekannte Gürtelangelegenheit im 10. Abenteuer des Nibelungenliedes zu verstehen. Nachdem die Walküre ihren Gürtel und mit ihm ihre Jungfräulichkeit verloren hat, „da war sie nicht stärker als ein andres Weib." Daß diese kirchliche Anschauung auch in das Bewußtsein des Volkes gedrungen ist, das beweisen die Bemerkungen von Dr. C. Schaefer in dem Aufsatz über eine Hochzeit im 13. Jahrh. (Augsb. Abendzeitung. Sammler Nr. 142). Dortselbst ist auf eine schwäbische Hochzeitsordnung von 1385 hingewiesen, nach welcher der Brautgürtel nicht mehr als 2 Mark Silber enthalten durfte. Hinsichtlich der sonstigen Gepflogenheiten wird bemerkt: „Im Brautbad, in welchem ein Teppich ausgebreitet war, wurde die Braut gewaschen, gesalbt und gekämmt und dann bekam sie, nachdem sie mit einigen „Badelachen" am Leib getrocknet war, den Brautgürtel umgelegt. Letzterer durfte ihr von niemand als von der Hand des angetrauten Gatten wieder gelöst werden." — Mit ähnlicher Bedeutung darf noch heutzutage in Oberbayern der Brautkranz und Brautschleier nur vom Bräutigam gelöst und abgenommen werden. Damit ist die Jungfrau symbolisch Frau geworden, „mit dem Entgürten der Braut endet ihr jungfräulicher Stand." (Weinhold, die deutschen Frauen I, 388 und 400.)

Bamberg. **A. Edel.**

Digitized by Google

24.

Zu F. Kuntze, Sprachliche Neubildungen im Südwesten. Ztschr. V, 1. Heft.

Ein gewisser „Zusammenfall des Acc. Sing. der Masc. mit dem Nom." S. 38 zeigt sich nicht bloß am Oberrhein, sondern geht, freilich mit kurzen Unterbrechungen und streckenweise mit Abfall des Endkonsonanten in beiden Kasus (dä), mindestens bis nach Köln und Aachen hinab, wo er auch, was K. für den SW. verneint, nach Präpositionen Regel ist. (In Aachen wurde sogar einer jungen Dame aus den besseren Ständen nachgesagt, sie habe beim Schlittschuhlaufen ihrer zuschauenden Mutter zugerufen: „Ich kann es schon mit der Muff".) Die ganze Erscheinung hat mit gewohnter Meisterschaft behandelt R. Hildebrand, Ein wunderlicher rheinischer Acc. (Ges. Vorträge u. Auff. S. 77—88.)

Auch die scheinbar pleonastische Ausdrucksweise: Gestern war ich in Mannheim gewesen, statt bin ich in Mannheim gewesen, oder war ich in Mannheim S. 41 geht weit über Frankfurt hinab und ist z. B. rheinabwärts bis Koblenz ganz geläufig. Im Elsaß sagt man: er wor do und, wenn ich mich recht erinnere, auch er isch do gsie = er ist da und muß dann natürlich fürs Praeteritum sagen: er wor do gsie. Auch die Konstruktion: ich habe sie begegnet S. 42 geht rheinabwärts bis Köln, und zu den ebenda aufgeführten dialektischen reflexiven Zeitwörtern, von denen „sich eilen" auch thüringisch ist, kommen hier auch noch „sich beten" und „sich beichten" (= se confesser?).

Zu Ztschr. IV, 87. 380; V, 59. Das Wiegenliedchen vom schwarzen und weißen Schaf habe ich am Niederrhein in der vollständigern und symmetrischen Fassung (mit Assonanz) gehört:

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Im Garten gehn zwei Schaf,
Ein schwarzes und ein weißes,
Die wollen das Kindchen beißen;
Ein weißes und ein schwarzes,
Die wollen das Kindchen kratzen.

Zu V, 64. Ein westfälisches, wenn ich nicht irre, besonders aus Iserlohn rekrutierendes Regiment hat nach einer militärischen Legende seit 1848 den Beinamen „Hacketäuer", und Springsfeld ist ein z. B. am Niederrhein vorkommender Familienname.

Boppard. Dr. Karl Menge, Progymnasialrektor.

25.

In meinem Aufsatz über sprachliche Neubildungen im Südwesten habe ich die Ansicht ausgesprochen, daß die mundartliche Form gekennt statt gekonnt durch den Einfluß von kennen entstanden sei. Das ist

Digitized by Google

nicht richtig. Vielmehr ist gekennt mundartliche Aussprache für gekönnt, und diese nach Ausweis des Grimmschen Wörterbuches (V, 1722) weit verbreitete Bildung ist ebenso zu beurteilen wie das ebenfalls von mir angeführte gemüßt. Gekennt stellt sich dagegen zu gebrennt, genennt, gerennt, die in den meisten Mundarten den Sieg über die unumgelauteten Formen davon getragen haben.

In betreff der Wendung „das gehört mein" ꝛc. hätte ich Wtb. IV. 2508 citieren sollen, obwohl ich mich nicht überzeugen kann, daß „mein" hier Genetiv des persönlichen Fürworts ist, der aus einem veralteten Brauch übrig geblieben sei.

Karlsruhe. **F. Kuntze.**

Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen unter Mitwirkung von Dr. Staedler, Dr. Hamann, Wetzel, Dr. Hofmeister, Dr. Baumann (sämtlich in Berlin an höheren Mädchenschulen), herausgegeben von Professor Dr. Bornhak, Oberlehrer an der Königl. Elisabethschule zu Berlin. Leipzig, B. G. Teubner.

Bisher sind erschienen:

1. Das Nibelungenlied, bearbeitet und übersetzt von Gustav Bornhak (Anhang: Das Wessobrunner Gebet und das Hildebrandslied). 106. S. Preis eleg. gebunden 0,80 Mark.
6. Luthers Schriften und Dichtungen in Auswahl, herausgegeben und bearbeitet von K. Staedler. 100 S. Preis 0,80 Mark.
11. Schillers Jungfrau von Orleans, herausgegeben von Baumann. 123 S. Preis 0,80 Mark.
12. Homers Odyssee. Im Auszuge nach der Übersetzung von J. H. Voß bearbeitet von E. Wetzel. 133 S. Preis 0,80 Mark.
15. Goethes Hermann und Dorothea, herausgegeben und bearbeitet von Gustav Hofmeister. 68 S. Preis 0,60 Mark.

Die vorliegende Sammlung, von der soeben die genannten Bändchen erschienen sind, unterscheidet sich von allen bisher vorhandenen dadurch, daß sie lediglich für höhere Mädchenschulen bestimmt ist. Die Herausgeber haben immer knappe Einleitungen, die nichts Wesentliches vermissen lassen, voraufgeschickt und geben den Text im allgemeinen ohne Anmerkungen. Eine recht tüchtige Arbeit ist die Übersetzung des Nibelungenliedes von G. Bornhak, der nur die hauptsächlichsten Teile (im ganzen neun Gesänge) giebt, das Übrige durch einen verbindenden Text erzählt. Die Übersetzung ist zwar an manchen Stellen von prosaischer

Digitized by Google

Diktion, im ganzen aber gewandt, wohllautend und treu. Die ganze Auswahl und Zusammenziehung des Stoffes ist mit Geschick vorgenommen, und so erscheint diese Bearbeitung für Mädchenschulen (und zweifellos auch für die oberen Klassen von gehobenen Volksschulen) sehr geeignet. In der Auswahl Staedlers aus Luther verdient besonderes Lob die Aufnahme der Briefe (an Hänsichen Luther, an seinen Vater, an seine Mutter, an seine Frau, an seine Schwester) sowie der Fabeln; zu tadeln ist dagegen, daß der Herausgeber die Kirchenlieder, weil sie bereits im Gesangbuche stünden, weggelassen hat. Im Gesangbuche stehen diese Lieder gleichsam in einer ganz anderen Atmosphäre, und es ist dringend zu wünschen, daß die wichtigsten der Lutherlieder in eine Auswahl aus Luther aufgenommen werden, wodurch sie sich von vornherein dem Schüler unter einem ganz anderen Gesichtspunkte darbieten. In der Religionsstunde wird ein Kirchenlied ganz anders zu behandeln sein, als in der deutschen Stunde, und in einer Auswahl aus Luther liest der Schüler ein Lutherlied mit ganz andern Nebentönen der Empfindung als im Gesangbuche. Solche Regungen der Kindesseele muß der Erziehungskünstler unbedingt berücksichtigen. In der Einleitung zum 11. Bändchen giebt Baumann einen knappen, aber ausreichenden und nicht unlebendigen Abriß von Schillers Leben. Der Text des Dramas ist sorgfältig wiedergegeben; doch ist zu tadeln, daß bei den Wechselreden das Schema des Verses im Druck nicht angedeutet ist; für die Schule ist das unerläßlich. Es dürfte also nicht gedruckt sein (S. 79):

Burgund. Die Schanze ist erstürmt.
Dunois. Der Tag ist unser.

sondern:

Burgund: Die Schanze ist erstürmt.
Dunois: Der Tag ist unser.

Hofmeister hat seiner Bearbeitung von Goethes Hermann und Dorothea einen Abriß von Goethes Leben vorausgeschickt, der nur 6 Seiten umfaßt und etwas lebensvoller hätte gestaltet werden sollen. Um den Vers: „Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens“ wegzubringen, der allerdings gerade in Ausgaben für Mädchenschulen nicht am Platze ist, obwohl er keineswegs in jenem philinenhaften Sinne zu deuten ist, wie es gewöhnlich geschieht, und in Ausgaben für Gymnasien unseres Erachtens unbedingt beibehalten werden sollte, hat der Herausgeber zu viel von dem Gedichte geopfert (9 Zeilen), sodaß die Rede der Mutter des vermittelnden Überganges entbehrt und dadurch eine Härte in das Gedicht hineingetragen wird, die Goethes Kunst nicht entspricht. Im übrigen ist der Text sorgfältig behandelt. Wohlgelungen ist Wetzels Bearbeitung der Odysseeübersetzung Vossens. — Die Bändchen

Digitized by Google

sind von der Verlagshandlung vorzüglich ausgestattet, Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig, der Einband ist geschmackvoll, das Format handlich und bequem. Die Bearbeiter haben sich ihrer Aufgabe mit Sorgfalt und Geschmack unterzogen, sodaß dieses neue Unternehmen allen Lehrern an höheren Mädchenschulen, wie auch an gehobenen Volksschulen angelegentlichst empfohlen werden kann. Besonders zu rühmen ist das Fernhalten alles beschwerenden gelehrten Ballastes.

Dresden. **Otto Lyon.**

Kleine Mitteilungen.

Wir bringen hier folgende Zuschrift zum Abdruck:

Verein der Bücherfreunde. Von einer Anzahl hervorragender Schriftsteller wird unter geschäftlicher Leitung des Verlagsbuchhändlers Friedrich Pfeilstücker in Berlin ein litterarisches Unternehmen vorbereitet, welches ganz dazu angethan ist, von allen freudig begrüßt zu werden, die für Litteratur und Wissenschaft Interesse haben. Es handelt sich um einen „Verein der Bücherfreunde". Dieser Verein wird alljährlich eine größere Anzahl von Bänden der schönen und allgemeinverständlich-wissenschaftlichen Litteratur, nur Werke von Wert und aus berufener Feder, veröffentlichen und seinen Mitgliedern zu einem ausnehmend billigen Preise zugänglich machen, während die Bücher an Nichtmitglieder nur für den ums Doppelte erhöhten Preis abgegeben werden. Der Vereinsbeitrag, der die Mitglieder zum Empfang der Veröffentlichungen berechtigt, ist vorläufig auf 3,75 M. vierteljährlich festgesetzt und wird, falls die Beteiligung rege ist, noch ermäßigt werden; hierfür erhalten die Mitglieder im Laufe des Vereinsjahres etwa 6—8 Werke, jedes etwa 25 Bogen stark. Das Programm des „Vereins für Bücherfreunde" verspricht sehr interessant zu werden; neben der Belletristik, Romanen und Novellen von Ernst v. Wolzogen, Heiberg, Alex. Baron v. Roberts, Mauthner, Hopfen, Otto v. Leixner u. a. wird es Arbeiten aus dem Gebiete der Natur- und Völkerkunde, Geschichte, sowie Memoirenwerke und dergl. umfassen. Der Verein beginnt seine Thätigkeit Ende des Sommers, die geschäftsführende Verlagshandlung von Friedrich Pfeilstücker in Berlin W 62 bittet jedoch die Freunde einer feineren geistigen Unterhaltung, ihre Anmeldungen möglichst jetzt schon anzubringen, damit sich ein Überblick über die voraussichtliche Stärke des Vereins gewinnen läßt; Prospekte stehen zu Diensten. — (Wir können das Unternehmen, zu dessen Vorstand Männer wie Theodor Fontane, Martin Greif, Hermann Heiberg, Otto v Leixner u. a. gehören, angelegentlich empfehlen. Möchte das Bestreben dieser Männer, den ernsten und edlen Werken lebender Schriftsteller [da wir heute in einer Zeit leben, wo die Verleger schöngeistiger Werke meistens nur Marktware annehmen, den Verlag eigenartiger und nicht die allgemeine Heerstraße trabender Werke aber häufig nicht einmal gegen Bezahlung der Druck- und Herstellungskosten übernehmen wollen] ein Absatzgebiet zu schaffen, von Erfolg gekrönt sein. In unserer heutigen Litteratur herrscht die kaufmännische Spekulation; die besten Werke unserer Zeit liegen zum großen Teile ungedruckt im Schranke. Jeder, der dem Verein der Bücherfreunde beitritt, wird ein Mitbefreier unserer Nation nach dieser Seite hin werden. D. L. d. Bl.)

Digitized by Google

Die 41. Versammlung des Vereines deutscher Philologen und Schulmänner wird in der Pfingstwoche 1891, und zwar von Mittwoch den 20. Mai bis einschließlich Sonnabend den 23. Mai, zu München abgehalten werden. Zur Mitgliedschaft ist statutengemäß „jeder Philologe und Schulmann berechtigt, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nötige Gewähr giebt. Über die Aufnahme anderer Freunde der Wissenschaft entscheidet das Präsidium". Auch nichtdeutsche Gelehrte sind als Gäste willkommen. Ferner wird nach Möglichkeit Sorge getragen werden, daß die Damen der Mitglieder und Gäste den allgemeinen Sitzungen und den Festlichkeiten beiwohnen können. Die allgemeinen Sitzungen werden im großen Saale des K. Odeon abgehalten, die Sitzungen der Sektionen finden im K. Polytechnikum statt, diejenigen der archäologischen Sektion aber in den antiken Kunstsammlungen des Staates (unter möglichster Bezugnahme auf dieselben). Die vorbereitenden Geschäfte für die einzelnen Sektionen haben übernommen:

1. für die pädagogische die Herren Gymnasialrektoren Dr. Markhauser (Klenzestraße 58) und Dr. Wecklein (Ludwigstraße 14),
2. für die philologische (kritisch-exegetische) die Herren Professoren Dr. Wölfflin (Heßstraße 16) und Dr. Schöll (Giselastraße 5),
3. für die archäologische Herr Geheimrat Dr. von Brunn (Leopoldstraße 20a),
4. für die orientalische Herr Professor Dr. Kuhn (Heßstraße 3),
5. für die germanistische Herr Professor Dr. Brenner (Georgenstraße 13b),
6. für die romanische und neusprachliche Herr Professor Dr. Breymann (Schellingstraße 78),
7. für die mathematisch-naturwissenschaftliche Herr Professor Dr. Günther (Akademiestraße 5).

Anmeldungen zur Teilnahme an der Versammlung wollen unter Einsendung des statutenmäßigen Beitrages von 10 Mark an das Mitglied des Finanzausschusses Herrn Hofbuchhändler Theodor Ackermann, Promenadeplatz 10, gerichtet werden. Zugleich mit der Anmeldung möge auch Mitteilung darüber erfolgen, ob die Wohnung vorausbestellt werden soll, ob dieselbe in einem Gasthause oder bei Privatpersonen und in letzterem Falle, ob sie als Freiquartier oder gegen Bezahlung gewünscht wird. Ebenso wird Äußerung über die Teilnahme am Festmahl (das trockene Gedeck 6 Mark) erbeten. Die Zustellung der Mitgliedskarte wird sobald als thunlich erfolgen. Die Mitgliederkarten gelten für alle Zusammenkünfte als Legitimation; dieselben sind daher stets mitzuführen und auf Verlangen vorzuzeigen. Fahrpreisermäßigungen für die Eisenbahnen finden nur gegen Vorweis der Mitgliedskarte statt. Auf bayerischen Staatseisenbahnstationen ist die Giltigkeitsdauer der von den Teilnehmern an der Versammlung gelösten Rückfahrkarten nach München auf die Zeit vom 16. bis einschließlich 25. Mai verlängert. Anmeldungen von Vorträgen sind für die allgemeinen Sitzungen an einen der beiden Präsidenten, für die Sektionssitzungen an die Vorsitzenden der Sektionen bis zum 1. Mai einzusenden. Vorläufig ist die Tagesordnung folgendermaßen festgestellt:

Dienstag den 19. Mai: Abends Empfang und Begrüßung im großen Saale des alten Rathauses.

Mittwoch den 20. Mai: Vormittags 10 Uhr erste allgemeine Sitzung:

1. Eröffnung der Versammlung durch den ersten Präsidenten Prof. Dr. Wilhelm von Christ;
2. **Vortrag des Herrn Prof. Dr. Erich Schmidt aus Berlin: Aufgaben und Wege der Faustphilologie.**

Digitized by Google

Nachmittags 2 Uhr Festmahl im großen Saale des alten Rathauses;
Abends 7 Uhr Vorführung von Goethes Faust im K. Hof- und Nationaltheater auf der neu eingerichteten Bühne.

Donnerstag den 21. Mai: Vormittags von 8 Uhr an Sektionssitzungen.
Vormittags 10½ Uhr zweite allgemeine Sitzung:

1. Vortrag des Herrn Geheimrates Dr. Heinrich von Brunn aus München: Der Apollo Giustiniani;
2. Vortrag des Herrn Geh. Oberschulrates Dr. Hermann Schiller aus Gießen: Die pädagogische Vorbildung der Gymnasiallehrer;
3. Vortrag des Herrn Professors Dr. Franz Muncker aus München: Die Dichtung des Lohengrin von Richard Wagner und ihre Quellen.

Nachmittags von 3 Uhr an Sektionssitzungen.
Abends Kellerfest.

Freitag den 22. Mai: Vormittags 10½ Uhr dritte allgemeine Sitzung:

1. Vortrag des Herrn Professors Dr. Theodor Schreiber aus Leipzig: Die Barockelemente der hellenistischen Kunst;
2. Vortrag des Herrn Professors Dr. Iwan von Müller aus Erlangen: Galen als Philologe;
3. Vortrag des Herrn Gymnasialrektors Max Lechner aus Nürnberg: Sophokles auf der modernen Bühne.

Nachmittags Ausflug an den Starnberger See mit Tanzunterhaltung.

Sonnabend den 23. Mai: Vormittags 10 Uhr vierte allgemeine Sitzung.

1. Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Rudolf von Scala aus Innsbruck: Isokrates und die Geschichtsschreibung;
2. Schluß der Versammlung durch den zweiten Präsidenten Gymnasialrektor Dr. Bernhard Arnold.

Für die Sektionssitzungen haben Vorträge und Mitteilungen bereits in Aussicht gestellt:

die Herren Prof. Dr. Wilh. Rein in Jena, Gymnasialdirektor Dr. Osk. Jäger in Köln, Prof. Dr. Jos. Loos in Prag, Prof. Dr. Theod. Vogt in Wien, Prof. Dr. Karl Fleischmann in Bamberg (die Curtiuslektüre in der Schule), Prof. Dr. Karl Hartfelder in Heidelberg (das Ideal einer Humanistenschule) für die pädagogische Sektion;

die Herren Privatdoz. Dr. Adam Miodoński in Prag, Privatdoz. Dr. Heinr. Schenkl in Wien (die Geschichte des Epiktetischen Nachlasses), Stdl. Dr. Friedr. Vogel in Nürnberg (die Veröffentlichung von Diodors Geschichtswerk), Prof. Dr. Ferd. Heerdegen in Erlangen (Semasiologisches bei Varro), Prof. Dr. Isid. Hilberg in Czernowitz (die Gesetze der Wortstellung), Dr. Max Goldstaub in München (über den Physiologus) für die philologische Sektion;

die Herren Prof. Dr. E. H. Meyer aus Freiburg i. B. (über die eddische Kosmogonie), Privatdoz. Dr. H. Wunderlich in Heidelberg (die deutsche Syntaxforschung und die Schule), Privatdoz. Dr. Wolfg. Golther in München (Ari Thorgilssohn), Dr. K. Borinski in München (Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik), eventuell auch Prof. Dr. Osk. Brenner in München (die Nibelungenstrophe) und Prof. Dr. Franz Muncker in München für die germanistische Sektion;

die Herren Dr. Otto (über Einrichtung und Bedeutung des romanischen Jahresberichts), Privatdoz Dr. Wolfg. Golther in München für die romanische Sektion;

Digitized by Google

die Herren Prof. Dr. H. Breymann aus München (der Kampf gegen das englische Drama der Restaurationszeit), Dr. Koeppel (Boccaccio in der englischen Litteratur des 16. Jahrhunderts), Stdl. Geist (Wünsche eines Neuphilologen für die künftige Ausgestaltung des französischen Unterrichts an Gymnasien) für die neusprachliche Sektion;

die Herren Dr. Theod. Walter aus Bingen (über die Behandlung eingekleideter algebraischer Aufgaben), Reallehrer Adami in Bayreuth (über einen neuen Demonstrationsapparat für mathematische Geographie), Prof. Dr. Sigm. Günther in München (über die geometrische Klassifikation der Störungen im regelmäßigen Bau der Erdschichten) für die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Mit Rücksicht auf die Versammlung wird die K. Hoftheater-Intendanz außer der oben erwähnten Vorstellung auch noch Sophokleische Tragödien (jedenfalls Oedipus auf Kolonos), sowie eine Wagnersche Oper (Lohengrin) zur Aufführung bringen und hierfür den Teilnehmern der Versammlung gewisse Begünstigungen gewähren. Für sonstige abendliche Vereinigung ist vom Stadtmagistrate der große Saal des alten Rathauses zur Verfügung gestellt. Ferner ist unter Voraussetzung genügender Beteiligung nach Schluß der Versammlung eine Partie auf den Wendelstein geplant, welche der Besitzer des Wendelsteinhauses selbst in einer für die Teilnehmer möglichst vorteilhaften Weise zu arrangieren sich bereit erklärt hat.

München im März 1891.

Das Präsidium der 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.
Dr. W. von Christ. Dr. B. Arnold.

Zeitschriften.

Blätter für das bayerische Gymnasialwesen XXVI, S. 65—70: Johannes Nicklas, Zur Systematik des deutschen Unterrichts in den oberen Gymnasialklassen (behandelt in eingehender und trefflicher Weise Paul Goldscheiders Schrift: Die Erklärung deutscher Schriftwerke in den oberen Klassen höherer Lehranstalten).

Zeitschrift für deutsche Philologie, S. 404 flg.: R. Sprenger, Zu Albers Tnugdalus (Sprenger erklärt die Worte: diu klungen wol von prîse: die Glöckchen klangen von einem sanften Windhauche bewegt, indem er mit der Handschrift brise statt prîse liest und brise als frz. brise, d. i. kühler Windhauch, faßt; engl. breeze ist erst aus frz. brise entstanden).

Pädagogischer Litteraturbericht für die Schulen und Lehrer Österreichs. 1. Jahrg. 1891. Nr. 1 (Verlag von Fournier und Haberler in Znaim. Herausgeber: Karl Bornemann in Znaim): Johannes Leger, Die österreichischen Lehrerzeitungen, eine Betrachtung und ein Programm. (Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf diese neue Zeitschrift hinzuweisen, die regelmäßige und vollständige Berichte über die österreichische pädagogische Fachpresse geben will und gegen einen Preis von 60 Kreuzern [1 M. 20 Pf.] jährlich zu beziehen ist.)

Neu erschienene Bücher.

Georg Ruseler, Die Stedinger. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 3. Auflage. Varel a. d. Jade, Acquistapace 1891. 116 S.

Digitized by Google

Bötticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. II. Die höfische Dichtung des Mittelalters G. Bötticher, Der arme Heinrich und Meier Helmbrecht. Halle, Waisenhaus, 1891.

Christian Semler, Die Gleichnisse Homers aus der Natur und ihre Bedeutung für den Unterricht und die Erziehung. Jahresbericht der öffentlichen Handelslehranstalt zu Dresden. 1891.

Christian Semler, Homer als deutsches Volks- und Schulbuch. Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Hamburg 1891. 38 S.

Hermann Unbescheid, Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre. 2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1891. 173 S.

R. Sprenger, Bemerkungen zu Dramen Shakespeares. Jahresbericht des Gymnasiums zu Northeim. Hannover 1891.

Friedrich Rinne, Praktische Stillehre. 3. Auflage Stuttgart, Albert Koch, 1891. 286 S.

Friedrich Rinne, Praktische Dispositionslehre. Stuttgart, Albert Koch, 1891. 226 S.

August Zimmermann, Etymologische Versuche. Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. Jahresbericht des Kgl. Marien-Gymnasiums zu Posen. Posen 1891.

Freyer, Kleinigkeiten zum deutschen Unterricht auf der untern Stufe. Jahresbericht der Realschule zu Löbau. Löbau 1891.

Wilhelm Wartenberg, Bemerkungen zur Rhythmik und Metrik mit besonderer Rücksicht auf den Schulunterricht Jahresbericht des Gymnasiums zu Eupen. 1891.

Otto Schröder, Vom papiernen Stil. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Walther u. Apolant, 1891. 102 S.

Däbritz, Zur Geschichte der ehemaligen Katecheten- und Kinderlehrerschulen in der Diöcese Grimma. Ein Beitrag zur Schulgeschichte Sachsens. Jahresbericht des Seminars zu Grimma Ostern 1891. (Der Jahresbericht enthält außer den üblichen Schulnachrichten einen interessanten Bericht über „die Jubelfeier 1888“, vom Direktor Schulrat Adolf Bräß; in diesem Berichte ist die Ansprache des Kultusministers von Gerber mit abgedruckt.)

Oswald Reißert, Otto mit dem Barte. Zur Aufführung in der Schule bearbeitet (in Versen). 21. Hannover, Gebrüder Jänecke 1891.

Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen:

2. Bändchen: Das Gudrunlied, übersetzt und bearbeitet von G Bornhak, 122 S., geb. 0,80 M.

8. Bändchen: Lessings Minna von Barnhelm, herausgegeben von Albert Hamann. 101 S., geb. 0,80 M.

Anfrage.

Der zweite Band der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, der bei der Verlagshandlung vergriffen ist, wird zurückzukaufen gesucht. Anträge mit Preisangabe nimmt die Universitäts-Buchhandlung von H. B. Leopold in Rostock entgegen, die bereit ist, den Band auch über den Ladenpreis zu bezahlen.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Wie erzielen wir bessere deutsche Aufsätze in den Oberklassen?

Von Geh. Schulrat Dr. **Th. Vogel** in Dresden.

Wenige Lehrer des Deutschen in höheren Klassen werden diese Frage nicht schon des öfteren kummervoll bei sich erwogen haben. Die vielfach vernommene Klage, daß die freien deutschen Arbeiten auf der obersten Stufe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer schlechter werden, soll auf ihren Wahrheitsgehalt nicht untersucht werden. Wer vermöchte auch den jetzigen Stand so genau zu übersehen und hat den früheren so klar-bestimmt gegenwärtig, daß er ein ausreichend begründetes Urteil über die Berechtigung jener Klage sich zutrauen dürfte? Jedenfalls ist aber ein großer Teil der Aufsätze, welche von älteren Schülern heutzutage geliefert werden, herzlich schlecht;[1]) das sei nur unumwunden zugegeben. Jeder Lehrer, der freie deutsche Aufsätze zu korrigieren hat, weiß davon zu erzählen, selbst wenn ihm zufällig so gut vorgearbeitet wird, daß er mit groben grammatischen und stilistischen Fehlern seiner Schüler sich gar nicht mehr oder nur selten herumzuschlagen braucht. Das Unerträglichste, das was so häufig selbst den sanftmütigsten Korrektor zur hellen Verzweiflung bringen kann, sind überhaupt nicht sowohl die Unrichtigkeiten, die Ungenauigkeiten, die verschiedentlichen Geschmacklosigkeiten — denen läßt sich doch einigermaßen beikommen —, als die tiefer liegenden Mängel, welche das ganze Machwerk dem Leser verleiden. Der eine Schüler schreibt alltäglich-hausbacken bis zum Kindischen, der andere lästig schwülstig oder unklar-unbestimmt, daß alles durcheinander fließt, ein dritter zieht beim harmlosesten Thema die tiefsten Fragen des Welt- und Geisteslebens mit ebensoviel Zudringlichkeit als Unreife des Urteils herbei, ein vierter füllt die Seiten mit unnützen Citaten oder mit nicht zur Sache Gehörigem u. s. w. Arbeiten dieser Art, die im ganzen als verfehlt, ungenießbar bezeichnet zu werden verdienen, werden leider gar nicht selten geliefert, auch von braven Schülern, die in dem, was sie schreiben, redlich ihr Bestes zu bieten bestrebt sind. Welcher Fachmann sollte Erfahrungen der bezeichneten Art noch nicht gemacht haben? Hat er sie aber gemacht, so wird er sicher auch bezeugen, daß gewissen Schülerleistungen gegenüber selbst der geübteste Korrektor ratlos dasteht und an sich halten muß, nicht mit einem grimmen Strich durch das Ganze die Sache kurz abzuthun.

1) Klagen hierüber vernimmt man aus allen Teilen von Deutschland, wenn auch nicht bezüglich aller Schulgattungen in ganz gleicher Stärke. Am lautesten pflegen sie zu ertönen aus den Großstädten, was sicher seinen guten Grund hat.

Digitized by Google

Bis zu einem hohen Grade wird es ja dem umsichtigen und liebevollen Lehrer möglich sein, Mißerfolge, wie wir sie eben bezeichnet haben, zu verhüten durch bedächtige Wahl und geschicktes Besprechen der Aufgaben, durch das Verbleiben innerhalb des Bereiches gewisser eingeübter Stilgattungen und Arten von Aufgaben. Es ist erstaunlich, welcher Grad von „Lesbarkeit" der Aufsätze auf diesem Wege erzielt werden kann. Aber auch nicht mehr. Wer auf den Grund geht, wird rasch sich davon überzeugen können, wie unsicher so liebevoll-behutsam gegängelte Schüler sich bewegen ohne die gewohnte nachhelfende Leitung.

Beschränkt man die obenerwähnte Klage über den Rückgang in den Aufsatzleistungen auf das genus dicendi und die compositio (um die wohlbekannten alten Rhetorenausdrücke zu gebrauchen), so wage ich, gestützt auf vieljährige, eine ausgiebige Vergleichung des Sonst und Jetzt mir verstattende Erfahrungen, mit Entschiedenheit sie als triftig anzuerkennen. Selbständigkeit der Gedanken, Eigenartigkeit, Einheitlichkeit und Fluß des Stils war in den Schülerarbeiten vor 1860, um dieses Jahr als Markstein hinzustellen, ohne allen Zweifel viel häufiger anzutreffen, als dies heutzutage der Fall ist. Wie alle älteren Lehrer bezeugen werden, die in den vierziger bez. fünfziger Jahren des Jahrhunderts bereits im Amte waren, pflegten früher bei einem jeden Abgange einzelne Prüfungsarbeiten geliefert zu werden, an deren Frische, Schwung und Fluß man sich erquicken konnte, vereinzelt wohl auch solche, die man geradezu als groß angelegt und geistvoll bezeichnen durfte. Leistungen dieser Art hat die Schule der Jetztzeit — das wird man zugestehen müssen — nur ganz selten aufzuweisen; gemeinhin muß man ganz zufrieden sein, wenn eine Anzahl von Schülern das gestellte Thema klar, angemessen und mit einiger Gewandtheit bearbeitet hat.

Woher dieser Rückgang? Am deutschen Unterricht kann es kaum liegen, denn dieser wurde früher bekanntlich vielfach mangelhaft und vor allem meist höchst planlos erteilt. Auch hat man ehedem oftmals die Wahrnehmung gemacht, diese auch gelegentlich ausgesprochen, daß sonst herzlich wenig leistende Schulen sehr gute deutsche Arbeiten zu liefern pflegten und höchst unwissende und unfleißige Schüler nicht selten auf diesem Gebiete sich hervorthaten. Alles das weist darauf hin, daß die Ursache des Rückgangs tiefer liegt. Sie wird darin zu suchen sein, daß die Jugend vor 1860 mehr geistige Freiheit und Selbständigkeit hatte als die heutige. Immer verwickelter, unübersichtlicher, beengender und bedrängender sind alle unsere Lebensverhältnisse geworden, immer verkümmerter der Verkehr mit der Natur und der Genuß harmloser Jugendfreuden, immer größer und bunter die Menge der zu bewältigen-

Digitized by Google

den Eindrücke wie der zu verarbeitenden Wissensmassen. Täglich erscheinende Zeitungsblätter bringen Kunde aus allen Ländern, allen Bereichen des Natur- und Geisteslebens in das abgelegenste Städtchen. Immer mehr tritt auch die strengere Arbeit der einzelnen Fachwissenschaften der heutigen Jugend in volkstümlicher Bearbeitung nahe bis zu den schwierigsten Untersuchungen über die letzten Gründe alles Seins und Werdens. Und dazu nun die Schule mit ihren mächtigen Einwirkungen und gewichtigen Forderungen! Wie frisch, wie kräftig angelegt muß ein jugendlicher Geist sein, der alles dies so zu verdauen vermag, daß es ihn nicht beschwert, sondern nährt! Dazu kommt noch die mächtige Gärung, in der unsere Zeit sich befindet, gemahnend an das πάντα ῥεῖ Heraklits. Hunderterlei um uns ist umgestaltet worden oder neu entstanden in den letzten Jahrzehnten; gilt ein gleiches nicht auch von unserem Innenleben? In wie vielen Stücken hat unser Geschmack sich gewandelt, unser Urteil sich verschoben! Wohl dem, der wenigstens als frommer Mensch seinen Glauben, als wohlgesinntes Glied der Gesellschaft und des Staates gewisse heilsame Grundsätze als unantastbaren Besitz bewahrt hat! In Frage gezogen wird ja heutzutage alles vom Höchsten und Heiligsten bis zum Gemeinsten. Hunderte von Sätzen, die ehedem wie Dogmen in aller Munde waren, wagt man jetzt kaum mehr auszusprechen oder spricht sie aus mit allen möglichen Vorbehalten und Verwahrungen. Die unermüdliche Forschung der Wissenschaft auf allen Gebieten hat ja wohl manches aufgehellt, was früher dunkel war. Aber jede glücklich gelöste Frage hat neue angeregt, indem die Untersuchung sich vertiefte und erweiterte. Drum haben wir Neueren das Gefühl, als stehe noch weniger fest, als früher für feststehend galt. Dazu nun die Statistik, diese modernste Wissenschaft, die mit ihrem Ziffernwerk sich nachgerade an alles heranwagt, auch an Sprache und Sprachgebrauch, Sitte, Moral und Seelenleben. „Keine Phrasen, sondern Thatsachen, Zahlen!“ ist die Losung, die von allen Seiten her ertönt. Der Kundige weiß ja wohl, daß mit Zahlen ebensogut Unfug getrieben werden kann wie mit allgemeinen Behauptungen; sind die Grundfragen unrichtig, ungenau gestellt, so kann das Ungeheuerlichste bei untadelhafter Sammlung und Zusammenrechnung der Posten herauskommen. Wir stehen aber einmal unter diesem Bann; Ziffern, und seien sie noch so fragwürdig, wirken bei den meisten mehr als die unanfechtbarsten Vernunftgründe.

Es leuchtet unmittelbar ein, daß durch das Zusammenwirken aller dieser Umstände dem modernen Menschen die zusammenhängende Aussprache über irgend ein Thema, das außerhalb des ihm ganz vertrauten Erfahrungskreises liegt, im hohen Grade erschwert wird. Er mag sich wenden, wohin er will, so stößt er auf Fragen, zu deren Beantwortung

Digitized by Google

nach unseren Begriffen die Sachkenntnisse eines „Spezialisten“ nötig sind oder das Wälzen von Fach- bez. Sammelwerken. Wie war das so ganz anders zur Zeit unserer Väter und Großväter! Wie viel freier waren damals die Geister, wie viel harmloser und behaglicher die Äußerung in Rede und Schrift! Vielwisser und gelehrte Forscher gab's ja auch damals wie zu allen Zeiten. Aber das Bündel von Schulwissen, das die Gebildeten und Gebildetsten trugen, war zehnmal leichter als das, was unsere älteren Schüler heute belastet. Was wollte ein Unterricht in Geschichte, Geographie, deutscher Litteratur, vornehmlich aber in Mathematik, Naturkunde und Physik ehedem besagen gegen das, was ein solcher heute zu bieten und zu fordern pflegt? Wie behaglich-redselig, wie „dilettantenhaft“ behandeln die Schulbücher der alten Zeit zumeist den bescheidenen Lernstoff, den sie bieten; was für eine belastende Summe verschiedenartigsten Wissens und aufgespeicherter schwerer Denkarbeit bedeutender Geister tragen unsere Primaner in ihren Schulbüchern mit sich herum! Es ist ein Gegensatz wie zwischen leichter Milchkost und Gänseleberpastete. Wo soll die frische Lust, der Mut, das Geschick zu freier schöpferischer Selbstbethätigung bei einer Jugend herkommen, der so viel Schwerverdauliches im Magen liegt?

Noch ein Punkt ist erwähnenswert. Bis etwa 1850 hatten wir noch eine Art von populärer Philosophie und philosophischer Schulsprache. Fichte, Hegel und Schelling haben ja auch an zahlreichen Schulmännern begeisterte Anhänger gehabt; insbesondere ist es bekannt, daß der Geschichtsunterricht und der deutsche Unterricht an mancher Schule zu Zeiten sehr bedeutend „verhegelt“ gewesen ist. Aber abgesehen von solchen Einzelerscheinungen war die in der höheren Schule herrschende Weltanschauung und philosophische Kunstsprache in den ersten 4—5 Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die des abgeschwächten und verwässerten Kantianismus. Bekanntlich wurde in der Schulsprache desselben damals auch vielfach von den Kanzeln gepredigt. Wer mit seinen Erinnerungen in die ältere Zeit noch hineinreicht, weiß es, in wie hohem Grade gewisse hausbackene Kunstausdrücke der Dogmatik, Moral, Ästhetik, die man jetzt kaum mehr braucht, früher abgegriffene Münze waren. Wir sind geneigt, darüber zu lächeln und auf die Zeit hinabzusehen, welche sich mit solcher Scheidemünze so wichtig that. Jedenfalls aber hatte man damals den nicht hoch genug zu veranschlagenden Vorteil, zahlreiche Dinge nach geläufigen Schablonen und in einer allen verständlichen Schulsprache behandeln zu können. Kein Kenner der Beredsamkeit wird das unterschätzen; die größten Redner alter Zeit haben aus guten Gründen es nicht verschmäht, ihren Gedankenschatz in die Münze umzuwechseln, die zu ihrer Zeit am meisten im Gange war. Unsere Zeit hat Lehrstühle der Philosophie an

Digitized by Google

allen Universitäten, aber keine herrschende philosophische Richtung, daher auch keine Kunstsprache für philosophische Dinge mit fest ausgeprägten Kunstausdrücken. — Aller Metaphysik ist unser Zeitalter dazu absonderlich abhold. Es läßt sich aber die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die letzten Wurzeln alles Geistes- und Naturlebens jenseit der Grenze des Erfahrungsmäßigen liegen. Weil man nun eine ängstliche Scheu vor jedem Versuch hat, diese bloßzulegen, so herrscht in hohem Maße unter uns die ἐποχή der späteren griechischen Skeptiker, die bezüglich der höchsten und wichtigsten Dinge lieber gar nichts aussagt, um nichts Voreiliges auszusprechen.

Aber, wird Jemand einwenden, von deutschen Aufsätzen ist ja die Rede, was soll alles dies, sogar noch der Hinweis auf Metaphysika? Wir antworten darauf: Hier zeigt sich eben der Unterschied der Geschlechter. Dem nach unseren Begriffen überaus einseitig ausgebildeten, ja unwissenden Primaner von ehedem kam die Annahme nicht bei (wenn er eine geistige Kraft besaß), daß er ein „mutloses Anker" werfen müsse an der Grenze des erfahrungsmäßig Feststehenden. Naiv-zuversichtlich meinte er Jenseitiges wie Diesseitiges in den Bereich seiner Erörterungen hereinziehen zu dürfen. Und darin vornehmlich lag der oben behauptete Reiz der Schülerarbeiten früherer Zeit. „Mit wenig Witz, aber viel Wissen" heißt es jetzt zumeist, früher dafür „mit wenig Wissen, aber eigenartigen Gedanken und Anschauungen". Die Art, wie diese gemeinhin früher zum Ausdruck kamen, wirkt auf uns Neueren fremdartig. Es war die Denkart und Rhetorik der damals herrschenden Popularphilosophie — des Rationalismus vulgaris im weitesten Sinne des Worts —, einer an sich ziemlich öden und unfruchtbaren Weltanschauung. Aber in rednerischer Beziehung hatte diese Richtung Vorteile, die nicht hoch genug geschätzt werden können. Das Sehnen über das Gebiet des Sicht-, Tast- und Meßbaren hinaus verspüren wir Modernen natürlich nicht minder als die Geschlechter vor uns. Unsere Wissenschaft ist viel zu „exakt", viel zu vorsichtig-zweifelnd, um uns nach jenem Bereiche hinüberzugeleiten; das Bedürfnis des Einzelwesens bleibt aber unabweisbar. So muß denn jeder heute sorgen, wie er sich für seinen Hausbedarf behelfe, so gut es eben geht, zweifelnd, halbgläubig oder gläubig, mit der oder jener Formulierung, einer klaren oder einer unklaren.

Doch genug der Andeutungen. Etwas neues bisher vorgebracht zu haben bilden wir uns nicht ein; von Zeit zu Zeit ist es aber auch ganz heilsam, wenn das einmal zur Aussprache kommt, was Tausende wohl wissen, oft auch sich sagen, leicht aber nicht genug beherzigen. Hat man die Ursachen eines Schadens sich recht klar gemacht, so findet man auch am ehesten die rechten Mittel zur Abhilfe.

Digitized by Google

Um nach dem Eingang zur Sache zu kommen, so lautet unsere erste Antwort auf die in der Überschrift gestellte Frage: wenn wir der Jugend nicht mehr zumuten, als sie heutzutage wirklich und ordentlich leisten kann. Themata, zu deren Bearbeitung eine einigermaßen abgeklärte Weltanschauung, reiche innere Erfahrung, Reife des Urteils und stilistisches Feingefühl erforderlich sind, vermag unsere mit so viel halbverdautem Wissen beladene, innerlich so wenig gesammelte, dazu so sehr von Kindesbeinen an gegängelte Jugend nicht mehr zu bewältigen, abgesehen von einzelnen hervorragend Veranlagten. Die Fähigkeit, eigene Gedanken zu fassen, und noch mehr die, zusammenhängende Gedankenreihen aus sich herauszuspinnen, kommt bei den meisten unserer jungen Leute erst recht zur Entwickelung, wenn sie die Schule verlassen und durch Abwerfung reichlichen Bildungsballastes sich entlastet haben. Den gelegentlichen Darlegungen des Lehrers über moralische, ästhetische, natur- und geschichtsphilosophische Fragen vermögen gereifte Schüler ja wohl zu folgen und folgen ihnen meist mit regem Interesse. Tritt aber die Nötigung an sie heran, das Gehörte nicht bloß wiederzugeben, sondern frei anzuwenden oder gar durch weitere Folgerungen zu ergänzen, so offenbart sich gar häufig, wie ungenügend, wie äußerlich das Gehörte verstanden wurde. Genug, die Hälfte der Aufgaben, welche Hiecke, Cholevius, Laas u. a. ehedem vorgeschlagen haben, muß für unsere Jugend als zu schwer angesehen werden. Von vornherein gehören hierher die philosophischen und ästhetischen Themata, welche die geistige Beherrschung weiterer Gebiete voraussetzen; außerdem unseres Erachtens aber auch ein gutes Teil der schönen Sentenzen aus Tasso, Iphigenie und Faust, aus Schillers philosophischen Gedichten 2c., welche beliebte Schulthemata sind. Der Sinn vieler dieser Aussprüche ist ziemlich leicht zu erfassen und, wenn er einmal erfaßt ist, jedermann unmittelbar einleuchtend. Niemand bedarf eine Erläuterung, eine Begründung; es kann sich also bei solchen Aufgaben meistens nur darum handeln, daß über einen von niemandem angefochtenen Satz mit Aufgebot aller möglichen rednerischen Mittel peroriert werde. Dazu gehört Geschick und Geschmack, oft aber noch viel mehr: Adel der Auffassung, feinfühliges Verständnis, vorsichtigste Pinselführung, soll die Ausführung nicht ein widerwärtiges Zerrbild von dem werden, was mit dem zu behandelnden Ausspruche hat ausgedrückt werden sollen. 'Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange' 2c., 'was du ererbt von deinen Vätern hast' 2c., 'danke, daß die Gunst der Musen Unvergängliches verheißt' 2c., 'der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme' 2c. — diese und ähnliche Sentenzen sind an sich nicht zu hoch gegeben, als daß nicht auch der schwächere Schüler deren Wortsinn voll erfassen könnte. Ohne Zweifel

Digitized by Google

gehört aber ein ziemlicher Grad geistiger Reife und Beherrschung der sprachlichen Mittel zu einer ansprechenden Bearbeitung derartiger Aufgaben. Darf man es sehr verwunderlich finden, wenn der gedankenarme Schüler in seiner Hilflosigkeit solchen Aufgaben gegenüber zu den beliebten Füllseln greift, zur laudatio auctoris, zu Heranziehung nichtssagender Beispiele, zu Abschweifungen auf ihm vertrautere Gebiete? Wie manches öde, verwaschene, konfuse Zeug kommt in Schülerarbeiten einfach deshalb zu tage, weil den Verfassern, die auf ebner Erde ganz brav fürbaß zu schreiten imstande waren, ein Flug in des Äthers Höhen zugemutet worden war! Übrigens ist nach unseren Wahrnehmungen an der oft gerügten „Verstiegenheit" des deutschen Unterrichts in den Oberklassen, welche sich auch in der Wahl hochtrabender, anspruchsvoll klingender Aufgaben kund giebt, zum Teil die liebe Jugend selbst schuld. Unter den oberen Schülern, zumal den großstädtischen, findet sich immer eine Anzahl, die hoch hinaus will, die gern an den schwersten Problemen herumtastet, „große Worte" hört und nachspricht. Diese Gattung von Schülern, auf welche zuletzt nur noch die stärksten Dosen wie Faust, Hamlet, Lord Byrons Manfred rc. wirken, nachdem Körner, Uhland, ja Schiller für sie überwundene Standpunkte sind, rümpft leicht die Nase über ein Thema, das nach nichts Besonderem klingt. Diesem blasierten Drange möchte aber entschieden entgegengearbeitet werden mit der Losung: „erst die geringeren Aufgaben voll befriedigend lösen, ehe man an höhere sich heranwagt!" — Eine nicht geringe Erschwernis erwächst den Schülern aber auch durch die Forderung möglichst reich gegliederter Dispositionen. Den Inhalt eines dicken Buches mag man gliedern bis in die Unter- und Unterunterteile hinein. Ein kürzerer Aufsatz wird 'klapperig', wenn er nach einer zu künstlich verwickelten Gliederung aufgebaut ist, wenigstens gehört solchenfalls ein absonderliches Geschick dazu, die Kompositionsnähte so zu verstreichen, daß das Zusammengestückelte aus einem Guße zu sein scheint. Ich habe durchaus nichts gegen häufige Dispositionsübungen, im Gegenteil; aber ich möchte sie vorgenommen sehen am corpus mortuum, nicht dann, wenn es sich darum handelt, etwas zu schaffen, das Leben haben möchte. Die unter besonderen Erschwernissen zu schreibenden Prüfungsarbeiten zumal können m. E. nicht einfach genug disponiert sein; andernfalls geschieht es nur zu leicht, daß der Schreibende bei knapp zugemessener Zeit entweder mitten in der Ausführung stecken bleibt oder diese nur ganz äußerlich durch Ausfüllung seiner Schablonen zu Ende bringt.

Damit, daß man leichtere Aufgaben stellt, darf es aber nicht abgethan sein. Indem man der Jugend es erspart, über Themata schwätzen zu müssen, denen sie nicht gewachsen ist, beugt man klug unausbleib-

Digitized by Google

lichen Mißerfolgen vor und beseitigt damit das schlimmste Ärgernis. Nächstdem gilt es aber auch dafür zu sorgen, daß die leichteren Aufgaben wirklich befriedigend gelöst, d. h. daß die Anstände möglichst beseitigt werden, zu welchen unsere Schülerarbeiten so häufig Anlaß zu geben pflegen. Welches sind aber die ärgsten dieser Anstände? Ich antworte: Armut an eigenen Gedanken und geringes Geschick in der selbständigen Entwickelung von Gedanken. Und damit komme ich zu meinem zweiten Punkte, dem Wunsche, daß künftig noch mehr als bisher durch Strenge und Milde die Jugend zur Äußerung eigener Gedanken angehalten werden möchte. Durch Strenge sagte ich zuerst. Von den Mittelklassen an möchte mit allem sittlichen Ernste die geistige Faulheit bekämpft werden, welche halbe und ganze Seiten mit litteraturgeschichtlichem Heu und Stroh, unnützen Citaten und willkürlichen Abschweifungen ausfüllt. Es muß durch energische Weckung des Ehrgefühls, im äußersten Falle durch Strafen erzwungen werden, daß auch der geistig Trägste die gestellte Aufgabe so löst, wie er es nach dem Maße seiner Begabung kann, ohne Abschweifungen nach rechts oder links, ohne Einschmuggelung entliehenen Gutes. Ist aber dem Unfuge mit Strenge gewehrt, so muß die Milde eines warmen, hochgesinnten Lehrerherzens das Übrige thun. Soll sich der moderne Knabe und Jüngling mit seinem oft so unklaren Fühlen und Denken ungescheut herauswagen, so darf er nicht verschüchtert werden. Die Berichtigung einzelner sachlicher Irrtümer wird keinen Schüler kränken, ebenso wenig eine maßvolle Randglosse wie „übertrieben", „anfechtbar"; selbst ein „entschieden falsch" wird er ruhig über sich ergehen lassen, zumal wenn ihm die Berechtigung des Verdiktes klar gemacht wird. Aber demütigend und entmutigend ist es für den Anfänger, wenn er seine schüchternen Versuche, sich freier zu bewegen oder gar aufzuschwingen, mit übelgelaunter Kritik, wohl gar mit Spott beurteilt sieht. Nach dieser Seite wird oft, gar oft gefehlt. Wir werfen keinen Stein auf die, welche so fehlen. Korrigieren ist a hard work; eine harte Zumutung ist es für den gereiften Mann, Jünglingsgedanken und Jünglingsgefühlen von Zeile zu Zeile nachzugehen, die auf ihn so häufig nur den Eindruck des völlig Unreifen machen können. Um so verdienstlicher, wenn derselbe der naheliegenden Versuchung, allerorten mit seiner überlegenen Einsicht dareinzufahren, als liebevoller Erzieher, als echter Maieut im Sinne des Sokrates widersteht. Rücksichtslose Abweisung erfahre unweigerlich jede Art von Anmaßung oder gar Frechheit. Im übrigen möchte man die Jugend, wenn sie mit Eignem sich arglos-vertrauend herauswagt, so schonend wie möglich von den falschen Gedankenpfaden auf die richtigen leiten, das Überschäumen jugendlicher Begeisterung aber und die jugendliche Neigung ins Grelle zu malen so

Digitized by Google

lange ungerügt lassen, als keine Gefahr nach irgend einer Seite zu fürchten ist.

Weiterhin glauben wir die Pflege logisch-rhetorischer Übungen von den untersten Klassen auf dringend empfehlen zu sollen. Die Schule der Jetztzeit vernachlässigt diese ja keineswegs, läßt sie aber, wie wir meinen, mehr als billig zurücktreten. Vor 40, 50 Jahren war für die Mehrzahl der höheren Schulen Germanistik noch so wenig vorhanden wie eine planmäßige deutsche Lektüre, von einer gründlichen Einführung in den Entwickelungsgang der deutschen Litteratur gar nicht zu reden. Aber in Logik und Rhetorik wurde die damalige Jugend besser geschult als heutzutage. Man trieb sich dabei oft auf dürrer Heide herum, vergeudete Zeit und Kraft mit den vom Altertum her überlieferten zahllosen rednerischen Figuren, mit den Schlußformen u. dergl. Aber man übte die jungen Geister nach dem Vorgange der antiken Rhetorenschule doch tüchtig ein in Begriffs- und Urteilsbildung, in Schlüssen und Beweisen, im Zerlegen und Klassifizieren, in Wort- und Sacherklärungen, nicht minder in der Unterscheidung der verschiedenen Redegattungen, im eigentlichen und bildlichen Ausdruck, im Periodenbau u. dergl. Darin möchten wir erheblich mehr thun, als wir thun, das ist meine entschiedene Ansicht. Von Quinta und Quarta auf müssen derartige Dinge nicht sowohl vorgetragen, als an zahlreichen gegebenen und selbstgebildeten Beispielen mündlich eingeübt werden. Zu jeder Kunst ist schließlich eine bis ins Einzelne gehende Vorübung nötig, so auch zu der Kunst der Rede und schriftlichen Darstellung. Früher wäre diese Schulung viel eher zu entraten gewesen als heutzutage, da die Jugend so stoffüberladen und zerstreut ist. Nicht einmal die verschiedenen Arten stilistischer Darstellung üben wir (so meine ich wenigstens) genugsam ein. Die Abhandlung tritt gemeinhin bei uns zu zeitig auf und behauptet dann zu ausschließlich das Feld. Mit Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen hört man gar zu früh auf. Übungen dieser Art erachtet man meist zu leicht für gereiftere Schüler. Sicher mit Unrecht. Die Beschreibung einer Gegend, die Schilderung eines einigermaßen verwickelten Vorgangs ist eine ganz gehörige Zumutung auch an ältere Schüler, wenn man nur an die Beschaffenheit der Leistung die entsprechenden Anforderungen stellt.

Noch einen weiteren Punkt berühre ich kurz zum Schlusse, indem ich damit einem anderwärts bereits von mir ausgesprochenen Gedanken erneut Ausdruck gebe. Die Korrektur der Arbeiten nach der stilistischen Seite möchte praktischer sein, als sie es gemeinhin ist. Ein Korrektor, der sich abmüht, die Schülerarbeiten halb umzuarbeiten, opfert sich auf, ohne erheblichen Nutzen zu stiften. Welcher

Digitized by Google

Schüler sollte die Lust verspüren, sein allerorten beanstandetes Machwerk samt allen Verbesserungen des Lehrers nach der Rückgabe genau durchzunehmen? Auch kann ihm mit der allgemeinen Einsicht, daß es bei ihm an allem Möglichen noch fehle, herzlich wenig gedient sein. Er will genau wissen, an welchen Fehlern vornehmlich sein Stil leidet, und muß das wissen, wenn er mit Aussicht auf Erfolg daran arbeiten will ihn zu bessern. Am förderlichsten nach dieser Seite sind ihm unseres Erachtens einfache Korrekturzeichen, welche den Sitz und die Art des Übels angeben, das Weitere aber seinem Nachdenken überlassen. Sachliche Irrtümer, schiefe Auffassungen, Mängel der Beweisführung rc. mögen nach wie vor in Worten dem Schüler bemerklich gemacht werden, stilistische Mängel aber, so viel als möglich, durch vereinbarte Zeichen oder Siglen.[1]) Begnügt man sich damit, die Gattung des Fehlers im allgemeinen zu bezeichnen, so ist mit einer verhältnismäßig geringen Anzahl einfacher Zeichen auszukommen. Der mangelhafte Ausdruck ist entweder schief (sachlich nicht zutreffend), oder unklar oder nicht deckend (zu weit, zu eng) oder der Stilgattung nicht angemessen (zu hochtrabend, alltäglich, gemein) oder gegen den besseren Sprachgebrauch (undeutsch, unschön, geschmacklos). Satzbau und Satzverknüpfung sind schwerfällig, schleppend oder zerhackt-abgerissen, eintönig oder zu wenig einheitlich rc. Die Rede ist zu schmucklos oder allzu geschmückt; ein bestimmtes Ornament ist im Übermaße angebracht oder in verfehlter Weise u. s. w. Genug, es handelt sich gar nicht um so viele Arten, auf welche die große Zahl der Einzelanstöße im letzten Grunde sich zurückführen läßt. Schwierig genug ist es freilich, in dieser Weise zu korrigieren; große Aufmerksamkeit und Klarheit gehört dazu, um in jedem Einzelfalle die sedes mali rasch und sicher aufzuspüren. Aber geistig anregend ist es für den Lehrer ohne Zweifel, wenn er sich bestrebt, seines mühseligen Korrektoramtes in der bezeichneten Weise zu walten, und für die Schüler halte ich dieselbe überaus ersprießlich.

Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen; kam es mir doch nur darauf an, auf gewisse Gesichtspunkte, die mir wichtig schienen, hinzuweisen und zum Nachdenken über dieselben anzuregen. Der Anspruch, Neues oder Erschöpfendes zu bieten, hat mir von vornherein ferngelegen; nehme man denn freundlich-nachsichtig das Gebotene hin als die gutgemeinten Ratschläge eines Mannes, dem die aufgeworfene Frage seit Jahrzehnten viel durch Kopf und Herz gegangen ist.

---

1) Dies hat bereits Gotthold Klee in dieser Zeitschrift (II. 1. S. 64) anempfohlen, auch eine Anzahl von Zeichen für gewisse besonders häufig vorkommende stilistische Mängel in Vorschlag gebracht.

Digitized by Google

Wie die Sprache altes Leben fortführt.

Von Rudolf Hildebrand.

VII.

1. Einen eigenthümlich lehrreichen Werth für nähere Kenntniß des alten Lebens hat die Redensart: einem ein Schnippchen schlagen. Das ist, obschon nunmehr in Worte umgesetzt, ein Restchen der alten wortlosen Zeichensprache, die in der Vorzeit außerordentlich entwickelt war. Jetzt sind davon nur schwache Reste übrig, während in Italien z. B. auch die Gebildeten sie meistens noch wohl in der Gewalt haben, um damit auch z. B. einer unruhigen Menge sich verständlich zu machen. Der Verfall dieser Zeichensprache bei uns hat nahen Zusammenhang mit dem Einschrumpfen der äußeren, die Rede und das innere Leben begleitenden Beweglichkeit, die das Natürliche ist, aber seltsamer Weise mit der wachsenden Bildung in Widerspruch zu stehen scheint und daher unter ihrem Einfluß immer mehr ins Absterben kam, wie das lebhafte Betonen gleichfalls, das den Inhalt des Gesprochenen gleichsam farbig ausmalt. Die Schuld daran trägt die Überschätzung des Schreibens, an der ja die Schule noch so leidet. Sprache war nun, was man schreiben konnte (während doch das eigentlich Lebendige an der menschlichen Rede der Handvoll kahler Schriftzeichen ewig unzugänglich bleibt). Die Geberdensprache aber, die im Leben so lebhaft waltete, hatte keine Schriftzeichen. Da aber alle Bildung sich immer mehr auf das zuspitzte, was in Bücher faßbar war, so wurden die Worte die Herren auch im lebendigen Verkehr, da sich zumal der leidige Grundgedanke still entwickelte, die gesprochene Sprache sei doch nur ein Ersatz und eine Dienerin der geschriebenen[1]), während das Umgekehrte das einzig Richtige ist. Ich halte es für unsern wahren Fortschritt als durchaus nothwendig, daß die Schüler sich darüber klar werden, es ist ein Punkt, der auf verschiedenen Bildungsstufen der Schüler von neuem, in neuer Beleuchtung vorgebracht werden müßte. Setzt nur erst das jetzt vielfach verkümmerte Leben wieder in sein volles Recht ein, so wird allerhand Übles, mit dem jetzt zu kämpfen ist, allerlei Mühe, die im Grunde verschwendet ist, ganz von selbst in Wegfall kommen, wird verschwinden wie die Winterdünste und Schatten, wenn die Frühlingssonne wieder leuchtet und wärmt.

Um aber von dem Abschweif wieder auf das Schnippchen und die Geberdensprache zu kommen: jeder weiß z. B. noch, daß man mit bloßem

1) „Er spricht wie ein Buch" ist ein zweifelhaftes Lob. Niemand ermüdet leichter den Hörer, als ein solcher Redner, selbst wenn er sonst zu den gewandten gehört.

Digitized by Google

Kopfschütteln ein Nein, mit Nicken ein Ja sagen kann, obschon gewöhnlich die Kopfbewegung mit einem gesprochenen Nein oder Ja begleitet wird, dem die Bewegung als ausmalende Bekräftigung dient. Die Bewegung hat übrigens verschiedene Abstufungen von lebhaftester Form zu bloß andeutender, je nach Stimmung oder Gewohnheit des Sprechenden. Es gibt aber wohl Leute, die auch diesen Rest von redender Bewegung abgestoßen haben, der Bildung zu Liebe. Eine Beobachtung der Sache wäre schon der Mühe werth, die Schüler würden sich mit Eifer darauf werfen. Eine wortlose Bewegung, die unter Umständen doch allein viel sagt, ist das Achselzucken, das wohl noch niemand als bildungswidrig meidet, das übrigens doch auch mit Worten begleitet werden kann. Es bedeutet, je nach dem Inhalt des Gesprächs: ich weiß es nicht, oder ich kann mich nicht darum kümmern, oder ich kanns nicht ändern, kann nicht helfen usw, immer eine Art Ablehnung erklärend. Ob es nicht mit der Redensart „etwas auf die leichte Achsel nehmen" zusammengehört? es würde dann eigentlich bedeuten: das kann ich nicht auf mich, auf meine Schultern nehmen, ich schüttle es ab.

Das Schnippchen dagegen ist dem Worte nach noch jedermann bekannt, nicht aber, was es sachlich ist. Es ist ein Stückchen alter Fingersprache, das, obschon wortlos, doch klingt, ein Schnalzen mit dem Mittelfinger, den man mittels des Daumens auf die Handfläche schnellen läßt, daß es eine Art knallenden Klang gibt. Und die Bedeutung? „Ich sage Dir hiermit, was mir Du (oder Deine Meinung o. ä) werth bist, d. h. so viel wie dieser Schnalzer, der so laut klingt und doch nichts ist." Solche wortlose und doch sprechende Zeichen mit der Hand gerade, doch auch mit den Mienen ausgeführt, gab es einst viel, ja eine ganze Sprache, man nannte es deuten (s. W. Grimm im Wörterbuch u. d. W). So erzählt Kaisersberg in den Sünden des Munds 78ª von einem Franciscaner, der das Gelöbnis des Schweigens auf sich genommen hatte und „wan er beicht, so beichtet er mit deuten und nit mit worten". Fischart im Gorgontua in dem Cap. von Spielen nennt eines „des deutens on reden spielen". Sogar von einer Disputation mit bloßem Fingerdeuten ist im 16. Jahrh. die Rede, wenn auch nur schwankweise, s. Pfeiffers Germ. 4, 482 ff, Pauli Schimpf und Ernst in ÖsterleysAusg. S. 38.[1])

---

1) Ein paar literarische Nachweise, die ich eben zur Hand habe, will ich doch auch nicht zurückhalten: (S. Groschuff) Kurze Abhandlung von der Händesprache Cassel 1750. Versuch über die im fränkischen Kreise bekannte sog. Fingersprache Nürnb 1796 In neuerer Zeit ist die Sache von Rud. Kleinpaul eingehend behandelt, Sprache ohne Worte Leipzig 1888. Schon aus dem 12. Jahrhundert wies Mone Anz. f. Kunde der deutschen Vorzeit 8, 94 eine lateinische Schrift de signis loquendi nach.

Digitized by Google

Das Schnippchen heißt oder hieß übrigens auch Knippchen (und Knipp, Knippe) und Klippchen, Klipplein, s. Grimms W. B. besonders unter Klipplein, wo alles deutlich wird; so wenn Luther 3, 46[a] von seiner Unterredung mit Carlstadt in Jena, die zu einer heftigen Auseinandersetzung wurde, u. a. erzählt: „wand er das Maul (verächtlich) und schlug mir ein Kliplein und sprach: umb euch ist mir nichts", d. h. ich gebe nichts um euch (wenn es euch zu kaufen gälte), ihr seid mir so viel werth als dieser Schnalzer; es heißt auch ein Knippchen u. ä. um oder auf etwas geben, d. h. als Preis, der etwas scheint und doch nichts ist, also ein malerisches Nichts, deren die alte Sprache und noch die Volksrede so viele hat. Das Schnippchen ist zugleich ein klingendes Nichts.

Erwähnenswerth ist dabei eine Wendung, die noch in aller Deutlichkeit steht; um ein Geringes zu bezeichnen, sagt man auch: ich gebe nicht so viel drum (wenns zu kaufen wäre), ich habe nicht so viel dabei verdient u. dgl.; das so viel wird aber deutlich gemacht durch Fingerzeichen, indem man am obern Zeigefinger der linken Hand (als wäre es ein Maßstab, eine kleine Elle) mit zwei Fingern der rechten ein Maß zeigt. Das ist ja auch nicht mehr recht gebildet, man überläßt es den Kindern und dem sog. gemeinen Mann. Daß es aber einst auch im gewähltesten Tone Geltung hatte, zeigt z. B. Walthers Gebrauch in dem hochernsten Spruche von der Welt, die er nicht mehr leiden und doch nicht lassen kann:

Ich hâte ein schœnez bilde erkorn,
und owê daz ichz ie gesach
ald ie sô vil zuo zime gesprach u. s. w.

Noch viel kräftiger und recht malerisch ist eine andere Verdeutlichung des „nicht so viel", die ich gesehen habe; man hebt den Daumen an den Mund und bläst über den Nagel hin: „nicht so viel!" d. h. was man vom Nagel blasen könnte, nicht ein (oft kaum sichtbares) Fäschen. Und das fällt denn mit dem lat. nihil zusammen, eigentlich ni hilum, nicht einmal ein Fäschen. Dem Wortlaut nach entspricht lat. vel tantillum, auch nur so viel (wenig), aber auch mit der Geberde wie sie nihil voraussetzt o. ä.

2. Ein hübsches, farbenreiches und bedeutsames Bild aus dem alten Leben ist in Vorboten nur leicht versteckt. Es ist vorzugsweise noch gebräuchlich, aber auch allgeläufig in den Vorboten des Frühlings, Sommers, Winters, die schon den Kindern so bald bekannt werden, daß sie schon in den ersten Klassen in keinem Aufsatz fehlen, in dem Jahreszeit zur Sprache kommt. Doch auch von den Vorboten eines Gewitters spricht man, zur See von den Vorboten eines Sturmes. Auch in Bezug auf die Vögel ist das Wort unter den Leuten noch geläufig; wenn z. B. die

Digitized by Google

ersten Staare im Frühjahr anlangen, sagt man, es seien die Vorboten der eigentlichen Schar, die nachkommt, jene, wie im Kriegsleben, als Quartiermacher gedacht. Man hört sogar sagen, wenn sie die Witterung noch zu winterlich fänden, kehrten sie zurück, um die Hauptschar zu warnen. Das Bild und die entsprechende Vorstellung ist aber ununterbrochen aus alter Zeit fortgeführt. Wir sehen sie im Minnegesang, so weit er sich an volksmäßige Sitte anschließt; z. B. ein Frühlings-Lied Neidharts beginnt:

Ich gesach den walt und al die heide
nie vor manegen zîten in sô liehter ougenweide.
die hât der Meie vür gesant,
daz si künden in diu lant
sîne kunft u. s. w. Neidh. 22, 38 ff.

D. h der Mai kommt wie ein hoher Herr ins Land und meldet sein Kommen durch Boten vorher, damit er einen würdigen Empfang finde, wie denn die entsprechende Frühlingsfeier bezeichnet ward: wir suln den Sumer emphâhen (auch den Winter); hier sind die Vorboten das junge Laub des Waldes, die ersten Blumen der Flur. Es ist auch so gedacht, daß der Mai seinen Holden vor seinem Kommen neue Kleider vorausschickt, eben zu seinem würdigen Empfang:

Heide, anger, walt in vröuden stât,
die habent sich bereitet mit ir allerbesten wât,
die in der Meie hât gesant. Neidh. 5, 8 flg.

Schouwet an den walt, wie 'r niuwes loubes rîchet,
wie wol er sîniu grüeniu kleider an sich strîchet.
der hât im der Meie
vil gesant. 19, 7 ff.

Auch so, daß der Mai bei seinem Einzug den Frühlingswald geführt bringt:

der Meie der ist rîche,
der füeret sicherlîche
den walt an sîner hende,
der ist nu niuwes loubes vol. 3, 22 ff.

Aber auch der Mai selbst als Vorbote des Sommers, der dann der eigentliche Herr ist:

der Sumer hât den Meien
frœlich vür gesant usw.

Konrad von Altstetten, Hagens Minnesinger 2, 65[b] (Bartsch Liederb. Nr. 91).

Vorboten des Winters:

Winter kalt, nu wiltu aber komen,
du hâst boten vür gesant,
die hân ich vil wol erkant (gemerkt, gefühlt), mich vriuset.
Meister Raumsland in Hagens Minnes. 2, 371[a];

Winter hât vorboten ûz gesendet usw. Hadlaub das. 2, 292[a], es sind scharfe Luft, Reif, Schnee.

Digitized by Google

Das Ganze ist aber nicht etwa eine dichterische Erfindung, sondern aus dem alten Leben entnommen. Hohe Herren, die ins Land kamen, ließen sich durch Vorboten, die voraus eilten, anmelden, damit am würdigen Empfang nichts fehle; so z. B. die Burgunden, da sie in König Etzels Land kommen. Es dienten dazu auch Läufer, die das Laufen als Kunst üben lernten, daher Vorläufer genannt. Die hat man noch tief in unserer Zeit gesehen als zu einem fürstlichen Haushalt gehörig, z. B. in Dresden. Ich selbst habe als Kind einen in Leipzig gesehen, der mir denn bei der Sache unvermeidlich vors Auge tritt, in hellblauem Kleide, mit goldigen Tressen besetzt, auch mit Tressenhut, in der Hand einen Stab mit goldnem Knopfe schwingend, kam er leicht, fast tänzelnd, daher gesprungen aus der Vorstadt auf den Augustusplatz; König Anton kam nämlich zum Besuch aus Dresden. Dieß Stückchen altes Leben lebt denn auch im Bilde noch nach, wenn z. B. Johannes der Täufer Christi Vorläufer heißt, Joh. Hus ein Vorläufer Luthers, d. h. der als Vorbote den nach ihm kommenden Größeren voraus anmeldete. Bemerkenswerth ist die alterthümliche Form Vorlauf, die ich aus Leipzig kenne, ein wilder Gesell heißt oder nennt sich selbst „Teufels Vorlauf", daß also, wo er erscheint, der Teufel selber nicht mehr fern ist.

3. Tief in längst versunkenes Alterthum zurück führt die Wendung: einen Kreis schlagen mit dem Zirkel. Warum denn schlagen? fragt man sich und will daran Anstoß nehmen, wie ich denn von Lehrern gehört habe, die es in der Schule als widersinnig verfolgen. Aber es sitzt nun einmal so fest im Gebrauch und Gefühl, daß, wer die Art des Sprachlebens einigermaßen näher kennt, sich sagen muß: es muß zuletzt in der Vorzeit seinen guten Grund und Anlaß haben. Einen Kreis „ziehen", das ein Verfolger von schlagen vorschlug, versagt sich eben so bestimmt dem Gefühl, wo es sich um den Gebrauch des Zirkels handelt und um die strenge Kreisform, wenn auch ohne dieses ziehen wirklich vorkommt, z. B. der Schwan zieht seine Kreise im Teiche. Von Dingen, die sich in Kreisform bewegen, ist „beschreiben" in Gebrauch, d. h. ohne daß ein sichtbarer Kreis zurückbleibt. Schlagen aber stammt wieder einmal aus dem alten Rechtsleben, das wird aus dem Folgenden wenn nicht gewiß, doch höchst wahrscheinlich werden.

Wenn da ein Gericht „gehegt" wurde, wie der Ausdruck war, d. h. der Raum abschließend umhegt wie mit einem Hag und damit aus dem übrigen Grund und Boden ausgeschieden (das Gericht wurde ursprünglich durchaus unter freiem Himmel gehalten, wie unter den Augen der Gottheit), so war dafür die herkömmliche Form ein Kreis, d. h. nach der ursprünglichen Vorstellung eine heilige Form, denn diese gebührte dem

Digitized by Google

Walten der Gottheit, das ursprünglich bestimmt dabei gedacht war, den ganzen Vorgang in eine überlieferte, feste Form schloß und alle Willkür, Gewalt und unruhig wildes Gebahren Einzelner ausschloß. Diese eigenthümliche Bedeutung des Kreises als eines gebannten Raumes ist unserem Gefühl noch leicht zugänglich, eigentlich auch wohlerhalten im Zauberkreis, der ja sonst nur noch als bildliche Redensart geht, uns aber wenigstens aus Webers Freischütz auch in seiner vollen alten Bedeutung bekannt wird, als ein Bannkreis, der alle feindlichen Mächte sicher ausschließt und fern hält.

Diese hohe Bedeutung des Kreises mit seiner heiligen Gewalt setzte aber wohl von selbst voraus, daß es auch ein wirklicher Kreis in genauer Form war, der von Allen als solcher anerkannt wurde. Und zu der Annahme stimmt bestätigend eine Angabe über Herstellung des Gerichtskreises oder Ringes, wie er auch hieß, die sich in Weisthümern findet (s. in Grimms WB. unter Kreis II, 2, b). Danach wurde ein Roß, mit dem Halfter an den Gerichtspfahl oder Baum gebunden, um diesen herumgeführt, um den Bereich des Ringes zu bestimmen, der dann auch noch auf andere Weise bezeichnet und umhegt wurde. Also das Roß wie ein lebendiger Zirkel gebraucht, und die Spuren der Hinterhufe als Vorzeichnung des Kreises. Nun heißen aber die Spuren von Pferdehufen Schlag, Hufschlag (mhd. slâ auch Spur überhaupt), das führt denn auf den Gedanken, daß das „Kreis schlagen" dort seinen Ursprung haben mag, von den Mathematikern nachher aus dem Leben auch in die Schule übernommen.

4. Einen Beweis, bis zu welchem geradezu wunderbaren Altertum sprachliche Dinge von heute hinauf greifen können, bietet bestens Buchstabe dar. Die Sache ist zwar wohlbekannt,[1]) verdient aber doch hier im Zusammenhange kurz gefaßt ein Plätzchen. Ist sie doch höchst anregend für die Gedanken der Schüler, die mit Buchstaben so viel zu thun, auch Noth haben als mit der engen dunklen Pforte, durch die sie die Schule in den Garten der Bildung führen will.

Wir haben aus der ältesten Zeit, aus der uns überhaupt deutliche Nachrichten von unsern Vorfahren zugekommen sind, bei Tacitus in seiner Germania Cap. 10 einen Bericht über eine Art, wie man damals die Götter um ihren Willen fragte. Der Priester, wo es sich um eine Gemeindesache handelte, in häuslichen Dingen aber der Hausvater, der ja im Hause eine Art Priesterstellung hatte, schnitt einen Zweig, von

1) S. z. B. W. Wackernagels Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl. S. 11 ff.

Digitized by Google

einem Fruchtbaume genommen, in Stückchen (surculi), die er mit gewissen Zeichen versah, jedes mit einem andern, schüttete sie auf ein reines Tuch und nahm sie dann aufs Gerathewohl einzeln auf, je drei auf einmal (ter singulos). Die Zusammenstellung, die sich da durch den Zufall ergab, und ihre Ausdeutung wurde als Erklärung des göttlichen Willens angesehen. Denn der alten Zeit galt, was Schiller seinem Wallenstein in den Mund legt:

Es giebt keinen Zufall.
Denn was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.

Da haben wir denn in dem Bericht des Römers, der, wie es scheint, selbst Germaniens Boden betreten hat, ganz deutlich die Vorfahren und Anfänge unserer sogenannten Buchstaben. Auch das Wort darf man der Zeit des Berichtes schon zutrauen, darf es sich wohl noch älter, mit der Sache selbst entstanden denken. Bezeugt ist es begreiflicher Weise erst um Jahrhunderte später, ahd. buohstab, ags. bôctäf, altn. bôkstafr usw. Die Zeichen (notae), die zu deuten waren, sind die Vorfahren der sog. Runen; das sind eigentlich geheime Zeichen, deren jedes ursprünglich ein ganzes Wort bedeutete.

Fraglich spricht uns darin das buoh- an. An unser Buch ist noch nicht zu denken, denn von den einzelnen Stäbchen mit Schriftzeichen bis zu einem solchen Ganzen, das den Namen Buch verdiente, war noch ein weiter Weg. Er läßt sich auch noch jetzt ungefähr übersehen, besonders mit Hilfe des Gothischen, wenn da von einem Buche der Plural in Gebrauch ist, bôkôs, d. h. Buchstaben, denn der Sing. bôka f. bedeutet da noch den einzelnen Buchstaben (γράμμα, s. besonders 2. Cor. 3, 6). Die Erscheinung wiederholt sich bei mêl n. (hd. mâl), das im Plur. mêla die Schrift bedeutet, also im Sing. auch für Schriftzeichen gegolten haben muß. Das ist also wie lat. literae, ein Brief (ebenso auch goth. bôkôs), eigentlich Buchstaben, eine recht kindliche Bezeichnung, die denn auch aus der Schule stammen mag. Daneben erscheint aber Pl. stabeis für στοιχεία, elementa, von der ersten Bildung durch Lesen und Schrift ausgehend, offenbar auch Schulausdruck, also stabs Sing. Buchstab. So ist es, als wäre das unserm Buchstab entsprechende Wort, das doch wohl auch gothisch schon vorhanden war, der Bequemlichkeit halber in seine beiden Bestandtheile zerlegt worden. So galt altnordisch neben bôkstafr das einfache stafr für Buchstab, noch isländisch stafa buchstabiren. Auch bei den Angelsachsen erscheint neben bôc f. Buch noch der Plural bêc vom einzelnen Buche, gewiß das Ältere. Und auch im Althochdeutschen ist neben dem schon herrschenden Sing. puoh u. ä. der Plural in jenem Gebrauch zu erkennen. puah literae, Buchstaben, auch Briefe, thiu puoch chunnan,

Digitized by Google

lesen können führt deutlich auf die Schule zurück, eigentlich die Buchstaben können.

Das Wort Buchstab gehört vielmehr zu Buche, und wenn Tacitus von einem fruchttragenden Baume überhaupt spricht, so mag, ob schon damals oder erst später, die Buche aus irgend einem Grunde den Vorzug gehabt haben. Auch sie trägt ja Früchte, wenn auch nicht jährlich; die Buchecken waren in alter Zeit sehr geschätzt. Der Baum muß eine wohl für den Zweck besonders geeignete heilige Bedeutung gehabt haben. Später dachte man bei buochstap freilich nicht mehr an den Baum, sondern an das Buch, der Name wurde aber treulich fortgeführt, daß er dem geschichtlichen Denken so leicht wieder ganz durchsichtig werden konnte, obschon auch das Stab darin seinen Sinn verlor. Zufällig kehrte er aber eigentlich wieder durch die Erfindung Guttenbergs, zumal in der ersten Darstellung der Typen aus Holz. Noch jetzt heißt in der Druckerei das Stäbchen aus Blei, wenn man so sagen darf, mit dem Schriftzeichen auf dem Kopfe ein Buchstab, aber ebenso das davon abgedruckte Zeichen, das daran die ganze Hauptsache ist. So ist das Wort eins der merkwürdigsten Beispiele, welch hohes Alterthum noch heutzutage in der Sprache sich deutlich finden kann.

Daß übrigens auch unser lesen in jenem bei Tacitus beschriebenen Orakel seinen Ursprung habe, wie manche gewichtige Stimme gesagt hat, z. B. auch Wackernagel a. a. O., das ist wohl auf den ersten Blick sehr ansprechend, stößt aber bei näherem Zusehen auf größere Bedenken. Das „lesen“ müßte dann wohl älter und allgemeiner sein, als es ist. Es fehlt noch bei den Gothen, wo lisan eben nur auflesen, zusammenlesen bedeutet, das Lesen der Schrift aber gakunnan heißt, d. h. das stille Lesen, das laute siggvan, d. h. singen. Auch bei den Angelsachsen ist es gar nicht entwickelt, wie noch das Englische es nicht hat. Dafür steht engl. to read, ags. rædan, d. h. unser rathen; der geringe Unterschied in der Flexion zwischen rædan rathen und rædan lesen (dieses schwachförmig, jenes reduplicirend) ändert nichts an der Einheit beider Wörter. Ganz eins sind beide im Altn., râda sowohl rathen als lesen. Und das wird das altgermanische Wort sein. Das Auflesen der Runenstäbchen war noch nicht das Lesen selber, erst das Ausdeuten (interpretari bei Tacitus) und das war mit rathen treffend bezeichnet, das von der Gottheit gegebene Räthsel lösen; so galt altn. râda auch vom Ausdeuten der Träume, die ja auch von der Gottheit kommen. So ist es wie mit dem Wort für schreiben, das germanisch sich im Norden erhielt, altn. rita (für vrita), ags. writan, noch engl. to write, sicher auch goth. vreitan nach vrits m. Strich, eigentlich ritzen, kritzen, genau unser reißen, das auch in jener Bedeutung noch nachlebt in Reißbret, Reißzeug, Riß, Grund-

Digitized by Google

riß, Abriß eines Baues. Als bei uns die römische Bildung im Lande einzog, konnte sich das alte mehr unbehülfliche Schreibverfahren vor dem fremden kunstgerechten nicht halten und nahm denn auch die fremde Bezeichnung an, scribere, ahd. scriban. Schreiben und lesen aber gehören zusammen, sind beide zusammen in kunstgerechter Form von den Römern (oder römisch gebildeten Barbaren) gelernt worden, und so wird auch unser lesen, ahd. lesan eine Übersetzung vom lat. legere sein (wie man lat. penna als Schreibfeder nicht entlehnte, sondern in vedara übersetzte), dies aber wird eigentlich das Buchstabiren meinen als ein Zusammenlesen der Buchstaben zum Worte. Wenn altn. neben ráda auch lesa erscheint, so wird das samt skrifa schreiben neben rita gelehrtes Lehnwort sein unter deutschem Einfluß.

5. Endlich noch eine Probe von solch erstaunlicher Alterthümlichkeit der heutigen Sprache aus einem andern Gebiete, dem des alten Glaubens oder Aberglaubens, der doch aber auch zugleich ein Stück des alten Lebens ist. Allbekannt, wenn auch für die Schriftsprache nicht gewählt genug, ist die Redensart „es schwant mir", d. h. ich habe eine Ahnung. Daß dies, wie man kaum noch dunkel fühlt, auf den Vogel Schwan zurück geht, wird deutlich aus einer ausführlicheren Wendung, die sich hie und da noch findet. In Leipzig z. B., mir aus der Kindheit her wohlbekannt: „mir wachsen Schwansfedern", auch „ich kriegte Schwansfedern", mir ahnte etwas (beides auch in Weimar, Gotha); oder „ich habe schon lange Schwansfedern", merke es schon lange (auf den Dörfern bei Leipzig). In Zeitz: er hat Schwansfedern[1]). Am werthvollsten ist die Wendung in Bernburg, mit dem Artikel: „mir wachsen die Schwansfedern".

Das stammt denn so gewiß als möglich unmittelbar aus dem Munde eines Mädchens, die sich zu Zeiten als Schwanjungfrau fühlte. Denn wie das Ahnen noch jetzt vornehmlich Sache der Frauenseele ist und in unserer Vorzeit den Frauen etwas Priesterliches, also ein Zusammenhang mit der Gottheit beigelegt wurde (die mittelalterliche Verehrung der Jungfrau Maria ist zugleich gut altgermanisch), so begegnete sich dies mit dem Glauben, daß der Schwan (d. h. der wilde) vor andern Vögeln, bei denen sie sich auch findet, die Kraft der Wahrsagung hätte (daher auch als Bild für den Dichter, d. h. im edelsten Sinne)

1) Aus Zeitz gibt mir Bech auch die Redensart: Sie hat vom Schwane gegessen. Aß man etwa wirklich gebratenen Schwan, wie gebratene Gans, um Ahnungsgabe zu erwerben? Da übrigens Schwan und Gans so verwandt sind, darf man auch an die Redensart von der Gänsehaut denken, die einer kriegt, der von einem plötzlichen Schauder erfaßt wird.

Digitized by Google

und beide Vorstellungen rannen zusammen in dem wundersamen Glauben, daß es Jungfrauen gäbe, die zeitweise zugleich Schwäne wären, mit Kraft des Ahnens und Weissagens, also wie der sog. Werwolf in der Männerwelt, der wechselnd Mann und Wolf war (alt wer gleich Mann). Solche Doppelwesen sind z. B. die Wasserfrauen (merewîp) im Nibelungenliede, die Hagen in der Donau badend findet, indem sie auf der Flut schweben wie Vögel, und die ihm dann wahrsagen, was den Burgundern bei den Heunen bevorsteht. Ebenso in der Gudrun der Engel, der in Vogelgestalt auf den Wogen schwebend der Gudrun erscheint, um ihr die nahe Rettung zu verkünden. Hier zeigt sich das halbgöttliche Doppelwesen in christliche Fassung gesetzt, in den Nibelungen aber noch in altheidnischer. Und da wird auch die Schwanennatur deutlicher, indem Hagen ihnen die abgelegten Kleider nimmt, um sie zum Wahrsagen zu zwingen, was sie denn thun, nachdem sie die Kleider wieder haben, während sie vorher, noch ohne ir wunderlich gewant, ihm Falsches verkündet hatten. Denn die Kraft der Wahrsagung haftete an dem sog. Schwanenhemd, was noch in unserer Redensart von den Schwansfedern ganz deutlich ist.

Aber merkwürdig nicht bloß, wie sich das so lange erhalten, mehr noch, wie es entstehen konnte. Die Redensart stellt näher und schärfer als etwas sonst die Frage vor uns, wie solche Dinge im Seelenleben unsrer Ahnen entspringen und so tief und fest Wurzel fassen konnten. Haben wir schon Schwierigkeit, zu begreifen, wie jemand ernstlich angeben konnte, einen Geist oder Gott (z. B. den Kobold) gesehen zu haben, so ist hier die Frage, wie einer bei gesunden Sinnen dazu kommen konnte, sich selbst als solchen zu fühlen, was wir ja nur aus dem Irrenhause kennen. Ich verzichte hier auf den Versuch, auf die bedeutsame Frage, zu der sich doch das Ganze zuspitzt, eine Antwort zu geben, wollte aber doch die Gelegenheit nicht versäumen, sie scharf herauszustellen.

Der Unartig Teutscher Sprach-Verderber und seine beiden Ausgaben vom Jahre 1643.

Von **Reinhold Bechstein** in Rostock.

Von der bibliographisch schon längst bekannten und auch litterargeschichtlich öfters erwähnten und besprochenen Satire wider die Sprachmengerei „Der Unartig Teutscher Sprach-Verderber“ ist vor kurzem ein willkommener Neudruck veranstaltet worden: von Hermann Riegel in Nr. I der Wissenschaftlichen Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Durch diesen Neudruck ist der Unartig Teutscher

Sprach-Verderber oder wie wir ihn gemeinhin nennen, der Sprachverderber, dieses wichtige und sehr seltene Büchlein, allgemeiner bekannt und zunächst einem weiten Kreise Teilnehmender zugänglich gemacht worden. Mit Recht hat Otto Lyon in seiner kurzen Besprechung jener Beihefte (Zeitschr. f. d. d. U. 5,219) Riegels Veröffentlichung samt seiner Einleitung als eine höchst dankenswerte Gabe bezeichnet. Der Herausgeber rechnet den Sprachverderber zu den hervorragendsten der kleinen Schriften, welche die Sprachbewegung des siebenzehnten Jahrhunderts hinterlassen habe. Treffend bemerkt er von diesem ohne Namen des Verfassers erschienenen Büchlein, es biete ein in kurzen Zügen sicher gezeichnetes Bild von dem großen Verfalle des deutschen Lebens und Wesens zu Ende des dreißigjährigen Krieges, insbesondere von dem Einbruche der gewaltigen Flut fremder, namentlich französischer Wörter in unsere Sprache. Jeder Lehrer, der seinen Schülern einen Begriff von der greulichen Fremdwörterei zur Zeit des 17. Jahrhunderts beibringen will, findet in diesem Sprachverderber hierfür die belehrendsten und zugleich ergötzlichsten Beispiele.

Wird Riegels Neudruck nach einem Exemplar der Wolfenbütteler Bibliothek ohne Zweifel allgemein freudig und dankbar begrüßt werden, so habe ich persönlich Ursache zu besonderer, stiller Freude, und zwar deshalb, weil nun durch diese Veröffentlichung etwas erreicht ist, was ich selbst dereinst leider nicht zu erreichen vermochte. Ich habe nämlich, was gewiß vielen eine neue und überraschende Kunde sein wird, den Sprachverderber schon vor langen Jahren um seiner Bedeutung und Seltenheit willen nach einem aus dem väterlichen Nachlasse stammenden Exemplare wieder abdrucken lassen: im ersten Bande der neuen Folge des von meinem seligen Vater Ludwig Bechstein 1842/43 begründeten Sammelwerkes „Deutsches Museum für Geschichte, Litteratur, Kunst und Alterthumsforschung" (Leipzig, bei Otto August Schulz 1862).

Dieses mein Unternehmen ist zwar von mancher Seite recht freundlich aufgenommen, hie und da auch anerkennend besprochen worden, hat aber, wie das bei solchen Sammelwerken nicht selten zu geschehen pflegt, nur sehr geringe Verbreitung und darum auch keine Fortsetzung gefunden. Und so ist auch mein Neudruck des Sprachverderbers so gut wie unbekannt geblieben und vergeblich gewesen. Auch solchen ist keine Kunde von ihm geworden, denen er hätte willkommen sein müssen und die von ihm hätten lernen können. So hat Hermann Dunger in seiner überaus lehrreichen historischen Einleitung zu seinem „Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter" (Leipzig, bei B. G. Teubner 1882) unter den verschiedenen poetischen und prosaischen Satiren wider die Sprachmengerei des Sprachverderbers nicht gedacht; nur die „Sprach-

Digitized by Google

Posaun" vom Jahre 1648 benutzte er, und er entnahm ihr einige Stellen, aus denen ich ersah, wie ich auch in meiner Anzeige des Dungerschen Buches in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung (Nr. 79, 1882) bemerkt habe, daß diese „Sprach-Posaun" wahrscheinlich eine spätere, mit einzelnen Veränderungen versehene Wiederholung des Sprachverderbers sein dürfte, was dann auch weitere Untersuchungen bestätigt haben. Sogar auch H. Schultz weiß in seinem verdienstvollen Werke „Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des XVII. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache" (Göttingen, bei Vandenhoeck u. Ruprecht 1888) vom Sprachverderber, den er an mehreren Stellen erwähnt und den er als die wichtigste der namenlosen Flugschriften gegen die Sprachmengerei bezeichnet, nur mittelbar aus andern Büchern zu berichten, und bringt deshalb manches vor, was nicht zutreffend ist oder mindestens der Einschränkung bedarf.

Hätte nun Schultz meinen Neudruck gekannt und benutzt, so würde er wohl auch auf ihn verwiesen haben. Dann hätte wohl Hermann Riegel, der in seiner Einleitung das Buch von Schultz anführt, ihn sicher auch genannt und seinen Neudruck als einen zweiten bezeichnet. Möglicherweise hätte freilich Riegel diese Wiederholung unterlassen, was ich selbst bedauern müßte. Insofern ist es also ganz gut, daß Riegel meinen Neudruck nicht gekannt hat. Übrigens hätte mein Vorgang den neuen Abdruck durchaus nicht zu hindern brauchen. Denn warum hätte das wichtige Schriftchen nur deshalb, weil es bereits in einem Sammelwerke zwar veröffentlicht, aber hier doch eigentlich nur versteckt und vergraben ist, dem ausgedehnten Kreise der Mitglieder des Sprachvereins vorenthalten bleiben sollen? Wie oft sind in neuerer Zeit solch alte Drucke verschiedentlich wiederholt worden!

Nimmt es mich durchaus nicht Wunder, daß die genannten Gelehrten von dem Abdrucke im Deutschen Museum keine Kunde gehabt haben, so wundert es mich von einem andern doch: von Karl Goedeke, der doch sonst so aufmerksam war und dem so leicht nicht etwas entging. In der zweiten ganz neu bearbeiteten Auflage seines Grundrisses (3. Band, 1887, Seite 232) ist der Abdruck im Museum nicht erwähnt. Wenn ihm dieser auch nicht vor Augen gekommen war, so hätte Goedeke ihn doch in einem bedeutenden und unentbehrlichen bibliographischen Hauptwerke, das er doch sicher kannte und benutzte, angeführt finden können, nämlich in Johann Theodor Gräßes Trésor de livres rares et précieux. Dort ist in Tome IV (1863) unter dem Artikel Michel, deutscher der Unartige teutscher Sprach-Verderber genannt, zuerst der Druck von 1643, dann die Reproduktion von 1650, zuletzt der Neudruck von Bechstein im Deutschen Museum.

Digitized by Google

Aber was macht Gräße? Er berichtigt Goedekes Angabe in der ersten Auflage des Grundrisses nach meinem neuen Abdrucke. Nach Goedeke hat der alte Druck 24 Blätter; der von mir herausgegebene zählt deren nur 20. Darum setzt Gräße: 20 et non 24 ff. Es ist mir rein unbegreiflich, wie Gräße als gewiegter Bibliograph so verfahren konnte. Er mußte, zumal ich das auch in meiner Einleitung ausdrücklich gesagt hatte, aus der Verschiedenheit der Blätterzahl auf zwei gleichzeitige Drucke schließen, durfte aber nicht der Angabe des sonst als zuverlässig bekannten Goedeke mißtrauen und sie ohne weiteres als irrig bezeichnen.

Jetzt freue ich mich, daß ich so vorsichtig gewesen bin. Zum besseren Verständnisse der folgenden Erörterung ist es nötig, daß ich aus meiner Einleitung die Stelle über das Bibliographische hier wiederhole: „Bei Goedeke lautet die bibliographische Anführung: „Der unartig Teutscher Sprach-Verderber"[1]). Beschrieben durch einen Liebhaber der redlichen alten teutschen Sprach. Gedruckt im Jahr unserer Erlösung 1643. 24 Bl. 8." — Mein Exemplar, in welchem, falls jene Angabe im Grundrisse richtig ist, eine zweite Ausgabe desselben Jahres vorliegen würde, hat nur 20 Blätter (38 paginierte Seiten außer dem Titelblatte) und auf dem gleichen Titel andere Schreibung: „Der | Vnartig | Teutscher | Sprach- | Verderber. | Beschriben | Durch | Einen | Liebhaber der redlichen alten | Teutschen Sprach. | Gedruckt, Im Jahr vnserer Erlösung. | M DC XLIII." Die Kolumnenüberschrift, auf Rück- und Stirnseite der Blätter verteilt, lautet: Vnartiger, Teutscher | Sprach-Verderber. Die letzte Seite hat diese Überschrift zusammen."

Vergleichen wir nun meine Beschreibung mit dem Neudrucke Riegels! Das Wichtigste ist zunächst die Blätterzahl. Riegel hat gleich mir die Seitenzahl berücksichtigt. (Ich setzte sie an den Rand, er in den Text.) Bei ihm sind es 45 Seiten. Daraus ergiebt sich, daß die 46. Seite leer ist. Dazu kommen 2 Seiten des Titelblattes, macht 48 Seiten = 24 Blätter. Das Ergebnis also: zwei verschiedene Ausgaben in einem und demselben Jahre. — Dies wird weiterhin bestätigt durch kleine Unterschiede in den Marginalien. Dem Wolfenbüttler Exemplare fehlen diese an zwei Stellen. Seite 37 (Abdruck S. 42) müßte nach dem Bechsteinschen Exemplar bei dem Absatze: „Insonderheit aber leuchten" stehen: „Calender- | Schreiber"; und S. 40 (43) bei dem Absatze: Nun kommen wir: „Zeitung | Schreiber." In der letzten Randbemerkung ein kleiner sprachlicher Unterschied: mein Exemplar hat: „In

1) Auch nach Teutscher hätte ein Verbindungsstrich gesetzt werden müssen; Goedeke hat Teutscher-Sprach-Verderber (ebenso in der 2. Auflage).

Digitized by Google

das Bixel blasen“ (d. h. Strafe zahlen), dagegen das Wolfenbüttler: „In das Bürel blasen.“ — Schließlich sind auch die Druckfehler wichtig. Riegel hat sie im Streben nach urkundlicher Treue mit abdrucken lassen und korrigiert sie in der Einleitung. Mein Exemplar hat diese Druckfehler nicht. Der letzte wird durch die andere Lesart verbessert. Für „helten“ vermutet Riegel: „halten“ oder „heften“. Mein Exemplar liest: „halten“. — Schließlich finden sich auch in den Titeln einzelne kleine Unterschiede in der Schreibung und in den in die Augen springenden Zeilenabsätzen, was wir hier nicht auszuführen brauchen.

Vergleichen wir aber auch den Wortlaut des Titels bei Goedeke mit dem urkundlich wiedergegebenen Titel bei Riegel! Da könnte man auf die Vermutung kommen, daß, wenn auch bei beiden die Blätterzahl übereinstimmt, wegen einzelner Unterschiede in der Schreibung nicht bloß zwei, sondern sogar drei verschiedene Exemplare angenommen werden müßten. Indessen ist auf die kleinen Abweichungen nicht viel zu geben. Goedekes Grundriß ist ja kein bibliographisches, sondern ein litterarisches Werk. Demgemäß mußte er in der Mitteilung der Titel eine gewisse Normalisierung eintreten lassen. Daß dabei manche Ungenauigkeit mit unterläuft, liegt auf der Hand. Darum glaube ich, daß wir es doch nur mit zwei, nicht mit drei der alten Drucke zu thun haben.

Schade, daß Goedeke beim Sprachverderber nicht auch die Bibliothek genannt hat, wie er es doch sonst manchmal thut! Wahrscheinlich hat er kein anderes Exemplar vor Augen gehabt, als das von Riegel abgedruckte: das Wolfenbüttler. Denn gerade die Wolfenbüttler Bibliothek ist es ja bekanntlich, die ihm für jene Zeit die beste Hilfe bot.

Also es sind zwei im Texte im ganzen übereinstimmende, in kleinen Einzelheiten aber abweichende Exemplare von verschiedener Blätterzahl im Jahre 1643 vorhanden gewesen. Nun fragt es sich: ist das nach dem ersten Originale gedruckte Exemplar ein Neudruck, eine vom Verfasser und Drucker unternommene neue Auflage, oder eine von einem andern Verleger in die Welt gesetzte Konkurrenzunternehmung, ein Nachdruck? Da kein Ort, keine Offizin genannt ist, auch Druckerzeichen fehlen, so wird sich das ohne Vergleichung der noch vorhandenen Exemplare schwerlich entscheiden lassen. Ich habe das Gefühl, daß der jüngere Druck keine neue Auflage, sondern ein Nachdruck ist.

Aber gleichviel, ob Neudruck oder Nachdruck, die Frage ist ferner: welches Exemplar ist das Original, welches der Neu- oder Nachdruck? Nach längerer Erwägung bin ich nicht zu einem sicheren Ergebnisse gelangt. Ich neige mich aber dem Gedanken zu, daß das von mir herausgegebene der frühere ursprüngliche Druck sei, aber ich kann es, wie gesagt, nicht streng beweisen. Eine Erörterung im einzelnen

Digitized by Google

würde zu weit führen, und für diese Blätter zu speziell und zu trocken sein.

Alles das hat zunächst bibliographisches oder typographisches Interesse. Aber ich meine doch: der Nachweis, daß der Sprachverderber in einem und demselben Jahre zweimal gedruckt worden ist, wird auch für die Litteraturgeschichte nicht ohne Belang sein. Denn daraus ersehen wir, daß das kleine Buch, das im Jahre 1650 genau wiederholt wurde, das im Laufe der Zeit, ja schon 1644 verschiedene Erweiterungen und Umänderungen fand, das auch der Gegenstand litterarischer Polemik war, was alles aus dem genannten Werke von H. Schultz und aus Riegels Einleitung gelernt werden kann, daß also dieser später so einflußreiche Sprachverderber gleich bei und nach seinem Erscheinen eine bedeutende Wirkung ausübte, so daß sich flugs eine neue Auflage nötig machte oder daß er einem Nachdrucker als gute Beute in die Hände fiel.

Hermann Riegel berührt in seiner Einleitung nicht die Frage, wer wohl der Verfasser des Sprachverderbers sei. Ich habe in der genannten Besprechung des Dungerschen Buches die Vermutung geäußert, Johann Balthasar Schuppius möchte der Verfasser sein. Reinhold Köhler dagegen dachte an Moscherosch. Es wäre sehr erwünscht, wenn es der Forschung gelingen sollte, den Autor dieses prächtigen Büchleins zu erkunden. Gehörte er nicht dem 17., sondern dem 13. Jahrhundert an, so hätten wir ihn wohl schon lange herausgebracht.

Goethe und Wieland vor Napoleon in Erfurt und Weimar.

Nach Talleyrands Memoiren.

Von **Karl Menge** in Boppard a. Rh.

Endlich erscheinen die echten Memoiren Talleyrands. Am 1. März d. J. hat Albert Ahn in Köln fast gleichzeitig mit dem Pariser Verleger die beiden ersten Bände verausgabt. Talleyrand selbst († 17. Mai 1838) hatte seine Denkwürdigkeiten seiner Nichte, der Herzogin von Talleyrand und von Sagan vermacht mit der Bestimmung, sie frühestens 30 Jahre nach seinem Tode zu veröffentlichen. Diese übergab sie vor ihrem Tode (1862) dem französischen Diplomaten Adolf de Bacourt, der aber auch schon 1865 starb, nachdem er den kostbaren Schatz zwei Pariser Juristen übergeben und die Herausgabe bis 1888 zu verschieben angeordnet hatte. Auch diese beiden Hüter starben vorzeitig und so war die Veröffentlichung erst ihrem Mandatar, dem Herzog von Broglie, beschieden. Professor Ebeling, der schon in demselben Verlage die hochinteressanten Memoiren der Gräfin Remusat und der

Digitized by Google

Generalin Durand über „Napoleon und seinen Hof" in deutscher Übersetzung und mit historischen, namentlich biographischen Anmerkungen herausgegeben und sich dabei wie durch frühere Schriften und Aufsätze als feiner Kenner der neueren und neuesten Geschichte und Kultur Frankreichs erwiesen hat, veröffentlicht nun auch Talleyrands Denkwürdigkeiten in gleicher Weise.

Die politische Geschichte wird sich zweifelsohne mit der Würdigung und Verwertung des äußerst bedeutsamen Werkes bald und viel beschäftigen. Für unseren Zweck dürfen wir uns aber wohl schon jetzt gestatten, unseren ersten Eindruck dahin wiederzugeben, daß „der Vater der Lüge", wie ihn Zeitgenossen genannt haben, der, wenn auch mit Unrecht, für den Urheber des Spruches gilt: La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée, in seinen sozusagen testamentarischen Aufzeichnungen die Feder ehrlicher als in seiner politischen Thätigkeit die Zunge gebraucht zu haben scheint, daß er Napoleon ziemlich klar durchschaute und kühl beurteilte, daß er auch die Verhältnisse, Strebungen und Strömungen in Deutschland scharf beobachtet hat und die letzteren wenigstens bis zum Wiener Kongreß mit größerem Rechtlichkeitsgefühl als etwa Thiers bespricht, daß er z. B. schon in einem Immediatbericht, dat. 17. 10. 1814 aus Wien, die akademische Jugend als Hauptträgerin der deutschen Einheitsbestrebungen hinstellt (II, 291) und bei der Schilderung der bekannten Zusammenkunft auf der Memel sich als einen geradezu begeisterten Verehrer der edlen, von Napoleon so „brutal" (so!) behandelten Königin Luise offenbart (I, 246), daß er, der vollendete Hofmann des Ancien Régime, in seinen Aufzeichnungen den Hofmann hinter den Staatsmann sehr zurücktreten läßt, und wenigstens in den beiden ersten Bänden, wider alle Erwartung wenig Witzworte und Anekdoten und ebensowenig aus der ihm doch gewiß so wohlbekannten Skandalchronik und den Privatverhältnissen der Großen seiner Zeit bringt. Umsomehr zeugt es von Verständnis für die Bedeutung der Litteratur und ihrer Größen, wenn Talleyrand bei seiner fast klassisch zu nennenden Schilderung des Erfurter Kongresses (1808) zwar „viele Fürsten und Herren übergeht", aber „die Barone von Thümmel und von Hoff, zwei namhafte Schriftsteller" erwähnt, zugleich ein Beweis für Thümmels damalige Wertschätzung. Vor allem aber zeugt dafür und müssen wir es dankbarst begrüßen und anerkennen, daß Talleyrand mitten in der diplomatischen „Haupt- und Staatsaktion" und dem Feststrudel jenes Kongresses Gelegenheit nahm, die Unterredungen Napoleons mit Goethe und Wieland aufmerksam zu verfolgen und in den nächsten freien Stunden mit möglichster Sorgfalt aufzuzeichnen. Allerdings könnte dieses sein lebhaftes Interesse an den Geistesheroen Weimars nur als Echo desjenigen er-

Digitized by Google

scheinen, welches der Schlachtenheros für diese empfand oder — zur Schau trug. Talleyrand betont nämlich letzteres wiederholt und läßt uns I, 324 einen tiefen Blick in Napoleons Absichten und Methode bei diesen Unterredungen thun.

„Für solche Unterhaltungen machte Napoleon im stillen seine kleinen Vorbereitungen, so daß er die zu besprechenden und von ihm selbst gewählten Gegenstände genau kannte, von denen natürlich kein Mensch vorher etwas wußte. Auf diese Weise war er immer schlagfertig, wenn er irgend eine Frage stellte, und kam auch nie durch eine Gegenrede in Verlegenheit, denn er hatte stets neue Gründe in Bereitschaft, mit denen er geschickt unterbrach und dieselben dann weiter entwickelte. Ich selbst habe oft die Bemerkung gemacht, vorzüglich, wenn er im Auslande war, daß er wissenschaftliche und litterarische Dinge sehr eingehend besprach, was man von einem Feldherrn und einem Schlachtenführer gar nicht erwartete. Dadurch imponierte er auch den gescheiten Leuten außerordentlich, denn selbstverständlich eröffnete er immer das Gespräch durch Fragen und Erkundigungen über dieses und jenes. Seine hohe Stellung und das damit verbundene Selbstgefühl gaben ihm ohnehin gleich von vornherein ein bedeutendes Übergewicht, und er redete mit einer Sicherheit, die durch nichts erschüttert werden konnte, und wenn ein Montesquieu oder Voltaire vor ihm gestanden hätten."

Dazu stimmt es denn, daß Napoleon am Tage vor seinem Abstecher nach Weimar zu T. sagte: „Morgen gehen wir nach Weimar, wo man mich zu einem Jagdfeste auf dem Schlachtfelde von Jena eingeladen hat.[1]) Reisen Sie voraus und empfehlen Sie mich der Herzogin! Sie wird jedenfalls an der Jagd nicht teilnehmen, aber sagen Sie ihr, ich ließe sie bitten, ihre Schriftsteller und Gelehrten zu benachrichtigen, die ich gern sehen und sprechen möchte. Es wäre schade, die günstige Gelegenheit nicht zu benutzen." Dazu stimmt auch die Szene am Morgen des letzten Tages in Erfurt, die selbst T. zu den „großartigen Erinnerungen seines Lebens" zählt, wie alle die Fürsten und Herren so demütig des Abschieds des Gewaltigen gewärtig harrten, auch nicht einmal einer demütigen Bitte sich erdreistend. „Sie waren nur gekommen, um Ihn noch einmal zu sehen und von Ihm noch einmal gesehen zu werden, und jeder wollte der letzte sein, weil er sich einredete, daß der Kaiser ihn vielleicht dann um so besser im Gedächtnis

1) Mit Recht nennt T. I, 312 die Veranstaltung dieser Hetz-, nach anderen Hasenjagd, der u. A. auch Prinz Wilhelm von Preußen beiwohnen mußte, einen Ausfluß „der Schmeichelei und niederen Gesinnung, die an Ekel grenzte". Bisher wurde die Veranstaltung auf Napoleon selbst zurückgeführt, wogegen aber auch seine obigen Worte über die Herzogin zu sprechen scheinen.

Digitized by Google

behalten würde. Und doch war diese Augendienerei so gut wie nutzlos. Er grüßte sie wohl mit einer gnädigen Handbewegung, aber ausgezeichnet wurden auch dieses Mal wieder nur die Akademiker — T. überträgt die Ausdrücke Akademie, Akademiker gern auf Weimar — von Weimar, die sich in ziemlicher Anzahl zum Abschied eingefunden hatten. Er wollte dadurch wahrscheinlich auf eine neue Art überraschen und imponieren." (I, 344, wo dann noch in Napoleons Munde häufige, aber sicher für diese Zuhörer doppelt bedeutsame Äußerungen folgen gegen die Schwärmer und Idealisten zunächst in Deutschland, über die den Staat sichernde und den Menschen mit sich selbst versöhnende Kraft des Christentums[1]) und gegen die Philosophen und Weltverbesserer, die uns nur die Illusionen raubten; er selbst nähme eine Illusion aus seinem letzten Aufenthalte mit, nämlich die, daß ihm die Akademiker ein gutes, freundliches Andenken bewahren würden.)

Aus dem Angeführten geht schon hervor, was sich im folgenden weiter bestätigen wird, daß bei T. Napoleons Huldigungen für Goethe und Wieland noch größer und ausgesuchter als in den bisherigen, auf Weimarschen Darstellungen beruhenden Überlieferungen erscheinen. Wenn er aber zugleich dessen Berechnung, um nicht zu sagen Schauspielerei, dabei mehr hervorhebt, so stimmt das zu seiner ganzen Darstellung von Napoleons damaligem Auftreten, das bei ihm geradezu wie ein Schauspiel mit wohlverteilten und eingeübten Rollen erscheint. Wenn er daher vor Wielands erster Audienz I, 325 sagt: „Was er eigentlich von Wieland wollte oder mit ihm bezweckte, weiß ich nicht, aber er war außerordentlich liebenswürdig gegen ihn", so soll das wohl nur heißen, daß T., der Goethes viel größere Bedeutung kannte, aber Wieland auch später in Weimar mehr als den mitanwesenden Goethe herangezogen sah, den Grund dieser speziellen Bevorzugung nicht herausfinden konnte. Vielleicht lag dieser einfach darin, daß W. den Franzosen damals bekannter und überhaupt kongenialer war. Übrigens wollte T. durch die geflissentliche Hervorhebung von Napoleons Berechnung eher diesen, dem er wenig freundlich gesinnt ist, etwas herabsetzen, als G. und W. Daß er letztere sehr hoch schätzte, und zwar auch als Charaktere, sieht man aus der ganzen Art seines Verkehrs mit ihnen und erst recht aus seiner Darstellung ihrer drei Unterredungen mit N. In diesen läßt er G. und W. sehr bescheiden bezüglich ihrer eigenen, sehr anerkennend bezüglich fremder Leistungen und im Übrigen mit männlichem Freimut und Selbst-

2) Nach I, 325 hatte er über dasselbe in Berlin gegenüber Johannes v. Müller und sonst „einstudierte Phrasen" wie: „eine Eroberung im Reiche der Geister, größer als alle Eroberungen durch rohe Waffengewalt" gebraucht.

Digitized by Google

bewußtsein sprechen und überhaupt in noch glänzenderem Lichte erscheinen, als es in den Berichten Goethes und des Kanzlers v. Müller u. a. der Fall ist. Freilich weicht von diesen sein Bericht im Inhalt und vielen Einzelheiten gewaltig ab, namentlich bei Goethes erster Audienz, der T. nach Goethes Annalen auch nicht bis zu Ende beigewohnt hat. Wenn z. B. N. nach derselben Quelle das berühmte, von ihm auch bezüglich anderer hervorragender Männer gebrauchte Vous êtes un homme gleich nach Goethes Vorstellung gesprochen, und nach Lewes nach dessen Verabschiedung in der Form: Voilà un homme wiederholt hat, so erwähnt T. überhaupt nichts davon. Die eingehendere Würdigung und etwaige Vermittelung dieser Abweichungen, kurz die litterarhistorische Kritik von T.'s Aufzeichnungen wird unsere Goetheforscher wohl noch mannigfach beschäftigen. Wir glaubten aber den Lesern dieser Zeitschrift einen Dienst zu erweisen, wenn wir mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verlegers die betreffenden Abschnitte, deren teilweise Veröffentlichung in verschiedenen Tagesblättern mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Werk gelenkt hat, schon jetzt hier zum Abdruck bringen, wobei wir nur noch auf die Angaben aufmerksam machen, mit denen T. die Zuverlässigkeit seiner Berichte zu stützen sucht.

S. 316 flg. „Der Kaiser hatte eines Morgens[1]) beim Frühstück wieder die Liste der angekommenen Fremden zur Hand genommen und stieß auf den Namen Goethe. Er gab sofort Befehl, ihn holen zu lassen, denn er machte nicht viel Umstände.

Als Goethe eingetreten war, rief der Kaiser ihm zu: „Monsieur Göth, ich freue mich, Sie zu sehen." — „Sire", entgegnete dieser, „ich bin erstaunt, daß Ew. Majestät, wenn Sie auf Reisen sind, auch den unbedeutendsten Dingen Ihre Aufmerksamkeit schenken." — „Nun, ich weiß doch, daß Sie der erste dramatische Dichter Deutschlands sind." — „Sire, da treten Sie meinem Vaterlande zu nahe, unsere ersten dramatischen Schriftsteller sind Schiller, Lessing und Wieland, die Ew. Majestät doch gewiß bekannt sind." — „Ich muß Ihnen gestehen, Monsieur Göth, daß ich dieselben kaum kenne,[2]) ich erinnere mich nur, daß ich früher einmal die Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen habe, von Schiller, nicht wahr? aber nehmen Sie es mir nicht übel, daraus hätte man höchstens ein Stück für unsere Boulevardtheater machen können." — „Sire, ich kenne Ihre Boulevardtheater nicht, aber ich denke mir,

---

1) Nach den Weimarschen Berichten am 2. Okt.

2) Widerspricht S. 325, wenigstens bezüglich Wielands. Vgl. auch unten S. 330 M.

Digitized by Google

daß dort Volksdramen gegeben werden, und da muß ich lebhaft bedauern, daß Sie einen der größten Dichter unserer Zeit so scharf beurteilen." — „Sie wohnen in Weimar; dort leben wohl die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands?" — „Sire, sie werden dort sehr protegiert, aber augenblicklich lebt nur noch einer in Weimar, dessen Namen wohl ganz Europa kennt: Wieland; Johannes von Müller lebt in Berlin." — „Wielan möchte ich gern kennen lernen." — „Wenn Ew. Majestät mir gestatten wollen, Wieland davon zu benachrichtigen, so wird er gewiß schleunigst hierher kommen." — „Spricht Wielan französisch?" — „Er kennt die Sprache, Sire, denn er hat mehrere französische Übersetzungen seiner Werke korrigiert." — „Monsieur Göth, solange Sie hier bleiben, müssen Sie jeden Abend unser Theater besuchen und den Aufführungen unserer großen französischen Trauerspiele beiwohnen. Sie werden gewiß Nutzen daraus ziehen." — „Sire, ich bezweifle es nicht, und wenn ich es Ihnen gestehen darf, so war dies bereits meine Absicht. Ich selbst habe einige französische Theaterstücke übersetzt, oder richtiger gesagt, deutsch bearbeitet." — „Was für welche?" — „Mahomed[1]) und Tankred." — „Ich werde Remusat fragen, ob wir hier in Erfurt für diese Stücke die Schauspieler haben; ich möchte sehr gern, daß Sie dieselben einmal in unserer Sprache dargestellt sähen. Sie haben übrigens in Deutschland nicht die strengen Bühnenregeln, wie wir." — „Sire, die drei Einheiten sind bei uns nicht so unumgänglich nötig." — „Wie gefällt es Ihnen denn bei uns hier in Erfurt, Monsieur Göth?" — „Sire, alles ist überaus prächtig und schön; hoffentlich wird es auch unserem Lande Nutzen bringen." — „Fühlt Ihre Bevölkerung sich zufrieden und glücklich?" — „Sire, sie hegt große Hoffnungen." — „Hören Sie, Monsieur Göth, Sie sollten während unseres ganzen Aufenthaltes hier bleiben, um das großartige Schauspiel, das wir Ihnen hier geben, zu schildern." — „O Sire, eine solche Aufgabe könnte nur ein klassischer Schriftsteller des Altertums würdig lösen!" — „Sie meinen doch nicht etwa Tacitus, Monsieur Göth? Sie sind wohl ein Freund des Tacitus?" — „Gewiß, Sire, ein großer Freund." — „Ich ganz und gar nicht; doch davon wollen wir ein andres Mal sprechen. Schreiben Sie an Wielan und sagen Sie ihm, er solle hierher kommen; ich werde ihm dann in Weimar einen Gegenbesuch machen. Der Herzog hat mich eingeladen, und ich freue mich sehr, die Herzogin zu sehen; sie ist eine würdige

1) Goethe sagt, Napoleon habe Voltaires Mahomed für „kein gutes Stück" erklärt. Aber I, 321, 22 wo er seine Aufführung erwähnt, nennt ihn Talleyrand geradezu Napoleons „Lieblingsstück" und begründet das ausführlich. Nach I, 302, 320 hatte Napoleon dem Generalintendanten Remusat vor der Abreise die in Erfurt aufzuführenden Stücke genau angegeben. M.

Digitized by Google

Dame. Dem Herzog ist es eine Zeitlang ziemlich schlecht ergangen, er hat Lehrgeld zahlen müssen." — „Sire, er hat wohl ein wenig teuer bezahlt, doch über diese Dinge habe ich nicht zu richten. Ich weiß nur, daß der Herzog die Künste und Wissenschaften beschützt, und daß wir ihn hoch verehren." — „Monsieur Göth, kommen Sie diesen Abend in die Iphigenie! Es ist ein schönes Drama, wenn ich auch gerade nicht dafür schwärme; aber die Franzosen schätzen es sehr. In meinem Parterre werden Sie eine Menge von Königen und regierenden Fürsten sehen. Kennen Sie den Fürst-Primas?" — „Sehr gut, Sire; ich darf sogar sagen, wir sind befreundet. Er ist ein geistreicher Fürst, sehr unterrichtet und von edlem Charakter." — „Nun, Sie werden ihn diesen Abend im Theater finden; aber da schläft er gern und legt dann seinen Kopf auf die Schulter des Königs von Württemberg. Haben Sie schon den Kaiser von Rußland gesehen, Monsieur Göth?" — „Nein, Sire, noch niemals; aber ich hoffe, die Ehre zu haben, Sr. Majestät vorgestellt zu werden." — „Der Zar spricht sehr gut deutsch, und wenn Sie etwas über die Zusammenkunft in Erfurt schreiben, so müssen Sie es ihm zueignen." — „Sire, das gehört nicht zu meinen Gewohnheiten; als ich zu schreiben anfing, habe ich mir gelobt, niemals eine Zueignung zu machen, um sie nicht später vielleicht bereuen zu müssen." — „So? die großen Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs XIV. dachten über diesen Punkt anders." — „Das mag sein, Sire; aber Ew. Majestät können nicht wissen, ob sie es nicht später manchmal bereut haben." — „Sagen Sie, Monsieur Göth, was ist eigentlich aus dem Taugenichts, dem Kotzebue, geworden?" — „Sire, soviel ich weiß, soll er in Sibirien sein, und man hofft, daß Ew. Majestät den Kaiser Alexander um seine Begnadigung bitten werden."[1]) — „Wissen Sie, Monsieur Göth, der Kotzebue ist mein Mann nicht." — „Sire, er ist unglücklich und dabei sehr begabt und kenntnisreich." — „Leben Sie wohl, Monsieur Göth." —

Ich begleitete[2]) Goethe durch den Vorsaal und bat ihn, mit mir zu speisen, und als ich nach Hause gekommen war, schrieb ich sogleich den Inhalt der obigen Unterredung nieder, wie sie mir im Gedächtnis geblieben war. Bei Tische fragte ich Goethe noch nach verschiedenen Einzelheiten, so daß ich sie ganz wortgetreu habe wiedergeben können. Dann begleitete ich meinen berühmten Gast ins Theater und suchte einen guten Platz für ihn aus. Das war nicht leicht, denn die gekrönten

1) Kotzebue wurde allerdings von Paul I. nach Sibirien verbannt, aber schon i. J. 1800 und auch nur auf kurze Zeit, denn der Zar begnadigte ihn schon zu Anfang des folgenden Jahres und ernannte ihn zum Hofrat mit einer reichen Dotation.

2) S. dagegen oben S. 325 M.

Digitized by Google

und regierenden Häupter saßen in der ersten Reihe, hinter ihnen, in der zweiten, die Erbprinzen, die mediatisierten Fürsten, und dann kamen die vielen Minister, Marschälle, Generäle und sonstigen hohen Staatsbeamten, alle in großer Uniform mit Ordenssternen und Federhüten .... es war wirklich nicht durchzukommen. Ich rief Dazincourt[1]) zu Hilfe, und dieser placierte Goethe nach Wunsch, dicht hinter verschiedene Hoheiten und Durchlauchten."

S. 324 sagt Talleyrand: „Goethe hatte den ihm gegebenen Auftrag prompt ausgeführt; Wieland war von Weimar herübergekommen, und Napoleon ließ beide zum Frühstück einladen. Er hatte an jenem Tage viele Gäste, unter denen ich auch den Fürst-Primas bemerkte." — Diese zweite Erfurter Audienz scheint Talleyrand irrtümlich vor Napoleons Besuch in Weimar gelegt zu haben. Sie müßte dann am 3. oder 4. Oktober stattgefunden haben, da Goethe am 4. „nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters" gereist zu sein berichtet.

S. 325flg. „Monsieur Wielan, wir Franzosen sind große Verehrer Ihrer Schriften, denn Sie haben ja den Agathon und Oberon geschrieben. Wir nennen Sie bei uns den deutschen Voltaire." — „Sire, dieser Vergleich ist für mich sehr schmeichelhaft, aber jedenfalls sehr übertrieben; er ist wohl nur der Beweis einer wohlwollenden Gesinnung." — „Sagen Sie mir, Monsieur Wielan, weshalb haben Sie Ihren Diogenes, Ihren Agathon und Ihren Peregrinus in einer so doppelsinnigen Form geschrieben, die den Roman in die Geschichte und die Geschichte in den Roman hineinspielen läßt? Ein so bedeutender Mann wie Sie, sollte doch jede Richtung allein und für sich behandeln. Eine derartige Vermischung bringt leicht Verwirrung hervor. Deshalb sind wir auch in Frankreich gar keine großen Freunde des Dramas. Was ich da sage, ist wohl etwas gewagt, denn ich habe hier bedeutende Kenner vor mir, und diese Äußerung richtet sich ebensogut an Monsieur Göth, wie an Sie." — „Sire, ich verstehe; Ew. Majestät wollen auf der Bühne nur Tragödien und Lustspiele, und doch besitzt gerade die französische Bühne sehr wenig Trauerspiele, in denen nicht Roman und Geschichte vermischt sind. Ich befinde mich hier übrigens auf einem Terrain, wo mein Freund Goethe zu antworten hat, und ich bin überzeugt, daß er sehr gut antworten wird. Was mich betrifft, so wollte ich mich in den Lehren, durch die ich einigen Nutzen zu stiften hoffte, gern an die Geschichte anlehnen. Ich wünschte, meine Beispiele aus der Geschichte den Menschen recht zugänglich und nachahmungswert zu machen, und

---

1) Direktor der Comédie française.

Digitized by Google

nahm deshalb zu dem Romantischen meine Zuflucht. Die Gedanken der Menschen, Sire, sind oft viel besser als ihre Handlungen, und gute Romane sind oft viel besser als die Menschen überhaupt. Voltaires Jahrhundert Ludwigs XIV. und Fénélons Telemach, dort die Geschichte, hier der Roman, enthalten beide in ihrer Art die besten Lehren, sowohl für die Könige wie für die Völker. Auch mein Diogenes ist ein reiner Mensch, wenngleich er nur in einer Tonne wohnt." — „Schon recht, Monsieur Wielan, aber vergessen Sie dabei nicht, daß diejenigen, welche die Tugenden immer nur im Ideal schildern, leicht den Glauben erwecken können, daß die Tugenden selbst nur Chimären sind. Gerade die Geschichtschreiber haben nur zu oft die Geschichte verleumdet und entstellt."

Nach diesem Schlußsatz wäre nun wahrscheinlich in der bis jetzt ziemlich abstrakten Unterredung sehr bald Tacitus erschienen, wenn nicht statt seiner der General Nansouty erschienen wäre, der die aus Paris eingetroffenen Depeschen und Briefe überbrachte. Da war natürlich die Audienz zu Ende.

Der Fürst-Primas empfahl sich, und Wieland und Goethe desgleichen, die der Fürst zu Tische geladen hatte, und er bat mich, nachzukommen, denn ich mußte noch bleiben.

Wieland eilte in seine Wohnung, um die Unterredung mit Napoleon sofort niederzuschreiben; er war ein schlichter, anspruchsloser Mann, und wußte nicht, ob er dem Kaiser gut oder schlecht geantwortet hatte. Bei Tische las er uns seine Notiz vor; sie stimmte völlig mit meiner obigen Schilderung überein. Alle schönen und großen Geister von Weimar, die sich in Erfurt befanden, waren bei diesem Diner zugegen."

S. 331 flg. Der Hofball[1]) nach dem Theater war überaus prächtig und wurde durch viele schöne junge Damen verherrlicht. Der Imperator befand sich in der besten Laune und ging durch den großen, brillant erleuchteten und kostbar ausgestatteten Saal in Begleitung des Kammerherrn von Müller, der ihm die hervorragenden Persönlichkeiten, Herren wie Damen, nennen mußte, denn Napoleon interessierte sich für alles. Auch auf solchen Bällen und Festlichkeiten hatte er seine besonderen Gewohnheiten und besprach oft mitten unter Musik und Tanz die ernstesten Dinge. Sogar am Spieltisch legte er plötzlich die Karten hin, um irgend eine wichtige politische Frage zu erörtern. Er wollte vermutlich dadurch zeigen, daß er über den banalen Vergnügungen der Menschen erhaben sei und von ihnen unberührt bleibe.

1) Am 6. Oktober nach der Aufführung von Voltaires Tod Caesars. M.

Digitized by Google

Nach seinem Rundgang, auf welchem er noch der einen und anderen hübschen Dame ein Kompliment gesagt hatte, zog er sich in einen anstoßenden kleineren Saal zurück und bat den Kammerherrn von Müller, Goethe und Wieland zu holen. Beide erschienen alsbald, von mehreren Herren, die zur Akademie gehörten, gefolgt. Goethe bat den Kaiser um die Erlaubnis, ihm dieselben vorstellen zu dürfen. Napoleon wandte sich darauf an Goethe mit der Frage: „Eh bien, Monsieur Göth, sind Sie mit unseren Theatervorstellungen zufrieden?“ — „Ausnehmend, Sire!“ — „Sind denn die anderen Herren nicht da gewesen?“ — „Nur in der heutigen Vorstellung, Sire, in Erfurt waren sie nicht.“ — „Das thut mir leid; ein schönes Trauerspiel ist doch ein wahrer Genuß und zugleich eine vortreffliche Schule für höher gebildete Menschen. Von einem gewissen Standpunkt aus könnte man sagen, daß ein Trauerspiel über der Geschichte steht;[1]) jedenfalls hinterläßt es einen gewaltigeren Eindruck, und auch das erscheint mir richtig, daß viele Menschen zusammen und auf einmal diesen Eindruck erhalten. Ein Geschichtswerk, das man allein und für sich liest, kann eine solche Wirkung niemals haben. Das bringt mich“ — jetzt war er endlich auf sein Steckenpferd gekommen — „auf Tacitus, den Sie alle so hoch stellen, und aus dem ich wenig oder nichts gelernt habe. Ich wüßte keinen anderen Historiker, der die Menschheit so verleumdet und verkleinert hat, wie er. In den einfachsten Handlungen sucht er immer nach verbrecherischen Motiven.[2]) Aus allen Kaisern macht er vollendete Schurken und schildert sie so, daß wir den Geist des Bösen, von welchem sie durchdrungen sind, und sonst nichts bewundern müssen. Man hat mit Recht gesagt, daß seine Annalen nicht eine Geschichte des Kaiserreiches sind, sondern eine Geschichte der römischen Kriminalgerichte. Nichts wie Anklagen und Angeklagte, Verfolgungen und Verfolgte, und Leute, die sich im Bade die Adern öffnen. Er spricht beständig von Denunziationen und ist selber der größte Denunziant. Und dabei welch ein Stil! Immer unklar und dunkel, oft die völlige Nacht. Ich bin allerdings kein großer Latinist, aber in den zehn oder zwölf italienischen und französischen Übersetzungen, die ich von ihm gelesen habe, tritt diese Unklarheit und Dunkelheit überall hervor, so daß ich wohl daraus schließen darf, daß sie ihm eigentümlich ist, wie sein sogenanntes Genie und sein Stil; er kann sich aber nicht anders ausdrücken, weil er nicht anders empfinden kann. Ich habe ihn oft loben hören, weil er den Tyrannen Furcht einjagt, aber er läßt die Könige sich vor den Völkern fürchten, und das

1) Sollte Napoleon Lessings Dramaturgie oder wenigstens die betr. Stelle gekannt haben? M.

2) Man glaubt, Adolf Stahr u. a. zu hören.

Digitized by Google

ist ein großes Übel, gerade für die Völker. Sagen Sie, habe ich nicht recht, Monsieur Wielan? Doch ich komme ungelegen, denn wir sind hier nicht auf dem Ball, um von Tacitus zureden. Sehen Sie doch, was der Kaiser Alexander für ein graziöser Tänzer ist!" —

„Sire", entgegnete Wieland, „ich weiß allerdings nicht, weshalb wir Gelehrten uns hier auf diesem Balle befinden, aber das weiß ich, daß Ew. Majestät mich in diesem Augenblicke sehr glücklich machen" — „Gut, Monsieur Wielan, bitte, dann antworten Sie mir auch." — „Sire, nach dem, was Sie soeben gesagt haben, möchte ich fast vergessen, daß ich vor dem Kaiser stehe; Ew. Majestät sind ja auch ein Akademiker, und ich weiß, Sire, daß Sie diesen Titel nicht geringschätzen, denn ich erinnere mich, daß Ew. Majestät in Ägypten manchen Brief unterzeichnet haben: Bonaparte, kommandierender General und Mitglied des Instituts. Gestatten Sie mir deshalb, Sire, nur dem Akademiker zu antworten! Neulich in Erfurt konnte ich mich nur schwach gegen Ihre strenge Kritik meiner eigenen Werke verteidigen; vielleicht gelingt es mir heute mit dem Tacitus besser. Ich räume ein, daß sein Hauptzweck war, die Tyrannen zu strafen, aber wenn er sie anklagt, so hat er dabei nicht ihre Sklaven im Auge, die sich ja nur gegen ihn empören würden, um einem anderen Tyrannen anheimzufallen, sondern er klagt sie vor der ewigen Gerechtigkeit an und vor dem gesamten Menschengeschlechte, und das Menschengeschlecht wird hoffentlich so lange dauern, um durch Prüfungen zu jenem höheren Verständnis zu gelangen, das allen Leidenschaften Schweigen gebietet." — „Ich weiß", sagte der Kaiser, „so reden alle unsere Philosophen. Aber gerade dieses höhere Verständnis suche ich und finde es nirgends." — „Sire, erst in neuerer Zeit hat Tacitus so viele Leser gefunden, und das gereicht dem menschlichen Geist zur Ehre; es ist ein Fortschritt in der Erkenntnis, denn jahrhundertelang wollten die Gelehrten nichts von ihm wissen, und auch die Höfe nicht. Alles, was sklavisch gesinnt war, fürchtete ihn. Doch seitdem Ihr großer Racine ihn den ersten Geschichtschreiber des Altertums genannt hatte, haben Ihre Universitäten und auch die unsrigen sich gesagt, der Ausspruch könne vielleicht wahr sein. Ew. Majestät behaupten, daß Ihnen bei der Lektüre des Tacitus immer nur Ankläger, Mörder und Räuber begegnet seien; aber Sire, in der Zeit, welche Tacitus schildert, bestand das römische Reich, das von Ungeheuern regiert wurde, fast nur aus solchen Menschen. Sein Vorgänger, der edle und anmutige Titus Livius, zeigt uns die gewaltige Republik an der Spitze ihrer siegreichen Legionen; der ernstere Tacitus, sein Nachfolger, mußte sich an die Kriminalgerichte halten (wie Ew. Majestät sich auszudrücken geruhten), denn dort fand er die gesamte Geschichte des römischen Kaiser-

Digitized by Google

reiches. Nur dort, ruft Tacitus mit erhobener Stimme, sieht man, wie in diesen entarteten und beklagenswerten Zeiten Fürsten und Völker, die doch sonst in ihren Anschauungen und Wünschen sich diametral entgegenstehen, sich in einem Gedanken begegnen, nämlich in der gegenseitigen Furcht vor einander. Da wird schließlich alles zum Kriminalprozeß, und der Tod, den die Centurionen und die Henker austeilen, überbietet an Zahl den Tod nach dem natürlichen Gesetz des Menschenlebens. Sire, Suetonius und Dio Cassius erzählen eine weit größere Menge von Verbrechen und Schandthaten; aber ihr Griffel ist matt und stumpf, der Griffel des Tacitus dagegen ist wie ein scharfer, spitziger Pfeil. Und doch ist er nicht unerbittlich, wie es auch die Gerechtigkeit nicht sein soll. Sowie er etwas Gutes zu melden hat, selbst von der grauenhaften Regierung eines Tiberius, dann weist er uns eindringlich hin auf diesen Lichtblick, damit wir uns an dem Glanze desselben erfreuen. Sogar für den blutigen Narren Claudius findet er noch ein flüchtiges Wort des Lobes. Und seine Unparteilichkeit, die erhabenste Eigenschaft der Gerechtigkeit, erstreckt sich auf alles, auf die Republik, wie auf das Kaiserreich, auf die Fürsten und Großen, wie auf die Bürger und die Kleinen. Folgt man dem Fluge seines Geistes, so glaubt man, die Republik sei sein Ideal, vorzüglich, wenn man ihn von Brutus, Cassius und Kodrus reden hört, für die sich unsere Jugend so gern begeistert; aber wenn er dann wieder von den guten Kaisern spricht, welche die scheinbaren Gegensätze, Monarchie und Freiheit, so glücklich zu vereinigen gewußt haben, dann sieht man doch, daß er diese Regierungsform für die beste und segensreichste hält, die den Menschen zu teil werden kann."

Der Fürst-Primas war während des Gesprächs unvermerkt näher getreten, die anderen Akademiker folgten ihm leise nach, und endlich standen sie alle mit hellen und freudigen Blicken um Wieland herum, der noch die folgenden Schlußworte sagte: „Wenn es wahr ist, Sire, daß die Tyrannen durch das verdammende Urteil des Tacitus schon genügend bestraft sind, so ist es in noch weit höherem Maße wahr, daß die guten Fürsten sich reichlich belohnt fühlen, wenn er uns ihr edles Bild im Glanz ihres Ruhmes vorführt." — „Ei, ei Monsieur Wielan", rief der Kaiser, „da habe ich ja in Ihnen, ohne daß ich es ahnte, einen starken Gegner gefunden, und ich muß gestehen, Sie wissen Ihre Waffen gut zu gebrauchen. Aber ich glaube, Sie wußten es vorher, daß ich kein Freund von Tacitus bin. Stehen Sie vielleicht mit dem Historiker Johannes von Müller in Korrespondenz, den ich damals in Berlin gesehen habe?" — „Ja, Sire, wir sind befreundet." — „Und, nicht wahr, er hat Ihnen über den Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung

Digitized by Google

geschrieben?" — „Das ist der Fall, Sire", entgegnete Wieland mit einer geradezu liebenswürdigen Offenheit, „und von ihm weiß ich auch, daß Ew. Majestät gern über Tacitus sprechen und kein sonderlicher Freund von ihm sind." — „O, Monsieur Wielan", sagte der Kaiser in scherzhaftem Ton, „ich gebe mich noch gar nicht gefangen; nein, nein, soweit sind wir noch nicht. Ich gehe morgen nach Erfurt zurück; vielleicht können wir dort unsere Diskussion wieder aufnehmen. Ich habe in meinem Arsenal noch allerlei Waffen, um Ihnen zu beweisen, daß Tacitus doch der Mann nicht ist, wie Sie ihn schildern. Ich bleibe dabei, er hat die inneren, tiefer liegenden Ursachen der Ereignisse nicht klar genug entwickelt und ihre geheimnisvolle Wechselwirkung untereinander nicht genug hervorgehoben, um der Nachwelt den Weg zu einem richtigen Urteil über die Regierungen und Völker zu zeigen."

Damit schloß der Kaiser diese interessante Unterredung; er sagte nur noch zu Wieland mit einem überaus freundlichen Blick, daß er das Vergnügen, sich mit ihm unterhalten zu haben, bei den Damen im Ballsaal schwer werde büßen müssen, und eilte mit dem Fürst-Primas hinüber. Man sah, wie er einige Augenblicke der hübschen Quadrille zuschaute, die gerade aufgeführt wurde; er ging auch zu der Herzogin, als der Dame des Hauses, sagte ihr verbindliche Worte über die schöne Anordnung des prächtigen Festes und zog sich dann schnell in die für ihn bestimmten Gemächer zurück. Von den Akademikern waren die jüngeren sofort nach Hause geeilt, um die Unterredung Napoleons mit Wieland niederzuschreiben, in der Besorgnis, durch eine längere Verzögerung vielleicht einige von den kostbaren Worten zu verlieren.

Der nächste Tag war für unsere Rückkehr nach Erfurt festgesetzt, und schon am frühen Morgen, vor sieben Uhr, ließ sich der Kammerherr von Müller melden, um mir den Bericht des gestrigen Abends zu zeigen. Er war sehr gut abgefaßt; ich änderte nur einige Ausdrücke und erbat mir zugleich eine Abschrift des Schriftstückes, das, wie ich hörte, im Archiv der Akademie niedergelegt werden sollte."

Schließlich nur noch die Bemerkung, daß das Urteil über obige Berichte Talleyrands auch wesentlich beeinflußt werden muß und wird durch das Endurteil, welches die Geschichtsforschung über die Zuverlässigkeit seiner Memoiren überhaupt fällen wird. Und diesmal werden den Gang der Wissenschaft nicht bloß die Forscher, sondern auch viele, viele Gebildete und nicht bloß in Frankreich und Deutschland mit dem Buch in der Hand begleiten und verfolgen.

Digitized by Google

Heidenröslein.

Von **Woldemar Freiherr von Biedermann** in Dresden.

Zu der in dieser Zeitschrift (4. Heft S. 338—351) von Dunger unternommenen Widerlegung des früheren Aufsatzes von Hildebrand über Goethes „Heidenröslein" (2. Heft) ist noch einiges nachzuholen, und zwar namentlich daß — was in allen mir darüber vorliegenden Schriften, auch in den „Lesarten" der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken (I, 371) übersehen worden ist — Verschiedenheiten zwischen dem ersten Drucke in Herders „Von deutscher Art und Kunst" und dem Druck in Goethes Werken bezüglich der rein sprachlichen Abweichungen fast nicht bestehen; denn wenn man meint, daß an letzterer Stelle zunächst „Knabe sprach" und „'s Röslein sprach" Änderungen Goethes seien, so ist das irrig. Man läßt dann außer Acht, daß Herder die von ihm in dem Text des Liedes angenommene Fassung schon als Änderungen gegen die ursprünglichen bezeichnet. Er sagt, nachdem er das von ihm „Fabelliedchen" überschriebene „Heidenröslein" mitgeteilt hat: „Und noch muß ich Ihnen eine Änderung des lebendigen Gesanges melden. Der Vorschlag thut bei den Liedern des Volks eine so große und gute Wirkung, daß ich aus deutschen und englischen alten Stücken sehe, wie viel die Minstrels darauf gehalten, und er ist nun noch im Deutschen wie im Englischen in den Volksliedern meistens der dunkle Laut von the in beidem Geschlecht (**de Knabe**) **'s** statt **das** (**'s Röslein**) und statt **ein** ein dunkles **a** und was man noch immer in Liedern mit ' ausdrücken könnte. Das Hauptwort bekommt auf solche Weise immer weit mehr poetische Substantialität und Persönlichkeit.

'Knabe sprach
's Röslein sprach u. s. w.

in den Liedern mit mehr Accent." Also lauter Abweichungen, die später Goethe gegen Herders Schlimmbesserungen nur wiederhergestellt hat.

Da außerdem Suphan (Arch. f. Litteraturgeschichte V, 90) berichtet, daß Herder auf einen Zettel „jedenfalls vor 1779" geschrieben habe: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", also ebenfalls gerade so, wie später bei Goethe, so hat dieser für den Druck in den ‚Schriften' auch insoweit gegen den ursprünglichen Text nichts geändert.

Es ist keinesfalls anzunehmen, daß Herder selbst das Lied im „lebendigen Gesange" vernommen habe, da er beim zweiten Abdruck im II. Teil seiner „Volkslieder" (1779) bemerkt, er habe es „aus der mündlichen Sage"; nur hier drückt er sich so aus, während er über das 1. Stück des I. und das 24. Stück des II. Teiles sagt: „Aus dem Munde des Volkes".

Digitized by Google

Es kann aber umsoweniger in Zweifel gezogen werden, daß das Gedicht der Herderschen Drucke aus Goethes Händen gekommen sei, als nach einer Mitteilung von Haym Herders Briefe über Ossian, in denen das „Haidenröslein" vorkommt, 1771 geschrieben sind, also unmittelbar nach der Zeit der Bekanntschaft mit Goethe, mit dem er in Pflege der Volksliederkunde zusammentraf.

Aber unerachtet dieser Verringerung der Verschiedenheiten zwischen Herders Drucken und der Fassung in Goethes Werken würde die Aufnahme eines fremden Gedichts, als ob es ein eigenes wäre, auf Grund so geringfügiger Änderungen, wie stattgefunden haben, bei Goethe ohne Beispiel sein, und es ist unzulässig, den vereinzelten Vorgang ohne zwingende Gründe zu behaupten. Dagegen hat Goethe mehrere Gedichte früherer Zeit bei Aufnahme in die Werke abgeändert; so z. B. „Die Nacht" —, „Das Glück" — „Hochzeitlied" — „Der König in Thule" — „An den Mond".

Die sonach gebotene Rücksichtnahme auf Parallelen in Goethes Dichterleben läßt nicht allein Hildebrand, sondern in Nebenpunkten auch Dunger vermissen, was ich um so weniger ungeahndet hingehen lassen kann, als ich in meinen „Goethe-Forschungen. Neue Folge"[1]) Seite 331 bis 339 schon nachdrücklich darauf hingewiesen habe, dies aber bei den Genannten unbeachtet geblieben, folglich ein erneuter Hinweis nicht durchaus überflüssig ist.

Erstens behauptet Dunger abermals, daß weder Goethe noch Herder absichtlich eine Täuschung dadurch begangen hatten, daß „Heidenröslein" zuerst als Volkslied ausgegeben wurde, weil nämlich der Unterschied zwischen Volksliedern und volkstümlichen Liedern damals noch nicht festgestanden habe. Dies im allgemeinen zugebend, habe ich doch nachgewiesen, daß sowol Herder wie Goethe sehr gut diesen Unterschied eingesehen hatten. Wie man vertreten will, über meine bündigen Darlegungen hinwegzuhuschen, weiß ich nicht.

Um die Annahme zu begründen, daß Goethe wohl sein „Heidenröslein" Herdern als Volkslied untergeschoben haben könne, habe ich Thatsachen über Goethes häufiges Versteckspielen bei seinen Dichtungen angeführt — Thatsachen, wohl zu merken! nicht Vermutungen, wie sie Dunger namentlich S. 347 aneinanderreiht — und könnte sie allenfalls noch ergänzen durch Verweisung auf die Mystifikationen, die er mit seiner Person vornahm, indem er sich z. B. bei Plessing unter falschem Namen einführte, unter angenommenem Namen und mit geheim gehaltenem Reiseziel nach Italien ging und dergleichen. Und was Herder anlangt, so scheint es zwar für sein mangelhaftes Verständnis des Begriffs eines Volksliedes entscheidend, daß er in seine Sammlung von Volksliedern viele Gedichte aufgenommen

1) Leipzig, F. W. v. Biedermann, 1886.

Digitized by Google

hat, die nichts weniger als Volkslieder sind, aber es darf nicht übersehen werden, daß er diese Vermengung berichtigte, indem er den Titel des II. Teils der „Volkslieder" durch den Zusatz „Nebst untermischten anderen Stücken" vervollständigte. Sonach ist auch die Aufnahme von Goethes Ballade „Der Fischer" in diesen II. Teil gerechtfertigt. Bezüglich des „Heidenrösleins" jedoch hat Herder durch die Bemerkungen, mit denen er das Lied in „Deutscher Art und Kunst" begleitet, unzweideutig zu erkennen gegeben, daß er es für ein wirkliches Volkslied halte, oder hat andernfalls gelogen; denn ein „älteres" deutsches Lied konnte er es nicht nennen, wenn er wußte, daß es von Goethe herrühre und er das Verhältnis zur wahren Quelle kannte. Es wäre das wenigstens ein Sprachmißbrauch, der einer wissentlichen Unwahrheit gleichkäme. Aber durch die Mitteilung der Varianten, die, wie Herder sagt, das Lied „im lebendigen Gesange" aufweise, bezeugt er in nicht mißzuverstehender Weise, daß es ihm als ein im Volke lebendes, ihm unmittelbar aus dem Munde genommenes Lied zugegangen sei. Andernfalls wäre auch das Verschweigen von Goethes Namen unerklärlich, den Herder ja beim „Fischer" nicht unterdrückte, während er bei Goethes Übersetzungen aus dem Morlakischen und aus Ossian wenigstens hinzufügte, daß sie nicht von ihm selbst seien.

Obwohl ich nun der Ansicht war und bin, daß „Heidenröslein" Herdern in der That als wirkliches Volkslied mitgeteilt worden sei, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß auch Herder zu Zweifeln über die Zuverlässigkeit seiner Angaben anderweit Anlaß gegeben hat. So in Bezug auf die Verfasserschaft in der hier mit in Rede stehenden Schrift „Von Deutscher Art und Kunst". Sie enthält fünf Abhandlungen, von denen nur die zwei ersten von Herder sind und zwar — ein schönes Beispiel seiner verschwommenen Ausdrucksweise — weder von deutscher Art noch deutscher Kunst handeln und nur nebenbei das deutsche Volkslied streifen. Die zwei letzten Abhandlungen sind von anderen Verfassern, die namhaft gemacht werden. Hiernach müßte man annehmen, daß die mittlere Abhandlung, da deren Verfasser nicht genannt ist, ebenfalls vom Herausgeber sei; sie bringt aber Goethes „Von deutscher Baukunst", kurz vorher bereits selbständig erschienen, aber ebenfalls ohne Namen, und da Goethe damals im deutschen Schrifttum noch völlig unbekannt war, der allerdings auch nicht genannte Herausgeber der Schrift „Von deutscher Art und Kunst" aber nicht verschwiegen blieb, so war der Mangel einer Andeutung über den Verfasser der dritten Abhandlung denn doch ein Mangel an ehrlicher Offenheit, die auch Friedrich August Wolf bekanntlich in Betreff der Ausbeutung seiner Homerhypothese Herdern schuldgab.

Digitized by Google

Unter allen Umständen liegt daher, sei es von Goethes, sei es von Herders Seite, eine wissentliche Täuschung vor, indem „Heidenröslein" für ein wirkliches Volkslied ausgegeben wurde.

Merkwürdigerweise erhebt Dunger noch in einem anderen Punkte gegen mich einen Widerspruch, der eigentlich mit dem bisher besprochenen Widerspruch in Widerspruch steht, was ich dem Genannten auch schon früher vorgehalten habe und leider nun wiederholen muß. Könnte dieser Punkt vielleicht als bloßer Wortstreit gedeutet werden, so kann ich doch Dunger damit nicht durchschlüpfen lassen, da aus Worten Folgerungen abgeleitet werden, die hier zu Verkennung von Goethes Weise des Dichtens führen können. Dunger leugnet nämlich, daß „Heidenröslein", wie ich gesagt, ein „dichterisch abgerundeter Auszug" aus dem Volkslied bei Aelst und Uhland sei, indem er es vielmehr für Goethes „eigene freie Schöpfung" (S. 346) erklärt. Damit hebt er geradezu wieder auf, was er vorher über die Berechtigung Herders und Goethes, „Heidenröslein" ein Volkslied zu nennen und zu verschweigen, daß es von einem wenigstens 1776 sehr bekannten Dichter „geschaffen" sei, behauptet hat. Hätte ich den Ausdruck: „ein dichterisch abgerundeter Auszug" so kahl hin gebraucht, dann würde ich ihn als nicht glücklich gewählt preisgeben; allein ich habe vorher die Weise, in der Goethe jenes Volkslied benutzt, näher dargelegt und durfte daher in der Schlußzusammenfassung die angeführte kurze Bezeichnung, ohne Mißverständnis zu befürchten, ganz wohl wählen. Daher bin ich befugt, entschieden Verwahrung dagegen einzulegen, daß ein Widerspruch auf einige Worte gestützt werde, ohne Rücksicht auf deren aus dem Zusammenhange sich ergebenden Sinn.

Wenn das Verständnis der Handlungen und Äußerungen eines Menschen in Frage kommt, liegt die Gefahr nahe, eigner persönlicher Auffassung der Sache überwiegenden Einfluß zu gestatten; zu Verhütung daraus entstehender Mißdeutungen ist es bekanntlich erforderlich, die Eigentümlichkeiten dessen, um dessen richtiges Verstehen es sich handelt, nach allen Seiten hin zu erforschen. Zu den Eigentümlichkeiten Goethes gehörte, daß er sich zum Dichten gern durch Dichtungen anderer bestimmen ließ — entweder so, daß er aus Dichtungen, die in der Entwickelung des in ihnen erkennbaren Trefflichen zurückgeblieben waren, das Treffliche in einer Neudichtung verwertete, oder aber solchen Dichtungen, die durch ein Gebrechen seinen Widerspruch reizten, eine andere entgegensetzte. Diese Eigentümlichkeit habe ich öfters als seine „produktive Kritik" bezeichnet, und ein leichtfertiges Absprechen, das ich deshalb erfuhr, veranlaßte mich, unter dieser Überschrift eine Anzahl von Beispielen solcher produktiven Kritik aus Goethes Dichtungen zusammen-

Digitized by Google

zustellen. (Wissenschaftl. Beil. der Leipz. Zeitung. 1888, Nr. 128.) Darin ist bezüglich derjenigen Beispiele, die auf Dichtungen nach Volksliedern beruhen, auf den Aufsatz „Goethe und das Volkslied" in der Neuen Folge meiner „Goethe-Forschungen" verwiesen, worin mehrere Volkslieder vorgeführt werden, aus denen Goethe einen Kerngedanken herausgriff, Abschweifendes und Ungeschicktes ausschied und dadurch ein Gedicht hervorbrachte, das den ersten Urhebern dunkel und unreif vorgeschwebt hatte, wobei er zwar wohl auch etwas ganz Neues schuf, meist aber sich an die Vorlage soweit anschloß, als es ohne Gefährdung der dichterischen Selbständigkeit der Neudichtung möglich war. Im „Heidenröslein" hat Goethe, wie ich in jenem Aufsatze ausgeführt, aus einem verzwickten Volksliede von sieben Strophen vier, mit Ausnahme einzelner Ausdrücke, ganz unbeachtet gelassen und nur aus der zweiten, dritten und vierten Strophe das Bild einer, trotz ihrer Dornenwehr gebrochenen, endlich in ihre Bestimmung sich ergebenden Rose entnommen und in seinem Liede dargestellt. Das konnte ich mit Fug und Recht einen dichterisch abgerundeten Auszug nennen. Dunger bemäkelt dies mit dem Vorhalt, daß das fragliche Volkslied, wie aus der Schlußstrophe hervorgehe, ein Abschiedslied sei. Dieser Einwand trifft mich aber gar nicht; denn ich habe eben nicht gesagt, daß Goethe das ganze Volkslied seinem Gedichte zu grunde gelegt habe, sondern nur die bezeichneten drei Strophen.

In ganz ähnlicher Weise ist Goethe mit einem anderen Gedicht verfahren. In einem Briefe an Frau v. Stein aus dem Juni 1786, der im II. Bande der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" S. 1 abgedruckt ist, schrieb er einige Verse, welche in der Hauptsache aus anderthalb Strophen, entnommen der zweiten und vierten Strophe des siebenstrophigen Gedichts „Chymische Hochzeit" von Johann Valentin Andreä besteht und worin er ein paar Änderungen angebracht hat, die zwar nicht umgestaltend wie im „Heidenröslein", immerhin aber selbständig eingreifen.

Zum Schluß gedenke ich noch eines hübschen Beispiels parodistischer Satire aus Goethes frühester Zeit, und zwar allerdings in bezug auf ein Gedicht, als dessen Verfasser Goethe nicht urkundlich beglaubigt, nichtsdestoweniger aber mit Gewißheit anzusehen ist. Goethe erzählt in dem bekannten Bruchstück über das Leipziger Theater in seinen Studienjahren — das nach seinem Tode in den letzten (60.) Band seiner Werke, Ausgabe letzter Hand, aufgenommen worden ist —, daß die, bei der Kochischen Schauspielergesellschaft in Leipzig beschäftigte Schauspielerin Caroline Schulze ihn besonders angezogen und vorzüglich in Weißes „Romeo und Julie" entzückt habe; er schließt die Mitteilung mit den Worten: „sie hatte durch ihre tragischen Tugenden uns dergestalt gewonnen, daß wir sie in keiner mindern Rolle, am wenigsten aber als

Digitized by Google

Tänzerin sehen wollten und sie davon in kleinen ausgestreuten Versen abzumahnen gedachten". Dabei ist zu bemerken, daß Goethe sich hier schonend ausdrückte; denn es wurde allgemein befunden, daß die Schulze nichts weniger als anmutig tanzte.

Nun finden sich in der „Sammlung theatralischer Gedichte (Erste Sammlung. Leipzig 1776)" unter Gedichten an Schauspielerinnen der Kochischen Truppe, namentlich an die Frauen Koch, Steinbrecher und Starke, auch einige an die Schulze, und darunter ist eins ohne Namen des Verfassers, aus acht kleinen Versen bestehend, deren Inhalt in obige Erzählung Goethes aufgeht, und das auch durch seinen Platz — da es unmittelbar vor dem Gedicht steht, das Professor Clodius der Schulze bei ihrem Abgange von Leipzig widmete — auf Goethes Studienzeit hinweist. Es ist dieses:

O Du, die in dem Heiligtum
Der Grazien verdient zu glänzen,
Auch ohngebeten krönt der Ruhm
Dich mit den besten Kränzen.

Doch soll des Lobes Melodie
Dir immer gleich erschallen,
So gieb Dir nicht vergeb'ne Müh
Durch Tanzen zu gefallen.[1])

Was aber die Verfasserschaft Goethes unzweifelhaft sichert, ist, daß diese Verse ebenso, wie Goethe sich über die hochtrabenden Festgedichte des Professor Clodius durch das Lobgedicht an den Kuchenbäcker Händel lustig machte, an diejenigen Verse spottend anknüpfen, welche die Schulze in Kupfer gestochen bei ihrem ersten Auftreten in Leipzig verteilte, um sich und ihren Bruder damit zu empfehlen. Sie lauteten:

Stadt, wo in ihrem Heiligthum
Geschmack und Einsicht glänzen!
Wen du erhebst, krönt wahrer Ruhm
Mit ewig grünen Kränzen.
Laß deines Lobes Melodie,
Laß sie auch uns erschallen.
Süß wird der Fleiß und leicht die Müh;
Befeuret ihn, belohnet sie
Das Glück dir zu gefallen.

Hier ist einleuchtend Goethische produktive Kritik!

---

1) Da die Schulze am 22. April 1767 als Cenie im gleichnamigen Schauspiel der Frau v. Graffigny, sowie in einem Ballet erstmalig in Leipzig auftrat und am 27. desselben Monats als Julie Capellet, so dürften die Verse von Goethe an letzterem Tage oder gleich darauf, nicht erst am 6. Mai, wie ich in den „Goethe-Forschungen, Neue Folge" S. 195 annahm, geschrieben sein.

Digitized by Google

Zur Lehre vom „zusammengezogenen“ Satze.

Von Gustav Burghauser in Prag-Karolinenthal.

Mag man zu Kern's Anhängern oder zu seinen Widersachern zählen, eines wird man seinem Buche „Die deutsche Satzlehre“ II., Berlin 1888, zugestehen müssen, daß es eine Fülle neuer Anregungen enthalte und für die Satzlehre durch Zugrundelegung lediglich des formalen Prinzips einen einheitlichen didaktischen Aufbau anstrebe. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Ansichten Kern's durchaus auf fortschrittlich wissenschaftlicher Unterlage ruhen, ob sie in allen Stücken jener psychologischen Untersuchungsweise standhalten, welche sprachwissenschaftlich die einzig berechtigte ist, und deren Methode und Ziele bisher Hermann Paul in seinem bekannten Buche „Prinzipien der Sprachgeschichte“ II, Halle 1886, am klarsten und überzeugendsten dargelegt hat.

Bloß ein Kapitel der deutschen Satzlehre möchte ich hier kurz erörtern; eigentlich nicht nur der deutschen Satzlehre. Denn die Probleme der wissenschaftlichen Syntax sind ja in allen Sprachen dieselben, wie die psychologischen Grundverhältnisse dieselben sind und ihre formalsprachliche Ausgestaltung in ganz verschiedenen Sprachen eine oft überraschende Homogenität aufweist.

Mit Recht zieht Kern (S. 125 flg.) gegen den sogenannten zusammengezogenen Satz zu Felde. Man wird seine Gründe gelten lassen müssen, und sie lassen sich ausweiten und vermehren. In vielen zu dieser Satzart gestellten Beispielen wird an Entstehung aus mehreren Sätzen durch Zusammenziehung überhaupt nicht gedacht werden können: 'Kastor und Polydeukes waren Zwillinge; Karl und Robert wetteifern miteinander; Karl und Robert reichen sich die Hände; Frühling, Sommer, Herbst und Winter wechseln regelmäßig ab; die ungarische Fahne ist rot, weiß und grün u. dgl. m.' Oder man vergleiche Sätze wie 'Weder Karl noch Robert war zugegen.' Kann man richtig sagen, dieser Satz sei aus 'Karl war nicht zugegen' und 'Robert war nicht zugegen' zusammengezogen? Wollte man wirklich an Entstehung des Satzes 'Weder Karl noch Robert war zugegen' aus den angeführten Einzelsätzen festhalten, könnte höchstens von einer formalen Umbildung beider Sätze die Rede sein. Die einfache „Zusammenziehung“ könnte doch — und auch dieses bloß vorläufig zugestanden — nur lauten 'Karl und Robert waren nicht zugegen.' Eine solche formale Umbildung müßte in jedem besonderen Falle der Bildung eines solchen Satzes eine besondere sein, und es ließen sich für sie weder Regeln noch eine besondere Satzkategorie aufstellen. Und das ist auch gar nicht nötig. Denn seinem

Digitized by Google

psychologischen Zustandekommen nach ist jeder Satz der in Untersuchung gezogenen Art ein einfacher. Und auch in den zahlreichen Fällen, in denen der sogenannte zusammengezogene Satz formal wohl aus mehreren Sätzen abgeleitet werden könnte, also selbst im Falle eines logischen Schlusses, darf dies doch nicht geschehen, weil es psychologisch unrichtig wäre. Und diese Seite der Frage scheint mir Kern noch zu wenig hervorgekehrt zu haben: sie ist entscheidend. Mancher wird glauben, das Gesagte widerlegen zu können. Er wird dem Schüler etwa diese Sätze vorsagen: 'Der Elefant ist ein Dickhäuter', 'Das Flußpferd ist ein Dickhäuter', 'Das Nashorn ist ein Dickhäuter', 'Der Tapir ist ein Dickhäuter', 'Das Schwein ist ein Dickhäuter.' Dann wird er vom Schüler verlangen, alles das in einem Satze auszudrücken. Der Schüler wird unbedenklich antworten: 'Der Elefant, das Flußpferd, das Nashorn, der Tapir und das Schwein sind Dickhäuter', und der Anhänger des „zusammengezogenen“ Satzes triumphiert! Dabei ist aber folgendes übersehen. Die angeführten einzelnen Sätze drücken eine auf Elefant, Flußpferd, Nashorn, Tapir, Schwein gerichtete Einzelwahrnehmung aus — der sogenannte zusammengezogene Satz drückt aber etwas ganz anderes aus, nämlich eine Übereinstimmung der genannten Tiere untereinander, die darin besteht, daß sie eben alle Dickhäuter sind, eines wie das andere, vielleicht auch mit dem Nebengedanken, daß es keine andern Tiere mehr von der Natur der Dickhäuter gebe. Mag nun auch diese Übereinstimmung erst das Ergebnis der einzelnen Wahrnehmungen sein, so ist doch der Satz, der das Allgemeine, logisch Zusammengefaßte, ausspricht, ebenso ein einfacher Satz wie jener, der die einzelne Wahrnehmung ausdrückt. Das gilt vom formalen wie vom psychologischen Gesichtspunkte: vom formalen, weil eine neue verbale Beziehung geschaffen werden muß, vom psychologischen, weil der sogenannte zusammengezogene Satz als Satz eben auch aus fertigen Elementen sich zusammenfügt, ein gegebenes Subjekt mit dem Prädikatsbegriffe verbindet. Wollte man überall zu den psychischen Urelementen der Rede hinaufsteigen, müßte man jedes syntaktische Gebilde in die einfachsten seelischen Prozesse auflösen, es also auf die allerelementarsten Apperceptionsvorgänge zurückführen. Spreche ich den Satz 'Der Elefant, das Flußpferd, das Nashorn, der Tapir und das Schwein sind Dickhäuter' spontan aus, als Ergebnis meiner Beobachtung oder meines Studiums, so ist er ganz gewiß anders geworden als aus der Zusammenziehung jener Einzelsätze. Gebildet und fertig war die typische Vorstellung 'Dickhäuter', ebenso fertig die Vorstellung der angeführten einzelnen Tiere. Erst finde ich, daß der Elefant, das Flußpferd ꝛc. jedes für sich ein Dickhäuter sei, dann muß ich erst diese Tiere nach ihrer

Digitized by Google

Eigenschaft als Dickhäuter miteinander vergleichen — etwa auch von anderen Tieren unterscheiden — um ihre Übereinstimmung in der Eigenschaft als Dickhäuter in obigem Satze aussprechen zu können. Wollte man in aller Rede nur die Urelemente aufsuchen und gelten lassen, käme man überhaupt nicht dazu, syntaktische Typen aufzustellen, ebenso wenig als man zur Anschauung und Definition geometrischer Figuren käme, wenn man immer und in jedem Falle daran dächte, daß ein Körper aus lauter Flächen bestehe, eine Fläche aus lauter Linien, eine Linie aber aus fortlaufenden Punkten. Die Geometrie bliebe immer bei dem an sich rätselhaften Punkte stehen, die Arithmetik dürfte mit einer Potenzgröße nicht rechnen, weil diese im letzten Grunde auf Summierung zurückgehe, und die Syntax müßte bei einfachen Vorstellungen und einfacher Apperception haltmachen. Nun kann aber in einem komplizierteren Ausdruck die Potenzgröße sehr wohl Summand sein, und ebenso kann in einem komplizierteren sprachlichen Gebilde das an sich Komplexe sehr wohl als Einfaches fungieren.

Das oben angeführte Verfahren zur Kennzeichnung des „zusammengezogenen“ Satzes ist, wie durch das gesperrte verlangen schon angedeutet ist, willkürlich. Es ist weder psychologische Synthese, noch entspricht es wirklichen sprachlichen Vorgängen. Ich will die Unzulässigkeit eines solchen Beweisverfahrens durch ein Analogon veranschaulichen. Man gebe dem Schüler vier passend zugeschnittene Kugelviertel und verlange von ihm, er möge aus ihnen einen Körper bilden. Natürlich wird der Schüler die Kugel zusammensetzen. Jetzt dürfte der Lehrer sagen, die Kugel sei ein aus vier Stücken zusammengesetzter Körper, sie sei durch das Zusammenlegen solcher vier Stücke entstanden. Ein Ganzes ist aber keineswegs notwendig aus vier Vierteln oder acht Achteln entstanden, wohl aber kann ein Ganzes in vier Viertel ꝛc. geteilt oder aus solchen zusammengesetzt werden. Und so kann wohl mancher „zusammengezogene“ Satz analysiert werden, etwa zur Verdeutlichung seines Inhalts, zu logischer Schulung, aber die Natur des Satzes als eines formalen Sprachgebildes wird durch eine solche Analyse nicht bestimmt und nicht berührt.

Vermag ich so Kern darin beizupflichten, daß vom „zusammengezogenen Satz“ fürderhin nicht mehr die Rede sein dürfe, vermag ich doch dessen S. 131 gezogene Folgerung nicht gutzuheißen. Diese lautet: „Wird aber gefragt, wie man denn die Sätze bezeichnen solle, die man jetzt nach der gewöhnlichen Praxis zusammengezogene nennt, so antworte ich: man bezeichne sie so, wie es der Thatbestand (nicht eine ganz unsichere Theorie über ihre Entstehung) zeigt, nämlich als Sätze mit verdoppeltem (oder vervielfachtem) Subjektswort, Objekt,

Digitized by Google

Prädikatsnominativ ꝛc." Der Satz als formales Gebilde kann nur einfache Beziehungen haben, die Beziehung des Subjektes auf das Prädikat muß ebenso einfach sein, wie des letztern Rektion eine einfache ist. Die üblichen einfachen Fragewörter, mit welchen nach Subjekt, Objekt, Attribut und den verschiedenen Umstandsbestimmungen gefragt wird, bestätigen diese Anschauung. Es können sich also nicht zwei oder mehr Subjekte auf das Prädikat beziehen. Man kann doch auf keine Weise sagen, in dem Satze 'Weder Karl noch Robert war zugegen' sei das Subjekt verdoppelt. Auch formal wäre dies unrichtig, denn nach einem verdoppelten oder vervielfachten Subjekte müßte das Prädikat doch im Plural stehen. Oder kann man von dem Satze 'Der Fleißige rührt sich früh und spät' sagen, er enthalte eine doppelte Umstandsbestimmung? Die Adverbia sind erst untereinander zu einer ideellen Einheit verbunden, und ihre Funktion im Satze ist eine einfache, keine doppelte. Wo diese ideelle Einheit fehlt, entsteht ein Kuriosum von einem Satze. Der Satz 'Der Knabe hat Ausdauer und gesunde Augen' ist unsinnig, wenn nicht nach dem Zusammenhange der Rede oder des Gespräches ein ideelles Band die an sich unzusammenhängenden Vorstellungen 'Ausdauer' und 'gesunde Augen' verbindet; der Satz hat aber einen guten Sinn, wenn er mit Rücksicht auf eine Berufsart ausgesprochen wird, welche Ausdauer und gesunde Augen erfordert. Wenn ich in dem Satze 'Er bereist Frankreich, England und Belgien' ein dreifaches Objekt sehen wollte, müßte ich das Prädikat dreifach beziehen: 'er bereist Frankreich, er bereist England, er bereist Belgien'. Und eine solche gedachte mehrfache Beziehung eines Satzgliedes, wohin würde sie führen? Zurück zu dem eben abgethanen „zusammengezogenen" Satz. Man wird also eine andere Kennzeichnung, als sie Kern vorschlägt, suchen müssen, eine Kennzeichnung, die dem Wesen der Sache näher kommt und uns nicht wieder zu der verlassenen Theorie zurückführt. Die einfachen Beziehungsverhältnisse des Satzes dulden keine Doppelheit irgend eines Satzgliedes, mag der mit Hilfe des finiten Verbums zum Ausdruck gebrachte Gedanke noch so umständlich sein. Prüfe ich den Satz 'Weder Karl noch Robert war zugegen', so bildet 'Weder Karl noch Robert' eine geschlossene begriffliche Einheit. Ich sage nicht etwa nur, daß Karl nicht zugegen war und daß Robert nicht zugegen war, sondern ich behaupte die beiderseitige Abwesenheit Karls und Roberts, ich behaupte, daß sie in ihrer Abwesenheit übereinstimmten. Das Subjekt ist hier kein doppeltes, sondern nur eines — ein das übereinstimmende Verhältnis zweier Personen ausdrückendes. In dem Satze 'Karl, nicht aber Robert war zugegen' ist wieder ein anderes Verhältnis zweier Personen der eigentliche Subjektsbegriff.

Digitized by Google

Wir haben in beiden Fällen einheitliche Subjekte, allerdings keine an sich einfache, sondern zweigliedrige, weil zwei Vorstellungen in einem bestimmten Verhältnis zu einander das Subjekt bilden. Auch formal ist dies richtig, weil sich das Prädikat nicht nach der Anzahl der Glieder des Subjektes, sondern nach ihrem zum Ausdrucke gebrachten Gesamtverhältnisse richtet. In dem Satze 'Der Vater wie der Sohn liebt den Wein' haben wir ein zweigliedriges Subjekt, das an sich ein Verhältnis ausdrückt, das Prädikat richtet sich nach dem ganzen Subjekte, nicht nach seinen Gliedern oder Teilen, und auch der Inhalt der ganzen Aussage, die Liebe zum Weine, geht auf den Vater wie auf den Sohn. Was ich hier vom zusammengesetzten oder mehrgliedrigen Subjekte gesagt, findet analoge Anwendung auf gleichartige Objekte, Prädikatsbegriffe, Attribute und Adverbien. Ein paar Beispiele mögen dies veranschaulichen.

'Der junge und unerfahrene Mann stößt auf manche Klippe': zweigliedriges Attribut in ursächlichem Verhältnisse. Der junge Mann, der trotz seiner Jugend Erfahrungen hat, stößt vielleicht auf keine Klippe; aber der junge Mann ist meist eben seiner Jugend wegen unerfahren.

'Der Archäopteryx war Vogel und Eidechse': zweigliedrige Prädikatsbestimmung. Der Archäopteryx war kein Vogel und keine Eidechse, sondern eben eine Vogel-Echse. Das durch die Prädikatsbestimmung ausgedrückte Verhältnis ist das der Paradoxie.

'Der Grausame schont weder Mensch noch Vieh' oder: 'Der König von Thule gab alles seinen Erben, den Becher nicht zugleich': zweigliedriges Objekt. Die Frage nach demselben lautet einfach: 'Was schont der Grausame?' 'Was gab er seinen Erben?' Die Rektion des Verbums ist eine einfache, seine Thätigkeit geht auf den ganzen Objektsausdruck, nicht auf dessen einzelne Glieder.

'Die Kirchenglocke wird des Morgens, Mittags und Abends geläutet': dreigliedriges Adverbiale der Zeit. Man fragt: 'Wann wird die Kirchenglocke geläutet? Des Morgens, Mittags und Abends' — also dreimal täglich.

'Der Löwe kommt in ganz Afrika und den südlichen Ländern Asiens vor': zweigliedriges Adverbiale des Ortes. Man fragt: 'Wo kommt der Löwe vor?' Das zusammengesetzte Adverbiale giebt das Gebiet seines Vorkommens an, in ihm erscheinen zwei Ausdehnungsgrößen zu einer größern zusammengefaßt.

'Das Pferd ist in der alten, nicht in der neuen Welt heimisch': zweigliedriges Adverbiale des Ortes. Ausgedrückt ist eine Abgrenzung.

'Nicht aus Trotz, sondern aus Angst verstummte er' oder: 'Aus Unbedacht, nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehen': zweigliedriges

Digitized by Google

Adverbiale des Grundes. Man fragt: 'Warum verstummte er?' 'Aus welchem Grunde ist's geschehen?' Das Adverbiale enthält einen positiven und einen negativen Bestandteil, es bekräftigt, baut irriger Auffassung vor.

'Er arbeitet beharrlich und eifrig und doch erfolglos': dreigliedriges Adverbiale der Art und Weise. 'Wie arbeitet er?' Will ich sagen, er arbeite eifrig, er arbeite beharrlich, er arbeite erfolglos, er arbeite eifrig und beharrlich? Nichts von alledem, sondern eben nur, daß er eifrig und beharrlich und doch erfolglos arbeite. Das Adverbiale ist als Satzglied in seiner Beziehung zum Verbum und innerhalb der ganzen Aussage einfach, aber an sich mehrteilig.

Die begriffliche Einheit solcher Reihenglieder kommt oft genug auch zu formalem Ausdruck dadurch, daß sie einmal gesetzte nähere Bestimmungen zweiter und dritter Ordnung bei sich haben: 'Er war mir ein liebevoller Freund und Lehrer' oder: 'Die südpolarischen Länder und Meere sind wenig erforscht' oder: 'Egmont zeigt sich inmitten der äußersten Gefahr ungemein leichtherzig und vertrauend' u. s. f.

Es können innerhalb eines Satzgliedes die verschiedensten Verhältnisse zum Ausdruck kommen, die aber gewissermaßen innere sind und durch verschiedene Konjunktionen oder auch asyndetisch oder wie immer ausgedrückt sind: 'Weder Karl noch Robert war zugegen'; 'Karl oder Robert war zugegen' (ich weiß nicht welcher); 'Entweder Karl oder Robert war zugegen' (einer gewiß); 'Karl nicht, aber Robert war zugegen; 'Karl und Robert waren zugegen', 'Sowohl Karl als auch Robert war zugegen'; Karl und selbst Robert war zugegen' (von diesem war es weniger zu erwarten); 'Nicht einmal Karl, aber doch Robert war zugegen'; 'Karl, aber auch Robert war zugegen'; 'Mein Freund und Oheim (eine Person) beschützte mich'; 'Mein Freund und mein Oheim beschützten mich' u. s. w. Dieser Verhältnisse, zu welchen sich die Einzelbestandteile eines zusammengesetzten Satzgliedes in eins fügen, sind unzählige, und äußerst wechselnd sind auch die sprachlichen Mittel, sie auszudrücken. Mit dem Satze haben sie indessen nichts zu schaffen, sie liegen als abgeschlossene Prozesse der Denkthätigkeit und Sprachbildung vor, mag ihre Schöpfung dem Vollzuge des Satzes, als dessen Glieder sie erscheinen, weit oder unmittelbar vorausliegen, mag sie aus gewohnheitsmäßiger oder aus augenblicklicher Betrachtung den Keim ihres Werdens gezogen haben. So müssen zur Herstellung einer Gruppe die im einzelnen vielleicht sehr kunstvollen und selbst aus mehreren Bestandteilen zusammengefügten Figuren, aus denen sie bestehen soll, gegeben sein. Der Satz gleicht dem Akte der Zusammenfügung solcher Einzelgruppen zu einer höhern figuralen Einheit. Die künstlerische

Digitized by Google

Einheit muß natürlich durch die Kunstform der Bestandteile und ihre konzentrische Richtung auf das Ganze mitbegründet werden — und ganz ähnlich muß auch das innere Verhältnis aller Satzglieder zur ganzen Satzaussage sich gestalten, soll der Satz nach Inhalt und Form eine organische Einheit bilden. Paul läßt sich bei Erörterung der syntaktischen Grundverhältnisse (Prinz. d. Sprachgesch. S. 99 flg.) auf die besondern Verhältnisse der hier in Untersuchung gezogenen Sätze nicht ein. Aber S. 111 heißt es: "Das Verhältnis von Subjekt und Prädikat ist das Verhältnis, aus dem die übrigen syntaktischen Verhältnisse entspringen mit einer einzigen Ausnahme, nämlich der kopulativen Verbindung mehrerer Elemente zu einem Satzgliede." Und S. 117 meint Paul 'trübes, regnerisches Wetter, er tanzt gut und leicht, Karls Hut und Stock' "können entweder als ἀπὸ κοινοῦ gefaßt werden, oder als Zusammenfügung eines Elementes mit zwei zu einer Einheit kopulativ verbundenen Elementen." Aus den angeführten skizzenhaften Äußerungen Pauls wird man aber schließen dürfen, daß er sich folgerichtig jener Auffassung zuneigen müßte, die hier verfochten wird.

Und so glaube ich, die von Kern aufgeworfene Frage, wie man die nach der gewöhnlichen Praxis zusammengezogen genannten Sätze bezeichnen soll, abweichend von Kern beantworten zu müssen. Man wird mit besserm Fug so entscheiden: man bezeichne sie als 'Sätze mit zwei- oder mehrgliedrigem Subjekt, Objekt, Attribut, mit zwei- oder mehrgliedriger Prädikats-, Umstandsbestimmung'.

Und in einem andern Punkte noch muß ich Kern widersprechen. In der deutschen Satzlehre II. S. 131 heißt es: "Daß es einen Satz mit verdoppeltem Prädikat, d. h. Verbum finitum, nicht geben kann, daß dadurch vielmehr grammatisch genommen stets zwei Sätze entstehen, braucht . . . kaum einer weiteren Darlegung." 'Petrus ging hinaus und weinte bitterlich.' Das sollen zwei Sätze sein. Ich kann nicht so urteilen, weder vom logischen Standpunkte, der aber — ich gestehe es zu — hier nicht entscheidend ist, noch auch vom formalen. Ich sehe in dem angeführten syntaktischen Gebilde nur eine aktuelle Beziehung, die sich formal in der Übereinstimmung beider Verba mit dem einheitlichen und einfachen Subjekte ausdrückt. Und will ich denn sagen: 'Petrus ging hinaus' und 'Petrus weinte bitterlich'? Nein, sondern beide Verba gehören begrifflich zusammen, wie sie kongruieren, sie enthalten eine als Prädikat fungierende Vorstellungsmasse, sie drücken einen, aber einen zusammengesetzten Vorgang oder Verlauf aus. Wenn ich sage: 'Er fiel und brach ein Bein', so sage ich mehr aus, als daß er gefallen sei, und nicht nur, daß er ein Bein gebrochen habe, sondern daß er durch einen Fall ein Bein gebrochen habe — die beiden Verba stehen

Digitized by Google

zu einander in einem ganz ähnlichen Verhältnisse wie in dem Satze 'Er war jung und unerfahren' die prädikativen jung und unerfahren. Sie bilden zusammen das Prädikat, das eine Prädikat. Und das innere Verhältnis eines solchen aus finiten Verben zusammengesetzten Prädikates kann eben auch ein sehr verschiedenes sein. Wenn 'Es wallet und siedet und brauset und zischt' vier Sätze enthielte, müßte der folgende Umstandssatz der Art und Weise 'Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt' vierfach bezogen werden, er ist aber auf die ganze, auf die eine optisch-akustische Erscheinung des Wallens und Siedens und Brausens und Zischens zu beziehen, wie jedermann einleuchten wird. 'Ich kam, sah, siegte' ist als deutscher Satz form- und sinngemäß ein einfacher Satz mit dreigliedrigem Prädikate. Was wollte Cäsar berichten? Nichts anderes als einen raschen Vorgang, eine rasche Folge von Handlungen, nicht eine Folge von Handlungen. Darüber, daß er zur Stelle gekommen, daß er Umschau gehalten, daß er gesiegt, hätte jeder andere Sieger berichten können, aber gewissermaßen in einem Atem gekommen zu sein, gesehen und gesiegt zu haben, ist für Cäsars sieghafte Entschlossenheit charakteristisch.

Stimmt man diesen meinen Ausführungen bei, wird man allerdings die Grundlehre der Kernschen Satzlehre gleichfalls preisgeben müssen, die Lehre, daß das Verbum finitum allein satzbildend sei, und daß folgeweise jedes Verbum finitum einen Satz bilde. Wir haben die Folgerung abgelehnt und haben guten Grund, auch die Voraussetzung abzulehnen. Doch werden wir ein anderes formales Kennzeichen des Satzes aufbringen müssen, und das Wesen des Satzes selbst muß uns dabei den Weg weisen. Was ist der Satz? Der Satz ist der sprachliche Ausdruck einer aktuellen (sich eben vollziehenden) Verbindung zweier Vorstellungsmassen, und gebildet wird meines Dafürhaltens der Satz durch die Kongruenz zwischen dem Ausdrucke der appercipierenden Vorstellungsmasse, dem Subjekt, und dem der appercipierten Vorstellungsmasse, dem Prädikat, für welche Kongruenz meist das Subjekt als das prius normativ ist. Diese Kongruenz selbst kann sehr verschieden, vollständiger oder unvollständiger, regelmäßiger oder unregelmäßiger (man vergleiche die Rede des Gebildeten mit der des gemeinen Mannes) sein; sie hat in verschiedenen Sprachen verschiedene Regelung erfahren, kann sich aber auch in den Entwicklungsstadien derselben Sprache mit dem sich ändernden Sprachgefühle ändern. Sie bietet noch ein weites Feld für die psychologisch-historische Specialuntersuchung. Diese Kongruenz, der formale Ausdruck der Satzbildung, bezeichnet gegenüber der einfachen Parataxe, deren sich primitive Sprachen wie die Sprache der Kinder bedienen, einen fortgeschrittenen Sprachzustand. Eine ganz flüchtige Vergleichung zeigt schon die Verschiedenartigkeit der

Digitized by Google

wesentlich vom sprachlichen Formenreichtum abhängenden Kongruenz. Da kongruiert das prädikative Adjektiv, dort nicht. Im Tschechischen kann das Verbum nicht nur in Person und Zahl, sondern selbst auch im Geschlechte mit dem Subjekte kongruieren. Es ist aber auch eine Kongruenz ohne Verbum finitum möglich: wie lateinisch 'omnia praeclara rara' auch ungarisch 'a csillag szép' etwa 'der Stern schön' und 'a csillagok szépek' etwa 'die Sterne schöne'. Solche Sätze wären nach Kern keine Sätze im grammatischen Sinne, wir müssen sie im psychologischen wie im grammatischen Sinne dafür halten. Im Neuhochdeutschen ist freilich das Verbum finitum meist und oft allein der Träger der Kongruenz, das wesentliche formale Moment der Satzbildung ist aber diese. Einen Satz ohne Verbum finitum kann man wohl in Übereinstimmung mit unserm Sprachgefühl einen elliptischen oder unvollständigen nennen; aber zwei und mehr nach einem — ein- oder mehrgliedrigen — Subjekte gleichmäßig eingestimmte Verba finita bilden darum doch nur einen Satz, einen Satz mit zwei- oder mehrgliedrigem Prädikat, vgl. übrigens Paul, Prinz. d. Sprachgesch. S. 112.

Mehr als einen Satz werde ich bloß da erblicken können, wo zwei oder mehrere Subjekte mit zwei oder mehreren Prädikaten so verbunden sind, daß jedes Subjekt mit seinem Prädikat durch Kongruenz verbunden ist, wenn den Sätzen auch sonst ein Satzglied gemeinsam ist. Hier schließt sich die unvollständige Satzverbindung an. Als solche muß ich den Satz 'Es will der Freund, es darf der Feind nicht schonen' (Tasso I, 2) ansehen. Sie ist auch überall da anzunehmen, wo wirklich zwei Subjekte da sind, was man daran erkennt, daß das Prädikat mit dem einen Subjekte übereinstimmt, mit dem andern aber nicht: 'Das sagst du, nicht ich'; 'Das wollet ihr, nicht wir' gegen 'Wir und ihr wollen dasselbe'. Zur Kongruenz gehört die Übereinstimmung der ganzen Prädikatsmasse (samt den etwaigen Attributen, Objekten, Adverbialien) mit dem zugehörigen ganzen Subjekte. In dem einem Schulaufsatze entnommenen Gebilde 'Das Verkehrsmittel auf dem Meere ist das Schiff, in der Wüste das Kamel' liegen zwei Sätze vor, eine unvollständige Satzverbindung, ein *ἀπὸ κοινοῦ*, dessen *κοινόν* das Verbum finitum samt einem Prädikatsnominativ ('ist das Verkehrsmittel') ist. Die Anzahl der Sätze eines syntaktischen Gebildes ist also durch die Anzahl der vollständigen oder unvollständigen Kongruenzen bestimmt.

Zu unserm eigentlichen Untersuchungsgegenstande zurückkehrend, sind wir also in der Lage festzustellen, daß auch das Prädikat, selbst durch zwei oder mehrere Verba finita ausgedrückt, einfaches Satzglied ist, wenn auch an sich zwei- oder mehrgliedrig.

Digitized by Google

Als praktisches Ergebnis meiner Auseinandersetzungen erscheint die Unterteilung der einfachen Sätze in a) solche mit durchaus einfachen Satzgliedern und b) solche mit einem zwei- oder mehrgliedrigen Satzgliede oder mehreren Satzgliedern dieser Art. Es würde sich noch um kurze, möglichst bezeichnende Termini für die Schule handeln, ich weiß zunächst keine vorzuschlagen. Doch werden sie sich endlich finden lassen.

„Zum Urfaust“.

Von **Robert Sprenger** in Northeim.

Was Erich Schmidt (S. XXXV flg. seines Abdrucks) über das Verhältnis der Göchhausenschen Faustabschrift zum späteren vollendeten Drama ausgeführt hat, daß nämlich im letzteren durch das Bedürfnis der Reime mancher schöne ursprüngliche Zug verflüchtigt sei, das gilt im besonderen auch von folgender Stelle.

In der Zeche lustiger Gesellen (Schmidts 2. Abdr. S. 19—31 = Faust I, 1720—1983 [Schröer]) bemerkt Mephistopheles, als die Gesellschaft im besten Trinken ist:

(V. 176) Die sind nun eingeschifft!

Der Sinn dieser Worte, welche, wenn sie aufgenommen wären, in der Endfassung vor 1949 hätten stehen müssen, ist klar: Sie sind nun schon im besten Zechen. Es liegt also hier der Vergleich eines Trinkgelages mit einer Seefahrt vor, über den einige Worte angebracht sein dürften.

Der in der mittelhochdeutschen Litteratur bewanderte Leser wird dabei sofort an den Schwank des Freudeleeren der Wiener Meerfahrt erinnert werden, welcher in von der Hagens Gesamtabenteuern, 2. Bd. S. 463 flg. und von Lambel, Deutsche Klassiker des Mittelalters, 12. Bd. S. 218 flg. herausgegeben ist. Derselbe handelt von reichen Bürgern in Wien, welche eines Abends in einer „Laube“ zusammensitzend in der Weinbegeisterung eine Fahrt nach dem heiligen Lande zu unternehmen beschließen. Da ihnen der Wein immer mehr in die Augen tritt, glauben sie schon auf dem Schiffe zu sein und einen Seesturm zu überstehen, dessen vermeintliche Gefahren dann launig geschildert werden. v. d. Hagen in der Einleitung S. LXVI flg. und nach ihm Lambel S. 213 flg. haben über die Quelle dieser Erzählung gehandelt und kommen dabei zu dem Resultat, daß dieselbe wie auch die übrigen Bearbeitungen dieses Stoffes, in erster Linie auf des Athenaeus Deipnosophista II, 5, zurückgeht, welcher uns aus dem älteren sicilischen Geschichtsschreiber Timaeus von Tauromenion einen Schwank überliefert, welcher

Digitized by Google

in den Grundzügen mit der Erzählung des Freudenleeren übereinstimmt. Zu Agrigent sei ein Haus das Schiff genannt worden, weil einst lustige Tischgenossen sich darin so betrunken hätten, daß sie in einem Schiff zu sein und einen Seesturm zu bestehen meinten. Um das Schiff zu erleichtern hätten sie dann Tische, Stühle, Bänke und anderes Hausgerät über Bord geworfen; und als am Morgen Abgesandte der Obrigkeit erschienen wären, um ihrem Toben ein Ende zu machen, habe einer der Trunkenen sie als Meergötter und Retter aus dem Sturm begrüßt, und alle hätten gelobt, wenn sie glücklich der Gefahr entrönnen, ihnen Bildsäulen zu errichten. Der Stoff ist noch mehrfach behandelt worden, von Hugo v. Trimberg im Renner 10208—35, von Moscheroch im „Philander von Sittewald“ (Ausgabe v. 1655 u. 1656 II,229), Abraham a Santa Clara in seinem „Bescheidessen“ (Ausg. v. 1736, S. 332), wo die Geschichte auf Straßburg übertragen ist, von einem jüngeren Unbekannten in der „Neu eröffneten lustigen Schaubühne menschlicher Gewohn- und Thorheiten (o. O. u. J. 12, S. 120 flg.) sowie noch von Johannes Passerini im 15. Jahrhundert. Welche von diesen Erzählungen und ob überhaupt eine derselben (am wahrscheinlichsten wäre es von Megerle oder dem Unbekannten) Goethe bekannt gewesen ist, ist nicht auszumachen. Überhaupt aber erscheint es mir nicht durchaus notwendig, daß der Vergleich eines Zechgelages mit einer stürmischen Seefahrt und der darauf beruhende Schwank aus dem Altertum entlehnt sein muß. Sind doch die Schenken, welche das Schiff als Schild führen, auch in unserem lieben Deutschland zahlreich, wie auch die noch allgemein geläufigen Redensarten „Er ist im Sturme“, „er ist benebelt“ auf den naheliegenden Vergleich eines Rausches mit einer stürmischen Seefahrt zurückzuführen sind.

Gerade in der Scene in Auerbachs Keller finden sich noch abgesehen von dialektischen Wortformen solche Ausdrücke, welche in den späteren Fassungen entfernt sind. So fragt Siebel (S. 22,59), als Faust die Gesellschaft begrüßt:

Wer ist der Storcher da!

Das dem süddeutschen Storger, Landfahrer, Hausierer, Quacksalber (Schmeller-Frommann, Bair. Wörterb. II, 781) entsprechende Wort finde ich noch in Jahns Deutschem Volkstum (Reclam Abdruck S. 70): Dieses kaufmännische Erziehungsgewerbe hat eine Lehrartenanpreisung, ein Abrichtungsausbieten veranlaßt; Glücksritter und marktschreierische Storcher posaunen von ihren Wunderthaten, um Kinder zu bekommen; aber die Erziehung wird von Jahr zu Jahr bei allen diesen Großsprechereien schlechter.

Digitized by Google

Faust's:

Nun was schafft ihr? (S. 27,162)

ist in späterer Fassung, wo übrigens Mephisto die Rolle Fausts übernommen hat, in: was wünschet ihr (V. 1907) umgeändert; vgl. Einem schaffen, ihm befehlen, gebieten; vgl. Schmeller-Fr. II,379; auch schon im Mittelhochdeutschen; vgl. Lexer II,631. In Bayern hört man noch von den Kellnerinnen: Schaffen's der Herr a Mäß?

665. (= Schröer 2460)

Denckt nur den Schmuck den ich Margreten schafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft.
Hätt einer auch Engelsblut im Leibe,
Er würde da zum Heerings Weibe.

Der Sinn der später weggelassenen Verse 667 flg. ist klar. Ich möchte nur eine Stelle anführen, wonach die Heringsweiber im alten Frankfurt die Stelle von Bänkelsängerinnen eingenommen zu haben scheinen: Cl. Brentano, Märchen (Abdruck in Meyers Volksbüchern) I,293. Kaum hatten sie dies gesagt, als die Amsterdamer Zeitung hereinkam; das ist aber nichts anders als ein altes Heringsweib mit einer Violine, die die neuesten Neuigkeiten in Reimen absingt und dazu geigt.

3437 flg.:

Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstet dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart

lauten im Urfaust 1324 flg.:

Und unter deinem Herzen,
Schlägt da nicht quillend schon
Brandschande Maalgeburt!
Und ängstet dich und sich
Mit ahndevoller Gegenwart.

Von den beiden später entfernten Ausdrücken erkläre ich mir Brandschande = Brandmal oder Brandmark, wie die Zeitgenossen des jungen Goethe sagen (vgl. die Stellen aus Wagners Kindsmörderin und Leisewitz, Julius von Tarent im Deutsch. Wb. I,299). Es ist dasselbe, was Brandmarkschande in der Nachschrift zu Jahns Volkstum: Alle Weislinge, Wortverdreher, Sinnentsteller — werden nichts damit gewinnen als Aufdeckung ihrer eigenen Erbärmlichkeit, allgemeine Verachtung und unauslöschliche Brandmarkschande. — Der Sinn ist also der, daß das unehelich geborne Kind für die Mutter eine Schande sein wird. Maalgeburt erkläre ich mir aus dem Volksglauben, nach dem uneheliche Kinder ein Muttermal tragen. Schließlich will ich noch bemerken, daß es in der Bühnenanweisung zur Zwingerscene (Abdr.

Digitized by Google

S. 73) heißt.: Gretgen gebeugt **schwenckt** die Krüge im nächsten Brunn füllt sie mit frischen Blumen die sie mitbrachte. schwenken steht hier genau in dem Sinne, wie in Uhlands Schenk von Limburg, vgl. Ztschr. 4, 272 u. 273. Ebenso gebraucht es der Frankfurter Clemens Brentano im Märchen vom Dillbapp (Abdruck in Meyers Volksbüchern II. Teil S. 250): Sie sprach: „Ich schwenke Kanne und Glas."

Sprechzimmer.

1.

In dieser Zeitschrift ist mehrmals vom heiligen Nikolaus die Rede gewesen (IV, S. 367 und V, 59). Ich füge meiner Bemerkung in V, 59 noch hinzu, daß der Tag St. Nikolaus (6. Dezember) auch in Frankreich gefeiert wird, besonders in Lothringen und der Champagne. Die Bretagne und Normandie, Belgien und Holland haben ebenfalls Gebräuche für diesen Tag. André Theuriet hat in der kleinen Novelle „La Saint-Nicolas" einzelne solcher Gebräuche aus dem Osten Frankreichs angeführt (vgl. dazu Wychgrams Anmerkungen in der Ausgabe von Velhagen & Klasing). St. Nikolaus ist ein Kinderfreund; in Ostfriesland setzen die Kinder abends ihre Schuhe auf den Herd oder das Fensterbrett und finden dann morgens Spielsachen und Gebäck, sog. Zuckerzeug, darin. Nach der Vorstellung der ostfriesischen Kinder sitzt St. Nikolaus auf einem Schimmel, in Frankreich reitet er während der Nacht auf einem Esel in den Kamin hinein und läßt Spielzeug zurück. An diesem Tage wird besonders gut gegessen und getrunken, äußerst beliebt ist das „tôt-fait", ein aus Mehl, Milch und Eiern in der Pfanne recht knusperig gebratener Kuchen. Am Abend wird bis spät in die Nacht hinein getanzt. Für Meklenburg habe ich Zeitschrift V, 59 Ähnliches nachgewiesen, dasselbe gilt auch für Rußland, wo St. Nikolaus eine besondere Verehrung genießt. Seine aus Holz geschnitzte, bunt bemalte Statue wird mit einem Kranze aus Immergrün geschmückt, gerade ihm werden mehr Kerzen als anderen Heiligen angezündet. Oft ist in den Erzählungen die Figur hohl und dient als sicherer Aufbewahrungsort für Geld und Juwelen, da sich jeder scheut sie zu stehlen oder die Figur zu zertrümmern.

Wismar. Dr. **O. Glöde.**

2.

In Max von Schenkendorfs vielgesungenem Liede auf Scharnhorsts Tod werden die Verse:

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.

bald nach dem Turnierausdrucke „eine Lanze brechen“ erklärt (so von Gude, Erläuterungen Bd. IV, S. 96, von Schrader in seinem „Bilderschmuck“ S. 185 neuster Auflage u. a.), bald so, daß Scharnhorst selbst mit einer Lanze verglichen wird (so Frick und Pollack II S. 247 u. a.). Manche entscheiden sich zwar für eine der beiden Erklärungen, halten aber doch die andere für „möglich und durchführbar“ (so J. G. Zeglin im Schulbl. f. d. Prov. Brandenburg, 53. Jahrg. S. 638—643).

Entscheidend kann ja in dieser Frage nur die Absicht des Dichters sein, und diese geht hier weniger aus dem Gedichte selbst hervor, als aus folgenden Stellen, die ebenfalls aus Schenkendorfs Gedichten stammen: Erstens aus dem „Roncevall“ überschriebenen Gedichte (auf einen Sieg Wellingtons über die Franzosen):

Freudiger Heldenspeer
Hob sich aus wildem Meer,
Mächtiges Franzenheer
Scheut sich und flieht.
Preis dir, o Wellington ꝛc.

Ferner „Als der König sein Heer grüßte“:

Wie herrlich strahlt dein Angesicht
Im Sonnenlicht, im Freudenlicht,
Im Siegesglanze,
Du Königslanze!

Danach ist zweifellos nur diejenige Deutung vom Dichter gewünscht, nach welcher der sterbende Scharnhorst mit einer brechenden Lanze verglichen wird. Schenkendorf ist, wie es scheint, mit diesem für uns wenig geschmackvollen, oder schonender ausgedrückt, etwas kühnen Bilde ohne Nachfolge geblieben. Es ist möglich, daß ihn die schon in der deutschen Heldensage häufige Bezeichnung „Degen“ für einen Helden auf diesen Vergleich geführt hat. Freilich hat dieses Wort nach dem Zeugnisse gelehrter Germanisten mit der Waffe nichts zu thun, da Degen = Schwert erst im 15. Jahrhundert auftritt.

Hamburg. Dr. O. **Hauschild.**

3.

Anfrage.

Kommt auch in anderen Städten außer Pirna der Gassenname „(am) Brotkorb“ vor? Der noch unerklärte Name dieser krummen, vor dem Dohnaischen Thor gelegenen Gasse, die die Breite Straße mit der Reitbahnstraße verbindet, findet sich zuerst 1338 als sporta, der Korp (vgl. Cod. Dipl. Sax. Reg. II, 5 Nr. 30. 40). Ursprünglich scheint man Äcker darunter verstanden zu haben (bona dicta vulgariter der Korp). ao. 1423: Garten hinter Richtirchens schawne

Digitized by Google

ken dem Brotkorbe obir by dem slage yn dem Geschen. Am äußeren Ende des Brotkorbgäßchens lag die Abdeckerei. 1520 wird die große Mühle und das Gut der Brotkorb gen. für 1000 fl. verkauft (Stadtbuch von Pirna 1520, Blatt 78). — Nach Hahn, Geschichte von Gera, S. 1074 flg. hieß noch in der Mitte unseres Jahrhunderts eine Gasse in Gera „Am Korbe". Der Verfasser bringt diesen Namen mit einer Strafe für Einbrecher, Feldfrevler rc. in Verbindung. Diese wurden in einen freischwebenden Korb gesetzt und durch dessen beweglichen Boden in ein unten fließendes Wasser fallen gelassen, aus dem sie durch den Fronvogt wieder herausgefischt wurden (vgl. Köhler, Volksbrauch rc. im Vogtlande. Leipzig 1867 S. 118 flg.). Nach mündlich eingezogener Erkundigung ist jetzt der Gassenname „Am Korbe" in Gera verschwunden.

Pirna. Dr. **Reinhold Hofmann**, Realschuloberlehrer.

4.

Anfrage.

Kennt jemand eine Mustersammlung von Briefen, so wie sie von den Post- und Telegraphenbeamten gewechselt werden, welche auf den Centralbureaus arbeiten?

Den Haag. **C. G. Kaakebeen.**

5.

Zur Zeitungs-Ente.

Im 3. Heft dieses Jahrgangs berührt Carl Müller in seiner Abhandlung über „Die Verwertung der Redensarten im Unterricht" auch die Frage nach der Herkunft der berüchtigten Zeitungs-Ente, die ihm einstweilen noch als eine offene gilt. Denn er weist nicht nur die Schradersche Erklärung mit Recht ab, sondern er steht auch der Ableitung Andresens ablehnend gegenüber (Legende — Lügende — Ente). Die Erklärung, nach der jene Enten von dem sagenhaften „Entenbaum" stammen, den Adam Lonicer schon im Jahre 1550 in seinem „Kräuterbuch" schildert (s. das in neuerer Auflage erschienene Werk von Peters, Aus pharmaceutischer Vorzeit in Wort und Bild), ist den genannten Deutern offenbar sämtlich unbekannt geblieben. Die Schilderung Lonicers von diesem wundersamen Entenbaume heißt: „Es lautet wohl lächerlich und unglaublich, daß Enten oder Vögel auf den Bäumen sollen wachsen, wie es in den Schottländischen Historien gemeldet wird; nämlich, daß in den Inseln Orchadibus in Schottland Bäume seien an dem Meere, aus deren Früchten, welche sind wie kleine Muscheln, wenn sie in das Wasser oder Meer fallen, Enten herausschliefen, welche bald nachher Flügel gewinnen und zu anderen zahmen

Digitized by Google

und wilden Enten fliegen. Wie wohl dieses gar wunderbarlich und seltsam lautet, so ist es doch nicht eine Fabel, sondern bestehet und erfindet sich also mit der Wahrheit und es bezeugen auch solches die Angeli in ihrem Kräuterbuche, daß sie es selbst also gesehen haben, und wer solches nicht Glauben geben will, der mag in dieselbigen Lande hinreisen und den Augenschein dieser Dinge selbst nehmen."

Flensburg. Dr. **Paul Bartels.**

6.

R. Hildebrand erwähnt im 3. Heft d. Jahrg. S. 201 flg. aus der Leipziger Kindersprache eine eigentümliche Anwendung des Wortes „Ritt" in dem Sinne von frz. partie, tour und betrachtet sie als „ein hübsches Restchen und unmittelbaren Niederschlag des alten Turnierwesens." Ich füge hinzu, daß in der Mainzer Mundart sich eine ähnliche Anwendung des betr. Wortes findet und zwar in der Redensart „alle(n) Ritt", die soviel besagen will als „bei jeder Gelegenheit, jeden Augenblick" u. ä. Freilich möchte ich bezweifeln, ob wir zur Erklärung dieses Gebrauches von „Ritt" so weit zurückgreifen dürfen, wie Hildebrand es thut. Denn einmal ist zu bedenken, daß „Ritt" erst früh nhd. belegt ist, also wohl nach Analogie von ahd. mhd. snit (von snidan) u. a. zu „reiten" in verhältnismäßig junger Zeit gebildet wurde. Sodann dürfte Hildebrand vielleicht den Eindruck, den die Turniere auf die breiten Volksschichten machten, überschätzen; es waren doch immerhin nur Feste für die höheren und höchsten Kreise, keine Volksfeste wie z. B. unsere heutigen Sportsfestlichkeiten. Meines Erachtens genügt es, wenn man von der älteren Bedeutung des Zeitwortes „reiten" = „sich von einem Orte zum andern bewegen" (Schade, Ad. Wörterbuch², S. 718ᵇ) ausgehend „Ritt" in dem Sinne von „Bewegung" nimmt, wodurch man auch in der Bedeutungsentwickelung eine hübsche Anknüpfung an das erwähnte frz. tour erhält. Ähnlich sagt man in der Mainzer Mdt. „alle(n) Schlag", ein Bild das auch eine mehrfache Deutung zuläßt.

Bingen a. Rh. **S. Feist.**

7.

Schildbürger.

Der Ansicht, daß dieses Wort seit jeher mit Spieß- und Pfahlbürger identisch, stets nur ein Gattungsname gewesen sei, nie aber die Bewohner des sächsischen Städtchens Schilda bezeichnet habe, kann ich nicht beipflichten. Der Grund, den Carl Müller-Dresden in dieser Zeitschrift, Jahrg. 5 S. 116 dafür anführt, ist nicht stichhaltig.

Daß „aus Schilda nur Schildaer (oder Schildenser!) stammen können, während die Schildbürger auf Schildburg schließen lassen", scheint

Digitized by Google

allerdings zu stimmen. Heißen denn aber die Helden des Volksbuches in Wirklichkeit durchweg „Schildbürger"? Werden sie nicht oft die „Schildischen" oder „Die zu Schilde" genannt, wird nicht als Ort der Handlung „Schilde in Misnopotamia" angegeben? Dieser Umstand hätte M. verhindern sollen, auszurufen: „Es ist zu verwundern, daß noch niemand an dieser Ableitung (der Schildbürger von Schilda) Anstoß genommen hat."

Schilde ist die volkstümliche Kürzung eines Schilda, wie Jene die aus Jena, und Misnopotamia bedeutet in seiner Zusammensetzung aus Misnia — das ist der althergebrachte Name des Landes Meißen — und ποταμός: „Meißener Flußland." Der diesen Namen bildete, dachte dabei an Mesopotamien. Und in der That war Meißen, die frühere Markgrafschaft Ober-Sachsens, deren Grenzen nach den Berichten der meißnischen Geschichtschreiber durch die Elbe, Saale und Eger gebildet wurden, ein rechtes Flußland, ein rechtes Mesopotamien! In ihm aber lag, wovon sich jeder durch einen Blick auf die Karte überzeugen kann, das Amt Torgau, und in dem Amte Torgau der Flecken Schilda: „Schilde in Misnopotamia" entspricht also den thatsächlichen Verhältnissen.

Woher nun aber die „Schildbürger"? Wie ich in meiner Schrift über das Schildbürgerbuch und seine Fortsetzungen nachgewiesen zu haben glaube, liegt uns die älteste Fassung des Volksbuches in dem „Lalenbuche" (1597) vor. Dieses erst wandelte der Autor ein Jahr darauf, vielleicht schon 1597, in das Schildbürgerbuch um. Schildbürger ist demnach die rein mechanische Abänderung des früheren Laleburger: von diesen erzählte das Lalenbuch. Um so deutlicher sprechen nun die „Schildischen" und „Die zu Schilde"; denn hier liegt ein absichtliches Vertauschen vor.

Die Schildbürger teilen das Geschick des ewigen Juden: ruhelos ziehen sie in der Welt von Ort zu Ort. Während die allgemeine Meinung in ihnen stets die Einwohner Schildas erblickte, bemühte sich schon im 18. Jahrhundert der Dresdener Historiker Schöttgen nachzuweisen, daß die Schildbürgerstreiche nach Schildberg in Mähren gehörten. In demselben Jahre (1747) unternahm es noch ein anderer meißnischer Lokalpatriot, der Rechtsgelehrte Johann Christoph Langner, die Ehre Schildas zu retten und von seinen Landsleuten den Vorwurf der „Tummheit" abzuwenden: er machte auf die Stadt Schiltach im Württembergischen aufmerksam. Und noch vor kurzem wollte Leo Arbusow die Schildbürger in Livland ansiedeln. (Seufferts Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte, I. S. 476 flg.) Alle diese Versuche halte ich für ebenso verfehlt, wie den, ihnen jede Heimat abzusprechen.

Wenn heute „in so vielen Städten Schildbürger zu finden sind", so beweist das nichts weiter, als die große Verbreitung des Volksbuches,

Digitized by Google

dessen einzelne Schwänke so tief ins Volk eindrangen, daß dieses schließlich die Helden derselben zu Typen verallgemeinerte, sich daran gewöhnte, mit ihrem Namen den beschränkten Kleinstädter schlechthin zu charakterisieren. Die Schildbürger sind die Verwandten der Abderiten, haben wie diese erst im Laufe der Jahrhunderte die Bedeutung eines Gattungsnamens erlangt, sind wie diese erst mit der Zeit in den Bund der Spieß- und Pfahlbürger aufgenommen!

Der erste schriftliche Beleg für die Richtigkeit meiner Auffassung findet sich in dem Werke eines sächsischen Topographen. Martin Zeiler schreibt in seiner Topographia superioris Saxoniae (1650) bei der Besprechung Schildas ganz offen:

„Es seyn die von Schilda, gleich wie die von Hirschau in der Obern Pfaltz, wegen ihrer einfältigen, lächerlichen Thaten, so man von ihnen begangen zu sein erzehlet, vor Jahren berühmt gewesen; das 30 jährige Kriegswesen hat dieses Städtlein auch sehr betroffen, indem es damahls abgebrandt worden; jetzund aber ist es gäntzlich sambt dem Rathhauß wieder gebauet."

Berlin. Dr. **Ernst Jeep.**

8.

Angeregt durch die II,553 Ihrer Ztschr. angeführte Etymologie des Wortes Schmetterling, möchte ich Ihnen die Benennung des Insekts mitteilen, die bei uns zu Hause üblich ist. In Jüchsen (S.-Meiningen), an der Grenze des fränkischen Grabfelds, sagt man dafür „Markeschtâwel", ein Wort, welches entschieden aus Molkestehler verstümmelt ist, wie Bezeichnungen in andern Orten der Gegend und namentlich auf der Rhön beweisen. Der erste Teil des Wortes ist klar, schwieriger der zweite, welchen ich mir so erkläre. Das Wort Stehler, welches im Dialekt schtâler gesprochen werden müßte, ist ebenso wie das Zeitwort stehlen im Dialekt verloren gegangen und erst durch die Schule (die 10 Gebote) wieder neu eingeführt. Markeschtâwel ist eine Angleichung an das Wort schtâwel: großer Stab, Zaunpfahl.

Gleichzeitig möchte ich nach dem Ursprung einiger, in ihrer Etymologie mir unbekannten Wörter fragen:

1. Ich las in der Daheim-Nummer vom 27. November 1890 das Wort „Kastemännchen", dort erklärt als eine Münze im Werte von 2 guten Groschen. Nähere Erkundigungen bei befreundeten Kommilitonen ergaben, daß der Ausdruck heute noch am Rheine gebräuchlich ist und 25, wohl auch 20 Pf. bedeutet. Teilweise wurde es „Castamentchen" gesprochen. In Sachsen und Thüringen scheint es nicht üblich zu sein.

2. In allen mir bekannten Städtchen des fränkischen Teiles von S.-Meiningen, wie in Hildburghausen, Römhild u. s. w., giebt es ein

Digitized by Google

Wirtshaus mit dem Namen Schlundhaus. Es sollen das meist Einkehrwirtshäuser für Fuhrleute sein. Der Umstand, daß diese Häuser fast stets neben dem Rathause stehen, sowie der, daß es im alten Meiningen im Rathaus selbst war (dort heißt die vom Rathaus ausgehende Straße heute noch Schlundgasse), machen es wahrscheinlich, daß ursprünglich die Rathäuser in dieser Gegend so hießen, daß dann die Ratskellerwirte Schlundwirte genannt wurden und diesen Titel auch nach Übernahme anderer Wirtschaften beibehielten. Rudolf Baumbach in seinem im Thüringer Lande vielgelesenen „Lied vom Hütes" faßt es ebenso auf. In diesem Liede geht Frau Holle „bescheiden durch das Schlundhausthor — Und stellte sich dem Schlundwirt vor".

Sie bereitet hier die ersten Thüringer Klöße, welche im Kreise Meiningen, aber auch nur da, Hütes genannt werden. Dann kommt der Bürgermeister aus dem Sitzungssaal, „als eben durch das Erdgeschoß, ein süßes Duften sich ergoß". Es ist also hier Schlundhaus und Rathaus identisch.

Kann ein Leser der Ztschr. f. d. d. Unterr. eine Erklärung des Wortes „Schlundhaus" und des nicht weniger schwierigen „Hütes" angeben?

Leipzig. Dr. **Moritz Koehler.**

9.

Daß manche Wörter im Munde des Volkes zuweilen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und verschmolzen werden, dafür bieten unter anderem folgende, in hiesiger Gegend gebrauchte Ausdrücke vollgültige Belege. Der eine ist: „heich", z. B.: „Das Getreide ist ja heich teurer geworden". Dieses sonderbare Wörtchen „heich" ist entstanden aus „höre ich" und im Volksbewußtsein noch nicht verdunkelt. Ferner vernahm ich öfters das mir völlig unverständliche Wort: „salatje", z. B. „Das habe ich salatje noch nicht gehört", dessen Bedeutung auf die Zusammenschmelzung von: „sein Lebtag" führt. Der lautliche Vorgang war etwa folgender: sein ward grobmundartlich zu „san" (sa), Lebtag zu „Labtag, Latg", also: salatg, für das am Ende schwerer sprechbare gutturale **g** trat der bequemere Gaumenreibelaut **j** mit nachklingendem **e** ein, und so entstand: „salatje".

Zu hinte möchte ich im Anschluß an Heft 1 S. 60 dieses Jahrgangs bemerken, daß ich zwar dieses Umstandswort im Sinne eines Hauptwortes hier nicht habe anwenden hören, daß es jedoch vielfach verstärkt wird durch: Abend, Nacht, also: „hinte Abend", „hinte Nacht" — ähnlich einem: „heute Abend", „heute Nacht."

Neiße. Dr. **May.**

Digitized by Google

10.

Zu dem Wiegenliede „Schlaf, Kindchen, schlaf,"

S. 87, Jahrgang 4 (1890).

In meiner Heimatstadt Aschaffenburg und deren Umgebung wird ein Wiegenliedchen gesungen, welches Ähnlichkeit mit dem von R. Sprenger a. a. O. mitgeteilten hat. Es lautet in Aschaffenburger Mundart:

Schlaf, Kindche, schlaf!
Am Himmel ziehn die Schaf;
Die schwatze unn die weiße
Die wolle mei Kindche beiße,
Die weiße unn die schwatze
Die wolle mei Kindche kratze;
Schlaf, Kindche, schlaf!

Eine längere Fassung, in welcher das Motiv von den Schafen noch weiter ausgesponnen ist, verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Studierenden Jak. Blum aus Seligenstadt am Main. Diese Fassung lautet in dem dortigen Dialekte:

1. Schlaf, Kinnche, schlaf!
De Vatter hiet die Schaf,
Die Mutter hiet die Lämmercher,
Bringt 'm Kinnche Blimmercher;
Schlaf, Kinnche, schlaf!

2. Schlaf, Kinnche, schlaf!
Im Garte gehn die Schaf;
Die schwatze unn die weiße
Die wolle's Kinnche beiße;
Schlaf, Kinnche, schlaf!

3. Schlaf, Kinnche, schlaf!
Im Garte gehn die Schaf;
Die schwatze unn die gehle
Die wolle's Kinnche stehle;
Schlaf, Kinnche, schlaf!

4. Schlaf, Kinnche, schlaf!
Im Garte gehn die Schaf;
Die schwatze unn die rote
Die wolle's Kinnche brote;
Schlaf, Kinnche, schlaf!

5. Schlaf, Kinnche, schlaf!
Im Garte gehn die Schaf;
Die weiße unn die schwatze
Die wolle's Kinnche kratze;
Schlaf, Kinnche, schlaf!

6. Schlaf, Kinnche, schlaf!
De Vatter hiet die Schaf;
Die Mutter schittelt's Beimelein,
Da fällt herab e Treimelein;
Schlaf, Kinnche, schlaf!

1.4 Blimmercher = Blümchen, 2.3 schwatze = schwarzen, 3.3 gehle = gelben, 4.4 brote = braten.

Die sechste Strophe ist identisch mit der ersten des bekannten Liedes in „Des Knaben Wunderhorn".

Die erste Strophe wird in der Umgegend von Aschaffenburg auch allein gesungen, in folgender, etwas abweichender Form:

Schlaf, Kindche, schlaf!
Dei Vatter hiet die Schaf,
Dei Mutter hiet die Lemmercher,
Bringe meim Kindche Blemmercher,
Blemmercher unn Rosmarei,
Solle mei Kindche schlefern ei.

Digitized by Google

Auch folgende Fassung kommt vor:

Schlaf, Kindche, schlaf!
Dei Vatter hiet die Schaf,
Dei Mutter hiet die Lemmercher
In de griene Dennercher;
Schlaf, Kindche, schlaf!

Z. 3 Lemmercher = Lämmchen, Z. 4 Dennercher = Tännchen, Tannenbäumchen.

München. **A. Englert.**

11.

Zu den Ausdrücken: Holla und Hallo.

Hildebrand weist in seinem schönen Aufsatz über Holla und Hallo auch auf die Bedeutung der mittelalterlichen Wendung: ez holn (= reportare) hin. Es entgeht ihm aber, daß die bezeichnete Formel auch heute noch in Norddeutschland die nämliche Geltung hat, wenigstens an der Ostsee, auf Rügen und in Neuvorpommern. Und zwar in doppelter Bedeutung: einmal, wenn es sich um die Erreichung eines Reisezieles handelt, sodann wenn die Genesung eines Kranken in Frage steht. Holen wir es noch? (plattdeutsch: halen wi (e)t noch?) fragt der ungeduldige Reisende den Schiffer oder den Kutscher, und „dies Mal holt er es noch" (dit Mal hält he (e)t noch) ist ein Ausspruch, der aus dem Munde des Arztes kommend schon oftmals Sorge und Aufregung in Ruhe und Heiterkeit verwandelt hat.

Karlsruhe. **F. Kuntze.**

12.

Bönhase.

Bönhase erklärt schon Woeste im Wörterbuch der westfälischen Mundart S. 37 wohl richtig = ein nicht zur Gilde gehöriger Handwerker, der heimlich auf dem Boden arbeitet. Ebenso Weigand D. Wb. I,240 aus nd. der bönhase = Handwerker, besonders Schneider, der, weil er nicht Meister ist, heimlich auf dem obersten Hausboden, nd. die böne, bön arbeitet, wo ihn die Zunftmeister aufsuchen, oder wie man sagt, jagen [weshalb hase = Hase]. Zu bemerken ist noch, daß die Bönhasen im Hause der Arbeitsgeber ihr Handwerk betreiben, vgl. Mnd. Wb. I,385 u. bonhasen. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß hier eine besondere Bedeutung von böne, bön zu bachten ist. Im Göttingischen (s. Schambach S. 29) bezeichnet es nämlich nicht allein den offenen Hausboden, sondern auch eine Bodenkammer, die jetzt meist zur Aufbewahrung von Speck, Würsten u. s. w. dient. Hier verrichtete der Bönhase in der Verborgenheit seine Arbeit und konnte leicht, wenn Ent-

Digitized by Google

deckung durch die Zunftmeister drohte, über das Dach (engl. over the tiles s. Macaulay, History of England III, S. 62 [Tauchn. ed.]) entfliehen. Daß besonders im Schneiderhandwerk viel „gebönhaft“ wurde, erklärt sich daraus, daß man, wie noch jetzt, gerade Schneider gern im eigenen Hause beschäftigte.

Northeim. R. Sprenger.

Johannes Rentsch, Johann Elias Schlegel als Trauerspieldichter mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched. Leipzig. Paul Beyer. 1890. 118 S.

Ursprünglich war vom Verfasser auf eine von Prof. Steinmeyer ergangene Anregung hin eine Monographie über Schlegel geplant, die alle Seiten seiner schriftstellerischen Thätigkeit umfassen sollte. Da aber von Söderhjelm (Om J. E. Schlegel särskildt som lustspeldiktare 1884) die Lustspiele, durch v. Antoniewicz die prosaischen Schriften behandelt wurden, endlich die Fragen durch Eugen Wolff und Seeliger (Mitteilungen des Vereins für Geschichte Meißens II, 2), erschöpft schienen, so beschränkt sich Rentsch's Arbeit auf Schlegels Verhältnis zu Gottsched und auf den Inhalt und die Sprache der Trauerspiele. Daraus ergiebt sich in sehr anschaulicher Weise wie Schlegel, aus einem Schüler und Freunde durch das eitle, ausschweigende Benehmen Gottscheds zu einem ziemlich heftigen Gegner wird, der sich nicht scheut, selbst in Gottscheds „Schaubühne“ seine eigenen Ansichten von der Kunst des Dramas auszusprechen. Diese liefen Gottscheds Urteil entgegen, der mehr den Schwerpunkt der Tragödie in das „prodesse“ als in das „delectare“ gelegt wissen wollte. Gottsched benahm sich Schlegel gegenüber nicht fein; er unterdrückte dessen eingesandte Arbeiten; es hätten sich Lagen des Manuskripts verloren, so daß es nicht gedruckt werden könnte u. s. w. Wer weiß, ob Schlegel nicht noch geharnischter aufgetreten wäre, wenn ihn nicht 1749 ein schneller Tod der deutschen Bühne entrissen hätte. So ging ein hochbedeutendes Talent zu Grunde, das erst Lessing wieder zu Ehren brachte. — Nach dieser sehr eingehenden Darlegung folgt eine Analyse der Trauerspiele Schlegels: „Orest und Pylades, Trojanerinnen, Hermann, Canut“, der unvollendeten Stücke (Lucretia, Gothrika, die Braut in Trauer) und der Entwürfe (S. 33—89). Hier hätte ich etwas mehr Kürze gewünscht, da jeder, der Schlegel kennen lernen will, doch die Stücke selbst lesen muß. Der letzte Abschnitt handelt sehr speziell über Sprache und metrische Form der Schlegelschen Trauerspiele; die große Sorgfalt und der poetische Schwung wird gerühmt, und wirklich nehmen sich Schlegels Dramen neben den anderen der „Schaubühne“ wie echter Goldklang der Poesie neben Phrasenklingelei aus. —

Digitized by Google

Die Arbeit verrät sehr gute Kenntnis der Eigenheiten Schlegels und es bleibt zu bedauern, daß Rentsch eigentlich nur so auf die Nachlese nach anderen schnellerfertigen Gelehrten angewiesen war.

Dresden. **Rade.**

Carl Franke, Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten. Leipzig, B. G. Teubner 1890. VIII, 142 S.

Vorliegende Schrift verdanken wir dem Preisausschreiben, durch welches der Gesamtvorstand des allgemeinen deutschen Sprachvereins zur Lösung der Aufgabe einlud: Wie können Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache durch die Mundarten gefördert werden? Zwar ist dieselbe nicht, wie überhaupt keine der elf eingesandten Arbeiten, mit dem Preise gekrönt worden; sie hat aber dem Verfasser eine nicht unbeträchtliche Ehrengabe eingetragen, da sie nebst nur noch einer von jenen elf mit dem Lobe bedacht werden konnte, der Lösung der Aufgabe nahe gekommen zu sein, und ihr nur der zu große Umfang und die nicht genügende Sichtung des reichen und wertvollen Stoffs entgegengehalten wurde. Man wird diesem Urteile im ganzen beistimmen können. Der den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannte Verfasser, dessen Fleiß und Gelehrsamkeit uns nun schon mit einer ganzen Reihe von Arbeiten zur Geschichte unserer Sprache beschenkt hat, bietet in dieser Schrift eine Fülle von Wörtern und Redensarten des mundartlichen Sprachschatzes, die er für passend hält, dem der Schriftsprache einverleibt zu werden. Soll sich der dem Verfasser vorgeworfene Mangel an Sichtung darauf beziehen, daß er die von ihm zur Aufnahme in die Schriftsprache vorgeschlagenen Wörter nicht gehörig darnach gesondert hat, ob sie neben der Reinheit auch die Schönheit und Würde derselben fördern, so muß der Unterzeichnete diesem Vorwurfe Recht geben. Wörter wie quatschen (S. 32), töbsen (S. 50), Sums (S. 48), ferner Redensarten wie: sein Fett kriegen (S. 128), da brate mir einer einen Storch! (S. 139), es hat ihm in die Bude geregnet (S. 141) wollen ihm nicht als solche erscheinen, mit denen die Schriftsprache, worunter doch im Sinne der Preisaufgabe die über die Mundarten sich erhebende gemeindeutsche Schriftsprache zu verstehen ist, bereichert werden könnte. Dagegen hat der Verfasser den ihm besonders aus der Meißner (Ost- und Westmeißner) sowie aus der Leipziger Mundart zuströmenden Stoff insofern gut gesichtet, als er die seines Erachtens sich zur Verdrängung von Fremdwörtern oder zur Bereicherung der Schriftsprache eignenden Wörter in übersichtliche Gruppen zusammenstellt, erstere in neunzehn, von denen wieder mehrere in Unterabteilungen zerfallen, letztere

Digitized by Google

in nicht weniger als neununddreißig, zum Teil ebenfalls mit Unterabteilungen. Doch begnügt er sich nicht mit einer bloßen Zusammenstellung jener Wörter; vielmehr weist er nicht nur ihre Herkunft aus den von ihm berücksichtigten Mundarten nach und verfolgt vielfach ihre Geschichte bis in das Mhd. und Ahd. hinein, sondern schickt auch eine eingehende Untersuchung voraus, auf welchem Wege die Überführung mundartlichen Sprachgutes in die Schriftsprache zu erfolgen habe. Auch hierin ist Luther der Bahnbrecher gewesen und hat vermöge seines wunderbar feinen Sprachgefühls durch die That gezeigt, daß Wortschatz, Wortbildung und Satzbau der Schriftsprache durch die Mundarten gereinigt und bereichert werden können. Ihm sind dann hierin Lessing und Goethe, Voß und Uhland gefolgt, und von den Dichtern unsrer Tage führt der Verfasser G. Freytag an, der z. B. das mundartliche Wort bästeln = kleine Handarbeiten verrichten in der Form basteln aufgenommen hat. Ob es der Verfasser mit seiner Rechtfertigung dafür, daß er das Holländische als deutsche Mundart auffaßt, nicht etwas zu leicht genommen hat (S. 15), mag hier unentschieden bleiben; der Gewinn, den die Reinheit unsrer Schriftsprache gerade aus dem Holländischen schöpfen könnte, da dieses im Gegensatz zu den andern Mundarten auch die Sprache des Staats, der Wissenschaft, der Kunst, des Handels ist, wird von ihm sehr gut auseinandergesetzt (S. 16, 21 flg.). — Auffallend ist es, daß sich dem Verfasser bei dem Abschnitte über das Trinken (S. 97) nur eine so mäßige Ausbeute ergeben hat; vergl. dagegen Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? (S. 47.) — Nach kurzer Berührung der Wortbiegung, hinsichtlich deren die Mundarten der Schriftsprache nur äußerst wenig bieten können (S. 120), und des Satzbaues, worin sie ihr ein sehr beachtenswertes Vorbild geben können (S. 122), führt der Verfasser eine Reihe von „Redebildern" auf, die ihm Aufnahme in die Schriftsprache zu verdienen scheinen (S. 124). Mit diesem Abschnitte kann sich Unterzeichneter am wenigsten einverstanden erklären; vielleicht wäre es richtiger gewesen, ihn ganz von dem sonst sehr durchdachten Plane zu streichen. So wie er ist, scheint er unter dem Drange der Ablieferung der Preisarbeit entstanden zu sein, wie aus dem schon erwähnten Mangel an Sichtung und aus der Behandlung einzelner Redebilder hervorgeht, von denen ganz alltägliche und ohne weiteres verständliche unnötiger Weise mit einer Erklärung versehen werden (z. B. S. 124, 126), andere eine unwahrscheinliche oder geradezu falsche Herleitung erfahren (z. B. S. 135 einen Pflock zurückstecken dem Turnen entlehnt!). — Gellerts undichterisches Satzgefüge (S. 121) lautet nicht so, wie es vom Verfasser angeführt wird. Der Satz, daß mit der Einführung des Christentums durch Chlodwig und zwar in athanasia-

Digitized by Google

nischer Gestalt unausbleiblich die Einwirkung der lateinischen Sprache auf die deutsche verbunden war (S. 122), ist ohne nähere Begründung für den in den geschichtlichen Zusammenhang nicht Eingeweihten unverständlich. — Konnten wir auch nicht in allen Punkten dem Verfasser unsre Zustimmung erklären, so scheiden wir doch mit herzlichem Danke von seiner Arbeit und empfehlen sie allen Fachgenossen auf das angelegentlichste.

Dresden. E. Harich.

Hermann Unbescheid, Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre. Mit einer Tafel zu Schillers Dramen. Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1891. 173 S. Preis 3 M.

Als ich im Jahre 1886 die erste Auflage der vorliegenden Schrift in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie" anzeigte, konnte ich ihr um der ihr innewohnenden trefflichen Eigenschaften willen ein günstiges Schicksal voraussagen. Diese Voraussage hat sich erfüllt, und heute liegt die zweite Auflage, vermehrt durch eine kurze Darlegung des Aufbaus von Goethes Tasso, Lessings Emilia Galotti, Kleists Prinzen von Homburg und Grillparzers Sappho, vor uns. Der Weg, den Unbescheid in der Behandlung der dramatischen Lektüre betreten hat, erweist sich als glücklich gewählt, er hat zu schönen Ergebnissen geführt, und nur jemand, der nicht im stande wäre Thatsachen zu beobachten und nach Thatsachen zu urteilen, könnte leugnen, daß die Einführung in die Technik des Dramas den Schüler eine ganz andere Einsicht in die Schönheit und das Wesen der dramatischen Dichtung gewinnen läßt, als das noch so gewandte Verkündigen der ästhetischen Gesetze und Schönheiten vom hohen Olymp einer Theorie des Schönen herab, bei dem Herz und Geist des Schülers trotz der schönen Worte nur allzuleicht schläft und schließlich nur zu einer verschwommenen Anschauung des dichterischen Wesens gelangt. Man könnte diese Einführung in die Technik des Dramas die Grammatik des Dramas nennen, und wie diejenigen, welche glauben die Grammatik der Sprache in der Schule entbehren und durch schöne Redensarten über das Leben der Sprache ersetzen zu können, sich in einer wunderlichen Selbsttäuschung befinden und wesentlich mit dazu beigetragen haben, daß die Aufsätze in den Schulen und die sprachlichen Leistungen im Leben immer schlechter werden, so irren auch die vollständig, welche meinen, daß die Betrachtung der Form eines Dramas nicht in die Schule gehöre und an deren Stelle das Reden über den Inhalt zu treten habe. Wie es nichts Lebensvolleres im Unterrichte giebt als eine richtig gehaltene Grammatikstunde, so wird auch der Geist des Schülers beim selbstthätigen Finden der Form eines

Digitized by Google

Dramas in einer Weise angeregt, die durch nichts ersetzt werden kann und ihm das Verständnis des Dramas in dem Maße erschließt, als es überhaupt im jugendlichen Alter zu gewinnen ist. Wie der Musiker, der die Formen des Contrapunktes sorgfältig studiert, zu einer klaren, sicheren, von aller Verschwommenheit freien Beherrschung auch der größten musikalischen Formen gelangt und recht eigentlich das volle Verständnis der musikalischen Schönheiten eines Werkes gewinnt, wie der Sänger, der nicht täglich die einfachsten Tonansätze und Tonläufe übt, in der Stimmbehandlung und Tongebung zurückgeht (was man namentlich an einigen Reklamehelden der Bühne in unseren Tagen beobachten kann), wie der Virtuos, der nicht täglich Skalen und Etuden spielt, nicht nur an Gewandtheit, sondern auch an Klarheit und Schönheit des Vortrages verliert, wie jeder Künstler nur groß wird durch stetes Zurückgehen auf die einfachsten Grundlagen und Formen seiner Kunst: so wird auch Richtigkeit, Gewandtheit, Schönheit, Lebendigkeit, Klarheit und Tiefe des sprachlichen Ausdruckes nur gewonnen durch stete Betrachtung und Übung der Grammatik und ihrer Formen (wofür Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller lebendige Zeugen sind) und so wird auch eine wirklich ästhetische Bildung nur errungen werden durch die Grammatik des Dramas und der Dichtung überhaupt, d. h. durch die Betrachtung ihrer Technik. Möchten sich das doch diejenigen gesagt sein lassen, die durch unklare, verschwommene Behandlung des zufälligen Sprachinhaltes glauben die Grammatik und ihre festen Formen ersetzen zu können und die infolge dessen ihr Werk ohne jede Grundlage in die Luft bauen. Unbescheid hat für die Behandlung der dramatischen Lektüre einen sicheren und festen Grund geschaffen, seiner feinsinnigen Analyse dramatischer Werke folgen wir mit lebendigem Anteil; in der That führt er den Schüler, indem er ihm die Gesetze des dramatischen Kunstwerks aufweist, in den Geist der Dichtung ein, und so ist seine Arbeit für den deutschen Unterricht, der in unsern Tagen so sehr an Unklarheit, Zerfahrenheit, Zersplitterung und ästhetischer Verschwommenheit leidet, von Herzen willkommen zu heißen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Oskar Brenner und August Hartmann, Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde. Band 1. Heft 1. München 1891, Christian Kaiser. Preis 4 Mark. (Erscheint in zwanglosen Heften von 8—10 Bogen, von denen drei einen Band bilden.)

Die Herausgeber haben die Absicht, durch diese neue Zeitschrift nicht nur zur Kenntnis der bayrischen Mundarten und des bayrischen Volkes

Digitized by Google

beizutragen, sondern zugleich zur Kenntnis der deutschen Mundarten und des Volkstums überhaupt. Sie eröffnen das neue Unternehmen mit folgenden Worten: „Unsere Zeitschrift will zur Sammlung auf dem Gebiet der Sprache und des Volkslebens anregen und dem nachwachsenden Geschlecht einen Spiegel der Gegenwart wie der Vergangenheit des bayrischen Volkes vorhalten. In erster Linie ist von uns die Sprache in allen ihren Erscheinungsformen ins Auge gefaßt. Aber recht verständlich wird die Sprache als Ausfluß des Volksgeistes doch nur im Zusammenhang mit dem Volksleben überhaupt. So soll denn echtes Volkstum, wie immer es sich äußern mag, zur Darstellung gelangen. Sagen, Märchen, Rätsel, Spiele, Sitten, Aberglaube, Trachten u. dergl. werden in dem Rahmen der Zeitschrift Platz finden. Die ältere Zeit hat denselben Anspruch auf Berücksichtigung wie die Gegenwart. „Bayerns Mundarten" sind nicht nur für Philologen oder gar Lautphysiologen bestimmt, sondern für den weiten Kreis derjenigen, die sich zum Leben und Denken des deutschen und besonders des bayrischen Volkes hingezogen fühlen. Daß wir aber der Wissenschaft zu dienen wünschen und Arbeiten in wissenschaftlicher Form willkommen heißen, versteht sich von selbst. Das erste Heft ist demgemäß aus verschiedenartigen Beiträgen zusammengesetzt; es zeigt auch, daß wir zur Aufhellung bayrischer Verhältnisse eifriges Umblicken über die Grenze für notwendig halten. Das hessisch-fränkische Gebiet, Thüringen, Obersachsen und das Vogtland, Westböhmen, Österreich, das Salzburgische, Tirol, Steiermark und Kärnten, Schwaben und Alemannien dürfen als Gäste nicht fehlen."

Der Inhalt des ersten Heftes ist folgender: O. Brenner: Zur Einführung. C. Franke: Über den wissenschaftlichen Wert der Dialektforschung. C. Franke: Ostfränkisch und Obersächsisch. A. Jacob: Aus Mittelschwaben. M. Himmelstoß: Aus dem bayrischen Wald. H. Gradl: Die Mundarten Westböhmens. Aug. Holder: Über Johann August Fischer. Aug. Hartmann: Ein sprachlich interessantes Lied. Ältere Nachrichten über Dialekte. Osk. Steinel: Die Bejahung im Sechsämter-Dialekt. O. Brenner: Altbayrische Sprachproben, I. der Prinz von Arkadien (1701). Bücherschau. — Kleinere Mitteilungen.

Schon das erste Heft zeigt, daß die neue Zeitschrift eine wertvolle Bereicherung unserer Sprachwissenschaft werden und lebendiges Zeugnis von dem Walten der Volkssprache und des Volksgeistes ablegen wird. Sie sei darum allen Freunden der Sprache und des Volkstumes, insbesondere dem Lehrer des Deutschen, für den sie eine Fundgrube lebendiger Sprachanschauung bilden wird, warm empfohlen. Wir sehen ihrer weiteren Entwickelung mit Spannung entgegen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Digitized by Google

E. Bardey, Praktisches Lehrbuch der deutschen Sprache für die Hand der Schüler. 1. Teil 3. Aufl., 2. Teil 2. Aufl. 1889. Teubner.

Der erste Teil enthält die grammatischen Vorübungen und entwickelt in 46 Lektionen: das Hauptwort, Fürwort, Zahlwort, Zeitwort, Umstandswort, Präposition und Bindewort, behandelt dann die Laute und Silben und Satzarten. Im zweiten Teil wird die vollständige Elementargrammatik für untere Klassen höherer Schulen geboten. Den Stoff, wie ursprünglich beabsichtigt, in 6 Teile zu zerstückeln, hat der Verfasser mit Recht aufgegeben. Beide Teile ergänzen, bedingen sich aber nicht. Der Unterschied dieses Buches von andern liegt in Zahl und Art der Aufgaben und in der ausführlicheren Behandlung der Form- und Satzlehre. Die Zahl der Aufgaben beläuft sich auf 500. Hier giebt der Verfasser vortreffliches Material an die Hand. Das Ganze ist äußerst praktisch angelegt, nichts wird verlangt, was nicht im Vorhergehenden drangewesen ist. Nur, frage ich bescheiden, wo soll der Lehrer der untern Klassen in Gymnasien in seinen 3 deutschen Stunden die Zeit hernehmen eine Grammatik von 230 Seiten in der Weise mit seinen Jungen durchzugehen, daß z. B. „die in sehr großer Anzahl angeführten Verba hinsichtlich ihrer Rektion so oft durchgemacht werden“, daß sie ohne Fehler sitzen. Wir müssen als Deutsche auf dem Gebiete der deutschen Grammatik wohl einen Pfahl zurückstecken und können das auch; denn gottlob lebt in den allermeisten und selbst den kleinsten deutschen Schülern noch ein gut Stück lebendiger Grammatik, die nur geweckt und durch gutes vorbildliches Sprechen des Lehrers wach gehalten zu werden braucht. Gleichwohl bleibt das Buch ein sehr fleißig zusammengestelltes, sehr empfehlenswertes Hilfsmittel und dürfte jedem Lehrer, wenn er vielleicht einmal eine deutsche Spracharbeit stellen will, seine Arbeit wesentlich erleichtern.

Dresden. **Rade.**

Kleine Mitteilungen.

Am 10. April d. J. verschied in Darmstadt plötzlich in seinem 45. Lebensjahre an einem Herzschlage Herr Gymnasialoberlehrer Dr. Ferdinand Bender, ein Freund und Mitarbeiter unserer Zeitschrift. Er ist immer mit Wärme für unsere Sprache und Litteratur eingetreten. Seine Geschichte der Griechischen Litteratur (Band VI 1 der Geschichte der Weltlitteratur) zeichnet sich durch eine mit hoher Begeisterung für das klassische Ideal verbundene warme Verehrung unserer deutschen Litteratur aus, was in einer reichen Fülle gelegentlicher Streiflichter so geist- wie gemütvoll hervortritt. Außerdem hat er in den letzten Jahren ein Unternehmen begründet, durch das er sich in gleicher Weise den Dank der deutschen Litteraturfreunde erworben hat: die „Klassische Bildermappe, Abbildungen künstlerischer Werke zur Erläuterung wichtiger Schulschriftsteller“, bis

Digitized by Google

jetzt 3 Hefte, von denen die beiden ersten, zu Lessings Laokoon, unsere besondere Beachtung verdienen. Die Fortführung des Werkes erscheint unter den kundigen Händen der Kollegen Anthes und Forbach als gesichert. So wird auch Benders Name den Freunden unserer Sprache und Litteratur unvergessen bleiben.

Neu erschienene Bücher.

Orbilius Plagosus, Die Berliner Dezemberkonferenz und das hessische Schulwesen. Darmstadt, Johannes Waitz 1891. 50 S.

Paul Herrmanowski, Die deutsche Götterlehre und ihre Verwertung in Kunst und Dichtung. 2 Bde. Berlin 1891, Nicolaische Buchhandlung R. Stricker. 284 u. 278 S.

Georg Bondi, Das Verhältnis von Hallers philosophischen Gedichten zur Philosophie seiner Zeit. Leipzig 1891 (Dissertation). 40 S.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache am Kgl. Realgymnasium zu Döbeln, 3. Teil: Quarta. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 350 S.

Ferdinand Otto, Auswahl deutscher Gedichte für höhere Mädchenschulen. Berlin, Herbig 1890. 178 S.

——, Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Klassen höherer Knabenschulen. Berlin, F. A. Herbig 1891. 94 S.

Georg Heydner, Das Lesebuch in der Volksschule. Nürnberg, Fr. Korn 1891. 72 S.

Hugo Weber, Deutsche Sprache und Dichtung. Für höhere Bürgerschulen u. s. w. 8. Auflage. Leipzig, Klinkhardt 1891. 80 S.

J. Goldschmidt, Die deutsche Ballade (Programm der höheren Bürgerschule: Talmud Tora, Hamburg 1891). 44 S.

Wilhelm Münch, Tagebuchblätter. Eindrücke und Gedanken in loser Aufzeichnung. 100 S.

Oskar Brenner, Mundarten und Schriftsprache in Bayern. 18. Band der von Reinhardstöttner und Karl Trautmann herausgegebenen Bayrischen Bibliothek. Bamberg, Buchner 1890. 85 S. Preis M. 1.40.

J. Kont, Schiller: Wallenstein, première et deuxième parties: le Camp de Wallenstein — les Piccolomini. Avec une introduction et des notes. Paris, Garnier Frères.

Ernst Gehmlich, Christian Reuter, der Dichter des Schelmuffsky. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrh. Leipzig, Richard Richter 1891. 57 S. Preis M. 1,20.

Paul Stötzner, Beiträge zur Würdigung von J. B. Schupps lehrreichen Schriften. Leipzig, Richard Richter 1891. 95 S. Preis M. 1,80.

——, J. B. Schupp, der deutsche Lehrmeister. Neudrucke pädagogischer Schriften, herausgeg. von Albert Richter III. Leipzig, R. Richter. 61 S. Preis M. 0,80.

Ernst Eckardt, Einhundertfünfzig ausgewählte deutsche Gedichte erläutert. Lieferung 1—4. Wurzen und Leipzig, E. Kiesler 1890. 256 S. Preis der Lieferung M. 0,50.

Ernst Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersekunda. 2. Aufl. Paderborn, Schöningh. 86 S.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24[II].

Digitized by Google

Zu Fausts Glaubensbekenntniß, dabei von einer bedeutsamen Eigenheit in Goethes Denk- und Sprachweise.

Von Rudolf Hildebrand.

Das Glaubensbekenntniß, das Faust vor Gretchen ablegt, als Antwort auf ihre Frage: Glaubst du an Gott? nimmt in unserer Geisteswelt wohl unbestritten eine ganz hervorragende Stelle ein und verdient sie auch. Aber eben bei seiner eigenen Bedeutung, da es sich mit der tiefsten und brennendsten Lebensfrage unserer Zeit, der Frage nach Gott,[1]) so eng berührt, bedarf es auch besonderer Vorsicht, um Misverständnisse abzuwehren, zu denen es doch Anlaß gibt. Auch lernt man es meist wohl ziemlich früh kennen und meint leicht damit fertig zu sein. Unsere Primaner kennen den Faust schon alle und arbeiten bewußt oder unbewußt für sich an den da auftauchenden schweren Fragen. Auch vom Lesen des Faust in Prima als förmlichem Lehrstoff, woran in meiner Schulzeit noch nicht zu denken war, hört man nun oft. So mag denn, was ich zu sagen habe, auch hier seine Stelle finden.

Dabei kann es auch nicht zweifelhaft sein, daß Goethe eigentlich selber und aus sich selber in ganzem Ernste redet, nicht bloß Faust als dramatische Gestalt. Das zeigt der ernste Grundklang des Ganzen, der wiederholte Anlauf, den eigenen Standpunkt, der so weit vom gewöhnlichen abweicht, zu Klarheit und Geltung zu bringen, und wohl auch der Umstand, daß das Ganze eigentlich für Gretchens Gesichtskreis doch nicht paßt, sondern ihn hoch überfliegt. Fausts Erklärung geht gleichsam über Gretchens Kopf hinweg in die Zeit überhaupt hinaus: das fühlt auch jeder, der die Scene list.

Um aber dem Ganzen gerecht zu werden, darf man vor allem nicht vergessen, daß da nicht der reife Dichter mit abgeklärtem Geist und Gemüth redet, sondern der Geist der Sturm- und Drangzeit.[2]) Das Ganze geht denn auch wie eine Art Sturmwind oder hoher Luftschwall über

1) Ich will doch gestehen, daß ich schon „Gottesfrage" geschrieben hatte, wie es der Zeitgebrauch wohl mit sich brächte, aber ich werde bei der Fassung eine Art frivoles Gefühl nicht los, warum soll ich mir das nicht sparen?

2) Das Stück steht schon, mit ganz unwesentlichen Abweichungen, in dem sog. Urfaust, d. h dem, was Goethe vom Faust schon mit nach Weimar gebracht hat, erst kürzlich entdeckt und von Er. Schmidt herausgegeben.

Digitized by Google

einen hin, der zu scharfem Auffassen des Einzelnen mit klarer Besinnung nicht Zeit läßt. Man spürt in sich etwas von der Erregung oder Aufregung nach, in der das Ganze geschrieben ist, wie so vieles in der Genieperiode, eine Erregung, die freilich auch wieder den Gewinn bringt, die Hauptsache wirksam herauszustellen, die eben mehr dem erregten Gemüth, als dem ruhig arbeitenden Geiste angehört.

Es ist hier nicht Zeit und Ort, für das ganze Glaubensbekenntniß eine durchgehende Erklärung zu versuchen, sie müßte zudem tief und weit in Goethes eigenste Gedanken- und Erfahrungswelt sich einlassen. Nur einen Punkt wollte ich näher beleuchten, der allerdings im Ganzen der Hauptpunkt ist und darum auch zum hauptsächlichsten Misverständnisse Anlaß gibt, nämlich den, daß Goethe mit dem Ablehnen des Namens Gottes Gott selbst ablehne und bei Seite setze. Daß Fausts Antwort in diesem Sinne wenigstens eine künstlich ausweichende sei, die die gestellte Hauptfrage umgehe, das ist vielfältig der Eindruck, den die Worte machen, wie mir Mancher gestanden hat. Das ist aber durchaus irrig angenommen, wie sich sicher nachweisen läßt.

Ich schlage einen Umweg ein, der leichter zum Ziele führen wird. Goethe macht von dem Worte sogenannt zuweilen einen Gebrauch, der für uns etwas Überraschendes hat; z. B. im 7. Buch von Wahrheit und Dichtung, nicht weit vom Eingang, wo er von Rabener handelt, heißt es auch: „Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Absichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt sein sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter" usw. Er denkt nicht daran, die Laster und Thorheiten mit dem sogenannt etwa in besseres Licht zu stellen, wohl gar gelten zu lassen, nur die Namen sind ihm nicht die geläufigen, während sie es in Rabeners Zeit durchaus waren. Er behält sich gleichsam vor, die Sache für sich befriedigender zu benennen, wie denn das „Fehler und Mängel" nachher, das für Rabener freilich zu mild und schwach ist, es gleichsam versucht.

Alles wird klar bei Äußerungen in der Italienischen Reise, die er da gegen die Weimarer Freunde fallen läßt und die sein rastloses Arbeiten in sich und an sich offenbaren. Am 5. Juli 1787 schreibt er aus Rom von seinen Kunststudien als von ihrem Kern: „Nun bringe ich nur darauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe; was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen sehen und erkennen"; und am 28. Aug.: „In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß alles anschauende Kenntniß werde, nichts Tradition und Name bleibe." Das ist denn schon völlig klar der Standpunkt, den er viel später so ausspricht als immer noch geltend (Zahme Xenien, 7. Buch a. E.):

Digitized by Google

Gern wär ich Überliefrung los
Und ganz original.
Doch ist das Unternehmen groß,
Und führt in manche Qual,

wobei ich für original doch erinnern möchte, daß man es in seiner ganzen ursprünglichen Frische und Kraft nehmen muß, wie es in den Siebziger Jahren aufkam, ungefähr mit der Bedeutung: wie eben erst aus dem Schoße der Natur entsprungen (lat. origo, Ursprung), noch unberührt von allen Trübungen der Welt. Es ist eigentlich der Kern des Geniewesens, der darin ausgesprochen ist: Bruch mit aller Überlieferung, die im Menschenwesen das von Gott und Natur Gewollte entartet und verzerrt zeigt, und Anfang eines neuen Lebens ganz von vorn aus den eigenen eingebornen ewigen Lebensquellen, aus dem „Ursprung" des Lebens heraus (Goethe nennt es auch „ursprünglich"), d. h. der innerste Kern und Trieb der ganzen Geistesbewegung des 18. Jahrhunderts, seit namentlich Goethe davon die Führung übernahm, die er so zu sagen aus den Händen Herders erhielt.

Die Überlieferung stellt sich aber in der geistigen Welt vor allem in der Sprache dar, daher die Abwendung des Geniewesens von den überlieferten Worten, und zwar um so mehr, je mehr sie wichtige Kernbegriffe wiedergeben sollen. Diese mußten vor allen andern neu und frisch aus der Sache selbst gewonnen werden, wenn man sich vor der Täuschung der Überlieferung sichern wollte. Daher auch das umständliche Beschreiben von hohen Begriffen, die doch längst in feste Worte gefaßt als Gesamteigenthum umgiengen, z. B. fromm in der berühmten Stelle der Trilogie der Leidenschaft (Elegie):

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißens: fromm sein! Solcher selgen Höhe
Fühl ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe;

freilich würde ohne die Umschreibung niemand das fromm so tief gefaßt haben, als da Goethe, sodaß man sie nicht entfernt etwa als überflüssig ansehen wird.[1]) Goethes Sprache ist aber auch sonst ganz durchzogen von dem Bestreben, die menschlichen Dinge von abgenutzten, nichtssagenden Worten zu befreien und nur sachgemäß darzustellen. Wie er sich überhaupt gegen Worte als bloße Worte streitend und abwehrend verhielt sein Leben lang, das wäre der Gegenstand eines

1) Der Inhalt des Ganzen fällt übrigens zusammen mit den Schlußworten des Faust und ist wie eine verdeutlichende Ausführung davon: Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.

Digitized by Google

besonderen Capitels und wahrlich wichtig genug, nicht am wenigsten für den Lehrer, der naturgemäß aus der Gefahr nicht herauskommt, das Wort zu überschätzen und dem Teufel des sog. Verbalismus anheim zu fallen, der in der geistigen Welt das Schwergewicht und Wesen vom Inhalt weg in die Form, vom Kern weg in die Schale verlegt. Auch im Faust gibt es Äußerungen genug in dieser Richtung, wie denn da auch die trocknen Philologen als Wortkrämer mehrmals ihr Theil bekommen; z. B. wie Faust, gleich im ersten Monologe, der Wissenschaft den Rücken kehrt und es mit der Magie versucht, thut er es:

Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß,
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält . . .
Und thu nicht mehr in Worten kramen.

Nun steht wohl die Ablehnung des Wortes Gott dort im Glaubensbekenntniß im rechten Lichte: sie geschieht nicht, um Gott selbst aus dem Wege zu gehen, sondern um ihn hoch über das unzureichende, abgenutzte Alltagswort hinaus zu erhöhen. Ja sein Wesen ist so überschwänglich über alles, auch das höchste menschliche Denken hinaus, daß es in Worte fassen zu wollen von selbst zu einem Spott wird. Das ist der Sinn, der in den ersten Worten Fausts freilich mehr versteckt als ausgesprochen ist:

Mein Liebchen, wer darf sagen,
Ich glaub an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein.

Die gedachte Frage an die Theologen und Philosophen kann ja unmöglich bloß sein, ob sie an Gott glauben, sondern mehr: was sie von Gott glauben oder denken und wissen? Freilich ist das, wo zudem unter der Aufregung des Denkens die Klarheit des Vortrags gelitten hat (in der Geniezeit nichts Seltenes), für Gretchen ganz unverständlich und gar nicht für sie geschrieben, wie das Nächstfolgende auch. Auf Gretchens Frage, die sie aus den dunklen Worten nimmt: So glaubst du nicht? wird dann Fausts, Goethes Standpunkt deutlicher, und doch zunächst auch so, daß ein Ergänzen und Zurechtlegen durch den mitdenkenden Leser nicht entbehrlich ist:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen,
Ich glaub ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: Ich glaub ihn nicht?

d. h. in einfachste Form gesetzt: wer sich beim Bekenntniß mit dem bloßen Namen begnügt, der sagt und bekennt eben nichts; wer aber über den

Digitized by Google

Namen hinaus sein Wesen in sich empfindet, dem ist es unmöglich, das Bekenntniß zu versagen. Im ersten Satze sind Gedanke und Wort sehr künstlich zugespitzt, dazu grammatisch mit einem kleinen Wagniß (das doppelte wer, das nur einfach gemeint ist), genau: wer hat den Muth, in den bloßen Worten „Ich glaube an Gott" ein Bekenntniß auszusprechen? Ernstlich gemeint kann ja nur sein nicht: wer überhaupt, sondern wer von den Wissenden, den Eingeweihten, die über das abgelebte Herkommen hinaus sind, wie ich — wie viele sind oder waren das aber? Gretchen sicher nicht.

Dieß Betonen des Empfindens ist denn die Hauptsache, sowohl in Goethes Denkwelt, nicht damals bloß, sondern auch an sich, für die hohe Sache wie für uns, ja für unsere Zeit im höchsten Sinne. Das Folgende, der Allumfasser usw. bis zu dem ewigen Geheimniß, ist denn auch ein Versuch, die Empfindung des Göttlichen als des übergewaltigen Höchsten und Tiefsten gleichsam von allen Seiten andringend wach zu rufen, aus der Weite bis zu den Sternen, wie aus der nächsten Nähe, von außen wie von innen.

Erfüll davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenns Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles,
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.[1])

Da werden so zu sagen die stärksten Hebel angesetzt, um Gott und das Göttliche aus dem Bereich des menschlichen Waltens herauszuheben und zu ziehen und sie ganz und völlig für sich allein zu gewinnen. Dem Menschen zugänglich ist es aber so nur durch das Gefühl, nach Goethes durchgehender Denkweise eine unmittelbare Fühlung mit Gott und dem Göttlichen selber. Wo bleibt da auch der Schein eines Verdachtes, als ob das Bekenntniß der Hauptsache hätte ausweichen, ja gleichsam entgehen wollen?

Wie sehr übrigens das Ganze in Goethes Seele gleichsam wurzelte, mit einer von außen und innen auf ihn wirkenden Nothwendigkeit sich

---

1) Vergleichenswerth ist eine Stelle im ersten Brief an Auguste von Stolberg vom 26. Jan. 1775, der in höchster Aufregung geschrieben ist, auch mit Entschuldigung wegen des aufgeregten Stils: „Ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt, und was ist das anders als Liebe" usw., man müßte das Ganze nachlesen. Da haben wir in Goethes Innenleben einen bestimmten Fall der Art, wie sie in öfterer Wiederholung reicher Erfahrung Fausts Auslassung hervorgerufen haben, hier mit einer gewissen bewußten Abklärung.

Digitized by Google

geltend machte, das lassen spätere Äußerungen, um ein halb Jahrhundert später, erkennen, die den Gegenstand berühren. Z B. gegen Eckermann spricht er einmal davon, am 31. Dec. 1823 (Gespräche 3,22), wie so viele den göttlichen Namen empfindunglos brauchten und misbrauchten; er hörte das fortwährend und empfand es offenbar verletzend. „Er (der Name Gottes) wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn aus Verehrung nicht nennen mögen." Sehr bemerkenswerth ist, wie er etwa in derselben Zeit das bloße Bekenntniß des Glaubens nicht nur gelten läßt, sondern löblich findet, aber doch nicht davon befriedigt ist, weil er sich ein Höheres weiß: „Ich glaube einen Gott. Dieß ist ein schönes löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." Sprüche in Prosa Nr. 569.

Man fühlt wohl aus der kurzen Zusammenstellung weniger Zeugnisse, wie die Abneigung gegen das Wort Gott nur der Ausdruck des hohen Ernstes ist, mit dem er Gott selbst gegenüber trat — wohl jedem, der sich ihm nach zu diesem Ernst erheben kann, nur der versteht ihn auch — auch da, wo er ihn nicht bloß als unnennbar, sondern auch als unerkennbar bezeichnet. So noch in der oben angeführten Stelle aus der Trilogie der Leidenschaft v. J. 1823; da heißt er noch ein Unbekanntes (denn als Neutra sind die Worte gemeint), dann der ewig Ungenannte, aber — in der gläubig treuen Hingebung an ihn ist doch der Weg zu ihm geöffnet, sie ist das Mittel, das ewige Räthsel wenn nicht zu lösen, doch zu lüften. Man sieht, wie das, etwa 50 Jahre später, als das Faustische Glaubensbekenntniß, aber wie dieses von leidenschaftlich bewegter Seele dictirt, mit ihm im letzten Grunde zusammentrifft; hier wie dort ist es die rein empfindende Seele allein, die Gott finden kann, sei es wie dort in der Fülle des wogenden Gefühls oder wie hier in der frommen Hingebung des Gemüths, die ja auch eine Äußerung des tiefsten Empfindens ist.

Erwähnenswerth ist wohl noch, daß da überall an einen Gott in pantheistischer Fassung nicht zu denken ist, in welcher Gott in der Welt ganz aufgeht und nichts außer und über ihr ist. Bloß Göttliches, und wärs die ganze Welt, konnte Goethen nicht genügen, dazu war er selbst durch und durch, ja in erster Linie, zu sehr ein rechtes volles Ich. Er braucht einen oder den lebendigen Gott, wie er z. B. als Epimenides ausspricht (des Epim. Erwachen II, 6):

Denn wo der Mensch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.

Digitized by Google

Natürlich ist das alles weit entfernt von einer tiefgehenden oder gar erschöpfenden Behandlung von Goethes Gott. Aber eins ist wohl damit gewonnen für den Empfänglichen — denn das ganze Gebiet setzt für eintretende Wirkung entgegenkommende Empfänglichkeit voraus — ich meine ein ganz wesentlicher Beitrag zu dem Capitel von der Bedeutung des Empfindens oder Fühlens, dieses zugleich zartesten und fruchtbarsten Thuns oder Geschehens in unserm Seelenleben, ein Capitel, das aufs deutlichste und nachdrücklichste zu schreiben recht an der Zeit wäre, wie man denn mit Freude bemerken kann, daß sich immer mehr treffliche und gewichtige Stimmen in dieser Richtung hören lassen, sodaß sich mir der Eindruck verstärken will, als wäre in dieser hochwichtigen Frage ein rettender Durchbruch des Rechten vor der Thür. Wie kann Goethe dazu helfen! und alle unsere großen Dichter und nicht sie bloß! Schiller z. B. trägt die Sache eigentlich in einer Art beweiskräftig abschließenden Form vor in dem Schlußworte des 8. ästhetischen Briefes, die schon der Primaner recht nachdrücklich eingeprägt mit aus der Schule fortnehmen müßte: „Nicht genug also, daß die Aufklärung des Verstandes nur in sofern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt, sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden."

Das ist geradezu eine Offenbarung aus dem Tiefsten und Besten heraus, das unsere Großen und Guten damals für sich und für uns erworben hatten. Darauf dann die Mahnung: „Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das dringendere Bedürfniß der Zeit" usw. Und so steht es denn jetzt wieder, zumal so viel echtes und gesundes Empfinden, das oft dem Augenblick allein seine rechte Färbung und seinen Werth geben könnte, sich durch das Wort sentimental in seinen stillen Grund zurückscheuchen läßt, das die Durchschnittsmenschen wie einen Popanz gleich zur Hand haben, um einer Störung ihres verstandestrocknen Schlendrians zu entrinnen. Schiller spricht von Ausbildung und dachte sich sie durch den Dichter als ästhetischen Erzieher geschehend; sie gehört aber vor allen in die Schule, wo Gelegenheit dazu in Fülle geboten wird, nicht erst in den obersten Classen. Ich habe wohl in meiner Schrift über den deutschen Unterricht ein paarmal versucht das deutlich zu machen.

Der Erwähnung werth ist doch auch eine Berührung von Goethes Gedanken von Gott mit denen Klopstocks; sie durchziehen all sein Dichten, sind aber auch einmal in mehr akademischer Entwickelung vorgetragen in einem Aufsatz „von der besten Art über Gott zu denken", der zuerst in Cramers Nordischem Aufseher erschien und Goethen doch wohl bekannt war (zumal ihn Herder in den Fragm. 3, 308 flg. gegen Lessings Kritik

Digitized by Google

im 49. Literaturbrief in Schutz nahm): Klopstock unterscheidet da dreierlei Arten über Gott zu denken, eine kalte metaphysische Art, die Gott beinahe nur als ein Object einer Wissenschaft ansieht, wie etwa die Begriffe von Zeit und Raum (mit eingehender Ausführung, die recht sehr zum Nachlesen und Beherzigen zu empfehlen wäre). Eine zweite, etwas höher greifende Art nennt er die betrachtende, die aber schwer darüber hinauskomme, Gott nach sich (dem Betrachtenden) zu beurtheilen. Die höchste Stufe des Denkens über Gott aber (das von der Empfindung gar nicht getrennt werden kann) ist begleitet und geleitet von einem Erstaunen über Gott, das ist das Höchste, wozu, außer der Liebe zu Gott, ein endlicher Geist fähig ist: „Sich auf der obersten Stufe dieser Erhebung zu Gott lange zu erhalten, ist in diesem Leben unmöglich, aber sich ihr... nähern ist auch hier möglich und die höchste aller Glückseligkeiten. Sich der obersten Stufe nähern, nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so erfüllt ist, daß alle ihre übrigen Kräfte ... zugleich und zu einem Endzwecke denken" usw. Es kann eigentlich gar nicht da abgebrochen werden, aber das Ausgehobne wird genügen, nahe zu legen, wie da sachlich Goethes Denken und Empfinden mit dem Klopstocks zusammentrifft; auch das Erstaunen, bei Klopstock auch sonst ein wichtiger Begriff, hat in Goethes Denkwelt eine gleich wichtige Stelle. Veranlaßt ist Goethes Faustbekenntniß von Gott gewiß nicht durch Klopstock, ist aber vielleicht nicht ohne seinen Einfluß. Man weiß ja, wie Goethe gerade in seiner ersten Faustzeit mit ganzer Seele hingegeben an Klopstock hing, daß er ihn brieflich mit Vater anredete. Auch die Unzulänglichkeit der Sprache ist bei Klopstock zu finden, z. B. in der Ode „Dem Allgegenwärtigen" vom Jahre 1758 gegen Ende: Du, den Worte nicht nennen.

Endlich ist wohl auch erwähnenswerth, wie diese Gedanken schon bei unsern Mystikern des Mittelalters entwickelt erscheinen, mit denen Goethe überhaupt allerlei Berührung zeigt, ohne daß eine Benutzung derselben seinerseits bekannt wäre. Z. B. von der Unaussprechlichkeit des göttlichen Wesens: diu richeit gotes ist daz er niht enhât noch niht enist allez, daz man geworten (in Worte fassen) mac. Haupts Zeitschr. 8, 246, vgl. 35, 217.

Der deutsche Unterricht auf der V. badischen Direktorenkonferenz.

Von J. H. Schmalz in Tauberbischofsheim.

Es verdient dankbare Anerkennung, daß die badische Schulverwaltung es verstanden hat, sich frühzeitig den vernünftigen Forderungen der fortschreitenden Zeit zu fügen und den Unterrichtsbetrieb der Gymnasien

Digitized by Google

denselben anzupassen. So kommt es, daß wir längst besitzen, was anderwärts erst als erstrebenswert bezeichnet wird und daß unsere badischen Gymnasien bereits „Reformgymnasien" in des Wortes bestem Sinne sind. Wir wissen beispielsweise nichts von einem lateinischen Aufsatz, alle Schreibübungen im fremdsprachlichen Unterricht sind ohne Ausnahme in den Dienst der Lektüre gestellt und treten nur im Gefolge derselben auf, die methodische Erklärung der Schriftsteller gilt als Blüte des sprachlichen Unterrichts; die modernen Fremdsprachen werden nach der ihnen entsprechenden Methode gelehrt, fakultativer (und zwar fleißig besuchter) englischer Unterricht ist an allen Gymnasien eingerichtet, der Zeichenunterricht ist obligatorisch bis Obertertia, wird aber auch für freiwillige Teilnehmer in Sekunda und Prima fortgesetzt, der Anschauungsunterricht wird namentlich im Zeichnen, aber auch sonst in allen Fächern gepflegt, Mathematik und Naturwissenschaften sind ausreichend bedacht, indem von Sexta bis Obertertia naturgeschichtlicher Anschauungsunterricht in je zwei Wochenstunden, in Sekunda und Prima in gleicher Stundenzahl Physik gelehrt wird und dem Rechnen bezw. der Mathematik in allen Klassen außer der Quarta (hier 3) je vier Wochenstunden zugedacht sind. Besonders zu betonen aber ist, daß der Unterricht in der deutschen Sprache seit nahezu einem Vierteljahrhundert Gegenstand unausgesetzter Fürsorge der Oberschulbehörde ist. Die Wertschätzung des deutschen Unterrichts geht namentlich auch daraus hervor, daß der erste Gegenstand, mit welchem sich die erste badische Direktorenkonferenz zu beschäftigen hatte, der Unterricht in der deutschen Sprache war. Diese erste Direktorenkonferenz fand im Jahre 1876 statt. Sie konnte sich natürlich nicht mit allen Zweigen des deutschen Unterrichts bis ins einzelne erschöpfend beschäftigen, sondern mußte sich damit begnügen, den Lehrplan in allgemeinen Umrissen zu skizzieren und die leitenden Grundsätze für den methodischen Betrieb des deutschen Unterrichts festzustellen. Nach einer Erfahrung von anderthalb Jahrzehnten konnte man daran gehen, die einzelnen Zweige des deutschen Unterrichts vertiefend zu behandeln, und so wurde denn für die V. badische Direktorenkonferenz das Thema gestellt: „Die Verteilung und Methode des grammatischen Unterrichts im Deutschen, wobei auch die von F. Kern neuerdings gemachten Vorschläge zu berücksichtigen sein werden." Zum Referenten in der Konferenz wurde der Unterzeichnete, zum Korreferenten Gymnasiumsdirektor Frühe in Baden bestimmt. Referent und Korreferent stimmten in allen wesentlichen Punkten überein. Aus den Ausführungen des Referenten heben wir folgendes hervor:

„Wenn auch der auf rein äußerlichen Voraussetzungen beruhende Vorwurf der Vernachlässigung der deutschen Sprache am Gymnasium als

Digitized by Google

unberechtigt zurückzuweisen ist, so geben wir doch gerne zu, daß der deutsche Unterricht in unseren Gymnasien noch mehr als bisher in die Mitte des gesamten Unterrichts gerückt werden, daß durch richtige Konzentration ihm noch mehr Interesse seitens der Schüler zugewendet und durch streng methodische Erteilung noch größerer Einfluß auf die geistige Schulung und auf die Gewandtheit im Ausdruck der Gedanken gewährt werden kann.

Wir wünschen eine zentrale Stellung des Deutschen im ganzen Unterrichtsbetriebe. Im Deutschen müssen alle Fäden zusammenlaufen; namentlich hat aller fremdsprachliche Unterricht vom Deutschen aus- und wieder auf das Deutsche zurückzugehen; mittels des Deutschen wird der Unterricht in den Fremdsprachen verbunden und unter sich in enge Beziehung gebracht; schließlich haben alle Lehrer auf Sprachreinheit, auf Sprachrichtigkeit, auf Übung im mündlichen und schriftlichen Ausdruck in der Muttersprache zu sehen.

Bei dem allseitigen Interesse, das dem deutschen Unterricht entgegengebracht wird und das seitens der Lehrerkollegien besonders in den sorgfältig und mit Liebe und Hingebung ausgearbeiteten Referaten sich bekundet, darf man erwarten, daß die badischen Gymnasien mit allen Kräften dafür eintreten werden, dem, was uns vor allem notthut, zum Durchbruch zu verhelfen: Wir müssen immer mehr Einheit in die scheinbar auseinandergehenden Lehrfächer zu bringen suchen; das vereinigende Element aber ist das Deutsche. Ihm ist also eine hervorragende Stellung zuzuweisen, damit es seine einigende und konzentrierende Aufgabe auch mit dem nötigen Nachdrucke ausüben kann. Mit der Konzentration ergiebt sich auch Vereinfachung des Unterrichtsbetriebs. Wir können daher als zunächst zu lösende Hauptaufgabe der Gymnasien bezeichnen: Vereinfachung des Lehrstoffs, Konzentration desselben um das Deutsche, vereinfachte und konzentrierende Methode."

Zur eigentlichen Aufgabe übergehend führte Referent aus, daß kein Grund vorliege, von dem durch die Verordnung vom Jahre 1869 empfohlenen und durch die Beschlüsse der Direktorenkonferenz vom Jahre 1876 näher dargelegten anlehnenden Verfahren im Betrieb des deutschen grammatischen Unterrichts abzugehen, da die Gymnasien sich durchaus zustimmend zu unserem bisherigen Lehrverfahren ausgesprochen und die wissenschaftliche Pädagogik durch ihre Hauptvertreter eine gleiche Billigung habe vernehmen lassen. Es seien somit die Fragen zu erörtern, 1. welche Wünsche hat man an den badischen Gymnasien geäußert, um den Unterrichtsbetrieb in deutscher Grammatik bezüglich der äußeren Bedingungen oder der inneren Gestaltung möglichst zu fördern und zweck-

Digitized by Google

tüchtig zu machen? 2. welche Anordnungen sind im einzelnen zu treffen, um die bestehende Methode auszubauen und namentlich um dem deutschen Unterricht eine zentrale Stellung im Gesamtunterricht, dem deutsch-grammatischen Unterricht eine solche im Gesamtsprachunterricht zu verschaffen?

Die nun folgenden Ausführungen des Referenten in ihrem vollen Umfang zu geben, würde über den Rahmen einer orientierenden Besprechung weit hinausgehen; die jeweiligen Ergebnisse der Darstellung sind in den unten gegebenen Thesen kurz zusammengefaßt. Nur zwei Punkte sollen ausführlicher besprochen werden, weil die ganze Tendenz des Referats bezüglich der Einzelausführung in ihnen am besten erkannt wird.

„Die anlehnende Methode erheischt unabweislich eine Vereinigung des deutschen und lateinischen Unterrichts in einer Hand. Wenn von einer Anstalt beigefügt wird „mindestens in den drei Unterklassen", so ist die Forderung damit allerdings auf das allerbescheidenste Maß zurückgeführt; wir gehen viel weiter und verbinden mit dem Verlangen, daß Latein und Deutsch in allen Klassen bis einschließlich Obersekunda in je einer Hand sich befinde, noch den Wunsch, in Tertia und Sekunda möge auch das Griechische vom Lehrer des Deutschen und Lateinischen gegeben werden. Gerade in der Tertia, wo die vier Schulsprachen Deutsch, Lateinisch, Französisch, Griechisch zum ersten Male neben einander getrieben werden, macht sich die Forderung der Einheitlichkeit des sprachlichen Unterrichts am gebieterischsten geltend. Die Art der Vorbildung unserer Lehrer wird es selten ermöglichen lassen, daß in allen vier Schulsprachen von ebendemselben Lehrer unterrichtet werde. So müssen wir wenigstens das Mögliche zur Ausführung bringen und Deutsch, Lateinisch und Griechisch einem Lehrer zuweisen. Die Behandlung der griechischen Formenlehre giebt stete Gelegenheit auf die lateinische und deutsche zurückzugreifen und an der Schultafel nebeneinander die Grundtypen der Deklination und Konjugation der drei Sprachen zu fixieren; die bei der Lektüre der Anabasis in Obertertia zuerst erkannten syntaktischen Grundbegriffe des Griechischen vermitteln bereits hier eine elementare vergleichende Syntax der drei Schulsprachen. Die genauere Behandlung der griechischen Syntax in Sekunda, die übersichtlichen Wiederholungen der lateinischen Syntax in dieser Klasse geben nun die allerbeste Gelegenheit, mit geistig bereits entwickelten, in Sprachbeobachtung geübten und für vergleichenden Unterricht vorbereiteten Schülern das Gemeinsame der Schulsprachen erkennen, dann die Abweichungen herausfinden und einander gegenüberstellen zu lassen. Wegen des Französischen wird sich das Bedürfnis nach Konzentrationskonferenzen einstellen. Mit Leichtigkeit lassen sich in Beratungen

Digitized by Google

aller Lehrer der Sprachen die gemeinsamen Grundsätze feststellen, in welchen der Lehrer des Französischen sich mit dem Hauptvertreter des Sprachunterrichts begegnen muß; Sache der Anstaltsleitung wird es sein, darauf zu achten, daß beide Fühlung suchen und auch finden. Auf diese Weise wird das Deutsche in seiner Eigentümlichkeit als moderne Sprache gegenüber den klassischen, dann aber wieder in seiner Eigenart als germanische gegenüber den romanischen genau erkannt werden, und die Gesetze der Muttersprache treten, scharf abgehoben von denen der Fremdsprachen, in das Bewußtsein des Schülers. Sie haften aber um so leichter, als der Schüler sie selbst herausgefunden und auf vergleichendem Wege durch das Mittel der Gegenüberstellung dem Gedächtnis eingeprägt hat. Ist als letzte Stufe jeder methodischen Behandlung eines Lehrgegenstandes die Einübung des Erkannten anzusehen, so finde ich keine bessere Gelegenheit zur Einübung der Gesetze der deutschen Sprache, als die Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen ins Deutsche. Hier gilt es die kunstvoll gebaute griechische oder lateinische Periode in der deutschen Satzanreihung wiederzugeben, der lateinischen Unterordnung die logisch entsprechende Beiordnung im Deutschen gegenüberzustellen, dem lateinischen oder griechischen Partizip durch einen ganzen Satz und zwar bald durch einen Haupt-, bald durch einen Nebensatz gerecht zu werden, dann für die lateinische und griechische Phrase den richtigen deutschen Ausdruck zu finden, schließlich das Deutsche gerade so orthographisch richtig zu geben, wie auch der lateinische oder griechische Text ohne Schreibfehler vorliegt. Wir können somit keine bessere Probe darüber anstellen, ob bei einem Schüler die Erkenntnis der Gesetze der Muttersprache vorhanden und das Sprachgefühl entwickelt ist, als wenn wir ihn eine Stelle aus einem griechischen oder lateinischen Prosaiker ins Deutsche übertragen lassen.

Die anlehnende Methode des deutsch-grammatischen Unterrichts führt in ihrem Ausbau auf die Frage: „Wie ist der deutsch-grammatische Unterricht mit dem fremdsprachlichen zu verbinden? Welche Sprache geht voran?" Das Naturgemäße ist, vom Bekannten auszugehen, daran das Fremde anzuschließen, dann beide zu vergleichen und hieraus für jede der verglichenen Sprachen das Gesetz zu erschließen und festzustellen. Es würde zuweit führen, wollte ich für jede Stufe Beispiele beibringen; ein Beispiel mag genügen. Der Lehrer der Sexta will den Schülern die Genusveränderung der Adjektiva im Lateinischen zum Verständnis bringen. Es wird vorausgesetzt, daß das Gedicht „Siegfrieds Schwert" bereits gelernt ist. Aus diesem Gedichte werden herausgesucht und an die Schultafel geschrieben „ein stolzer Knab, eine lange Stange, ein gutes Schwert". Bald ist von den Schülern er-

Digitized by Google

kannt, daß das Adjektiv jedesmal anders auslautet, somit die Geschlechtsveränderung festgestellt. Es wird die gewonnene Erkenntnis nun am Adjektiv „gut“ erprobt und „ein guter Sohn, eine gute Tochter, ein gutes Schwert“ gleichfalls an die Schultafel geschrieben; unmittelbar darunter kommt dann filius bonus, filia bona, ferrum bonum. Die Übereinstimmung beider Sprachen springt in die Augen; die Schüler suchen noch mehr Beispiele, wie „ein anderer Held, ein fester Schild, ein finstrer Wald, eine kleine Schmiede, eine hohe Burg, ein großes Haus, ein grünes Feld.“ Nunmehr wird angeschrieben „der stolze Knabe, die lange Stange, das gute Schwert“, daran die völlige Übereinstimmung des Adjektivs in allen Geschlechtern erkannt, und nun mit Übertragung auf das Adjektiv „gut“ gleichfalls „der gute Sohn, die gute Tochter, das gute Schwert“ an die Tafel geschrieben mit Daruntersetzung des Lateinischen. Vorher hatte der Schüler schon auf dem Wege der Vergleichung von mensa mit „der Tisch“ und „ein Tisch“ erkannt: 1. das Lateinische hat keinen Artikel; 2. das Deutsche verwendet das Demonstrativpronomen der, sowie das unbetonte Zahlwort ein als Artikel. Ferner hatte er beim Hinweis auf die fünf Deklinationen lateinischer Substantiva gelernt, daß 3. das Deutsche eine starke, eine schwache, eine gemischte Deklination der Substantiva hat. Diese Sätze werden nun als Wiederholungsstoff zur Anknüpfung benützt, und daran die neugewonnenen Erkenntnisse ergänzend angeschlossen und schließlich zu einer Einheit der Deklinationsregeln zusammengefaßt, nämlich 4. die deutschen Adjektiva werden wie die deutschen Substantive nach der starken, der schwachen oder gemischten Deklination abgewandelt, 5. die schwache Deklination hat abgesehen vom Accusativ. Singular. masculin. für alle Geschlechter und Kasus ebendieselben Formen, 6. die schwache Deklination des Adjektivs tritt ein nach dem bestimmten Artikel oder einem stark deklinierten Pronomen, 7. im Lateinischen wie im Deutschen muß das attributive Adjektiv mit seinem Beziehungswort kongruieren. Nunmehr werden die Punkte herausgesucht und zusammengestellt, in denen das Lateinische und das Deutsche zusammentreffen, dann diejenigen, in welchen sie auseinandergehen; eine ausgiebige Übung sorgt zum Schluß für Einprägung des Gelernten.

Dies genügt für VI. In V. wird das erwähnte Gedicht durch folgenden Sprachstoff „alle Welt, alles Eisen, im finstern Wald, ein lustig Feuer, liebster Meister mein, ein Schwert so breit und lang, manch Ritter wert, andere Ritter wert“ im Anschluß an die Behandlung der unregelmäßigen lateinischen Formenlehre die Vervollständigung der Lehre von der deutschen Deklination ermöglichen. Damit der Schüler aber das Gelernte auch wiederholen und im Falle des Zweifels sich über das Richtige vergewissern kann, muß zum Schlusse im Grundrisse

Digitized by Google

die Regel aufgesucht und in der Fassung des Grundrisses eingeprägt werden.

Mit der Beiziehung des Gedichtes „Siegfrieds Schwert" zur Erreichung grammatischer Erkenntnis habe ich gleichzeitig auf die richtige Ausbeutung der Lektüre hinweisen wollen, um nun vor Mißbrauch derselben warnen zu können. Die Forderung, deutsche Grammatik im Anschluß an die Lektüre zu treiben, kann leicht zu falscher Auffassung des Betriebes der Lektüre führen und so einen der interessantesten, ansprechendsten und schönsten Teile des deutschen Unterrichts ungenießbar machen. Die deutsche Lektüre muß wie überhaupt jede Lektüre streng methodisch betrieben werden, wenn sie ihren Zweck in allen Beziehungen erreichen will. Der Lehrer wird daher auf ein neues Lesestück durch Anknüpfung an Bekanntes den Schüler in richtiger Weise vorbereiten und so sein Interesse erregen; er wird dann den Gesamteindruck des Lesestückes lebendig auf die Schüler einwirken lassen, hierauf die Vertiefung des Verständnisses nach Form und Inhalt vornehmen. Ist klares Verständnis erreicht, so muß das neu Erkannte zusammengefaßt und mit dem früher Gelernten verknüpft, schließlich alles durch Übung zum geistigen Eigentum des Schülers gemacht werden. So sehr es nun zu bedauern wäre, wenn der Lehrer bei der vertiefenden Erklärung des Lesestückes sich auf grammatische Exkurse einließe und so — um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen — die Lektüre „zergrammatisieren" wollte, so sehr ist es zu wünschen, daß die Zusammenfassung und Einübung sich auf das Formale gerade so gut erstrecke wie auf das Sachliche. Daß schließlich die prosaischen Lesestücke regelmäßig grammatisch ausgebeutet und Gedichte nur ausnahmsweise beigezogen werden, ist selbstverständlich."

Die nächste Hauptaufgabe der Konferenz war, zu den Reformvorschlägen Kerns Stellung zu nehmen. Die Begründung des Antrages, die Kernsche Reform der deutschen Satzlehre zu billigen, wurde von dem Korreferenten gegeben. Jedoch waren gerade in diesem Punkte Referent und Korreferent vollständig einig; beide gingen davon aus, daß das wissenschaftlich Haltlose unbedingt aus der Schule zu entfernen sei; höchstens könnten praktische Rücksichten als unwissenschaftlich erwiesenen Schullehren das Dasein fristen, immerhin aber sei ihre Beseitigung in Aussicht zu nehmen. Kern habe alle Angriffe siegreich zurückgewiesen, und seine Vorschläge seien wissenschaftlich wohlbegründet. Namentlich führte Referent aus, daß die Kernsche Grundidee, vom Satz auszugehen und das Verbum finitum allein als satzbildenden Satzteil anzuerkennen, vortrefflich zur Zentralisierung des Gesamtsprachunterrichts passe und somit für den einheitlichen Betrieb der Schulsprachen förderlich sei. Schließlich

Digitized by Google

werde durch einen nach Kerns Grundsätzen eingerichteten Sprachunterricht das grammatische Verständnis der Schüler wesentlich gefördert, indem so Klarheit in die Begriffe des Satzes und seiner Teile komme, und der Unterricht selbst könne anschaulicher erteilt werden.

Die Konferenz trat, nachdem Referent sein Referat vorgetragen, in der Weise in die Beratung ein, daß Referent je eine These aufstellte, der Korreferent daran seine Bemerkungen unmittelbar anfügte und dann die Diskussion über die These stattfand. Die Thesen des Referenten lauteten:

1. Der deutsche Unterricht nimmt eine zentrale Stellung im sprachlichen und überhaupt im gesamten Unterrichtsbetriebe ein. Jeder Lehrer der Anstalt ist zugleich Lehrer des Deutschen.
2. Am deutschen Lesestoffe, sowie im fremdsprachlichen (besonders lateinischen) Unterricht werden die Gesetze der deutschen Sprache auf heuristischem Wege erkannt und dann die Ergebnisse an der Hand eines Leitfadens planmäßig zusammengestellt, wiederholt und geübt.
3. Der Unterricht im Deutschen, Lateinischen und (in III und II) Griechischen ist für jeden Jahreskurs in einer Hand zu vereinigen.
4. Auch der Unterricht in den modernen Fremdsprachen ist in innigste Beziehung zum andersprachlichen Unterricht, besonders zum deutschen zu setzen; zur Herstellung dieser Beziehung sind Konzentrationskonferenzen erforderlich.
5. In den Klassen VI bis einschließlich II wird dem Klassenvorstand für den deutschen und den altsprachlichen Unterricht eine einheitliche Stundenzahl zur Verfügung gestellt (in VI und V = 12, in IV = 10, in III und II = 16), deren Verwendung unter Berücksichtigung der zentralen Stellung des Deutschen ihm überlassen bleibt.
6. Eine Erhöhung der Stundenzahl für den deutschen Unterricht ist bei dieser Stellung des Deutschen im Gesamtunterricht nicht erforderlich.
7. In I ist eine Verbindung des Deutschen mit der Geschichte vor allem wünschenswert. Die Beibehaltung des Mittelhochdeutschen erweist sich als Gesamtwunsch aller badischen Gymnasien. Mittelhochdeutsche Grammatik wird im Anschluß an die Lektüre gelehrt; Fingerzeige zum Verständnis der Geschichte der deutschen Sprache sind hier besonders dankenswert.
8. Das Lesebuch muß darauf Rücksicht nehmen, daß es auch als Stütze des deutsch-grammatischen Unterrichts dient. Es sind somit für die unterste Stufe geeignete, einfache Lesestücke (z. B. Fabeln) in ausreichender Zahl aufzunehmen.

Digitized by Google

9. Die Exegese und der grammatische Unterricht sind so zu verbinden, daß grammatische Fragen bei der Erklärung nur insoweit beigezogen werden, als die allseitige Würdigung des Lesestückes es erfordert. Dagegen ist es Aufgabe der Ausbeutung der Lektüre, die am (besonders prosaischen) Stücke gewonnenen Kenntnisse zusammenzustellen und durch Übung zum sicheren Besitz der Schüler zu machen.
10. Einheit der grammatischen Bezeichnung im Gesamtsprachunterricht durch Einführung deutscher Namen ist ein zu erstrebendes Ziel. Zunächst ist die allgemein übliche, der lateinischen Sprache entnommene Terminologie festzuhalten.
11. Eine genaue Verteilung des Lehrstoffes der deutschen Grammatik mit scharfer Abgrenzung der Klassenpensen erweist sich als unthunlich.
12. Von Kerns Reformvorschlägen sind folgende im Unterricht zu verwerten:
    a) das Prädikat ist der satzbildende Satzteil,
    b) mit der Verbalperson ist auch das Subjekt gegeben; jedoch kann dies durch ein besonderes Wort, das Subjektswort, ausgedrückt werden;
    c) aus der Schulgrammatik sind die Bezeichnungen
        α) nackter und umkleideter Satz,
        β) zusammengezogener Satz,
        λ) abgekürzter Satz
    zu beseitigen;
    d) die Grammatik kennt keine Kopula, ebensowenig
    e) Hilfsverba (außer den zur Bildung der periphrastischen Formen erforderlichen Verben haben, sein und werden);
    f) es giebt weder ein logisches Subjekt, noch ein präpositionales Objekt.

Nach eingehender Beratung einigte sich die Konferenz über folgende Punkte, die als Ansicht des Direktorenkollegiums gelten können, wenn auch die Zustimmung einigemal nicht weit über die absolute Mehrheit hinausging:

„Die Pflege der Muttersprache ist mit dem ganzen Unterrichtsbetriebe unzertrennbar verbunden, jeder Lehrer der Anstalt ist daher zugleich Lehrer des Deutschen; im sprachlichen Unterricht nimmt das Deutsche geradezu eine zentrale Stellung ein.

Es liegt kein Grund vor, im deutsch-grammatischen Unterricht von dem bewährten anlehnenden Verfahren mit induktiv-heuristischer Methode abzugehen. Es werden also am deutschen Lesestoffe, sowie im fremd-

Digitized by Google

sprachlichen (besonders lateinischen) Unterrichte die Gesetze der deutschen Sprache auf heuristischem Wege erkannt, dann aber die Ergebnisse an der Hand eines Leitfadens zusammengestellt, wiederholt und geübt.

Der Unterricht im Deutschen ist bis Obertertia einschließlich womöglich dem Lehrer des Latein zu übergeben.

Eine Erhöhung der Stundenzahl für das Deutsche erweist sich bei der Pflege, welche das Deutsche im Gesamtunterrichte findet, als unnötig. Nur ist es wünschenswert, daß die im Jahre 1883 dem Latein in Quarta abgenommene Stunde nunmehr dem Deutschen zugewiesen werde (3 Deutsch, 8 Lateinisch in Quarta).

In Prima, namentlich in Unterprima erscheint eine Verbindung des Deutschen mit der Geschichte auch zweckmäßig. Die Beibehaltung des Mittelhochdeutschen ist ein Gesamtwunsch aller badischen Gymnasien. Mittelhochdeutsche Grammatik wird im Anschluß an die Lektüre gelehrt; Fingerzeige zum Verständnis der Geschichte der deutschen Sprache sind hier besonders dankenswert.

Das Lesebuch muß darauf Rücksicht nehmen, daß es auch als Stütze des deutsch-grammatischen Unterrichts dient.[1]) Es sind somit für die unterste Stufe einige einfache Lesestücke (wie z. B. Fabeln) erwünscht.

Die allgemein übliche, der lateinischen Sprache entnommene, geradezu internationale grammatische Terminologie ist auch im Deutschen anzuwenden.

Eine genaue Verteilung des Lehrstoffes der deutschen Grammatik mit scharfer Abgrenzung der Klassenpensen erweist sich als unthunlich.

Die Direktoren sind einig in der Anerkennung der Anregung, welche Franz Kern durch seine Reformvorschläge für die Grundlage und den Betrieb der deutschen Grammatik gegeben hat und empfehlen das Studium seiner Schriften allen Lehrern, besonders denen des Deutschen. Wenn auch außer den beiden Referenten nur noch zwei Direktoren der Kernschen Grundanschauung vom Wesen des Satzes und seiner Teile zustimmen, so findet doch die Konferenz folgende Einzelheiten reif zur Einführung in die Schulpraxis:

Das Ausgehen vom Verbum finitum bei der Satzanalyse, Beseitigung der Kopula (geringe Majorität), Beseitigung der Bezeichnungen logisches Subjekt, präpositionales Objekt, nackte, umkleidete, zusammengezogene und abgekürzte Sätze."

Wir schließen unseren Bericht mit dem Hinweis darauf, daß die Konferenz von der hohen Bedeutung des Deutschen, namentlich auch des formalen deutschen Unterrichts vollständig durchdrungen war. Sie

---

1) Vgl. hierüber auch Lyon in dieser Zeitschrift, I, S. 55.

Digitized by Google

stimmte daher auch den Ausführungen des Referenten, daß jeder Lehrer zugleich Lehrer des Deutschen sei, einstimmig zu. Danach muß erster Grundsatz sein, daß die Rücksicht auf die materiale Seite des Unterrichts niemals über die formale überwiegen darf, d. h. daß beispielsweise der Lehrer der Physik niemals in den Antworten oder wiederholenden Vorträgen der Schüler etwas Undeutsches durchgehen lassen darf aus Angst, die Besprechung und Verbesserung des Sprachlichen sei ein Raub an Zeit gegenüber dem Fache der Physik. In allen Fächern — auch in der Religionslehre — hat der Lehrer die Pflicht, auf vollständige, in ganzen Sätzen zu gebende Antworten zu dringen, jede undeutsche Form zurückzuweisen, jede undeutsche Satzbildung verbessern zu lassen, namentlich aber jede undeutsche Redewendung durch eine gute und sprachrichtige zu ersetzen. Die gleiche Pflicht gilt für das Lesen und für das Schreiben. In allen Fächern ist auf ausdrucksvolles, sinngetreues Lesen zu halten, und was geschrieben wird, muß durchaus gut deutsch gedacht und ebenso ausgedrückt sein. Der deutsche Aufsatz hat somit nicht allein die Pflege des richtigen, klaren und auch schönen Ausdrucks; alle Fächer teilen sich mit ihm in diese Aufgabe, alle arbeiten ihm hilfreich entgegen.

Auf diese Weise, wenn überall richtig deutsch gesprochen, gelesen, erzählt, vorgetragen und geschrieben wird, befestigt sich in dem Schüler das Bewußtsein, daß er ein Deutscher ist und das Gefühl, daß er ein guter Deutscher sein soll, und damit ist eine Hauptaufgabe des Unterrichts in einem deutschen Gymnasium erfüllt.

Unser Haus und Heim im Lichte der Sprache und Kulturgeschichte.[1])

Von **Ernst Göpfert** in Annaberg.

Wie der vielgewanderte Odysseus nichts Süßeres auf Erden kennt als Vaterland und Heimat, so hat auch von jeher dem Deutschen jedes Stammes eine unvertilgbare Liebe zur Heimat und ein tiefes Heimatgefühl innegewohnt, und von jeher hat sich dies Heimatgefühl auf gleiche Weise geäußert in der pietätvollen Anhänglichkeit an den Boden, auf dem die Väter gewandelt, den sie gebaut und gepflegt haben wie in der Liebe zum Stamme und zum Volke als dem weitesten Lebenskreise, in welchen der einzelne Mensch hineingestellt ist. Aber die starken

1) Zu den Vorstudien wurden benutzt: Deutsches Wörterbuch von Grimm; mhd. Wörterbuch von Müller und Zarncke; Rochholz: Deutscher Glaube und Brauch, und Riehl: Die Familie.

Digitized by Google

Wurzeln seiner Kraft hat jenes Gefühl in einem anderen Lebensgebiete, es entkeimt der Liebe zum Hause, das im eigentlichsten und tiefsten Sinne eines Menschen Heimat, sein Heim genannt wird. In der Art, wie sich das deutsche Volk sein Haus und Heim einrichtet, in der Art seines Wohnens und Bauens prägen sich mehr als bei einem anderen Volksstamm ganz bestimmte Züge und Eigentümlichkeiten seines Wesens aus, Eigentümlichkeiten, welche sowohl die Lebensweise, Sitte und Sittlichkeit betreffen, als auch in der Gemütsrichtung, dem Glauben, der Welt- und Lebensanschauung hervortreten; ist ja das gesamte altgermanische Leben in seinen ursprünglichen Formen und Verhältnissen ausschließlich auf Haus und Heim, auf die festgeschlossene Familie gegründet. Was unserem Volke beides gewesen ist, das hat es schon in seiner Sprache, insbesondere aber in jenen sprachlichen Symbolen niedergelegt, womit es beide Begriffe und alles, was mit ihnen in näherem oder weiterem Zusammenhange steht, bezeichnet.

So offenbart uns unsere ältere Sprache zunächst eine schöne und bedeutungsvolle Beziehung in dem etymologischen Zusammenhange, der zwischen den Begriffen Haus, Heim und Kleid besteht. Noch heute nennt der Schweizer seine Wohnstätte und sein Elternhaus das ham; denselben Wortstamm verwenden unsere Voreltern in hamo für Hülle oder Kleid und ihr gotisches Brudervolk in hamithi für Hemd oder Mantel. Alle drei Worte führen auf eine gemeinsame Wurzel mit der Bedeutung: bedecken, und zu einem gleichbedeutenden, wenn auch lautlich verschiedenen Grundworte gehört auch das mit Hütte, Hut und Haut verwandte Haus. Dem Germanen ist demnach sein geliebtes Heim ursprünglich das deckende und schützende Kleid seiner Familie, wie ihm umgekehrt das Kleid, womit er sich deckt, sinnbildlich als das schirmende Haus seines Leibes gilt. Und wie in seinem Kleide, seiner Tracht, so gefällt er sich am besten in seinem Bau, seinem Hause, und dieses Wohlgefallen an dem erwählten Sitze, der Stätte, wo er dauernd bleiben will, bezeichnet er bedeutungsvoll mit dem Worte: wohnen. Denn wohnen gehört zu Wonne und mit diesem zu dem gotischen wunan, d. h. dauernd sich irgendwo erfreuen, dauernd an etwas Gefallen finden. Wie wir nun das, was uns durch das Herkommen lieb und vertraut und wohlgefällig geworden ist, als das Gewohnte bezeichnen, so will auch jenes wohnen nichts anderes ausdrücken, als das stille innige Behagen, das man an seiner Heimstätte, seinem Hause empfindet und das im fröhlichen Liede auch der Vogel verkündet, der in den Zweigen wohnet. In schöner Übereinstimmung hiermit wird die Heimat in der Edda die Lust und im angelsächsischen Beowulfsliede nicht nur die traute liebe Stammbesitzung, der Heimsitz der Liebe, sondern auch geradezu die Erbsitzwonne

Digitized by Google

genannt. Von dieser Erbsitzwonne ausgeschlossen zu sein als Verbannter in der Fremde leben zu müssen, galt unserem Vorfahren als das schwerste Geschick. Er hatte dafür das schöne „von Heimweh eingegebene Wort" Elend. Zwar bedeutet dasselbe in seiner ursprünglichen Form alilanti nur das andere, das fremde Land; wenn sich aber mit dieser eigentlichen die weitere Bedeutung von Unglück, Not und Trübsal so unzertrennlich verknüpfen konnte, daß das Wort nur in diesem Sinne einer späteren Zeit überliefert wurde, so vernehmen wir aus ihm noch etwas von jenem Leide, das so tiefempfundenen Ausdruck findet in der Klage Gudruns:

Das Meer ist tief und herbe,
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimaterbe,
Allzeit geschieden sein.

Auch der Dichter des Heliand hat für die Heimat den freundlichen Namen das wonnige Heim, aber noch häufiger bezeichnet er sie als das grüne Weideland; und um seinen Sachsen die Herrlichkeit des Himmelreiches menschlich näher zu bringen, stellt er es unter dem Bilde dar, das ihnen als das lieblichste erscheinen mußte, als die grüne Gottesaue, die lichtgrüne Waldwiese; denn als solche, als größere oder kleinere Lichtung, leuchtete ihnen die Heimat aus dem Dunkel des Waldes heraus. Und das führt uns hinüber zu den altgermanischen Ansiedelungen, ihren Wohnsitzen und Wohnungen selbst. Als Nomade hat einst in dunkler Vorzeit der Germane seine asiatische Urheimat verlassen, als solcher ist er herübergezogen nach dem fernen Westen, zu Roß und zu Wagen. Und der Wagen ist zugleich seine Wohnung gewesen, wie denn auch das schon in den indischen Vedas gebrauchte Wort garta den Wagen und auch das Haus bezeichnet.[1]) In der Gestalt eines Zeltes erhob sich diese Wohnung, die den Mann samt seinem Weibe, seinen Kindern und seinen Göttern barg und darum als seine Fahrhabe galt. Jener zeltüberspannte Wagen, den unsere Vorfahren auch an den Himmel versetzten und der ihnen von hier aus im Dienste der Götter als Sternbild des großen Bären oder des Himmelswagens still entgegenstrahlte, wäre somit als die älteste Form eines germanischen Heimwesens, wenn auch nicht als eigentliches Haus anzusehen. Von einem solchen kann bei den Germanen nicht die Rede sein, so lange sie nicht zu fester Ansässigkeit übergingen, so lange ihre Wohnungen, wie Cäsar uns mitteilt, nur auf einen kurzen

1) Vgl. Mommsen bei der Schilderung des Einbruchs der Cimbern in Italien: „Der Karren, der überall bei den noch nicht seßhaft gewordenen Völkern des Nordens eine andere Bedeutung hatte als bei den Hellenen und Italikern, war hier gleichsam das Haus, wo unter dem überspannten Lederdache neben dem Geräte Platz sich fand für die Frau und die Kinder und selbst für den Haushund." Röm. Geschichte II, 171.

Digitized by Google

Aufenthalt eingerichtet waren. Dieser Zustand ändert sich aber durch die Berührung unseres Volkes mit den Römern, und so weiß auch Tacitus von festen Wohnsitzen, vom Hause und dem Hausbau der Deutschen zu erzählen. In seiner Germania berichtet er: „Jeder wohnt für sich und von den Nachbarn entfernt, wie gerade ein Quell, ein Feld, ein Gehölz zur Siedelung ladet. Der germanische Weiler bildet nicht die geschlossenen Häuserreihen des römischen Dorfes, jeder stellt sein Haus nach allen Seiten frei". Betrachten wir dieses Haus etwas näher. Es ist nicht gebaut, sondern gezimmert, denn das uralte gotische Wort timbr, späteres zimber bedeutet Holz, Bauholz und das althochd. gizimbri den Holzbau. Von Holz ist an diesem Hause alles, „plump und ohne Rücksicht auf Auge und Schönheit zusammengefügt", und von Holz sind in den deutschen Städten bis ins 13. und 14. Jahrhundert und in den schwedischen heute noch die meisten Häuser. Pfahl wurde an Pfahl gereiht und eingerammt oder man ließ Zwischenräume und füllte diese mit Erde, Lehm oder Geflecht aus. In der Mitte des Baues aber war ein mächtiger Baumstamm, der tragende Hochbalken aufgerichtet. Er gilt den Bewohnern des Hauses als heilig, als das Abbild des Weltbaumes, jenes riesenhaften Baumes, dessen Gipfel das Dach des Himmels trägt und dessen Gezweig das Wohnhaus des Menschen ist; denn unter diesem anheimelnden Bilde dachten sich die Germanen als ein Volk des Waldes das große weite Weltgebäude. Religiös geheiligt war unseren Voreltern auch die Thür des Hauses, insbesondere der Grundbalken des Thürgerüstes, die Schwelle. Sie wird mit drei Hammerschlägen dem hammerbewehrten Donar geweiht, der sich mit Wuotan und Frô in die Hut des Hauses teilte, und zur Abwehr böser Einflüsse mit dem Drudenfuße gezeichnet. In der Erinnerung an diese ursprüngliche Heiligkeit der Schwelle bestimmen ober- und niederdeutsche Rechtssatzungen, daß die Leichen von Missethätern und Selbstmördern nicht über die Schwelle getragen werden dürfen, und noch der berühmte Wanderprediger des 13. Jahrhunderts, Berthold von Regensburg, schärft seinen Zuhörern nachdrücklich ein, Wucherern und Ketzern ein ehrliches Begräbnis zu versagen und sie durch eine unter die Schwelle gegrabene Öffnung hindurchzuziehen und so aus dem Hause zu bringen. Der neue Eigentümer des Hauses tritt seinen Besitz an, indem er den rechten Fuß auf die Schwelle setzt und mit der rechten Hand die Pfosten des Thürgestelles erfaßt. Dieses selbst trug immer das Hammerzeichen des Donar, das sich in christlicher Zeit in das Kreuzeszeichen verwandelte und daneben wohl auch das vierspeichige Rad, jenes Symbol des alles erfreuenden Liebes- und Ehegottes Frô, an welches noch unsere Fastenbrezel erinnern soll. Daß die gotische Sprache für die eigentliche Thür die

Digitized by Google

Pluralform daurôns verwendet, weist darauf hin, daß die ältere Thür ursprünglich aus zwei Hälften, Ober- und Unterthür, bestand, wie sie uns noch der Maler unseres deutschen Hauses, Ludwig Richter, in seinen traulichen Dorfbildern so vielfach vorführt. Da sich die einzelnen Teile der Thür im verjüngten Maßstabe im Fenster wiederholen, so wurde dieses als das Abbild der Thür aufgefaßt und darum bezeichnet es der Gote ganz treffend als augadaurô oder die Augenthüre.

Durch die Thür trat man in den einzigen Raum des Hauses ein, und in diesem war der allen Völkern heilige Herd auch für unsere Vorfahren das vornehmste Heiligtum, die geweihte Stätte des Hauses und der Mittelpunkt der Familie. Von ihm aus erhält der ganze Raum sein Licht, denn auf ihm glüht Tag und Nacht die dem himmlischen Feuer des Blitzes entstammende Herdflamme, ein Symbol der Gottheit, dem heilende und sühnende Kraft innewohnt. Auf dem Herde durfte kein Tier geschlachtet werden; auf ihm opfert man Speiseopfer den Göttern, deren Bildnisse in seiner Nähe stehen, und so ward der Herd zugleich der Altar des ältesten und einfachsten Gottesdienstes. Hier haben auch ihren Sitz die kleinen Hausgeister, die freundlichen Heinzelmännchen und Hauskobolde des uralten germanischen Volksglaubens, die mit unsichtbaren Händen so vielfach in das häusliche Leben und seine Arbeit eingreifen, an Glück und Schmerz teilnehmen und betrübt enteilen, wenn der Tod einkehrt. In späterer Zeit gingen die Gebräuche, die zu der Heiligkeit des Herdes in Beziehung standen, auf den Ofen über; ihm vertraute man Geheimnisse, die man niemand offenbaren konnte und Unglückliche und Bedrängte klagten ihm ihr Leid; aber in dem altsächsischen Bauernhause, wie es uns Justus Möser schildert, leuchtet noch beständig die Herdflamme, um erst zu erlöschen, wenn der Hausherr stirbt, und noch jetzt steigt in den westfälischen Häusern der Rauch des Herdes nach dem freien Hohlraume des Dachstuhls auf, wie er einst durch das Windauge hinauszog, durch welches im alten Germanenhause zugleich das Tageslicht hereinfiel.

Nach seiner ganzen Einrichtung könnten wir den eben geschilderten Hauptraum des alten Hauses als eine Art Küche bezeichnen. Eine eigentliche Küche erhält dasselbe aber erst in späterer Zeit. Sie bildet zunächst das Vorgemach der Wohnstube, und ihr ältester Name kuchina ist nichts anderes als das römische Volkswort coquina, das statt des feineren culina zunächst wohl durch die Lagerküchen der Soldaten zu uns gekommen, mit der römischen Kochkunst verbreitet und außer von unserer von verschiedenen europäischen Sprachen übernommen worden ist. Mit der Küche gehört sprachlich der Keller zusammen, denn Küche und Keller bilden eine stabreimende Formel. Unsern dem lateinischen

Digitized by Google

cellarium entlehnten Namen kennt die ältere Sprache nicht, sie bezeichnet den Keller mit dem Ausdruck dunk und meint damit jene unterirdische Höhlung, in welche das Licht des Tages durch Öffnungen eindrang, die nach der Schilderung des Tacitus zur Abwehr strenger Winterkälte mit einer Dung- oder Düngerschicht zugedeckt wurden. Der ziemlich tiefe Raum war in der Mitte durch eine Balkenlage in eine obere und untere Abteilung geschieden; die letztere diente zur Aufbewahrung von Vorräten und Früchten, die obere im Winter zur Wohnung, im Sommer ihrer Kühle wegen zum Arbeiten, insbesondere zum Weben; daher heißt auch in Augsburg heute noch der Keller, worin die Weber ihre Werkstätte zu haben pflegen, die Dunk. Auch der Keller mußte seine Ortsgeister haben, und als solche galten dem alten Volksglauben die Kellerkröte und ein Schlangenpaar, von welchem das Männchen beim nahenden Tode des Hausherrn, das Weibchen bei dem der Hausmutter zum Vorschein kam.

Seit dem 5. Jahrhundert treten in zusammenhängenden Ansiedelungen die von Tacitus vermißten geschlossenen Ortschaften in unseren deutschen Landen auf. Zeugnis dafür sind uns die seit jener Zeit in Ortsnamen erscheinenden Kollektivbegriffe, welche als Lokalbezeichnungen für die Stätten geselligen Beisammenseins zu gelten haben. Unter ihnen stehen wiederum Haus und Heim obenan; das erstere allein begegnet uns bis zum 11. Jahrhundert in über 1000 Ortsnamen. Dagegen läßt sich bis zum 8. Jahrhundert die Bezeichnung Stadt als Ortsbenennung nicht nachweisen[1]), ein Umstand, der uns erkennen läßt, daß unser Volk im Gegensatze zu Griechen und Römern von Haus aus ein Landvolk ist, welches erst unter fremdem Einfluß zum Bau von Städten kommt, daß wir darum auch die ursprünglichsten und reinsten Formen unseres nationalen Hauses bei den Bauern zu suchen haben.

Aber wie die Ansiedelung, so gewinnt von nun an auch das Haus eine veränderte Gestalt und wird im Lauf der Jahrhunderte vielfach erweitert und fortgebildet, und die immer schärfer hervortretende Sonderung der einzelnen Stämme unseres Volkes spiegelt sich wie in der Tracht so auch im Hausbau ab. Da ist im Friesenhause der Wohnraum von Stallung und Scheunen abgemauert, aber mit ihnen unter gleichem Dache; beim Sachsenhause mit seinem Holzfachwerk wird Diele, Herd, Schlafraum und Viehstall vom mächtigen Strohdach überdeckt, der Alemanne baut in seinem Hause mit dem vorspringenden Dache und den zierlichen Holzgalerien das Vorbild zu den anmutigen sogenannten Schweizerhäusern in unseren Hochgebirgen, und auch das deutsche Bürger-

1) Förstemann, Die deutschen Ortsnamen, S. 84 und 98.

Digitized by Google

haus wird mit der fortschreitenden Entwickelung der Städte innerlich und äußerlich weiter ausgebaut nach deutschem Geschmack, bis ihm wie so manchem anderen das Zeitalter Ludwigs XIV. französische Formen bringt. Überall aber baut der Deutsche sein Haus, ganz im Sinne des alten Philosophen: Aller Dinge Maß ist der Mensch, vor allem nach dem Maß und Bedürfnis seiner selbst, seiner Familie und der häuslichen Zweckmäßigkeit.

Schon in ältester Zeit ist mit dem Hause unzertrennlich der Hof verbunden, und die enge Zusammengehörigkeit beider wird auch in der Sprache durch die allitterierende Formel Haus und Hof betont. Der Hof ist ursprünglich der freie Platz, der sich unmittelbar an das Haus anschließt, mit einem Zaun oder einer Mauer umfriedet ist, in späterer Zeit aber eingeschlossen wird von den Gebäuden, die sich in Gestalt von Scheunen, Ställen und offenen Schuppen ebenso neben der stattlichen Wohnhalle eines ländlichen Herrensitzes wie neben dem einfachen Wohnhause einer Bauernsiedelung erheben. Nach dem so geschlossenen Hofraum schauen die Fenster des alten Bauernhauses, auf ihn blickt man herab von den bedeckten Gängen und Galerien eines ehemaligen Bürgerhauses, und wie er für dieses zum Spiel- und Tummelplatz fröhlicher Kinder wird, so bleibt er jenem die Stätte, wo sich auf der steinernen Hausbank an lauen Sommerabenden die Familie zu traulichem Gespräche vereinigt. Unsere heutige Sprache überträgt den Ausdruck Hof zugleich auf die Wirtschaftsgebäude und erweitert ihn zu dem Begriffe Landgut; dasselbe bezeichnet in Norwegen das Wort gaard, das gleich dem gotischen gards für Wohnung oder Haus ursprünglich ebenfalls eine Einfriedigung oder Einzäunung bedeutet und nichts anderes ist als unser Garten. Dieser läßt sich somit auffassen als der erweiterte Hofraum, der das Haus begleitet oder auch ganz umgiebt und in den mancherlei Formen als Baum-, Kraut-, Rosen-, Wein- und Wurzgarten in unmittelbarem Dienste des Hauses steht, „zu Nutz und Lust" seiner Bewohner. Daher gehört dem Deutschen der Garten mit zu seiner Häuslichkeit; aber erst dadurch, daß er sich ein Gartenhaus oder eine Sommerlaube erbaut und so zugleich ein Stück seines häuslichen Behagens in den Garten hineinträgt, wird ihm derselbe ganz, was er sein soll, eine Stätte der Erfrischung und Erquickung für sich und seine Familie. In dem Hausgarten pflanzte ehemals der Hausvater bei der Geburt seiner Kinder einen Baum, daß derselbe mit dem Kinde und dieses mit ihm gedeihen möge, und so „wuchsen ihm im Bilde des Baumes seine Kinder gleichsam noch einmal" auf. Ein wirklicher Garten ist anfänglich auch gemeint, wenn die Zusammenkunft zu Plauderei und Unterhaltung außer dem eigenen Hause in Tirol und Bayern Heimgarten, in Thüringen

Digitized by Google

Rosegarten genannt wird; es ist dabei an den mit Bäumen bepflanzten und umhegten Gemeindegarten zu denken, in welchem sich in alter Zeit die Jugend eines Ortes zu Spiel und Belustigung, die Alten zu freundlicher Zwiesprache zusammenfanden.

Jahrhunderte lang blieb in den Burgen der Großen wie in den Wohnungen der Geringen der Raum mit dem Herde, die alte germanische Halle, der Lieblings- und Sammelplatz der Familie; in welchem Umfange mit der weiterdringenden Kultur die Räume wachsen, das Haus sich dehnt, davon geben uns Kunde die mancherlei Ausdrücke, die sich die Sprache zur Bezeichnung der verschiedenen Lokalitäten des Hauses geschaffen hat. Die allgemeinste Benennung für jeden eingeschlossenen Raum des Hauses war der Ausdruck Gadem, eigentlich ein Haus mit nur einem Zimmer, später aber, wie die Unterscheidungen Speise-, Werk-, Schreib-, Hort- oder Schatzgadem bezeugen, jede Räumlichkeit für einen besonderen Zweck. Der gleichfalls mehr allgemeine Begriff Gemach führt auf das gleichlautende Wort, von welchem unser gemächlich sich herleitet und welches in der älteren Sprache Bequemlichkeit, Ruhe, Wohlbehagen bedeutet, so daß der als Gemach bezeichnete Raum ursprünglich das Zimmer war, wo man sich pflegte, ein Bequemlichkeitszimmer. Ein mehr abgesonderter Raum war die Kemenate; sie ist, wie die Ableitung von dem mittellateinischen caminata und dem lateinischen caminus erkennen läßt, ein heizbares Gemach, das als solches hauptsächlich den Frauen und Kranken vorbehalten blieb. Auch der Ausdruck Stube enthält den Grundbegriff eines heizbaren Zimmers, aber das entsprechende altnordische stofa, das einen Baderaum mit Ofen bezeichnet, belehrt uns, daß die Stube zuerst nur ein Badezimmer gewesen sein mag. Aus einer inneren Zimmerwölbung ist der bogenförmige Erker hervorgewachsen wie das Wort selbst aus dem römischen arcora und arcus. Nach innen ist derselbe gegen die Familie offen, so daß sich nicht von dieser abschließt, wer sich in ihn zurückzieht; nach außen bildet er, wie die architektonisch so reichen und zierlichen Erker des ehrwürdigen Nürnberg zu zeigen vermögen, eine schöne Zier, ja den Hauptschmuck des Hauses. Die eigentümlichste Wandlung, wenigstens in sprachlicher Hinsicht, hat das Zimmer erfahren. Mit diesem Worte bezeichnen wir heute die meisten Räumlichkeiten unseres Hauses. Während dasselbe in ältester Zeit einen Bau aus Holz bedeutet, verwendete man es im Mittelalter hauptsächlich für jenes Gemach, in welchem sich die Frauen, namentlich die Dienerinnen und Gefolgsdamen einer Fürstin, aufhielten und gewann so den Begriff des Frauenzimmers. Diesen überträgt man später auf die in jenem Zimmer wohnenden Frauen selbst, ja man bezieht ihn als Kollektivbegriff auch auf Frauen von Stande, die nicht in einem besonderen Raume zusammen-

Digitized by Google

wohnen, bis man ihn zuletzt für jede einzelne feingebildete Frau und schließlich für jede weibliche Person überhaupt gebraucht.

Das mittelalterliche Haus hat im Gegensatze zu den meist gleichmäßig gebauten Häusern unserer heutigen Städte und vielfach auch denen unserer Dörfer ein ganz individuelles, gleichsam ein persönliches Gepräge. Da ist in Maß- und Formverhältnissen keines dem anderen gleich, in Fensterbogen und Pfeilern, Verzierungen und sonstigen architektonischen Einzelheiten jedes vom anderen unterschieden. Und in diesem seinem individuellen Gesichte schaut es uns nicht bloß an, es redet uns auch an und erzählt uns von sich selber, und zwar in der ersten Person, wie etwa: Ich ward erbauet im Jahre des Heils 1492. Und wenn wir heutzutage die einzelnen Häuser unserer Straßen mit toten Nummern und Buchstaben bezeichnen, so gab das mehr jugendfrische Geschlecht des Mittelalters wie anderen leblosen Dingen auch dem Hause einen lebendigen Namen. Der Erbauer nannte es nach seiner alten Heimat oder nach Tieren, Pflanzen, Geräten, insbesondere auch nach den verschiedenen Gewerbszeichen. In den Bezeichnungen von Gasthäusern und Apotheken hat sich noch ein Rest solcher Namengebung erhalten; einzelne dieser Namen selbst, wie die weiße Taube in Stettin, die blaue Hand in Leipzig und die Rose in Jena sind bis in unsere Tage lebendig geblieben. Die Namen brachte man nun auch an dem Hause an, aber da man in jener Zeit auf lesekundige Mitbürger nicht rechnen konnte, nicht in Buchstaben, sondern symbolisch in einem schlichten Stein- oder Holzbilde oder einer einfachen Zeichnung der durch sie bezeichneten Gegenstände. Was diese Namenzeichen dem Städter waren, dafür galt dem Bauern die Hausmarke. Ihrer sprachlichen Bedeutung nach ist sie das in den einfachen Linien der alten Runen dargestellte Merk- oder Kennzeichen des Hauses. Dem Bauern wird sie das rechtliche Zeichen seines Besitzes und Eigentumes, das auch beim Wechsel des Besitzers dasselbe bleibt; es wird ihm zum Handzeichen, mit welchem er Urkunden unterschreibt; auf Hausthür, Thor und Giebel ward es angebracht; es wurde dem Vieh eingebrannt, dem Pfluge und mit dem Pfluge dem Acker eingeschnitten, und selbst auf dem Grabsteine durfte die Hausmarke nicht fehlen. Als eine Art Hauszeichen finden wir heute in katholischen Gegenden nicht selten über der Thür des Hauses die drei Buchstaben I. H. S. mit der Bedeutung: In hoc salus (in diesem Heil) oder: Jesus hominum salvator (Jesus der Menschen Heiland); in jenen protestantischen Gebieten, wo man noch treuer an der überlieferten Volksart festhält, steht dafür ein Hausspruch. Vor alten Zeiten war fast jedes Haus von außen und innen mit Sprüchen geziert, Sprüchen, in denen ebenso die Volksweisheit wie der Volkshumor, ein festes Gottvertrauen wie ein

Digitized by Google

starkes Selbstgefühl ihren oft sinnreichen Ausdruck fanden. Und neben den Sprüchen prangten in Freskobildern oder Skulpturen Darstellungen kleiner Scenen aus dem häuslichen oder Berufsleben, aus der heiligen oder Profangeschichte. Wer heute durch das anmutige Loschwitz bei Dresden wandert, der wird an der Dorfstraße vor einem altertümlichen Hause mit runden bleigefaßten Fensterscheiben, bunten Malereien und einem wahren Schatze volksmäßiger Epigramme still stehen, das in seiner äußeren Erscheinung das treue Abbild eines mittelalterlichen Wohnhauses bietet. Es ist erbaut worden von unserem schon erwähnten Landsmann Ludwig Richter, dem gemütvollen Maler, der wie kein anderer dem deutschen Volke sein Haus und Heim im Bilde und mit Vorliebe im Bilde deutscher Vergangenheit gezeigt hat.

Wenn bei den schwankenden Wohnungsverhältnissen unserer modernen Städte die einzelne Familie kaum mehr heimisch werden kann in einem Hause und in ihren Kindern das aufs Haus gegründete Heimatgefühl sich nicht zu erzeugen vermag, so blieben dagegen in älterer Zeit ganze Generationen in einem und demselben Hause. Im nämlichen Hause, wo sie einst selbst jung gewesen, leben die Altgewordenen in blühenden Kindern und aufknospenden Enkeln die paradiesischen Kindertage und das ahnungsvolle Jugendleben noch einmal durch; hier wird ihnen nach Fischarts schönem Ausdruck in den Kindern als den schönsten Wintermaien ihr Alter wieder blühsam; der Jugend zeigt sich hier am eigenen Geschlecht des edel reifenden Alters Wert wie dem Alter die Jugend und in den engen Grenzen des Einen Hauses kann sich Leben in Leben vollenden.

Der edelste Sänger des Mittelalters, Walther von der Vogelweide, erhebt als angehender Greis die wehmutvolle Klage:

Ach, kann es sein, dann möcht ich — o lasset euch erbarmen —
Nun unter eignem Dach, am eignen Herd erwarmen.
So aber reit ich spät und früh und komme nicht nach Haus,
Es geh'n dem Obdachlosen, ach weh! die Lieder aus.

In dieser ergreifenden Strophe offenbart uns der Dichter, was er, der heimatlose Wandersänger, als Gegenstand seiner tiefsten Sehnsucht lebenslang im Herzen getragen hat. Erst wenn ihm sein Lieblingswunsch nach einem eignen Herde in Erfüllung gegangen sei, dann wolle er ganz anders singen von dem Lenz und seiner Lust, von den Blumen auf der Heide und dem grünen Klee. Wenn aber ein Sänger wie Walther, in dessen Liedern das deutsche Gemütsleben zum vollendetsten Ausdruck gelangt, geradezu den Erfolg seines Talentes von dem Besitze eines eigenen Herdes abhängig macht, so dürfen wir darin wohl ein deutlich redendes Zeugnis dafür erkennen, welchen Wert und welche Bedeutung ihm und

Digitized by Google

seinen Zeitgenossen Haus und Heim haben mußten. Denn dem Deutschen bedeutet der Ausdruck Haus nicht bloß das sichtbare leibhaftige Haus; schon frühe beginnt vielmehr die rein sinnliche Bedeutung des Wortes zurückzuweichen und daneben die geistige hervorzutreten und das Wort wird zum sprachlichen Symbol für das älteste und festeste Band, das wir kennen, für unsere Familie. Und in diesem Sinne führt es uns hinweg von dem Äußern zu dem Innern unseres deutschen Hauses. Weil aber das Haus eine Lebensgemeinschaft umschließt, in der wir mit unserem ganzen Dasein wurzeln, in der wir unser eigenes Wesen wiederfinden, darum gilt es unserem religiösen Bewußtsein wie unserer rechtlichen Anschauung als ein Heiligtum. Und ein solches ist es dem Deutschen zu allen Zeiten gewesen. Die Unverletzlichkeit des freien Hauses ist ein uraltes Rechtsverhältnis und erscheint schon nach den Rechtsurkunden aus der Karolingischen Zeit als eine längst bestehende Einrichtung. Zu dem stolzen Worte des Engländers: My house is my castle giebt das alte Wiener Stadtrecht gleichsam die deutsche Übersetzung, denn wenn dasselbe bestimmt: Einem jeglichen sei sein Haus eine Feste, so ist damit gesagt: In seinem Hause hat ein jeder Frieden, d. h. Schutz, Sicherheit und Recht. Und diesem Hausfrieden gegenüber war einer dem anderen völlig gleich; der Fürst in seinem stolzen Palast und der Ritter auf seiner hohen Burg waren nicht mehr geschützt und nicht mehr im Genusse des Friedens als der geringste Mann in seiner dürftigen Hütte. Wer diesen Frieden durchbrach, indem er widerrechtlich in jemandes Haus eindrang, ihn feindlich in demselben überfiel oder, wie die ältere Sprache es ausdrückt, ihn heimsuchte, der galt als der Wolf im Heiligtum und die vollendete Heimsuchung selbst als ein schweres, ja unsühnbares Verbrechen. Das Haus war eben die geweihte Friedstätte, und wäre diese auch wie in der Sage vom Rosengarten nur mit einem seidenen Faden umspannt gewesen. Aber der Bezirk dieses Friedens reichte über die Schwelle hinaus bis zu Zaun und Mauer, und noch nach den heutigen Rechtsanschauungen wird in das Gebiet des Hausfriedens auch der Garten mit eingerechnet, wie uns eine Entscheidung des deutschen Reichsgerichts vom 15. Mai 1881 beweist.

In diesem so befriedeten und geweihten Heiligtum des Hauses stellt der Hausvater die mit unumschränkter Machtfülle ausgestattete geheiligte Autorität dar; die alte Gotensprache nennt ihn darum treffend den gardavaldands, den des Hauses Waltenden, d. h. wörtlich: der im Hause die Gewalt ausübt. Unter dieser Gewalt standen im altgermanischen Leben die Frauen, Töchter und Schwestern und die noch unselbständigen Söhne; der Hausvater mußte für sie bürgen, für ihre Vergehen aufkommen, aber auch für sie eintreten als Fürsprecher und als Rächer von

Digitized by Google

Beleidigungen, die sie erfahren hatten; er hatte das Verfügungsrecht über Verlobung und Verheiratung, ja selbst das Recht, Frau und Kind zu verkaufen. In unserer älteren Sprache heißt diese Gewalt die munt, ein Wort, das in den übrigen altgermanischen Dialekten die Hand bedeutet und in dieser Bedeutung noch fortlebt in dem Ausdruck Vormund. Derselbe bezeichnet gewissermaßen den stellvertretenden Hausvater, nach seinem ursprünglichen Sinne aber nichts anderes, als die zum Schutze und zur Verteidigung vorgehaltene Hand. Auch in den späteren Zeiten bleibt das hohe Ansehen, in welchem die hausväterliche Gewalt erscheint, ein Grundzug in dem Bilde unseres nationalen Familienlebens. Wie Friede und Sicherheit die gleichen waren im Hause des Hohen und Niedrigen, so war auch jene patriarchalische Gewalt die gleiche im Fürstenschlosse und im Bauernhause, und wenn der Landgraf Philipp von Hessen seinem Sohne Georg, der sich gegen seinen Willen zierlich aufgeputzt hat, die engen glatten Stiefel herunterschneidet, das feine Hütchen wegnimmt und ihn nötigt, den Schulweg in den großen väterlichen Stiefeln und mit einem rauhen Filzhute bedeckt zu machen, so liegt dieser drakonischen Erziehungsmaßregel gewiß der richtige Gedanke zu Grunde, daß ein tüchtiges Staatsregiment vor allem ein kräftiges Hausregiment zur Voraussetzung habe. Im alten Hause ist der Hausvater der Herr, wie er noch in Norddeutschland auf den Dörfern überall heißt und sein Gebot gilt als göttliches Gebot. Recht als ein Amtmann Gottes in dieser Welt soll auch nach Luthers Wunsche der Hausvater in seinem Hause walten. Und der große Reformator, der von seiner Familienstube aus in Tischreden zu seinem deutschen Volke spricht, ist selbst das Muster eines solchen Hausherrn, und weil er sich die religiöse Erneuerung seines Volkes nicht zu denken vermag ohne die Mitwirkung des Hauses, darum ruft er den Hausvater zu seinem Mitarbeiter auf, daß er den Seinigen aufs einfältigste den Katechismus fürhalte, und in diesem selbst zeigt er in der angefügten Haustafel, in welcher Weise innerhalb der Familie jeder Einzelne seine Pflichten erfüllen muß, wenn es um das ganze Haus wohlbestellt sein soll.

Neben dem Hausvater als dem Träger der häuslichen Gewalt steht die Hausfrau als Hüterin der häuslichen Sitte und der häuslichen Tugend. Ihr Sinnbild war die Kunkel oder der Spinnrocken, wie das Schwert das Zeichen des freien Mannes. Wenn Tacitus mit Staunen erfüllt ist von der Macht der Sitte im germanischen Hause, die dort mehr wirke als anderwärts Gesetze, und wenn er mit Bewunderung von der Reinheit des deutschen Familiengeistes spricht, so erscheint dieser Geist gleichsam verkörpert in der deutschen Frau, die zu allen Zeiten die Priesterin am Altar des häuslichen Herdes gewesen ist. Noch lange

Digitized by Google

wirkt in unserem Volke die hohe Idee nach, unter welcher sich unsere ältesten Vorfahren die Frau als eine Art heiliges, der Gottheit näher stehendes Wesen dachten. Unter dem Einfluß dieser Idee hat unsere nationale Dichtkunst Frauenbilder von idealer Hoheit geschaffen; sie zeigt uns Frauen, welche durch die geheimnisvolle Gewalt ihres Wesens in das Leben und Geschick ihres Volkes eingreifen, aber daneben auch Frauen, die im stillen Kreise des Hauses und der Familie den ganzen Reichtum edler deutscher Weiblichkeit entfalten. Und kein Dichter unserer Nation hat die Frau nach dieser Seite glänzender verherrlicht als Fischart. In seinem Ehezuchtbüchlein und seinem Gargantua singt er ihr Lob in vollen Tönen und weiß sich nicht zu erschöpfen in ehrenden Bezeichnungen der von ihm so hochgestellten Hausfrau. Er nennt sie die Hausfreude, die Hauszier und den Hausschmuck; sie ist ihm die Hauskönigin und die Haussonne, und dem Manne der Stern und Trost seines Hauses; am liebsten aber spricht er von ihr unter jenem Namen, der in seinem, dem 16. Jahrhundert, als ihr höchster Ehrentitel aufkommt. Das Mittelalter hatte für das Ansehen des Hauses, wie es sich darstellte in der freigebigen Verwaltung des Hauswesens, in der gastfreien Bewirtung und der Geselligkeit den schönen Ausdruck Hausehre, und weil dieses Ansehen wirtschaftlich und sittlich gestützt und vertreten wird durch die Frau, so ging auf sie der auch von Luther gebrauchte Name Hausehre über. Im Hause erblüht der Frau die Ehre, die dem Manne in seinem Berufe erwächst, denn das Haus ist ihre Welt. Hier als in der eigentlichsten und wichtigsten Erziehungsstätte waltet sie zugleich als die Mutter der Kinder, und weil sie die natürlichste und berufenste Erzieherin ist, so wurden in alter Zeit die Kinder nur im eigenen Hause und auch die Fürstensöhne im Knabenalter nur von ihren Müttern erzogen. Von der Mutter strömen ja die besten Gaben der Erziehung auf das Kind, und die veredelnden Eindrücke, welche von ihr ausgehen, werden als die frühesten am treuesten und sichersten im Gemüte bewahrt, wie denn auch von dem weitreichenden Einfluß ihres Waltens die Lebensbekenntnisse der edelsten Männer Zeugnis geben. Wer vermöchte sich das Lebensbild unseres heimgegangenen großen Kaisers zu vergegenwärtigen, ohne zugleich seiner edlen Mutter und dessen zu gedenken, was sie ihm gewesen ist? „Die Erinnerung an meine Mutter“, so bekennt Lichtenberg, „ist mir zum Kordial geworden, welches ich immer mit dem besten Erfolg nehme, wenn ich irgend zum Bösen wankend werde.“ Und der zwölfjährige Knabe, der im Jahre 1774 die Straße von Schulpforta nach Naumburg hinaufeilt, um der verhaßten Schule zu entlaufen, hält plötzlich inne auf seiner Flucht, besinnt sich und fängt an zu beten; dann kehrt er eilends zur Schule zurück und meldet sich

Digitized by Google

zur Strafe; denn es war ihm plötzlich die Mahnung seiner Mutter eingefallen, bei jedem wichtigen Vorhaben zu beten. Die Mutter aber, die hier mit solcher Kraft und Tiefe noch in die Ferne wirkte, war eine schlichte Bauernfrau aus Rammenau in der Oberlausitz, und ihr Sohn der nachmalige Philosoph Johann Gottlieb Fichte.

Hausvater und Hausmutter bilden den Vorstand in dem wirtschaftlich geordneten Heimwesen. Ihnen stehen gegenüber die Angehörigen des Hauses, die zwar unter sich abgeschlossen, aber mit jenen durch die Gleichheit der Lebensformen, insbesondere durch jene feste Haussitte, die den inneren Lebensgang der Familie bestimmt, zu einer sittlichen Lebensgemeinschaft vereinigt sind. Sie alle, die den Frieden und die Sicherheit des Hauses, den Schutz und die Vertretung des Hausvaters und die fürsorgliche Güte der Hausmutter genießen, heißen nicht ohne tiefere Bedeutung die Hausgenossen, denn ein Genosse ist unserer Sprache der, welcher mit einem anderen etwas genießt, mit ihm teil hat am gleichen Nutzen und an derselben Freude. Zu den Hausgenossen gehörten in älterer Zeit nicht bloß die Kinder und die leiblichen Anverwandten, man rechnete dazu auch alle die Gehilfen, Mitarbeiter und Diener der häuslichen und Berufsarbeit, die man einst unter dem Namen Ingesinde zusammenfaßte. Das Band, das den Hausvater und die Hausgenossen verknüpfte, war ehemals ein innigeres und festeres als heute, daher beklagt es schon im vorigen Jahrhundert der Freiherr von Knigge in seinem Buche über den Umgang mit Menschen, daß „unsere feine Lebensart einem der ersten und süßesten Verhältnisse, dem Verhältnis zwischen Hausvater und Hausgenossen, alle Anmut und Würde genommen" habe. Für die veredelnde Kraft des Hauses zeugt es aber, wenn der Deutsche, vorab der deutsche Landwirt, an der Liebe zu seinen Hausgenossen auch die unvernünftigen Tiere teilhaben läßt, indem er ihnen, jedem nach seiner Eigenart, in den Räumen seines Heimwesens einen Platz gewährt: in seinem Garten den Bienen, denen in manchen Gegenden beim Ableben des Hausherrn feierlich angesagt wurde: Bienen, euer Herr ist tot!, auf dem Hofe dem bewährten Hauspropheten und Verkündiger des Tages, im Hause selbst den Nutztieren, in seinem engsten und liebsten Raume aber dem Hunde. Dieser treueste Begleiter des Menschen, in der echt deutschen Bilderbibel von Schnorr von Carolsfeld der einzige, welcher dem vertriebenen Menschenpaare aus dem Paradiese folgt, ist im Hause des Deutschen nicht bloß der wohlgelittene Zimmergenosse, er darf im Mittelalter sogar die Familie mit in die Kirche begleiten. Gleich dem Hahne gehört er schon in ältester Zeit notwendig zum germanischen Hausstande, und wenn gewisse Verbrecher mit einem Hund und einem Hahn ertränkt wurden, so sollte damit symbolisch die Ver-

Digitized by Google

tilgung ihres gesamten Hauswesens angedeutet werden. Aber wie mit den Haustieren, so fühlte man sich auch innerlich verwachsen selbst mit dem Leblosen, was zur Häuslichkeit gehörte; mit einer edlen Pietät hing man an dem angeerbten Hausrat, den alten Möbeln und Geräten, die als schönster Schmuck im Familienzimmer prangten und denen man nicht bloß einen Affektionswert beilegte, sondern vielfach, wie dem Erbschlüssel oder der Erbbibel, verborgene Zaubermacht und geheimnisvolle Heilkraft zuschrieb.

Wie das einzelne Volk in seiner Geschichte sich selbst schaut und aus ihr immer aufs neue Achtung vor dem eigenen Volkstum und Liebe zu demselben schöpfen kann, so vermag die einzelne Familie ein historisches Bewußtsein ihrer selbst aus ihren Familienüberlieferungen zu gewinnen. Darum hatte auch in vergangenen Zeiten das Haus seine Geschichte, ja auch seine geschriebene Geschichte. Freilich ist es die einfachste Form der Geschichtsschreibung, wenn der Hausherr die Geburten, Heiraten und Sterbefälle seines Hauses eintrug oder in schlichten Worten besonders denkwürdige Familienereignisse festhielt und so auf wenig Blättern eine Familienchronik zusammenstellte. Das Archiv, in welchem die nachlebenden Geschlechter die Geschichte ihres Hauses niedergelegt fanden, war in der protestantischen Familie die ehrwürdigste und älteste Urkunde des Menschengeschlechtes, die Bibel. So wenig bedeutsam immerhin solche Familienüberlieferungen uns heute erscheinen mögen, so wurde doch auch durch sie lebendig erhalten und gestärkt das Bewußtsein von der Hoheit und Würde unseres Hauses und Familienlebens; Haus und Familie sind aber zu allen Zeiten das Fundament unserer nationalen Größe gewesen und werden es auch in Zukunft bleiben.

Bei dem Gange durch die Räume des Hauses ist uns die Sprache zur belehrenden Führerin geworden, die uns zugleich mit denen, die in ihm wohnen, innerlich vertraut zu machen vermochte. Und wiederum ist es die Sprache, die uns am deutlichsten verkündet, wie tief die Idee von Haus und Heim mit dem gesamten Denken und Fühlen unseres Volkes verwachsen ist. Zeigt sie uns doch, wie diese beiden Begriffe im Laufe der Jahrhunderte weit über ihre ursprüngliche und eigentliche Bedeutung hinausgewachsen, wie dieselben auch auf andere Gebiete unseres Vorstellungs- und Gedankenkreises übertragen und ebenso in Sprichwörtern und feststehenden Redeformeln wie in der schlichten Rede des täglichen Lebens oder der gehobenen Ausdrucksweise der Dichter zu bedeutungsvollen Sprachbildern geworden sind, ja wie wir selbst für das Übersinnliche, für unsere höchsten und tiefsten Gedanken, den sprachlichen Ausdruck zu einem Teile unserm Haus und Heim entlehnen. Wir pflegen unsere Häuslichkeit als

Digitized by Google

unsere vier Pfähle zu bezeichnen. Das sind jene Bäume, die einst die Grundbalken des Hauses bildeten, als noch die Heimstätten und Wohnhallen unserer Ahnen mitten im grünen Walde standen. In ihrem Walde sahen die alten Deutschen im kleinen das große Wohngebäude aller Menschen, im Baume das der Erde entsprießende Holz ihrer eigenen Wohnung, und im wachsenden Baume fanden sie das Bild für den wachsenden Menschen; von liudan, wachsen, bildeten sie das Worte liute, Leute, d. h. die Gewachsenen, und so wurden ihnen aus Kindern Leute, Glieder des Volks oder Volksgenossen. Noch reden wir vom Volksstamm, vom Stammbaum, von der Abstammung und der Verzweigung eines Geschlechts, aber wir werden uns kaum mehr bewußt, daß diese Ausdrücke, die sich die Sprache zur Bezeichnung von Abkunft, Bluts- und Familienverwandtschaft schuf, wiederum dem Baumleben angehören und daß wir hier in unserer Sprache gleichsam noch etwas vernehmen können von dem Waldesrauschen des alten Germanien aus Tacitus' Zeiten. Noch reden wir auch von dem häuslichen Herd. Zwar ist uns dieses Heiligtum des altgermanischen Hauses zu einem bloßen Tropus, einem poetischen Redebilde geworden, wohl aber mag es noch an die heiligende und reinigende Kraft des alten Herdfeuers gemahnen, wenn der Sänger singt von der Glut des Herzens, die sich entzündet, dem Mut der Seele, der entfacht, oder der Flamme der Begeisterung, die genährt wird.

Eine noch weitergehende und umfassendere Bedeutung für die Bildlichkeit und Anschaulichkeit unserer Rede gewinnt das Haus selbst. Die mittelalterlichen Dichter entlehnen ihm sogar die technischen Bezeichnungen ihrer Kunst. Ein Lied dichten heißt in ihrer Kunstsprache ihm ein Dach zimmern; ein Rätsel oder eine Parabel heißt ein Zimmer; die Lösung des Rätsels und die Deutung der Parabel das Dach, und wer das Rätsel löst, die Parabel deutet, der deckt ein fremdes Zimmer, denn gute treffende Rede ist des Sinnes Dach. Aber das Dach ist der älteren Sprache noch mehr. Man bezeichnet damit nicht bloß das, was in seiner Art als das Höchste erscheint, so daß der ritterliche Minnesänger die Dame seines Herzens in dem Bilde feiert: du bist aller wunne ein dach; man wendet den Ausdruck auch auf alles an, was Schutz gewährt; als Dach gilt das Kleid und der Mantel, der Schild wie der Helm, und als Dach auch der göttliche Segen in dem schönen Wunsche: Der Himmelssegen sei dein Dach!

Weil mit dem Begriffe des Hauses der der Familie unzertrennlich verbunden ist, so geht derselbe auch vielfach ohne weiteres in die Bedeutung von Familie oder Geschlecht über; in diesem Sinne sprechen wir vom königlichen Hause, von einem guten, einem vornehmen oder einem berühmten

Digitized by Google

Hause. Mit diesem Hinaustreten des Wortes aus seiner konkreten Bedeutung war der Übergang zu jeder weiteren und freieren Verwendung desselben gefunden. Von dem festgegründeten Bau unseres Hauses gehen wir aus, wenn wir, um den höchsten Grad von Zuverlässigkeit zu bezeichnen, von jemand rühmen, man könne Häuser auf ihn bauen; zum Inbegriff eines Lebensglückes, das sich auf das schöne Vermächtnis väterlichen Segens gründet, wird das Haus in dem gemütvollen Sprichworte: des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser; mit der wohlgeordneten Leitung eines Hauswesens vergleicht der ehrwürdige Arndt das unveränderliche Regiment Gottes, und seine glaubensvolle Zuversicht zu demselben faßt er in die kernigen Worte: Der Alte droben hält noch Haus! Von allem, was uns vom Elternhause überkommen, uns angeboren ist und darum zu unserer persönlichen Eigenart gehört, sagen wir, daß wir's von Haus aus besitzen. Im Elternhause haben wir den festen Boden, auf welchem wir uns sicher fühlen, auf dem uns nichts fremd ist; daher wird auch das völlige Vertrautsein mit einem Gebiete des Wissens oder der Kunst als ein Heimisch- oder Zuhausesein bezeichnet, und weil sich in keiner anderen als in der Muttersprache unsere ganze Gedankenwelt, unsere Vorstellungs- und Anschauungsweise zusammenfassen und nur in ihr unser Gefühl voll und ganz mitklingen kann, so sind wir allein in ihr innerlich zu Hause und sie wird uns zur geistigen Heimat. In der traulichen Rede des geselligen Verkehrs pflegen wir auch den Menschen nach seiner äußeren Erscheinung als Haus zu bezeichnen, wie ja im heiteren Studentenliede Gott der Herr selber den Noah als ein frommes Haus anredet; aber der Leib an sich wird im neuen Testament als die Wohnung der Seele, als das zerbrechliche irdische Haus des vom Himmel stammenden unvergänglichen Geistes angeschaut.

Gardôs die Menschenwohnung, so heißt in den poetischen Denkmälern der alten Sachsen unsere Erde; das Vaterhaus der Menschen, so hat sie der Begründer unserer wissenschaftlichen Geographie, der große Ritter, genannt. In diesem weitesten Wohnhause weilt der Mensch nur als ein Gast und Fremdling und zuletzt wird der kleinste Raum desselben zu seiner Wohnung;

Er eilet von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Aber hinter diesem engsten Hause öffnet sich ein anderes: In der schönen Sprache der Bibel ist auch der Himmel ein Haus, das Vaterhaus, in welchem viele Wohnungen sind, und dieses leuchtet der Hoffnung des Christen als die ewige Heimat entgegen.

Digitized by Google

Stil und Stilübungen.

Von **Th. Schäffer** in Leipzig.

Zu den vielen Dingen, welche als bezeichnende Merkmale für das Innere eines Menschen gelten, wie Gestalt, Miene, Haltung, Bewegung, Stimme, Sprache, ist mit Recht auch seine übliche Schreibweise gezählt worden; le stile c'est l'homme, wie Buffon sagte. Hiermit stehen wir, wie man sieht, auf dem Gebiete des thätigen und bewußten Geistes, als dessen breitere Unterlage wir die Beobachtung haben: daß in dem Wortreichtum, dem Klange und syntaktischen Bau der Sprache sich die Denkart und der Charakter der verschiedenen Völker, ebenso wie in ihrer äußeren Gestalt und Lebensweise, deutlich ausprägt, daß mithin eine jede Sprache für sich schon eine besondere Haltung und Form des Ausdrucks wie der Darstellung bedingt. Da indes der Stil von seinem Inhalte so wenig zu trennen ist, wie die Haut von ihrem Körper, so dürfte jener Satz richtiger so zu halten sein: der ausgedrückte Gedankeninhalt und seine Fassung zeigen uns den Geist, den Charakter und die Bildung eines Menschen. Noch mehr werden diese allerdings durch Benehmen und Handlungen gezeigt, welche zu jenen Kundgebungen des Wortes sich verhalten wie ein Stereoskop zu einer Zeichnung. In schriftlichen Leistungen, wie in mündlichen Äußerungen offenbaren sich Stärken und Schwächen, Tugenden und Fehler eines Menschen, lauter Enthüllungen, welche wir dann weiter verfolgen und verwerten können.

Daß mit dem entwickelten und verfeinerten Grundstoffe einer Sprache sich keineswegs in allen, welche sie sprechen oder schreiben, der angemessene und beste Gebrauch derselben verbindet, bewährt sich eben so oft, wie daß der Besitz eines großen Vermögens seinen Inhaber zwar zu einem glücklichen, aber nicht ohne weiteres zu einem braven und liebenswerten Menschen macht. In der vollkommensten Sprache lassen sich gemeine Gesinnungen und schlechte Einfälle, in den beschränkten Lauten eines rohen Kannibalen-Jargons edle und treffende Gedanken ausdrücken, beides freilich, innerhalb ihrer natürlichen oder künstlich erweiterten Grenzen, in sehr abweichender Art und Fassung. Man vergleiche die bedeutendsten unserer Schriftsteller mit einander: welche ungeheueren Verschiedenheiten sowohl in dem Inhalte und der Entwickelung des Gedankens, als in den gewählten Formen und Farben des Ausdrucks, der ganzen Darstellung! Welchen gewaltigen Abstand finden wir, um hier nur weniges anzuführen, bei sonst gleichen oder doch ähnlichen Stoffen zwischen der glühend erregten Beredsamkeit der althebräischen Propheten und der vor-

Digitized by Google

sichtig prüfenden, bedächtig fortschreitenden Untersuchung eines neueren Theologen oder Philosophen, zwischen einem altdeutschen Zauberspruche und der Abhandlung eines gelehrten Arztes, zwischen einer weltgestaltenden Verfügung des römischen Senats und einer unterthänigen Vorstellung deutscher Behörden oder Stände, zwischen einem chinesischen, einem indischen, einem hellenischen und einem englischen oder französischen Drama, zwischen den Elegieen des Tibullus oder Naso und den Minneliedern eines mittelalterlichen oder heutigen Sängers! Nach Maßgabe des vorliegenden Gegenstandes, nach nationalem Herkommen, nach Alter und Geschlecht, nach Anlage, Bildung, Richtung, Geschmack und Stimmung des Verfassers giebt es eine unendliche Menge von Stilen, welche sich schwer in besondere Klassen teilen lassen.

Bei den begabtesten Klassikern finden wir eine Prosa, welche, von Kraft und Klarheit des Gedankens, von Güte und heiterem Wohlwollen durchglüht, einfach schön, auch mit sparsamem Bilderschmucke sich wie ein dichterisches Kunstwerk ausnimmt. Man kann sie einem schönen, menschlichen Körper vergleichen, welcher, von kräftiger Gesundheit erfüllt, ebenmäßig in der Gestaltung des Fleisches und der Muskeln, auf der zarten Oberfläche der Haut die beweglichste Mannigfaltigkeit lichtvoller Farbenspiele zeigt. Sie hat ihre Stelle in Werken strengwissenschaftlichen Inhalts kaum weniger als in solchen, welche volkstümliche Lebensbilder in behaglicher Breite vorführen; am freiesten und blühendsten entfaltet sie sich in Romanen, Novellen, kulturhistorischen Darstellungen und in vertraulichen Briefen. Übrigens findet sie sich im ganzen selten genug; auch die beliebtesten Werke dieser Art sehen wir, sowohl in Schilderungen der Personen, der Dinge und Verhältnisse, als besonders in beigefügten Bemerkungen und Gedanken, meist durch unnötige Weitschweifigkeit entstellt, so daß man den Umfang des Ganzen, seinem Inhalte und Gehalte nach, stets leicht um ein Drittel oder noch mehr verkürzen könnte. Beispiele dieses Fehlers, bis zur breitesten und mattesten Verschwommenheit, lassen sich aus dem weiten Gebiete der Litteratur in großer Menge aufführen. Eine klare, genaue und gediegene Darstellung bietet in vielen Fällen große Schwierigkeiten, welche zuweilen, wenn nicht etwa mittels kurzer und flüchtiger Andeutungen, selbst bei schärfster Anspannung des Denkens kaum zu überwinden sind. Leichter und schneller geht es in der Behandlung alltäglicher, greifbar vorliegender Dinge und Geschäfte von statten, für deren Erörterung ausreichende Sachkenntnis, ein verständiges Berechnen, Messen, Abwägen und Urteilen genügt, wie zum Beispiel in Angelegenheiten eines Kaufes oder Vertrages, einer Bauanlage, einer Warentaxe, einer industriellen Erfindung, einer Bodenbenutzung, einer Aktiengründung, einer grammatischen Streitfrage, einer

Digitized by Google

chemischen Analyse. Anders aber steht es mit der Behandlung innerer, sittlicher und gemütlicher Angelegenheiten, deren Wert und Bedeutung, in weniger scharfen Linien sich abgrenzend, meist tiefere Erwägungen und Bestimmungen erheischt. Bei dieser ist, der beweglichen Natur des Stoffes gemäß, vom Anfange bis zum Ende eine Menge unfertig wogender, gärender, aufsteigender Bilder, Gefühle und Gedanken in das Bewußtsein emporzufördern, abzurunden, fest und sicher zu gestalten. Auch ist für den Umfang des Vortrages selbst, welcher nach Erfordernis und Belieben sich entweder knapp zusammendrängen oder nachdrücklicher und kunstvoller ausführen läßt, kein genaues Maß anzugeben. Wie mannigfaltig, zum Teil schwankend und selbst einander widersprechend erscheinen die überlieferten Züge, welche zur vollständigen Darstellung eines Zeitalters oder eines bedeutenden Mannes dienen; und wie mühevoll ist es, diese, indem man alle einzelnen sorgfältig prüft und an passender Stelle einreiht, zu einem treffenden Bilde anschaulich zusammenzufassen! Welche Arbeit kostet es oft, eine gute Festrede herzustellen, ein erfreuliches oder unerfreuliches Begegnis, eine keimende Hoffnung, ein zartes Anliegen, einen wohlwollenden Rat, ein Gutachten, eine Ansicht, zumal über unsichere und zweifelhafte Dinge, Verhältnisse oder Streitfragen, in gehöriger und ansprechender Weise zu fassen! Auch giebt es Gegenstände der Natur und Kunst, welche der aufnehmende Zeichner, der bildende Künstler anschaulicher durch sichtbare Umrisse in Marmor und Farben, viele Erregungen und geheimnisvolle Anklänge des menschlichen Gemütes, welche der Musiker treffender in beseelt dahinwogenden Klängen, als der gewandteste Redner in wohlgeordneten Worten darzustellen vermag. Das sind Schwierigkeiten, welche den geübten Meister der Rede weit mehr beschäftigen, als den ungeübten und halbgebildeten Anfänger; denn jener behandelt sie, wie er sie allseitig erkennt und würdigt; dieser hingegen tappt kurz und dreist mitten hinein, wie es ihm nötig oder vorteilhaft erscheint und erreicht, in bündiger Derbheit mitunter auch sein Ziel, wenn nicht gar schneller und glücklicher.

Ein guter und gediegener Inhalt kommt, wie eine Pflanze durch sorgsame Pflege und Veredlung, erst durch genaue und scharfe Ausprägung seiner Form zu wahrem Werte und wirksamer Geltung. Ist es nun möglich, diese klare Ausprägung immer und überall herzustellen? Versucht man sie in der griechischen oder lateinischen Sprache, soweit man dieser mächtig ist, so wird man in syntaktischer Beziehung nirgends anstoßen. Höchst beweglich und geschmeidig, vertragen beide, soweit die Gestaltung des Gedankens es erfordert, selbst die längste und verschlungenste Satzbildung; und für kunstvoll ausgeführte Sätze zeigen die alten Meister der Geschichte und der Rede, nicht weniger die Dichter

Digitized by Google

eine große Vorliebe. Nicht so steht es in der deutschen Sprache, desgleichen in jeder anderen. Ihr ist, zumal bei der umständlichen Breite ihrer Wortbildung, besonders der komponierten Verbalflexionen, das Nebeneinander, die Koordination, geläufiger und natürlicher als die Subordination. Ohne sich in schleppende und schwerfällige Mißbildungen zu verstricken, vermag man es selten, einzelne Satzglieder (besonders Grund, Ursache, Bedingung oder begleitende Umstände enthaltende) einem umfassenden Gliede, alle kleineren Glieder dem Hauptsatze passend unterzuordnen, wie es die Sache verlangt und wie es eben in den alten, an mannigfachen Formen und Wendungen reicheren Sprachen weit leichter ausführbar ist. Auf eine streng gemessene und glattgemeißelte Logik im Satzbau müssen wir demnach, soviel auch davon in unserer Grammatik gelehrt wird, ein wenig verzichten; es bleibt da beim besten Willen nichts übrig, als zwischen dem Erforderlichen und dem Üblichen, zwischen dem Richtigen und dem Falschen (besonders mit geschickter Anwendung verschiedener Appositionen und Partizipia) wie zwischen Sandbänken und Klippen uns leidlich hindurchzuwinden. Dem vielfachen Gebrauche der Appositionen und Partizipia verdanken alle romanischen Sprachen einen großen Teil ihrer logischen Bestimmtheit und Klarheit; was hindert denn uns, zum Vorteil unserer Sprache dieselben Mittel, außer vielen anderen, anzuwenden?

Wer reich ist, dem geziemt es zumeist, seine Vorräte sinngemäß zu verwenden; unterläßt er dies, so tritt er selbst hinter den ärmeren zurück, welcher sich auf kunstvolle Ökonomie besser versteht. Zu der klaren und anschaulichen Form des Vortrages gehört ein fester und wohlgegliederter Satzbau. Knappe und sprunghafte Kürze der einzelnen Sätze, welche zu größeren mit einander verbunden werden müßten, deutet meist auf einen schwachen, leichtfertigen und oberflächlichen, maßlose und schleppende Länge auf einen unbeholfenen und schwerfälligen Geist. Die angemessene Haltung, die richtige Mitte zwischen dem zu viel und zu wenig, in welcher man, das Ganze leicht übersehend, behaglich dahingleitet, will hier, wie in allen anderen Dingen, fleißig gesucht sein. Der kürzeren Art des Satzbaues begegnen wir besonders in den Leistungen der Zeitungs-Feuilletonisten, namentlich der französischen; auch entspricht sie dieser Weise der leichten und zwanglosen Unterhaltung mehr, als die längeren. Die Darstellung, oft abbrechend, ist scharf und klar facettiert, schnell fortschreitend, pikant, leidet aber eben deswegen an Kälte des Gemütes wie an logischer Begründung und Ausführung des Gedankens. Die Vertreter dieser Gattung zeigen in jeder Zeile die Furcht, ungeduldige und denkfaule Leser durch weitläufige Gründlichkeit zu ermüden, anstatt gemächlich und bequem zu unterhalten. Da ist alles sorgsam auf den

Digitized by Google

Effekt berechnet, zierlich, keck und munter; es zieht ein Publikum an, welches, gesellig und leicht erregbar, immer dem Neuesten, dem augenblicklichen Scheine und Erfolge sich hingiebt. Die zweite Gattung finden wir, wenn es uns beliebt, ein Äußerstes aufzusuchen, besonders in vielen deutschen Schriftstellern der früheren Jahrhunderte. In Behandlung und Gestaltung des Stoffes wie der Sprache giebt es nichts Breiteres, Unbeholfeneres, Schwerfälligeres, Weitschweifigeres, als jene mühseligen und beladenen Geister, welche schon in den überkommenen Formen der Volkssprache ein großes Hindernis fanden, sich klar, gewandt und faßlich auszudrücken und der Bewegung des Gedankens zu ihrem Rechte zu verhelfen. Es ist da, als wate man durch einen weiten und nebelhaften, mit rauhen Steinblöcken angefüllten Moorgrund. Von dieser Art der Darstellung und Sprache haftet Vieles noch unserer gegenwärtigen Schriftstellerei an. Auch können wir alle, seien wir nun Schriftsteller oder nicht, uns von dem üblichen Bombast der orientalisch-servilen Anreden hochstehender Personen noch immer nicht losmachen; wie viele Jahrhunderte soll dieser respektvoll überladene Ungeschmack, zum Schaden der Denkweise und der Sprache, noch fortdauern? Die unsterblichen Muster der alten Griechen und Römer pflegen wir dankbar zu verehren, aber die zahllosen in ihnen gebotenen Vorteile einer edlen und schönen Einfachheit wissen wir nicht sinngemäß zu verwenden. Auch die plattesten Wortmacher des späteren Imperatoren-Alters zeigen nicht eine so tiefe Verkommenheit der Gesinnung und des Geschmacks, wie jene unseligen Denkmäler deutscher Herkunft. In diesem Sinne glaube ich behaupten zu dürfen, daß in unserer durch vielfache Auswüchse entstellten Litteratur gelungene Übersetzungen der alten Klassiker die besten Vorbilder sprachlicher Darstellung bieten. Es giebt nicht viele deutsche Klassiker, welche eine gleiche Verschmelzung des geistigen Inhalts mit schöner und reiner Gestaltung desselben aufweisen. Daß es sich so verhält, ist, zumal bei dem großen Vorrate an stilistischen Anweisungen und Theorien, an sich bedauerlich genug. Einem Geschlechte aber, welches für das Klare und Schöne beiweitem weniger Sinn hat, als für sensationelle Zerrbilder des Lebens, muß dies, wenn es sich der reichen Mittel seiner Sprache rühmt, zu seiner Beschämung unablässig vorgehalten werden. Die leidige Vielschreiberei, die Sucht, über alles Daseiende und Vorkommende, selbst die kleinsten und gehaltlosesten Dinge, sich anziehend und redselig auszulassen, wirkt auf den sprachlichen Stil so nachteilig, wie auf den der bildenden Künste die geschmacklosen Fabrikate der Industrie.

Angenehm ist in Briefen, soweit sie nicht in trockener Kürze reine Geschäftssachen behandeln, eine achtungsvoll freundliche Redeweise, in maßvollen, nicht gezierten oder verschnörkelten Formen. Diese Redeweise,

Digitized by Google

vordem Urbanität genannt, weil sie bei Landbewohnern nicht gedeiht, trifft man weit häufiger in antiken Briefsammlungen, als in modernen, namentlich in deutschen Briefen an. Denn der Deutsche, welcher sich gelegentlich auch der Anmut und Höflichkeit befleißigt, pflegt Wahrheit und Rechtlichkeit, soweit er diese besitzt, meist in Verbindung mit einer herben, ja rauhen und abstoßenden Außenseite zu verbinden, durch welche jene Tugenden selbst bisweilen ungenießbar werden. Es ist schon ein übles Zeichen, daß er die Höflichkeit, wie das Wort selbst andeutet, von den fürstlichen Höfen entlehnte, gleichsam als eine Zierde, welche sich aus den Bildungsformen des bürgerlichen Lebens nicht von selbst ergab, sondern, wie etwa die Kenntnis der klassischen Humaniora, der künstlichen Verpflanzung bedurfte, um die entsetzliche Barbarei der heimischen Sitten einigermaßen zu mildern. Am gewandtesten kehrt er die Höflichkeit dann heraus, wenn er durch sie, besonders durch unterwürfige Schmeichelei, etwas Ersprießliches für sich zu erlangen wünscht; und mit Augendienerei, mit Anbetung und Weihrauch, selbst in starken Massen gespendet, kommt man bei großen wie kleinen Gebietern bekanntlich nie schlecht an. Man betrachte einmal die Art und den Ton der Korrespondenz solcher Leute, welchen ihre bürgerliche Stellung es erlaubt, die Machtbefugnisse derselben nach Belieben zu gebrauchen; hier trifft man gewöhnlich weder Humanität noch Urbanität, wohl aber alles Entgegengesetzte. Dergleichen gehört einmal zu deutscher Lebensgewohnheit und Sitte; man versuche es nur, damit man dieses Urteil nicht ungerecht finde, an geeigneten Stellen die Probe darauf zu machen. Für Besitz, Herkunft, Rang, Titel, für alle Arten von Erfolg, Höhe, Glanz und Auszeichnung hat der Deutsche einen angeborenen Respekt; der Mensch als solcher, nach seinem geistigen und sittlichen Werte, wird bei uns wenig geschätzt. Daß ein Ähnliches auch bei anderen Völkern sich finde, soll damit nicht geleugnet sein. Denn einen geselligen Verkehr, welcher auf die strengste Wahrung fremder Ansprüche und Rechte, auf hochherzige Achtung und aufrichtige Menschenliebe begründet wäre, oder viel mehr als die äußeren Formen derselben zur Schau trüge, giebt es nirgends. Unsere ganze Geselligkeit, wie sie überall erscheint, hat mit unseren Weinen eine große Ähnlichkeit, welche, mit prunkenden Etiketten geziert, viel betäubenden Sprit nebst anderen schlimmen Zuthaten, aber wenig echten Traubensaft enthalten und lediglich zur Täuschung urteilsloser Zecher gebraut werden. Doch kommen wir auf das Vorliegende zurück. Im Briefstile ist, wie in jeder anderen Art der Darstellung, das Einfachschöne unzweifelhaft das Beste. Gerade dieses aber ist dem großen Haufen aller Stände ein unbegriffenes Geheimnis; das Kahle und Schroffe dagegen oder die gezierte und buntschillernde Phrase, be-

Digitized by Google

sonders im lebhafteren Ausdrucke der Neigung und Liebe, das stets Willkommene und Übliche. Nicht ganz mit Unrecht betrachten gemütvolle Geister die Höflichkeit als ein kaltes und gehaltloses Formenwesen; auch ist sie in Versen wie in Prosa als solches oft genug herabgesetzt worden. In tausend Fällen des täglichen Verkehrs erscheint sie freilich als solche, zumal wo sie, nur sich selbst anbietend, den bezüglichen Ansprüchen und Wünschen durchaus genügt. Aber in freundlicher, zuvorkommender Begegnung und Ansprache besteht doch unleugbar die Außenseite aller wahren Humanität; und vermissen wir jene, wo fängt diese hinter der rauhen Schale denn endlich an? Wen die einfache Wahrheit verletzt, der klage nicht diese, sondern seine Schwächen und Fehler an; aber ist rohe und abstoßende Derbheit etwa das passendste Gefäß für ehrliche Aufrichtigkeit? Und spielt in unserem geselligen Leben die lautere Wahrheit etwa eine so gewaltige Rolle, daß man ihretwegen größere oder geringere Verstöße gegen die gefällige Weise des Ausdrucks leicht übersehen könnte? Allerdings sind gewählte und einnehmende Formen des Verkehrs bei Beamten, Gelehrten, Künstlern, Redakteuren, Parteiführern, noch mehr bei Händlern und Geschäftsleuten keineswegs ein sicheres Merkmal zuverlässiger Rechtlichkeit, edler Denkart und wohlwollender Teilnahme, dieser seltenen und schätzbaren Güter; — umgekehrt aber sind nachlässige, abstoßende Formen des Umgangs und Verkehrs bei allen Menschen untrügliche Kennzeichen einer schlechten Bildung und einer gemeinen selbstsüchtig rohen Denkart.

Betrachtet man schriftliche Leistungen von niederen Beamten, Militärs oder Geschäftsmännern, das heißt solche, welche, außerhalb des Berufes liegend, allgemeinmenschliche oder sittliche Angelegenheiten behandeln, so findet man hier gewöhnlich einen erschreckenden Mangel des Gedankens und Gefühls, in kalten und schroffen oder gezierten und übertriebenen Formen; es ist, als ob man in eine matterleuchtete Rumpelkammer verlegener und verschimmelter Waren hineinschaue. Ein nachlässig geordneter, unklarer und formloser Stil ist besonders den Frauen, auch den gebildeten, eigen. Denn einen wie kargen Vorrat logischer und sprachlicher Bildung gewähren unsere niederen und höheren Mädchenschulen, und wie wenig von diesem Geringen bleibt sicher haften! Dieses Geringe aber wird in der Folge äußerst selten durch Studium, Nachdenken und Übung weiter entwickelt und gefördert, sondern teils durch die Sorgen und Beschickungen des Haushaltes, der täglichen Arbeit, besonders aber durch die Neigung zu gehaltlosen Koketterien, zu Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art wie wertloser Ballast verzettelt, sodaß die jugendliche Anpflanzung alsbald einer öden Sandwüste gleicht, auf welcher keine duftende Blume der Bildung und des Geistes, nur

Digitized by Google

das Unkraut der faden Eitelkeit, des albernen Klatsches, der berechnenden List und Intrigue wuchert. Diese Bemerkung betrifft gleicherweise selbst die vornehmsten Klassen der Gesellschaft; denn was sich dort Bildung nennt, besteht nicht etwa in verfeinerter Humanität (von dieser hat man kaum eine Ahnung), sondern in einem gewissen Schliffe der äußern Umgangsformen, welche die innere Leere und Roheit gefällig verdecken; vielfach sind selbst diese äußeren Formen in dem abstoßenden Gepräge des plumpen Standesdünkels verwischt. In dem Briefe oder Aufsatze eines Weibes laufen die hingeworfenen Mitteilungen, Gedanken und Gefühle, meist sehr greifbaren Inhalts, alle bunt durcheinander. Aus diesem strömenden Vielerlei von Worten tritt kaum etwas folgerecht und zusammenhängend, klar und bestimmt hervor; auch gegen die Wahrheit des Thatsächlichen wird mit ganzem oder halbem Bewußtsein oft verstoßen. Zu allgemeingiltigen Grundsätzen der Vernunft, wenn nicht etwa zu nachgebeteten Sprüchen und Lehren, kommt es selten; an ihrer Stelle waltet meist das flackernde Strohfeuer der Stimmung und Laune. Manches verfliegt in schiefen Wendungen oder in dunklen, ja rätselhaften Andeutungen, welche, genau betrachtet, oft den Kern des Ganzen enthalten. Selbst die Interpunktionszeichen sind, wo nicht falsch gesetzt, doch möglichst gespart, damit in die eilfertig dahinschwankende Wallung nur keine Ruhe und Zögerung eintrete. Das alles gleicht der weiblichen Denk- und Sprechweise, welche, hin und wieder mit zutreffender Beobachtung, stets aber ohne Achtung für klare und gemessene Form, von einem Sichtbaren zum anderen hastig hinüberfliegt. Auch in den Werken weiblicher Autoren finden sich erkennbare Spuren derselben, in den meisten wenigstens eine breitgeschwätzige und zerflossene Weichlichkeit. Manchen erscheinen dergleichen Nachlässigkeiten anmutig und reizend; aber Mangel an klarem und schönem Ausdrucke ist gewöhnlich zugleich ein Mangel an Ideen, an gediegener Geistesbildung; jene Anmut läuft also auf innere Leere und naives Ungeschick hinaus.

Der Natur der Dinge gemäß, welche alles gebieterisch ordnet und bestimmt, ist es nur wenigen Menschen vergönnt, ihren Geist nach Anlage und Wunsch vollständig zu entfalten; dieser spielt überhaupt, bei aller Würde und Hoheit, welche man ihm zuspricht, bei allen Mitteln, welche man an ihn wendet, im thätigen Leben mehr oder weniger die Rolle eines gehorsamen Dieners. In Rede und Schrift ihn klar, biegsam und gefällig zu gestalten, erscheint als ein seltener Vorzug der höchsten Bildung. Unter Bildung ist nun durchaus nicht ein ungeheuerer Vorrat erworbener Kenntnisse zu verstehen, so wenig wie unter kraftvoller Gesundheit eine massenhafte Anfüllung mit verschluckten Speisen, deren Folge bekanntlich Unverdaulichkeit und Schwäche des Körpers ist.

Digitized by Google

Auch unter den gelehrten Vielwissern aller Zeiten, diesen wasserlosen Wolken, finden wir nicht wenige, welche, innerlich unfruchtbar und geistlos, sich einer unklaren und unschönen Darstellung bedienen. Bildung ist diejenige Kraft eines gesunden, rechtlichen und wohlgeschulten Geistes, welche in der Förderung trefflicher Gedanken sowie in jeder Art der Darstellung das Gute oder das Beste leistet. Um dieses zu erreichen, genügt als Ausstattung ein mittleres Maß erworbener Kenntnisse, vorzugsweise mit Bildung des Urteils und Geschmacks verbunden. — Dies erkennen wir vor allem an den Schriftstellern der altklassischen Welt; denn nicht als allumspannende Vielwisser, sondern als geistvolle, im bürgerlichen Leben und Treiben erfahrene und geübte Redner oder Historiker oder als denkende Forscher haben sie auf ihre Zeitgenossen gewirkt, erwecken sie die Liebe und Bewunderung der fernsten Nachwelt. Dies muß namentlich jetzt hervorgehoben werden, wo die fortschreitende Entfaltung des Wissensstoffes auf allen Gebieten des Denkens und Forschens dahin zu führen scheint, die natürliche Frische und Kraft des Geistes unter der zerstreuenden Masse des allseitig Geförderten und Dargestellten zu unterdrücken. Von dem hohen Werte jener allgemeinen Bildung besitzen wir zwar einen klaren Begriff, aber nur, wie wir etwa von einem vernünftigen Rechte den klaren Begriff haben; er bleibt in der hohen Theorie, erstreckt sich aber nicht abwärts in die Breite der thätigen Ausführung, des geselligen Lebens selbst.

Es ist bisher vorzugsweise von der Kunst der prosaischen Darstellung gesprochen worden; fassen wir, bevor wir zum Schlusse kommen, noch die poetische ein wenig ins Auge. Im ganzen gilt von dieser dasselbe, was von jener; nur mit dem Unterschiede, daß wir hier, bei weniger sorgsam ausgeführtem Gedanken- und Satzbau, eine stärkere Dosis des Anschaulichen, des erregten Gefühls verlangen. Lesen wir eine Dichtung, welche unser Gemüt durch Schwung, Feuer, Kraft der Gedanken, der ganzen Darstellung hinreißt, so nennen wir sie vortrefflich und schließen günstig auf den Geist und Charakter des Verfassers; lesen wir eine andere, welche, obwohl formgerecht ausgeführt, keinen anregenden Inhalt darbietet, so nennen wir sie flach und wirkungslos und ziehen den entgegengesetzten Schluß. Wie bekannt, findet sich in jeder Art der Dichtung, besonders aber der lyrischen, oft die seltsame Erscheinung, daß hinter dem kunstvollen metrischen Vortrage nicht mehr liegt, als ein kleines, in zahllose Teile zersplittertes, in klangreiche Tiraden aufgelöstes Körnchen von Gedanken und Gefühl. Dieses sind die überzarten, meist schwermütig angehauchten Goldschnittsdichter der feinen Modewelt, für welche ihre Verleger und kritischen Gönner öffentlich gerne Reklame machen und welche in guten wie in schlechten Familien-Blättern stets

Digitized by Google

gastliche Aufnahme finden. Hier sehen wir mit oft tadellosem, meist glänzendem und bilderreichem Stile die kläglichste Armut des Geistes, die abgelebteste Mattigkeit der schaffenden Verve verbunden. Solche Autoren sind unleugbar schlimmere Muster als solche, welche für die heftig gärende Kraft ihrer Gedanken und Gefühle nicht leicht das passende Ebenmaß des Ausdrucks und der Form finden können. Indes ist diese Gattung gerade die seltenste; jugendlich stark und frisch, leiden sie an dem löblichen Fehler der geistigen Überfülle, welchem angestrengte und unablässige Arbeit mit der Zeit abhilft. Die unruhig strudelnden und zerfahrenen, in prachtvollem Sprühglanze und erzwungenem Bombast sich gefallenden Wortführer der stürmischen Überschwänglichkeit bilden eine Dichterklasse, welche besonders in Deutschland wächst und blüht, bei gleichgearteten Seelen auch Anklang findet. Ihre Verleger würden aber bessere Einsicht zeigen, wenn sie dieselben in eine psychische Heilanstalt, anstatt in die Litteratur einführten.

Von der Natur und dem Werte der Dichtkunst hier viel zu sprechen, ist unnötig, da die Theorie derselben hinreichend ausgebaut ist, und wir überdies nicht junge Dichter, sondern leidliche Prosaiker heranzubilden haben. Hervorheben wollen wir nur noch: daß lyrische, epische oder dramatische Darstellungen, welche menschliche Tugenden jeder Art, Thaten der wohlwollenden Güte, der entschlossenen Treue und Aufopferung für große Zwecke vorführen, meistens in prunkvoller Breite sich ergehen, sodaß die wortreiche Verherrlichung oft, selbst unwillkürlich, auf eine marktschreierisch-prahlende Schaustellung ihres löblichen Stoffes hinausläuft. Dem zarteren Sinne für alles Rechte und Gute ist dies eben so widerstrebend, wie jedes Machwerk absichtsvoller Ostentation, welches den Wert des sittlichen Wollens selbst herabsetzt. Darstellungen jener Art, in welcher Gestalt sie auch vorkommen, müssen der Sache gemäß in der knappsten und einfachsten Form gehalten werden; gerade in geräuschloser Einfachheit und Ruhe tritt uns das, was wir als Forderung der Pflicht, als eine Leistung sittlicher Kraft und Tüchtigkeit erkennen, am wirksamsten entgegen. In dieser maßvollen, echt klassischen Beschränkung und Bescheidenheit zeigt sich der Meister des Stils und der Sitte zugleich, wie bei abweichender Art das Rechtsgefühl und die Tugend des Verfassers selbst unzuverlässig und zweifelhaft erscheint. Das Künstliche als lebendige und zwanglose Natur darzustellen, ist der höchste Gipfel aller Kunst. Im thätigen Leben zwar ist prunkhafte und eitle Wortmacherei, wie bekannt, von großer Bedeutung; sie ist aber, bei sonst reichem und trefflichem Inhalte, das Schlimmste, was die Reinheit der Dichtung, wie auch die der Prosa, entstellt. Daß alle unsere Darstellung sehr dahin neigt, beweist uns, daß wir den Sinn für edles Maß, für schöne Ein-

Digitized by Google

fachheit in Scherz und Ernst, nicht anders als in allen Dingen der Kunst, nicht feinfühlig in uns entwickelt haben. In breiter Schaustellung, in lauter Anpreisung, entsprechend dem unruhig geräuschvollen Treiben der Mode und des Geschäfts, bewegt sich weitaus der größte Teil unserer Kunstübung.

In lebendigem Anschauen, in klarem, genauem und gründlichem Denken — wobei man es nicht scheuen mag, den Geschmack und die Launen der großen Masse aller Stände unbeachtet zu lassen — beruht das Geheimnis des guten Stils. Dem heranwachsenden Schüler haben wir behufs seiner ästhetischen und sittlichen Bildung die Muster der Dichtung anschaulich vorzuführen, die Muster der prosaischen Darstellung aber in der Weise anzunähern, daß er sie nicht nur erkennt und liebgewinnt, sondern in geordneter Stufenfolge hauptsächlich für sein eigenes Hervorbringen zu benutzen und zu verarbeiten sucht. — Was leisten nun für die Durchbildung in Sprache und Schrift unsere Unterrichtsanstalten aller Gattungen? Wie sich täglich bemerken läßt, ein sehr Geringes und Dürftiges. Wenn Gedanke, Ausdruck und Stil den Menschen erkennen läßt, was ist von der Bildung solcher erwachsener Staatsbürger zu halten, welche alles dieses in durchaus unzulänglichen Gaben besitzen, welche nach allen grammatischen Lehren und Übungen, mit denen man sie jahrelang beschäftigt hat, nicht im stande sind, einen wohldurchdachten und zusammenhängenden Aufsatz, einen sinnreichen und geschmackvollen Brief zu schreiben? Denke man nur an die vielbesuchten Übungsstätten der altgriechischen Philosophen und Rhetoren; was wurde dort, bei einem geringen Umfange gelehrten Wissens, hauptsächlich der Geschichte und dem Staatsrechte angehörend, an sprachlicher und rednerischer Durchbildung der Zöglinge Gediegenes und Großartiges hergestellt! — Freilich nicht in buntgemischten, schlecht genährten, gepflegten und erzogenen Kindern, sondern in reichbegabten und strebsamen Jünglingen. Nun, davon finden wir in den klassischen Denkern, Rednern und Historikern höchst anschauliche Belege. Aber in gewohnter Weise erkennen wir jene gefeierten Größen lobpreisend an, ohne unser pädagogisches Verfahren nach ihnen einzurichten, ohne ihnen mehr abzulernen, als ein Häuflein formaler Bestimmungen und Kunstgriffe; wie wenn es jenen trefflichen Meistern auf diese dürren Ornamente angekommen, der lebenskräftige Gedankeninhalt aber nebst seiner klaren und schönen Gestaltung eine wertlose Nebensache gewesen wäre. Möge es unseren trefflichen Unterrichtsanstalten endlich einmal gelingen, ihre Zöglinge, welche so vieles Andere betreiben und erlernen, hierin wenigstens zu einer mäßigen Fertigkeit zu fördern. Daß zu dieser fortwährende, eifrig und kräftig betriebene Übungen im Lesen, Sprechen

Digitized by Google

und besonders im Schreiben das Meiste beitragen, die Kenntnis der grammatischen Regeln und der syntaktischen Analysen dagegen, welche man im Übermaße walten läßt, nur wenig Ersprießliches hervorbringt, davon hätte man sich, nach der unfruchtbaren Arbeit vieler Jahrhunderte, mit Recht längst überzeugen sollen. Zudem ist es auch bekannt, daß die aufgespeicherten Schätze von geschichtlichen, naturkundlichen, physikalischen, chemischen, mathematischen und anderen Kenntnissen nach der Zeit des genossenen Unterrichts sich alsbald verflüchtigen, dagegen die gewonnene Kraft im logischen und sittlichen Denken, ähnlich wie die körperliche Fertigkeit des Schwimmens, beiweitem dauernder vorhält als alles sonst Gelernte und jenes nur in diesem seine wahre Blüte und Vollendung erreicht. Bricht die bessere Überzeugung einmal durch, dann muß der Glaube des Staates wie der einzelnen Gemeinden, daß wahrhafte und gründliche Bildung des Geistes an sich selbst das Edelste und Schätzbarste sei, sie durch eine angemessene Erweiterung des Unterrichts selbst nachhaltig unterstützen.

Drei Weidmannsbriefe aus dem vorigen Jahrhundert.

Ein Lückenbüßer.

Von **G. Klee** in Bautzen.

Als ich neulich aus gewisser Veranlassung die alte Dresdener „Abendzeitung“, die vielgescholtene Vespertina Theodor Hells, durchstöberte, stieß ich auf ein paar kleine Mitteilungen unter dem Titel: Förster W . . . e. Sie enthalten die „mit diplomatischer Genauigkeit“ genommenen Abschriften einiger Originalbriefe eines „vor etwa 60 Jahren“ (d. h. ungefähr 1760) verstorbenen Försters W. zu Rehsen im Anhalt-Dessauischen und scheinen mir der Auffrischung wert, weil sie sprachlich nicht uninteressant sind und besonders weil ein herzhaftes Lachen auch einem Lehrer der deutschen Sprache heilsam ist. Den Stempel der Echtheit tragen diese Briefe an der Stirn; an eine Fälschung ist nicht zu denken.

1.

Turchlaichister Ferst,
Gnettigster Haar,

In unse Forscht is e Schwein so groß wie Sie — Durchlaucht, in ihren Läben noch nich gesehn hann un 's missen strenge Maßregeln genummen wären, daß de Pestje nich su mächtig werd, süst verlieren

mer, hol mich der Deubel, alle junge Zucht, un da werd uns der Hund was braten, wenn mer ä mal eine Jagd machen wulln. Geben Se Befehl, daß das Luder weck kömmt. Übrigens verbleube mit Hoch8tung

Ihrer

Turchlaucht

unterthänigster

W.

2.

Turchlauchister Wasserpericht.

Gott straf mich, Turchlaucht, ich kanns Wasser nich meh verhahlen; se müssen sugleich Befehl gähn, dasch de Kummischjon Maaschregeln trifft, daß de Tämme auschgebessert wären, süst geht de ganse Gegend und de edle Jacht zum Deubel und da hann se sichs selber zuzuschreuben, wenn mer hernach en Dreck ze jagen hann. Machen Se nur balle Anstalt, Gott straf mich, 's werd süst nich gut, un da hann se sichs selber zuzuschreuben, wemmer hernach keene Schweine un keen Hersch meh hann, un da kenne Se unsereenen kee Brot meh gähn, un da hol der Deubel 's Läben, un ich mag denn nich meh sein

ihr

getreuer W.

3.

(Kurz vor seinem Tode schrieb er an den Herzog:)

Gott straf mich, Turchlaucht, es scheint mer, als wenn mich der Deubel bald holen un su meinen Vättern versammeln wulle. Na, de ahlen Knochen wullen oh emal Ruhe hann. Nur tauern mich meine Schweine un Sie, Turchlaucht. Die, nämlich die Schweine, wären nich widder so gut abgewart wären. Ich habbe se, hol mich der Deubel, lieber gehatt als meine Kinner, un och Sie, Turchlaucht, denn die Pestjen haan mer mehr Ehre und Fröde gemacht, als wie de Bengels, un hann mer in meinen Läben nich geärgert. Eh Thel war mangmal noch klüger wie ich, un ich hatte wohl vun se gelarnd. Na 's kann nu nischt hölfen, ich muß uf un dervun. Un da will ich auch, wie 's e guten Krischden geziemt mei Hausch bestelln. Ich tanke se fer ahle Gnade un daß se Geduld met mar ahlen Mann gehatt ham, un thun se mer noch de letzte Ehre an, un laschen se mich, wo ich hingeheere, im Lug[1]) bei meine Schweine begraben. Ich mack nich ufn Gottesacker bei den Böbel, der der edln Waidekunscht nich versteht, liegen, un vonn Schulmeester seinen Kühen und Schafen beunehren lassen. Nu Gott befohlen! Se wären manchmal noch an ahlen W. denken. Ich habs immer gut

---

1) Mittelhochdeutsch luoc = Lagerhöhle, Lauerhöhle des Wildes.

Digitized by Google

mit Se un Ihren Schweinen gemeent, ich habe se 3 und redlich getient und ferchte mich nich vorn Tode wie andre Hausväter, die nurs Geld nehmen un sich 'n Deubel um de edle Jacht bekümmern. Mer wärn ja sähen, wies dort aussieht. An liebsten wär mers freulich, wenn's dort Schweine gäb, daß mer was ze thune hätte; denn mer kann doch nich Dag und Nacht Hallelug singen. Ich habe eh mal geheert, daß die Diere ooch en ewig Läben hätten, un wenn das is, so müssen meine lieben Schweine oben ahn im Himmel stehn, und wenn Sie, Durchlaucht, e mal angewackelt kummen, da freut sich halb dot

Ihr

ahler Ferster

W.

Nagschrift: Lassen se mich nur rächt tief graben, daß de Schweine mich nich raus ruhnen.[1])

Der Herausgeber dieser köstlichen Briefe, Georg Harris in Hannover, bemerkt zu dem letzten: „Der Fürst, der ihn wegen seiner Treue ungern verlor, reiste sogleich zu ihm und gab ihm die Hand darauf, seinen letzten Wunsch zu erfüllen. Der alte Mann starb ruhig und wurde wirklich in dem Lug bei seinen Schweinen begraben.“ Zwischen dem zweiten und dritten Schreiben teilt er noch einen Bericht des Försters an die Bauern „in und um Werlitsch, in un um Rehsen“ mit, der weniger interessant ist. Wer ihn lesen will, findet ihn in der Dresdener „Abendzeitung,“ Jahrgang 1823, Nr. 116. Die „Orthographie“ des guten Alten ist übrigens so unglaublich, daß ich sie hier und da derjenigen gewöhnlicher Sterblichen angenähert habe, um dem Leser das Verständnis zu erleichtern.

Sprechzimmer.

1.

Zu Ztschr. V, 4, 231: „Jochen Nüßler“.

Die von Puls angeführte Stelle aus Reuters Stromtid: „Sei was so'n fröhliches Kind un nu in so'n hus' un mit so'ne nuss' von en mann“. Da hast du recht, Korl, er is 'ne olle nuss', un Nüssler heisst er u. s. w.“ habe ich ursprünglich mit Absicht nicht herangezogen, weil ich das Wort „nuss'“ nicht für gebräuchlich im Niederdeutschen halte, wohl aber „Nüssler“. Beim Schreiben ist natürlich Reuter auf den Gedanken gekommen, die beiden Worte in Verbindung zu bringen, zumal

1) Das alte runen, rönen, rünen = wälzen, schütten, graben.

Digitized by Google

da in Bräsig's Sprache („missingsch“) die hochd. Form „Nuss“ = nd. Not mit diesem nd. „nuss'“ zusammenfiel; nd. würde man natürlich eine T-Form: Nöt, Nutt erwarten. Ich habe gesagt: In Mecklenburg sagt man weniger: „er ist eine alte nuss“ als „he is'n ollen nussel“ und halte an dieser Ansicht fest. Kohrs (Ztschr. IV, 3, 276) geht noch weiter, wenn er sagt: „Niemand denkt in Mecklenburg bei Nüßler an Nuß.“ Für heute muß ich ihm Recht geben, wie das vor 50 Jahren gewesen ist, weiß ich nicht. Daß man wie ich geborener Mecklenburger ist, nützt nicht immer, um den Sprachgebrauch festzustellen. Wir haben in Mecklenburg sehr viele Variationen der niederdeutschen Sprache. In den Seestädten Rostock und Wismar wird ein anderes Plattdeutsch gesprochen als in den dazwischenliegenden Landstädten Kröpelin und Neubukow, die Sprache der Rostocker unterscheidet sich durch charakteristische Züge von der im Vorhafen Warnemünde gesprochenen. In den Recknitz- (Laage, Tessin u. a.) und Peenestädten (Malchin, Teterow, Gnoien u. a.) wird anders gesprochen als im Klützer Ort, hier anders als in den Eldestädten Parchim, Plau u. a.), die Sprache der Poeler, die ich jetzt studiere, ist besonders eigentümlich. In Stavenhagen, dem Geburtsort Reuters, und Neubrandenburg habe ich die Redensart „he is ne olle Nuss“ ebenfalls nie gehört, obgleich ich gerade mit Landleuten aus dieser Gegend Jahre hindurch viel und gemütlich verkehrt habe; das letztere ist unerläßlich, wenn man den Mecklenburger und seine Sprache kennen lernen will.

Noch eins will ich erwähnen. Weshalb steht in allen Ausgaben der Stromtid an dieser Stelle Nuss' mit einem Apostroph gedruckt, sowohl in der ursprünglichen Ausgabe als auch in der von Nerger, Hahn und Düberg revidierten? Reuters Manuskript ist von dem Hinstorffschen Verlage zurückgegeben, ich halte es aber für sehr wahrscheinlich, daß er so geschrieben hat. Das hochdeutsche Wort „Nuß“ verlangt ihn sicher nicht, ausgefallen ist auch kein Buchstabe der Flexion, Reuter hat also den S-Laut modifizieren wollen, oder ihm ist das Wort nicht als gut plattdeutsch oder unvollständig erschienen, da er immer „oll nussel“ im Kopfe hatte. Ich kann ein ganz analoges Beispiel anführen. Man braucht das nd. Wort „buttig“ für einen störrischen, verdrießlichen, bockigen Menschen: „he oder se is buttig“. Davon ist allgemein im ganzen Lande gebildet: „He oder se is ne olle bütt (butt)“. Kein Mensch denkt bei diesem Ausdruck an das nd. Substantivum „de bütt“ = hd. Butte, Mulde, womit es auch nichts zu thun hat.[1]) Mit-

1) Auch das andere Wort „butt“ gleich „Maibutt, Maischolle“ hat nichts damit zu thun.

Digitized by Google

gewirkt zu solchen Bildungen haben Redensarten wie: „hê is ne sel von Kirl, dat is ne Pracht von bôm, hê is ne olle gôs (von Kirl), wo man allerdings an die betreffenden Substantive denkt. So scheint mir bei Reuter Hawermanns Ausdruck entstanden zu sein: „so 'ne nuss' von en mann". Bräsigs Charakter, der überall, am liebsten nicht zusammengehörige Worte zu einander in Beziehung bringt, entspricht es dann sehr gut, daß er in seiner Antwort Nuss', nussel und Nüssler zusammenwirft. Ihm würde ein Witz ganz ähnlich sehen wie: „Stoffel heisst er und ein oller Toffel ist er", wo doch der Name Stoffel mit dem nd. toffel, tüffel (= Pantoffel) nichts zu thun hat, oder: Düsing heisst er und düsig ist er, wo für Düsing und nd. „düsig" = hd.: däsig dasselbe gilt.

Wismar. **Dr. O. Glöde.**

2.

Das Wort Nüßler (vergl. Ztschr. f. d. deutschen Unterr. 1891, S. 281, 14) ist nicht von Fritz Reuter gebildet, weil die plattdeutsche Sprache es schon lange vor Reuters Geburt besaß. So finden wir in dem Idioticon Hamburgense oder Wörterbuch von Michael Richey (Hamburg, verlegt Conrad König) im Jahre 1754: S. 175 nüsseln: zauberhaftig arbeiten. Dar nüsselt he all twee Dage by: da hat er schon zweene Tage auf zugebracht.

Nüsseler: dem sein Werk nicht von der Hand gehet.

Ebenfalls trifft man das Wort in dem „Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs von der bremischen deutschen Gesellschaft. III. Teil. Bremen, verlegts Georg Ludwig Förster. 1768". S. 252. nusseln 2.) zauberhaft arbeiten. S. nölen. Nusseler, dem die Arbeit nicht von der Hand gehet, der ämsig ist und doch nichts beschickt.

Als Fritz Reuter 10 Jahre alt war, ließ Dr. Theodor Heinsius den 3. Band seines „Volkthümlichen Wörterbuchs der Deutschen Sprache" erscheinen. (Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung 1820.) Hier heißt es S. 692 nuschen, unth. u. th. Z., im N.d. zauberhaft arbeiten (im Osnabrückschen nüsken), überhaupt, langsam etwas thun, langsam sein, besonders auch, langsam und langweilig sprechen, erzählen (in Hamburg und in der Mark Brandenburg nusseln oder nüsseln und zwar beide s weich ausgesprochen, und nöhlen, welches anderwärts nählen lautet (auch neteln). Davon der Nuscher, Nusseler, Nöhler, Nähler oder Neteler, ein Mensch, welcher nuschet u. s. w. . . .

Fritz Reuter hat freilich den Ausdruck „so 'ne Nuss' von en Mann", das ist aber plattdeutsch und heißt keineswegs hochdeutsch „so eine Nuß von einem Mann". Die Volksausgabe von den Werken Fr. Reuters

Digitized by Google

bemerkt deshalb wiederholt (z. B. 1878, 1890) bei dem Worte Nuss': Im Plattdeutschen Bezeichnung eines unthätigen, energielosen Menschen.

Mit diesem plattdeutschen Nuss' hängt auch das Wort Unnußlichkeit zusammen, welches Bräsig einmal gebraucht, als er mit Jochen Nüßler redet. Bräsig sagt nämlich: „Weiß der Deuwel, Jung'-Jochen, ich habe ümmer noch in der Hoffnung geswebt, daß Du mit die Jahren von die Unnußlichkeit los werden würdst; aber ich seh woll, was da in begrif't is, is da auch in begrag't."

Das Wort nüsseln suchte ich bei Fritz Reuter bislang vergeblich, dagegen sagt Klaus Groth (Drei plattdeutsche Erzählungen, Vertelln I. Band. Berlin, 1881): He bedrop sogar mal en Swinegel, de harr sik ganz in en Dutten Heu vernüsselt un bewümpelt."

Lüneburg. **H. Rohrs.**

3.

Zu Ztschr. V, 4, S. 287.

Meine Bemerkung, betreffend die Änderung des Namens Schufft in Schafft bezieht sich auf einen anderen Fall, wo der Träger wirklich um Änderung desselben bei der Regierung eingekommen war.[1])

Northeim. **R. Sprenger.**

Zu Schillers Fiesko II, 5.

(Kurz, kritische Ausg., Bd. 2, S. 158). Man steckt die Köpfe zusammen, rottiert sich zu Hauf, ruft: Hum! spuckt ein Fremder vorbei.

Statt spuckt haben neue Ausgaben spukt. Mit Unrecht, denn spucken für spuken ergiebt sich als im 18. Jahrh. gebräuchliche Form aus Goethes Ged. Hans Sachsens poetische Sendung:

Sein Geist war ganz dahin gebannt,
Er hätt kein Auge davon verwandt,
Hätt er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen spucken.

Northeim **R. Sprenger.**

4.

Auch ein Urteil über den Prinzen von Homburg.

In der Dresdener Abendzeitung von 1823, Nr. 231 und 232 findet sich eine „Korrespondenz-Nachricht aus Weimar", in der berichtet wird über die Aufführung des Prinzen von Homburg zur Feier des Geburtsfestes des Großherzogs, am 4. September 1823. Darin schreibt der edle, leider ungenannte „Weimaraner": „Das Schauspiel mochte wohl nicht

---

1) Das Nämliche wird uns von G. Schubring in Erfurt unter genauer Bezeichnung der betreffenden Person mitgeteilt. D. L. d. Bl.

Digitized by Google

passend genug gewählt sein. Man versprach sich viel davon, wurde aber in seiner Erwartung größtenteils getäuscht und, trotz der lobenswerten Darstellung unseres Künstlervereins, unbefriedigt und kalt gelassen. Woher kommt das? Die Schuld liegt natürlich am Schauspiele selbst. Es hat zu wenig Anziehendes, zu viel Einseitigkeit, als daß es hätte ansprechen und nicht mißbehagen sollen. Die Charaktere sind oft nicht sattsam hervorgehoben; einige bleiben fast gänzlich im Hintergrunde, so daß man aus ihnen machen kann, was man will. Auch die Scenen greifen, wie uns dünkt, mehrmals nicht treffend genug ineinander, was dem Einklange hauptsächlich schadet. Das kann freilich einem so gebildeten, zartsinnigen Publikum, wie dem Weimarischen, nicht genügen. Wir sind an unseres Goethes, Schillers und anderer trefflicher Männer vollkommene Produkte zu sehr gewöhnt, als daß uns solche Stücke, wie das heutige, befriedigen sollten. Und wohl uns, daß unser Geschmack noch so fein, unser Gefühl noch so geläutert ist! Ein anderes Publikum würde es vielleicht angezogen, ihm gefallen haben, nicht so dem hiesigen. Auf klassischem Boden verlangt man auch klassische Werke; doch diese werden von Tag zu Tag seltener, und am Ende wird man wohl ganz und gar darauf Verzicht thun müssen. Zu den sogenannten Spektakelstücken, von denen wir jetzt überhäuft werden, möchte wohl dieses gehören. Doch was hilft Spektakel, wo wenig oder nichts dahinter ist? Wo nur das Auge und Ohr befriedigt, das Gefühl aber kalt gelassen wird, bleibt immer magere Einseitigkeit, die nie gefallen, nie anziehen kann. Ebenso mag die Sprache, die im Stücke obwaltet, den Charakteren zum Teil nicht völlig angemessen sein, für den einen ist sie hier und da zu weich, für den anderen zu hart und rauh. Auch sind, was nicht immer gefällt, Episoden, die nach und nach ermüden, eingewebt. Im ganzen betrachtet, kann man jedoch dem Stücke das Verdienst des Poetischen nicht absprechen."

Auch ein Urteil über Grillparzers Sappho.

Stimmt die naive Dummheit und Selbstüberhebung dieses kundigen Thebaners, der in demselben Artikel Klingemanns Deutsche Treue und Hells Haus Anglade lobpreist und dessen großer Name leider in ewiger Nacht begraben bleibt, nur zur Heiterkeit, so erfüllt nachstehende Kritik eines unstreitig ausgezeichneten Geistes, des feinsinnigen Ästhetikers Solger, mit Staunen und Bedauern über solche Verblendung. In „Solgers nachgelassenen Schriften und Briefwechseln" (Leipzig 1826) läßt sich (I, S. 683 in einem Briefe an Tieck vom 3. August 1818) dieser Kritiker folgendermaßen vernehmen: „Ich sollte hierauf nicht von der Sappho des Herrn Grillparzer sprechen. Aber ich muß diese Fratze doch

Digitized by Google

erwähnen, weil sie und der Beifall, den sie findet, doch zu merkwürdig ist. Ich sah sie neulich mit meiner Frau; wir dachten darüber zu lachen; es verging uns aber vor langer Weile. Es war die fünfte Vorstellung, das große [Berliner] Opernhaus gedrängt voll, und alles entzückt und kaum atmend vor Aufmerksamkeit und Bewunderung. Dieser Mensch hat es erst recht getroffen, die schlechten Neigungen der gegenwärtigen Zeit in Beschlag zu nehmen, wie Kotzebue im Anfang die der seinigen. Die unselige Interessantigkeit, wie ich es zu nennen pflege, das ekelhafte Kokettieren mit Talenten und sogenanntem Geist, der verruchte Hochmut darauf, der alles Edle und Wahre in der menschlichen Natur besudelt und verhöhnt —: das sind seine höchsten Ideen. Sappho, eine widrige, alternde Kokette, hat durch ihren Ruhm und olympischen Sieg einen dummen Jungen, Phaon genannt, in sich verliebt gemacht, und bringt die Beute auch gleich mit nach Hause, um den so Erworbenen als Geliebten und Gemahl zu verbrauchen. Gleich beim Ankunftsmahle steht der Bursche vom Tische auf, findet draußen eine hübsche, die Sinne besser reizende Zofe und führt mit ihr vor den Augen und Ohren des Publikums eine Unterhaltung, wie wohl ein junger Herr pflegt, der mit den Kammerjungfern handgreiflich scherzt. Über Umarmung und Kuß ertappt Sappho die beiden und ist nun auch gleich wild vor Eifersucht, obwohl sie selbst zuerst das Mädchen auf Phaons Reize aufmerksam gemacht, um sich selbst an ihr auf eine fast ekelhafte Art zu erwärmen. Der Bursche ist, ertappt, gegen sie auch gleich grob und roh, obwohl er erst gar nicht sein Glück fassen konnte, daß ihn die berühmte und interessante Sappho auch berühmt und interessant machen wollte. Indes entschließen sich beide endlich Mittagsruhe zu halten. Nachdem sie einen Zwischenakt verschlafen, sucht Sappho alle möglichen Trostgründe hervor; sie erschöpft sich in gemeinen Reflexionen über die Art der Männer zu lieben, — wie sie wohl mit einer Kammerjungfer schäkern, und das doch nichts weiter zu bedeuten hat, — und so beruhigt und besonders auf ihren Ruhm und ihre Vortrefflichkeit pochend, weckt sie den süßen Verräter, wie sie ihn nennt, der aber in seiner Mittagsruhe von der jungen Melitta geträumt hat und sie mit diesem Namen zu ihrem Schrecken empfängt. Doch was schildere ich weiter diese Lumperei! So geht es von einer Gemeinheit zur anderen fort. Sappho entschließt sich endlich, das Mädchen auf eine andere Insel zu schicken; aber Phaon geht mit ihr davon. Sie läßt beide wieder einholen, wie in Belmont und Konstanze, und nach allem diesem tritt sie dann mit großem Pomp auf und prahlt, für sie sei das doch nichts gewesen; das Göttliche müsse sich nicht mit dem Gemeinen, Irdischen vermengen, sondern wieder zum Göttlichen zurückkehren. Die beiden Liebenden (!!!) stehen dabei wie

Digitized by Google

dumm und verdutzt, und kein Mensch merkt, was sie vorhat, bis sie sich dann zur Gottheit erschwingend ins Wasser plumpt. — Dabei keine Sprache, kein savoir faire, kein erträgliches poetisches Bild: kurz, alles bloß schlecht und gemein! Und dies hat denn nicht allein das große Publikum hingerissen, sondern auch in unseren gebildeten Zirkeln wenigstens schöne kritische Dispute erregt." — Zur Entschuldigung des sonst so geistvollen Kritikers wollen wir nicht verschweigen, daß die Verstimmung gegen Grillparzer, die dieser durch seine „Ahnfrau" selbst heraufbeschworen hatte, und unter deren Folgen der Dichter so bitter leiden sollte, noch viele andere außer Solger mit einem ungünstigen Vorurteil gegen die späteren Dichtungen des großen Poeten erfüllte. Man sehe darauf hin nur einmal in einigen der gerühmtesten Litteraturgeschichten nach, und man wird finden, daß vor Goedeke (Grundriß III, S. 384 flg.) nur sehr wenige Urteile laut geworden sind, die Grillparzers dichterischer Bedeutung vollständig gerecht wurden.

Bautzen. G. Klee.

Rundas und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Mit 22 vogtländischen Schnaderhüpfl-Melodien. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Hermann Dunger, Plauen, Verlag von F. E. Neupert, 1876. Preis kartoniert 3 Mark.

Das Vorurteil gegen Volkssprache und Volkslied schwindet immer mehr. Die Schweizer und Tiroler Mundart sind sogar salonfähig geworden und ertönen jetzt auch von den schönen Lippen mittel- und niederdeutscher Damen. Dies kann nur unseren Beifall finden, und doch beschleicht uns auch hier ein Gefühl der Wehmut; denn wenige von denen, die sich an der Frische der Tiroler und Schweizer Mundart ergötzen, ahnen, daß mitten im Herzen Deutschlands ein munteres Völkchen lebt und singt und jenen Mundarten an Reichtum von Volksliedern gleichkommt.

Diesen frischen Born echten Volksgesanges dem deutschen Volke durch seine „Rundas und Reimsprüche aus dem Vogtlande" erschlossen zu haben, ist das große, leider noch nicht hinreichend gewürdigte Verdienst Dr. H. Dungers. Jeder, der nur etwas mit mundartlicher Sprachforschung vertraut ist, wird bei Durchsicht dieses Werkes in gleicher Weise den unermüdlichen jahrelangen Fleiß des nicht minder geschickten als gelehrten Sammlers wie seine reiche Ausbeute bewundern, die in 1608 meist vierzeiligen Liedchen oder Reimsprüchen besteht.

Vorausgeschickt ist der Sammlung eine 57 Seiten umfassende Einleitung. Dieselbe fußt durchaus auf fachwissenschaftlicher Kenntnis, ist

Digitized by Google

aber allgemein verständlich geschrieben und giebt eine so treffliche Belehrung über Form und Stoff des Volksliedes, daß sie unseres Erachtens mit zu dem Besten gehört, was über diese so schwer eine abstrakte Behandlung vertragende Dichtungsart geschrieben worden ist. Denn gerade dadurch, daß der Verfasser zunächst von einer bestimmten Unterart derselben, von den Schnaderhüpfeln oder Rundás, ausgeht und zwar von denen seiner Heimat, fühlen wir uns mitten hinein in das Werden und Leben des Volksgesanges versetzt, ja nicht bloß in dieses, sondern in das Leben des Volkes selbst, dessen Liebeswerben, dessen Sitten und Gebräuche, dessen Vergnügungen, und von diesen besonders die Tänze, uns klar vor Augen treten.

Die gesammelten Liedchen selbst hat der Herausgeber dem Inhalte nach in folgende 9 Gruppen geordnet: 1. Liebe, 2. Lebensalter, 3. Familie, 4. Arbeit, 5. Vergnügungen, 6. Aus dem Leben, 7. Verschiedene Stände, 8. Spottverse, 9. Vermischtes. — Eine 10. Gruppe enthält die Reimsprüche.

Die erste, der Liebe Lust und Leid umfassende Gruppe, ist natürlich die reichste; sie enthält fast ebensoviel Verse wie die anderen 9 zusammen. Manche Rundás klingen an mittelhochdeutsche Volkslieder an, wie:

(3) „Mei Härzel is klein,
ká niemand dô nein,
á einziger Bu
hot'n Schlüssel d'rzu.“

Wie treuherzig ist das Geständnis:

(22) „Mei Schôtzel, ich will d'r wos sôg'n,
stell' d'r 'sch naer für:
bist mir net halb su gut,
als wie ich dir.“

In der Spinnstube ist sicherlich folgendes Liedchen gedichtet worden:

(23) „Du flachshaarets Mädel,
dich hô ich suë gêrn,
ich könnt' wêg'n dein Flachskopf
gleich á Spinnroedel wêrn.“

Wie die Minnelieder so gehen auch die Rundás oft vom Naturleben aus und aufs Liebesleben über, wie:

(27) „Wenn der Busch grüne' thut,
grünt die Lieb' á, Lieb á,
ich bî man'n Schôtzel gut,
und dös mir á.“

Digitized by Google

Dabei werden oft Bilder gebraucht, die zwar ein Kunstdichter verschmähen würde, welche aber gleichwohl treffend sind, wie:

(56) „Du herzigs trauts Schätzel,
du Haselnußkern,
kumm, gimm 'r á Schmätzel,
ich hô dich suë gern."

Viele Rundas preisen die Schönheit der Geliebten, wie:

(93) „Rothe Bäcklá, blaue Äuglá,
und á Grüblá im Kinn,
su sieht halt mei Schätzel,
dem ich su gut bin."

Meist werden allerdings schwarzäugige Mädchen verherrlicht. — Die Liebende rühmt oft den Stand des Geliebten, wobei manche sinnige Wendung gebraucht wird, wie:

(189) „Mei Schatz is á Schreiber,
á Schreiber muß's sei',
er schreibt mir ja alle Tôg
sei Herzel wär mei'."

Doch nicht selten auch wird der werbende Freier seines Standes oder seiner Körpergestalt oder dergleichen wegen verspottet, so:

(148) „Mei Schatz is á Schneider,
is schö, adder klei,
der fiel uns ba'n Essen
in die Suppenschüssel nei.

Do lag er in d'r Suppen,
m'r hot'n net d'rguckt,
dô hot'n mei Vôter
mit hinter geschluckt."

Mich dauert mei Schneider,
mei Gram is net z'trôg'n,
— ich hô 'ne in' Herzen
und mei Vôter in' Môg'n

Aber auch der Verschmähte weiß eine spröde Schöne abzufertigen:

(728) „Und wenn du mit dein' Herzel
su neidisch wißt sei,
su nimm á Papierlá
und wickel's drei' nei'.

Und thu's in á Schachtel
und bind's recht fest zu,
suë kümmt dir bei Lebtôg
ká Mensch net d'rzu."

Zuweilen erfolgt ein an Heine erinnernder unerwarteter Schluß:

(500) „Treu bin ich, treu bleib ich,
Treu hô ich in Sinn,
treu bleib ich man'n Schôtzel,
bis ich á schännerá finn."

Hingegen ist echt volkstümlich der sehnsuchtsvolle Schmerz um den verstorbenen Geliebten im folgenden ausgedrückt:

(221) „Mei Schatz is im Himmel
und ich af der Er'n,
wie lang' wërd's noch dauern,
bis m'r z'samm' kumme' wêr'n."

Digitized by Google

Manche Rundâs gleichen den mittelhochdeutschen Tageliedern, führen aber oft eine derbere und unverblümtere Sprache; gemäßigt ist sie noch im folgenden:

(357) „Mei Schatz, dös is á loser Bu,
á loser Bu muß's sei, muß's sei,
bei Tôg dô kümmt er net ze mir,
bei Nacht dô lôß ich'n nei'."

Ans Heiraten denkt freilich der Bursche nicht immer und tröstet die drängende Geliebte schalkhaft:

(655) „Ich hô dir'sch gu schá oft gesoggt,
trauts Schötzel, du bist mei',
und wenn der Nußbám Epfel tröggt,
dô söll die Hochzig sei'."

Verdenken kann man ihm das freilich nicht, wenn er sich etwa folgendes den Pantoffelhelden verspottenden Verses erinnert:

(757) „Ich thu, wos ich will,
und ich mach, wos ich môg,
naer dös versteht sich,
döß ich mei' Frá v'rersch t frôg."

Derselbe gehört übrigens zu den wenigen, die sich auch im Meißnischen finden.

Letzteres ist auch bei folgendem Tanzlied der Fall, dessen Meißner Form wir darunter stellen:

(S. XL.) „Mit den Füßen trapp, trapp, trapp,
mit den Händen klapp, klapp, klapp,
ich sag dir'sch sei',
hüt' dich sei',
laß dich mit kein' andern ei'!"

Und mit den Füßchen trapp, trapp, trapp,
und mit den Händchen klapp, klapp, klapp,
ich rat' es dir,
ich sag' es dir,
bleibe nur recht hübsch bei mir!"

Im Meißnischen wird es besonders oft von Kindern mit entsprechenden Bewegungen gesungen. Noch andere aus den reichlich vorhandenen Tanzliedern herauszugreifen, müssen wir uns leider versagen.

Spruchartig ist folgender Rundâ:

(901) „Der König streit' üm's Ländel,
und der Bauer üm's Geld,
und der Bu üm sei Dirnel,
— su giehts in der Welt."

Digitized by Google

Von den die verschiedenen Stände verspottenden Rundas führen wir an:

(1250) „Fang' allerhand Vögel,
fang allerhand Fisch',
itze hô ich 'ne Herrn Pfarrer
bei der Köchin d'rwischt."

Politische Spottverse finden sich gleichfalls und zwar von der Zeit des 30jährigen Krieges an bis in die des letzten deutsch-französischen; das vogtländische Volk dichtet also auch in der Jetztzeit noch, wie auch ein Spottvers auf die Eisenbahn beweist.

Dagegen zeigen die Besprechungsformeln, welche im allgemeinen ein christliches Gepräge haben, noch Anklänge an das Heidentum, indem sie zuweilen von 3 Jungfrauen, den Schicksalsgöttinnen der alten Germanen, reden.

Der Herausgeber schließt seine überreiche und wertvolle Sammlung mit 22 wohllautenden im Vogtlande üblichen Schnaderhüpflmelodien.

Nicht um wenigstens etwas zu tadeln, sondern in Hinblick auf eine von uns sicher erwartete neue Auflage, bitten wir den Herrn Herausgeber zu erwägen, ob es nicht ratsamer wäre, die Umlaute von o, u und au durch e, i und ei, wie sie nach seiner Angabe gesprochen werden, zu bezeichnen. Etwaigen Mißverständnissen könnte ja durch Anmerkungen vorgebeugt werden.

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche: Möge sich dieses Werk im ganzen deutschen Volke einen Platz neben Hebel und Reuter erringen! Es verdient ihn vollauf.

Leisnig. **Carl Franke.**

Theodor Werther, Zur Entstehung von Goethes Hermann und Dorothea. Beilage z. Progr. d. Großh. Gymn. zu Eutin. 1890. 24 S.

Das Programm ist eine Art Erwiderung auf A. Bielschowskys Urbilder zu Hermann und Dorothea und A. Huthers Aufsatz über die realistischen Elemente in Goethes Hermann und Dorothea in dieser Zeitschrift (II, 1). Es bemüht sich in Scherers Manier, jeden Hauch des Dichtergeistes aus seinem wirklichen Leben heraus zu beweisen. Namentlich werden alle möglichen Stellen aus Dichtung und Wahrheit herangezogen und mit großer Geschicklichkeit benutzt. Der Löwenwirt sei Goethes Vater; beiden eigne des Lebens strenges Führen, Ordnungsliebe, Neigung zu äußerer Pracht. Sie bedauern, nicht das höchste Ziel erreicht zu haben und hoffen, sich — wie Lessings Vater auch! — in ihren Söhnen verbessert zu sehen. Beide wünschen für ihre Söhne bildende Reisen; Wolfgang soll nach Italien, Hermann nach Straßburg

Digitized by Google

und Frankfurt; beide sind heftig, aber herzensweich. Hier stimmt der Vergleich noch, ebenso wie bei der Löwenwirtin. Es ist vielfach bemerkt, daß zur Frau „Lieschen" und zu Goetzens Elisabeth Frau Rath Modell gesessen habe. Die vertrauliche Liebe der Mutter, ihr scharfer Blick, ihre Lebensfrische und das geschickte Vermitteln leuchten ebensosehr aus dem Epos, wie aus den Briefen der Frau Aja hervor. Das ist alles mit großem Fleiße ausgeführt. Nun aber kommt es zum Klappen und da paßt das Rezept nicht. Hermann ist nicht Goethe selbst. Der Verfasser gesteht das ein; aber nun geht das Klügeln an, indem „die Ereignisse wenigstens, deren Träger Hermann ist, ohne Zweifel von den Erlebnissen des Dichters beeinflußt seien". Die Heirat des Sohnes betreiben beide Eltern; Hermann soll durch ein reiches Mädchen in höhere Bahnen der Gesellschaft gelenkt, Goethe sollte durch eine einfache Hausfrau (Anna Münch) dem „unbestimmten Rumoren" entrückt werden. Ein Vergleichungspunkt also auf alle Fälle, es mag biegen oder brechen. Auch das Verhältnis Hermanns zu dem Kaufmannshause mit den höheren Töchtern scheint dem Verf. durch des Dichters eigene Erlebnisse im Hause der Elisabeth Schönemann bestimmt worden zu sein. Aber welche schiefe Parallele kommt hier heraus: dort der schlichte Hermann, der in der Schule der Unterste saß und mit Pferden umzugehen weiß, fühlt sich in der geistig etwas angehauchten Kaufherrnfamilie höchst unwohl, versteht nichts von Musik und verabscheut das „Minchen"; hier der bezaubernde junge Goethe, der Lieder dichtet, die ihm Lili schmerzvoll nachsingt, ist von wahrster Leidenschaft zu ihr durchdrungen. Also gar keine Ähnlichkeit, und daß sie beide Spitznamen erhalten (Tamino: Hurone Voltaires) scheint mir höchst gleichgiltig. — Noch unglücklicher ist der Versuch, für Dorothea ein Weib von Fleisch und Bein zu finden. Friederike von Sesenheim hat ja in ihrer Natürlichkeit etwas an Dorothea abgegeben. Aber keiner darf sagen, sie ist's. An jenem Mondscheinabend — der immer so gern herangezogen wird — erklärte sie dem jungen Goethe ihre Bekannten, inwiefern er sie kennen lernen würde; im Gedicht giebt der Jüngling ihr den Bescheid.

Des Verfassers Bestreben hat nun zu den wunderlichsten Ausflüssen geführt. Zugegeben der Wirt sei Goethes Vater nachgebildet, so können doch nicht auch in den Apotheker gleichzeitig dessen Züge hineingetragen sein (S. 13, Anmerkung). Das erinnert daran, daß man wohl sagt, Faust und Mephisto seien beides nur Wechselbilder der einen Goetheschen Natur. Und damit komme ich auf den springenden Punkt, von dem aus alle dichterischen Erzeugnisse erklärt und verstanden sein wollen: Der Stoff — in diesem Falle die Salzburger Emigrationsgeschichte — schreibt die Behandlungsart vor, in die nun allerlei Selbsterlebtes

Digitized by Google

je nach Stimmung hineingeheimnist wird, das darum aber auch, bald mehr bald minder, Geheimnis des Dichters bleibt. Dazu wiederholen sich viele Eigenschaften bei vielen Menschen, aus deren allgemeiner Beobachtung das Gesamtbild einer dichterischen Figur ersteht.

Die Arbeit Werthers habe ich mit regstem Interesse gelesen; darum einige Worte mehr Nur denke ich, sie ist mehr ein geistreicher Versuch, als eine Wahrheit.

Dresden. **R. Rade.**

Gottlieb Leuchtenberger, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 1. und 2. Bd. Berlin. R. Gärtner. 1888.

Jedes der beiden Bändchen zerfällt in zwei Abschnitte, die sich an Litteratur und Lektüre anschließen oder Themata allgemeinen Inhalts darbieten. Doch findet innerhalb der Bändchen keine fortlaufende Anordnung statt. So hat der 1. Bd. 10 Themata aus der älteren deutschen Litteratur, dann folgen 14 aus Schillers Werken, 7 aus Goethe, 3 aus Lessing; der 2. Bd. hat 12 aus Homer, 7 aus Horaz, 7 aus Plato, 6 aus Demosthenes und Isokrates, 6 aus Herder, 6 aus Schiller, 5 aus Goethe. Das wäre wohl in eine bessere Reihenfolge zu bringen gewesen. Die Themata selbst sind gut ausgewählt, nur nicht alle gleich schwer abgewogen. Es dürfte das Thema: ‚die Gottesidee in Schillers lyrisch-didaktischen Gedichten‘ oder ‚Schillers Ansichten über das Genie‘ zu schwer, dagegen die Aufgabe: ‚Welchen Moment würde der Maler wählen, um nach Goethes Ballade „Der Sänger“ ein Bild zu entwerfen‘ zu leicht für obere Klassen sein. Die allgemeinen Themata sind richtig gestellt. Verwerfen würde ich z. B. (I Nr. 20) „der Begriff der Unsterblichkeit“. Was die Art des Disponierens anbetrifft, so ist sie knapp und sehr übersichtlich zu nennen und dringt tief in den Sinn des Themas ein, so daß jeder Lehrer sich an die Aufstellungen des Stoffes halten und die Bände gern benutzen wird.

Dresden. **Rade.**

Kleine Mitteilungen.

Aufruf zur Feier des 300jährigen Geburtstages des Johann Amos Comenius am 28. März 1892. In Mähren geboren, unter Tschechen, Deutschen, Engländern, Holländern, Schweden und Ungarn wirkend, mit Franzosen und Italienern befreundet, hat Comenius durch sein Denken wie durch sein Leben sich eine universelle Bedeutung erworben. Als Philosoph und Gottesgelehrter hat er im Bund mit Männern wie Andreae, Duraeus, Milton u. A. sein Leben einem Friedenswerk gewidmet; indem er „das Heil der Menschheit (wie er sagte) höher stellte als das Ansehen der Sprachen, der Personen und der Sekten“ war

Digitized by Google

sein Bemühen allezeit dahin gerichtet, die streitenden Kirchen, Völker und Stände von gewaltsamer Austragung der Gegensätze zurückzuhalten und sie auf dem Grund altchristlicher Weltanschauung zu Frieden und Versöhnung zu leiten. Als Schulmann hat er, angeregt besonders durch Baco, den Erfahrungswissenschaften in den „Lateinschulen", die er vorfand, ihr Recht erkämpft, die Muttersprache in den Kreis der Unterrichtsgegenstände eingeführt und den Gedanken der Körperbildung in den Begriff der Schule aufgenommen. Durch die Forderung der Schulbildung für die gesamte Jugend, mit Einschluß des bisher zurückgesetzten weiblichen Geschlechts, ist er einer der Väter unserer Volksschule geworden.

Längere Zeit war er zu Prerau und Fulnek in Mähren, zu Lissa, Elbing, Sáros-Patak und Amsterdam thätig; aber auch Berlin, London, Prag und Stockholm, Danzig, Eperies, Görlitz, Hamburg, Leiden, Norrköping, Stettin, Thorn und manche andere können die Ehre für sich in Anspruch nehmen, ihn beherbergt zu haben; an den reformierten Hochschulen zu Herborn und Heidelberg hat er seine Studien gemacht.

Es ist nun beschlossen worden, als dauerndes Erinnerungszeichen unter dem Namen Comenius-Gesellschaft nach Maßgabe getroffener Vereinbarungen eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, welche bezweckt, das Verständnis des großen Mannes nicht bloß den Gelehrten, sondern dem gegenwärtigen Geschlecht überhaupt durch Schrift und Rede zu erschließen.

Es wird beabsichtigt, alle Freunde des Comenius im Oktober zu einer Versammlung einzuladen, um behufs Förderung der Jahrhundertfeier die geeigneten Maßregeln zu beschließen. Unmittelbar vorher werden durch die auf die Vereinbarungen hin beigetretenen Gesellschafts-Angehörigen (welche in diesem Falle persönlich oder durch Bevollmächtigte stimmen können) die Wahlen für einen elfgliedrigen Ausschuß zu vollziehen sein, welcher die Satzungen nach Maßgabe der Vereinbarungen zu entwerfen, auch die Hauptversammlung behufs Genehmigung der Satzungen und Wahl des Gesamt-Vorstandes einzuberufen hat.

Zum einstweiligen Bevollmächtigten ist Herr Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller in Münster (Westf.) bestimmt worden. Man bittet, für die Kosten der beabsichtigten Feier und der einzurichtenden Gesellschaft schon jetzt Beiträge zu zeichnen und dieselben unter Beifügung der näheren Bestimmungen an das Bankhaus Molenaar u. Co. in Berlin C. zu richten.

Vereinbarungen über Zweck und Verfassung der Comenius-Gesellschaft. Die Comenius-Gesellschaft hat den Zweck, a) dem Geist des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer durch Schrift und Rede unter uns lebendige Verbreitung zu verschaffen und b) durch die Pflege der aus diesem Geist erwachsenen Litteratur für die Aufklärung der Vergangenheit und die gesunde Entwicklung der Zukunft in einigendem und versöhnendem Sinn zu wirken, sowie c) insbesondere der Reform von Erziehung und Unterricht im Sinn des Comenius die Wege zu ebnen.

Um die Aufgaben, die hiermit gestellt sind, zu lösen, sollen nach Maßgabe der vorhandenen Mittel und unter thunlichst gleichmäßiger Berücksichtigung zunächst folgende Punkte ins Auge gefaßt werden:

1. die Herausgabe der wichtigeren Schriften und Briefe des Comenius, sowie derjenigen seiner Vorgänger, Lehrer und Gesinnungsgenossen, soweit sie noch nicht in brauchbaren Ausgaben veröffentlicht oder von bestehenden Gesellschaften in Angriff bezw. bestimmte Aussicht genommen sind.

Digitized by Google

2. die Erforschung der Geschichte und Glaubenslehre der altevangelischen Gemeinden (Waldenser, böhmische Brüder, mährische Brüder, Schweizer Brüder u s. w) und ihrer Vorgänger, Nachfolger und Religionsverwandten (einschließlich der älteren christlichen wie der neueren Zeiten), vornehmlich durch die Herausgabe der Quellen dieser Geschichte.
3 die Sammlung von Büchern, Handschriften, Urkunden u. s. w., welche für die Geschichte der unter 1. und 2. genannten Gebiete von Wichtigkeit sind

Um die Lösung dieser Aufgaben vorzubereiten, wird in erster Linie die Herausgabe von Monatsheften der Comenius-Gesellschaft beabsichtigt, die zunächst in zwangloser Weise jährlich 3—6 Mal erscheinen sollen. Der einzusetzende Gesellschafts-Vorstand wird nach Maßgabe der verfügbaren Mittel beschließen, ob und in welchem Umfange neben den Monatsheften sofort auch die Herausgabe der Quellen in Angriff genommen werden kann.

Die Comenius-Gesellschaft besteht 1. aus Mitgliedern, für welche keine Beitragspflicht besteht und 2. aus Patronen, Stiftern und Teilnehmern, welche Gesellschafts-Beiträge zahlen. Die Mitglieder haben die wissenschaftliche Seite der Gesellschafts-Unternehmungen zu unterstützen, vorzubereiten und auszuführen. Das Mitglieds-Diplom gewährleistet seinen Besitzern ohne Beitragspflicht alle Rechte der Stifter (s. unten). Die Mitgliedschaft berechtigt gegen Lösung einer Teilnehmerkarte (s. unten) zum Empfang aller Gesellschaftsschriften; sie kann nur Gelehrten zu Teil werden, welche auf den obengenannten oder verwandten Arbeitsgebieten sich bethätigt haben und entweder a) bei Gründung der Gesellschaft auf besondere Einladung als Mitglieder beitreten oder b) später auf Vorschlag des Vorstandes von der Hauptversammlung ernannt werden.

Patrone der Gesellschaft sind diejenigen Personen oder Körperschaften, welche jährlich 100 Mark einzahlen. Sie erhalten einen Patronatsschein, der ihnen sieben Stimmen und die Überweisung aller Gesellschaftsschriften gewährleistet. Die Patronatrechte können auch durch einmalige Zahlung von 500 Mark auf Lebenszeit, bezw. von Körperschaften auf neun Jahre erworben werden. — Stifter der Gesellschaft sind diejenigen Personen oder Körperschaften (Bibliotheken, Lehranstalten, Vereine, Gemeinden u. s. w.), welche sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von 10 Mark verpflichten; sie erhalten eine Stifterkarte, welche ihnen die Überweisung aller Gesellschafts-Schriften und je zwei Stimmen sichert. Die Stifterrechte können von Personen auch durch einmalige Zahlung von 100 Mark auf Lebenszeit erworben werden. — Teilnehmer der Gesellschaft sind diejenigen, welche jährlich 5 Mark einzahlen; die Teilnehmer-Karte berechtigt zum unentgeltlichen Empfang der Monatshefte und gewährt einfaches Stimmrecht.

Die Schriften sollen bis auf weiteres nicht in den Buchhandel gegeben werden, sondern ausschließlich unter denjenigen Gesellschafts-Angehörigen zur Verteilung gelangen, welche Gesellschafts-Beiträge zahlen.

Der erste Verwaltungs-Abschnitt beginnt mit dem April 1891. Die Jahresrate für 1891 gilt als Beitrag zu den Einrichtungskosten oder wird zum Kapital geschlagen; Anmeldungen können auch für 1892 erfolgen. Von den jährlichen Einnahmen ist ein zu verabredender Bruchteil bis auf weiteres zu dem Kapital zu schlagen. — Alle Rechte der Gesellschafts-Angehörigen können auch von Frauen erworben werden.

Die Leitung der Gesellschaft wird von dem Gesamt-Vorstand und der Haupt-Versammlung wahrgenommen. Der Gesamt-Vorstand, der aus

Digitized by Google

mindestens 30 Personen bestehen soll, wählt Fachausschüsse, entsprechend den Hauptrichtungen der in der Gesellschaft vertretenen Wissensgebiete, und einen Verwaltungs-Ausschuß; im übrigen bleibt nähere Bestimmung vorbehalten.

Sofern in einem Lande oder einer Provinz das Bedürfnis vorhanden ist, können behufs Vorbereitung der Comenius-Feier und behufs Mitwirkung bei der Einrichtung und Verwaltung der Comenius-Gesellschaft Landes-Vorstände eingerichtet werden. Sie bestehen aus einem Landes-Vorsitzenden — Landespfleger — und dessen Stellvertreter und einem, erstmals von dem Landes-Vorsitzenden, später auf seinen Vorschlag durch Wahlen zu ernennenden Landes-Schriftführer und dessen Vertreter. Je nach Bedürfnis tritt diesem Verwaltungs-Ausschuß — der Landespflegschaft — ein Landes-Ausschuß zur Seite, der erstmals durch freie Vereinbarung, später ebenfalls durch Wahl ernannt wird. Über wichtigere Angelegenheiten haben Landespflegschaft und Ausschuß gemeinsam zu beschließen. Name und Unterschrift lauten: „Landes-Vorstand der Comenius-Gesellschaft in N. N. (Landes-Name bezw. Provinz)." Der Vorstand tritt jährlich mindestens einmal zusammen.

Die Landespflegschaften ziehen die Beiträge derjenigen Patrone, Stifter und Teilnehmer ein, welche sich in ihre Listen eintragen lassen, und verteilen an diese die Patronatsscheine, Stifter- und Teilnehmerkarten sowie die Drucksachen der Gesellschaft. Patrone, Stifter und Teilnehmer können sich auch in die Listen des Gesamtvorstandes (als unmittelbare Gesellschaftsglieder) oder etwaiger Abteilungen, aber nicht in mehrere Listen gleichzeitig, eintragen lassen. Die Pflegschaften sind berechtigt, drei Zehnteile von jedem Gesellschafts-Beitrage einzubehalten. Aus diesen Einnahmen und sonstigen Zuwendungen decken sie in erster Linie die Kosten ihrer Geschäftsführung. Ein etwaiger Überschuß ist zur Ausbreitung und Förderung der Gesellschaft zu verwenden. Der Landespfleger wird erstmals durch freie Vereinbarung auf drei Jahre (von der Veröffentlichung des Aufrufs an gerechnet) und später durch Wahl ernannt. Sofern die Landespfleger mindestens 200 Stimmen vertreten, sind sie geborene Mitglieder des Gesamtvorstandes. Sie haben das Recht, die ihnen aus dieser Mitgliedschaft erwachsenden Reisekosten und Tagegelder zu Lasten der Pflegschaftskasse zu berechnen.

Falls die Gesellschaftsglieder einer Stadt und ihres Bezirks den Wunsch haben, sich durch die Wahl eines Vorstandes zusammenzuschließen, sind sie berechtigt, eine Abteilung zu bilden; sie führt den Namen: „Comenius-Gesellschaft N. N. (Ortsname)." Der Abteilungs-Vorstand, dessen Mitgliederzahl nach der Stärke der Abteilung zu bemessen ist, hat das Recht, von den Beiträgen derjenigen Gesellschaftsglieder, die sich in seinen Listen führen lassen, drei Zehnteile einzubehalten und für die Zwecke seiner Geschäftsführung und die Förderung der Gesellschaft zu verwenden. Der Vorsitzende ist geborenes Mitglied des Landes-Ausschusses.

Die Abteilung verteilt die Drucksachen der Gesellschaft; sie wird auf eine würdige Gedächnisfeier für Comenius am 28. März 1892 hinwirken und später an den Comenius-Tagen (15. November und 28. März), sowie bei anderen Gelegenheiten Zusammenkünfte und Vorträge veranstalten. Bestehende wissenschaftliche, litterarische, philosophische, pädagogische, historische oder Bildungs-Vereine können sich, falls der Gesamt-Vorstand damit einverstanden ist, als Abteilungen der Comenius-Gesellschaft konstituieren; sie treten unter der Voraussetzung in alle Rechte der Gesellschafts-Angehörigen ein, daß sie von den bestehenden Vereins-Beiträgen einen zu verabredenden Bruchteil an den Gesamt-Vorstand abführen,

Digitized by Google

auf neu eintretende Personen die Bestimmungen der Gesellschafts-Satzungen anwenden und fortan den Namen „Comenius-Gesellschaft N. N.“ (Unterscheidungsname) führen.

Es ist den Landesvorständen, bezw. Abteilungen gestattet, besondere Stiftungen zum Andenken an Comenius — Landes-Stiftungen — zu errichten; wird vorausgesetzt, daß dieselben im Sinn des Gefeierten der Pflege von Bildung und Erziehung (Bibliotheken, Schul-Museen, Studienreisen, Stipendien u. s. w.) oder sonstigen gemeinnützigen Zwecken gewidmet sein werden und den Namen des Comenius tragen. Zur Förderung solcher Landes-Stiftungen dürfen die Vorstände besonders zu verrechnende Stiftungs-Beiträge erheben, die jedoch, sofern es sich um Jahres-Beiträge handelt, in der Regel 3 Mark nicht übersteigen sollen. Abzüge dürfen an diesen Stiftungsbeiträgen für die Geschäftskosten der Vorstände nicht vorgenommen werden.

Landes-Stiftungen, welche von Gesellschafts-Organen verwaltet werden, gelten zugleich als Stiftungen und Einrichtungen der Comenius-Gesellschaft und können vom Gesamt-Vorstand unterstützt werden. Die Stiftungs-Mitglieder werden als Gesellschafts-Angehörige betrachtet; sie haben Stimmrechte in den Landes- und Abteilungs-Versammlungen und erhalten die Jahresberichte der Gesellschaft.

Vorstands-Ämter können in der Gesellschaft nur von Personen bekleidet werden, welche Mitglieder, Patrone, Stifter oder Teilnehmer sind; sie verwalten ihre Ämter unentgeltlich, aber kostenfrei.

Neu erschienene Bücher.

W. Heinzelmann, Goethes Iphigenie, Erfurt, H. Neumann 1891. 38 S.

Bellermann, Imelmann, Jonas und Suphan, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, Vorschule: Unterstufe 2. Klasse 224 S. und Oberstufe 1. Klasse 235 S. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1891. Preis Mark 1,60 und Mark 1,80 geb.

Hermann Stohn, Lehrbuch der deutschen Litteratur für höhere Mädchenschulen. 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1891. Mark 1,60 geb.

Karl Biltz, Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Berlin, J. A. Stargardt 1891. 250 S. Preis Mark 4.

Walther Böhme, Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst für die häusliche Vorbereitung der Schüler. 4. Bändchen: Wilhelm Tell. Berlin, Weidmann 1891. 44 S. Preis Mark 0,50.

W. Gerberding und K. Beyer, Kurzgefaßte deutsche Grammatik für Schulen und Fortbildungsanstalten. Berlin, Weidmann. 80 S. Mark. 0,80.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 12. Jahrg. 1890. 1. Abteilung. Leipzig, Karl Reißner. 128 S.

Otto Weddigens Gesammelte Werke: 2. Band: Fabeln und Parabeln. Sprüche. 4. Aufl. Wiesbaden, Rud. Bechthold u. Komp. 1891. 132 S. Preis brosch. Mark 1,50. geb. Mark 2.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Olymp und Himmel, dabei etwas von hohlen Bergen und vom Echo.

Von Rudolf Hildebrand.

Schillers Gedicht das Ideal und das Leben v. J. 1795, in dem er seine ästhetisch-ethische Weltanschauung tief symbolisch in antike Formen eingekleidet zum Vortrag bringt, beginnt:

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin —

im Olymp, nicht auf dem Olymp, und man ist daran so gewöhnt, daß man nicht entfernt daran Anstoß nimmt. Es ist nämlich immer so bei Schiller, z. B. im Eleusischen Fest v. J. 1796, das sich ganz in antikem Wesen bewegt (fängt aber doch mit unserm Erndekranze an) im fünften Verse:

Find ich (Ceres) so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen wohlgestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?

Auch in Prosa, z. B. in dem Aufsatz über Anmut und Würde (nicht weit vom Eingang): „Der Grieche führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es hingehen lassen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.“ Und im 15. ästhetischen Briefe: „Aber dieser Satz (von der Bedeutung des Spieles für die Vollendung der Menschheit) ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet: längst schon lebte und wirkte er in der Kunst der Griechen, nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden.“ Wie das in verräth, ist da überall beim Olympus nicht eigentlich der Götterberg gedacht, sondern der Götterhimmel. Anderwärts ist wohl der Berg selbst gedacht, z. B. in der Theilung der Erde v. J. 1795:

Nehmt hin die Welt, rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, nehmt, sie soll euer sein.

Er nennt dann aber selbst seine olympische Wohnung seinen Himmel in der begütigenden Erklärung an den Poeten am Schlusse:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Digitized by Google

So hatte sich der Dichter vorher damit entschuldigt wegen seines Fehlens bei der Vertheilung der Erde:

> Mein Auge hing an deinem Angesichte,
> An deines Himmels Harmonie mein Ohr;

vergl. das Ideal und das Leben am Schlusse, wo Hercules in den Olymp aufgenommen wird:

> Des Olympus Harmonien empfangen
> Den Verklärten in Kronions Saal.

Auch ein „Himmel voll Götter", in den vier Weltaltern vom Sänger:

> Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
> Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Das gilt aber nur vom Olymp, die andern geringeren griechischen Götterberge haben das in nicht, es heißt nur: die Musen auf dem Parnaß, auf dem Helikon, auf des Pindus Höhn bei Schiller am Schluß der Götter Griechenlands. Auch Wohnungen der Götter, Königsburgen ähnlich, waren auf dem Olymp gedacht, am häufigsten wird die des Zeus erwähnt, bei Schiller gut deutsch mit Saal bezeichnet, vgl. vorhin „in Kronions Saal" aus dem Schlusse des Gedichtes das Ideal und das Leben; und so öfter z. B.:

> Die Freude, sie wohnt nur
> in Jupiters Saale (Dithyrambe),

wo aber Göttersaal überhaupt gemeint sein wird, wie in der 2. Scene der Semele mit dem „fröhlichen himmlischen Saal". Auch in Prosa, in der Recension von Bürgers Gedichten (nicht weit vom Eingang): „sie (die Dichtkunst) wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient". Man sieht, daß man die Worte und Begriffe nicht auf den Leisten der jetzt beliebten alltagsmäßigen Deutlichkeit pressen darf (die viele nun als den einzigen Boden ansehen, auf dem die Kunst auftreten dürfe), wie bei Homer und den Griechen eben auch nicht.[1]) Bei dem „im Olymp" kann denn diese Vorstellung des Saales mitgewirkt haben, „in Jovis Saal" und „im Olymp" fallen in eins zusammen. Aber auch, was uns noch näher liegt, die Vorstellung des Himmels überhaupt ist dabei wirksam, und auch das tritt schon im Alterthum auf, daß Olymp und Himmel ganz

1) Wer der immerhin und besonders für den Lehrer werthvollen Betrachtung weiter nachgehen will, den bäte ich auch, oben 2,483 eine entsprechende Beobachtung beim Kinderliede nachzulesen. Es ist ein Frevel, wenn ein Lehrer die Schüler in diese kahle, fahle Nüchternheit einzuweihen für gut oder gar für Pflicht hält; die Jugend muß davor bewahrt bleiben; auch der Mann stößt sie ja wieder ab, wenn er weiter kommt.

Digitized by Google

als eins behandelt werden, indem zuerst der Olymp mit als der Himmel, nachher der Himmel mit als Olymp genannt wird[1]), wie denn schon bei Homer die Götter sowohl die olympischen, als die himmlischen heißen, welche sowohl Ὄλυμπον ἔχουσιν als οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσιν.

Ein Blick in die entsprechende Vorstellung unseres Mittelalters liegt aber zu nahe, um übergangen zu werden. Gottfried von Straßburg im Tristan V. 4806 spricht vom Berg Cithäron,

dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne —

denn der Berg ist wie ein Herrensitz mit einer Burg gekrönt gedacht; aber auch inne und zwar hier ganz ernstlich gemeint: die Wohnung der Göttin ist auch im Berge, es ist die Vorstellung vom Venusberge, die in unserer Sage so seltsam Fuß fassen konnte. Die Vorstellung von dem von Geistern bewohnten Innern eines Berges greift aber weiter und ist alt; uns ist ja noch nahe genug Kaiser Karl im Untersberge bei Salzburg, Kaiser Friedrich im Kyffhäuser wohnend und ihrer Stunde wartend, wo sie wieder in das deutsche Leben eingreifen könnten. Das sind aber nur hervorragende und darum gebliebene Reste einer allgemeinen Vorstellung der Vorzeit, nach der, wie noch im 12., 13. Jahrhundert für den scandinavischen Norden bezeugt ist, die Seelen Abgeschiedener in Bergen ihre Heimat fanden, sodaß sogar ein bestimmter Berg einer Sippe in diesem Sinne angehören konnte. Die tiefgemüthliche Seite dieser Vorstellung können noch wir leicht nachempfinden, wenn wir nur an die Empfindung denken, mit der wir an die Gruft oder das Grab großer Männer oder unserer Lieben und Vorfahren treten: es ist für uns kein bloßer Moder oder kein Nichts da unten, vielmehr etwas vom Leben der da Ruhenden, ja ihr schönstes innerstes Leben spricht uns an. Die alte Zeit zwar zweifellos der Meinung, daß den Abgeschiedenen doch noch ein Empfinden, also ein gewisses Leben bleibe, wie das ja aus der Griechenwelt in schönster Deutlichkeit vor uns steht im Bilde der Unterwelt im 11. Buch der Odyssee. Machen wir doch von dieser Vorstellung noch ganz arglos, wenn auch ohne deutliches Bewußtsein, gemüthlich ernsten Gebrauch in der Wendung aus der römischen Zeit, womit ein Redner eine Grabrede beschließt: sit tibi terra levis, d. h. mögest du den Druck der Erde auf dir nicht oder wenig empfinden, von Haus aus der Ausdruck eines wahrhaft innigen Mitgefühls mit dem Geschiedenen, so kindlich und so ansprechend. So reden wir mit gehobener Empfindung von den Manen Verstorbener, die noch am Orte

1) S. Paulys Realencyklopädie 5, 927.

Digitized by Google

ihres einstigen Lebens still verweilen und haben dabei gar kein Gefühl von Aberglauben, weil die Manen römische Färbung haben. In unserer Leonorensage, freilich nicht gerade in der Gestalt, die ihr Bürger gegeben hat, ist die Vorstellung hoch dichterisch verwerthet und ist doch auch nichts als volksmäßiger Aberglaube. Ich denke, das ist auch für die Schule recht brauchbar.

Fragt man nach den Gründen, die eine solche Vorstellung von Geistern, die in Bergen wohnen, möglich machten, so möchte ein Nachklang aus der Urzeit im Spiele sein, wo nachweislich, auch in Deutschland, Berghöhlen als Wohnungen benutzt waren, wovon z. B. in der sog. Fränkischen Schweiz noch sichere Spuren übrig sind. Dem gut geschulten Deutschen sind diese sog. Höhlenbewohner als Troglodyten bekannter, wenn auch nicht deutlicher. Aber einen andern und sicher erkennbaren Anstoß zu jener Vorstellung gaben Berge mit Echo. Es ist ja verdrießlich, wie wohl da beiläufig erinnert werden darf, daß wir für die eigenartige Erscheinung keine andere gebildete Bezeichnung haben, als das verballhornte griechische Echo — verballhornt, denn bei den Griechen war die Echo (ἠχώ) eine Wald- und Bergnymphe, die dem Rufenden antwortete, wie denn das Wort im 17. Jahrhundert von unsern gelehrten Dichtern eingeführt wurde; wir haben nun aber glücklich die hübsche Vorstellung zum Begriffe des bloßen Halles zusammenschrumpfen lassen und kennen nur das Echo.

Die Ursache des merkwürdigen Widerklanges war nämlich noch nicht erkannt, man brauchte ja aber eine und suchte sie im Innern des Berges, aus dem die Stimmen riefen. Man hatte auch eine Art guter Begründung dafür, denn volle Fässer, hieß es, gäben beim Klopfen keinen Klang, wohl aber hohle.[1]) Also solche Berge mit hohlem Innern gedacht, von Geistern bewohnt, auch als Götterwohnung, wie der Venusberg, das wird alles besonders deutlich an dem Loreleyfelsen, dem berühmtesten klingenden Berge damals wie jetzt; s. die nach vielen Seiten lehrreiche Abhandlung von der Loreley von W. Hertz in den Sitzungsberichten der Münchener Akad. d. W., phil.-hist. Cl., 1886 1, 217ff. Da sieht man auch, wie der Fels von einer heiligen Scheu umgeben war, daß sich z. B. in Kriegszeiten Bedrängte unter seinen Schutz flüchten konnten. Die geisterhaften Vorstellungen wurden übrigens durch die ganze Lage und Umgebung genährt, denn man sieht sich, vor der Loreley

1) Genaueres s. in Grimms WB. unter gellen (2, e), wie man das Widerhallen nannte, den Hall selbst galm, widergalm; ein solcher Berg hieß ein gellender stein, gellender fels u. ä.; s. auch unter gällig (wo mir die Sache noch nicht klar war) und gellig. Wahrscheinlich erklären sich so auch Namen wie Klingenberg (eigentlich Klingendberg, klingender Berg), Holnstein in Baiern (nicht Holstein, das auf Mißverständniß beruht).

Digitized by Google

stehend, in einer nach allen Seiten menschenverlassenen öden wilden Steinwelt, nur durch den rauschenden Strom belebt. Auch der Nibelungenhort war in ihm geborgen gedacht. Merkwürdig ist uns besonders, wie man die Antworten des Felsens auf rufendes Fragen auch als Orakel behandeln konnte, da sie doch nur die Frage wiederholten, es waren ja aber Geisterstimmen. Das auch den Schülern einmal vorzubringen hat mehr Werth, als bloß ihr Wissen zu bereichern, wo es nicht einmal nöthig ist. Es müßte ihnen daran zugleich klar gemacht werden, wie unser heutiges Wissen und Können, das ihnen mühelos als Geschenk in die Hand geht, von den Vorfahren mühsam nach und nach erworben ist für uns, aus unvermeidlichen Irrthümern heraus. Diese muß der Schüler nicht mit Spott, sondern mit Achtung ansehen lernen.

Schließlich aber noch etwas von unserm Olymp des 18. Jahrhunderts. Es wäre schon der Mühe werth, der Sache genau nachzugehen, als Probe der eigenartigen damaligen Welt, in der sich das griechisch-römische Wesen und Denken so weit und tief in die überlieferte eigene Gedankenwelt eingenistet und sie theilweis umgestaltet oder doch umgefärbt hatte, ohne daß doch, wie von vorn herein unmöglich, ein gesundes und dauerndes Ganzes daraus werden konnte. Die Zeit ist gekommen, daß wir dieser eigenartig gemischten Gedankenwelt gegenüber, in der wir zum Theil noch aufwachsen, nun die rechte freie Stellung einnehmen können, um sie geschichtlich zu begreifen, an ihr für höhere Zwecke zu lernen, aber auch sie zu sichten und über das Ganze gleichsam Inventur zu halten, daß wir von unnöthigem Ballast befreit, weiter steuern können. Die Sichtung ist schon lange von selbst in stillem Gange, muß aber nun bewußter geschehen. Gar Manches, was sich noch mit fortschleppt, durch lange Gewöhnung als richtig gedeckt, sieht recht besehen in Wahrheit gar wunderlich aus. Es ist eine eigene Schickung, daß die letzte Höhe unserer Literaturbewegung gerade mit der Höhe des neuen deutschen Griechenthums zusammenfällt. Wir sind aber im Grunde schon längst auf dem Punkte der Entwickelung im Ganzen angelangt, auf dem sich schon Goethe selbst später sah, Goethe, den man so gern als sichere Stütze für die Unentbehrlichkeit der antiken Welt auch für unsere Bildung ansieht, wenn er vor dem zweiten Buch der Zahmen Xenien die Erklärung abgiebt (aus d. J. 1821):

Wir sind vielleicht zu antik gewesen,
Nun wollen wir es moderner lesen.

Um aber vor der Hand beim Olymp zu bleiben, so zeigen sich da doch Unterschiede im Gebrauch. Bei Klopstock z. B. erscheint er der heimischen höhern Welt ganz einverleibt, während er bei Schiller doch

Digitized by Google

wieder nach Griechenland versetzt ist, freilich in das Griechenland, das er als Gewand seiner eigensten Ideenwelt brauchte. Klopstocks Ode Friedrich der Fünfte v. J. 1750 beginnt:

> Welchen König der Gott über die Könige
> Mit einweihendem Blick, als er geboren ward,
> Sah vom hohen Olymp, dieser wird Menschenfreund
> Sein und Vater des Vaterlands.

Da ist Griechisch und Deutsch, Heidnisch und Christlich ganz in eins gearbeitet, der Gedanke von dem einweihenden Blick des Gottes ist Horaz entlehnt und bringt in der Luft oder Stimmung, aus der er stammt, den Olymp mit sich, der nun da — als Wohnsitz des Christengottes geht, sodaß dieser eigentlich mit Zeus oder Jupiter in eins gesetzt ist — aber man dachte sich das, glaub ich, gar nicht so deutlich, wie wir nun dazu neigen. Und doch klingt es recht deutlich gedacht, wenn er seinen Schutzengel vom Olymp herabsteigen läßt in der Ode Salem v. J. 1748:

> Einen festlichen Abend stieg mit dem Schimmer des Mondes
> Salem, der Engel der Lieb' und mein Schutzgeist
> Vom Olympus herab, ich sah den Göttlichen wandeln u. s. w.

Ganz griechisch gedichtet ist es, wenn in der Ode Die Braut v. J. 1749 seine Muse Urania, die ihm eine Mahnung zu geben kam, zum Olymp steigt:

> Also sprach sie und stieg zu dem Olymp empor.

Und noch 1789 vom sichtbaren Himmel, in der Ode das Bündniß gegen Ende:

> Wenn nach Wettern (Gewittern) mein Blick zu des Olymps
> Hohem Bogen sich hebt.

Aber auch von dem überweltlichen Himmel, wo alles Höchste wohnt, in der Ode Kennet euch selbst v. J. 1789:

> Frankreich schuf sich frei, des Jahrhunderts edelste That hub
> Da sich zu dem Olympus empor.

Uns ist das nun alles mehr befremdend, als unmittelbar zu genießen, sobald wir uns nicht mit einem gewissen classisch romantischen Klang begnügen, der den Worten von der Schule her anhaftet. Auch Folgendes steht eigentlich in demselben Lichte, obschon im Inhalt uns ganz nahe gehend. Heinrich Voß, der älteste Sohn von Joh. Heinr. Voß, damals in Weimar Gymnasiallehrer und Hausfreund in Schillers und Goethes Hause, berichtet im April 1805 an einen Freund Niemeyer von Schillers Ende, das er selbst als Freund und Helfer gleichsam mit durchgemacht hatte; dabei von Goethe, der zu gleicher Zeit selbst schwer krank gewesen war: „Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden,

Digitized by Google

und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hinieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sei." [1])

Also Goethe und Schiller als Heroen oder Halbgötter, im altgriechischen Sinne, die ihr Leben im Olymp fortsetzen, wie Herakles, den die Götter so in den Olymp aufnahmen (Schillers Ideal und Leben schließt damit), der Gedanke aber so fortgebildet, daß sie auch aus dem Olymp gekommen und zu den armen Menschenkindern herniedergestiegen waren. Das würde ja jetzt, nach noch nicht hundert Jahren, niemand wohl mehr so fassen und sagen, aber dort in der griechischen Luft, in welcher der deutsche Geist da athmete, war es natürlich und schön, ja der beste knappe Ausdruck des tiefsten Empfindens, das aus Schreck und Schmerz heraus seine Erhöhung suchte, und auch wir können das noch vollauf nachempfinden, daß wir an dem, wie es da steht, nichts geändert wünschten oder denken könnten. Der tiefste Ernst des Augenblicks findet da seinen schönsten, beruhigenden und befriedigenden Ausdruck. So haben auch diese Dinge, die der veränderte, gesündere Geschmack von selbst beseitigt, doch ihr Recht an rechter Stelle und können es behalten, sobald damit dem Innern, der Innigkeit genug gethan wird, auf die es doch ankommt.

Deutsche Aufsätze in Tertia.

Von **Fr. Graeber** in Mörs.

Deutschen Unterricht in der Tertia, einer kombinierten und später einer getrennten, habe ich nun seit mehr als einem Jahrzehnt fast ununterbrochen gegeben, und obwohl ja sonst die Tertia ihre Borsten hat, so ist mir doch der deutsche Unterricht in dieser Klasse vor allen andern Klassen, ich habe sie sämtlich wenigstens einmal durchprobiert, stets der liebste gewesen. Mich reizt hier der Übergang von der noch ungetrübten Naivetät der unteren Klassen zu der Ausreifung und Klärung, welche in den oberen Klassen oft unter heftigem Gären und Brausen vor sich geht Noch sprechen die Jungen da, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, noch hören sie ihre eigene Rede nicht mit dem Ohre des Sprachmeisters, noch ist ihnen das Ideal des wohlgebauten Satzes kein Gesetz, vor dem sie in ihrer traurigen Blöße beschämt und zagend stehen, noch tragen sie ihre Einfälle ungescheut zu Markte, auch auf die Gefahr hin ausgelacht zu werden. Doch dämmert ihnen schon die Ahnung des

1) Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß, herausg v. Abr. Voß, Heidelb. 1834, S. 62.

Digitized by Google

Schönen; an einem Gedicht fesselt sie nicht mehr ausschließlich der dargestellte Gegenstand, auch die Art der Darstellung erscheint der Aufmerksamkeit würdig. Dahin gehört die gelungene Gruppierung des Stoffes, beispielsweise die dramatische Form im Ring des Polykrates, die Einfügung der Haupthandlung in einen prächtigen Rahmen im Graf von Habsburg, die Einführung in medias res im Kampf mit dem Drachen; ferner die Beziehung der einzelnen Teile zum Grundgedanken, die vergleichende Betrachtung solcher Gedichte, in denen entweder ähnliche Grundgedanken und Situationen in äußerlich verschiedenem Gewande auftreten (Das Glück von Edenhall vergl. mit Belsazar, Der Kampf mit dem Drachen vergl. mit Des Deutschritters Ave) oder dieselbe Geschichte durch die Ausführung einen ganz verschiedenen Grundgedanken erhält (Die stille Gemeinde in Chamissos und Eichendorffs Darstellung); ferner die poetischen Kunstmittel der Personifikation (namentlich bei Lenau), des bildlichen Ausdrucks, Reime, Strophenbau, Refrain u. s. w. Ja auch die dichterische Eigenart eines Uhland, Schiller, Lenau, die sich in der Wahl der Stoffe und in der Gestaltung derselben ausspricht, findet, wenn auch selbstverständlich kein volles und klares, so doch ein ahnendes Verständnis. Und da, wenigstens nach der Tradition unserer Schule, in Tertia zuerst die sieben Siegel gelöst werden, so macht der Reiz des Neuen die Stunden, in denen deutsche Gedichte zur Besprechung kommen, für Lehrer und Schüler zu den angenehmsten, die man sich denken kann.

Doch soll ja der deutsche Unterricht nicht allein dem genießenden Erkennen dienen, sondern auch die eigene Kraft zu lebhafter Thätigkeit anregen. Zum Teil geschieht das freilich in jeder Stunde eben durch die Anregung zu eigenem Erkennen und zu klarem Aussprechen des Erkannten. Zur vollen Bethätigung aber gelangt die eigene Gestaltungskraft erst im deutschen Aufsatz. Bei diesem ist wohl in der Tertia das Hauptgewicht noch auf die Entwickelung der Sprech- und Schreibfertigkeit zu legen, und es kommt demnach bei der Wahl der Themata hauptsächlich darauf an, solche zu finden, bei denen diese zu freier Entfaltung angeregt wird. Das geschieht nicht durch Übersetzungen oder freie Wiedergabe ausgewählter Abschnitte aus Cäsar oder Ovid, auch nicht durch prosaische Wiedergabe des Inhalts einer Ballade. Denn in beiden Fällen ist das Sprachmaterial des zur Bearbeitung dargebotenen Stoffes für die eigene Sprachbildung geradezu erdrückend; kein Schüler kann sich dem Periodenbau des lateinischen Textes oder dem gewaltigen Pathos einer Schillerschen Ballade frei gegenüberstellen, auch dann nicht, wenn man den Standpunkt der Erzählung verschiebt und etwa den Kampf mit dem Drachen von einem der Knappen oder den Untergang des Hauses Edenhall von dem überlebenden Schenken oder die Rettung des Arion von

Digitized by Google

diesem selbst erzählen läßt. Über moralisierende und philosophierende Themata zu reden erspart mir Rud. Hildebrand (Vom deutschen Sprachunterricht u. s. w. 3. Aufl. S. 54 flg.); in Tertia kann ohnedies keine Rede davon sein.

Ebendaselbst empfiehlt Hildebrand solche Arbeiten, in denen man die Schüler etwas erzählen und frei gestalten läßt, was sie selbst erlebt und erfahren haben, Beschreibungen bekannter Dinge, Gegenstände, Erscheinungen aus Haus und Hof, Stadt und Land. Es mag wohl sein, daß andere damit gute Erfahrungen gemacht haben. Ich kann mich dessen nicht rühmen. Lebhaft ist mir aus meiner eigenen Schülerzeit noch die peinliche Verlegenheit gegenwärtig, mit der ich mich vor die Aufgabe gestellt sah, das Gymnasium oder das elterliche Haus oder gar den zoologischen Garten oder dergleichen Dinge zu beschreiben, die mir in ihrer Realität so selbstverständlich waren, daß die Empfindung, ein an sich recht überflüssiges und nur für die Schule wertvolles, weil einmal so hergebrachtes, Werk zu betreiben, jeden Federzug begleitete. Auch mit den eigenen Erlebnissen hat es mir nie recht glücken wollen. Gewiß erlebt ein Knabe ja täglich außerordentlich viel, aber interessant ist ihm nur das Erleben selbst; auch hier ist er in der Wirklichkeit so befangen, daß ihm die Verwandlung derselben in ein Vorstellungsbild und gar in ein Kunstgebilde durchaus naturwidrig erscheint. Ja, wenn er Kameraden davon erzählt, dann ist die Sache ganz anders, weil ihm von dieser Seite ganz dasselbe Interesse an der Wirklichkeit entgegengebracht wird. Dem Lehrer gegenüber hört diese Naivetät auf. Was kann dem, denkt er, an diesen Dingen liegen? Dem darfst du doch damit nicht kommen! Das ist ihm nur langweilig oder gar lächerlich. Und mag sich der Lehrer auch noch so sehr bemühen, den Standpunkt eines guten Kameraden einzunehmen, der Schüler weiß doch, daß das, sobald schriftliche Aufzeichnung verlangt wird, eine bloße Fiktion ist und daß die Forderung nicht auf die nackte Mitteilung der Thatsache, sondern auf die Verwandlung derselben in ein Kunstschönes gestellt ist. Auch abgesehen von diesem prinzipiellen Bedenken, dessen mehr oder weniger subjektive Natur ich gern zugebe, hat mir doch auch die Erfahrung als Lehrer gezeigt, daß dergleichen Arbeiten nur in seltenen Fällen geraten, weil die Aufgabe zu schwer ist. Zwar nicht an sich. Ein Tertianer kann oder lernt ja wohl, wenn er etwas zu beschreiben hat, den Gegenstand sehen und die beobachteten Merkmale schriftlich darstellen. Er kann ja wohl, wenn er zum Beispiel den Hausgarten zu beschreiben hat, gewissermaßen ein Inventar desselben aufnehmen und jedes Stück in gehöriger Ordnung (dies schon seltener) abhandeln. Allein erfreuen wird ihn die Arbeit wohl ebenso wenig, wie den Lehrer, der sie zu korrigieren hat. Denn

Digitized by Google

da sein Sprachschatz doch immerhin beschränkt ist, so wiederholen sich in eintöniger Gleichmäßigkeit oder auch in wohlgeordneter Abwechselung stets dieselben Ausdrücke und Satzwendungen, und namentlich die Wörter sein, liegen, stehen, sich befinden oder, wenn es eine Erzählung ist, die Satzanfänge mit dann, alsdann, sodann, darauf (kamen wir oder gingen wir oder begaben wir uns u. s. w.) werden bis zur äußersten Leistungsfähigkeit verwendet; Bedeutendes und Unbedeutendes, Zufälliges und Typisches wird ohne Wahl zusammengestellt, und, was das schlimmste ist, man muß es durchgehen lassen und mitschuldig werden, wenn ein solcher Schulstil schließlich zur bequemen Gewohnheit wird.

Besser geht es schon, wenn geradezu die Aufgabe gestellt wird, nicht das einzelne Ding abzuschreiben, sondern in dem Einzelnen die Gattung zum Vorschein zu bringen. Also nicht: Meine Vaterstadt, sondern: Ein Landstädtchen oder: Eine Industriestadt; nicht: Unser Hausgarten, sondern: Wie ich mir einen Garten anlegen würde; nicht: Die Aussicht vom Drachenfels, sondern: Fernsicht oder: Gebirgswanderung.[1]) Solche Aufgaben haben für den Schüler schon ein ganz anderes Gesicht. Zuerst verschwindet die lähmende Empfindung der Zwecklosigkeit; wenn er nun auch genötigt ist, bei seiner Darstellung mit Auswahl zu verfahren, so hat er damit doch auch das Gefühl gewonnen, daß er selbst etwas schafft, was so noch nicht dagewesen ist. Erinnerungsbilder strömen von allen Seiten zu, und die Phantasie setzt sich in Thätigkeit, sie nach einem bestimmten Plan zu verarbeiten und zu gruppieren. Da regt sich auch das Sprachvermögen, von der Lektüre, auch der nichtschulmäßigen, kräftig unterstützt. Ohne sich dieses Grundes bewußt zu werden, merkt der junge Schriftsteller, daß die Dürftigkeit des Ausdrucks und die Nüchternheit der Satzbildung gewöhnlich auch mit einer gewissen Dürftigkeit und Nüchternheit des darzustellenden Gegenstandes zusammenhängt, und erzielt oft in überraschender Weise Mannigfaltigkeit und Zusammenhang der Darstellung durch die Mannigfaltigkeit und Zweckmäßigkeit der Erfindung. Die Sprache gewinnt überhaupt an Kraft und Schönheit, wie wenn ihre Schwingen, die allzu nahe am Sinnenland bei jedem Schlage den Boden trafen, nun im weiteren Luftraum sich frei bewegend auch eine größere Last mit Leichtigkeit tragen könnten. Ist doch auch die Phantasie gerade das eigenste Element gerade dieses Alters; das Alter der göttlichen

1) Nach demselben Grundsatz empfehle ich, wenn man auf Nachahmung nun einmal nicht ganz verzichten will, wenigstens statt: Die Hütte des Philemon und der Baucis (Ov. met. VIII 629 flg.) lieber zu sagen: Ein antikes Bauernhaus; statt: Die Wohnung des Schulmeisters Tamm (Voß, Der siebzigste Geburtstag) vielmehr: Eine Lehrerwohnung auf dem Lande.

Digitized by Google

Phantasie, ihnen ist es noch nicht verschwunden. Ich weise nur hin auf die Lektüre, die sie sich mit Vorliebe auswählen: solche, die sie in die Urwälder und Steppen Amerikas, auf die Insel Robinsons, oder in das Wunderreich der Scheherazade entführt. Sollte davon nicht auch der Schule ein wenig zu gute kommen? Und sollte nicht anderseits ein Gegengewicht gegen die krankhafte Ausartung dieses Triebes, die Lesewut, die so manche Phantasie zerrüttet, gerade in dieser Nötigung oder besser Erlaubnis gefunden werden, durch eigene Produktion gegen die narkotische Wirkung des ewigen Genießens zu reagieren?

Ein Weg scheint mir dazu besonders geeignet und ihn zu empfehlen ist der Hauptzweck dieser Ausführungen. Man muß die Schüler anleiten, die Anregung zu phantasievollem Schaffen sich ebendaher geben zu lassen, von wo die passive Anregung der Phantasie ausgeht. Dieses Ziel fasse ich bei der Besprechung von Gedichten ins Auge und bin bemüht, Themata zu finden, die dem oben angedeuteten Zwecke dienen können. Einige will ich hier zum besten geben. Das heißt ja Wasser in den Rhein tragen, könnte man denken, wenn man die reiche Auswahl von Aufsatzthemen ansieht, die seit einiger Zeit in den Anleitungen zur Erklärung deutscher Gedichte am Schlusse einer jeden Besprechung dargeboten werden und unter denen auch solche, wie ich sie soeben beschrieben habe, nicht fehlen. Aber gerade ihre Fülle berechtigt häufig zu dem Schlusse, daß sie wohl nicht alle auch in der Schule erprobt sein mögen. Und doch könnte das allein ihnen für weitere Kreise Wert geben, indem namentlich jüngeren Lehrern dadurch manches verfehlte Experiment erspart würde. Ich meinerseits habe gefunden, daß die gebührende Berücksichtigung desjenigen Anschauungsmaterials, welches man bei einem Tertianer voraussetzen kann, gar nicht so leicht und die Entdeckung eines passenden Aufsatzthemas oft mehr einem glücklichen Griff, als sicherer Berechnung zu verdanken ist. Aus dieser Erwägung entnehme ich einerseits die Berechtigung, die Fülle der Vorschläge noch um einige wirklich erprobte zu vermehren, anderseits den Wunsch, durch Gegengaben in dieser Zeitschrift für die Mitteilung entschädigt zu werden.

1.

Rückkehr in die Heimat. Im Anschluß an Rückerts Gedicht Chidher.

Bei der Besprechung des Gedichtes wird unter Mitwirkung der Schüler der Inhalt in folgender Weise zusammenfaßt:

„Rückert erzählt in dem Gedichte Chidher, daß Chidher, eine indische Gottheit, alle fünfhundert Jahre auf die Erde herabkommt, um zu sehen, wie die Menschen es treiben, und um sie zu belehren und zu bessern. Er findet jedesmal dieselbe Stelle der Erde in einem gänzlich veränderten

Zustande. Wo er beim ersten Besuch ein freundliches Landstädtchen fand, da sieht er beim zweiten Besuch eine öde Heide, beim dritten ein wogendes Meer, beim vierten einen dichten Urwald und beim fünften eine große Weltstadt. Auch die Menschen und ihre Beschäftigungen haben sich jedesmal gänzlich verändert. Zuerst ist es ein Gärtner, den er anredet, dann ein Schäfer, dann ein Einsiedler (oder Kolonist?), dann Gewerbe- und Handeltreibende. Nur in einem Stücke sind sich die Menschen immer gleich. Sie denken, daß es auf Erden immer so bliebe, wie es gerade zu ihrer Zeit ist, sie wünschen nur immer so fortzuleben und wollen sich in dieser Anschauung durchaus nicht stören lassen. Chidher versucht, sie durch seine Frage auf die Veränderlichkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen hinzuweisen, aber einige verstehen das nicht, andere lachen ihn sogar aus, und wieder andere sind in ihrem lärmenden Treiben so befangen, daß sie nicht einmal seine Stimme vernehmen können."

Eine kurze Erwägung der Streitfrage führt zu dem Resultat, daß diese Reihenfolge der Veränderungen einer und derselben Örtlichkeit zwar nicht buchstäblich zu nehmen, sondern als dichterische Freiheit aufzufassen, jede einzelne Wandlung aber aus Geschichte und Geographie leicht nachzuweisen sei. Es wird erinnert an die Trümmerstätten im Euphrat- und Tigrisland, in Ägypten und Mexiko, an Troja und Karthago, ferner an Landhebungen und Landsenkungen, an Städte- und Staatenbildungen in Amerika u. s. w. Ebenso finden die Schüler leicht, daß die Veränderungen sich deshalb dem oberflächlichen Betrachter nicht bemerkbar machen, weil sie ganz langsam, fast unmerklich verlaufen, daß sie zuweilen aber doch in überraschender Weise sich aufdrängen, wenn man nämlich nach langer Abwesenheit eine früher wohlbekannte Gegend wiedersieht.

Nun heißt es: Denken wir uns einmal einen solchen Fall! Jemand wandert als zwölfjähriger Knabe mit seinen Eltern nach Amerika aus und kehrt nach fünfzig Jahren wieder in die alte Heimat zurück. Wo soll die liegen? Unsere hiesige Jugend ist mit der Antwort gleich bei der Hand: In der Gegend von Ruhrort oder Oberhausen! Wie sah es da vor fünfzig Jahren aus? Bei der vorjährigen Turnfahrt sind wir ja daherum gewesen. Hie und da konnte man noch die Spuren der alten Zeit erkennen. Der eine weiß dies, der andere das anzugeben, und aus den einzelnen Bestandteilen setzt sich zuletzt die lebhafte Vorstellung eines kleinen, weltentlegenen Dörfchens zusammen. Wodurch hat sich das geändert? Kohlen sind dort gefunden, in die Nähe der Zechen hat sich die Industrie gezogen, Bergleute und Fabrikarbeiter sind zugewandert, aus dem Dörfchen ist eine Industriestadt geworden. Diese wird nun ebenfalls nach ihren charakteristischen Bestandteilen zusammen-

Digitized by Google

gesetzt und schließlich das Thema in der obenstehenden Fassung zur Bearbeitung aufgegeben.

Nun muß das Ding aber auch Anfang und Ende haben. Einen Anfang deutet schon das Thema an. Beginnt nur, so mag man den Schülern sagen, mit der Inhaltsangabe, wie wir sie vorhin zusammengestellt haben. (Dergleichen schwierigere Teile können sogar durch öftere Wiederholung fest eingeprägt werden). Nehmt dann etwa folgenden Übergang:

„Und doch bedarf es nicht einmal eines Zeitraums von fünfhundert Jahren, um die Veränderungen zu bemerken, welche beständig auf der Erde vorgehen. Der zehnte Teil dieser Zeit reicht dazu schon hin. Nehmen wir z. B. an, daß jemand als zwölfjähriger Knabe u. s. w., wie wir es vorhin besprochen haben."

Das weitere wird man dann am besten der eigenen Phantasie überlassen und nur noch für die passende Anordnung des Stoffes einige Winke geben, jedoch nicht ohne die Vorzüge einer klaren Disposition an einem passenden Lesestück (etwa Immermanns Schilderung von dem Hofe des westfälischen Hofschulzen) einleuchtend gemacht zu haben. Für den Schlußgedanken stellt man die Frage: Wie wird es dem alten Herrn wohl in seiner Heimat gefallen haben? Die Antwort kann ja verschieden ausfallen. Meine Jungen haben sich fast sämtlich für die sentimentalere Auffassung entschieden und ihn höchst enttäuscht und angefremdet, weil er das gesuchte Bild seiner Jugend nicht mehr gefunden hat, mit nächster Gelegenheit wieder nach Amerika zurückkehren lassen.

2.

Der Dorfkirchhof. Im Anschluß an Lenaus Postillon.

Der Zauber dieser Dichtung liegt in der Gegenüberstellung naiver und sentimentalischer Auffassung. Der Dichter, der in sentimentalischer Naturbetrachtung geschwelgt hat, wird um so tiefer ergriffen von der naiven Innigkeit seines Postillons, als er ihn anfangs für einen rohen Burschen gehalten hat. Auf diesen Standpunkt muß man die Schüler stellen, wenn man überhaupt ihnen das Gedicht darbieten will. Daß es eine Naivetät ist, wenn der Postillon vor dem Kirchhofsthor den Gebeinen seines verstorbenen Kameraden dessen Leiblied vorbläst, daß es aber zugleich eine rührende Naivetät ist, welche seine treue Freundschaft und seinen frommen Unsterblichkeitsglauben heller strahlen läßt, als es dem Bildungsmenschen irgend möglich sein würde, das muß und kann der Tertianer nachempfinden, auch ohne daß er die Kunstwörter kennt. Nun gebe man ihm nach dieser Vorbereitung die ausführlichere Schilderung eines Dorfkirchhofs auf, wozu Lenau zum guten Glück nur ein paar Striche geliefert hat, man deute an, wie in der

Digitized by Google

Anlage und Pflege des Kirchhofs, im Schmuck der Gräber, in den Symbolen und Sprüchen auf Kreuzen und Steinen, in dem Besuch des Kirchhofs an Sonn- und Festtagen, an den Gedenktagen der Verstorbenen, in katholischen Gegenden besonders am Allerseelentag, ganz dieselbe Empfindungsweise zum Ausdruck kommt, man deute aber nur an und verweise im einzelnen auf die eigene Beobachtung, und man wird es den Schülern ansehen, wie sie sich darauf freuen, diese Aufgabe in Angriff zu nehmen, man wird der fertigen Arbeit die Wärme anmerken, die nur von der selbstthätig schaffenden Phantasie ausströmt. Eine strenge Disposition, auf die alle verpflichtet werden, ist freilich auch hier nötig. Ich verzichte aber darauf, die bereits vorhandenen Dispositionen über diesen Gegenstand um eine neue zu vermehren.

3.

Die Wallfahrtskapelle. Im Anschluß an Schillers Kampf mit dem Drachen.

Die Aufgabe wird in mehreren Sammlungen vorgeschlagen, aber etwa in der Form: Ausführlichere Schilderung der Kapelle in Schillers Kampf mit dem Drachen. Die dreimal dreißig Stufen, das Mirakelbild mit der Anbetung der drei Könige, selbst die Drachenhöhle bilden die obligaten Bestandteile der Beschreibung. Auch die Ausdrücke verächtlich, arm und klein geben noch einigen Anhalt, das übrige soll der Schüler selbst hinzuthun, die Umgebung, die Aussicht u. dergl., wovon er doch nichts sagen kann, da ihm Rhodus nur ein geographischer Begriff ist. Löst man aber die Phantasie aus diesen engen Fesseln und stellt die Aufgabe in der obigen allgemeinen Fassung, so wird das Bild sogleich Stimmung gewinnen. Die äußerliche Unscheinbarkeit bei innerem Wert wird eine Grundfarbe abgeben, auf der sich alles übrige, die stille Einsamkeit in gewöhnlichen Zeiten, das bunte Treiben an Festtagen, dem Dreikönigstag z. B., wirkungsvoll abhebt. Und wenn gar die Schüler einmal in Kevelar oder auf dem Rochusberge gewesen sind, so wird es an Stoff nicht fehlen, vielmehr eine Hauptaufgabe des Lehrers darin bestehen, einen strengen Gedankengang vorzuschreiben und vor allzu ausschweifenden Phantasiebildern zu warnen. Doch möchte ich den letzteren Punkt nicht allzusehr betonen. Die Jugend liebt die grellen Farben, und wenn die Schüler hier einmal mit wahrer Lust alles aufbieten, um aus der Kapelle eine richtige Spelunke zu machen, so wird man sich damit trösten können, daß der nächste Zweck der Aufsatzübungen, Entwickelung der Sprech- und Schreibfertigkeit, um so vollkommener erreicht ist. Der Geschmack kommt mit den Jahren.

Wenn es mir gelungen ist, in obigen Darlegungen und Beispielen meine Meinung deutlich zu machen, so muß ich zum Schluß noch ein

Digitized by Google

Bedenken zur Sprache bringen, das eine gewisse Berechtigung zu haben scheint. Man könnte sagen, daß derartige Aufsätze von den übrigen Anforderungen, die sonst an den Tertianer gestellt werden, insofern abweichen, als sie durch bloßen Fleiß nicht zu leisten sind, sondern eine gewisse Begabung voraussetzen. Gerade der sogenannte Musterschüler, der seine Regeln und Vokabeln stets sorgsam lernt, der seine Exerzitien und Extemporalien fehlerfrei abliefert, der seine Arbeitsstunden pünktlich einhält, seine Mußestunden zu nützlichen Repetitionen und Privatarbeiten anwendet und niemals über einem Jugendstreich betroffen wird, gerade der wird bei solchen Aufgaben schmerzlich den gewohnten Leisten vermissen, über den er seine Arbeit schlagen kann. Mancher Leichtfuß dagegen, der sich auf den unteren Bänken seines Daseins freut, wird hier eine Seite herauskehren, die sonst nicht recht zur Geltung kommt; kräftige Auffassung der Wirklichkeit, behende Kombination, gesunden Mutterwitz, natürliche Leichtigkeit der Satzbildung, naive Lebhaftigkeit des Ausdrucks. Thut man nun nicht Unrecht, durch Aufgaben der obenbezeichneten Art jenen zu drücken und diesen zu heben? Ich denke nicht. Denn einerseits schadet es dem Musterschüler gar nicht, wenn er frühzeitig die Grenzen seiner Vollkommenheit kennen lernt und sich daran gewöhnt, jenseits derselben sich von anderen neidlos übertroffen zu sehen, anderseits kann man es dem Naturburschen wohl gönnen, wenn er auch einmal zur Geltung kommt. Daß man jenen durch Tadel nicht beschämt und diesen durch das Lob nicht üppig macht, ist dabei ja selbstverständlich. Eine absolute Vollkommenheit ist bei diesen Aufsätzen für den Schüler überhaupt nicht zu erreichen, und man kann durch Vorlegung eines Musteraufsatzes leicht zeigen, daß selbst die am besten gelungene Arbeit noch besser hätte gemacht werden können; daß aber ein gewisses Maß von freier Thätigkeit von jedem, auch dem trockensten Regelmenschen, aufgewendet werde und demgemäß eine mindestens befriedigende Leistung auch bei diesem zu stande komme, dafür wird die vorhergehende Besprechung und überhaupt der ganze deutsche Unterricht zu sorgen haben.

Richard Wagner als Nibelungendichter.

Von **Karl Landmann** in Darmstadt.[1])

I.

Noch vor einem Jahrzehnt hätte die vorstehende Überschrift als Ankündigung einer pikanten Abschlachtung angesehen werden können. Seitdem aber das „Kunstwerk der Zukunft" lebendigste und wirkungs-

1) Vgl. Jahrg. 1889 S. 458 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

vollste Gegenwart geworden ist, seitdem das Lied an den Abendstern und der Hochzeitsmarsch aus dem Lohengrin und der Sang Siegmunds vom Wonnemond ihren Siegeszug über zwei Welten gehalten haben: seitdem dürfte wohl kaum eine ernste Zeitschrift ihre Spalten einer Betrachtung öffnen, die nicht mit geziemender Ehrfurcht an das Vermächtnis der Walküre heranträte, das Richard Wagner mit dem Instinkte des Genius aus der Nibelungensage herausgearbeitet, und das er sodann in dem letzten Werke seines Lebens noch bestimmter als das Evangelium von der erlösenden Liebe zur Darstellung gebracht hat. Dem Humor freilich, dem Wagner selbst in verschiedenen seiner Dichtungen und Kompositionen, und nicht am wenigsten in der Nibelungentetralogie, zu vollberechtigtem Ausdrucke verholfen hat, soll sein gutes altes Recht nicht verkümmert werden. Auch das Lied von der Glocke ist travestiert worden und wird trotzdem eine Hauspostille des denkenden Deutschen bleiben. — Ganz anders verhält es sich mit jener Art von Kritik, die, wie es scheint, dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts als besonderes Kennzeichen vorbehalten war: jener Kritik, die, mit dem vollständigen Apparat einer erstaunenswerten Technik ausgerüstet, in die Tiefe hinabfährt und die Perlen aus dem Grunde des Meeres heraufholt. Und wenn sie sie dann in den Strahlen der Sonne funkeln läßt, dann sagt sie: „Seht, ihr lieben Leute, diese prächtigen Perlen! Aber so eine Perle ist doch eigentlich nur ein Schleimklümpchen, das sich zwischen Mantel und Schale eines gewissen Seetieres ablagert. Auch die träge Schnecke läßt auf ihren Wanderungen durch euere Gemüsebeete einen gewissen Schleim zurück. Und ein Körnchen Schleim in dem Kehlkopfe eines Menschen . . . Doch was sage ich? Einen Schleier darüber! Perle ist — Perle."

Das etwa war der Eindruck, den der Schreiber dieser Zeilen empfing, als er zum ersten Male den Abschnitt über den „Ring des Nibelungen" in der „Dramaturgie der Oper" von Heinrich Bulthaupt (1. Aufl. 1887) las. Und dieser Eindruck konnte nicht verwischt werden, nachdem ich in einer Reihe von Zeitschriften das volltönende Lob des Werkes gelesen hatte und mein erstes Urteil an der guten Meinung anderer Leute zu korrigieren suchte.[1]) Es ist wahr: Das Buch ist glänzend und geistreich geschrieben, und auch der 65 Seiten umfassende Nibelungenessay (Bd. II, 225—290) enthält manche ganz vortreffliche Bemerkungen. Insbesondere wird jeder Wagnerverehrer aus vollem Herzen dem Schlusse des Abschnittes zustimmen, der da heißt: „Aber es ist auch ein Werk,

1) Eine entschieden abwehrende, unseren Punkt indessen kaum berührende Besprechung finde ich nur in den „Bayreuther Blättern", Jahrg. 1890 (von Arthur Seidl).

Digitized by Google

das ein Jahrhundert höchstens einmal hervorbringt. Seine Wirkung auf die Zukunft der Musik, des Dramas und des Theaters ist unermeßlich, und das Größte in ihm wird die Flucht der Zeiten, aller Zeiten überdauern."

Und nun, ihr Wagnerianer, was verlangt ihr mehr? — Um diese Frage zu beantworten, muß ich die Leser dieser Zeitschrift bitten, einen kurzen Gang durch jene 65 Seiten des Buches mit mir zu machen.

Herr Bulthaupt, der, nebenbei gesagt, über die Wunderwelt im „Tannhäuser" und „Lohengrin", im „Tristan" und „Parsifal" ganz vernünftige Worte spricht, da er offenbar die romantischen Dichtungen des Mittelalters etwas eingehender für seine Zwecke studiert hat, steht nämlich mit der nordischen Dichtung, der „Edda", auf einem nicht besonders freundschaftlichen Fuße. Und da hat er denn in seiner Mißlaune über die Sprödigkeit der „Urgroßmutter" die Entdeckung gemacht, daß Hagen als Sohn Alberichs ganz zu Unrecht auf der Welt sei, daß „die ganze Geschichte mit dem Ringzauber und dem Fluch, der an ihm haftet, ein offenbarer Schwindel", eine auf reservatio mentalis beruhende Erschleichung sei, und fährt dann fort: „Damit steht und fällt aber der ganze Plan des Werkes, der doch dieser ist: den Ring vor der Begehrlichkeit der Nibelungen zu sichern und ihn dem Rhein zurückzugeben" (S. 234). Dieses Urteil motiviert Bulthaupt sodann mit dem Corpus juris (Negativbedingung, Cajus und Titus, Kautelen u. s. w. — man entschuldige die Fremdwörter!) und hält von diesem Standpunkte aus Gericht über Wotan, den vorgeblichen Hüter des Rechtes, und die gesamte Götterwelt, die er mit einer wahren Hochflut geistreicher Sentenzen überschüttet. — Anstatt eine vollständige Sammlung dieser Bonmots zu geben, begnüge ich mich mit einer kleinen Auslese. Zunächst von Wotan: „Liegt in seiner Passivität schon eine ästhetische Schwäche, so sinkt diese bis zur Erbärmlichkeit, wenn man sie mit seinen prahlerischen Worten vergleicht, und vollkommen unverständlich dünkt uns die Angst, mit der die Walküren vor ihm zittern, sein verächtlicher Handwink, der (wer glaubt es?) genügen soll, den Hunding in der „Walküre" tot zu Boden zu strecken" (S. 238). „Er, der seinen Vertrag selbst mit den elendesten Winkelzügen bricht und wider denselben nur handelt, . . . um zu der Kunst der Beutelschneider zu greifen" (S. 245). „Ist es denn das Vorrecht des Göttervaters, nicht nur der „Unfreieste", sondern auch der Dümmste aller zu sein?" (S. 252). „Und wieder ist der unglückliche Wotan der Schlepper, den man auf den Blocksberg wünschen möchte" (S. 257). „Es genügt uns, daß wir Zeugen seiner Verbrennung werden, und wir empfinden dabei eine ähnliche Genugthuung, als wenn wir altes Gerümpel, infiziertes Holz und Trödelkram, Urväter Hausrat, der seit undenklichen Zeiten in der Rumpelkammer aufgespeichert lag, in Feuer aufgehen sehen" (S. 258). Und

Digitized by Google

von dem Gewitterruf Donners: „Gerade dies Gewitter, das jede Phantasie in Schrecken setzen müßte, riecht bedenklich nach Kolophonium . . . Dramatische Amulete giebt es nicht, und ein Hosenknopf, auch wenn ihm die wunderbarsten Eigenschaften beigemessen werden, wird im dramatischen Revier immer nur mit dem Wert eines Hosenknopfs, nicht mit dem eines Diamanten bezahlt" (S. 245 flg.). Doch genug und übergenug von dieser Sorte! Hören wir noch einige Aussprüche über den Vergessenheitstrank: „Ein sonderbares Elixir! . . . Die Thatsache ist zu abgeschmackt, als daß man sie in ihrer Nacktheit hätte gelten lassen können" (S. 263). „Wie die Wirkung des Trankes sich in der „Götterdämmerung" darstellt, ist sie ebenso absurd wie verletzend" (S. 264). „Und roh wie die Anknüpfung ist die Lösung der Intrigue im dritten Aufzug . . . Siegfried ist nichts weiter als die Drahtpuppe in Hagens Hand, und wären auf diese Weise Konflikte zu schaffen, dann könnte man bald eine eigene Spezies von Trank- und Flaschentragödien erleben' (S. 266). Und endlich nach Anführung der herrlichen Verse aus dem Munde Brünnhildes: „Wie die Sonne lauter strahlt mir sein Licht . . . Die treueste Liebe trog keiner wie er" — das abschließende Aperçu des Dramaturgen: „weil es dem trankmischenden Dichter so gefallen hat" (S. 267)!

Hält man diese und ähnliche Aussprüche neben den bereits oben angeführten Schlußsatz der Abhandlung, oder neben andere Sätze wie: „Ihm (Wagner), dem Denker und Grübler, wird selbstredend kein Motiv, kein Thema mitunterlaufen, das einer seiner künstlerischen Absichten zuwiderliefe" (S. 241), oder: „daß Wagners musikalisches Genie seinem dramatischen zum mindestens die Wage hält" (S. 269), so ist wahrlich schwer zu begreifen, wie ein solches Gemisch von glühender Begeisterung und laszivem Hohn, von wohlbegründeter sachlicher Erörterung und petulanter Donquixoterei gerechten Anspruch auf den stolzen Namen einer Dramaturgie erheben kann. Auch Lessing hat seine Gegner nicht mit Sammethandschuhen angefaßt, und Gustav Freytag hält in seiner „Technik des Dramas" die Wage der Kritik ohne Ansehen der Person in nie schwankender Hand. Aber keiner von beiden „züchtigt, wo er verehrt", keiner stellt unter dem Vorgeben, „einen Riesenbau auf seine Fundamente zu prüfen" (B. S. 237), sein subjektives Empfinden über die einfachsten Gesetze der Logik, wie dies Herr B. in seinem Nibelungenessay gethan hat.

Es priesen die Dichter früherer Zeit
Den Duft der Blumen, ihr farbig Kleid,
Die Dichter von heute zerkrümeln den Mist,
Aus welchem die Blume entsprossen ist.

Digitized by Google

Sollte des Dichters B. zweifelhafte Stellung zu den Naturalisten, auf die das vorstehende Epigramm (ich glaube, von Mosenthal) gemünzt ist, auch auf den Dramaturgen B. bestimmend eingewirkt haben? Ich bin weit davon entfernt, dem Naturalismus seine Daseinsberechtigung in der Litteratur zu bestreiten; was ich aber entschieden bestreiten muß, das ist das Recht des Naturalisten, Hand an Richard Wagner zu legen. Und ein solcher Protest ist gerade in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" zu erheben, da es die deutsche Jugend ist, die endlich durch Richard Wagner in den Stand gesetzt werden soll, die Früchte zu ernten, welche unser Jahrhundert in dem saueren Schweiße germanistischer Forschung gezeitigt hat, und da gerade der deutsche Schulmann darüber zu wachen hat, daß der reiche Gewinn jener Arbeit nicht durch equilibristische Kunststücke, wie sie dem Heiterkeitsbedürfnisse der Jugend stets zusagen, wieder in Frage gestellt werde. — Wohl bleibt Perle Perle; aber nicht jeder ist im stande, sie aus dem Schmutze aufzulesen und zu reinigen.

II.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, Richard Wagners dichterisches Schaffen — denn nur mit diesem, nicht mit dem musikalischen haben wir es hier zu thun — auf Schritt und Tritt an dem gegebenen Stoffe zu messen. Doch so leichten Kaufes giebt das Genie die Bahn zu näherem Umgange mit sich nicht frei. Wohl erzählt uns der Dichterkomponist in den „Mitteilungen an meine Freunde" (Ges. Werke, IV 230—344), wie ihn, als er sich mit der Idee des „Tannhäusers" trug, die betreffenden Erzählungen Tiecks und Hoffmanns (gemeint ist E. T. A. Hoffmann „Der Kampf der Sänger" 1819), die er aus seiner Jugend kannte, ganz ohne Anregung gelassen, und wie er sich deshalb von einem seiner Freunde, einem deutschen Philologen, das Buch „vom Sängerkrieg" nach Paris habe schicken lassen; wie er im Zusammenhang mit dem Tannhäuser zuerst den Lohengrin kennen gelernt und nun bei seiner eigenen Dichtung den „Lohengrinmythos in seinen einfachen Zügen, wie er aus den läuternden Forschungen der Sagenkunde hervorgegangen", zu Grunde gelegt habe, und daß er dabei „mit noch größerer Treue als beim „Tannhäuser" in der Darstellung der historisch sagenhaften Momente" verfahren sei; wohl läßt er es auch nicht an Andeutungen fehlen, daß er durch sein Lieblingsstudium des Altdeutschen zu dem urheimatlichen Sagenquelle geführt worden sei, der ihm in Siegfried, „den Menschen in der Fülle höchster, unmittelbarster Kraft und zweifellosester Liebenswürdigkeit", gezeigt und ihm zugleich auch den stabgereimten Vers als die von dem Stoffe unzertrennliche

Digitized by Google

Form an die Hand gegeben habe.[1]) — Und wenn er ebenda (S. 341 flg.) und in seinem Briefe an Fr. Liszt vom 20. Nov. 1851 (Briefw. Nr. 67) auseinandersetzt, wie ihn sein erster Entwurf des Mythos von den Nibelungen zu seinem nächsten Versuch in „Siegfrieds Tod" (Ges. W., II, 167 flg.) und von da zum „jungen Siegfried", zum „Rheingold" und zur „Walküre" geführt habe, so sind das zwar litterarhistorisch höchst schätzenswerte, ja zum Verständnisse des Ganzen durchaus notwendige Eröffnungen; aber für den Kernpunkt, die philologische Frage über die Stellung des Dichters zur Sagenforschung seiner Zeit, ist damit noch wenig gewonnen. Und doch hätte meines Erachtens dem häßlichen Streit, der Jahrzehnte lang gerade aus philologischen Kreisen gegen Wagner entbrannte und diesen selbst aufs heftigste gegen die „Litteraten" und „Professoren" erbitterte, schon längst die Spitze abgebrochen werden können, wenn beide Teile die Wahrheit hätten beherzigen wollen, die W. Scherer am Schlusse seiner Litteraturgeschichte (Anmerkungen S. 778[3]) ausspricht: „Zwischen Philologie und Ästhetik ist kein Streit, es sei denn, daß die eine oder die andere oder daß sie beide auf falschen Wegen wandeln." — Überblicken wir, um den jenem Kampfe allmählich ein Ende bereitenden Friedensschluß als einen berechtigten und ehrlichen darzulegen, in aller Kürze die Entwickelung der wissenschaftlichen Sagenforschung bis zu Ende der vierziger Jahre, also bis zur Zeit der Entstehung unserer Dichtung.

Auch dem den eigentlich germanistischen Fragen Fernerstehenden dürfte bekannt sein, daß sich der Anfang der Sagenforschung an die Namen der Brüder Grimm knüpft. Jakobs „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" (Einsiedlerzeitung 1808) und dessen „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte" (Deutsches Museum 1813) und Wilhelms ausführliche Anzeige der Nibelungen v. d. Hagens (Heidelb. Jahrb. 1809) und „Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen" (Studien von Daub und Creuzer 1809): das sind die Marksteine einer nach Gedankenklärung ringenden Forschung, als deren reife Frucht sodann in den „Altdeutschen Wäldern" (Cassel 1813 u. Frankfurt a. M. 1815/6) die „Zeugnisse", der Grundstock der 1829 von Wilhelm herausgegebenen „Heldensage" erschienen; daneben die „Lieder der älteren Edda" (1815), die mit dem Urtext zugleich in der noch heute mustergiltigen prosaischen Übersetzung (unveränderte neue Ausgabe der letzteren von Julius Hoffory 1885) im wesentlichen das enthielten, was inzwischen durch v. d. Hagen und auf dem Gebiete der

1) Seine Studien in J. Grimms Schriften bezeugt er u. a. durch die Angabe über die Entstehung des bekannten „Weia! Waga!" (Ges. W. IX, 300).

Digitized by Google

Dichtung durch Fr. de la Motte Fouqué (Sigurd, der Schlangentöter 1808) vorschnell einer ins Schrankenlose schweifenden Phantasie preisgegeben worden war. Und als im folgenden Jahre (1816) Karl Lachmann den Anfang damit machte, von dem reinlichen Metalle des Nibelungenliedes die Schlacken loszulösen, die leichte Laune und Unverstand im Laufe der Zeit an den ursprünglichen Kern der Sage angesetzt hatten; und als, wieder ein Jahr später, W. Grimm (in der Leipziger Litteraturzeitung 1817) eine Rezension der Lachmannschen Schrift „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Not" hatte erscheinen lassen, aus der in der Folge (1820/1) jener herrliche Briefwechsel zwischen Lachmann und W Grimm[1]) hervorging, da begann unter Richtmaß, Schürf- und Brecheisen der Weg sich zu ebnen, auf dem Lachmanns Ausgabe von „Der Nibelunge Not und die Klage" (1826), seine „Kritik der Sage von den Nibelungen" (1829) und W. Grimms „Heldensage" (1829) als die grundlegenden Werke für die Arbeit der beiden folgenden Jahrzehnte erstanden.

Für die Nibelungendichtung liegt das Hauptgewicht dieser Arbeit in der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Mythos und Sage und deren Abgrenzung gegen die Geschichte. — Die auf Fouqué folgenden Nibelungendramatiker[2]) hatten sich wiederum dem Nibelungenliede und damit dem Christentum als dem Hauptmotive der Handlung zugewandt, wobei es freilich nicht an den abenteuerlichsten Übergriffen in die heidnische Wunderwelt fehlte. Für den Dichter des „Tannhäusers" und des „Lohengrins" war eine solche Verkennung des Wesens der Poesie ausgeschlossen. Und wie mußte „der nie zufriedene Geist, der stets auf Neues sinnt", ergriffen werden, als ihm nach seiner Rückkehr aus Paris (1842) durch das Studium des Altdeutschen hindurch „die herrliche Gestalt Siegfrieds, von aller späteren Umkleidung befreit", aus dem Boden des „alten, urdeutschen Mythos" entgegentrat! „Erst jetzt auch erkannte ich die Möglichkeit, ihn zum Helden eines Dramas zu machen, was mir nie eingefallen wäre, so lange ich ihn nur aus dem mittelalterlichen Nibelungenliede kannte" (Ges. W. IV 312).

Daß ungefähr zu derselben Zeit der Ästhetiker Th. Vischer, den Gedanken Schillers über die Einführung des griechischen Chors in die Tragödie wieder aufgreifend, in seinen „Kritischen Gängen" (1844) Vorschläge zu einer großen heroischen Nibelungen-Oper auf dem Grunde

---

1) Mitgeteilt von Zacher in der Zeitschr. für deutsche Philologie 1870.

2) F. R. Hermann (1819), J. W. Müller (1822), K. F. Eichhorn (1824), Chr. Zarnack (1826), E. Raupach (erste Aufführung des „Nibelungenhorts" 1828), Aug. Kopisch (1830), Chr. Wurm (1839). — Die nach 1850 erschienenen kommen hier nicht mehr in Betracht.

Digitized by Google

des Nibelungenliedes machte, und daß die Dichterin Luise Otto nach jenem Entwurfe in behender Mache einen Text — selbstverständlich mit Ballett — zusammenstellte (1845), zu dem Niels Gade die Musik liefern sollte, das mag den nach höheren Zielen strebenden Dichterkomponisten ebenso wenig in seinem Schaffen gestört haben, wie die im Jahre 1854 wirklich zur Aufführung gelangende Nibelungen-Oper seines ehemaligen Freundes und Beschützers H. Dorn (ein Schauspieler Gerber hatte den Text aus einem halben Dutzend Nibelungentragödien zusammengebraut und „mit eigenen Zuthaten amalgamiert", wie Dorn selbst erzählt) die musikalische Ausführung der nunmehr vollendet vorliegenden und in kleiner Auflage für die Freunde gedruckten Dichtung irgendwie beeinträchtigen konnte. Wohl aber können wir die Freude begreifen, mit der der wirkliche Freund und Beschützer Wagners, Franz Liszt, dem seit vier Jahren in der Verbannung lebenden Dichter von der „vortrefflichen" Vorlesung der Nibelungen schreibt, die an vier Abenden durch den Gymnasialdirektor Hofrat Sauppe auf der Altenburg bei Weimar stattgefunden habe (Briefwechsel Nr. 110).

Freilich waren weder jetzt, noch 10 Jahre später, nachdem der Dichter sich entschlossen hatte, den „Ring des Nibelungen" als „ein Litteraturprodukt der bücherlesenden Öffentlichkeit" zu übergeben, die Philologen im allgemeinen geneigt, sich und andere an der Lektüre der Dichtung zu begeistern. Die „Edda" war eben das ungekannte und darum in der Regel nur mit innerem Schauder genannte Gespenst aus dem eisigen Norden! Und wie fremd diese ganze nordische Litteratur dem Gesamtbewußtsein des deutschen Volkes noch vor einigen Jahrzehnten gegenüberstand, davon giebt z. B. Rudolf Gottschall eine Probe, der bei Besprechung des Jordanschen Nibelungenepos (Nat.-Litt. des 19. Jahrh. III 332[3]) von einer Wolkungasage (sic) als einer selbständigen Quelle neben der Edda spricht! — Sehen wir uns, anstatt diesen Irrgängen nachzugehen, nach einer zusammenfassenden Darstellung des Stoffes um, wie er dem in „den läuternden Forschungen der Sagenkunde" mit gesammelter Seele suchenden Dichter vorgelegen haben mag.

In einem dem oben angeführten Briefwechsel zwischen Lachmann und W. Grimm beigefügten Briefe Lachmanns an J. Grimm vom 8. März 1829 faßt der Schreiber als Ergebnis seiner Auseinandersetzung mit Wilhelm den Inhalt der Nibelungensage in folgenden Worten zusammen: „Ein Schatz wird einem Zwerge genommen mit Tarnkappe (Ägishelm) und Ring, durch die schon er sich verwandelte. Er verflucht sterbend den Schatz und seinen Besitzer. Die Götter entgehen dem Fluche, indem sie das ganze Gold, selbst den Ring hingeben. Siegfried der Volsung mit einem Schwerte, das Amboße spaltet, tötet den Besitzer des Schatzes,

Digitized by Google

der ihn in Drachengestalt bewacht (Bluttrinken und Vogelsprache . . . nur poetische Ausschmückung). Siegfried hat den Schatz und verlobt sich mit Brünhild. Er heiratet nicht sie, sondern der Nibelunge Schwester, weil er Knecht oder Mann ist. Sein Schwager (meinetwegen Günther) zieht aus, Brünhild zu erwerben. Siegfried mit der Tarnkappe nimmt Günthers Gestalt an und sprengt auf seinem eigenen Rosse durch die zauberische Flamme, liegt bei ihr wie bei seiner Mutter und giebt ihr in Günthers Gestalt den Ring aus dem Schatze. Dann nach der Vermählung Brünhilds ein Zank unter den Königinnen, bei dem sich zeigt, daß Brünhilds Ring von Siegfried ist. Siegfried wird auf ihren Betrieb durch Verrat ermordet von seinen Blutbrüdern, wahrscheinlich von Hagen. So bekommen sie das Gold und versenken es in den Rhein." — Und weiter über den Sinn der Sage: „Gold und Schätze gehören der Unterwelt, es ruht ein ewiger Fluch darauf, der Besitz giebt den unterirdischen Göttern preis, selbst ein Gott wird dadurch ihr Knecht und muß sterben." — Ist es nicht, als ob jeder Satz dieser Inhaltsangabe eine Szene aus Wagners Nibelungenentwurf bedeute?

Allerdings fehlen darin noch wichtige Momente, namentlich der freiwillige Sühnetod der Walküre und damit die jenem Fluche entgegenwirkende Macht der erlösenden Liebe, die dem Stoffe erst die dramatische Gestaltungskraft verleiht. Jedenfalls aber zeigt die angedeutete Vergleichung, daß sich Wagner in vollkommener Übereinstimmung mit den von den berufenen Forschern festgestellten Grundgedanken der Sage befindet, und jedenfalls hätte Herr Bulthaupt besser gethan, die von ihm selbst angeführte Mahnung,

daz wir die glosse suochen
in den swarzen buochen,

ein ganz klein wenig zu beherzigen, anstatt mit der bequemen Nonchalance eines Tagesrezensenten die haarsträubendsten Widersprüche in einem so wichtigen Abschnitte seiner „Dramaturgie" zusammenzuschreiben.

Es ist nicht meine Absicht, eine „Rettung" des Nibelungendichters Wagner contra Bulthaupt zu schreiben. Wohl aber dürften, nachdem mir einmal das Wort in dieser Frage gegeben ist, noch einige Vergleichungspunkte zwischen der nordischen Gestalt der Sage und dem „Ring des Nibelungen" ins Auge zu fassen sein.

III.

Es war ein großer Gedanke, der unsern Dichter leitete, als er den Mythos von der Erbauung der Götterburg (Snorra Edda „Gylfaginning" c. 42) mit der Andvarisage (S. E. „Reginsmál" 1—12, Sn. E. „Skáldskaparmál" c. 39, Völsungasaga c. 14) in dem Vorspiel zur Trilogie, dem

Digitized by Google

„Rheingold", zu einer von ihm selbst vielleicht mehr dichterisch geahnten, als wissenschaftlich erschauten Einheit verschmolz.[1])

Der germanische Himmelsgott Tivaz (got. Tiu, ahd. Ziu, altn. Týr, urverw. mit ind. Djäuh, gr. Ζεύς) in seinen verschiedenen Erscheinungsformen als ermnaz, „der erhabene", ingvaz, „der gekommene" und istvaz, „der flammende", von den drei Hauptstämmen der Germanen, den Erminonen, Ingvaeonen und Istvaeonen, verehrt, war bei den rheinländischen Istvaeonen schon frühzeitig durch den gleichfalls altarischen Vōdhanaz (altn. Odhinn, ahd. Wuotan) verdrängt worden, hatte sich aber in dem Nationalheros dieses Stammes, dem leuchtenden Siegfried, seine Unsterblichkeit gesichert, während er in der nordischen Mythologie einerseits als Tivaz thingsaz (unter dem Namen Týr) Gott des Kriegs und der Verträge blieb, andererseits als Tivaz hohnijaz, „der schwanengleiche", eine ganz neue und selbständige Gottheit bildete, die sich mit Odhinn und Lódhur zur Dreiheit „Wolke, Wind und Wärme" verband. Je mehr aber der ungestüme Windgott die Führerschaft unter den Göttern gewann, desto mehr mußten die milderen Brüder gegen ihn zurücktreten: Hoenir lebt fort in seinen lieblichen Töchtern, den Schwanenjungfrauen (den „Rheintöchtern"), die aber auch als wilde Walküren in den Dienst des streitfrohen Odhinn treten; für Lódhur tritt der Feuerdämon Loki ein, und auch Týr tritt dem neuen Beherrscher des Asengeschlechtes seine Rolle als Kriegsgott ab, der sie aber seinerseits, als Usurpator, nicht ohne das drückende Bewußtsein übernimmt: „Was du bist, bist du nur durch Verträge!" — Dieses Bewußtsein wird durch einen gewaltigen Kulturfortschritt unter den Menschen dem Gotte zur nagenden Pein: Die seefahrenden Ingvaeonen hatten den Vanenkultus, dessen Mittelpunkt Ing-Frea (nord. Yngvi-Freyr) war, von Dänemark nach Schweden und Norwegen gebracht, mit ihm Handel und Verkehr, Weltweisheit und frohen Lebensgenuß, vor allem aber als Mittel zur Förderung alles dessen — das Gold. Die Skandinavier versuchten die Religion des „gekommenen" mit Gewalt zu unterdrücken, aber die Vanen behaupteten das Feld und ein Vertrag, nach dem Freyr und Njördhr als Geiseln zu den Asen, Hoenir und Mimir dagegen von diesen zu den Vanen geschickt wurden, sollte die neue Ordnung der Dinge befestigen.

Das ist der Götterstaat, dessen Begründung die Völuspá schildern, in dem auch die beiden oben angeführten Mythen ihre Erklärung finden. — Daß Wagner den Andvarnaut von den Rheintöchtern (den Töchtern

1) Die zunächst folgenden Andeutungen wollen in möglichster Kürze zusammenfassen, was Julius Hoffory in seinem Aufsatz: „Der germanische Himmelsgott" (Gött. gelehrte Anzeigen 1888 abgedruckt in „Eddastudien", Berlin, 1889) in vortrefflicher Weise ausgeführt hat.

Digitized by Google

Hoenirs, der ja in der Andvarisage gemeinsam mit Odhinn und Loki am Andvarafors erscheint) bewachen läßt; daß er an die Stelle Andvaris und Reidhmars den Alberich setzt, dessen Bruder (dort Regin, Reidhmars Sohn) der kunstreiche Schmied ist, der zugleich als Erzieher Siegfrieds auftritt (sowohl Regin wie auch Mime ist „der weise Ratgeber"); daß der andere Sohn Reidhmars, Fafner, als Riese erscheint, der sich in Fasolt den Compagnon zum Bau der Götterburg beigesellt, dann aber, nachdem er den durch Freyas blitzendes Auge bethörten erschlagen, als „wilder Wurm" den Schatz hüten muß: das alles sind Züge, die der Dichter unter treuer Bewahrung des mythenbildenden Geistes ebenso klar und durchsichtig erfaßt hat, wie er in dem Ersatz der Otterbuße durch die Umhüllung Freyas mit dem Golde zugleich dem ästhetischen Bedürfnisse entgegenkommt, zugleich aber auch mit dieser Episode die zeitweilige Entziehung des verjüngenden Obstes beim Raube der Iduna (Sn. E. „Bragaroedhur" c. 56) in glücklicher Mythenverbindung als Vorspiel der kommenden Götterdämmerung auf Freya überträgt. — Was aber das Verhalten Wotans bei allen diesen Vorgängen betrifft, so sieht das unbefangene Auge sofort, daß dieser Gott — nach den Absichten des Dichters ebensowenig wie im Sinne des Mythos — der zur Entscheidung drängende, sondern nur der dem Verhängnis entgegenwirkende Held ist, daß er also auch nicht einer Rolle wegen heruntergekanzelt werden darf, die er überhaupt nicht zu spielen hat.

Auch in der „Walküre" ist der Dichter dem leitenden Gedanken der Sagenforschung nach einer bestimmten Richtung vorausgegangen. Noch hatte Müllenhoff seine lichtvolle Abhandlung über „Die alte Dichtung von den Nibelungen" (Ztschr. f. d. Altertum, 23, 116 flg.) nicht veröffentlicht, als Wagner bereits den in der Völsungasage c. 1—12 vorliegenden Stoff — ganz dem großen Stile, der jene Abhandlung auszeichnet, entsprechend — als Vorgeschichte seines „jungen Siegfried" entwarf und ausführte. Daß aber der Dichter durch die Verknüpfung der Sage von Helgi dem Hundingtöter mit der rheinfränkischen Sage von den „Wälsungen" nicht genötigt war, den Siegmundsohn erst aus einer dritten Ehe (der mit Hjördis) hervorgehen zu lassen, daß vielmehr Siegfried bei ihm die unmittelbare Frucht jenes „Incestes" ist, die dort erst dem Hasse der „bösen Stiefmutter" zum Opfer fallen muß: das ist eben die Ausnutzung des großen Vorteils, den der Dramatiker zu allen Zeiten vor dem Epiker oder dem Geschichtschreiber gehabt hat, und den sich Wagner umsoweniger entgehen lassen konnte, als er dadurch das Geschick der Walküre schon mit dem noch ungeborenen Siegfried zu verknüpfen vermochte. Diesen Zusammenhang, besonders aber die Geschichte des Wälsungenschwertes als der dem Ringfluche entgegenwirkenden

Digitized by Google

Kraft für diejenigen Leser und Hörer, welche nur die einzelnen Stücke ins Auge zu fassen pflegen — und es sind das die meisten — recht scharf hervorzuheben und immer wieder und wieder zu betonen, das halte ich für eine dankbare Aufgabe des Dramaturgen, der sich mit voller Seele und der gebotenen Pietät in das „Riesenwerk“ versenkt hat.[1])

Über den „Siegfried“ böte sich eine Fülle von Vergleichungspunkten dar, aus denen ich indessen nur einen herausgreife, da er zugleich ein Beispiel bietet, wie der Dichter mit seinem Stoffe gewachsen ist. In dem aus dem Jahre 1848 stammenden Drama „Siegfrieds Tod“ erzählt Siegfried (Akt III, 2) aus seinen „jungen Tagen“, wie er den Balmung (hier führt das Schwert noch diesen Namen) geschmiedet, und wie ihn dann Mime geheißen, mit diesem Schwerte den Wurm zu erschlagen:

„Wie lachten wohl — sagt' ich — Hundings Söhne,
hörten sie solch' ein Lied,
daß Siegfrieds Waffe mit Würmern focht,
eh' sie den Vater gerächt!“ — —
Da heerte Balmung, mein hartes Schwert,
die Hundinge sanken vor ihm.

Ganz in Übereinstimmung mit Reginsmál 15 flg. und Völsungasaga c. 17 und ganz im Sinne der alten Blutrache, aber durchaus nicht im Sinne des Mythos von dem Sonnenjünglinge, der vor allem den Drachen der Finsternis erschlägt, um durch diese hindurch zum Lichte zu gelangen, in dem die Sonnenbraut schläft. Betrachten wir dagegen die Textausgabe, die dem vollendeten Werke zu Grunde liegt, die von 1863, so stellt sich die Sache folgendermaßen dar: Hunding fällt, nachdem er Siegmund getötet, durch einen verächtlichen Handwink Wotans, denn — „nach Walhall taugt er mir nicht“ (wofür allerdings Bulthaupt kein Verständnis zu haben erklärt), die Vaterrache aber ist dahin verlegt, wo sie allein des Göttersprossen würdig erscheint: unmittelbar vor die Erweckungsszene; und der „Feind“ ist der Gott, dem er den die Vertragsrunen bergenden Speer zerschlägt, worauf der „Wanderer“ erklärt, in Wonne dem „ewig Jungen“ zu weichen. Und so wird, was dort der rohe Block war, hier die vollendete Marmorgruppe aus des Meisters Hand.

Die tiefsten Fragen laufen endlich in der „Götterdämmerung“ zusammen. Ich meine nicht die juristische Frage Bulthaupts über die Paternitas Hagens, bezüglich deren auf den Incubus in c. 169 der Thidreks-

1) Recht viel hätte Herr Bulthaupt in diesem wie in manchem andern Punkte von dem bei ihm selbst (S. 230) nur mit Achselzucken erwähnten „Stabreimdichter und Rhapsoden Wilhelm Jordan“ lernen können, freilich immer nur an der Hand der auch von Wagner so hoch verehrten wissenschaftlichen Forschung.

Digitized by Google

sage verwiesen werden könnte; auch nicht die chemische Analyse des Vergessenheitstrankes, der dem Dramaturgen „ebenso absurd wie verletzend" erscheint. Die wichtigste Frage ist die neuerdings von Wolfgang Golther (Studien zur germ. Sagengesch., München 1888) wieder aufgenommene über die Scheidung der Walküre Sigrdrifa und der Brynhild Budhladottir, die durch Rask in seiner Ausgabe der Saemundar Edda (1818) zusammengeworfen worden seien, was in der Folge „von der schlimmsten Wirkung gewesen". Mag diese Frage immerhin von der Wissenschaft noch weiter erwogen werden; die Dichtung wird an der Einheit der beiden Gestalten festhalten und in dem Eide „bei des Speeres Spitze" in Verbindung mit der Musik ihre unvergängliche Wirkung auf das Gemüt des Hörers ausüben. Und wenn die Nibelungen Gunther und Gutrun (auch bei dieser Namensform hat Wagner zu unserm Bedauern die Tradition — „Siegfrieds Tod" hat noch Gudrun — verlassen) als willenlose Werkzeuge in der Hand Hagens — ähnlich wie Hunding in der „Walküre" — einfach beiseite geworfen werden, während der Stifter alles Unheils von den Rheintöchtern jubelnd in die Tiefe gezogen wird, so zeigt sich selbst in solchen szenischen Einzelheiten das tiefe Verständnis des Mythos und der Sage, das Wagner durch jahrelange Beschäftigung mit dem Stoffe für den dramatischen Aufbau des Werkes gewann. Das Höchste aber hat er geleistet in der Herausgestaltung des Sühnetodes der Walküre, zu dem ihm allerdings die Edda (S. E. „Sigurdharkvidha in skamma und Helreidh Brynhildar", Sn. E. und Völsungasaga) das Material an die Hand gab, der aber auch den Dramaturgen Bulthaupt, nachdem er sich fast alle Stützen des dramatischen Gebäudes unter den Füßen weggezogen hat, zu den begeisterten Worten hinreißt: „Durch ihr Leid wird sie wissend und büßt ihren Wahn. Ihr Opfer aber hebt sie aus den trüben Niederungen des Egoismus in das Reich der Ideale. Mit der Glut, die das Paar verzehrt, gehen auch die Scheite der Weltesche, die Wotan um die Walhall geschichtet, in Flammen auf, das Ende dämmert den Göttern — aber die Liebe schwebt als Erlösungsstern über dem Rauch und der Wogenflut: das einzige künftige Heil der Welten." — Und bei diesen Worten scheide ich in versöhnter Stimmung von meinem Gegner, zugleich aber auch mit dem herzlichen Wunsche, daß er vor der zu erwartenden neuen Auflage der „Dramaturgie" den Abschnitt über den „Ring des Nibelungen" einer recht gründlichen Durchsicht unterziehen möge, und in der festen Überzeugung, daß eine gründliche Umarbeitung die notwendige Folge sein wird.

Von den Lesern der Zeitschrift aber scheide ich mit der Versicherung, daß mir nicht rasche Kampfeslust die Feder in die Hand gedrückt hat,

Digitized by Google

sondern die wiederholte Erwägung (die Redaktion könnte es bezeugen, und überdies: videtis annos!), daß man einer auf falschen Wegen wandelnden Kritik mit aller Entschiedenheit entgegentreten sollte.

Metrische Studien zu Schillers Jugenddramen.

Von **Paul Hoffmann** in Frankenberg.

In dem Entwickelungsgange des Dramatikers Schiller erscheint das Verhältnis des Dichters zu der frei gewählten äußeren Form seiner Schöpfungen für die Erkenntnis der fortschreitenden Umbildung und Läuterung seines Wesens und künstlerischen Vermögens nicht unwichtig. Die schäumenden und brausenden Äußerungen seines ungestümen Freiheitsdranges konnten nur in der Sprache einer leidenschaftlichen durch den Zwang äußeren Gesetzes nicht beengten Prosa sich freie Bahn brechen. Als der gärende Most jugendlichen Sturmes und Dranges in der Brust des Dichters allmählich sich zu klären begann, erfolgte seine „Hinwendung zu einer idealeren Form der Poesie“ (Zarncke) im „Don Carlos“. Der in kühner Freiheit nach dem Vorbilde Lessings verwendete fünffüßige Jambus war das geeignete Gefäß für die Fülle neuer Gedanken und stürmischer Empfindungen; in ihm offenbarte sich die rauschende Pracht ihrer sprachlichen Verkörperung. Wie in der verschiedenen Behandlung dieses Verses von da an „das Bild eines höchst mannigfaltigen und bedeutenden Entwickelungsganges“ sich zeigt, hat Zarncke eingehend dargelegt.[1]) Aus dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel geht anschaulich hervor, welche peinliche Sorgfalt beide Dichter auf den Bau ihrer Verse verwendeten, wie sich ihnen während des Schaffens die Einsicht in das Wesen der metrischen Formen und die durch sie bedingten Gesetze der poetischen Darstellung erschloß und erweiterte. „Ich habe noch nie, so schreibt Schiller am 24. November 1797, so augenscheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäfte (Wallenstein), wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen.“ Deshalb ist die genaue Würdigung der metrischen Formen, so wenig sie in weiteren Leserkreisen heimisch sein mag, für das volle Verständnis, besonders der dramatischen Werke Schillers unerläßlich.

Neben diesen in den späteren Dramen des Dichters ausgebildeten äußeren Kunstformen, die dem feinsten Gefühl für den Zauber sprachlichen Klanges und der klaren Erkenntnis bindender Gesetze ihre Voll-

---

1) Zarncke: Über den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe. S. 48 flg.

Digitized by Google

endung verdanken, erschließt sich bei einmal rege gewordener Beobachtung auch in seinen von prosaischer Form beherrschten Jugenddramen ein ungeahntes Gebiet metrischer Schöpfungen, bei denen die bewußte künstlerische Absicht von vornherein als ausgeschlossen betrachtet werden muß. Es sind Erzeugnisse freiwaltender Kraft der Sprache, Wildlinge, die ohne die Hut schirmender Hände emporgedeihen; nur durch die Laune des Zufalls scheint ihre Entstehung bedingt.

Daß auch die Prosa der rhythmischen Fügung nicht gänzlich entbehren kann, ist klar. Nur erstreckt sich die Kraft des Rhythmus bloß auf kleine Wortreihen; die fortwährende Brechung dieser rhythmischen Anläufe bestimmt das Wesen der Prosa.

Besonders drängt die gehobene dichterische Prosa der Leidenschaft und erregter Empfindung mit einer Art von Naturnotwendigkeit nach rhythmischer Gestaltung. Ohne daß der Schaffende sich dessen bewußt wird, fügen sich die Worte vorübergehend in den Bann eines Rhythmus, der sich zwar rasch wieder löst, aber doch innerhalb der prosaischen Rede mehr oder minder vollkommene metrische Gebilde zurückläßt.

Eine solche rhythmische Färbung der prosaischen Rede wurde von den alten Theoretikern der Beredsamkeit, die für die Feinheiten des Sprachklanges ein sehr geübtes Ohr besaßen, ausführlich erörtert, ihre Zulässigkeit und ihre Schranken wurden bestimmt. Den Ausgangspunkt dieser Untersuchungen bildeten die von Aristoteles gegebenen und von seinen römischen Nachfolgern aufgenommenen Vorschriften. Es wird der Satz aufgestellt, die Rede müsse vom Rhythmus beherrscht sein, dieser dürfe aber nicht zur Bildung völliger Verse führen.[1]) Quinctilian steigerte sogar noch diese Forderung, indem er erklärte, inmitten der Prosa wirke ein völliger Vers abscheulich, ja sogar ein Teil eines Verses sei schon störend.[2])

Es versteht sich von selbst, daß diese Vorschriften auf die deutsche Prosa nicht ohne weiteres übertragen werden können, doch dürfen sie wohl mit den durch das Wesen der Sprache geforderten Beschränkungen Ansprüche auf Beachtung erheben. Die Fügung des bloßen Rhythmus zu kürzeren Versgebilden wird unserem Ohre oft kaum bemerklich, erst das gehäufte Erscheinen rhythmischer Reihen macht sich nachdrücklich geltend, hebt das Wesen der eigentlichen Prosa auf und bildet ein Mittelgebiet zwischen rein prosaischer und rein poetischer Form. Mit Absicht hat

---

1) Aristot. rhet. III. 4: *ρυθμὸν δεῖ ἔχειν τὸν λόγον, μέτρον δὲ μή.* — Cicero Orator 56. 187: perspicuum est igitur, numeris astrictam orationem esse debere, carere versibus.

2) Quinctilian Jnst. Or. IX. 4. 72: versum in oratione fieri multo foedissimum est totum, sed etiam in parte deforme.

Digitized by Google

Geßner in seinen Idyllen diese Form gewählt. Erst war es sein Wunsch gewesen, die sanften Empfindungen seiner Hirtenwelt in Versen zum Ausdruck zu bringen. Da er aber an seinem Vermögen zu vollendeter Versbildung zweifelte, so schlug sich der unermüdliche Versfeiler Ramler ins Mittel und riet ihm, nach Hottingers Zeugnisse „seine Verse in eine wohlgefügte harmonische Prosa umzugießen.“ Wie Goethe in den letzten Teilen des „Egmont“ der Herrschaft des jambischen Rhythmus freien Lauf verstattet, ist bekannt. Die Ungleichheit der sprachlichen Behandlung, die dem Werke anhaftet, erklärt sich aus der Art goethischen Schaffens. Die lange Beschäftigung mit dem Stoffe verhinderte bei dem „langvertrödelten“ Stücke, wie es der Dichter in einem Briefe an die Frau von Stein nennt, die Einheit des Gusses. Diese absichtlich gewählte lebhafte rhythmische Färbung der prosaischen Rede, die bisweilen zur Bildung größerer metrischer Gefüge führt, kann in Schöpfungen der lyrischen und dramatischen Poesie erklärlich gelten und als Schönheit erscheinen, eingefügt in die ruhige Prosa der Schilderung und Erzählung wirkt sie befremdlich. Ein aus einem neueren historischen Werke entnommenes Beispiel solch rhythmischen Übermaßes möge zur Erläuterung dienen. In Dümichens Geschichte Ägyptens (Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Herausgeg. v. Oncken I. 1.) findet sich auf der ersten Seite folgende in bewegtem jambischem Rhythmus gehaltene Schilderung des Landes:

In einzelnen wenigen Distrikten nur bewohnt,
Im übrigen auf unabsehbar weite Strecken
Dem Menschen wie der Tier- und Pflanzenwelt
Die Existenz versagend,
Weil ganz und gar des Wassers Lebenselement dort fehlt,
Zugänglich schwer und unwirtsam zum größten Teil,
Dehnt sich im Westen von Ägyptens Fluren
Das große Sandmeer der Sahara aus,
Und eine Wüste unwirtsam nicht minder
Zieht sich im Osten bis zum roten Meere hin;
In Norden von des Mittelmeeres Wogen
Umspült und südwärts abgeschlossen durch den Katarakt,
Der zwischen Assuan und Philae seine Wasser
Mit donnerndem Getöse vorwärts drängt,
So liegt geschützt und wohlbewacht von allen Seiten
Des Nilstroms schönes Kind Ägypten vor uns da.

Es ist ein rauschender Hymnus, dessen jambische Reihen hier im Drucke hervorgehoben auch den Augen sich deutlich darstellen mögen; bei lautem Lesen müssen sie auch dem ungeübten Ohre bemerkbar werden. Die Begeisterung für das ferne Zauberland der Pharaonen kann diese metrische Unterbrechung der Prosa doch nicht genügend rechtfertigen. Das Est modus in rebus, sunt certi denique fines muß man auch

Digitized by Google

dieser übertriebenen und deshalb unstatthaften rhythmischen Bewegung der Sprache entgegenhalten, die entschieden nicht bloß das zufällige Ergebnis gehobener poetischer Stimmung sein kann. Diesen Ausschreitungen gegenüber muß die aristotelische Forderung ebenfalls gelten; sie müssen als stilistische Verirrungen bezeichnet werden.

Das Auftreten der nur durch die Kraft des Rhythmus bedingten Verse innerhalb der Prosa kann unser stilistisches Gewissen nur bei starker Belastung erwecken, anders verhält es sich mit dem Erscheinen des im volkstümlichen Sinne verstandenen Verses. Ein reimloser Vers gilt dem gewöhnlichen Verstande als etwas Ungereimtes, ihm erscheint für das Wesen des Verses der Reim unerläßlich. In diesem Sinne verstandene Verse werden als Fremdlinge in der Prosa empfunden und gemieden werden. Unwillkürlich entschlüpft wohl ein auch späterhin nicht bemerkter Reim der Feder.

Schwur und Religion, Riegel und Mauern,
Überleg das, Julius, und hör' auf zu trauern!

ruft der Fürst seinem Sohne zu im „Julius von Tarent" (III, 2). Dieser gereimte Schluß einer längeren Rede ist gewiß nicht beabsichtigt und bei Leisewitz, der auf die Form seiner Dichtung sichtbaren Fleiß gewendet hat, besonders auffällig. Leichter erklärlich, dem Ohre weniger fühlbar sind Reime, wie sie in Schillers Räubern vorkommen.

Wer wird nun kommen und es wagen,
Mich vor Gericht zu fordern? oder mir ins Angesicht zu sagen:
Du bist ein Schurke? (II. Akt 2. Sc)

ruft Franz frohlockend bei dem vermeintlichen Tode seines Vaters. Der Stab sei bereits über Roller gebrochen gewesen, erzählt Schwarz (II. Akt 3. Sc.) Der vom Tod am Galgen Errettete bestätigt dies:

Das war er freilich, und noch mehr.
Ich komme rekta vom Galgen her.

Beim Eindringen in das Schloß des Franz Moor giebt Schweizer seinen Genossen die Weisung:

Stürmt! Schlagt tot! Brecht ein!
Ich sehe Licht, das muß er sein.
(Mannheimer Bühnenbearbeitung V. Akt 3. Sc.)

Während diese heimlichen gereimten Eindringlinge nur als Gebilde eines launischen Zufalls betrachtet werden müssen, verdient der bald mehr oder minder bewegte rhythmische Gang der Sprache in den Schillerschen Jugenddramen wohl einmal eine aufmerksamere Betrachtung. Es würde eine müßige Beschäftigung sein, dieser sprachlichen Erscheinung nachzugehen, wenn sich nicht auch hierin, zwar nicht die Regelmäßigkeit des Gesetzes, so doch ein innerer Zusammenhang zwischen der unwillkürlich

Digitized by Google

zum Durchbruch gekommenen metrischen Form und dem Inhalte erweisen und neben der Erkenntnis allgemeiner Vorbedingungen dieser sprachlichen Eigentümlichkeit ein neuer Gesichtspunkt für die Eigenart des Dichters sich gewinnen ließe.

Für die Untersuchung im einzelnen ergiebt sich die Aufgabe, das Auftreten des jambischen, trochäischen und daktylischen Rhythmus zu verfolgen.

I. Der jambische Rhythmus.

Der Einbruch des jambischen Rhythmus in die prosaische Rede ist eine sehr allgemeine Erscheinung. Aristoteles hebt in der Poetik hervor, daß dieses Maß der prosaischen Rede am nächsten komme und leicht in der gewöhnlichen Rede sich einstelle.[1]) Der Jambus ist eine Pflanze, die selbst auf dem dürresten Boden gedeiht. Er ist heimisch auf den kahlen Höhen gesetzgeberischer Prosa[2]) und in den fruchtbaren Niederungen behäbiger Erzählungslust. Er drängt sich in den lebhaft bewegten Ausdruck der Wechselrede und zwingt in dem Sturm und Drang des leidenschaftlichen Parteikampfes die Worte des Parlamentariers zu rhythmischem Gange.[3])

---

1) Arist. de arte poetica. IV. *μάλιστα γὰρ λεκτικὸν τῶν μέτρων τὸ ἰαμβεῖόν ἐστιν. σημεῖον δὲ τούτου. πλεῖστα γὰρ ἰαμβεῖα λέγομεν ἐν τῇ διαλέκτῳ πρὸς ἀλλήλους.*

2) § 8 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich ist durchweg jambisch gehalten. Er besteht aus einem Fünffüßler und einem Siebenfüßler:

Ausland im Sinne dieses Strafgesetzes
Ist jedes nicht zum Deutschen Reich gehörige Gebiet.

3) Fürst Bismarck hat in seinem Leben, wie er selbst einmal launig erzählt, nur einen für eine Kaffeetasse bestimmten Vers gedichtet. Er darf zu dieser dichterischen Leistung noch eine Reihe jambischer Verse rechnen, die ihm inmitten ernsten Redekampfes entschlüpft sind. Aus der bei Spemann erschienenen Sammlung seiner Reden mögen hier einige durch die stenographische Augenblicksaufnahme festgehaltene jambische Schöpfungen folgen:

Uns steht er (d. i. der Reichskanzler) nicht als Preuße oder Bayer,
Uns steht er nur als Deutscher gegenüber. (VI. 191.)
Die Zeiten ändern sich. Man wird befreundet. (VII. 19.)
Das wäre für den armen Mann ein hoher Preis,
Da er des Branntweins, wie gesagt, bedarf. (XI. 127.)
Der Gott, an den ich glaube, möge mich davor bewahren. (VI. 89.)
Sie werden mich darin in einer Weise eigensinnig finden. (IV. 209.)

Die Sammlung ließe sich leicht vermehren. Der bekannte, leider oft mißbrauchte Ausspruch in der Rede vom 6 Februar 1887:

Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt

wird gewöhnlich in falscher Form mit „und“ statt „aber“ eingeführt. Er würde dann einen regelrechten Alexandriner bilden. Doch die Kraft des markig betonten „nichts“ hebt die Macht des Rhythmus auf. An diesem Wort bricht sich wie an einem Fels der jambische Wogenschlag.

Digitized by Google

Sein Auftreten in der gehobenen dramatischen Rede Schillers kann deshalb als etwas besonders Auffälliges und Eigentümliches nicht betrachtet werden. Bei einem Vergleich mit den in dieser Hinsicht beobachteten Dramen Lessings (Miß Sara Sampson, Philotas, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti)[1] und Goethes (Goetz von Berlichingen, Clavigo, Stella) muß man das Vorkommen der Jamben bei Schiller als verhältnismäßig selten bezeichnen. Leicht anakreontisch tändelnd erscheinen die Jamben in Spiegelbergs Bericht über seine Werberkünste (II. Akt, 3. Sc.):

Gelt, Bruder? und ich denke,
Wenn ich ihm (d. i. d. Satan) Zehen stelle,
Läßt er mich frei ausgehn.

In vierfüßigen Jamben schildert Kosinsky die Qualen seiner Haft (Akt III, 2. Sc.):

Hier lag ich einen Monat lang
Und wußte nicht, wie mir geschah.

Zahlreich sind die fünffüßigen Jamben vertreten. Gleichartigen Bau mit scharfer Cäsur nach dem zweiten Jambus zeigen folgende Verse:

Er war nicht da? Drückt ich nicht seine Hände?
(II. Akt, 2. Sc.)
Er ist dahin? Was helfen späte Klagen?
(II. Akt, 2 Sc.)
Du hier? Erwünscht! — Dich wollt' ich eben haben.
(Mannheimer Bühnenbearbeitung I., 2).

Der allgemein gehaltene Gedanke findet in dieser Form eine passende Prägung.

Was soll der fürchten, der den Tod nicht fürchtet?

ruft, um seinen festen Entschluß zu bekräftigen, Kosinsky (III. Akt, 2. Sc.).

Die Liebe hat nur einen Fluch gelernt,

versichert Amalie. (Mannheimer B. II. 3.)

Das Beispiel eines jambischen Trimeters bieten die Worte des alten Moor (I. Akt, 1. Sc.):

Die Sünden seiner Väter werden heimgesucht.

Einen Alexandriner bildet Fiesko in seiner Mahnung an den Mohren (I. 9.):

Häng immer diesen Schild vor dein Gesicht hinaus.

---

1) Besonderen Reichtum an jambischen Gebilden zeigt die Sprache in „Miß Sara Sampson". Lessing scheint dies selbst gefühlt zu haben. Ramler schreibt an Gleim in dem oft angeführten Brief über die erste Aufführung des Stückes in Frankfurt a. O.: „Künftig wird er in reimfreien Jamben dichten." Der „Philotas" behielt aber die Form der Prosa bei. Gleim konnte sich freilich das Vergnügen nicht versagen, ihn in Jamben umzugießen. Danzel-Guhrauer: Lessing I, 435.

Digitized by Google

In einem wahren Jambenschwall äußert sich das Erstaunen Karl Moors bei dem geisterhaften Erscheinen seines Vaters (IV. Akt, 5. Sc.) „Ich will den unterirdischen Schatz aus den Klauen des Zauberdrachen reißen“, ruft er:

Und wenn er tausend rote Flammen auf mich speit
Und seine spitzen Zähne gegen meinen Degen bleckt.

II. Der trochäische Rhythmus.

In der Sprache Schillers bildet der trochäische Rhythmus meist den Ausdruck gehaltener Empfindung und feierlichen Ernstes. Mit dieser Wirkung erscheint er in einer Reihe von Gedichten; in dem Dialog des Dramas hat ihn der Dichter mit sicherem Gefühle vermieden. Erst die von den Einflüssen südlicher Kunstformen beherrschten Dramatiker der Folgezeit haben den mißlungenen Versuch gewagt, die Trochäen auf der Bühne heimisch zu machen. Nur in der Prosa der Jugenddramen findet der trochäische Rhythmus bei Schiller eine unbeabsichtigte Verwendung. Beispiele finden sich in allen drei Stücken. Wie aus einer Schicksalstragödie Müllners oder Grillparzers entnommen, klingt die dumpfe Klage des seinem finsteren Kerker entstiegenen alten Moor (IV. Akt, 5. Sc.)

Habe dank, o Gott! Erschienen
Ist die Stunde der Erlösung.

Tiefe leidenschaftliche Ergriffenheit spiegelt sich in den gehäuften Trochäen der Klage, die Fiesko „in stillen Schmerz geschmolzen“, wie die Bühnenanweisung sagt, vor dem Leichnam seiner ermordeten Gattin ausstößt (V. Akt, 13. Sc.):

Schluchzt hier jemand?
Ja bei Gott, die einen Fürsten
Würgten, weinen! Redet! Weint ihr
Über diesen Hochverrat des Todes
Oder weint ihr über
Meines Geistes Memmenfall?
Wo in warme Thränen
Felsenharte Mörder schmelzten,
Fluchte (Fieskos Verzweiflung).

Süße Erinnerung erster Liebesregung atmen die weichen Trochäen in der Erzählung Luisens (I, 3):

Froher jagten alle Pulse,
Jede Wallung sprach.

Sprache und Metrum erinnern an den „Ritter Toggenburg“.

Digitized by Google

III. Der daktylische Rhythmus.

Ebensowenig wie die jambische kann die immerhin seltenere trochäische Bewegung der Rede bei der natürlichen Neigung der Sprache zu diesen Rhythmen befremden. Ihr vereinzeltes Erscheinen darf, da es sich ebenso in anderen Prosaschöpfungen beobachten läßt, nicht als eine Eigentümlichkeit des Dichters zum Kennzeichen der Sprache dienen. Anders ist das Ergebnis bei der Betrachtung des daktylischen Rhythmus. Von ihm zeigt sich die Sprache in einer Weise beherrscht, daß man von einem ausgesprochenen daktylischen Charakter der Schillerschen Prosa reden kann. Besonders deutlich tritt diese Eigenart des Dichters bei einem Vergleich mit den oben herangezogenen Werken Lessings und Goethes hervor, bei denen das Vorkommen daktylischer Reihen nur selten sich bemerken läßt.[1])

Die Beobachtung daktylischer Verse in der Prosa ist nicht neu. In dem mit leidenschaftlicher Erregung geführten Kampfe um das Sein oder Nichtsein des Reimes, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Geister mächtig bewegte, beriefen sich die Vorkämpfer der reimlosen antiken Versformen auf das Vorbild der lutherischen Sprache. Hier wollten eifrige Spürer Hexameter gefunden haben und suchten damit ihre Ansicht zu stützen.[2]) Würde diese Art der Beweisführung statthaft sein, so würde die für die moderne Dichtung schon fast historisch gewordene Form des Hexameters in der Schillerschen Prosa eine warme Fürsprache finden, denn hier treten neben zahlreichen daktylischen Fragmenten eine Reihe vollkommener Hexameter auf. Zum Erweise des behaupteten dak-

---

1) In der schwungvollen Sprache des Lessingschen Philotas zeigen sich Hexameter:

Nicht der Mensch, der vollendete Mensch allein muß es wissen. (4. Auftr.)
Mit Auftakt erscheint der Vers im 3. Auftritte:

Sonst möchte der werdende Held im ersten Keime ersticken.

2) Johann Georg Neukirch: Anfangs-Gründe zur reinen Teutschen Poesie itziger Zeit u. s. w. Halle 1724 S. 28: „Ob es gleich mit den Anakreontischen, Sapphischen und Alkäischen Versen in der teutschen Poesie noch angehen möchte, so will es doch mit den Hexametris und Pentametris nicht fort, ob es gleich pedantische Köpfe, wiewohl mit schlechter Approbation versuchet. Denn der Behelff stehet auf schwachen Füßen, als solte Lutherus bei Uebersetzung der Heil. Schrifft hie und da Hexametros gemacht haben z. E. Gen. II. 7:

Und also ward der Mensch eine lebendige Seele Gen. XXII. 8.
Und Isaac scherzet mit seinem Weibe Rebecca ꝛc.

Da nun der Geist-reiche Mann solches wohl niemahls in seine Gedanken gebracht, indem es ohngefehr so gerathen: so halte gäntzlich dafür, daß um deßwillen sich wohl keiner zu solcher ungewöhnlichen Art solte verleiten lassen, lieber zu lateinisiren als teutsche Verse in Reimen zu schreiben, davon auch das graue Alterthum allein Estim gemacht."

Digitized by Google

tylischen Charakters der Schillerschen Sprache wird ein ausführlicheres Eingehen auf diese Erscheinung mit Heranziehung reichlicher Belegstellen nötig sein.

Die verschiedenartigen daktylischen Schöpfungen lassen sich in mehrere Gruppen zusammenfassen.

1. Die erste umfaßt die unvollendeten Gebilde, unvollständige Hexameter, denen Anfang oder Ende zur völligen Rundung fehlt.

Ha wer mir itzt ein Schwert in die Hand gäb	R. I. 2.
Siehe, da fällts wie der Star von meinen Augen	R. I. 2.
Schonen Sie ihrer Geburt, ihres weiblichen Stolzes	F. (Bühnenb.) IV. 10.
Wie ich auf einmal so leicht so gehoben mich fühle	K. u. L. IV. 8.

Häufiger ist die Neigung des Rhythmus zu hexametrischem Schlusse:

koste den Nacken, der gegen ihn störrisch zurückschlug	R. II. 2.
Nur meinen Fiesko umflattert ihr himmlischen Mächte!	F. IV. 11.
Tyrannis, die mächtige Hydra, zu stürzen.	F. I. 13.
hast das Herz seines Lebens verwundet.	F. II. 13.
aber streifte den blutenden Arm auf.	F. II. 14.
er muß auf den unsrigen rechnen.	F. II. 17.
vergeß ich das Werk zu verschlingen.	F. II. 19.
das zuckende Herz mit dem Streich der Erbarmung zu necken.	K. u. L. III. 6.

2. Vollständige Hexameter, die inmitten des ausgesprochenen Gedankens sich hervorheben:

Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr; denn über uns waltet (Ein unbeugsames Fatum).	R. I. 2.
Jeden ereilet endlich sein Tag, es sei auf dem weichen (Kissen von Flaum).	R. I. 2.

Gehäufte Daktylen zeigt die schmerzerregte Rede des Fiesko (V. 13):

Jahre voraus, Leonore, genoß ich das Fest jener Stunde, (Wo ich den Genuesern ihre Herzogin brächte.)	
(ich nehme) Meine Tochter in Arm und marsch mit ihr über die Grenze!	K. u. L. II. 4.
Es ist die höchste Gefahr — und die höchste Gefahr mußte da sein, (Wenn meine Liebe den Riesensprung wagen sollte.)	K. u. L. III. 4.
Du, Luise, und ich und die Liebe! — Liegt nicht in diesem (Cirkel der ganze Himmel).	K. u. L. III. 4.
Du hast ein Herz lieber Walter! Ich kenne es. Warm wie das Leben (ist deine Liebe).	K. u. L. III. 4.

3. Am häufigsten erscheint der Hexameter als Form des vollständigen Gedankens.

Oder steckt es vielleicht im Resultat dieses Aktus?	R. I. 1.
Ist dein Name nicht Mensch? Hat dich das Weib nicht geboren?	R. I. 2.
Seine Küsse sind Pest, seine Lippen vergiften die deinen.	R. I. 3.
Der überladene Geist drückt sein Gehäuse zu Boden.	R. II. 1.
Lieber Herr Graf,[1]) es reift keine Seligkeit unter dem Monde.	R. IV. 2.

1) In der Mannheimer Bühnenbearbeitung heißt es nur: „Graf“.

Hier durchirrte sein Aug' die um ihn prangende Gegend [1]).	R. IV. 4.
Genua denkt euch in mir, meine Freunde! Gehe nur, Tochter.	F. I. 13.
O nur ein Bubenstück, das bei euch gangbar ist, Männer!	F. II. 13.
Gnädige Frau, ich habe ein Herz für die weinende Tugend.	F. II. 13.
Und der monarchische Laut wird den ewigen Himmel bewegen.	F. III. 2.
Haben sie Fleisch von Erz? Sind unsre Schwerter von Binsen?	F. IV. 7.
Nahe sind deine Henker, und du kannst schlafen Andreas?	F. V. 1.
Fürchterlich hatte sie schon in diesem Lande gewütet.	K. u. L. II. 3.
Nein, beim unendlichen Gott! ich kann meinen Eid nicht verletzen.	K. u. L. II. 5.
Nein! Nein! verhehle mir nichts! sprich es aus das entsetzliche Urteil.	K. u L. II. 5.
Bald, bald hätte selbst mich die himmlische Schminke betrogen.	K. u. L. IV. 2.
Geht ihm nach! Er verzweifelt! — Das Geld hier soll man ihm retten.	K. u. L. V. 8.

4. Gern erscheint der Daktylus mit Auftakt. Gleichartigen Bau zeigen folgende rhythmische Anläufe:

Jtzt nutz ich den Zeitpunkt Und risch wie der Wind.	R. II. 3.
Umlagert von Mördern Von Nattern umzischt.	R. III. 2.
Das lehrt mich ihr Gang — Ich liebe sie nicht.	R. Bühnenb. I. 2.
Du schwärmst meine Liebe, Du bist zu bedauern.	R. Bühnenb. I. 2.

Auch Hexameter erscheinen mit Auftakt.

Ja haltet Roller sagt recht. Und das muß ein erleuchteter Kopf sein [2]).	R. I. 2.
Mein Fluch ihn gejagt in den Tod, gefallen mein Sohn in Verzweiflung.	R. II. 2.
Aus Stirn und Wangen und Mund und der ganzen Fläche des Leibes.	R. II. 3.
Saß liebreich lächelnd am Thor und grüßte sie Brüder und Kinder.	R. II. 2.
Jtzt raste die Stille des Volks in einem erschütternden Laut aus.	F. II. 14.
Schlag 9 Uhr ist alles im Schloß, meine letzten Befehle zu hören.	F. III. 5.

Die Übersicht dieser daktylischen Schöpfungen, die sich bei darauf gerichteter Aufmerksamkeit gewiß noch vermehren ließe, mag zum Erweise des behaupteten daktylischen Charakters der Schillerschen Sprache genügen. Die Bedingtheit der äußeren Formen durch den inneren Gehalt der Dichtungen verleugnet sich auch hier nicht. Das Fluten leidenschaftlicher Empfindung, von der des Dichters Brust geschwellt war, fand in dem Kothurngang des lebhaft bewegten Rhythmus von selbst den passenden äußeren Ausdruck. Die ungebundene Sprache der Schillerschen Jugenddramen zeigt den Wiederschein innerer Erregung und Gärung; in dem „Strom, Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft" aber strebt sie unwillkürlich nach der Gebundenheit rhythmischer Formen.

1) In der Mannheimer Bühnenbearbeitung: Hier durchhüpfte sein Aug' die um ihn prangende Natur.

2) In der Mannheimer Bühnenbearbeitung: „das muß ein verschmitzter, erleuchteter Kopf sein".

Digitized by Google

Einführung in die Geschichte der deutschen Sprache.

Von **Karl Kinzel** in Friedenau-Berlin.

Die Meinung, daß auf unseren höheren Lehranstalten neben einer Einführung in den Entwickelungsgang unserer Litteratur auch eine solche in die Geschichte der deutschen Sprache zu geben sei, scheint sich immer mehr Bahn zu brechen. Freilich giebt es noch viele Gegner alles Systematischen in dieser Hinsicht, welche meinen, dergleichen Erörterungen für die Universität aufsparen und sich auf der Schule mit gelegentlichen Äußerungen und Andeutungen begnügen zu müssen. Allein eine zusammenfassende Darlegung, welche die in jahrelangem Unterricht überlieferten Thatsachen der deutschen Grammatik zu einem übersichtlichen Ganzen ordnet, die Erkenntnis erweitert und vertieft, scheint mir auf einer oberen Stufe höchst heilsam, ja unerläßlich. Die geeignetste Klasse dürfte hierfür die Obersekunda sein, welcher aus mannigfachen Erwägungen die Beschäftigung mit dem deutschen Altertum überhaupt zuzuweisen sein wird. Und zwar möchte ich mich hier beiläufig dafür aussprechen, daß dies ausschließlich geschieht. Luther und Hans Sachs nach Obersekunda zu nehmen, um dadurch in Prima Zeit und besseres Verständnis für Wolfram von Eschenbach und Walther zu gewinnen, halte ich in vieler Beziehung für falsch. Einmal bleibt dann das Bild des Mittelalters in Obersekunda schief und unfertig, dann aber dürfte für Luther, der sich zudem in Prima an die Geschichte der Reformation anschließt, und für Hans Sachs das Verständnis in Sekunda nicht größer sein als für Walther v. d. Vogelweide, den die Obersekundaner in geeigneter Auswahl und Übersetzung, wie die Erfahrung lehrt, mit großer Begeisterung lesen.

Hier also findet auch eine Einführung in die Geschichte unserer Sprache mannigfache Anknüpfungspunkte, zumal da die Perioden unserer Litteratur mit denen der Sprachentwickelung aufs engste verknüpft sind und die Beschäftigung mit Hildebrandslied und Muspilli oder Zaubersprüchen in Böttichers Ausgabe dem Schüler ein althochdeutsches Denkmal in die Hand spielt und der Walther v. d. Vogelweide ein mittelhochdeutsches, ganz abgesehen davon, daß die Lektüre der Nibelungen im Urtexte demnächst ohne Frage wieder eingeführt werden wird.

Zweifelhaft könnte man über den Umfang sein, in welchem dieser Stoff zu behandeln ist, und über den einzuschlagenden Weg. Natürlich wird in dieser Beziehung Neigung und Befähigung des Lehrers und der jeweiligen Schülergeneration eine große Rolle spielen. Vorauszusetzen ist,

Digitized by Google

daß der Lehrer seinen Stoff völlig beherrscht und in möglichst freier Unterhaltung mit den Schülern erörtert, damit sie zum selbständigen Nachdenken über die Muttersprache und zum freudigen Bewußtsein ihres Besitzes angeregt werden. Es handelt sich nicht in erster Linie um eine Überlieferung neuer Kenntnisse, sondern um eine übersichtliche Zusammenfassung des auf früheren Stufen erworbenen Stoffes und um eine Einführung in das Verständnis der sprachlichen Vorgänge. Der Schüler soll lernen, daß diese ein organisches Ganzes bilden, daß sie nicht losgelöst von dem geschichtlichen Entwickelungsgange richtig aufzufassen oder nach elementaren Schulmeisterregeln zu beurteilen sind, daß allein gründliche geschichtliche Kenntnisse, wie sie nur durch eindringende Studien zu erwerben sind, zu einem selbständigen Urteil über die eigene Sprache berechtigen, daß in diesem Sinne nicht jeder Deutsch kann, der deutsch spricht, selbst wenn er ein philologisches Staatsexamen gemacht hat, wie eben unserer Meinung nach auch nur der zum deutschen Unterrichte befähigt ist, der Deutsch studiert hat. Um die Schüler auf diese elementare Weisheit und Bescheidenheit hinzuführen, lege man ihnen ganz elementare Fragen vor, etwa ob und warum es fragte oder frug, fragt oder frägt, er ladet oder lädt, hängt oder hangt u. a. heißt.

In nachstehendem erlaube ich mir nun den Weg kurz darzulegen, welchen meine Erörterungen meist zu nehmen pflegen.

1. Ich gehe von dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Sprache aus und suche aus den Schülern herauszubringen, was sie davon wissen. Sie haben oft beobachtet, daß die Sprache, welche sie auf der Schule lernen und sprechen sollen, mit der Sprache des Volkes, hier also der Berliner, nicht übereinstimmt. Viele von ihnen wissen aus eigener Erfahrung, daß beide von Jugend auf im Kampfe liegen und daß sie anfangs zu Hause anders redeten als in der Schule. Diese eigene Erfahrung ist zu erweitern. Von weit her zugereiste Verwandte sprachen auch die Schriftsprache, in ihrer Heimat gab es ebenfalls eine Volkssprache, die aber ganz anders ist als die Berliner. Man unterscheidet eben verschiedene Mundarten und die neuhochdeutsche Schriftsprache, so genannt, weil sie keine gewachsene Volkssprache, sondern etwas mehr künstlich, durch die Schrift, Gewordenes ist.

Außer ihrer Volksmundart, welche neuerdings durch Wildenbruchs „Quitzows“ und „Neuen Herrn“ in das höhere Drama gedrungen ist, kennen die Schüler meist etwas von Fritz Reuter, vielleicht auch von Johann Peter Hebel. Jener wird nun herbeigeholt und folgendes Stückchen aus der Urgeschichte Mecklenburgs diktiert:

Ick he**ww** in minen ganzen Lewen nicks funnen, as blot mal, as dat Har**w**stmark tau Enn was, twei Gröschen u**p** de Stäb, wo de

Digitized by Google

Penzliner Pötter utstunn. Ick köffte mi dorför von Bernaskoni'n ne Blifedder; min sel Vader kreg dat tau weiten, un ick müßt tau minen ewigen Schimp und Schann de Blifedder wedder gegen de twei Gröschen taurügg gewen un müßt nu dörch de ganze Stadt achter den Penzliner Pötter herlopen, dat de Mann doch wedder tau dat Sinige kem.

Im Anschluß an die fettgedruckten Konsonanten werden nun die wesentlichsten Unterschiede des Niederdeutschen und Hochdeutschen festgestellt und die Beispiele durch das erweitert, was die Schüler etwa aus Eigenem beibringen können. Daran schließt sich die Frage, wie sich das Berlinische dazu verhalte. Redensarten wie „Wat ick mir davor kofe", „ick dreibe jar nischt", „det is 'n rechtet Schaf", „en Schafkop", dagegen „Holz" statt „Holt", „zu" statt „tau", „aus" statt „ut" zeigen, daß diese Mundart teil hat an beiden großen Gruppen. Dies führt zur Entwickelung des Begriffs Mitteldeutsch. Zusammenfassend wird nunmehr die Entwickelung der sog. zweiten Lautverschiebung dargelegt, durch welche um das Jahr 700 Deutschland sprachlich in zwei große Hälften zerlegt war, zwischen denen ein breiter Gürtel mitteldeutscher Mundarten liegt. Jede dieser Gruppen zerfällt wiederum in Dialekte und Mundarten, in denen das eigentliche Leben der Sprache pulsiert. Sie zu verachten, ist verkehrt, ihre Ausdrücke, Wortformen und Wendungen als schlechtes Deutsch zu bezeichnen, ist falsch und verrät mangelhafte Kenntnis der Sachlage, selbst die Verwechslung von „mir" und „mich" hat ihren sprachlichen Grund.

Schwierigkeit macht dem Verständnis der Schüler der Unterschied der oberdeutschen Dialekte von der Schriftsprache (diesen Ausdruck brauche man der Klarheit halber allein für neuhochdeutsch). Man zeige womöglich an einem Beispiel aus Firmenichs viel zu wenig bekannten „Völkerstimmen", wie weit die ober- und niederdeutschen Mundarten auseinandergehen, ja wie weit sie von der Schriftsprache abstehen, so daß ein Deutscher den andern unter Umständen fast so wenig versteht, wie einen Ausländer. Dies erregt stets große Verwunderung.

Daran schließt sich nun naturgemäß die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, ihre Entstehung aus dem Kanzleideutsch (Gemeinem Deutsch) und Luthers mitteldeutschem (obersächsischem Dialekt), ihr mitteldeutscher Konsonantstand, die Einmischung niederdeutscher Elemente (z. B. Ausdrücke, welche mit der Schiffahrt zusammenhängen, von den Seeanwohnern entlehnt) u. a. Das einzelne findet man kurz in Lyons „Abriß der deutschen Grammatik und kurzer Geschichte der deutschen Sprache" (Stuttgart, Göschen), ausführlicher in Behaghels „Deutscher Sprache" (Leipzig, Freytag). Allmähliche Ausbreitung der Schriftsprache durch die Bibelübersetzung, durch Luthers, Hans Sachs' und anderer der Reformation wohlgesinnter Männer Schriften. Hemmnisse durch die Gegen-

Digitized by Google

sätze der Konfessionen und durch die Herrschaft des Lateinischen. Erstere längst aufgegeben, letzteres im Zurückweichen seit Leibniz, Wolf, Lessing; die lateinischen Dissertationen (z. B. „De infectione per i litteram", d. i. „Über den Umlaut"!), ja sogar der lateinische Aufsatz der Gymnasien aufgegeben! Gegenwärtiger Stand — so kehren wir zum Ausgang zurück — und Mittel ihrer Verbreitung durch die Volksschule, Litteratur, Zeitung (Bedenken gegen diesen Quell!). Daneben höchst erfreulich der kräftige Strom der Mundarten in der mündlichen Rede, der zur Belebung und Erfrischung des Kunstprodukts der Schriftsprache dient und dieselbe vor Erstarrung und Verknöcherung bewahrt.

2. Von den Perioden der deutschen Sprachgeschichte. Da es vor Luther zwei Sprachperioden giebt, sollte man eigentlich Altdeutsch, Mitteldeutsch, Neudeutsch unterscheiden, was dann naturgemäß wieder in Althoch- und Altniederdeutsch, Mittelhoch- und Mittelniederdeutsch, Neuhoch- und Neuniederdeutsch (wofür man Plattdeutsch sagt) zerfiele. Da man aber den Begriff Mitteldeutsch schon im räumlichen Sinne verwandt hatte und die Litteratur vorzugsweise in hochdeutscher Sprache verfaßt ist, so teilte man die Perioden vor 1500 in Althochdeutsch von 700—1100 und Mittelhochdeutsch von 1100—1500. Doch ist immer festzuhalten, daß in beiden auch mittel- und niederdeutsche Dialekte vorhanden waren; man erinnere an das Hildebrandslied, den Heliand, Heinrich von Veldekes Eneide. In der ältesten Periode, in welcher uns Denkmäler unserer Sprache erhalten sind, erscheint uns dieselbe in vieler Beziehung vollkommener, mit volleren, ungetrübten Vokalen in den Stamm- und Endsilben. Man lasse das 1. Heft unserer Denkmäler aufschlagen (2. vermehrte Auflage 1891) und vergleichen S. 6 wari, wäre; sagêtun, sageten, sagten; gileitôs, geleitest u. a. m. Man zeige daran den Gang der Sprachentwickelung als einen Abbröckelungsprozeß in den Wortformen, der noch heute nicht abgeschlossen ist. Wir sagen „auf dem Tisch", „mit dem König", schreiben aber meist, wie wir in feierlicher Rede sprechen „Tische, Könige". Die Ursachen dieser Verwitterung liegen im reichlicheren Gebrauch der Sprache und im schnelleren Sprechen, wie es die Entwickelung jedes Volkes mit sich bringt. Man vergleiche das Französische. Dem gegenüber steht, aus derselben Quelle fließend, Differenzierung der Begriffe und Entfaltung der Syntax.

Abgrenzung des Sprachgebietes. I. Zu Karls des Großen Zeit östlich bis zur Elbe, nördlich Schleswig, westlich die Niederlande, Elsaß und Lothringen, südlich die Schweiz und den größten Teil der Mittelalpen einschließend. Es sind die Stämme A. Oberdeutsch. 1. Alemannen, 2. Südfranken (entspricht freilich nicht genau dem wissenschaftlichen Gebrauch). 3. Bayern und Österreicher. B. Mitteldeutsch. 1. Mittel-

Digitized by Google

franken (Trier-Köln). 2. Hessen. 3. Thüringer. 4. Obersachsen. C. Niederdeutsch. 1. Niederfranken (Niederlande). 2. Niedersachsen mit den (West-) Falen. 3. Friesen. II. In der mhd. Periode wird die Elbe überschritten, das Slaventum zurückgedrängt: Sachsen, Schlesien und Preußen von Mitteldeutschen kolonisiert, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern von Niederdeutschen, Böhmen teilweis und Siebenbürgen erobert. Das war die Zeit, da die deutsche Sprache die größte Kraft entwickelte. III. In der nhd. Periode ging dies zurück. Gegenwärtiger Zustand 1. in Posen und Schlesien. 2. in den russischen Ostseeprovinzen. 3. in Österreich: Böhmen, Siebenbürgen. 4. in Elsaß und Lothringen unter 200jähriger französischer Herrschaft. 5. in Belgien, wo erst jetzt die Vlamländer (einst galt es in Deutschland für besonders fein, zu vlämen; vgl. Meier Helmbrecht in den Denkmälern II, 2 S. 93) sich wieder mehr auf ihre Muttersprache besinnen. Hier gilt es, in den Schülern das nationale Bewußtsein wachzurufen und sie aufs wärmste zu mahnen, für die deutsche Sache allerwegen einzutreten.

Die Erklärung des Wortes deutsch (diutisk = volkstümlich, findet sich zuerst in einer Verordnung Karls des Großen von 803, dem Volke das Evangelium diutiska lingua zu predigen) findet hier ihre Stelle. Zuerst im 9. Jahrhundert nur von der Sprache gebraucht wird es erst allmählich auf das Volk übertragen, das in Deutschland wohnt. Es auf außerdeutsche Germanen zu übertragen ist verkehrt.

3. Die vorgeschichtlichen Verhältnisse. Die nahe Verwandtschaft der Deutschen mit den nordischen Völkern (Dänen, Schweden, Norwegern, Isländern) und mit den Engländern springt in die Augen und ist leicht zu zeigen. Wir stehen ihnen, auch im äußeren Typus, näher als den Romanen und Slaven, und sind uns des bewußt. Unter den deutschen Stämmen sind sie den Niederdeutschen näher verwandt. Besiedelung Britanniens 449 n. Chr. durch die Angeln und Sachsen. Begriff der Germanen, Ost- (Goten und Skandinavier) und West-Germanen. Die älteste Sprache der meisten Stämme ist verschollen, kein Schriftdenkmal überliefert uns die der Vandalen, Cimbern, Teutonen, Gepiden, Longobarden, Ostgoten, keins die Sprache der Deutschen vor 700 (Urdeutsch), der alten Angelsachsen oder der Skandinavier. Von allen Germanen der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung kennen wir nur die Sprache der Westgoten auf der Balkanhalbinsel durch die Bibel des Ulfilas. Man rotte endlich den Irrtum aus, daß dies Buch das älteste Denkmal unserer Litteratur sei: die gotische Sprache ist die Tante, aber nicht die Mutter unserer Sprache.

Wie nun unser „Fuß" (fûz, fuoz) im Vergleich zu englisch „Foot", „Herz" zu „Hart", „Thür" zu „Door", die Verwandtschaft beider

Digitized by Google

Sprachen zeigt, so weist „Foot“ zu lateinisch ped-, „Hart“ zu cord-, „Door“ zu griechisch θύρα auf ein nahes Verhältnis dieser Sprachen hin. Mein Lehrer sagte noch, unser Wort „Thür“ müsse mit th geschrieben werden, weil es von θύρα komme. Hier ist Klarheit zu schaffen und der Zusammenhang des indogermanischen Sprachstamms aufzuzeigen. Die Besiedelung Europas trage man, ohne Berücksichtigung der modernsten Hypothesen, nach alter Weise vor: nach Abtrennung der 1. Indo-Perser, 2. Graeco-Italiker, 3. Kelten, 4. Germanen und Slaven. Dann erörtere man die erste und noch einmal die zweite Lautverschiebung und verfehle nicht darauf aufmerksam zu machen, daß dieser wie alle organischen Vorgänge mancherlei Ausnahmen erleide. Auf das Vernersche Gesetz einzugehen (Accentverschiebung: indogermanisch k t p zu g d b, also rückwärts, dico = zeigen), ohne Einzelheiten zu erwähnen verlohnt sich nur, um vom Unterschiede des beweglichen (Róma, Románi, Romanórum) und festen Accentes (im Germanischen auf der Stammsilbe) zu sprechen.

Warnung, nicht nach dem Klange zu vergleichen. Worte, die im deutschen und lateinischen gleiche Konsonanten haben, sind nicht verwandt, also nicht altes deutsches Gut, sondern Lehnworte wie Brief, breve; Kammer, camera; Dom, domus. Kopf ist nicht lateinisch caput, dem vielmehr Haupt (haubet) entspricht, sondern Lehnwort aus cuppa. Solchen Lehnworten giebt die deutsche Sprache ein Geschlecht nach eignem Gefühl. Fremdwörter und Sprachreinigung. Mahnung!

4. Die wichtigsten Erscheinungen unsres sprachlichen Lebens. Hier soll nur das Einschneidende herausgehoben werden; daran Wiederholungen der Elementargrammatik zu knüpfen bleibt jedem überlassen. Ausgeschlossen ist hier die Besprechung syntaktischer Erscheinungen, welche sich am besten der Stilistik und Dispositionslehre voraufschicken lassen.

1. Kraft, kräftig; Rom, römisch; Ruhm, rühmlich. a, o, u getrübt durch folgendes i. Erklärung: bei Aussprache des ersten Vokals wird das Stimmwerkzeug schon von dem folgenden Vokal beeinflußt. Was folgt also für: Kraft, Kräfte; mochte, möchte; Haus, Häuser; Traum, träumt? Erkläre streng, leugnen, Ferge, Fertig zu fahren; brennen zu brannte; schön, schon; fest, fast.

2. Erde, irdisch; Herde, Hirte; Berg, Gebirge; Feld, Gefilde. Ergebnis: ein folgendes i erhöht ein e des Stammes zu i.

3. Durch a der Endung wurde u in o verwandelt. Brechung: Wurf, geworfen; Für (furi), vor (fora). Verhindert wird die Brechung durch Nasal: geworden, aber gefunden.

4. Ablaut: alle übrigen Veränderungen der Stammvokale zur Unterscheidung der Begriffe. Binde, Band, Bund ꝛc. Dies führt zur

Digitized by Google

5. Konjugation: Starke durch Ablaut, Schwache durch —te, —t. Diese mit drei verschiedenen Bindevokalen i (legen, setzen), ô (fragen; daher fragst, fragt aus frâgôs, frâgôt, kein Umlaut möglich, wie bei sagen) oder ô (laden = inviter; daher ladest, ladet, während das Praeteritum ladete durch Entlehnung von laden (ahd. hladan) lud, geladen ersetzt ist). — „Rückumlaut“: brennen, brannte, gebrannt. So wenden, kennen, senden. Vergleiche die Partizipia bestalt zu bestellen, getrost zu trösten, gelahrt zu lehren, durchlaucht, erlaucht zu leuchten. — Endungen des starken Verbs: tragu, tragis, tragit, tragamês, tragat, tragant. Ihr Einfluß auf den Stammvokal in hangen u. a. — Alte Reduplikation in hält, hielt (aus haihalt), gehalten; man lasse die andern suchen; auch fieng, gieng.

Stämme, von denen Transitiva und Intransitiva gebildet werden, sind eingehend zu besprechen: hangen (hängt, hing, gehangen), hängen (hängte, gehängt), fallen, schwellen, verderben, erschrecken, löschen (statt leschen, wie Löffel), quellen, schmelzen, tränken (trinken), sprengen (springen), säugen, senken (sinken), legen (liegen), schwemmen.

Praeterito-praesentia: weiß Praet. von vid(eo), muß, darf, kann, mag, soll.

Gehen, stehen; sein mit vier Stämmen; war für was (Goethe, 'Hufeisen'). Wechsel von s und r wie in erkiesen, erkor; verlieren, Verlust; frieren, Friesel, Frost.

Vorsilbe ge—. Bedeutung. Fehlt bei worden, trunken. Er hat hören lassen, Part. nicht Inf. Aber: er hat geben können!

6. Rechtschreibung. Es handelt sich darum, dem Schüler einen Einblick zu gewähren in die Grundsätze, welche bei Beurteilung dieser Frage zur Geltung kommen. Die Regel: Schreibe, wie du richtig sprichst, ist falsch wie die ganze Fi-Orthographie. Also a) das phonetische Prinzip. Allein durchgeführt würde es den Zusammenhang der Sprache zerreißen, z. B. belenen und Lehen. Man exemplifiziere auf das Französische und Englische, um zu zeigen, wohin die Vernachlässigung desselben führt.

b) Das historische Prinzip. Sollte es vollständig durchgeführt werden, so müßten z. B. alle Dehnungszeichen fallen: Vih, nicht Fi, nicht Vieh, und andrerseits unnötige Buchstaben wieder eingeführt werden. Dies verhindert der dritte Grundsatz

c) Der Usus, — tyrannus! Dies zu verhindern ist ein besonnener Fortschritt auf dem Gebiet der Rechtschreibung nötig. Man schreibe z. B. wol wie Hof und beseitige alle th, die keine Berechtigung haben. Warum, weiß der Schüler.

Ich schließe meine Besprechung, die etwa 12 Unterrichtsstunden in Anspruch nimmt, wie Behaghel in seiner trefflichen „Deutschen Sprache“

Digitized by Google

mit einem Nachtisch, welcher den Schülern Freude zu machen pflegt, mit einer Besprechung der deutschen Personennamen. Die Absicht ist hier wie bei dem ganzen Gegenstande, ihnen Verständnis und Geschmack an diesem alten nationalen Gute beizubringen. Nicht von pedantischer Gelehrsamkeit sei der ganze Gegenstand getragen, sondern von vaterländischer Begeisterung und Liebe, damit das Gleiche dadurch in den Schülern geweckt werde.

Eine Art dramatischer Lektüre im deutschen Unterricht der unteren Klassen.

Ein Versuch.

Von **Sigmund Feist** in Bingen a. Rh.

Ein jeder Lehrer des Deutschen, der in den mittleren oder höheren Klassen ein Drama gelesen hat oder zu lesen versucht hat, wird eine unliebsame Erfahrung gemacht haben: die Schüler, die im stande sind, eine ihnen zuerteilte Rolle mit genügender Frische und unbefangener Lebendigkeit zum Vortrag zu bringen, finden sich nur in sehr geringer Zahl, in manchen Jahrgängen überhaupt nicht. Daher ist die Forderung nicht selten aufgetaucht, die Schüler nur ausnahmsweise und bei besonderer Befähigung kleine Abschnitte vortragen zu lassen, das Vorlesen größerer Stücke (einer oder mehrerer Auftritte) aus dem zu behandelnden Drama dagegen dem Lehrer zu überlassen, der sich dann durch Fragen, Auszüge, Dispositionen, Aufsätze u. dgl. von dem Erfolge seines Vortrages und dem erzielten Verständnis überzeugen könne. Dadurch, behaupten die Verfechter dieser Ansicht, würde die Achtung vor dem klassischen Dichterwerke nicht verletzt und der Schönheitssinn der Schüler weniger verdorben werden, als durch das übliche Herunterleiern bei verteilten Rollen. — Diese Meinung kann ich allerdings gutheißen, wenn die erwähnten Mißstände in der Befähigung der Schüler zum dramatischen Ausdruck nicht zu heben sind, und wenn andererseits der Lehrer selbst fähig ist, gewissermaßen den Rezitator zu spielen. Wie aber, wenn derselbe kein guter Vorleser ist? Soll er dann etwa die schlechten Leistungen seiner Schüler durch seine eigenen, nicht viel besseren, ersetzen, oder überhaupt auf den Vortrag des Dramas (oder doch einzelner Teile desselben) verzichten und die Schüler auf die theatralischen Aufführungen verweisen? In größeren Städten mit gutem Schauspiel kann dies freilich unbedenklich geschehen, in mittleren Städten aber mit mangelhaftem Schauspielerpersonal wäre es kein Gewinn, in kleinen Städten endlich ohne Theater ist es unmöglich. Sollten demnach die Schüler einer höheren Lehr-

Digitized by Google

anstalt an den beiden letztgenannten Orten, wenn sich alle Mißstände zusammenfinden — wie man dies nicht selten bemerken kann —, überhaupt den dramatischen Vortrag nicht kennen lernen, und dürfte sich deren Kenntnis des Dichtwerks nur aus der häuslichen Lektüre und nachfolgender Besprechung in der Klasse zusammensetzen? Denn dramatische Aufführungen oder Deklamationen von seiten der Schüler, wie sie in früheren Jahren gar nicht selten waren, sind heute bei den gesteigerten Ansprüchen und der mehr inhaltlichen als formellen Ausbildung nur in Ausnahmefällen noch möglich, und dann meist auch allein bei größeren Schulfestlichkeiten als eine Art Schaustellung für das Publikum üblich.

Wir müssen vielmehr meines Erachtens, anstatt den Mangel an deklamatorischer Fertigkeit als ein unvermeidliches Übel hinzunehmen, nach dem Grunde dieser Erscheinung suchen. Auf das dramatische Lesen überhaupt zu verzichten, wäre nämlich ein schwerer Fehler; denn nur durch eigene Thätigkeit kann der Schüler zum Verständnis des dramatischen Vortrags und somit des Dramas selbst gelangen. Man wende nicht ein, daß sich die Gabe des dramatischen Vortrags nicht anerziehen lasse, da sie dem Menschen angeboren sein müsse. Gewiß ist sie das, und ich meine sogar, sie sei Eigentum eines jeden Menschen, natürlich in mehr oder minder hohem Grade. Das zu beobachten hat jedermann Gelegenheit; freilich meistens nicht an unserer Gymnasialjugend, bei deren Erziehung — wenn man dies Wort überhaupt gebrauchen darf — alles darauf angelegt scheint, die Natur zu unterdrücken und Künstelei an ihre Stelle zu setzen, zum großen Teil auch schon im elterlichen Hause. Aber bei der Jugend in kleineren Städten und dem intelligenteren Teile der ländlichen Jugend habe ich oft genug Proben einer schönen natürlichen Beanlagung für dramatischen Ausdruck gefunden. Diese Beanlagung zu erhalten und zu pflegen müßte Aufgabe der Schule sein, der Real- und Bürgerschulen sowohl wie der Realgymnasien und Gymnasien; freilich wäre dann wohl zu verlangen, daß der letztgenannten Anstalt in den mittleren und höheren Klassen mehr Zeit für den deutschen Unterricht zur Verfügung gestellt würde. Und schon auf der untersten Stufe, vielleicht gerade auf dieser, müßten dahingehende Übungen systematisch betrieben werden. Dazu gehört vor allem, daß auf anschauliches und sinngemäßes Lesen das höchste Gewicht gelegt und dem noch immer sehr üblichen gedankenlosen Wortelesen aufs entschiedenste entgegengearbeitet werde.[1]) Ferner sind Übungen, wie die von H. Schiller (in dem unten

1) Freilich kann dies mit Erfolg nur dann geschehen, wenn im fremdsprachlichen Unterricht derselbe Gesichtspunkt festgehalten wird; vgl. H. Schiller, Prakt. Pädagogik², § 37, S. 402 (Mitte).

Digitized by Google

erwähnten Buche, S. 306) empfohlenen und von Kehr (Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke, S. 255 flg.) behandelten, recht förderlich. Sie bestehen darin, die in einer Erzählung (Fabel, Anekdote, Märchen u. s. w.) vorkommenden Personen selbst auftreten zu lassen, d. h. mit anderen Worten das Lesestück dramatisch zu gestalten. So kann z. B. in dem Grimmschen Märchen „Der Wolf und der Mensch" (Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten von J. Bellermann u. a. I, S. 121 flg., Paldamus, deutsches Lesebuch, I, S. 29 flg.) der Wolf, der Fuchs und der Jäger von je einem Schüler, der verbindende Text von dem Lehrer vielleicht selbst gelesen werden. Der Unterricht gewinnt dadurch sehr an Lebendigkeit, da sich die Schüler in den unteren Klassen gegenseitig zu recht gutem Lesen bezw. Vortrage wetteifernd anspornen werden. Außerdem wird das Verständnis bei weitem mehr gefördert werden, als bei der gewöhnlichen Lektüre. Doch diese Übungen sollen nur den Übergang zum Lesen kleiner dramatischer Stücke bilden, wie z. B. „Die dunkelblaue Wiese" in Paldamus, deutsches Lesebuch I, S. 38 flg. (dem deutschen Lesebuch von J. Besselbt entnommen), das natürlich von vornherein mit verteilten Rollen gelesen werden muß und bei dieser Behandlungsweise die Schüler außerordentlich anzuregen pflegt. Das kleine Lesestück hat in einem Gespräche zwischen dem Vater und seinen vier Kindern zum Inhalte ein Rätsel (der Himmel als Wiese, die Sterne als Schafe, der Mond als Hirt), das der erstere diesen zu raten aufgiebt. Es ist ein solches Stück außerdem dem kindlichen Verständnis ganz angepaßt, wie sich ja das dramatische Rätsel stets zu Beginn der Litteraturen, im kindlichen Zeitalter der Völker, zu finden pflegt. Besonders in unserer frühmittelalterlichen deutschen Litteratur spielt das Rätsel in dramatischer Form eine große Rolle und erfreute sich zu jener Zeit einer außerordentlichen Beliebtheit. Sein Ursprung reicht aber über die althochdeutsche Zeit hinaus (vgl. Kögel in Pauls Grundriß der germ. Phil. II, S. 172) in die Urzeit der indogermanischen Gemeinschaft. Solche Stoffe oder ähnliche, die in der Jugend unseres Volkes beliebt waren, in der Form, die in jenen frühen Zeiten ihnen gegeben wurde, wieder hervorzuholen, dürfte auch aus nationalen Gründen nicht vernachlässigt werden; ihrer Wirkung auf die Jugend kann man stets sicher sein. Man vgl. z. B. auch das Lesestück „Die beiden Schwestern" in Paldamus II, S. 68 flg. (derselben Quelle, wie oben, entnommen). Freilich bieten unsere Lesebücher gerade keine überreiche Auswahl solcher Stücke, zum allerwenigsten aber in dramatisierter Form,[1]) so daß ich genötigt war,

1) Das Deutsche Lesebuch für höhere Schulen in Teil I, II, III, IV (die hier in Betracht kommen) überhaupt nichts von dieser Art.

Digitized by Google

mir sie meistens selbst auszuarbeiten und den Schülern zu diktieren. Ich bin aber überzeugt, daß bei besseren Hilfsmitteln und systematischer Verwertung solcher dramatischer Gespräche sich die Lebendigkeit des Vortrags und damit die Vorbildung für die eigentliche spätere Dramenlektüre bedeutend heben würden. Ich vermochte wenigstens festzustellen, daß durch das Beispiel der besseren Schüler die schwächeren angespornt wurden es jenen gleichzuthun, und daß sich infolge dessen die Durchschnittsleistungen der Klasse im dramatischen Vortrage und rückwirkend auch im Vortrage von Gedichten und dem gewöhnlichen Lesen rasch hoben. Sollte sich dies Ergebnis nun nicht auch in den mittleren Klassen erzielen bezw. die in den unteren Klassen erworbenen Fähigkeiten weiter ausbilden lassen, so daß man in den oberen Klassen eine bessere Vorbildung für die Dramenlektüre und somit größeren Erfolg bei derselben hätte? Ich möchte mit diesen Zeilen nur eine Anregung zur erneuten Pflege der erwähnten Übungen in unteren und mittleren Klassen gegeben haben

---

Sprechzimmer.

1.

auf es, für es.

In diesen Blättern ist verschiedentlich die Frage erörtert worden, ob es gestattet sei, das Fürwort es mit einer Präposition zu verbinden. Dabei hat aber der eigentlich entscheidende Gesichtspunkt keine Beachtung gefunden. Die fragliche Zusammenstellung ist deshalb verwerflich, weil sich dabei eine unüberwindliche Schwierigkeit der Betonung ergeben würde. Die Präposition für ist stets proklitisch; das Pronomen es steht in Proklisis oder Enklisis an dem Wort, zu dem es die nächsten syntaktischen Beziehungen hat: hier also könnte nur eine enklitische Verwendung in Frage kommen. Das heißt: jedes der beiden Wörtchen bedarf selbst dringend der Stütze und ist zu schwach, um anderen zur Stütze zu dienen.

Gießen. **O. Behaghel.**

2.

Der Gassenname „(am) Brotkorb“.

Ztschr. V, 5 S. 353 fragt R. Hofmann nach dem Ursprung des Namens „am Brotkorb“, einer krummen vor dem Dohnaischen Thore gelegenen Gasse in Pirna; sie verbindet die Breite Straße mit der Reitbahnstraße. Daß die jetzt verschwundene Gasse „Am Korbe“ in Gera ihren Namen von dem freischwebenden Korbe hatte, in den die Verbrecher gesetzt wurden, glaube ich nicht. In den mecklenburgischen Städten Gnoien und Neubukow waren vor ungefähr 15 Jahren noch keine

Digitized by Google

Straßennamen angeschlagen. Damals diente in beiden Städten, wie das ja heute noch vielfach vorkommt, eine kleine Sackgasse den Knaben als beliebtes Versteck. Ich habe nun in einer von beiden Städten zuweilen gehört: Wur büst du west? (Wo bist du gewesen? Wo hast du dich versteckt gehabt?) In 'n Korf. Wur wanst du? (Wo wohnst du?) In 'n Korf und auch „an 'n Korf"; es standen in Gnoien nur zwei kleine einstöckige Häuser darin. Ich erinnere mich des „an" ganz genau, gerade so wie es von einer dicht dabei gelegenen Straße noch heute heißt: In 'n, up 'n oder an 'n Vagelsang (Vogelsang, dasselbe in Rostock). Bei der amtlichen Benennung der Straßen in Gnoien ist diese kleine Sackgasse nicht benannt, die beiden Häuserchen zählen mit zur Hauptstraße (Hornburg genannt). In Neubukow steht nur ein Haus darin. Heute kennen die in der Nähe wohnenden Leute die Bezeichnung höchst wahrscheinlich nicht mehr, ich erinnere mich wenigstens nicht, etwas ähnliches in den letzten Jahren, wo ich wieder mehrmals da war, gehört zu haben, speziell gefragt habe ich bis jetzt nicht, werde dies aber bald nachholen. Am Ende dieser beiden Gäßchen liegt ein hölzernes Thor und dahinter ein Garten. Durch bauliche Veränderungen kann aus dieser Sackgasse leicht eine schmale Verbindungsstraße werden. Für solche kleine Gäßchen, die die Obrigkeit oft nicht eines Namens würdig hielt, erfand das Volk höchst originelle Bezeichnungen. In Rostock heißen noch heute zwei solche schmale Verbindungsstraßen zwischen größeren: Sackpip und Sidenbüdel (offiziell: Sackpfeife und Seidenbeutel), zwei andere Sperlingsnest und Katthagen. In Wismar geht von einer solchen schmalen Verbindungsstraße („Düstern" — im Dunkeln offiziell genannt) eine Sackgasse ab, die „das Hasenlager" heißt. Zwei enge Straßen, die die beiden Heiligen Geisthöfe in Rostock mit der übrigen Stadt verbanden, nannten wir allgemein Lepelstel (Löffelstiel) und „Goshals" (Gänsehals). Besonders die beiden ersten Beispiele scheinen mir gute Analogien für „am Brotkorb" zu sein; hinzu kommt noch der Name „Salzfäßchen"; so heißt in Wismar eine enge Straße, welche die Hegede mit dem Marktplatz verbindet. Wenn also enge Straßen, aus denen man sich schwer wieder herausfinden kann, mit einer Sackpfeife, einem Seidenbeutel oder einem Salzfaß verglichen und danach benannt werden, so liegt ein Vergleich mit einem (Brot)korb nicht ferne.

Wismar. **O. Glöde.**

3.

Bemerkungen auf einige Anfragen im 5. Bande dieser Zeitschr. S. 353.

Daß der Pirnaer Gassenname „am Brotkorb" mit einer Einrichtung ähnlich unserem alten niederdeutschen Schuppestôl zusammenhängt, glaube

Digitized by Google

ich nicht. Daß das Brod- in Brotkorb späterer Zusatz ist, wird durch die Urkunde von 1388 bewiesen. Folgendes aus Schmellers Bayer. Wörterb. I², 1286 f. möchte vielleicht zur Erklärung herbeigezogen werden können: „Der Korb (Kar) ist auch eine viereckige Einfassung aus Latten, welche beim Aufziehen der Decke keinen Fisch durchschlüpfen läßt. Korbstall (vgl. auch Korffstall in Mnd. Wb. 2,545) scheint ein Platz, wo Körbe (Reusen) zum Fischen eingelegt werden." Auch die Angabe, ebds., daß im Eichstädtischen Körbe „kleine Häuser" genannt werden (Gl. o. 1355 korbe, magalia, aedificia pauperum) verdient Beachtung.

S. 357 f. Das Kastemännchen (Kaßmännken) $2^1/_2$ Silbergroschenstück versucht Fr. Woeste in seinem Westfälischen Wörterbuch (Norden, Soltau 1882) folgendermaßen zu erklären: Der Ausdruck Kassengeld entstand, wie Kassendaler und Kaßmännken in der Zeit, wo preußisches Geld selten bei uns war, gleichwohl aber von den Steuer- und Postkassen verlangt ward. Man legte damals die preußische Münze, die zu Händen kam, sorgfältig zurück, um bei den königlichen Kassen fertig zu werden.

Zu dem Ausdruck Schlundhaus bemerke ich folgendes: Daß die unteren Räume des Rathauses (nicht nur die Kellerräume als „Ratskeller") als Speise- und Trinkstuben benutzt werden, findet sich z. B. noch in Klausthal im Harz, auch sonst. Die von Baumbach geschilderte Situation kann daher nicht auffallen und erlaubt keinen Schluß darauf, daß „Schlundhaus" ursprünglich eine Bezeichnung des Rathauses selbst sei. Das Subst. Schlund ist vielmehr unzweifelhaft auf das Verb. schlinden = schlucken, glutire (Schmeller ² II, 525) mhd. slinden zurückzuführen. Zu beachten ist auch, daß im mhd. der slunt = „der Schlemmer" ist (Beispiele b. Lexer II, 991). Auch über „Hütes" = Klöße giebt Schmeller I, S. 1191 Auskunft. „Der Hütes eigentlich: der Herr behüt es, der Herr Gott behüt es (behüte uns vor solchem Essen), im nördlichen Franken und im Hennebergischen (Rhön: Hütes, Hüts; Brückner in Knochenhauers Progr. v. 1843, S. 19: Hütes, Hüts, Hiets, Hietes, Hiepes, Höppes), was in Altbayern: der Knödel. Der Name, in seiner längsten Form schon in einem Wasunger Ratsprotokoll aus dem 17. Jahrh. vorkommend, soll von dem Ausruf herstammen, den ein Wirt ausstieß, als er einen sehr hungrigen Fuhrmann, seinen Gast, an einem all zu festen Kloß fast ersticken sah. Journ. v. u. f. D(eutschland) von 1787. Reinwald, henneberg. Idiotikon. Diminutiv: das Hüteslein. Auch die Hode heißt Hütes, Hüts, und diese vielleicht ursprünglich, die Klöße bloß von der Ähnlichkeit." Ich glaube, daß die letzte Bemerkung das richtige trifft.

Northeim. **Dr. R. Sprenger.**

Digitized by Google

4.

Zu Zeitschr. 5,349 flg.

teilt mir Herr Lektor Dr. Th. Miller, Göttingen, folgendes mit:

Die sind nun eingeschifft! (Urf. 146): „Auch im Engl. sagt man von einem Angetrunkenen: 'He has liquor aboard'." Ich bemerke dazu, unsere gleichbedeutende Redensart: 'Er hat schief geladen', die wohl auf den schwankenden Gang der Matrosen zurückzuführen ist. Herr Dr. Miller meint, daß Goethe bei dieser Scene vielleicht auch Shakespeares Tempest II, 3 z. Anf. vorgeschwebt habe [?] In Bezug auf Maalgeburt verweist er auf den Gebrauch von mole='a false conception' [in den Engl.-deutschen Wörterbüchern gewöhnlich durch 'Mondkalb' wiedergegeben].

Northeim. **Dr. R. Sprenger.**

Schafschinken.

Die Bezeichnung alter Bücher, besonders in Pergament gebundener, als 'alte Schafschinken' ist mir schon lange bekannt, ohne daß ich mir sie zu erklären wußte. Jetzt lese ich in Th. Carlyles History of Frederick the Great, London: Chapman & Hall. I. Bd. S. 260: „Both these singular Parchments, signed, sealed and done in the due legal form, lay simultaneously in Freytag's hand; and probably enough they exist yet, in some dusty corner, among the solemn sheepskins of the world." Schafschinken in der angegebenen Bedeutung scheint danach volksetymologische Entstellung des engl. sheepskin, womit in England auch die pergamentenen Universitätsdiplome bezeichnet werden. — Oder weiß jemand das Wort aus dem Deutschen zu erklären?

Northeim. **Dr. R. Sprenger.**

Zu Windels Ausgabe von Kleists Hermannsschlacht.

Dr. H. Windel hat in seiner Schulausgabe von Kleists Hermannsschlacht meine Konjekturen zu I, 1,56 (es braucht st. er br.) mit meiner Erklärung, und zu IV, 1,73 (Versherstellung), ebenso Zürns schöne Besserung zu I, 3,54 (Westen st. Vesten) ohne Nennung des Urhebers aufgenommen. Wenn das nun ein in Schulausgaben auch sonst geübter Gebrauch ist, so war doch in diesen Fällen davon abzugehen, da der Umstand, daß die alten Druckfehler noch in Zollings kritischer Ausgabe erscheinen, zu Mißverständnissen Veranlassung geben könnte.

Northeim. **Dr. R. Sprenger.**

5.

Zu Otto Schröders „Zum S-Unfug" (Ztschr. 5,269).

Die Verse

der Freund, der soviel Worte macht,
er will es an den Buchstaben sparen.

Digitized by Google

möchte ich nicht wie Schröder auf Jean Paul, sondern lieber auf den Sprachverbesserer Christian Heinrich Wolke beziehen; es sei denn, daß dem irgend eine Äußerung Goethes ausdrücklich entgegenstehe. Bekanntlich lauten die ersten Verse

So soll die orthographische Nacht
doch endlich auch ihren Tag erfahren;

Diesen orthographischen Tag in all und jedem heraufzuführen, und vor allem zu sparen, durch die Buchstaben- und sogar die Tüttelchenverminderung z. B. ó statt ö u. s. f., zu sparen im rein ökonomischen Sinne, ja im national-ökonomischen Sinne, das ist Wolkes große Aufgabe. In jedem Jahre vergeuden die Deutschen nach seiner Berechnung 10000 Jahre Arbeit mit ihren „Schreibfehlern" oder, wie wieder er berechnet hat, die Kleinigkeit von 5000000 Thalern. Und diese erstaunliche Ansicht verkündet nicht etwa die Vorrede, nein, das alles ist schon auf dem wortreichen Titelblatt zu lesen. Daß es sich um ein gemeinnütziges Unternehmen handelte, das zeigt doch wohl schon das Verzeichnis der Beförderer des Anleits, da finden wir eine Fürstin die 120 Thlr., andere Personen die 100, 15 u. s. f. gezeichnet oder auch schon bezahlt haben. Der Legation-Rat Jean Paul Friedr. Richter hat freilich nur für sein Exemplar 2 Thlr. gezahlt; beim Herrn Geheim-Rat von Göthe müssen wir aber gar lesen, nimmt 1 Abdruck — ohne Preisangabe. Nun, hoffentlich hat Goethe nach dem Maße der Heiterkeit bezahlt, die ihm die Lektüre dieses wortreichen, einfallsversessenen Sprach- und Erziehungsheilandes bereitet haben wird.

Bemerken darf ich wohl noch, daß Wilhelm Scherer in seiner Biographie Jakob Grimms, Berlin 1865 Seite 91, wo er von Wolke spricht, in die Fußnote, ohne jeden weiteren Zusatz, einfach diese Goethischen Verse vom Buchstabensparer setzt.

Hamburg. **Aug. Mühlhausen.**

Zu R. Sprengers „Sündenbock" (Ztschr. 5, 277).

Der Schlußbetrachtung Sprengers, in der er es doch für möglich hält, daß die Juden zu Amsterdam öfter denselben Bock als scape-goat beim Versöhnungsopfer benutzt hätten, steht die Thatsache gegenüber, daß Israel seit der Tempelzerstörung überhaupt nicht mehr Opfer darbringt, da es ihm eben durch sein Gesetz, und zwar bei Todesstrafe, verboten ist, anderswo als beim Nationalheiligtum zu opfern.

Hamburg. **Aug. Mühlhausen.**

Digitized by Google

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1890—91.

Von **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Schiller und Lotte. Lustspiel in vier Aufzügen von Wilhelm Henzen. Nr. 2766 der Universalbibliothek von Reclam jun. Preis 20 Pf.

Es ist immer ein Wagnis, wenn ein dramatischer Dichter sich solche Helden wählt, deren Bedeutung vorwiegend geistiger Art ist. Wer einen Luther, Schiller, Beethoven oder auch einen hervorragenden Entdecker und Erfinder auf die Bühne zu bringen unternimmt, wird bald inne werden, daß ihm nur zwei Wege zu diesem Ziele offen stehen: entweder er muß durch umfangreiche Rede und Gegenrede die Geistesgröße seines Helden zu entwickeln versuchen — das ist undramatisch, darunter leidet die Organisation der Handlung des Dramas, das gewichtige seelische Prozesse darzustellen hat, oder er setzt bei dem Hörer die Bekanntschaft mit dieser Größe voraus und hält sich an anekdotenhafte Züge aus dem Leben eines solchen Mannes — das ist ebenfalls undramatisch; denn darunter leidet die Struktur des Charakters, der durch ein solches Verfahren aus seiner Höhe im wirklichen Leben in eine niedere Sphäre geschleppt wird. Berichterstatter hatte Gelegenheit, die im Körnermuseum zu Dresden befindlichen Stücke, deren Held Theodor Körner ist, durchzumustern (Theodor Körner. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von A. Kalmberg; Theodor Körner. Dramatisches Gedicht von Schellmer. Potsdam 1859; Studenten und Lützower. Ein Zeitbild aus dem deutschen Freiheitskriege 1813 von W. Schröder, Hannover 1863; Theodor Körner. Historisches Drama in drei Akten von G. Zimmermann. Darmstadt 1863 u. a. m.), legte dieselben aber aus der Hand mit der gewonnenen Überzeugung, daß keins derselben, auch das an poetischen Schönheiten reichhaltige Stück von Zimmermann nicht die zur Idealgestalt verklärte Erscheinung des deutschen Tyrtäus dramatisch wirksam wiedergiebt, weil dies von vornherein unmöglich ist. Sieht man aber ab von dem ungünstigen Stoffgebiet, auf welchem sich Henzens dramatische Arbeit bewegt, so begreift man aus anderen Gründen recht wohl, daß sein Lustspiel (es wurde im Leipziger Carolatheater zur Feier des 50jährigen Bestehens des Leipziger Schillervereins aufgeführt) sich den warmen Beifall eines festlich gestimmten Publikums zu erringen vermochte. Henzen behandelt die Herzensfrage des jungen Schiller, als dieser zwischen der lebhaften, geistreichen Karoline v. Lengefeld und ihrer stilleren Schwester Lotte zu wählen und zu entscheiden hat, erst jene zu lieben meint, um dann dieser den Vorzug zu geben. Hiermit verbindet sich der Konflikt

Digitized by Google

mit Goethe, der gerade von seiner italienischen Kunstreise zurückgekehrt ist, oder vielmehr der Konflikt beider Kunstanschauungen, der geläuterten Goethes und der jugendlich-stürmischen Schillers. Für bessere Liebhaberbühnen wird das Stück gewiß eine willkommene Gabe sein, vorausgesetzt, daß dieselben über vortreffliche Masken zu verfügen haben.

Schiller als Dramaturg. Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Albert Köster. Berlin. Verlag von Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung) 1891. Preis 6 Mark. 343 S.

Da die Schillerlitteratur bisher einer eingehenden Einzeldarstellung über diesen Gegenstand entbehrte, so ist schon aus diesem Grunde das Erscheinen von Kösters Werk, das freilich noch ganz andere Vorzüge, als den der Neuheit aufzuweisen hat, freudig zu begrüßen. — Die durch Ifflands Gastspiel in Weimar und Wilhelm von Humboldts Pariser Brief über die Leistungen Talmas, des größten französischen Schauspielers jener Zeit, in Fluß gekommene Reform des Weimarer Theaters veranlaßte eine ansehnliche Reihe von Bühnenbearbeitungen, deren überwiegender Teil Schiller zum Verfasser hat. Schon die Egmontbearbeitung desselben fordert trotz der gegen Einzelnes erhobenen Einwände die höchste Achtung, zeigt den geborenen Dramatiker, den Mann mit dem scharfen Blick für das Bühnengemäße und Dramatisch-Wirksame. Aber erst an Macbeth, dessen gewaltiger poetischer Gehalt ihn seit seinen Jugendtagen begleitet hat, entfaltet sich seine eigentliche dramaturgische Thätigkeit. Nach der vortrefflichen Analyse von Shakespeares gleichnamigem Stück, in der den Macbeth-Vorlesungen von K. Werder vielfach widersprochen wird, erörtert Köster zunächst die zwar interessante, aber den planvollen Aufbau des Originals ganz zerstörende Bearbeitung von Davenant, die 1674, im Todesjahr Miltons, welcher selbst den Macbeth-Stoff in eine antikisierende Tragödie umzudichten gedachte, erschienen ist; sodann die Wieland-Eschenburgische Übersetzung. Was der Verfasser bei dieser Gelegenheit über die drei großen Gruppen von Schriftstellern sagt (1. die Nachbeter, nach Goethes Wort „Null, ohne schlecht zu sein“, 2. die Erzeuger der Modelitteratur, deren fleißige Gesamtarbeit aber der tragfähige Untergrund werden kann, auf dem später ein Genie sein stolzes Haus errichtet, 3. diejenigen, die sich ihr Publikum zu neuen Zwecken erziehen), sowie die Anwendung dieser Einteilung auch auf die Übersetzer und Bearbeiter von Werken aus fremder Litteratur und von älteren Werken heimischer Dichtung, ist ebenso treffend als geistvoll. Hieran reiht sich die Besprechung der Bearbeitungen von Stephanie, dessen armseliges Werk so gut wie vergessen ist, von Fischer, Schröder und Bürger, dessen

Digitized by Google

Behandlung der Hexenscenen berühmt geworden ist; sie alle stehen noch unter dem Zwang des für Shakespearesche Naturwahrheit noch wenig empfänglichen Geschmacks ihrer Zeit; jeder erbt von dem Vorgänger eine Anzahl von Fehlern, hilft aber doch den „verpfuschten" Macbeth ein Stück wieder in die Höhe bringen. Dagegen ist es Schillers unbestreitbares Verdienst, in vielen Punkten den Bann der Überlieferung überwunden zu haben. Unverkennbar ist zunächst der Einfluß der Beschäftigung mit dem englischen Stück auf Wallenstein. Köster giebt eine Vergleichung beider Tragödien, indem er sowohl die Übereinstimmung, als auch die Unterschiede zeigt, und durch diese Untersuchung werden wir in die Verschiedenheit beider Dichter eingeführt; insbesondere enthält der Abschnitt über Schillers Metrik die feinfühligsten Beobachtungen. Gegenüber den vielen absprechenden Urteilen über die auf unseren Bühnen mit Recht heute noch beliebte Bearbeitung Schillers kommt der Verfasser am Schlusse zu folgendem Ergebnis: Wer die Vergleichung aufgiebt und nur die Bearbeitung allein auf sich wirken läßt, besonders aber, wer den Schillerschen Versen ihre lebendige Wirkung auf das Ohr vergönnt, der muß doch eingestehen, daß hier ein imponierendes Werk aus einem Gusse vorliegt. — Ein eingeschränkteres Lob wird dagegen der Bearbeitung von Lessings Nathan, den Schiller um ein Fünftel kürzte, von Köster gespendet; sie erscheint als ein Kompromiß zwischen früheren radikalen Änderungsvorschlägen und dem konservativen Bestreben Goethes. Nur der Charakter des Juden blieb unangetastet, die Rolle der Sittah ist unbarmherzig zusammengestrichen, Recha hat dagegen gewonnen. Auch den Veränderungen in der Zeichnung der übrigen Personen widmet Köster sorgfältigste und scharfe Beurteilung. — Gozzis Turandot, ins Deutsche zuerst übersetzt von Werthes, der an poetischem Glanz weit hinter dem Original zurückbleibt, aber durchweg Sinntreue beobachtet, dann von Schmidt in germanische, eigentlich bardische Verhältnisse übertragen — er nennt das Stück „Hermanide" — endlich von Rambach 1799, unter dem Titel „die drey Räthsel" bearbeitet, nahm hierauf Schillers dramaturgische Thätigkeit in Anspruch. Er legt die Prosaübersetzung von Werthes zu Grunde, aber es ist ihm gelungen, das Drama in eine höhere Sphäre zu rücken, eine Vertiefung der Charaktere, besonders der weiblichen Hauptcharaktere, herbeizuführen, ohne dabei von der Akt- und Sceneneinteilung des Originals abzuweichen. Wegen der vielen Freiheiten, welche Schiller sich im übrigen nahm, ist freilich der absolute Wert dieser, wie überhaupt seiner Bühnenbearbeitungen nicht so groß, wie die Bedeutung, welche sie für den Dichter und den damaligen Stand des Theaters hatten. — Der letzte Abschnitt giebt noch eine fesselnde Darstellung von Schillers Übersetzungskunst (die beiden Picardschen Lust-

Digitized by Google

spiele und Phädra von Racine), die möglichst deutsche Werke zu schaffen suchte, darum aber auch manche Eigentümlichkeit des fremden Textes in seiner Wiedergabe verwischte. Kösters Werk ist allein schon deshalb wertvoll, weil es durch seine genauen Nachweise dem Litteraturhistoriker (der deutschen wie der fremdsprachlichen Litteratur) außerordentlich reiches Material zuführt.

Schiller. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von J. Minor, o.-ö. Professor an der Universität Wien. II. Bd. Preis 10 Mark. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1890.

Die Fortsetzung des hoch bedeutsamen Werkes von Minor — die Pfälzischen und Sächsischen Wanderjahre umfassend — fördert dieses Meisterstück biographischer Kunst wohl etwa bis zur Hälfte des geplanten Umfanges. Anlage und Gliederung des reichen Stoffgebiets, Verarbeitung der zahlreichen, durch die wissenschaftliche Forschung entdeckten Einzelzüge nach vorzüglich gewählten Gesichtspunkten sind die sofort in die Augen springenden Vorzüge auch dieses zweiten Bandes. Dabei hat der Leser fortwährend das Gefühl, daß die Darstellung frei ist von aller Einseitigkeit und die Beurteilung des Dichters und seines Entwickelungsganges durchaus gerecht ist. Von der genialen, die anderen weit hinter sich lassenden Gestaltungskraft, die Minor an seinem Helden so vortrefflich zu schildern weiß, besitzt er selbst ein gut Teil, von ihr legt seine Schöpfung selbst ein beredtes Zeugnis ab. Von einem Helden des Minorschen Werkes aber darf man sehr wohl reden, denn an denjenigen Stellen, wo das innere Leben Schillers an äußeren Vorgängen geschildert wird, mutet diese Biographie an wie ein vorzügliches episches Gedicht. Spannung und Interesse des aufmerksamen Lesers bleiben ununterbrochen rege; muß er doch fortwährend inne werden, daß diese Lebensbeschreibung Schillers aus innerem Drang hervorgegangen, durch staunenswerte Gelehrsamkeit vorbereitet und in geläuterter Kunstansicht niedergeschrieben worden ist. Wenn der Abschluß erreicht sein wird, darf die deutsche Wissenschaft stolz sein auf dieses in der Fachlitteratur einzig dastehende, gleichwohl aber die wärmste Teilnahme aller gebildeten Kreise lebhaft verdienende Werk des ausgezeichneten Litterarhistorikers.

Aus dem Schiller-Archiv. Ungedrucktes und Unbekanntes zu Schillers Leben und Schriften. Von J. Minor. Weimar, Hermann Böhlau 1890. Preis 2 Mark. 131 S.

Man gewinnt einen fesselnden Einblick in die Werkstätte des arbeitenden Litterarhistorikers und begreift, welche Vorbereitungen, welch

Digitized by Google

unermüdlicher Gelehrtenfleiß zuvor notwendig sind, ehe ein wissenschaftliches Werk von so hervorragender Bedeutung wie die oben besprochene Biographie zustande kommen kann. Aber auch viele bemerkenswerte Einzelheiten über den Dichter, für welche in einer Lebensbeschreibung nicht Platz ist, oder die dort leicht von dem Leser übersehen werden, erfährt man aus Minors Schrift. Ein Beispiel. S. 18 steht der Abdruck eines Schulzeugnisses aus dem Jahre 1777. Der nachmalige Poet erhielt in der Rubrik Conduite „recht gut", Genie (Anlagen) trägt die Note „gut", Experimentalphysik „ziemlich gut"; im Zeichnen und Modellieren erhielt Schiller „mittelmäßig", im Französischen „ziemlich gut", im Englischen „sehr gut", im „Reuten" bekam Schiller nur das Prädikat „schlecht". Daß Schiller die bezügliche Lücke in seiner Erziehung auch später nur mangelhaft ausfüllte, geht aus einer anderen Mitteilung (S. 64) hervor, laut welcher er in Jena ebenfalls die edle Reitkunst ausübte. Schiller hatte sich ein Pferd gekauft, und nun ritt er alle Tage, und zwar vom Hause an, in Galopp und kam oft in Carrière zurück, da er das Pferd nicht halten konnte. Zum Glück wußte das Tier den nächsten Weg und erlaubte sich auch keine weiteren Ungebührlichkeiten, als daß es seinen Reiter schneller, als er es wünschte, nach Hause zurückbrachte. Seine Pferde waren deshalb alle gefährlich für einen Fremden zu reiten: sie gingen durch, ehe man es sich versah.

Die Behandlung des sittlichen Problems in Schillers Kampf mit dem Drachen, der Erzählung von Livius VIII, 7, Kleists Prinz von Homburg und Sophokles' Antigone. Progr. des Herzogl. Christians-Gymnasium zu Eisenberg 1890. Von Prof. Dr. Seiler.

Gegenüber der gewöhnlichen Auffassung, nach welcher Schiller in seinem Gedichte „der Kampf mit dem Drachen" die Idee versinnlichen wollte, daß der Gehorsam als die Tugend des Christen über der bloßen Mamelukentugend Mut steht, verteidigt S. folgende Sätze: 1. der Meister bewirkt durch die Ausstoßung in dem Ritter gar keine Sinnesänderung, er prüft bloß seinen inneren Wert und verschafft dem Ordensgebote die gebührende Achtung; 2. wenn in dem Gedichte irgendwo eine Wandlung vorgeht, so geschieht dies mit dem Verhalten des Meisters, der von der einseitigen Betonung des äußeren Gebotes übergeht zur Anerkennung des inneren Sittengesetzes und von einer Beurteilung nach den Buchstaben des Gesetzes zu einer tieferen psychologischen Würdigung des Ritters; 3. das höhere Prinzip vertritt nicht der Meister, sondern der Ritter, der ihm durch Wort und That zum Siege verhilft. Als Grundgedanke der Romanze ergiebt sich aus diesen Sätzen: Der edle Mann wird den

Digitized by Google

ewigen Sätzen der Sittlichkeit nicht nur folgen, wo eine äußere Gefahr, sondern auch, wo ein äußeres Gebot ihm dies wehren möchte. Er wird aber die Folgen, die ihm aus der Übertretung dieses Gebotes mit Notwendigkeit erwachsen, willig auf sich nehmen. Und andererseits: ein weiser Richter wird, wenn er wahrnimmt, daß ein Gesetz in Befolgung einer höheren Pflicht verletzt worden ist, danach streben, die Verletzung jenes zu sühnen, ohne doch die Erfüllung dieser zu strafen. — Ob freilich Schiller selbst sich diese Grundgedanken bewußterweise so zurechtgelegt hat, findet Seiler selbst zweifelhaft, erklärt aber doch bei dieser seiner Annahme stehen bleiben zu wollen, selbst wenn gelegentliche Äußerungen des Dichters über sein Werk dieser widersprechen sollten. Denn Seiler legt entschieden Verwahrung ein — und in diesem prinzipiellen Punkte stimmt der Berichterstatter ganz mit dem Verfasser überein — gegen den historisch-genetischen Zug unserer Zeit, alles Gewordene auch das geistig Geschaffene, womöglich durch alle Phasen seines Werdens bis in die Wurzeln seiner Geburt hineinzuverfolgen und zu erkennen. „Jeder nachgelassene Entwurfs-Zettel, jeder Brief, jeder mündliche Ausspruch unserer Klassiker wird mit einem wahren Feuereifer ans Licht gezogen und gedruckt, oft auch solche Notizen, gegen deren Veröffentlichung die Dichter selbst energischen Protest einlegen würden, wenn sie noch könnten. Die Kommentatoren und ästhetischen Kritiker suchen dann mit Vorliebe von diesem Beiwerke aus in das Wesen der Dichtungen einzudringen, indem sie meinen, der Dichter müsse doch sein bester Ausleger selbst sein." Seiler weiß selbstverständlich auch den Wert litterarischer und philologischer Forschung zu schätzen. Wer aber sollte ihm nicht beistimmen, wenn er Front macht gegen die übermäßige Stärke jener Strömung? „Wir lassen das Kunstwerk ruhig auf uns wirken, empfangen die Eindrücke von ihm möglichst tief und stark und prüfen sie dann auf ihren Zusammenhang und ihre Ursache; so dringen wir in das eigene selbständige Leben des Kunstwerkes ein. Finden wir dabei Gedanken oder Ideen oder Wirkungen, die mit etwaigen Äußerungen des Dichters über sein Werk nicht recht übereinstimmen, so brauchen wir deshalb nicht zu denken, wir hätten den Dichter nicht verstanden, wir können vielmehr dreist behaupten: der Dichter hat unbewußt etwas anderes geschaffen, als er bewußt beabsichtigt hat; es liegt mehr in seinem Werke, als er hinein hat legen wollen; sein Genius hat seinen Flug selbständig über den zerlegenden Verstand und die grübelnde Reflexion hinausgenommen." Wir fügen hinzu: wenn der Erklärer nicht selbst Phantasie, Divinationsgabe und starke Empfindung besitzt, bleibt seine Analyse des Kunstwerkes, ausschließlich auf jenen historisch-genetischen Boden gestellt, recht jämmerliche Kärrnerarbeit. — Seiler untersucht auch an den obengenannten Dichtungen

Digitized by Google

das Problem: wie verhält sich der Mensch, wenn er zwischen einander widersprechenden Pflichten gestellt ist, und welches sind die Folgen seines Verhältnisses? Vielleicht kommen wir bei anderer Gelegenheit auf diese Untersuchungen Seilers zurück — sie sind, wie die oben besprochene, offenbar aus dem Unterricht, aus einem lebendigen Verkehr mit den Schülern erwachsen.

Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung. Von Dr. M. H. Jellinek. Berlin, Verlag von Speyer und Peters. Buchhandlung für Universitäts-Wissenschaften. Preis 3 Mark 92 Seiten.

„Ein breites Wasser trennt zwei Liebende; allnächtlich schwimmt das eine zum andern von dem treuen Licht einer Lampe geleitet. Aber nicht lange dauert ihr Glück. In einer stürmischen Nacht ertrinkt der kühne Schwimmer, der überlebende Teil endet durch Selbstmord.“ Die litterarische Geschichte dieses Hero- und Leanderstoffes, der in den verschiedensten Sprachen, zu den verschiedensten Zeiten erzählt wurde und noch heute im Volke lebendig ist, bildet den Inhalt von J.'s Abhandlung. Ihren Ausgangspunkt nimmt dieselbe von der antiken Überlieferung, nämlich den ältesten Zeugnissen (s. das Epigramm des Antipater von Thessalonike und eine Stelle bei Virgil [Georg. III. v. 285 flg.] und den erhaltenen Dichtungen des Ovid und des spätgriechischen Dichters Musäus); an den römischen und griechischen Dichter knüpft die spätere Geschichte der Sage an. Folgende Bearbeitungen kommen in Betracht: 1. die mittelalterlichen Erzählungen; ein geringwertiges mittelhochdeutsches Gedicht, eine gelungenere Bearbeitung durch den holländischen Edelmann Dirk Potter und „die unglückhaft Lieb Leandri mit Frau Ehron“ von Hans Sachs, dessen Erzählung etwa in der Mitte zwischen alter und neuer Zeit steht. 2. Die Renaissanceepen und ihre Travestien; a) in Spanien: das umfangreiche Gedicht von Boscan († 1540) „Leandro“, der das Schwergewicht auf die Schilderung und Analyse seelischer Zustände legt und die in Form einer Romanze abgefaßte Travestie Góngoras, welcher sich über die Gefühlsüberschwenglichkeit Boscans lustig macht. — Viel freier als Boscan stehen dem griechischen Epos b) die englischen Bearbeiter der Sage Christopher Marlowe und sein Fortsetzer George Chapman gegenüber. Travestiert wurden Marlow-Chapmann durch Thom. Naß in Lenten-Stuff. Nur wollte Naß nicht Marlow verspotten, aber die Beziehung auf dessen Werk ist unverkennbar. c) Deutschland: während die Bearbeiter der Herosage in Spanien und England sich der Landessprache bedienen, stoßen wir in Deutschland auf den Versuch, den antiken Stoff auch in antiker Form zu behandeln. Dies geschieht in der

Digitized by Google

„Leandris“, einem hexametrischen Gedicht von Kaspar Barth (17. Jh.). Hohenberg behandelt dagegen den Stoff als Episode im III. Buch seiner Unvergnügten Proserpina (17. Jh.), für lange Zeit die letzte größere epische Behandlung der Herosage. An die Stelle des Epos treten andere Dichtungsarten. Alxingers „Hero und Leander“ (1785) ist eine freie Übersetzung des Musäus, eine Erzählung in Wielandscher Manier. 3. Spätere Epen. Wir müssen bis in unser Jahrhundert hinaufsteigen, um eine selbständige Bearbeitung der Herosage in Form eines Epos zu finden. Thomas Hood verfaßt ein 130 Strophen zählendes Gedicht Hero und Leander (1846); durch Einführung der Nixe, als der eigentlichen Heldin, ist um die Dichtung ein romantisches Zauberlicht gegossen. 4. Romanzen von Hero und Leander. Die ältesten Dichtungen dieser Art sind zwei spanische Romanzen (bei Depping Romancero castellano, nueva edicion, Leipz. 1884). Die erste stellt Leander, die zweite Hero in der Unglücksnacht dar. Jellinek weist nach, daß Boscan als die Quelle der beiden Gedichte zu betrachten ist. Ferner schrieb La Harpe eine Romanze Héro et Léandre (1820). In Deutschland endlich sind mehrere Darstellungen der Sage zu verzeichnen. Wieland erwähnt davon einiges in Schach Lolo, Daniel Schiebeler hat ein Gedicht Leander und Hero in 20 vierzeiligen Strophen geschrieben. In Höltys Nachlaß soll sich ein Gedicht von Hero und Leander befinden. Schiller spricht in einem Brief von Ahlwardt, der ihm Hero und Leander angeboten habe (wohl für die Horen); 1799 erschien eine Übersetzung des Musäus unter dem Titel „Hero und Leander“. Eine Reliquie für Liebende. Von W. Gke.; travestiert wird unsere Sage von Chr. F. Weißer in seinem Gedicht Leander und Hero. Aber erst durch Schillers Ballade ist die Sage in unserem Jahrhundert zu einer der volkstümlichsten geworden. Mit Düntzer nimmt J. als Quelle für dieses Gedicht einen Artikel im 66. Band der Encyklopädie von Krünitz an, welche Schiller bekannt war, da er sie für die Glocke benutzte. 5. Dramatische Darstellungen. Aus dem überreichen Material von Librettis bespricht J. den Operntext von Badovero, Florians Monodram und das Libretto von Herkloz. Verschollen sind die Herodramen von Mira de Mesina und Lope de Vega, die französische Bühne besitzt deren von La Salve und Gilbert. Eingehend analysiert J. das deutsche Trauerspiel von Büssel (1822) und Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen.“ Letzterer folgte zweifellos Musäus' Darstellung. Sein Drama und das griechische Epos sind die einzigen Bearbeitungen der Sage, die einen reinen Eindruck hervorbringen durch Konzentrierung der Handlung, durch einheitliche Motivierung und durch die Ersetzung des blinden Naturzufalls durch Plan und Absicht; durch feine Zeichnung der Charaktere überragt

Digitized by Google

Grillparzers Arbeit weit das Trauerspiel von Büssel. Am Schlusse giebt J. verwandte Sagen, Volkslieder, Erzählungen u. s. w. — Die Lektüre dieser Schrift ist sehr anziehend, bei aller Fülle des gebotenen Materials nirgends Weitschweifigkeit, sondern stets wohlberechnete Kürze des Ausdrucks und anmutende Abrundung des Ganzen.

Schiller und Goethe, ihr Leben und ihre vorzüglichsten Werke, bearbeitet von M. Laue. Langensalza, Schulbuchhandlung von von F. G. L. Greßler. Preis 1 Mark.

Längst bekannte Dinge, namentlich auch wiederholt berichtigte Urteile werden nochmals wiedergegeben. Auch der Form der Darstellung ist ein besonderer Reiz nicht abzugewinnen. Litterarischen Wert, wie sich der Verfasser wohl auch bewußt sein wird, kann dieses Schriftchen nicht beanspruchen.

Schiller und Lotte. Eine Geschichte ihrer Liebe. Zum 100jährigen Gedenktage ihrer Trauung in der Kirche zu Wenigenjena am 22. Februar 1790, herausgegeben von Pfarrer W. Ackermann. Jena 1890. Fr. Maukes Verlag (A. Schenk). Preis 50 Pf.

Enthält diese Liebesgeschichte auch nichts Neues über Schiller und Lotte, so spricht doch aus ihr ein warmherziger Sinn und große Verehrung für den Dichter, und man liest gern diese Zeilen, besonders da man immer aus seinem eigenen Munde und dem seiner Angehörigen erfährt, wie innig er und seine Lotte sich geliebt haben, wie der stürmische Feuergeist durch die reine Liebe sich läutert und vollendet. Als willkommene Zugabe finden sich sechs Abbildungen. Bildnis Schillers und Lottens, Portal der Kirche zu Wenigenjena, Inneres der Kirche zu Wenigenjena mit Schillers Traualtar, Eintragung in das Kirchenbuch, Kirche zu Wenigenjena (Ostseite) und diese Kirche von der Westseite.

Schillers Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls. II. Teil. Programmabhandlung des Gymnasiums zu Meppen. Von Dr. Alfred Ruhe, Oberlehrer. Kommissionsverlag von G. Focke in Leipzig. Preis Mark 1,50.

Der erste Teil von Ruhes Abhandlung, welcher im 2. Band Seite 176 flg. dieser Zeitschrift bereits zur Besprechung gelangt ist, versprach am Schlusse, die thatsächliche Wirkung der Schillerschen Dichtungen auf die deutschen Zustände unter besonderer Berücksichtigung der drei Dramen Wallenstein, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell in einer Fortsetzung darzulegen. Dies geschieht durch die vorliegende Schrift; sie giebt aber außerdem ein anziehendes Bild von dem Auf-

Digitized by Google

schwunge der dramatischen und theatralischen Kunst am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, als derjenigen beiden Künste, die in einem ihre Ausbildung gegenseitig bedingenden Zusammenhange stehen. Erst die Einrichtung ständiger Bühnen und der Bau eigener, für die Aufführung deutscher Stücke bestimmter Theater, durch welche das wandernde Komödiantentum nach und nach beseitigt wurde, erhob das deutsche Bühnenspiel über den Wert eines unterhaltenden Zeitvertreibes zur Bedeutung eines Bildungsmittels. Während aber Lessing und Eckhof und nach ihnen Schröder die Bühnenkunst volksmäßig auszubilden suchten, gaben Goethe und Schiller dem Drama in den neunziger Jahren eine ganz andere Basis seines Ausbaues und legten einen neuen Maßstab seines Wertes an. Der antike Stil war ihr Vorbild. Mit dieser Wandlung nahm auch die gleichzeitige, durch Fleck und Iffland vertretene theatralische Kunst einen veränderten, idealisierenden Charakter an. Während indes Goethe in dem Streben nach dem Kunststile der Griechen einseitig befangen war, hat Schiller als dramatischer Dichter auch die nationale Fühlung, die Lessing so energisch anstrebte, wiedergewonnen und außer der mit höchstem Gehalte gepaarten Formvollendung zugleich die von ihm beabsichtigte lebendige Wirkung seiner dramatischen Schöpfungen in der Wiedererweckung des nationalen Sinnes erreicht (§ 1). Eine lange Vorbereitung geht aber dieser seiner herrlichen dramatischen Periode voran. In der Zeit von 1785—95 hatte er der dichterischen Produktion fast ganz entsagt und reifte in der Stille wissenschaftlicher Studien seinem Berufe als philosophischer Dichter und erziehender Künstler entgegen und nährte seine Seele an griechischer Kunstschönheit. Mittlerweile aber hatten sich die Theaterverhältnisse, trotz der glücklichen Wegbahnung durch Lessing und Göthe, infolge der mächtigen Einwirkung der Zeitideen und der gar zu willigen Geneigtheit des deutschen Geistes zur Aneignung des Fremden wieder verschlechtert. Die Stürmer und Dränger oder „Dramatisexe", wie sie Merck nannte, und August v. Kotzebue, nach Goethes Ausdruck „der gründlichste Schuft, den Gott erschuf", beherrschten die Bühne, und charakter- und sittenlose Romane und Novellen, welche Schlosser als eine „Pest des deutschen Lebens" bezeichnet, hatten mitgearbeitet an einer Verbildung des ästhetischen Geschmackes (§ 2). Da tritt Schiller wieder auf als dramatischer Dichter, als ein anderer zurückkehrend zur „Heimat seines Geistes", unberührt von der Verderbnis der Zeiten, um den göttlichen Bildungstrieb, der in seiner Seele glühte, nun mit großem Sinne in die Gegenwart und das handelnde Leben hinüberzuleiten und an dem eigenen Adel den der Zeitgenossen zu erwecken. Da er infolge seiner langjährigen Beschäftigung mit der Geschichte und den alten Autoren aus

Digitized by Google

der reinen Gedankenwelt der Wirklichkeit der Dinge näher getreten und unter den Einwirkungen des öffentlichen Lebens von der weltbürgerlichen Anschauung allmählich zu Gegenständen von volkstümlichem Interesse und Gehalte übergegangen war, so ward er in seinem Künstlerstreben auf den Boden einer Dramatik geführt, die bei aller Allgemeinheit und Idealität ihrer Tendenz doch voll des nationalen Geistes und Gehaltes ist (§ 3). Zwar verdrängt seine Kunst nicht sogleich die einmal in Gunst und Gefallen stehenden Zugstücke, so bedeutend auch die Wirkung des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans und des Tell war (wie in § 4 des Näheren ausgeführt wird); aber Schiller hielt in seiner Brust den Glauben fest, daß für die innere Erneuerung und politische Befreiung des lebenden und nachgeborenen Geschlechts vor allem eine veredelte Kunst, eine Dichtung und Dramatik, welche im gefälligen Spiel der Phantasie den sittlichen Ideen verklärte Gestalt gebe, vermöge der ihr innewohnenden Macht schöner Geistes- und Charakterbildung das sichere Mittel biete. — Der dritte Teil wird den Schluß bringen von Ruhes dankenswerter und interessanter Abhandlung.

Zu Schillers Jungfrau von Orleans. Von Gymnasialdirektor Dr. H. Beckhaus. Beilage zum Programm (Ostrowo) 1890.

Die wichtige Frage von der Schuld Johannas bildet den Gegenstand der Schrift von Beckhaus. Er prüft die Ansichten von Düntzer, Gude, Unbescheid und Breitsprecher, unterzieht den sogenannten Schillerschen Brief über die Jungfrau von Orleans, den Böttiger veröffentlicht hat und desselben Böttigers „Bemerkungen über das Glück aus Schillers Munde", ferner das umfangreiche Werk von Eysell, dessen theologischen Standpunkt zu der Frage der Verfasser als verfehlt bezeichnet, zum Schluß auch die Arbeit von Fielitz und Ganz (in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1889 S. 410—416) einer eingehenden Beurteilung. Mit Ganz stimmt B. insofern überein, als auch er in der Liebe zu Lionel eine Verschuldung Johannas nicht erblicken kann.

Der schwarze Ritter in Schillers „Jungfrau von Orleans". Von Franz Ullsberger. Neunter Jahresbericht des K. K. Staats-Obergymnasiums in Prag-Neustadt 1890.

Wer ist der schwarze Ritter? U. wendet sich zunächst gegen diejenigen Erklärer (Rönnefahrt, Düntzer, Römpler, Klauck und Breitsprecher), welche eine allmähliche Verweltlichung der Gottesstreiterin annehmen und auf Grund dieser Annahme den schwarzen Ritter als ein Phantasiegebilde auffassen. Für U. ist derselbe eine wirkliche Erscheinung; Johannas Schuld besteht hiernach in dem Bruche ihres Gelübdes, und bis zu dem

Digitized by Google

Augenblicke, wo sie dem feindlichen Feldherrn das Leben schenkt, bleibt sie schuldlos. Ferner kennt der schwarze Ritter nach U.'s Meinung die Zukunft nicht und kann über Johannas Unglück nichts Bestimmtes sagen. Zu dieser Eigenschaft, daß er nämlich die Zukunft nicht weiß, paßt dann auch seine Herkunft: er ist ein Bote der Hölle, und zwar mit deutlich erkennbaren feindlichen Absichten. — Berichterstatter hat seine mehrfach entgegengesetzte Auffassung vom Wesen des schwarzen Ritters (in seinem Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre) dargelegt und zu begründen versucht, weiß aber nichts destoweniger die Methode U.'s, den Schlüssel zur Lösung dieser Schwierigkeit in Schillers Drama zu suchen, voll zu würdigen, eine Methode, die der Verfasser bei Beantwortung der Frage, welche Bedeutung die Scene mit dem schwarzen Ritter habe, mit besonderem Erfolge anwendet.

Die unterrichtliche Behandlung von Schillers Wilhelm Tell. Ein Beitrag zur Methodik der dramatischen Lektüre von Andreas Florin. 156 S. Davos, Hugo Richter, Verlagsbuchhandlung 1891. — Tell-Lesebuch für höhere Lehranstalten. 194 S. (Von demselben Verfasser, ebendaselbst 1891.)

Zu den beiden zwar in der Theorie, aber noch lange nicht in der Praxis überwundenen Methoden, Zerfaserung des Dramas in seine Atome, sowohl in Bezug auf die Form, als auch auf den Inhalt, und bloße Darbietung ohne Erklärung, nimmt der Verfasser gebührende Stellung und kommt hinsichtlich der Behandlung dieses Gegenstandes zu den Schlüssen: 1. daß die dramatische Lektüre von hoher erzieherischer Bedeutung und daher im höheren Unterricht sorgfältig zu pflegen sei, 2. daß auf den unteren Stufen die Erfassung des Inhaltes in den Vordergrund der Behandlung zu treten habe und erst allmählich die Schüler zur Reflexion über die Handlung, die Motivierung u. s. w. hingeführt werden dürfen, 3. daß die erschöpfende Behandlung des Dramas auf der obersten Stufe den Bau desselben zum Verständnis zu bringen und einen vollen Einblick in die sittlichen Ideale, welche der Dichter in das Kunstwerk gelegt hat, zu erschließen habe. Mit Sachkenntnis und pädagogischem Geschick werden dann im Anschlusse hieran eine Reihe wichtiger Einzelfragen (Soll das ganze Drama in der Schule gelesen werden, oder ist dasselbe der Privatlektüre zuzuweisen? — Das Lesen mit verteilten Rollen. Soll mit dem Schüler Kritik an den Dichtungen geübt werden u. a.) einer gründlichen Beantwortung unterzogen. Schließlich wird, was die Hauptsache ist, in sehr ausführlicher Weise die Probe gemacht auf Schillers Wilhelm Tell. Auch an diesen Untersuchungen merkt man, daß der Verfasser von der Wichtigkeit der

Digitized by Google

gestellten Aufgabe ganz erfüllt ist und die denselben Gegenstand erörternde Litteratur vollkommen beherrscht. Der methodische Ausbau der Grundsätze über die Behandlung der dramatischen Lektüre ist noch lange nicht abgeschlossen, wer aber immer künftig an demselben mitarbeiten will, wird Florins tüchtige Leistung keinesfalls unberücksichtigt lassen können.

Das Tell-Lesebuch desselben Verfassers giebt eine Fülle glücklich ausgewählten Materials aus Chroniken, reiche ortsgeschichtliche Aufzeichnungen, und zur Kennzeichnung des Kolorits Bilder aus der Alpenwelt und verwandte poetische Klänge zu Schillers Wilhelm Tell und verrät wiederholt in ansprechender Weise seine schweizerische Heimat.

Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des „Wallenstein", von Dr. Eugen Kühnemann. Marburg, Oskar Ehrhardts Universitäts-Buchhandlung.

Schillers philosophische Gedankenbildung, insbesondere seine psychologische Methode werden mit ausgezeichneter Klarheit und in fesselnder Sprache entwickelt. Wir können uns nicht versagen, beispielsweise folgende Stelle hier anzuführen. Nachdem gezeigt worden ist, wie der Realist und Idealist auf theoretischem Gebiete verfährt, heißt es Seite 76 (I): Der Realist fragt, wozu eine Sache gut sei, und hält nicht viel von dem, was seinen Wert und Zweck in sich selbst hat; der Idealist fragt, ob sie gut sei. Jener büßt die Mängel seines Systems mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Verlust; er ist im Besitze, es ist Licht in seinem Verstande und Zufriedenheit in seiner Brust, was bedarf er mehr? Der Idealist zerfällt oft mit sich selbst, weil er sich nie Genüge thut, und wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, ohne dieses Opfer zu achten. Der Realist ist billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurteilt. Das Gemeine, ja selbst das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeihen; nur das Willkürliche, das Exzentrische nicht. Der Idealist hingegen ist ein geschworener Feind alles Kleinlichen und Platten und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten. Beide Systeme leiden an Einseitigkeit und machen sich unvermeidlich einer Inkonsequenz schuldig. Der Idealist muß, sobald er eine bestimmte Wirkung bezweckt, aus seinem System heraustreten; der Realist unterwirft sich nicht der blinden Nötigung der Natur, also nicht der Natur-

Digitized by Google

notwendigkeit selbst, sondern der Idee derselben. So oft er nicht blind leiden will, geht er über die Natur hinaus. Er handelt würdiger, als er seiner Theorie nach zugiebt, sowie der Idealist erhabener denkt, als er handelt. Nur die Verbindung beider Charaktere kann den zeitlichen und den moralischen Gehalt, Wert und Würde unseres Lebens erhalten. In der Praxis ist die gleichförmige Menschlichkeit des ganzen Lebens, wie sie der Realist darstellt, jedenfalls höher anzuschlagen, als die zufällige Göttlichkeit des Einzelnen bei dem Idealisten. Schrecklich sind die Karikaturen beider Charaktere. Der gemeine Empiriker unterwirft sich blind der Natur als einer Macht, er hat weder Wert noch Würde, nur die Gnade des Naturgesetzes erhält ihn noch; der Phantast verleugnet allen Charakter und endet in völliger Zerstörung."

Die Anwendung nun dieser aus Schillers philosophischen Schriften gewonnenen Sätze auf die Komposition des Wallenstein verdient uneingeschränktes Lob; sie ist das Ergebnis ernster geistiger Arbeit. Der Realismus ist verkörpert durch die Person Wallensteins; denn der Grundgedanke der Weltanschauung des letzteren ist der Gedanke der Notwendigkeit: „Des Menschen Thaten und Gedanken sind notwendig wie des Baumes Frucht, er handelt, wie er muß. Aber nicht die innere Anlage allein, auch der Zwang der Verhältnisse bestimmt die Notwendigkeit des Handelns. Ist der Entschluß aus dem sicheren Winkel des Herzens herausgelassen, so gehört er den tückischen äußeren Mächten an. Darum muß der Mensch in der engen Welt der Sachen kämpfen mit den bösen Geistern dieser Erde, er muß im Streit seinen Platz behaupten, vertreiben, um nicht vertrieben zu werden. Und da wird die Notwendigkeit eine Gunst. Sie läßt keinen Ausweg, kein Zweifel ist mehr übrig, und in kluger Rücksicht auf sie muß der Mensch suchen, seinen Zweck zu erreichen. Äußere Zwecke nur bestimmen den Realisten Wallenstein, die Idee der Sittlichkeit spielt in seinem Denken keine Rolle. Stärke, sich unter dem Zwang der Verhältnisse mit seinen Zwecken zu behaupten — das ist sein Ideal." (S. 4 II.) In derselben Weise sind die Menschen dieses Dramas nach Schillers Ausdruck Realisten, während der Idealismus verkörpert ist in der Max-Theklawelt. Aber beide, Wallenstein und Max-Thekla, gehen zu Grunde, weil sie den äußersten Konsequenzen beider Weltanschauungen verfallen. Das Verhältnis der Liebenden, die Bedeutung desselben inmitten der realen Welt des Dramas erfährt, im Gegensatz zu manchen neueren Ansichten, eine vollkommen gerechte Würdigung. K's. Werk ist zweifellos eine sehr wertvolle Bereicherung der Schillerlitteratur über diesen Gegenstand.

Digitized by Google

Die ästhetische Erziehung. Ein Beitrag zur Lehre Kants, Schillers und Herbarts (enthalten im 4. Jahresbericht über das König-Wilhelms-Gymnasium zu Magdeburg. 1890). Vom ordentlichen Lehrer Dr. Robert Philippson.

Die Berührungspunkte zwischen Schiller und Herbart lassen sich um den Begriff der ästhetischen Erziehung gruppieren. Aber bei Schiller sowohl wie bei Herbart steht die Fassung dieses Begriffes unter dem wesentlichen Einfluß der Lehre Kants. Von dieser Thatsache ausgehend, kommt Philippson am Ende seiner anregend geschriebenen und manches erklärende Wort enthaltenden Untersuchung zu dem Ergebnis, daß der Gedanke einer ästhetischen Erziehung im Anschluß an die klassische, besonders die griechische Dichtung in seinem Keim von den größten Weltweisen erzeugt, von dem idealsten Dichter entwickelt und dem bedeutendsten pädagogischen Denker zur Blüte gebracht ist.

Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Schulanstalten, sowie zum Selbststudium von E. Kuenen und M. Evers, Königl. Gymnasial-Oberlehrern zu Düsseldorf. 6. Bändchen: Maria Stuart von E. Kuenen. 7. Bändchen: Schillers Wallenstein. I. Teil von M. Evers. Preis: das Bändchen 1 Mark.

Schon im III. Bande S. 373 dieser Zeitschrift sind die von den genannten Verfassern herausgegebenen Erläuterungen empfehlend berücksichtigt worden. Ob aber die fleißige, jedenfalls mit einem nicht geringen Aufwande von Mühe geschaffene Übersicht über die Stoffverteilung in Wallenstein für die Zwecke des Unterrichts brauchbar erscheint, muß man billiger Weise bezweifeln. Möchten sich die Erklärer doch nicht so sehr in das Einzelne verlieren. Von der Methode dagegen, welche Kuenen zur Erläuterung von Schillers Maria Stuart, wie früher zu Wilhelm Tell, angewendet hat, darf man sich besseren Erfolg versprechen.

Lichtstrahlen aus Schillers Werken. Von Adolf Wechsler. W. Opetz. Leipzig. Preis 1 Mark.

Der Zweck, den das Büchlein doch offenbar im Auge hat, das Nachschlagen bekannter Stellen zu erleichtern, ist nicht erfüllt; die Anordnung nach dem Alphabet statt nach Stoffgebieten, ist wenig lobenswert. Vor allen Dingen wird die Angabe der Quellen sehr vermißt.

Ausgaben.

Schillers Gedichte, Schillers Wallenstein. Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe, à 3 Mark.

In dem gegenwärtig stattfindenden Wettbewerbe deutscher Verlagshandlungen, Schillers Werke in vorzüglichen Ausgaben auf den Markt

Digitized by Google

zu bringen, werden diese durch schönen lesbaren Druck ausgezeichneten Miniaturausgaben der Gedichte und des Wallenstein unstreitig einen hervorragenden Platz einnehmen; sie sind wohl geeignet, manchen Flitterkram zu verdrängen und sich selbst dafür einzubürgern. Man hat eine wirkliche Freude an solcher gediegenen, dauerhaften Herstellung und darf darin die Abtragung einer Ehrenschuld an den hinsichtlich der äußeren Ausstattung früher oft vernachlässigten Dichter wohl mit Recht erblicken.

Gedichte von Friedrich von Schiller. Neue illustrierte Ausgabe. Mit 70 Illustrationen und Originalzeichnungen deutscher Künstler, Lebensskizze und Anmerkungen. Stuttgart. Verlag von Paul Neff.

Diese in der Hofbuchdruckerei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart hergestellte Prachtausgabe ist eine würdige Bereicherung der Geschenklitteratur und dürfte allen denjenigen willkommen sein, die Schillers Gedichte in ansprechendster äußerer Gestalt zu besitzen wünschen. Sie ist geschmückt mit einer erstmaligen photographischen Wiedergabe: „Facsimile der eigenhändigen Widmung Schillers bei Übersendung einer Abschrift seines Wilhelm Tell an den Churfürsten Erzkanzler Karl von Dalberg (April 1804)“ und enthält am Schlusse zweckentsprechende Erläuterungen. Bei der Prämienverteilung an Schüler sollte dies geschmackvoll ausgestattete Buch fleißig benutzt werden.

Schillers Jungfrau von Orleans. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. Baumann. 11. Bändchen von Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. Preis 80 Pf.

Vom Erhabenen. Von Friedrich von Schiller. Eine Ergänzung zu den gangbaren Schiller-Ausgaben. Mit einer Einleitung von Dr. S. Sänger. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun. Preis 20 Pf.

In neuer Auflage erschienen:

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 46. 47. Bändchen. Schillers Wallenstein, erläutert von Heinrich Düntzer. Fünfte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) 1890. Preis 1 Mark.

Digitized by Google

Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. (I). Von Kuno Fischer. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage von Schillers Selbstbekenntnissen. Heidelberg, Karl Winters Universitäts-Buchhandlung. 1891. Preis 2 Mk. — Schiller als Komiker. (II.) Von Kuno Fischer. Ebendaselbst. Preis 2 Mk.

Das Wiedererscheinen dieser beiden Schillerschriften ist freudig zu begrüßen. Kuno Fischers meisterhafte Kunst, den großen Dichter, den tragischen wie den komischen, aus psychischen Grundmotiven zu erklären, ist längst rühmlich bekannt, so daß hier nur auf die Erweiterung hingewiesen werden soll, welche die zweite Auflage erfahren hat durch die neuen Abschnitte: „Die Lauralieder", „Der Streit in der Seele des Dichters", „Die Bilder des Todes", „Der Herzog Karl und Schiller". Die Schriften des ausgezeichneten Gelehrten werden sich in der gegenwärtigen Gestalt im Kreise der Schillerinteressenten zu den alten Freunden gewiß neue erwerben.

Größere Aufsätze in Zeitschriften.

Schillers dramatische Entwürfe.· Ein Blick in die Werkstätte des Dichters. Von Karl Wilhelm Geißler. (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 135. 1890.)

Von den sieben in Frage kommenden Entwürfen, welche zur Besprechung gelangen, gehören drei der Geschichte an, der griechischen ein „Themistokles", der römischen eine „Agrippina", der neueren „Die Herzogin von Celle"; zwei „Die Gräfin von Flandern" und „Elfriede" sind vermutlich frei erfundene Fabeln, während der letzte „Rosamund" streng genommen gar nicht unter die dramatischen Entwürfe gehört, obwohl ihn der Dichter selbst in der Reihe mit aufführt; er enthält vielmehr Ideen zu einer Ballade.

Grabschriften und Marterlen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Ludwig v. Hörmann. Leipzig, Liebeskind. 1890. 152 S.

In einem Pergamentbändchen, einer sog. Elzevirausgabe, legt uns Hörmann Inschriften vor, die man im Alpenlande, insbesondere in Tirol und Salzburg auf Grabkreuzen, Leichenbrettern, Totenkapellen, Votivtafeln, Bildstöckeln, Feldkreuzen und Marterln antrifft. Für den Sprach- und Sittenforscher ist dieses kleine Buch eine willkommene Gabe, denn er bekommt Bescheid, wie das Volk über die ernsteste Stunde im Menschenleben denkt, und wie auch in dieser Hinsicht der Alpenbewohner eine Ur-

Digitized by Google

sprünglichkeit und gesunden Humor an den Tag legt, wie man das anderwärts niemals findet. Der Tod erscheint in diesen Totensprüchen in mannigfacher Gestalt. Das Kind, heißt es, gleicht der Rose; riecht der Tod daran, so stirbt es (8). Der kalte Tod streicht den Menschen mit seinem Sensenschnit(t) (14). Der Tod ist der Schützen bester, der nach dem Herzen schießt (47), und Gift ist sein Pfeil (78). Er ersticht den Menschen mit seinen Knochen und ist ein schlauer Dieb (148), der im finstern daherzuschleichen pflegt und bei dunkler Nacht kommt (131). Junge und Starke rafft er fort (135), durch ein Wild lockt er Jäger und Schützen in eine Schneelahn (135), er ist voll List und Tücke, ruft in die Ewigkeit zu kommen (142) und ist der Todesmantel, der die Menschen zudeckt (139).

Die zweite Strophe des Gedichtes Der Bettler, welches der verstorbene Schulrat Karl Riedel (deutsches Leseb. Troppau 1875) Schubart zuschreibt, findet sich da als Totenspruch, nur mit dem Unterschiede, daß es da nicht heißt „und mein Bett der Wiese Grund," sondern „und mein Bett der Felsengrund."

Auf einer Votivtafel eines Kriegers aus dem Jahre 1809 steht der weit und breit bekannte Spruch in folgender Fassung:

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen;
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Der Kaiser ohne Heer,
Die Jäger ohne G'wehr,
Der Ritter ohne Schwert,
Der Reiter ohne Pferd,
Der Fähnrich ohne Fahn',
Die Flinte ohne Hahn,
Die Büchse ohne Schuß,
Das Fußvolk ohne Fuß,
Mit Hunger ohne Brot,
An allen Orten Not,
Mit Wagen ohne Rad,
Das Herz im Leibe matt,
Mit Kranken ohne Wagen
So hat sie Gott geschlagen.

Mit welcher epigrammatischen Kürze der Tiroler seine Totensprüche darzustellen vermag, zeigen die Inschriften:

a) Aufi gstiegen,
Kerschen brockt,
Abi gfallen,
Hin gwesen.

Digitized by Google

b) Hier liegen begraben
Vom Dunder derschlagen
Drei Schaf, a Kalb und a Bua;
Herr gib ihnen die ewige Ruah. —

Ein Büchlein von solcher Art bedarf an dieser Stelle nicht erst einer Empfehlung. Es empfiehlt sich durch seine urwüchsige Kraft von selbst.

Wien. Franz Branky.

Heinrich Gloël, Der deutsche Stil und seine Pflege auf den höheren Schulen. Wesel, 1889.

Der Verfasser bespricht, nach kurzer Einleitung über den Wert einer guten deutschen Schreibweise und ihre Pflege auf den Schulen, die Hauptfehler des Schülerstils. Nach grammatischer Seite hin wird von den Schülern gern gegen die Wortbeugung (lese statt lies; des Cäsars), gegen die Wortbedeutung (beiläufig statt ungefähr) und gegen die Wortverbindungen (ein Gesuch stellen statt einen Antrag stellen) gefehlt. Reinheit der Sprache ist zu erhalten, Latinismen sind zu verbannen (z. B. die Hoffnung des Sieges.) Ferner müsse die logische Seite des Stils beachtet werden, damit Schärfe und Klarheit in den Ausdruck und in die Köpfe komme. Nicht zuletzt stehe die ästhetische Seite des Stils, die in Einfachheit und in Natürlichkeit, Kraft, Kürze, Ebenmaß, Wohlklang („ohne es" wird nicht gebilligt) sich kundgiebt.

Im 2. Abschnitt handelt der Verfasser über die Ursachen der Fehler des Schülerstils, die er in Jugendlichkeit, Unerfahrenheit, Mangel an Übung sieht. Auch der Umstand, daß unser heutiger Stil (worauf Hildebrand so schön hinweist) gar nicht mehr für das Ohr, sondern nur für das Auge bestimmt zu sein scheint, befördert dessen Fehler. Papierstil: „Ew. Majestät braucht jüngere Kräfte und ist mit einem nicht mehr felddienstfähigen Chef des Generalstabs nicht gedient." Romanstil: „Das Mädchen schlang seinen Kopf um den Hals des Vaters." Fremdsprachenstil: „Er fragte, was erlitten habend, so viele in den Hades hinabstiegen."

Der 3. Abschnitt ist der wichtigste: „die Mittel der Stilbildung": den Sprachsinn zu bilden und das Darstellungsvermögen zu üben, ist eine der wichtigsten Aufgaben der deutschen Schule. Dabei kommt es nicht auf geschwätzige Zungenfertigkeit an, welche Worte machen kann, auch wo Begriffe fehlen, sondern auf die Fähigkeit, den wirklich vorhandenen Gedanken und den eigenen Gefühlen freien, richtigen und gefälligen Ausdruck zu geben. Dieses hohe Ziel kann die Schule aber nur dann erstreben, wenn jeder Unterricht als Unterricht in der Muttersprache angesehen und behandelt wird. Das Vorbild des Lehrers ist die Hauptsache. Er darf sich nie gehen lassen. Bequeme Wortantworten sind nicht durchzulassen.

Digitized by Google

Der mathematische Unterricht zunächst, durch den gerade die Schärfe und Genauigkeit gefördert werden kann, scheint öfter unartikuliertes Deutsch durchgehen zu lassen und die im Lehrstoff liegenden Mittel der Stilbildung nicht immer ausreichend zu brauchen.

Auch der fremdsprachliche Unterricht hat Rücksicht auf Bildung im Deutschen zu nehmen. Ähnlichkeiten der Sprache unterstützen sich (doceo te aliquid: ich lehre dich etwas). Verschiedenheiten klären die Köpfe auf (sequor te: ich folge dir). Vor allem kommt es auf die Gestaltung der Übersetzung an: das Ziel ist ein treuer und doch echt deutscher Ausdruck. Große Perioden müssen aufgelöst werden. Als Beispiel wird Caesar bell. gall. I. 47 trefflich übersetzt.[1])

Nun folgt drittens der deutsche Unterricht selbst.

a) Der Lesebetrieb, der sich besonders auf Prosalektüre bezieht und nur inhaltlich gediegene, gut angeordnete und dem Schüler angemessene Stücke berücksichtigen soll. Die in hohem Stile gehaltenen Schilderungen und Charakteristiken von Mommsen, Giesebrecht, Ranke, Freytag sind entschieden kein geeigneter Lesestoff für den Tertianer. Die Behandlung des Lesestoffs zielt in den unteren Klassen auf ausdrucksvolles Lesen, Erklärung und gutes Wiedererzählen, in den mittleren auf Erziehung mehr für das Formelle, in den oberen auf den Gedankengehalt vorzüglich Lessingscher Schriften.

b) Nebenher sollen in allen Klassen mündliche Darstellungen gehen, seien es Nacherzählungen, Vorträge, Disputationsübungen (Protokolle).

---

1) „Tags darauf schickte Ariovist Gesandte zu Cäsar und ließ ihm sagen, er wolle sich mit ihm über die Angelegenheiten unterreden, deren Verhandlung zwischen ihnen begonnen, aber nicht zum Abschluß gebracht sei; er möge entweder wieder einen Tag zur Unterredung festsetzen oder, wenn er das nicht gern wolle, einen von seinen Leuten zu ihm schicken. Dem Cäsar schien kein Grund zur Unterredung vorzuliegen, und zwar um so weniger, weil am vorhergehenden Tage die Germanen sich nicht hatten zurückhalten lassen, Geschosse auf die Unsrigen zu werfen. Anderseits glaubte er, daß es mit großer Gefahr verbunden sei, einen von seinen eigenen Leuten als Gesandten zu ihm zu schicken und den wilden Menschen auszusetzen. So schien es ihm denn am zweckmäßigsten, den G. Valerius Procillus zu ihm zu senden, einen sehr tapferen und gebildeten jungen Mann, dessen Vater G. Valerius Caburus von G. Valerius Flaccus mit dem Bürgerrechte beschenkt war. Diesen wählte Cäsar wegen seiner Treue sowie wegen seiner Kenntnis der gallischen Sprache, welche Ariovist infolge langjähriger Übung geläufig sprach, und weil die Germanen keinen Grund hätten, sich an ihm zu vergreifen. Mit diesem schickte er den M. Metius, welcher ein Gastfreund des Ariovist war. Diesen trug er auf, zu ermitteln und ihm zu melden, was Ariovist wolle. Als Ariovist sie in seinem Lager vor sich erblickte, schrie er sie vor seinem Heere an: weshalb sie zu ihm kämen? etwa um zu kundschaften? Und als sie sprechen wollten, verhinderte er es und ließ sie in Ketten werfen."

Digitized by Google

c) Die Aufsatzübungen: Wichtig ist die Wahl der Aufgabe. „Die Aufgabe muß im Gedankenkreise der Schüler liegen und sich an den in der Klasse behandelten Lehrstoff anschließen, am besten an den Lehrstoff des deutschen Unterrichts, zuweilen auch an den des fremdsprachlichen Unterrichts oder der anderen Lehrfächer." „Das der Jugend vor allem eignende Gebiet ist die Erzählung." — Freilich mit der jetzigen Stundenzahl (3 in VI, V, IV, I, 2 in III, II) läßt sich das Ziel nicht erreichen. Darum schlägt auch Goel für den deutschen Unterricht in allen Klassen 4 Stunden vor, wie er meint, ein ebenso bescheidener, wie berechtigter Wunsch.

Der Grund, weshalb ich bei dieser kleinen Schrift so lange verweilte, liegt darin, daß ich sie für ausgezeichnet in ihren Anschauungen und als den Ausdruck einer deutschempfindenden Lehrerseele betrachten kann. Und ich mag es mir nicht versagen, die Schlußworte anzufügen, die — seit den kaiserlichen Reden — noch mehr Bedeutung und Sicherheit erhalten: „Wonach wir streben, ist, daß der Deutsche zu völliger Herrschaft über seine Muttersprache und zu wirklich gutem Stile in der mündlichen Rede und in der schriftlichen Darstellung gelangt. Dies Ziel kann nicht von der Schule allein und wird niemals ganz erreicht werden. Wenn aber die Schule ihre Aufgabe, dem nationalen Gedanken zu dienen und unsere edle Muttersprache zu pflegen, richtig würdigt, so kann es nicht ausbleiben, daß wir jenem hohen Ziele erheblich näher kommen."

Dresden. **R. Kade.**

Deinhardt, Beiträge zur Dispositionslehre. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten. 4. Auflage. Berlin. Gärtner (Heyfelder), 1890.

Das Erscheinen der vierten Auflage von Deinhardts Dispositionslehre giebt Gelegenheit, den Fachgenossen diese scharfsinnige und gründliche Untersuchung aufs neue in Erinnerung zu bringen. Denn sie hat auch unter den veränderten Verhältnissen, in welchen sich der Unterricht gegenwärtig bewegt, von ihrem Werte nichts eingebüßt. Obwohl sie von der Redekunst Ciceros und Quintilians ausgeht, hält sie sich frei von den sophistischen Kunststücken, in welche so viele Dispositionsfabrikanten verfallen sind. Man lernt hier die Eigenart jeder stilistischen Gattung; aber man erhält keine fertigen Typen zu beliebigem Gebrauche. Die feinen Beobachtungen Deinhardts kommen meines Erachtens noch weit mehr der Erklärung von Schriftwerken als der Anfertigung von Aufsätzen zu gute. Ich nenne nur die Behandlung des Laokoon, welche doch eingehende Betrachtung der Gruppe selbst zur Voraussetzung hat (IV), und

Digitized by Google

die Entwickelung der dramatischen Handlung (V). Klarlegung von Begriffen bildet einen wesentlichen Bestandteil unserer Besprechung (VI); für die Gliederung eines Gedichtes giebt er selbst ein treffendes Beispiel (VII). Dem Primaner die vollständige Dispositionslehre zu übermitteln, möchte ich nicht vorschlagen; aber die wichtigsten Grundsätze Deinhardts können in der angedeuteten Weise nach und nach zur Anschauung gelangen, nicht nur die praktisch notwendigen, sondern auch die allgemeinen Voraussetzungen (I, II, III). Er sagt nicht zu viel, wenn er sie als philosophische Propädeutik bezeichnet (13); jedoch erscheinen uns manche seiner Begriffsbestimmungen — er steht unter dem Einflusse Hegels — etwas zu künstlich.

Die Schrift zerfällt in sieben Abschnitte: I. Von dem Begriff der Disposition. II. Von der Teilung eines Ganzen im allgemeinen und den obersten Dispositionsregeln. III. Von der Einteilung (divisio) und der Zerteilung (partitio). IV. Von der Zerteilung der Raumgebilde. V. Von den Zeitereignissen und ihrer Zerteilung. VI. Von dem Wesen der Einteilung. VII. Zerteilung und Einteilung als Bestandteile der Disposition[1]).

I. Bei den Alten (Cicero, Quintilian) wurde die Kunst des Disponierens insbesondere für die Zwecke der öffentlichen Beredsamkeit geübt; keineswegs aber empfahlen diese Klassiker der Rhetorik ein willkürliches Verfahren nach äußerlichen Grundsätzen; vielmehr erscheint ihnen die Disposition um so vollkommener, je mehr sie ein Abbild der Ordnung ist, welche der bezügliche Gegenstand seiner Natur nach in sich trägt. Unerläßliche Voraussetzung ist also genaue Bekanntschaft mit dem Stoffe, welcher behandelt werden soll. Vortreffliche Vorschriften über die Einrichtung der Vorarbeiten giebt die Abhandlung Justus Mösers, wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange. „Eine Disposition dagegen, die vor der genauesten Erforschung der Sache etwa nach äußerlich eingelernten philosophischen Kategorien gemacht ist, thut der Sache Gewalt an, verzerrt ihre eigentümliche Gestalt und läßt sie in einem schiefen Lichte erscheinen." (11). Aber bei Anerkennung des Umstandes, daß die Eigentümlichkeit jedes Falles zu berücksichtigen ist, giebt es doch auch manches, was sich allgemein und unabhängig von allen Fällen darthun läßt. Dies bezieht sich zunächst auf die Gattung der vorliegenden schriftstellerischen Darstellung. Wie Quintilian für die Anordnung jeder öffentlichen Rede Anweisungen giebt, so läßt sich die Form einer Erzählung, Beschreibung, Begriffsentwickelung in den Grundzügen bestimmen.

1) Besser: I. Von dem Begriffe. II. Teilung eines Ganzen. A. Zerteilung. 1. Raum. 2. Zeit. B. Einteilung. III. Einteilung und Zerteilung als Bestandteile der Disposition.

Digitized by Google

Dadurch wird freilich die Forschung für den einzelnen Fall nicht erspart, aber erleichtert und vor Abirrung geschützt. — (S. 7. Z. 5. v. u. lies „willkürlich" für „wirklich.")

II. Die allgemeinsten Vorschriften ergeben sich aus dem Begriffe der Teilung selbst; ein dreifaches Verhältnis tritt uns entgegen: 1. Des Ganzen zu der Gesamtheit aller Teile. 2. Des Ganzen zu jedem einzelnen Teile für sich. 3. Eines Teiles zum anderen. (Besser scheint mir die Zweiteilung: I. Wechselverhältnis des Ganzen und der Teile. a) Verhältnis des Ganzen zu den Teilen, b) Verhältnis des Teiles zu dem Ganzen. II. Verhältnis des Teiles zum Teil.) Daraus leitet man die Vorschriften ab: 1. „Obtinendum, ne quid desit, ne quid supersit" (Quintilian). 2. Das Ganze ist dem Teile übergeordnet. 3. Die einzelnen Teile schließen einander aus, jeder muß einen eigentümlichen Inhalt haben.

III. Geht man nun auf die Besonderheit der Gegenstände ein, so bietet sich uns die Aristotelische Bestimmung der ersten und zweiten Substanz oder, wie es uns geläufiger ist, des Individuums und der Gattung. Aber dieser Unterschied ist zugleich ein fließender; so trägt z. B. der preußische Staat (das Individuum) die Idee des Staates in sich; und umgekehrt ist die Idee des Staates (das Allgemeine) nur insofern etwas Wesentliches, als sie sich in den einzelnen Staaten der Geschichte verwirklicht. Dem Unterschiede von erster und zweiter Substanz entspricht derjenige zwischen Zerteilung (Partitio, Teilung des Individuellen) und Einteilung (Divisio, Teilung der Gattung). Quintilian: „Divisionem differre a partitione, quod haec sit totius in partes, illa generis in formas." Aber der Natur ihrer Gegenstände gemäß müssen auch diese Unterschiede der Teilung fließende sein: bei jeder gründlichen Zerteilung eines Gegenstandes kommt man zu den Merkmalen eines Begriffes; bei jeder Einteilung zu individueller Bestimmtheit. Somit sind Partitio und Divisio die „Faktoren der Disposition" [30].

IV. Für die ersten Substanzen, insofern sie im Raume liegen, kommen Länge, Breite und Dicke als Kategorien desselben in Betracht. Demnach zerteilt man jedes räumliche Gebilde: 1. von oben nach unten, 2. von vorn nach hinten, 3. von links nach rechts. Das Entsprechende gilt für Fläche und Linie. So zerteilt man ein Gemälde: 1. von vorn nach hinten in Vordergrund, Mittelgrund, Hintergrund; 2. von links nach rechts; und auch jeder ästhetischen Betrachtung muß eine solche Zerlegung zu Grunde liegen. Ähnlich gewinnt man die richtige Vorstellung vom Laufe eines Flusses. Weiterhin grenzt man ein Raumgebilde vom anderen ab und erhält dadurch die Kategorie der Umgebung; diese wird um so wichtiger, je mehr man sie in ein inneres

Digitized by Google

Verhältnis zu dem betreffenden Körper zu setzen vermag. („Qualitative Bestimmtheit" 34).

V. Alles, was in der Zeit liegt, kann in Abschnitte zerteilt werden, welche den Verlauf in seiner Aufeinanderfolge bezeichnen. Daher ergeben sich die Kategorien Initium, Incrementum, Summa oder Ursprung, Entwickelung, Vollendung oder Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Betrachtet man nun, wie sich die einzelnen Abschnitte von einander abgrenzen und wie die beiden äußersten nach der Mitte zu Übergänge bilden, so entstehen die fünf Teile einer Entwickelung (z. B. des Dramas). Das Ereignis selbst kann auch zu anderen in Beziehung gesetzt werden, und zwar zu gleichzeitigen, vorangehenden und folgenden. Ebenso bildet die Angabe des Ortes eine Bestimmung für den Vorgang, wobei eine innere Abhängigkeit des einen vom anderen in Frage kommen kann. Unter einander können zwei Handlungen in doppelter Beziehung stehen: 1. Die folgende wird durch die vorhergehende bedingt — Kategorie der Kausalität; 2. die vorhergehende durch die folgende — Kategorie des Zwecks; oft wird man dieselbe Thatsache nach der einen wie nach der anderen Richtung hin betrachten. Eine scharfe Beobachtung kann jeden Punkt eines Verlaufes als Ursache des folgenden erkennen, auf allen Stufen zugleich die allmähliche Verwirklichung eines Zweckes wahrnehmen; und zwar gilt dies ebensowohl von Naturvorgängen wie von menschlichen Handlungen. Bei letzteren wird man also folgende Kategorien anwenden: 1. Absicht d. i. subjektiver Zweck. 2. Ausführung nach Anfang, Mitte, Ende; sie erscheint im Verhältnis zum Zweck als Mittel; aus ihrer Beziehung zur Außenwelt ergeben sich Hemmungen durch dieselbe. 3. Der erreichte — objektiv gewordene Zweck; Vergleich desselben mit dem subjektiven; Nichtübereinstimmen beider.

VI. Was weder im Raume noch in der Zeit (weder neben einander noch nach einander) ist, gehört der begrifflichen Welt an und wird nach irgend einem „Principium dividendi" eingeteilt, wobei sich die Gattung und ihre Arten ergeben. Der Einteilungsgrund kann außerhalb der Sache liegen (z. B. wenn man den Nutzen oder Schaden oder irgend eine andere Rücksichtnahme auf Menschen hervorhebt) oder er liegt in der Sache und stellt einen Teil oder Merkmale und Begriff derselben in den Vordergrund. Als besonders glückliche Einteilungen mögen u. a. folgende gelten: Raum und Zeit; Epik, Lyrik, Drama; Lehre vom Wahren, Guten, Schönen; Erkenntnis, Wille, Gefühl. Deinhardt macht nun den Versuch, diese Geistesthätigkeiten aus dem Begriffe des Selbstbewußtseins unmittelbar abzuleiten, durch welches der Mensch sich selbst zum Objekte macht; entweder nämlich eignet er sich das Objektive an (Erkenntnis) oder er bringt das Subjekt im Objektiven zur Geltung

Digitized by Google

(Wille); in beiden Fällen tritt eine (lediglich subjektive) Bestimmtheit als begleitendes Gefühl hervor. In Fortsetzung dieses Verfahrens gewinnt er aus der Erkenntnis die Einteilung: Anschauung, Vorstellung, Begriff; aus dem Willen die Einteilung: Willkür, Gehorsam, Willensfreiheit (Übereinstimmung des Göttlichen mit dem menschlichen Willen) u. s. w.

VII. Wenn der Gegenstand, welcher behandelt werden soll, ein individuelles Ganzes darstellt, so erscheint die Disposition vorwiegend als Zerteilung; liegt ein Gattungsbegriff vor, so muß die Einteilung vorherrschen. Im übrigen treten beide Arten der Teilung innerhalb der Disposition fortwährend in Verbindung mit einander. So müssen, wenn man den Tod des Sokrates darstellen wollte, allerdings die Abschnitte des zeitlichen Verlaufes, zugleich aber die Tugenden zur Geltung kommen, welche er dabei bewährt. So ist häufig in den Hauptteilen eine Divisio, in den Unterabteilungen eine Partitio sichtbar, und umgekehrt. Als Beispiel hierfür wird Hor. Od. I eingehend entwickelt.

Mülheim a. Rhein. **P. Goldscheider.**

Kleine Mitteilungen.

— In den Grenzboten 1891, II, S. 585 flg. tritt Prof. Dr. O. Behaghel in Gießen mit Recht dem Irrtume des Verfassers der Aufsätze über „allerhand Sprachdummheiten“ entgegen, daß in unserer Sprache eine strengere consecutio temporum herrsche, daß die Zeitform der Gegenwart nach Gegenwart, der Vergangenheit nach Vergangenheit gesetzt werde. Behaghel führt im Gegensatz dazu aus, daß allerdings das Altdeutsche eine festgeregelte Zeitfolge und zwar dieselbe wie das Lateinische besitze, daß aber in unserer Schriftsprache, die sich auf die Seite der süddeutschen Mundarten gestellt hat, zweifellos die Sitte überwiegt, überall den Konjunktiv der Gegenwart zu setzen. Hieran knüpft Behaghel einen Wunsch, den wir zu dem unsrigen machen und allen Lesern der Zeitschrift aufs wärmste ans Herz legen. „Aus meinen Darlegungen, sagt Behaghel, ergiebt sich, daß der Sammler der Sprachdummheiten die Syntax der Mundarten nicht genug berücksichtigt hat. Man kann ihm das ja nicht so sehr übelnehmen, denn wie viele giebt es überhaupt, die davon etwas wissen? Jahr für Jahr erscheint vielleicht ein Dutzend Arbeiten, die den deutschen Mundarten gewidmet sind. Meist befassen sie sich mit Lauten und Formen, wenn sie es nicht vorziehen, sich auf die Lautlehre, Teil I, die kurzen Vokale, zu beschränken Es giebt meines Wissens eine einzige Dissertation, die die Syntax einer Mundart zum Vorwurfe genommen hat, eine Untersuchung über die Sprache von Baselstadt, und doch giebt es gerade auf dem Gebiete der Syntax eine Fülle von lehrreichen und anziehenden Erscheinungen. Wie oft wäre es dem Forscher von Wert, die räumliche Ausdehnung einer Eigentümlichkeit zu kennen! Hier wie nirgends in den Kapiteln der Grammatik stehen bisweilen scheinbar unbedeutende Kleinigkeiten im Zusammenhang mit den tiefsten Eigenschaften der Volksseele. Auch der Laie ist im stande, dem Forscher höchst schätzenswertes Material zuzutragen, und ich persönlich wäre für Mitteilungen aus diesem Stoffgebiete außerordentlich dankbar. Beispielsweise würde ich sehr gern erfahren, bis zu welcher nördlichen Grenzlinie der Gebrauch von wo statt des Pronomen Relativum geht oder die Anwendung

Digitized by Google

des Artikels bei persönlichen Eigennamen (der Karl, der Müller). Wenn man mehr auf dergleichen Dinge achtete, könnte man u. a. auch die Entdeckung machen, daß es Mundarten giebt, die seller, dersell (aus selber, derselbe entstanden) als Demonstrativpronomen verwenden, und man würde vielleicht die Überzeugung gewinnen, daß das jetzt leidenschaftlich verfolgte derselbe nicht bloß einer Schrulle des papiernen Geistes sein Dasein verdankt."

— Das Preisgericht des „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" hat das Urteil in Sachen des unterm 15. Juli vor. Js. erlassenen und mit 31. Dezember abgeschlossenen „Preisausschreibens" unlängst gesprochen, wonach unter den 83 dem Vereine zugegangenen Einsendungen die Erzählung „Der Puppenspieler" mit dem ausgesetzten Preise von 1000 Mark bedacht worden ist, als ein Werk, welches zwar in Bezug auf den Umfang den gestellten Anforderungen nicht ganz entsprach, aber doch hinsichtlich seines litterarischen Wertes und seiner poetischen Eigenart, auch im Sinne jener Vereinsbestrebungen, selbst unter denen, welche den geforderten Umfang gehabt hätten, so wesentlich hervorragte, daß dem Preisgerichte ein Abstehen von den sich selbst gesetzten Bedingungen durchaus gerechtfertigt erschien. Die Öffnung des Umschlags mit dem gleichlautenden Merkwort: „Das Niederträchtige ist das Mächtige (Goethe)" ergab als den Verfasser Herrn C. Schultes, Hoftheaterdirektor a. D. und Schriftsteller, z. Z. in Hannover. Die mit dem Preise nicht bedachten Arbeiten können spätestens bis zum 15. August d. Js. unter genauer Angabe des Merkwortes und Titels der betreffenden Erzählung ohne Namennennung eingefordert werden; was bis dahin nicht zurückverlangt worden ist, wird nach Öffnung des Umschlages von Vereinswegen an den darin bezeichneten Verfasser zurückgestellt werden.

— Der Aufruf zu dem am 28. März 1892 beabsichtigten Comenius-Jubiläum ist in diesen Tagen der Öffentlichkeit übergeben worden. Ursprünglich lediglich von den Comenius-Forschern in Anregung gebracht, hat der Gedanke, das Andenken an den Begründer der neueren Pädagogik durch die Stiftung einer Comenius-Gesellschaft zu ehren, rasch in weiten Kreisen Anklang gefunden. Die Namen wie die Zahl der Unterzeichner lassen erwarten, daß das Unternehmen eine viel größere Teilnahme finden wird, als noch vor Jahresfrist vorausgesehen werden konnte. Offenbar ist es die Bewegung, die gegenwärtig auf dem Gebiet der Schulreform herrscht, durch welche die Person des Comenius neuerdings wieder so stark in den Vordergrund des Interesses getreten ist: weite Kreise erkennen in ihm einen Vorkämpfer der Ideen, deren Durchführung sie von einer nahen Zukunft erwarten. Wir behalten uns vor, demnächst weitere Mitteilungen über die Sache zu bringen, und bemerken einstweilen nur, daß die konstituierende Versammlung im Oktober zu Berlin stattfinden wird. Inzwischen ist Herr Archiv-Rat Dr. Keller in Münster (Westf.) zum einstweiligen Bevollmächtigten bestimmt worden; Beiträge nimmt das Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C., schon jetzt entgegen.

— Am 25. Mai starb zu Bonn der außerordentliche Professor Dr. K. G. Andresen, 78 Jahre alt. Seine wissenschaftliche Thätigkeit bewegte sich auf dem Gebiete der deutschen Sprache, zu deren vorzüglichsten Kennern er gehörte. Seine in mehrfachen Auflagen erschienenen Bücher über „Deutsche Volksetymologie" und „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen" haben in weiten Kreisen Anerkennung gefunden. Die Kieler Hochschule erneuerte bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums am 26. August 1887 sein Diplom und hob darin rühmend seine wissenschaftlichen Verdienste hervor.

Digitized by Google

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 2 Februar: H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie, besprochen von Ludwig Tobler. (Dem hervorragenden Werke wird der beste Erfolg gewünscht.) — Richard Meyer, Die altgermanische Poesie nach ihren formelhaften Elementen beschrieben, besprochen von Friedrich Kauffmann. (Die ganze Anlage des Werkes, besonders die Klarheit der sachgemäßen Disposition wird rühmend anerkannt.) — Johann Kelle, Untersuchungen zur Überlieferung, Übersetzung, Grammatik der Psalmen Notkers, besprochen von Andreas Heusler. (Wertvolle Untersuchungen.) — Johann Kelle, Die St. Galler Deutschen Schriften und Notker Labeo, besprochen von O. Behaghel in Gießen. (Die irrige Annahme einer St. Gallischen Übersetzerschule wird in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt und gezeigt, daß die spezifische Art von Notkers Thätigkeit mit seinem Tode unterging. — Möchten Kelles eindringende, methodisch musterhafte Vorarbeiten recht bald durch die lange verheißene Ausgabe gekrönt werden.)

—— Nr. 3 März: Karl Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Zweiter Band, erste Hälfte, besprochen von O. Behaghel. — Het Nederduitsch Glossarium van Bern, bewerkt door F. Buitenrust Hettema, besprochen von R. Sprenger in Northeim. — Theodor Siebs, Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache, besprochen von M. H. Jellinek. — Gottfried Dütschke, Die Rhythmik der Litanei, besprochen von Andreas Heusler. — Friedrich Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? besprochen von O. Behaghel. (Der Titel des Buches ist nicht glücklich gewählt, der Inhalt ist ganz vortrefflich. Der Verfasser versteht gut zu beobachten und hat eine reiche Fülle des Stoffes beigebracht.) — H. F. Abel, Die deutschen Personennamen, 2. Aufl., besorgt von Walter Robert-Tornow, besprochen von O. Behaghel. — Wilhelm Wiser, Das Verhältnis der Minneliederhandschriften B und C zu ihrer gemeinschaftlichen Quelle, besprochen von O. Behaghel in Gießen.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte IV, 1: Max Jellinek, Hoffmannswaldaus Heldenbriefe. — Friedrich Wilhelm, Briefe an Karl Wilhelm Ramler. — Hans Morsch, Aus der Vorgeschichte von Goethes Iphigenie. — Bernhard Seuffert, Merope und Elpenor. — Paul Hoffmann, Untersuchungen über Goethes Ewigen Juden. — Theodor Odinga, Ein Lied von dem Tod und einem jungen Mann. — R. M. Werner, Aus einem Stammbuch des 17. Jahrhunderts. — Karl Trautmann, Faustaufführungen in Basel und Nürnberg. — Fritz Winter, Ein Gedicht der Neuberin auf die Vermählung Friedrichs des Großen — Ferdinand Holthausen, Zu Lessings Faust-Vorspiel. — Julius Elias, Ein Schreiben Herders an Jean Paul Fr. Richter. — Otto Harnack, Beiträge zur Chronologie der Faustparalipomena. — Heinrich Düntzer, Zu Schillers Demetrius. — Ernst Koßmann, Chamissos Nasengedichte.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 35,1: Zimmer, Keltische Beiträge III. — Roediger, Nochmals zum Hildebrandsliede. Bücherbesprechungen. Litteraturnotizen.

—— 35,2: Singer, Salomosagen in Deutschland. — Kochendörffer, Erinnerung und Priesterleben. — Schönbach, Altdeutsche Funde aus Innsbruck. — Schröder, Belisars Roß. — Larsson, Nochmals Schiff und

Digitized by Google

Regenbogen. — Ammann, Sagen und Zauberformeln aus Hohenfurt. — Zimmer, Ossin und Oscar. — Schenk zu Schweinsberg, Die Herkunft Fischarts. — Bolte, Dyalogus de Divite et Lazaro. — Schröder, Frisch. — Kossinna, Die Herkunft der „heriman“.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 139 und 140, 12: E. Jeep, Der Tod der Emilia Galotti.

Gymnasium 23: Heußner, Goethes Wahrheit und Dichtung in der Prima des Gymnasiums.

Die Grenzboten 1890, 22: Bedingen und andere Modewörter. — 43. Ein Nachwort zur Lessingfeier. — 1891, 3: Aus der Grillparzer-Ausstellung. — 12. 13: Allerhand Sprachdummheiten. — 16: Rudolf Hildebrands Aufsätze und Vorträge. — Unser Deutsch in Frankreich. — 17: H. Düntzer, Zur Jubelfeier des Weimarischen Theaters. — 18: Zur neuen Faustphilologie.

Preußische Jahrbücher, Band 66, 2. Heft: Konstantin Rößler, Ein nachgeborener Junghegelianer (sehr lesenswerte Besprechung von Paul Nerrlichs Jean Paul).

Rostocker Zeitung: Nr. 247, 259 und 265 (31. Mai, 7. und 11. Juni 1891): Reinhold Bechstein, Das Redentiner Osterspiel und seine litterargeschichtliche Würdigung.

Neue Bahnen, 5 und 6: E. v. Sallwürk, Volksbildung und Lehrerbildung.

Neu erschienene Bücher.

Josef Murr, Altgriechische Weisheit. Blumenlese von Sinnsprüchen aus griechischen Dichtern in deutscher Übersetzung. 1. Bändchen: Die ältesten Epiker und Elegiker Aischylos und Sophokles. Innsbruck, Wagner 1891. 77 S.

Louis Erhardt, Über die Grundlagen unserer höheren Schulbildung. Berlin, Hans Lüstenöder 1891. 47 S.

Max Miller, Zur Methodik des deutschen Unterrichtes auf der Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums. München, Pohl 1891. 71 S.

Alois Hruschka und Wendelin Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen. IV. (Schluß)-Lieferung. Prag, Verlag des Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1891.

Ferdinand Schöntag, Musteraufsätze aus der Schule für die Schule. 2. Auflage. Regensburg, Hermann Bauhof 1891. 224 S.

Bericht über die Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag im Jahre 1890. Prag, Verlag des Vereines 1891 (mit den Beigaben: 1. Die Verfassungsgesetze des Kaiserreichs Japan. I—III. Aus dem Japanischen. — 2. Rudolf Fürst, Der Kunsttheoretiker Grillparzer und seine Stellung zum Realismus. 3. Preisgekrönte Gedichte). 107 S.

Otto Lücke, Bürgers Homerübersetzung. (Programm des Kgl. Gymnasiums zu Norden.) Berlin, R. Gärtners Verlag (Hermann Heyfelder), 39 S.

F. Willomitzer, Die Sprache und die Technik der Darstellung in J. P. Hebels rheinländischem Hausfreund (Jahresbericht der Oberrealschule im 2. Bezirke von Wien 1891).

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Deutschland grammatisch, zur Geschichte seiner Form.

Von Rudolf Hildebrand.

Die Worte Deutsch und Deutschland, die uns nun wie neu aufgefrischt die Träger der reinsten und tiefsten Innigkeit in unserer Gedankenwelt sind, und nun auch von oben her, von Staatswegen so anerkannt — man muß zu den Alten gehören, die es noch mit erlebt haben, wie sie da vielmehr mißliebig, ja verdächtig waren und von Amtswegen möglichst gemieden wurden, um an ihnen ganz nachempfinden zu können, was diese Anerkennung von höchster Stelle aus bedeutet und was in ihnen gewonnen ist, auch nur im Vergleich mit der Zeit unserer Väter — diese wichtigen Worte bieten sprachlich und grammatisch mehrfachen Anlaß zu lehrreicher Betrachtung. Daß sie sich durch Wohlklang nicht eben auszeichnen, bemerkt wohl jeder einmal, der sein Ohr an das Hören von Wohlklang und Übelklang der Sprache gewöhnt, mit einem Verdruß, an dem er dann eine Zeit lang zu kauen hat. Wie viel wohlklingender sind das französische allemand, l'Allemagne, das englische german, Germany, auch das ital. tedesco, das unserm Deutsch entspricht, d. h. danach gebildet ist.[1]) Eigen ist auch, daß es in unserer Sprache reimlos dasteht, wie Goethe einmal spöttelt (in den Musen und Grazien in der Mark):

Ob sich gleich auf Deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.

Ich wollte aber nicht auf das Adjectiv und seine gar lehrreiche Geschichte eingehen, auch nicht, was das Substantiv mit träfe, auf das Jahrhunderte lange Schwanken zwischen D und T im Anlaut, das ja nun glücklich in der rechten Richtung überwunden ist (es ist noch gar nicht lange her), sondern von Deutschland, das selber genug zu betrachten gibt.

Was ich meine, wird durch folgenden Satz Herders v. J. 1769 angedeutet sein. Er erwähnt in den Kritischen Wäldern, im ersten Wäldchen Cap. 24 die Ermordung Winkelmanns: „Winkelmann ist nicht mehr! Durch die Hand eines Mörders auf die entsetzlichste Weise der Welt, Rom und seinem Deutschlande entrissen! (Suphans Ausg. 3,187) — Deutschlande! jetzt vollkommen unmöglich, ebenso wie Englande, Schottlande, Irlande, Hollande, Jütlande, Rußlande, Livlande, Kurlande, Esth-

1) ursprünglich todesco, nach dem älteren tiutisch, diutisc, genauer nach lat. theodiscus.

Digitized by Google

lande usw. unmöglich sind. Die Namen haben der Form nach keinen Dativ mehr, sie sind starr und steif geworden (vom Gen. abgesehen, s. nachher). Dagegen wäre bei Griechenland noch jetzt nicht ganz unmöglich: „im alten Griechenlande"; das wäre wie: im Baskenlande, im Hessenlande, auch im Rheinlande, im Osterlande, im Voigtlande — warum? Da ist überall „das Land" (der Griechen usw.) noch als besonderer Begriff gedacht und hebt die Namen aus dem Kreise der Eigennamen im engeren Sinne heraus. Diese gelten nun einmal als über das grammatische Leben starr hinausragend, während der alte, natürliche Stand noch bei den Bauern zu erkennen ist, z. B.: ich habe es Baumanne gegeben, ich wills Bernharde sagen usw., vor dem städtischen Sprachgefühl ein Bildungsgreuel, dem einigermaßen offen werdenden Blick aber — beneidenswerth. Werden doch nun auch die Dative und Accusative Goethen, Luisen, Bernharden u. dgl. immer mehr altfränkisch, sodaß man sich damit eine Bildungsblöße zu geben fürchtet, während doch Fälle immer vorkommen, wo der bezeichnete Dat. oder Acc. schon der Deutlichkeit wegen recht brauchbar oder nöthig wäre. Es ist wie mit „Gott", das auch im Dativ nun bloß so kahl, ohne Endung und Abzeichen möglich ist, was doch nicht ohne bedenkliche Folgen ist (s. z. B. oben 1,445 fg.) Niemand wagt mehr den Dativ „Gotte" trotz des biblischen Wortes „Gebet Gotte was Gottes ist" usw. Und doch ist Gott noch nicht so weit erstarrt, als Deutschland usw., denn dem Sprachgefühl noch ganz gemäß und ohne Anstoß ist in Schillers Gang nach dem Eisenhammer:

Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Triffst du ihn auf dem Weg.

Auch „beim großen Gotte, beim gerechten Gotte" ist, wenn auch nicht geläufig, doch noch nicht unmöglich, weil auch da „Gott" durch den Artikel und das Adjectivum noch außer dem Kreise der starren Eigennamen gehalten wird. So wunderlich geht es mit dem e, diesem dünnsten Laute unserer Sprache zu, das doch zugleich so wichtig und so launenhaft behandelt wird.

Um aber wieder auf Deutschland zu kommen, den Genitiv hat es doch noch mit Abzeichen, aber doch auch nicht mehr in alter Reinheit und Schönheit, denn er hat auch das e hergeben müssen, wie der Dativ, und nur das —s übrig behalten, es heißt nur noch Deutschlands, wie Englands, Hollands usw. Das ist eigentlich um so auffallender, als sonst in Bezug auf grammatische Formen seit mehr als einem Menschenalter eine Bewegung im Gange ist, welche eifrig darauf ausgeht, frühere bequemere Formen in ihrer älteren Gestalt wiederherzustellen, eine Bewegung, die an sich seit Jahrhunderten wirksam und für die Formgeschichte unserer Sprache von der größten Bedeutung ist, freilich oft

Digitized by Google

auch fehlgegriffen hat. Es handelt sich dabei besonders um verschluckte e; so will man Gleis nicht mehr dulden, nur noch oder wieder Geleis, und selbst „entgeleisen", worin das rhythmische Gefühl einen Stoß erhält, soll nun allein richtig sein, man wird auch noch auf „vergenügen" als das allein Richtige verfallen. Besonders auch, und ganz löblich auf das gen. — es ist es dabei abgesehen, und wenn man z. B. wol noch länger sprechen wird: „Wir fuhren im letzten Wagen des Zugs", wird man doch in der Schrift „Zuges" vorziehen. Aber vor der starren Mauer der Eigennamen macht die Bewegung scheu Halt, Deutschlandes ist unmöglich, während doch des Rheinlandes, des Osterlandes in der Schrift nun wieder das herrschende ist, obwohl man vor der Hand Rheinlands usw. weiter spricht.

Und doch ist auch das noch gar nicht alt, wie der Dat. ohne e; man liest z. B. in den Briefen die neueste Litteratur betreffend 22,177 Berl. 1765 (Resewitz ist der Verfasser): „Wenn bei uns Deutschen ein neugebackener Schriftsteller nur nicht vergißt, zwölf Exemplare seines Werkleins an zwölf Zeitungsverfasser zu senden, so kann er gewiß seyn aus zwölf Städten Deutschlandes die angenehme Nachricht zu hören, daß der Herr Magister *** ein treflich gründliches und angenehmes Werkgen geschrieben habe" — Deutschlandes, jetzt so ganz unmöglich, wie Herders „seinem Deutschlande" oben. Die Eigennamen sollen und müssen wie gesagt nun einmal so unbeweglich starr als möglich sein. Gut, es ist nun einmal nicht anders, man muß sich fügen, aber, wie in vielen ähnlichen Fällen auch im Leben, das Gefühl darf sich dawider auflehnen und das einfach Rechte sich im Stillen vorbehalten.

Den Schülern würde ich übrigens den Fall vorlegen, so daß sie sich selbst an der Lösung der Frage versuchen müßten, warum im Osterlande, aber nur in Deutschland, warum im Frankenreiche, aber nur in Frankreich. Die Kleinigkeit ist trefflich geeignet, um ihr eigenes Denken auf den Weg des Suchens und Findens zu bringen.

Diese grammatische Erstarrung ist aber nur der Endpunkt einer Entwickelungslinie, die in aller Lebendigkeit und Beweglichkeit begann; es wird lehrreich sein, auch für Verständniß des Sprachlebens überhaupt, die Entwickelung in raschem Überblick zu verfolgen.

Von Anfang erscheint sogar Plural und Singular zur Wahl, beides z. B. im Annoliede:

si hiezen in vehtin wider diutsche lant.

Wackernagels Leseb. 1,179, 5 (1830),

d. h. die Römer den Caesar; daneben aber:

mit zorne her (Caesar) duo wider wande
ci diutischimo lande. 182,22,

Digitized by Google

schon ohne den Artikel, denn gemeint ist: das Deutsche Land, wie vorher die Deutschen Lande. Wenn W. Grimm im Wörterbuch unter Deutschland aus der Kaiserchronik beibringt: daz mære in Dûtiskland kam 102[d], dô kârte er in Dûtiskland widere das., so ist das mit dem heutigen „Deutschland" noch nicht gleich zu setzen, gemeint ist dûtisk lant, das deutsche Land. Im 13. Jahrhundert z. B. bei Walther:

owê waz êren sich ellendet tiuschen landen! 13,5 Lachm.;

dâ hin dâ her wart nie so wert in allen tiuschen landen. 107,10,

jetzt: in ganz Deutschland, wo die Erstarrung auch das Adj. mit ergreift, denn „im ganzen Deutschland" wäre wider den Gebrauch.

Walther behandelt es doch auch als Singular, z. B. in dem Willkommenliede:

tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant. 57,13.

In demselben Liede zeigt sich auch, daß tiutsch auch sonst den Artikel nicht bedurfte, um bestimmt zu sein:

tiusche man sint wol gezogen. 57,13;

tiuschiu zuht gât vor in allen. 56,37,

d. h. die deutschen Männer, die deutsche Bildung; ebenso 117,5 werdent tiusche liute wider guot, die Deutschen. Das haftet dem Worte bis heute zum Theil an, denn man spricht z. B. von deutscher Geschichte, deutschem Gebiete, deutscher Erde auch in Fällen, wo man den verschwiegenen bestimmten Artikel mit meint.

Der Plural mag übrigens das ältere sein, er ist lebendiger, indem er die Größe des gemeinten Gebietes mehr ausgemalt sehen läßt, während der Singular das Ganze mehr auf einen Begriff einschrumpfen läßt. Die Einheit litt beim Plur. keinen Schaden, da sie durch tiutsch vertreten war. Es hängt aber auch mit dem ursprünglich engern Begriff von Land zusammen. Wenn z. B. beim Kürenberger davon die Rede ist, der Dichter müsse einer Frau diu lant rûmen, weil er ihre Minne verschmähe (Minnes. Frühl. 8,7. 9,32), so handelt es sich wohl höchstens um eine Grafschaft, die so pluralisch gefaßt wird: lant ursprünglich, was man mit dem Auge oder mit den Gedanken als ein Ganzes für sich umspannen konnte, unser Landschaft wird ihm ungefähr gleichen. Übrigens hat sich der Plural ähnlich erhalten in den Vierlanden bei Hamburg, in den Niederlanden, denen gegenüber in der ältern Zeit auch von „den obern Landen" (am Rhein) die Rede ist.

Der Plural erhält sich noch weit hinaus übers Mhd. lange neben dem Sing., z. B. (mehr bei W. Grimm im Wb. unter deutsch):

Digitized by Google

ich bin ein pot vom pabst gesant
von Rom in dise teutsche lant. Fastnachtsp. 29,13;

in alemangna (so), in teutschen landen. Ital.-deutscher Vocab. Bologna 1479 e 3^b^, also der Plur. selbst neben dem ital. Singular; also bleib er in tutschen landen. Closener 56,25; Wilhelm, ein Fürst von deutschen Landen. Steinhöwel Boccaccio 2,189; gemeiner nutz diser ganzer dutschen lande. Janssen Frankfurts Reichscorr. 2,154 (v. J. 1461), in amtlichem Reichsstil; ich wolte ein sack vol exempel bringen allein aus deutschen landen. Luther das schöne confitemini 1540 E 4^a^; wenn es so sol in deudschen landen gehen, so ist mir leid das ich ein Deudscher geboren bin. Luthers Schriften (Jenaer Ausg.) 5,185^b^; find ich, das in Germanien und teutschen landen regirt hat könig Swab. Aventin Chron. (1566) 37^a^, also gleichfalls neben Sing. Auch das obere und niedere Deutschland werden so unterschieden, z. B.: Graven, Freien, Ritter, Herren und Edelknecht von hohen und nidern Teutschen landen. Zimmerische Chron. 1,71; nun war zu denen zyten Herzog Albrecht von Oesterreich ... heruff von Österland in Schwaben (acc.) und hochdeutsche landt kumen. Georg v. Ehingen 7, hier im genauesten Sinne, das eigentlich hohe deutsche Land, das Hochgebirgsland, Tirol, des Verfassers Heimat. Besonders auch verbunden „deutsche und welsche Lande", als ungefähre Umfassung des Bereiches, dem damals das Tagesinteresse angehörte, z. B.: es ist ein gewonheit fast überal in Teütsch und Welschen landen. J. Pauli Schimpf u. Ernst S. 414 (Österleys Ausg.), dahinter steht schon das einfache „Teutsch- und Welschland". Noch tief im 17. Jahrhundert: vor allen Dingen soll er (der Deutsche) die Teutsche Geschichte und Sprache lernen ... und die Teutsche Land durchzogen haben, ehe er sich in frembde Lande begebe. Moscherosch Philander Frankf. 1644 S. 804.

Daneben geht aber gleichbedeutend der Singular, wie vom Anfang an. Der voc. incip. teut. y 4^a^ gibt „tutsch land, Alemania" usw. d. h. „deutsches Land", mit entbehrlichem Artikel (s. oben). Doch steht dieser auch, z. B. bei Dasypodius 88^a^ „Das teütsch land", Alemannia usw.: Germanus, einer uß dutschem lande. Diefenbach gloss. 26^a^; dadurch dann ... das Teutsch lande in im selbs sogar verirret ist, das es von andern nacion ... ganz verachtet usw., kurz vorher: das in dem heiligen Römischen reich und bevoran in Teutschen landen es leider ... übel gestanden hat. Janssen Frankfurts Reichscorr. 2,149 in einer Eingabe des Erzbischofs von Mainz und Genossen v. J. 1461, an den Kaiser über die verderblichen Zustände des Reiches;

sie sind aus teutschem land geborn. Laurin (Schade) 1625;
geboren aus dem Teutschen Land. Eyring Sprichw. 1,170;

Digitized by Google

Luther an die Radherrn aller Stedte Deutsches lands, das sie christliche schulen aufrichten sollen. Wittemb. 1524; von des Teutschen lands art. S. Frank Germ. Chron. (1538) 2[b]; in das wüste teutsch lande ziehen. 3[a]; ein schwarm volks kam aus Engelland und Brittannia in Teutsch lande. 221[a]; da diser könig Gampus in teutschem land herrscht. Aventin Chron. 126 Lexer.

Aus Welschland, Spanien, Frankreich, Flandern,
Aus Schweiz und ganzem deutschen Land.
Rollenhagen Froschm., Nn 3 (Goedeke 2,125).

Nun bleibt Leipzig noch wol ein stat,
weil sie den preis behalten hat
in teutsch und welschem lande.
Lied von der Belagerung Leipzigs i. J. 1547
b. Liliencron hist. Volksl. 4,406.

Der Drang nach Einheit und Einfachheit lag aber dem zusammengesetzten Namen schon lange in den Gliedern und kam seit dem 15. Jahrhundert zum Durchbruch, seit dem 17. zum Siege: Dütschelant wart betwungen. Königshofen, Chron. 335,21. Der Drang mußte ja unterstützt werden durch die lat. Alemannia, Germania, Teutonia. Im 15. Jahrh. z. B. in Vocabularien: Germania, nider tütschland. Diefenbach nov. gloss. 191[2]; Hochteutschland, Norica, Teutonia. voc. inc. teut. k2[b], es ist aber noch „hoch Teutschland" gemeint, wie noch S. Frank im Weltbuch (1567) 41[b] „das ober (oder) hoch Teutschland" und „das nider Teutschland" schreibt; diese Zusätze ober, hoch, nieder mußten übrigens das Zusammenschreiben „Deutschland" befördern.

Daun würd es übel umb uns stan
Und alls Teütschland zu scheitern gan.
S. Brant bei Zarncke S. XXXVII[a].

Sonst im 16. Jahrh.: wenn Deutschland alle auf ihre knye fielen. Luther vom bapstum 1520 A 4[a], sehr merkwürdig das Land unmittelbar als das Volk selbst gedacht; Teutschland ist wie ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und alles genung hat, was er bedarf, es fehlet ihm aber an einem Reuter. Tischreden, 1571 395[b]. Thomas Platter erzählt aus seinem Knabenleben als Geißhirt im obern Wallis: under andren wünschten wir, das wir kenden fliegen, so wolten wir uß den land in Tütschland fliegen, so nennet man in Wallis die eidgnoschaft. Platters Leben 12 (Boos).[1])

1) Dieß in mit dem Acc. bei Länder= und Ortsnamen ist jetzt verboten, nur noch der Dat. ist erlaubt, ein Grund ist schwer zu sehen; das in, wie es da Platter braucht, hat bis ins 18. Jahrh. gegolten. Zu dem engeren Sinn übrigens, den Deutschland da hat, ist das Gegenstück, wenn die Engländer das Holländische dutch, den Holländer Dutchman nennen. Auch sonst kommt solche

Digitized by Google

Sol ich von wunder sagen,
so ist ir das wol eis (eins),
daß auf dem loblichen Tage (Reichstag)
Deutschland ist worden eis. Liliencron hist. Volksl. 3,62[b], v. J. 1512.

Auch der alte Plur. und der neue Sing. nahe bei einander, z. B. bei Hutten in dem Sendschreiben an Friedrich den Weisen, v. J. 1520: „Die Westphalen, so in vorzeiten .. Teutschen landen den Arminius geben haben ... welcher gantz Germanien und Teutschland aus den Händen der Römer erlediget."

Zu diesem einfach gewordenen „Deutschland" (deutsches Land) gehören als Gen. und Dat. anfangs deutsches landes, deutschem lande, aber es tritt doch bald auch selbst als Dativ auf, man mochte sich der gewonnenen Einheit freuen, z. B.: Der Wal Campanus, da er in Dendschland gewesen und an die grentze des welschen landes wider heim kam usw. Luther wider das bapstum (1545) B 3[b]. Übrigens auch mit dem Art.; da ja „das deutsche Land" darin nachklingt: Ich rede nach der sechsischen canzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige im Deutschland. Luther Tischreden Cap. 69; das ich mich vom Italienischen Gebürg ins Teutschland ... hab herab begeben. Fischart Bienenkorb (1588) 230[b]; des Teutschlands langwehrendes Elend und Trübsal. Weckherlin Vorr. zu den weltl. Ged.

Merkwürdig ist dabei, wie eine Zeit lang das Alte und Neue sich mischen und nicht rein aus einander zu sich kommen können, ein werthvoller Beitrag zu der Art, wie die Sprache sich bildet. Z. B. getrennt, doch das Adj. nicht mehr beweglich: Ich red nach der sächsischen cantzeley, welcher nachfolgen alle fürsten und könige im teutsch lande. Luthers Tischreden Frankf. 1574 412[a] (Dietz Wörterb. zu L.s Schriften 1,369[a]. Auch zusammengeschrieben bei flectierter Form: denn Nürnberg leucht warlich in gantz Deudscheslande wie eine Sonne under Mond und Sternen. Luthers Schriften 5,471[b];

Aus Schweitz und gantzem Deutschenland.
Froschmeuseler Braunschw. 1637 Nn 7[a].

Selbst im Plural: Das mir ... des Türken regiment ... unleidlich sein solt in Deudschenlanden. Luthers Schriften 4,414[b]; aufrur in teutsch-

---

Verschiebung oder Einengung des Begriffes vor, z. B. wenn im 17. Jahrh. Elberfeld und Deutschland getrennt sind: „Ein Elverfeldische war in Teutschland gewesen, und als sie zu Haus kam, lud ihr Mann, sie desto besser zu willkommnen, etliche gute Freund zu Gast; deren einer fragte sie, wo ihr der Wein am besten schmeckt, verstehend in Teutschland oder zu Elverfeld, dem antwort sie: auf der Zungen im Mund. Teutscher Nation apophthegmatum dritter Theil durch J. L. Weidnerum, Amsterdam 1653, S. 413; ist das Rheinland gemeint? Dunkel ist mir auch folg.: „so bald es dahin ist kommen, das man ganze Künigreich, wie Bayern, Engelland, Elsaß, Teutschland auf einmal hat einhellig zum glauben bracht. S. Frank, paradoxa (1558), 292[a]."

Digitized by Google

landen. S. Frank Germaniae chron. 221[b]; solt Titus Livius und Julius Cesar ietzt Germanien sehen, sie möchten freilich sich irer schriften schemen und Teutschlanden ein widerruf thuen. 3[a].; weil der Allmächtige... die alleredleste Kunst der Buchdruckerei auch in Teutschlanden ... hat offenbaren wollen. Moscherosch, Philander 2,804. Ebenso: Zeitungen aus Welschlanden usw. o. O. 1546.

Man sieht, der Name unsres großen Vaterlandes hat ein Schicksal hinter sich so bunt, ja theilweis wirr, wie das Land und Volk selber. Auch er geht von einer Mannigfaltigkeit aus, die im Einzelnen vollberechtigt war, strebt und drängt aber im Lauf der Zeit, eben durch den größten Wirrwarr hindurch, nach Einfachheit, um damit zur Einheit zu kommen. Nöthig ist es aber, daß die Erstarrung des grammatischen Deutschland, in die diese Einfachheit ausgelaufen ist, diesem selbst fern bleibe. Sie ist aber auch nicht zu fürchten, die Einheit, die heiß ersehnte, verträgt sich nun aufs beste mit der Vielheit, die der deutschen Eigenart gemäß ist. So lebt auch der grammatische Plural in der Volkssprache nach, wie man in Bremen niederdeutsche Auswanderer beim Einschiffen hat klagen hören, wie schwer es sei, „von dütschen Landen" Abschied zu nehmen[1]); da ist doch die Innigkeit, die an der großen Einheit hängt, völlig fühlbar neben der im Plural vorgestellten Mannigfaltigkeit. Und auch in gebildeter Sprache ist es oder wird wieder beliebt, in gewissen Fällen von „deutschen Landen" zu reden; es geschieht in einer gehobenen Stimmung, in der man Luft und Duft der alten Zeit durch die alte Sprachform herbeizuführen sucht, was denn jetzt wieder meist wohlthuend empfunden wird, eine ganz gesunde Regung, welche die klaffende Lücke unsres deutschen Bewußtseins ausfüllen hilft.

Zum deutschen Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen.

Von **Karl Koch** in Leipzig.[2])

Als ich vor etwa neun Jahren Berlits Vorrede zur elften Auflage des Hieckeschen Lesebuchs (Teil II) las, die des Anregenden gar viel enthält, wurde ich durch eine Bemerkung über den deutschen

1) Weinholds Zeitschrift für Volkskunde 1,25.

2) Am 7. Juni erlag einem Herzleiden, das er jahrelang mit bewundernswerter Kraft getragen hatte, Karl Koch, Gymnasial-Oberlehrer in Leipzig, in einem Alter von 36 Jahren. Diese Zeitschrift hat in ihm einen warmen Freund verloren, den an regerer Mitarbeit nur seine körperlichen Leiden hinderten; denn ein lästiges Augenübel machte es ihm unmöglich, ohne Hilfe der Lupe zu lesen oder anders als bei Tageslicht mit Auge und Feder zu arbeiten. Trotz solcher und anderer Hemmnisse hat er mit der Treue der Besten unseres Standes

Digitized by Google

Aufsatz geradezu überrascht. „Es wäre wohl an der Zeit," hieß es da, „mit dem Vorschlage Ernst zu machen, den kürzlich wieder Zopf in Erinnerung gebracht und näher begründet hat, nämlich deutsche Aufsatzübungen auch durch diejenigen Lehrer korrigieren zu lassen, die gemeiniglich nicht mit Korrekturen belastet sind, also vor allem den Lehrer der Religion, der Naturwissenschaften, der Geographie, Geschichte u. s. w." — Der Gedanke war mir damals ganz neu und forderte zunächst meinen Widerspruch heraus, aber je länger und je mehr ich mich mit ihm beschäftigte, um so einleuchtender erschien er mir. Nicht etwa wegen der Aussicht auf Entlastung von Korrekturen. Eine gleichmäßigere Verteilung dieser Bürde wäre ja gewiß erwünscht, aber wichtiger ist doch die Frage, ob der Gegenstand selbst bei einer solchen Änderung gewinnen oder verlieren würde. Steht sich der sogenannte deutsche Aufsatz besser dabei, wenn er wie bisher von der untersten Stufe an als besonderer Zweig von dem deutschen Unterrichte allein in An-

---

nicht nur seine Berufspflichten während neun Jahren erfüllt, sondern starken Geistes dem siechen Körper auch die Kraft abgewonnen, daß er sich seinen Lieblingsstudien, an die er bei früh entschiedener Richtung und Neigung besonders durch die geistvollen Vorlesungen eines Hildebrand und Wundt in Leipzig dauernd gefesselt worden war, widmen konnte. Aus schwierigsten Verhältnissen hatte er sich hindurchringen müssen, aber nie hat er über diese Widerwärtigkeiten geklagt, so sehr sie auch die freie Entfaltung seiner reich begabten Natur gehemmt haben. In seiner Stellung als Hauslehrer hatte er das Glück, der Freiin Margarethe von Bülow näher zu treten, mit der ihn bis zu deren jähem Tode — sie versank am 2. Januar 1885 unter dem Eise, als sie einem eingebrochenen Knaben das Leben rettete — das Band idealster Freundschaft verknüpfte. Auf die Entwickelung des großen schriftstellerischen Talentes Margarethe von Bülows ist der Freund von entschiedenem Einflusse gewesen; auch werden des Verstorbenen Freunde in manchen ihrer Novellen sein Bild, wenn auch mehr in den liebenswürdigen Schwächen, wiedererkennen. Koch besaß förmlich die Gabe, seine eigene Person stets in den Hintergrund zu stellen, und so hat er sich nur selten, und stets auf Drängen der Freunde, bestimmen lassen, durch die Schrift von seiner stillen Gedankenarbeit auch weiteren Kreisen mitzuteilen. Die Leser dieser Zeitschrift dürfen wir wohl auf einen in den Grenzboten (Jahrg. 1890 S. 355 flg.) abgedruckten Vortrag hinweisen, den er über „die natürliche Sprachentwickelung und unsere heutige Gemeinsprache" in einer Versammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins gehalten hatte. Gleichfalls in den Grenzboten (Jahrg. 1891 S. 139 flg.) erschien eine Anzeige der Vorträge und Aufsätze des von ihm hoch verehrten Hildebrand, in der er die Art des feinsinnigen Gelehrten, warmherzigen Deutschen und anregenden Lehrers verständnisvoll gewürdigt hat. Seine Haupt- und Lebensarbeit sollte eine sorgfältig vorbereitete, umfassende wissenschaftliche Darstellung der Mundart seiner Lippischen Heimat werden, an deren Ausarbeitung der bedächtige Gelehrte eben herangeschritten war, als ihn der Tod abrief. Koch war eine ungewöhnlich tiefe Natur, ein durch und durch sittlicher Charakter, gegen sich selbst von rücksichtsloser Strenge, mild gegen andere; er schien dem Grundsatze zu leben: Alles verstehen und alles verzeihen. D. L. v. Bl.

Digitized by Google

spruch genommen wird, oder würde es für sein Gedeihen ersprießlicher sein, wenn auch andere Unterrichtsfächer sich mit der deutschen Stunde in die planmäßige Pflege des schriftlichen Gedankenausdrucks teilen wollten? — Jede Neuerung ist bedenklich, die einen durchaus befriedigenden Zustand ändern will. Wie steht es damit in unserem Falle? Können wir nicht vielleicht mit unseren bisherigen Erfolgen im deutschen Aufsatze ganz zufrieden sein? Manche mögen diese Frage bejahen, — ich kann es nicht und weiß, daß es vielen Berufsgenossen nicht anders geht. Solange ich Sekundaneraufsätze korrigiert habe — weiter hinauf reichen meine eigenen Erfahrungen nicht —, bin ich das Gefühl nicht losgeworden, daß bei der Mehrzahl der Schüler ein Mißverhältnis zwischen ihrer allgemeinen geistigen Reife und der Fähigkeit sich schriftlich auszudrücken besteht. Überall steht die Form dem Gedanken im Wege. Der Inhalt einer Arbeit erscheint dürftig, weil der Verfasser das, was er wirklich zu sagen hat, nicht mit der Feder bewältigen kann. Oder die Gedanken stehen wirklich da, aber Satz für Satz stolpert der Leser über ungeschickte oder unklare Wendungen, über schiefe Ausdrücke, und während der Lehrer an der äußeren Form bessert und wieder bessert, kann der Inhalt unmöglich zu seinem Rechte kommen. Es fehlt also den Schülern — von bevorzugten Formtalenten abgesehen — an Leichtigkeit und Gewandtheit im schriftlichen Gebrauche der Sprache — trotz der durch alle früheren Schuljahre hindurch fortgesetzten Übungen. — Dazu kommt noch eine eigentümliche Erfahrung, die jeder machen kann, der einmal mit ehemaligen Gymnasiasten ein Gespräch über den Schulaufsatz anknüpft. Über kein Fach gehen wohl die Meinungen gleich tüchtiger Männer so sehr auseinander. Dem einen gehört die Arbeit am deutschen Aufsatz zu den angenehmsten Schulerinnerungen, der andere gesteht offen, daß er mit diesen „abstrakten" Aufgaben nie etwas Rechtes anzufangen gewußt habe. (Gewöhnlich fällt dann dabei auch eine Bemerkung über die unbegreiflich ungeschickte Wahl solcher Aufgaben — die guten Leute haben natürlich keine Ahnung davon, wieviel Mühe und Sorge sich der Lehrer das Aufsuchen geeigneter Themate kosten läßt.) Sicher ist es, daß manche — und nicht immer die schlechtesten — mit Unbehagen an ihre erfolglosen Anstrengungen „in diesem Fache" zurückdenken.

Sollten uns solche Erfahrungen nicht auf die Vermutung bringen, daß die Übungen auf den unteren Stufen vielleicht nicht den richtigen Weg zum Ziele eingeschlagen haben? — Hat man so einen ungeschickten und fehlerhaften Sekundaneraufsatz vor sich, so ist wohl der nächstliegende Gedanke: die üblichen Stilübungen in den unteren Klassen reichen offenbar für den mittelmäßigen Schüler nicht aus, also — sie müssen vermehrt werden! Aber da denken wir noch rechtzeitig der Überbürdungs-

Digitized by Google

klagen und müssen schließlich selbst zugestehen, daß ein Quartaner oder Tertianer nicht etwa jede Woche einen deutschen Aufsatz im heutigen Sinne liefern kann, von der Zumutung ganz abgesehen, die eine solche Vermehrung an die Arbeitskraft des „deutschen“ Lehrers stellen würde.

Aber erklärt sich nicht am Ende der Mißerfolg weniger aus der geringen Anzahl als aus der Behandlung der Aufsätze selbst?

Ich will es ganz kurz sagen, was ich gegen den heutigen Aufsatz — wohlverstanden auf den unteren Stufen — auf dem Herzen habe: Wir betrachten, meine ich, von Anfang an den Aufsatz zu sehr als etwas Abgesondertes, für sich Bestehendes, als eine Aufgabe, die mit den übrigen Leistungen der Schule wenig zu schaffen hat. Darum steht ihm auch der kleine Schüler mit einem ganz eigenartigen Gefühl gegenüber. Gesprochen hat er bis dahin über alles Mögliche, — auch in der Schule vor den Ohren des gestrengen Lehrers. Er ist daran gewöhnt — mehr oder weniger nachahmend, aber doch immerhin noch mit „seinen eigenen Worten“ — das wiederzugeben, was er gehört, gesehen, gelesen hat. Am besten gelingt's ihm freilich unaufgefordert daheim im Kreise der Seinigen, doch es geht auch noch ganz munter hinter dem Schultische. Nun soll er schreiben, — aber diese Sprache, die da auf dem Papiere stehen soll, erscheint ihm von vornherein als etwas ganz anderes. Was man so schwatzt, kann man doch nicht schreiben! Hier werden vorsichtig und bedächtig Sätze gebaut, und dabei kommt alles ganz anders heraus, als man es sonst sagt, besonders wenn man so frei von der Leber weg redet. — Natürlich kann das im Anfang gar nicht anders sein, die Frage ist nur, ob das denn auch in Zukunft stets so bleiben darf. Und mir scheint es allerdings so, als ob eine nicht geringe Anzahl unserer Schüler die ganze Schulzeit hindurch diesen Grundirrtum nicht überwinden lernte: die gesprochene und die geschriebene Sprache bleiben für ihre Empfindung zwei völlig verschiedene Dinge. Das muß doch wohl Schuld der Schule sein. Ihre Pflicht wäre es aber, ihre Zöglinge so zeitig als möglich die Wahrheit in dieser Sache — nicht zu lehren, sondern erfahren zu lassen: daß das geschriebene Wort nur ein totes Bild des lebendigen gesprochenen ist und darum von rechtswegen ihm Zug um Zug gleichen sollte, daß wir nur die Nachlässigkeiten der mündlichen Rede nicht auf die geschriebene übertragen dürfen, schon deshalb nicht, weil das geschriebene Wort von uns getrennt und von anderen gelesen wird, ohne daß wir fortwährend ergänzend und berichtigend dabeistehen können. (Den geschichtlich begründeten Unterschied zwischen der Völker verbindenden Schriftsprache und der Haussprache, die der Mundart näher steht, soll der Schüler selbstverständlich auch erfahren. Das ist Sache der „deutschen Stunde.“ Für die schrift-

Digitized by Google

lichen Übungen auf den unteren Stufen bedeuten diese Abweichungen zunächst wenig — sie fallen vorläufig unter den Begriff der „sorgfältigeren Sprache.") Sind unsere heutigen Aufsatzübungen dazu angethan, den Schüler zu diesen richtigen Anschauungen von Schrift und Rede zu führen? Schwerlich. Er hat eine kleine Geschichte nachzuerzählen. Macht er sich etwa mit dem Gedanken daran: das, was ich heute schon meinem Bruder erzählt habe, kann ich auch aufschreiben? Nein, er meint: das muß nun solch eine Geschichte werden, wie sie im Lesebuche oder in dem Buche, aus dem der Lehrer vorlas, gedruckt steht. So wird denn mühsam ein hölzerner Satz an den andern gefügt — erzählen würde man natürlich ganz anders. Also bewußte Nachahmung eines kleinen abgerundeten Kunstwerkes und das Ziel — eine schriftstellerische Leistung. Und so geht es bei vielen fort von Klasse zu Klasse. Jedesmal, wenn der Schüler die Feder in die Hand nimmt, um seinen deutschen Aufsatz zu „machen", schwingt er sich im Geiste auf eine einsame Höhe, er trennt sich von dem „Gemeinen", Alltäglichen, das ihn sonst umgiebt, — d. h. auch von der natürlichen, unbefangenen Art zu denken und sich auszudrücken. Darum versagen ihm die Worte, da er den gewohnten Gedankenkreis, der seiner unbefangenen Sprache stets überreichen Stoff zur Verarbeitung bietet, verlassen hat. — Wie ist dem zu entgehen? Wie kann er auch der geschriebenen Sprache gegenüber die nötige Unbefangenheit gewinnen? Nun, doch wohl so, daß man den Schüler die Fertigkeit des Schreibens anders anschauen lehrt: Was man gehört, erfahren, gelernt hat, kann man mündlich und schriftlich wiederholen. Beides ist im Grunde so ziemlich dasselbe — nur geht das eine etwas langsamer und muß auch sorgfältiger gemacht werden. Beides ist in der Schule nebeneinander zu üben. Dazu sollten und könnten auch die anderen Fächer der deutschen Stunde helfen.

„Also doch wieder eine Vermehrung der Schreiberei! Unsere Jungen haben schon zu viel zu schreiben. Laßt sie mehr reden!" Ganz richtig; aber diese Übungen sind doch wohl etwas anders zu betrachten und weder mit den zeitraubenden Diktaten noch mit mechanischem Nachschreiben des Vorgetragenen zu vergleichen. Sie sollen der frischen mündlichen Rede keinen Abbruch thun, sondern vielmehr freundlich mit ihr Hand in Hand gehen und gegen den papiernen Stil mit ankämpfen helfen. Denn wodurch sonst wird dieses Ungeheuer genährt und großgezogen als durch die grundsätzliche Trennung mündlicher und geschriebener Rede? Unsere Zeit stellt nun einmal die Forderung, daß der Gebildete sich nicht bloß mündlich, sondern auch schriftlich über einen Gegenstand verständlich aussprechen könne. Niemand kann sich dieser Forderung entziehen, und auch die Schule muß mit ihr rechnen; das ist sie ihren Zöglingen schuldig. —

Digitized by Google

Sie will dagegen nicht eigentliche Schriftsteller, d. h. Künstler der gebundenen oder ungebundenen Rede, ausbilden — die Kunst ist nicht jedermanns Sache. Erreichbar aber ist das erwähnte bescheidene Ziel: daß der Schüler seine Gedanken nicht nur mündlich, sondern auch auf dem Papier klar und richtig ausdrücken lerne.[1]) Unsere bisherigen Aufsatzübungen scheinen mir zu sehr auf den einstigen Schriftsteller hinzuarbeiten. Dadurch entfernen sie sich von ihrer natürlichen Aufgabe und bleiben schließlich auch hinter dem bescheidenen Ziele zurück, das auf anderem Wege wohl sicherer zu erreichen wäre.

Das sicherste Mittel nun, den deutschen Aufsatz aus seiner einsamen Stellung zu befreien, wäre gewiß die Änderung, von der ich ausgegangen bin: auf der untersten Stufe wäre womöglich der anspruchsvolle Titel „deutscher Aufsatz" ganz aufzugeben, dafür hätte man regelmäßige Übungen im schriftlichen Ausdrucke einzuführen, an denen alle geeigneten „Fächer" ihren Anteil fänden, also in erster Linie Deutsch, Geschichte, Natur- und Erdkunde. Auf diese Art käme bei regelmäßiger Abwechselung wöchentlich (für jedes Fach monatlich) eine schriftliche Arbeit heraus, deren Korrektur dem betreffenden Fachlehrer zufiele; — kürzere Niederschriften, für die der Schüler mit Hilfe der in der Klasse gegebenen Anleitungen im schlimmsten Falle nicht mehr Zeit gebrauchte als zu einer mäßigen Übersetzung. Auf der mittleren Stufe müßten dann die eigentlichen Aufsätze im bisherigen Sinne beginnen, daneben aber würden wohl noch die „Übungen" nach Bedürfnis fortzusetzen sein. Daß für die oberen Klassen der Aufsatz unveräußerliches Eigentum der deutschen Stunde bleiben muß, steht natürlich für mich fest. Wenn der Grund gesichert ist, wenn der Schüler die äußere Form der Sprache soweit schriftlich beherrscht, daß er ohne erhebliche Schwierigkeit auch wirklich sagen kann, was er will, dann ist auch die Zeit gekommen, die Stilübung unter dem Gesichtspunkte der Kunstleistung (im engeren Sinne) zu betrachten.

Nun aber zu der großen und wichtigen Frage, die den ganzen Plan zu zerstören droht: Wie ist das Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen „Korrektoren" zu denken? Statt eines „Aufsatzlehrers" würde der unglückselige Sextaner oder Quintaner nun mindestens deren vier haben. Würden diese Herren mit ihren verschiedenen stilistischen Anleitungen nicht eine unheilvolle Verwirrung in dem kleinen Kopfe anrichten? Vielleicht sieht die Sache auf den ersten Blick denn doch

---

1) Daß sich auch diese Thätigkeit schon als Kunstarbeit betrachten läßt, hat Rud. Hildebrand in einem schönen Aufsatze ausgeführt. Hier darf ich wohl die „Kunstleistung" in einem engeren Sinne fassen.

Digitized by Google

schlimmer aus, als sie wirklich ist. Freilich, wenn wir gleich auf eine bestimmt ausgeprägte Schreibweise oder auf eine schriftstellerische Leistung hinarbeiten wollten, da würde die Verschiedenheit des Geschmackes wohl ernstlich in Frage kommen. Fassen wir aber bescheidentlich die Aufgabe so, wie ich dies oben angedeutet habe, so können die Meinungsverschiedenheiten der Lehrer nicht allzugroß, wenigstens nicht allzu störend sein. Klarheit und Richtigkeit — über die Bedeutung dieser beiden Hauptforderungen kann man sich bei einigem guten Willen recht wohl einigen. Wohl wird hier und da der eine einen Ausdruck noch gelten lassen, den ein anderer beanstandet, schwerlich aber selbst dem Schüler etwas empfehlen, was von dem Mitarbeiter geradezu als fehlerhaft bezeichnet wird. Über manche Dinge — namentlich über eine Reihe von Äußerlichkeiten — wird man sich verständigen müssen; aber das wäre doch kein Hindernis. Im Gegenteil: gerade das notwendige Zusammenarbeiten könnte für das allgemeine Gedeihen des Unterrichts nur förderlich sein. Wir haben doch alle mehr oder weniger die bedenkliche Neigung, zu sehr unsere eigenen Wege zu gehen, statt möglichst enge Fühlung mit unseren Mitarbeitern zu halten. Besonders wäre bei der Korrektur der Grundsatz festzuhalten, den die meisten von uns auch wohl jetzt bei der Beurteilung der Aufsätze beobachten: nicht ändern, was verbesserungsfähig, sondern nur, was unbedingt verbesserungsbedürftig ist. Wenn man auf diese Weise die Pflege des schriftlichen Ausdrucks verschiedenen Unterrichtsfächern zugleich überwiese, so würde ohne Zweifel eine größere Aufmerksamkeit auch auf den mündlichen Ausdruck die erfreuliche Folge sein.

Wie steht es aber dann mit der Zensur?

Ach ja — die leidige Zensur! Aber sollten sich hier nicht die vier oder fünf Kollegen ebensogut einigen können, wie man sich bisher über die Sitten- und Fleißzensuren einigt? Es käme dann eine dritte allgemeine Zensur für den „schriftlichen Ausdruck" hinzu. Jedenfalls ist dies Bedenken untergeordneter Natur.

Das sind etwa die Gedanken, die durch die erwähnte Bemerkung bei mir angeregt wurden, und die mich später wiederholt beschäftigt haben. Auf weitere Ausführungen, die ja fast bei allen Punkten naheliegen, habe ich für diesmal verzichtet, da ich nur einen neuen Anstoß zur Wiederaufnahme der Frage geben wollte.

Digitized by Google

Etwas vom Lesen und Lesebuch in der Volksschule.

Von **Karl Strobel** in Berlin.

... Sprache und Schrift
Was ich ohne euch wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne euch Hundert' und Tausende sind.

Das Lesen dient der heutigen Menschheit in den Kulturstaaten nicht nur zur Unterhaltung und Ergötzung, sondern auch zur Bildung und Belehrung und zum Fortkommen in der bürgerlichen Gesellschaft. Staatliche und kirchliche Einrichtungen, Verkehr und Handel beruhen auf dieser Kunst; sie ist der Menschheit geradezu zum Bedürfnis geworden und deshalb wird auch soviel gedruckt und geschrieben in heutiger Zeit. Aber die Leser sind sehr verschieden, so verschieden wie die Stände selbst sind, und jeder Stand beansprucht seine eigene Litteratur. Was der Gelehrte liest, ist für den Handwerker unverständlich und unnütz, und was die Salondame fesselt, ist für den Geschäftsmann wertlose Ware. Alles soll heutzutage sofort in bare Münze umgesetzt werden können, auch das Lesen; deshalb dient es jetzt nur noch mehr der Belehrung und dem Verkehr. Aus diesem Grunde ist uns ein Jean Paulscher Roman heute ungenießbar, während ein solcher unsern Großvätern und Großmüttern doch das höchste Vergnügen bereitete. Wer liest heute noch Goethes Werther außer zum Studium und wer gar die Wahlverwandtschaften! Wie anders ist es dagegen mit einer politischen Broschüre oder einem Sensationsprozeß!

Unsere Zeit ist eine durchaus praktische Zeit geworden, in der nur die Mark gilt. Ruhe und Muße für das Lesen zur Unterhaltung und Ergötzung findet man nicht mehr, und wenn man doch noch einige Augenblicke dafür erübrigt, so ist es nur für einen witzigseinsollenden Feuilletonartikel oder ein Viertelskapitel aus einem Moderoman, um — mitreden zu können. Es ist die „Häppchenlitteratur“ und die Zeitungsente, welche heute den Stoff zur Unterhaltung und Ergötzung liefern. Ein ganzes Buch versteht unsere Zeit nicht mehr zu lesen und in Ruhe zu genießen; in Hast wird es durchblättert, um recht schnell das Ende zu erfahren, und in derselben Eile wird ein neues Buch angefangen, sodaß der Inhalt des gestrigen bald darüber vergessen ist. Sich liebevoll in den Inhalt hineinzuversenken, ihn auf Herz und Gemüt einwirken zu lassen, sorgsam die genossene geistige Nahrung zu verdauen, daraus Entschlüsse zu festen Grundsätzen zu fassen und Begeisterung für

Digitized by Google

hohe, hehre Thaten zu empfangen: das scheint unserem Geschlecht nicht mehr möglich zu sein.

Die Zeitlitteratur ist aber auch darauf nicht eingerichtet; auch sie opfert dem Moloch Bildung und Belehrung. Der Roman, die Novelle, das Epos: was behandeln sie und wie behandeln sie ihren Stoff? Es ist die begrabene Kultur eines alten oder des eigenen Volkes (Ebers, Eckstein, Freytag, Dahn), mit vielen gelehrten Citaten aufgeputzt und für den Zeitgeschmack zurechtgestutzt, oder es sind die Schatten- und Nachtseiten unserer gegenwärtigen Gesellschaft, die mit raffinierter Virtuosität in nackter Natürlichkeit geschildert werden, alles mehr zur Belehrung für das heutige Geschlecht und unsere Nachfolger als zur Unterhaltung und Ergötzung. Und wie wird dieser Stoff behandelt! In glatter, auf den Inhalt zugeschnittener Prosa, wobei es freilich auf kleine Schnitzer nicht ankommt, gespickt mit gesuchten Gegensätzen und pikanten, den Sinn leicht verhüllenden Redensarten, mit geschmacklosen Witzworten und verfehlten Bildern, denen man sofort die schwere Mühe und den saueren Schweiß anmerkt, die sie dem Verfasser verursacht haben, stürmt die Handlung ohne Ruhepunkte dahin, die Sinne kitzelnd und die Nerven aufregend; Sentenzen und Lebenswahrheiten, weise Sprüche und humorvolle Reden oder Situationen, wie solche die Klassiker aller Nationen aufweisen, sucht man dagegen vergebens darin. Aber diese Behandlungsart ist nach dem Geschmack unseres lesenden Publikums, weshalb man sich auch nicht wundern kann, wenn die Lyrik als Sentimentalität mitleidig oder verächtlich beiseite geschoben und nur für Backfische geeignet angesehen wird.

So unzweifelhaft es nun ist, daß die meisten litterarischen Produkte der Gegenwart niemals klassische Muster unserer deutschen Sprache abgeben werden, so unzweifelhaft ist es aber auch, daß die geistige Zeitrichtung Hauptursache dieser litterarischen Produkte ist, und ebenso steht fest, daß die Schule in dieser Zeitströmung mitschwimmt. Merkwürdig dabei ist nur, daß man sich überall des Fehlerhaften, Mangelhaften, ja durchaus Falschen dieser Richtung bewußt ist und in Wort und Schrift dagegen ankämpft. Es fragt sich nur noch, ob auch die Schule dagegen Stellung nehmen soll.

Wort und Schrift haben in diesem Kampfe bisher wenig Erfolg gehabt; würde die Schule vielleicht mehr ausrichten, oder muß sie unter allen Umständen mit der geistigen Zeitrichtung gleichen Schritt halten? Letzteres wird bei falscher Zeitströmung niemand behaupten wollen, und deshalb dürfte es wohl erlaubt sein, in der Schule den Hebel anzusetzen, um die fehlerhafte Strömung in das richtige Bett zu leiten. Am vorteilhaftesten wird es da sein, das Fehlerhafte selbst in der Schuleinrichtung aufzusuchen.

Digitized by Google

Ich habe oben gesagt: Unsere Zeit versteht nicht mehr ein ganzes Buch zu lesen, auch nicht ein Buch ganz zu lesen, nur der „Häppchenlitteratur“ und der Sensationsente vermag sie noch einigen Geschmack abzugewinnen, im übrigen muß alles auf Bildung und Belehrung hinauslaufen. Huldigt der Schulunterricht in der lieben Muttersprache vielleicht eben diesem Geschmack? Der Leseunterricht sicher.

Für die Volksschule ist das Lesen Bildungszweck und Bildungsmittel zugleich. Als Bildungszweck strebt sie ein mechanisch-geläufiges, logisch-verständiges und euphonisch-schönes Lesen an; als Bildungsmittel verwendet sie es in jedem Unterrichtsgegenstand, sobald die Kinder über die ersten Schwierigkeiten hinweg sind. Da sich aber der Lesestoff, trotz vielfacher Versuche, nicht nach den oben angeführten drei Stufen gliedern und auswählen läßt, vielmehr der eigentliche Lesezweck auf allen Stufen nur durch die rechte Vereinigung aller drei Arten erreicht werden kann, und jeder Stoff, sofern er der entsprechenden Auffassungsstufe des Kindes angepaßt ist, dazu sich eignet: so verbindet man beides und sucht das Lesen an solchem Stoff zu fördern, der zugleich bildend und belehrend ist, d. h. den Unterricht in den andern Fächern stützt und unterstützt. Das Bildende und Belehrende ist also auch in der Schule die Hauptsache, nur die Ausbildung des Verstandes wird bevorzugt; Gemüt und Wille, welche durch die schöne (ästhetische) Darstellung angeregt werden, gehen dabei leer aus.

Damit nun recht viel Stoff des Bildenden und Belehrenden aus allen anderen Unterrichtsfächern durchgearbeitet werden kann, werden die Lesestücke recht klein gemacht, in lauter Häppchen zerschnitten und in recht bunter Mannigfaltigkeit dargeboten, damit die Kinder immer von einer Stunde zur andern, oft gar in einer und derselben Stunde, aus einem Stoff in den andern, aus einer Darstellungsweise in die andere gezerrt werden, damit sie nippen von allem, aber niemals essen; naschen, aber niemals kauen und verdauen lernen. Es ist also auch hier die „Häppchenlitteratur“, welche vorherrscht und den Stoff liefert.

Nach diesen Grundanschauungen sind die Lesebücher eingerichtet. Und diese Grundanschauungen wechseln mit den geistigen Zeitströmungen, was die Geschichte des Lesebuchs (vgl. Fechner: Die Geschichte des Volksschul-Lesebuchs in Kehrs Geschichte der Methodik, Bd. 2. S. 439 flg.) nachweist. Es gab eine Zeit, wo nur klassische und ganze, vollständige Stücke und Bücher gelesen, und eine andere, in der diese ganz verworfen und nur Stücke mit allerhand gemeinnützigen Kenntnissen bevorzugt wurden. Die Gegenwart liebt, wie auf allen Gebieten so auch hier, den Kompromiß und bevorzugt solche Lesebücher, die sowohl Stücke unserer Klassiker als auch Stücke aus den realistischen Wissenschaften bringen, wobei oft auf

Digitized by Google

die Darstellung (wie ich weiter unten zeigen werde) gar keine Rücksicht genommen wird. Es ist also auch hier das Bildende und Belehrende die Hauptsache und die Häppchenlitteratur die herrschende. Die Folge davon ist, daß in unsern Lesebüchern, besonders in den vielteiligen, eine Masse von Verfassern, weit über 100, vorkommen, daß der Lehrer der folgenden Klassen niemals auf die Stücke zurückkommen kann, die in den vorigen Klassen durchgenommen wurden, weil sie nicht mehr in dem Lesebuch für diese Klasse stehen, daß also die Kinder niemals, auch die der oberen Stufe nicht, eine umfassende Übersicht über die Werke eines Dichters erhalten, sondern immer nur Häppchen und Stückchen von ihm, die niemals zu einem Ganzen verbunden werden, und daß endlich die Kinder niemals daran gewöhnt oder auch nur dazu angeleitet werden, ein ganzes Buch zu lesen, sich also mit einem und demselben Stoff mehrere Wochen lang zu beschäftigen; denn auch das will, ja das erst recht, erlernt sein.

Also auch in den Schulen, bei den Kindern, sehen wir dasselbe Bild, wie in der Gesellschaft der Erwachsenen, im Leben. Etwas für Herz und Gemüt zur Unterhaltung und Ergötzung mit Ruhe und Muße und liebevollem Sichhineinversenken zu lesen, dazu fehlen auch der Schule Zeit und Verständnis; alles soll sofort in bare Münze als Wissen und Können vielleicht bei einem Examen oder aber beim Glase Bier in glänzender Gesellschaft umgesetzt werden können, alles als Ware gelten, mit der man wuchert, um viel zu gewinnen. Wie soll man dabei auch noch Zeit haben, sich um den Namen und die Schicksale des Verfassers zu kümmern. Früher freilich, als man noch mit Ruhe und Muße zur Unterhaltung und Erheiterung las, als man sich tage- und wochenlang mit dem Stoff herumtrug, ihm bald hier und dort liebevolle Seiten abgewann und vieles, ja fast alles Dargestellte auf sich und seinen kleinen Lebenskreis bezog und schön und prächtig fand, als man noch den Dichter zu sich reden hörte, ich sage hörte, wie einen lieben, vertrauten, uneigennützigen und doch auch viel höherstehenden Freund: da wollte man doch auch seinen Namen kennen und etwas über seine Lebensschicksale erfahren; ja man reiste gar hin, um ihn persönlich kennen zu lernen oder schickte ihm für den herrlichen Genuß, den seine Schöpfungen gewährt hatten, oft recht prosaische, materielle, aber doch herzig gemeinte Gaben. Heute fragt niemand mehr nach dem Namen des Verfassers, und wenn man doch an ihn schreibt, so ist es nur um zu erfahren, wie man es anstellen muß, oder wie er es anstellt, um einen Roman oder ein Drama zu schreiben. Wo soll da die Pietät zu unsern großen Landsleuten herkommen!

Diese Richtung hat es auch zuwege gebracht, das Lesebuch zu einem Sammelsurium alles möglichen, oft sehr aphoristischen Wissens, zu

Digitized by Google

einem Kinder-Konversationslexikon, das aus lauter Fragmenten besteht, zu machen, aber nicht zu einem Hausbuch fürs Volk wie die Bibel und das Gesangbuch. Es bringt Stücke aus der Geographie und Geschichte, aus der Botanik, Mineralogie und Zoologie, aus der Physik und Chemie, aus der Volkswirtschaftslehre und Gesetzeskunde, aus der Gesundheitslehre und Haushaltungskunde u. s. w., und das alles von recht vielen und recht verschiedenen Verfassern und in den verschiedensten Schreibweisen. Und in was für Schreibweisen! Man sehe sich einmal daraufhin genauer die in allen Volksschul-Lesebüchern vorkommenden Bruchstücke aus Eylert: Das Leben Friedrich Wilhelms III. mit ihrer trockenen, lateinischen Schreibweise an. Das Stück „die Geldbörse" beginnt: „Als der König einst, gekleidet in einfache Offizier-Uniform, ohne Dekoration, mit einer seiner Töchter spazieren geht, läuft ein armer Knabe neben dem von ihm ungekannten hohen Herrn her und bittet, ihm eine kleine Börse abzukaufen, die er in großer Anzahl in dem vorgehaltenen Korbe trug." Wieviel Nebensätze 1. bis 3. Grades, wieviel Partizipialkonstruktionen kommen hier vor, und wie rauh klingt, wenn man es sich laut vorspricht: mit **einer seiner Töchter** (zweimal **ei** und dreimal **er**), — **neben dem von ihm ungekannten hohen Herrn her** (wieviel n und m und h!) u. s. w. Ist das einfache, kindliche Sprache? Man vergleiche ferner in dem Stück „die geraubte Blume" von demselben Verfasser den Anfangssatz, der in dem Berliner Lesebuch 8½ Druckzeilen — sage 8½ Druckzeilen — lang ist; ebenso folgende Sätze: So oft er in dieser Zeit nach der Pfaueninsel, wo er gern war, kam, pflegte er u. s. w., — ferner: Wer beschreibt daher den Schrecken und die Angst des besorgten Mannes, als er an einem der zwei Tage in jeder Woche im Sommer, die dem Publikum zum Besuch der Pfaueninsel bewilligt sind und zahlreich von demselben, oft bis zur Zahl von tausenden, benutzt werden, ins geöffnete Palmenhaus tretend, sehen muß, daß eben diese dem Könige so werte Blume ganz und gar (!) abgepflückt ist." Das ist ein Vorbild und Muster, an dem die Kinder der Volksschule ihren Stil bilden sollen. Und so ließen sich noch viele Stellen, auch aus anderen Autoren, anführen.

Noch bedenklicher wird die Sache, wenn man sich die einzelnen Verfasser genauer ansieht. In fast allen Volksschul-Lesebüchern finden wir Grube, Bernstein, Masius, Schubert, Bänitz, Lüben, Lenz ꝛc. friedlich neben einander vereinigt. Nun schreibt aber doch jeder Verfasser von einem ganz bestimmten Gesichtspunkt aus und gliedert den Stoff entweder systematisch oder methodisch. So bevorzugt Grube die ästhetische Richtung, Bernstein ist mehr mathematisch, Masius feuilletonistisch, Schubert moralisierend, Bänitz und Arendt suchen ihre Stärke in der methodischen Anordnung, Lüben in elementarischer Behandlungs-

Digitized by Google

weise ꝛc. Das Gleiche ließe sich über die verschiedenen Verfasser von Lesestücken aus der Geschichte oder Geographie sagen. Immer erhält so das Kind nichts Einheitliches, nichts Ganzes und wird aus einer Betrachtungsweise in eine andere ohne Not gezerrt, nur weil das Lesebuch so angeordnet ist.

Soll also durch die Schule Wandel geschaffen werden, so muß vor allen Dingen zuerst das Lesebuch umgestaltet werden; der Leseunterricht wird sich dann schon von selbst anders gestalten.

Man gliedert das Lesen in ein statarisches und kursorisches. Für das kursorische wurden besonders die Realstoffe des Lesebuchs verwendet. Diese eignen sich, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, für einen fruchtbringenden Leseunterricht aber gar nicht, sind also als Lesestoff abzuweisen; was soll an ihre Stelle treten? Nach dem, was ich oben darüber gesagt habe, kann es nur ein ganzes Buch sein. Für jede Klasse also zur kursorischen Lektüre ein Verfasser und wo möglich ein ganzes Werk von ihm.

Das Lesen soll nicht nur ein Auflesen, ein Sammeln von Gedanken sein, sondern es soll Geist, Gemüt und Willen beschäftigen, soll den Verstand bilden, die Gesinnungen läutern und Antriebe zu hohen, hehren Thaten erwecken; dazu ist aber notwendig, daß das Lesen kritisch mit Verstand und Herz schon in der Schule geübt wird. Leider wird diese Forderung gar wenig beachtet, und doch scheint sie mir sehr wichtig zu sein. Der Mensch muß im Leben das Wahre vom Falschen, das Sein vom Schein, das Wesentliche vom Nebensächlichen, den Kern von der Schale, Sinn und Phrase unterscheiden können. Die meiste Falschheit tritt einem aber im Leben gedruckt entgegen, und deshalb ist es nötig, daß schon die Schule darauf Rücksicht nimmt, indem sie die Kinder anleitet, alles Gedruckte und Geschriebene mit kritischen Augen anzusehen, daß sie also das Lesen kritisch betreibt, und das ist wieder nur möglich, wenn auf jeder Stufe nur ein Verfasser oder ein ganzes Buch durchgelesen wird. Ich höre zwar schon die Gegenbehauptung ertönen: Dadurch bildest du nur altkluge Schwätzer, naseweise Schlingel, die über alles urteilen und am lautesten über das, was sie nicht verstehen. Wirklich? Und wenn es so wäre, was ist wohl besser: daß der Mensch kritiklos, ohne nachzudenken und sich anzustrengen alles hinnimmt, was ihm vorgekaut wird und so jeden Tag und zu jeder Person seine Meinung und damit seinen Charakter ändert, oder daß er sich ernstlich fragt und reiflich überlegt, ob das und das wahr ist, ob es sich mit den Thatsachen deckt und mit dem gesunden Verstand übereinstimmt? Suchen wir nicht in allen andern Unterrichtsgegenständen das Kind zu befähigen, aufmerksam zu sehen und zu hören, vorsichtig zu prüfen und

Digitized by Google

selbstthätig und womöglich selbständig seine Schlüsse zu machen, und im Leseunterricht sollten wir es verdammen? Fürchten wir dort nicht naseweise Schwätzer zu erziehen, die mit ihrem Urteil leicht fertig und schnell bei der Hand sind, warum hier beim Leseunterricht; ja, warum gerade auf diesem Gebiet, auf welchem im spätern Leben die meisten Menschen ihre geistige Nahrung und ihre Weiterbildung finden? Gerade hier scheint mir ein wirklicher Mangel in unsern Schuleinrichtungen und Erziehungsgrundsätzen zu liegen, ein Mangel, der um so auffallender ist, als im spätern Leben auch von dem geringsten Staatsbürger eine gewisse Selbständigkeit in seinen Meinungen und Handlungen verlangt wird. Zu dieser kann das Kind aber nur hingeleitet werden, wenn es lernt ein ganzes Buch mit Kritik zu lesen.

Zuletzt fragt es sich, welche Bücher sollen in der Volksschule auf diese Weise gelesen werden? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, und die Wünsche der einzelnen werden dabei himmelweit auseinandergehen. Es kommt darauf an, den richtigen Standpunkt zu wählen. Für mich sind pädagogische und nationale Gründe die vorherrschenden; aus ersteren müssen die Bücher der Fassungskraft der Kinder auf den einzelnen Stufen angemessen und in volkstümlicher Sprache abgefaßt sein; aus letzteren sollen sie das Kind mit den Sagen, Sitten und Gebräuchen der Heimat und des weiteren Vaterlandes bekannt machen, damit in demselben Liebe zur Heimat, zur Elternsitte und zu den Ahnengebräuchen, überhaupt zu allem Hohen und Hehren im lieben Vaterlande erweckt und so im Gegensatz zum politischen Partikularismus eine echte, wahre Heimatskunde und dadurch Heimatsliebe erzeugt werde, die wieder Liebe zum großen, teuren, nun geeinten Vaterlande hervorruft, welche ihre starken Wurzeln im heimatlichen Boden hat, ihren Wipfel aber über das ganze Vaterland erstreckt und so ewig sich verjüngt und ewig dauert.

Für eine sechsklassige Schule schlage ich von diesen Gesichtspunkten aus folgende Bücher vor: Für Klasse V: Kinder und Hausmärchen der Gebr. Grimm (einige sind fortzulassen); für Klasse IV: Lokalsagen der Stadt, des Kreises oder der heimatlichen Provinz; für Klasse III: deutsche Sagen (z. B. der Gebr. Grimm mit Auswahl); für Klasse II und I eine Schulausgabe in einem Bande von Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit.

Nach dieser Auswahl muß dann auch die Schülerbibliothek eingerichtet sein. Vor allen Dingen ist es notwendig, damit der Lehrer eine Aufsicht über diese häusliche Lektüre der Schüler ausüben, Erklärungen, Bezeichnung der Aussprache von Eigennamen und Anleitung zum rechten Lesen und Verstehen geben kann, daß die einzelnen Bücher

Digitized by Google

in 12 bis 15 Exemplaren vorhanden sind, wodurch es ermöglicht wird, daß ein und dasselbe Buch von allen Schülern innerhalb eines Monats gelesen werden kann. Der Lehrer hat es dann in der Hand, am Ende eines jeden Monats einige Stunden dieser häuslichen Lektüre zu widmen und sie überhaupt für seinen Schulunterricht nutzbar zu machen.

Im Anschluß an die oben angegebene Auswahl für die Schullektüre schlage ich vor: I. Reihe: Für die V. Klasse Märchen von Bechstein, Kinderzeit von H. Kletke, das Buch für meine Kinder von Jul. Sturm. Für die IV. Klasse die deutsche Heldensage. Auswahl aus Ferd. Schmidt, G. Klee, Weitbrecht 2c. Für die III. Klasse Sagen und Erzählungen aus dem Altertum. Auswahl aus Ferd. Schmidt, Gotth. Klee (Hausmärchen aus Altgriechenland), Becker, G. Schwab, Niebuhr, dann Willmann: Lesebuch aus Homer und Lesebuch aus Herodot. P. Goldschmidt: (Dr. J. Loos) Geschichten aus Livius. Für die II. Klasse wieder die deutsche Heldensage in poetischer Übertragung und Schwebel: Hohenzollern-Sagen. Für die I. Klasse Biographien vaterländischer Helden und Denker. II. Reihe: Für die V. Klasse Robinson; vorsichtige Auswahl aus Chr. v. Schmidt und Kurtmann. Heys Fabeln vollständig. Für die IV. Klasse Cooper: Lederstrumpferzählungen. Herm. Wagner: In die Natur. Derselbe: Im Grünen und Entdeckungsreisen. Lausch: Heitere Ferientage. Für die III. Klasse: Einige Bändchen aus der Vaterländischen Geschichts- und Unterhaltungsbibliothek von Bruno Garlepp. A. Richter: Lustige Geschichten. Till Eulenspiegel. Die Schildbürger. Für die II. Klasse: Oskar Höcker: Preußens Heer — Preußens Ehr. Franz Otto: Vaterländisches Ehrenbuch. Derselbe: Der große König und sein Rekrut. R. Roth: Der Burggraf und sein Schildknappe. G. Hiltl: Der alte Dörflinger und sein Dragoner. Außerdem geographische Entdeckungsreisen. Für die I. Klasse: Der abenteuerliche Simplicissimus nach Ferd. Schmidt, G. Klee oder Lauckhardt. Reineke Fuchs. Don Quichote. Die Fritjofssage. Aug. Werner: Helden der christlichen Kirche. Außerdem Erfindungen und Forschungen, wie Rey: Himmel und Erde, K. Müller: Das Kleid der Erde, Oberländer: Der Mensch vormals und heute, u. a.[1]) Für Mädchenschulen ist teilweise eine andere Auswahl nötig.

Jede Klasse muß so ihre eigene Schülerbibliothek haben, welche der Ordinarius, der zugleich Lehrer des Deutschen sein wird, verwaltet; er muß natürlich den Inhalt der Bücher seiner Klasse genau kennen.

Bei dieser Auswahl sind nationale Gründe die ausschlaggebenden gewesen. Bestärkt hierin werde ich noch durch das Bestreben der Gegenwart, die Territorial- und Lokalgeschichte mit ihren Denkmälern der

1) Es ist alles für preußische Schulverhältnisse berechnet.

Digitized by Google

Vergangenheit, ihren Sagen, die sich daran und an andre Örtlichkeiten knüpfen und ihren Funden dem größeren Publikum bekannt zu machen. Angeregt wurde diese Erforschung der heimatlichen Vergangenheit durch den deutschen Geographentag. Infolge dieser Anregung erschienen sehr beachtenswerte Schriften; ich will hier nur einige anführen: Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg von Bergau, in der Provinz Westpreußen, im Großherzogtum Hessen von Dr. G. Schäfer. Die zahlreichen Oberamtsbeschreibungen des Königreiches Württemberg, Chroniken von Städten, die Bibliotheca Hessiaca von Ackermann, die landeskundliche Litteratur für Thüringen, den Harz 2c., Heimatskunde von Niederösterreich von K. Schober 2c. Hinzu kommen die Sagensammlungen für einzelne Provinzen, wie die von Simrock, Schücking, Freiligrath, Pröhle, Bechstein, Schwarz, Schwebel, Friedel, Musäus; das Sagenbuch des Preußischen Staates von Dr. Gräße, die Volkskunde von Bayern von Friedr. Wenz u. a. Alle diese Werke für die Volksschule nutzbar gemacht, müssen echte, wahre Heimats- und Vaterlandsliebe erzeugen, die unvergänglich ist.

Für die statarische Lektüre genügt ein kleines Litteraturbüchlein, das die vorgeschriebenen Musterstücke enthält. In preußischen Schulen sind durch die Allgemeinen Bestimmungen für jede Klasse von der V. auf jährlich 30 prosaische und poetische Stücke zur Durchnahme vorgeschrieben; das macht für eine sechsklassige Schule ca. 150 Stücke. Diese freilich müssen so behandelt sein, daß sie, sei es nach ihrer Form oder nach ihrem Inhalt, oder nach beiden zugleich unverlierbares Eigentum der Kinder bleiben.

Zur statarischen Lektüre können natürlich nur klassische Stücke, wenn auch immerhin mit volkstümlicher Sprache, verwendet werden. Hier sollen die Kinder erfahren, was wahr und schön ist, hier soll sich ihr Gemüt veredeln, ihr Wille festigen, hier soll ihr Geschmack geläutert und gebildet werden, damit sie später vor Schauerromanen Ekel, sentimentalen Schwärmereien gegenüber Verachtung und vor schlüpfrigen Weichlichkeiten und Zweideutigkeiten Abscheu empfinden. Für diesen Zweck bieten alle Lesebücher in ihrem litterarischen Teil hinreichenden Stoff. Es hat sich im Laufe der Zeit ein Kanon von solchen klassischen Stücken gebildet, die in allen Lesebüchern zu finden sind. Daneben freilich bringt jedes Lesebuch noch eine Unmasse anderer, welche, wie es scheint, besondere Lieblingsstücke der Verfasser sind. Dadurch häuft sich die Anzahl der Stücke und Verfasser leider über das zu bewältigende Maß hinaus an. Nun ist es aber für unsere Volksschulkinder gar nicht nötig, ja sogar schädlich, daß sie flüchtig mit recht viel Erzeugnissen der nationalen Litteratur bekannt gemacht werden; es ist im Gegenteil besser für sie,

Digitized by Google

wenn wenige Stücke mit ihnen besprochen werden, diese wenigen aber so, daß sie Besitztum fürs ganze Leben bleiben. Und sollten unsere Kinder nicht mehr Gewinn davon haben, wenn sie nur wenige Verfasser kennen lernen, diese wenigen aber so gründlich, daß sie dadurch Liebe, Achtung und Pietät vor diesen Männern für ihr ganzes Leben empfinden! Was können sie mit einem Stück von Auerbach, Stern, Schubert, Langbein, Fröhlich, Seidl, Eberhardt, Prutz, Ebert, Grün und wie alle die größeren oder kleineren Geister heißen, anfangen, selbst wenn es an und für sich noch so schön ist, aber doch keine Seite des Dichterlebens aufklärt und sonst in keiner Beziehung weiter zum Unterricht steht! Für die Volksschule genügen wenige Autoren, aber von ihnen sollen die Kinder soviel Stücke empfangen, daß sie dadurch den Mann nach seinem Charakter, seinen Bestrebungen und Neigungen, seinen Vorzügen und Schwächen 2c. kennen und dadurch lieb gewinnen lernen. Am besten wird dies erreicht werden, wenn für jede Klasse ein Autor vorwiegend zu Worte kommt.

Für die Volksschulen dürften folgende Namen genügen: In Prosa: Luther, Lessing, Meißner, Grimm, Hebel, Claudius, Stöber; in Poesie: Volkslieder (darunter: das treue Herz von Flemming, Lied der Freundschaft von Simon Dach, die Gesangeslieder von Schenkendorf, Hoffmann von Fallersleben u. a.), einige Kirchenlieder von Luther und P. Gerhardt; ferner Gellert, Bürger, Claudius, Goethe, Schiller, Hebel, Arndt, Uhland, Chamisso, Freiligrath, Hey. Das sind eigentlich schon mehr als zu viel Autoren. Als Mittelpunkt und vorwiegend in den einzelnen Klassen zu betrachtende Dichter dürften folgende zu wählen sein: Hey für die VI., Luther (Fabeln) und Hoffmann v. Fallersleben für die V., Lessing (Fabeln) und Gellert (poetische Erzählungen und Fabeln) für die IV., Hebel (Erzählungen) und Uhland für die III. und Schiller und Goethe für die II. und I. Klasse.

Wird nun noch im Leseunterricht von der untersten Klasse an konsequent auf deutliche, reine und lautrechte Aussprache der Wörter, auf melodischen Tonfall und rhythmische Gliederung der Sätze gehalten und alles hastige, liederliche Lesen abgewiesen; wird ferner darauf gesehen, daß jeder Schüler durch das Lesen in den Stand gesetzt wird, das, was im Stück dargestellt ist, zu verstehen, nachzuempfinden und wiederzugeben; daß er an den Gedanken und Ideen, welche hervorragende Geister in unserer herrlichen deutschen Sprache in vollendeter Form niedergelegt haben, seinen Sprachschatz vergrößert, sein Sprachgefühl verfeinert, seine Ausdrucksweise verbessert und seinen Ideenkreis erweitert; daß er an dem Stoff des Lesestückes seine Redefertigkeit übt, sein Gehör schärft und vor allem sich an dem erwärmt, was Heimat

Digitized by Google

und Vaterland heißt und Entschlüsse zu guten Thaten faßt: dann dürfte der Leseunterricht, wie Diesterweg fordert, in Wahrheit der Mittelpunkt alles deutschen Unterrichts sein und der Standpunkt der Lesefertigkeit einer Klasse und Schule dem Kenner den besten Maßstab zur Beurteilung des allgemeinen Zustandes der Anstalt abgeben.

„Die Lesestunde ist dann keine Ruhestunde für den Lehrer, sondern gehört zu den aufreibendsten, anstrengendsten Momenten im Schulleben."

Wo und wie studiert man außerhalb des Kollegs und der Studierstube Germanistik?

Von Carl Franke in Leisnig.

Dem deutschen Gelehrten und namentlich dem Philologen wird der Vorwurf gemacht, daß er das Kolleg und die Studierstube als einzige Quellen seiner Wissenschaft betrachtet. Der Altphilologe hat dafür eine Entschuldigung; denn die Museen sind wie Kolleg und Studierstube nur abgeleitete Quellen, und aus nahe liegenden Gründen können nur die wenigsten unter dem Himmel von Hellas und Italien selbst die entschwundenen Zeiten des klassischen Altertums vor dem geistigen Auge wieder lebendig werden lassen.

Keineswegs hat aber diese Entschuldigung der Germanist, dem das vergangene und gegenwärtige geistige und leibliche Leben des deutschen Volkes Gegenstand der Forschung sein soll, und der namentlich den Fäden nachzuspüren hat, welche Vergangenheit und Gegenwart zu einem einheitlichen Ganzen verknüpfen, ohne deren Kenntnis jene und diese in zwei nicht zum vollen Verständnis kommende Teile auseinanderfallen. Denn noch blühen die natürlichen Töchter der alt- und mittelhochdeutschen Sprache, die Mundarten, in voller Lebenskraft, noch ist so mancher urgermanische Brauch in diesem oder jenem deutschen Gaue in Übung, noch bergen altehrwürdige Städte und verwitterte Burgen genug Zeugen des früheren Deutschtums, stumm zwar für den flüchtigen Beschauer, aber beredt genug für den begeisterten Germanisten. Nur jene alte von der altklassischen Philologie vererbte Gepflogenheit, alles Wissen allein aus dem Kolleg und der Studierstube schöpfen zu wollen, erklärt es, daß mancher Germanist zwar im Althoch- und Altniederdeutschen zu Hause ist, aber, wenn er nicht selbst Ober- oder Niederdeutscher ist, nicht einmal eine einzige der jetzigen ober- oder niederdeutschen Mundarten versteht, daß so mancher eine Masse von deutschen Städtechroniken durchforscht, aber nur wenig altdeutsche Städte selbst besucht hat, daß so mancher

Digitized by Google

die kleinsten Kleinigkeiten aus Schriften und Büchern von Schiller und Goethe kennt, aber nie seinen Fuß nach Marbach und Jena, nach Frankfurt und Weimar gesetzt hat.

Ja das Reisen ist eine notwendige Ergänzung des im Kolleg und der Studierstube gesammelten Wissens, und wenn ich mir hier erlaube darauf hinzuweisen, so geschieht dieses infolge der festen Überzeugung, daß ich es hauptsächlich meinen Reisen verdanke, wenn man jetzt anfängt, mir einiges Urteil auf dem Gebiete der Mundarten zuzutrauen.

Nachdem ich schon als Gymnasiast während der Ferien öfter Streifzüge durch die Muldenthäler, durch das Zschopau-, Elb-, Saal-, Spree- und Neißethal unternommen hatte, erwachte in mir in meinen ersten großen Studentenferien (1875) heftig die alte germanische Wanderlust, zum Teil mit angefacht durch den Vortrag meines verehrten Lehrers Prof. Hildebrand, der wie selten einer die Vergangenheit und Gegenwart verbindenden Fäden in seiner Hand hält. Durch das Erzgebirge, durch Deutschböhmen und Franken wanderte ich (und zwar meist im wörtlichen Sinne) allmählich dem Rheinthale zu, von diesem aus über Köln nach Holland und von da nach mehrwöchentlichem Aufenthalte über Hessen nach Sachsen zurück. Mit Beginn meines zweiten Sommersemesters begab ich mich über Nürnberg nach Tübingen und stieg, nachdem ich während eines Monats von hier aus Ausflüge in das Schwabenland unternommen hatte, über den Kamm des Schwarzwaldes nach Freiburg, von hier aus durchstreifte ich während des Sommersemesters öfter den Schwarzwald und den Elsaß. Zu Anfang meiner zweiten großen Studentenferien reiste ich nach der deutschen Schweiz und kehrte über Bayern und das Vogtland nach Sachsen zurück. Diese Studentenfahrten habe ich dann, zu Amt und Würden gekommen, durch Reisen nach Thüringen, der Lausitz, Schlesien, Pommern und der Schweiz ergänzt. Ich glaube also ein hübsches Stück deutschen Bodens unter meinen Füßen gehabt zu haben.

Solche Reisen erscheinen mir aber für den Germanisten nicht bloß als Gelehrten, sondern auch als Lehrer von Wert; mit um so größerem Verständnis wird er dann seine Schüler auf den jetzt glücklicherweise so üblichen Schulfahrten leiten und mit um so günstigeren Erfolg zu Ferienreisen entflammen. Doch ich will nicht weitschweifig über die Bedeutung des Reisens für den Germanisten docieren, sondern lieber selbst aus meinen lebendig gewordenen Reiseerinnerungen den Tag herausgreifen, welcher mir der denkwürdigste von allen meinen Wandertagen ist; es ist das der in Frankfurt a. M. verlebte.

Hierdurch will ich aber weniger über Frankfurt selbst lehren, sondern vielmehr zeigen, wie ein angehender Germanist daselbst einen Tag germanistisch zubringen kann und womöglich zu dessen Besuch diejenigen

Digitized by Google

verehrten Amtsgenossen anregen, die noch nicht dort waren — und ich fürchte, deren sind es nicht wenige. Denn wenn ich auch für jene germanistischen Studienreisen die Studentenferien als die geeignetste Zeit erachte, so läßt sich doch später, besonders solange man jung und unbeweibt ist, noch viel nachholen. Denjenigen aber, welche bereits in Frankfurt weilten, dürfte es vielleicht willkommen sein, die daselbst empfangenen Eindrücke mit denen, die ein anderer dort empfing, zu vergleichen.

Fröhlich zog ich im Sommer 1875 in Frankfurt, der Vaterstadt Goethes, ein; die hübschen Mädchen mit echt deutschen Zügen und blauen deutschen Augen, welche mir begegneten, die vielen Häuser mit der Aufschrift „Weinwirtschaft“ stimmten mich heiter. Und ich muß sagen: Ich habe mich in Frankfurt nicht getäuscht. Nirgends habe ich die Leute so gefällig, nirgends die Mädchen so schön gefunden. Frankfurt hat sich wie seine Bewohner den echten deutschen Charakter bewahrt.

Es war gerade Messe, infolge davon mußte ich in einem Gasthause niederen Ranges logieren, doch wohnte ich hier gut und billig. Stadt Friedberg in der großen Friedbergerstraße war es. Ich probierte hier auch den Apfelwein, der besonders in dem Frankfurt gegenübergelegenen Sachsenhausen bereitet wird. Er schmeckte mir aber nicht besonders, sodaß ich darauf noch 2 halbe Flaschen Wein trank.

Andern Tags rückte ich bei Zeiten aus, um mir die Stadt zu besehen. Ich ging zunächst durch den Zeil, die bedeutendste Straße Frankfurts, die ziemlich durch die Mitte der Stadt geht, nach dem Schillerplatz, besah dort die Hauptwache und das Schillerdenkmal, ferner das Gutenbergdenkmal auf dem an den Schillerplatz anschließenden Roßmarkt und das Goethedenkmal an den vom Roßmarkte ausgehenden Promenaden. Dann ging ich nach dem großen Hirschgraben, um Goethes Vaterhaus zu besuchen, es war aber leider noch geschlossen. Ich stattete deshalb erst der Paulskirche auf dem Paulsplatze einen Besuch ab. Hier ließ ich mir die Plätze von Robert Blum, Simson und Biedermann zeigen. Dann kehrte ich nach dem Goethehause zurück.

Eine gewaltige Macht übten diese Räume auf mein Gemüt aus. Wenn ich mir vorstellen will, wie es einem gläubigen Katholiken ums Herz ist, wenn er am Grabe seines Schutzheiligen kniet, brauche ich mir nur jene im Goethehause zugebrachten Augenblicke zurückzurufen. — Und ist in gewissen Sinne nicht Goethe mein Schutzheiliger gewesen? Seiner Werke, vor allen seines Faustes Studium haben mich angetrieben, weiter fortzufahren in der Erforschung der großen Produkte des Menschengeistes, haben den Wunsch in mir rege gemacht, das zu begreifen, was die größten Geister aller Zeit gedacht haben, und andern begreiflich zu

Digitized by Google

machen, haben mich vor allem die deutsche Sprache und Litteratur schätzen gelehrt und mich zu dem Bewußtsein gebracht, daß es eines deutschen Philologen Pflicht ist, vor allem deutsche Sprache und Litteratur zu erforschen. Jetzt wandelte ich nun durch diese Räume, in denen dieser Geist seine ersten großen Gedanken gedacht hatte, sah überall Zeugen davon, daß er hier gewesen, Briefe, Gedichte und eine Zeichnung von seiner eigenen Hand. Wahrlich ich brauchte mich des fast religiös-feierlichen Gefühls nicht zu schämen, das mich hier ergriff. — Wer die Macht des Geistes der Menschheit verehrt, wer die Erforschung der Entwicklung desselben durch die verschiedenen Zeiträume hindurch sich zu seinem Lebensziele gesetzt hat, soll dem diese Stätte, an der einer der größten Geistesheroen geboren ist, nicht einem Tempel gleich gelten?

Die Zeichnung scheint die Hexenscene im Faust nach einer früheren Bearbeitung darzustellen.

Nach dem Besuche des Goethehauses stärkte ich mich durch eine halbe Flasche Wein bei Böhme und weidete mein Auge an dem Anblicke des hübschen Buffetmädchens. Sie machte eine Ausnahme von der Regel, sie trug das Haar nicht wie die meisten jungen Mädchen am Main, Rhein und in Holland, lang herabwallend oder in zwei langen Flechten, sondern wie die in meiner Heimat Sachsen in Zöpfen um den Kopf geflochten.

Nach einem flüchtigen Blick auf die Nikolaikirche ging ich in den Römer, kam aber zunächst falsch und hielt eine alte steinerne Wendeltreppe mit eisernem Geländer für die Kaiserstiege Meines Irrtums belehrt, stieg ich die wahre Kaiserstiege hinan und betrat den Kaisersaal. In den Nischen befinden sich die Bildnisse der Kaiser, ihre Wahlsprüche darunter. Ich besah mir zunächst alle flüchtig, darauf die bedeutendsten genauer und schrieb mir auch deren Wahlsprüche auf.

Es war mir, als wenn etwas von dem Geiste der alten Pracht und Herrlichkeit durch diesen Saal wehte. Wie majestätisch schaute Karl der Große herunter, wie männlich kühn blickten Heinrichs I. blaue Augen drein. Es dünkte mir, als ob ich in diesem Kaiser das Ideal eines deutschen Mannes sähe, von der Sonne gerötete Züge, stahlblaue Augen, rotblonden Vollbart und rotblonde Haare. Feuriger blickte die imponierende Gestalt mit dunkelblondem Haar Heinrichs III. drein. Er hat etwas südländisches in seinem Äußern. Ferner die Friedriche mit ihrem roten Bart, die echt deutsche Züge zeigten. Kissen, die zur Krönungsfeierlichkeit dienten, waren im Saal ausgestellt, auch ein Modell des Wein sprudelnden Brunnens, von dem Goethe schreibt.

Doch das Wichtigste von alledem hatte ich noch nicht gesehen, die goldene Bulle Karls IV. Ich fragte darnach, man gab mir aber den

Digitized by Google

Bescheid, da müsse ich in das Stadtarchiv gehen. Schleunigst machte ich mich auf den Weg, denn es war nicht weit mehr von ein Uhr, und um diese Zeit ward das Stadtarchiv geschlossen. Bei dem Verlassen des Kaisersaals warf ich noch einen Blick auf die mitteldeutsche Inschrift:

Eyns mans redde, ein halbe redde
Man sal sie billich verhören bede.

Im Stadtarchiv traf ich einen sehr gefälligen Herrn; auf meine Bitte zeigte er mir bereitwillig die goldene Bulle, las mir sogar, als mir die gotische Schrift schwierig zu lesen war, selbst vor. Die Schwärze der Schrift ist noch sehr gut erhalten, so daß ich die Vermutung aussprach, sie sei aufgefrischt worden, was mein Cicero aber entschieden in Abrede stellte. Die goldene Bulle besteht aus 43 Pergament-Quartblättern, die nicht viel größer als ein bei uns jetzt gebräuchliches Quartblatt sind. Geheftet sind diese mit grün-weiß-seidenen Fäden. Das Siegel ist in einer goldenen kreisrunden Kapsel eingeschlossen, etwa von 2½ Zoll im Durchmesser. Außerdem wurden mir noch mehrere andere Urkunden gezeigt, darunter eine von Karl dem Dicken ausgestellte. Das Merkwürdigste daran war das riesige Wachssiegel. In das Papier war ein Einschnitt gemacht und hierdurch das kolbenartige Siegel gesteckt. Dessen äußere Seite hatte einen Durchmesser von zwei Zoll, die innere einen solchen von kaum einen halben Zoll, die Dicke des Siegels betrug auch zwei Zoll Außerdem sah ich noch die Urkunden einiger Bürgermeister und das Bildnis eines Schneiders, wenn ich mich nicht irre, der auf dem Römerberg hingerichtet worden war.

Von dem Stadtarchiv begab ich mich nach dem Saalhofe, an dessen Stelle die von Ludwig dem Frommen erbaute Sala gestanden haben soll. Es befindet sich jetzt dort ein Altertums-Museum; leider war es geschlossen. Nur einige riesige Frankfurter Adler aus Stein und ein Steinbild, Christus mit einem Lämmchen darstellend, konnte ich im Hofe in Augenschein nehmen.

Goethes Vaterhaus, die Paulskirche, der Römer, die goldene Bulle, dieses alles trug dazu bei, mich in eine erhabene, sentimentale Stimmung zu versetzen. Ich kehrte nach dem Römerberge zurück und stellte mich dort auf, von wo ich den besten Blick auf den Römer hatte. Hier blieb ich einige Augenblicke nachdenkend stehen, das Meßgewühl störte mich nicht in meiner Andacht. Hier hatte einst oft das Volk harrend gestanden, bis der neue Kaiser sich zeigte. Auf diesem Platze hatten Ritter in prächtigen Rüstungen vor den Augen des Kaisers und der Fürsten manche Lanze gebrochen. Über diesen Platz war auch er, der König der deutschen Dichter, gewandelt und hatte vielleicht dieselben Gedanken und Gefühle gehabt, die mich jetzt erfüllten.

Digitized by Google

Die alte Pracht und Herrlichkeit war verweht; nur einzelne Spuren erblickte ich noch. Welcher Kontrast zwischen dem Römer, den mir meine Phantasie zeigte und dem, welchen mein leibliches Auge erblickte! Krämer und Marktweiber anstatt der Fürsten und Ritter, Meßbuden anstatt der Tribünen.

Doch die Anwandlung von Wehmut drängte ich schnell zurück. Was soll die Wehmut und die Klage um die entschwundene Herrlichkeit und Pracht im Jahre 1875! Das alte Reich ist in Trümmer gefallen, doch ein neues, ein kräftigeres und einigeres, ist aus diesen Trümmern herrlich erstanden. Das deutsche Kaisertum steht wieder da als das erste der Welt an Macht der Waffen und des Geistes. 2000 Jahre fast ist's her, daß das deutsche Volk die Römer mit Furcht und Schrecken erfüllte, über 1000, daß der Fürst eines deutschen Stammes erster Fürst der Christenheit genannt wurde und immer noch ist dies Volk jugendlich kräftig und hat vor fünf Jahren erst bewiesen, daß es das mächtigste Volk ist, wenn es einig ist. Die Sprache, die vor 2000 Jahren seine Vorfahren sprachen, ist ihm geblieben und mit der Sprache wohl auch der alte Geist: Streben nach leiblicher und geistiger Freiheit, Tiefe des Gemüts und Achtung des Familienlebens, dieses waren jeher die Grundzüge des deutschen Charakters und sie sind es noch. So scheint das Schicksal zu wollen, daß Germania noch nicht schlafen geht, wie Hellas und Rom es thaten. Aus der Erinnerung ihrer großen Vergangenheit schöpft sie neue Kraft für die Kämpfe, die sie kämpfen muß, sei es mit der Zunge, sei's mit dem Schwerte, um die Menschheit auf ihrem Wege weiter zu führen. Laßt uns nur recht eifrig an das alte Deutschland denken, laßt uns recht emsig seine Gedichte und Geschichten lesen, und was wir am Deutschtum eingebüßt haben, das werden wir wieder gewinnen!

Solch ähnliche Gedanken bewegten meinen Kopf. Ich muß sagen, in Frankfurt am Main hat mein Entschluß Philologie und vor allem deutsche Philologie zu studieren erst die rechte Weihe bekommen.

Als ich bei der Börse vorbeiging, war gerade Börsenzeit. Schon von fern hatte ich einen eigentümlichen Lärm gehört. Ich ging hinein. Was ich hier sah und hörte, hatte ich allerdings noch nie gesehen und gehört. In der Mitte stand ein Knäuel von mindestens 80 Menschen, die meisten hatten Notizbücher und Bleistifte in der Hand. Alle schrieen wüst durcheinander, der eine lauter allerdings als der andere. Einige, die Hauptschreier, waren ganz heiser geworden. Dazu wild rollende Augen und in der Luft herumfechtende Hände. So nahe ich auch an sie herantrat, konnte ich doch kein Wort verstehen, und wenn ich nicht den Zweck dieses leidenschaftlichen Treibens gewußt hätte, aus diesem

Digitized by Google

Treiben selbst würde ich ihn nicht erkannt haben. Wenn man sich einen leidenschaftlichen Spieler, einen wütenden Trunkenen, einen erhitzten Raufbold vorstellt, und wenn man diese Eigenschaften alle auf eine Persönlichkeit zusammenhäuft, so kann man sich ungefähr ein Bild von der Scene machen, die ich dort sah.

Dieses Treiben wirkte höchst eigentümlich auf mich. Ich in meiner gehobenen Stimmung und hier der nackte Materialismus. Doch löste sich der Kontrast bei mir in ein Lächeln auf. Ich fühlte, daß ich in meiner Welt glücklicher lebte als diese in der ihrigen.

Ich ging darauf über den eisernen Steg bei der schönen Aussicht vorbei nach Sachsenhausen, kehrte hier — denn die Sonne brannte glühend heiß hernieder, sodaß eine Erfrischung wohl am Platze war — in ein Wirtshaus ein und labte mich an einem Glase trefflichen Rotweins. Auch nahm ich eine Suppe zu mir. Der Wirt war ein Original, ein echter Sachsenhäuser, grob und gemütlich. Die Eigenschaft der Grobheit lernte ich zwar nicht persönlich kennen, sondern sah sie nur gegen einen Handwerksburschen, der in Zahlungsdifferenzen mit ihm geriet, in seiner ganzen Glorie sich entfalten. Außer ihm interessierte mich auch sein Töchterlein, ein Mädchen mit echten Sachsenzügen, schlank, weißen Teint, rötliche Wangen, hellblauen Augen im Gegensatz zu den fränkischen stahlblauen, und flachsblonde Haare. Überhaupt schien es mir, als ob an diesem Orte die Einwohner noch viel von ihrem sächsischen Typus bewahrt hätten. Auch der Dialekt weicht von dem fränkischen ab. Mit meinen weiteren Dialektstudien will ich hier den Leser verschonen; natürlich trieb ich die bei jedem, den ich sprechen hörte.

Ich wollte nach dem Felsenkeller gehen, fragte deshalb nach diesem einen Arbeiter. Ich kam mit ihm bald in ein angenehmes Gespräch. Er zeigte für Natur und Kunst einen offenen Sinn, wußte besonders sehr viel von Goethe, auf den er sehr stolz zu sein schien. Ich erzählte ihm, daß ich weit aus Sachsen her gekommen sei, um den Main und den Rhein zu sehen; er erwiderte, in seiner Jugend habe er auch Pläne, große Reisen zu machen, gehabt, aber es sei nichts daraus geworden. Auf den Felsenkeller zu gehen riet er mir allerdings nicht, die schöne Aussicht sei verbaut; jedoch forderte er mich auf, nach der Goethenruhe zu gehen. Ich that dieses. Unterwegs kam ich an vielen Obstgärten vorbei, wo das Obst, Pflaumen und Äpfel, haufenweise unten lag. Ich ließ mir's trefflich schmecken. Endlich hatte ich die Goethenruhe erreicht; es ist eine mäßige Anhöhe neben einem Gehölz, auf der Goethe als Knabe und Jüngling oft geweilt haben soll. Lange blieb ich hier und dachte an den großen Mann; es war mir, als ob mich sein Geist umwehte.

Digitized by Google

Zurück nach Frankfurt ging ich über die steinerne Mainbrücke, dann nach der Stadtbibliothek. Nachdem ich im untern Stocke Goethes, Schopenhauers u. a. Büsten sowie Siegel verschiedener Städte in Augenschein genommen hatte, begab ich mich in die im 2. Stock befindliche Bibliothek selbst. Der Bibliothekar führte mich, nachdem ich mich als Leipziger Student vorgestellt hatte, bereitwilligst herum. Er zeigte mir auf mein Verlangen Handschriften von Luther, Melanchthon, Wallenstein, von Napoleon I., von Goethe und Schiller, ferner ein Exemplar der ersten zwischen 1450 und 1455 gedruckten lateinischen Bibel, sowie eine kurz vor der Erfindung der Buchdruckerkunst geschriebene; beide sind einander sehr ähnlich; letztere hätte ich unbedingt für gedruckt gehalten, dann einige Globusse. Die Bereitwilligkeit des Bibliothekars ward aber aufgewogen oder vielmehr überwogen durch seine Redseligkeit, die mich oft in meinen Betrachtungen störte. Er brachte da komische Ideen zum Vorschein. Zunächst sprach er gehässig über Luther und Melanchthon, strich die katholische Kirche heraus, obgleich er selbst ein protestantischer Theolog war, berichtete dann eine Äußerung eines französischen Gelehrten, der ihn vor kurzem besucht hätte, daß es ein ebenso großer Unsinn, ja ein noch größerer sei, an einen persönlichen Gott zu glauben, als an die Unfehlbarkeit des Papstes. Die römische Kirche wolle das auch im Ernste nicht, das sei nur äußerlich, sie wolle die Humanität als Fortsetzerin des alten Roms.

Den 1870er Krieg nannte er einen Bruderkrieg, da Franken gegen Franken gekämpft hätten. Wir bei Leipzig seien ja gar keine Deutsche sondern Sorben.

Als ich ihm darauf sagte, daß ich Germanistik studieren wolle, riet er mir sehr ab. Man habe es ja an Grimm gesehen, er hätte eine Zeit lang dominiert, jetzt sei er ziemlich vergessen. Bei diesem Studium müsse man immer zuletzt fragen: cui bono? Über Grimm äußerte er sich in ähnlicher Weise, wie über Luther, warf ihm Intoleranz gegen die Katholiken vor. „Ein gebildeter Mann. Pfui Teufel.“ Über die jetzige Philologie im allgemeinen sprach er sich überhaupt sehr mißbilligend aus. Sie hätten Latein gelernt, um sich zu bilden, jetzt sei es eine reine Silbenstecherei.

Ich hielt es für unnötig, ihm zu widersprechen, warf nur dann und wann eine Entgegnung hin und benutzte meine Zeit, um das, was ich mir weisen ließ, genau zu betrachten. Das Gespräch hatte mich doch etwas aus meiner erhabenen Stimmung gerissen. Ich stärkte mich dann durch einen Schoppen Wein bei Böhme in der Nähe des Goethehauses. Zuvor hatte ich mir den Dom von außen betrachtet, der restauriert wurde, sodaß ich sein Inneres nicht besehen konnte. Hier

Digitized by Google

gab mir ein höchst liebenswürdiger Frankfurter seine Karte, damit ich in Höchst, meinem nächsten Ziele, einen guten Gasthof bekäme.

Selbigen Abend fuhr ich noch von Frankfurt nach Höchst ab.

Dies war der von mir in Frankfurt a. M. verlebte Tag; falls es die verehrten Leser und die Leitung dieses Blattes wünschen, werde ich noch andere meiner Wandertage schildern. Für diesmal genug.

Gegen den Mißbrauch des Apostrophs.

Von **Bernhard Maydorn** in Marienwerder.

Über den Mißbrauch des Apostrophs ist schon verschiedentlich und von gewichtigen Stimmen manches wohlangebrachte Wort des Tadels ausgesprochen worden. Aber was da im Zusammenhange mit andern Dingen doch nur mit gebotener Kürze vorkommt, verdient auch einmal gesonderte Behandlung, zumal da anderwärts nicht immer alle Seiten der Sache und nicht immer mit gleicher Vollständigkeit in Betracht gezogen werden.

Es scheint, den richtigen Gesichtspunkt, unter dem die Frage nach der Zweckmäßigkeit des Apostrophs angesehen werden muß, gewinnt man nur, wenn man der Herkunft dieses kleinen Hakens nachforscht. In der Form und Bedeutung, in der wir ihn gewöhnlich brauchen, ist er noch nicht alt, eine Errungenschaft des 17. Jahrhunderts. Doch hat er seine Vorgänger, die wohl auch zu seiner Erfindung angeregt haben. Einen ähnlichen, bisweilen vollkommen gleichen Haken finden wir bereits unter den Abkürzungszeichen der mittelalterlichen Handschriften. Was uns der geschlossene und bequeme Zug der Kurrentschrift leistet, eine wesentliche Beschleunigung in der Niederschrift des flüchtigen Wortes, das erstrebten die Schreiber des Mittelalters durch die sogenannten Signaturen, feststehende kurze Zeichen für die am häufigsten wiederkehrenden Silben, die man nachher allerdings auch unter die Typen für die ältesten Drucke aufnahm. Uns geht von diesen Zeichen bloß das eine an, in dem wir den Urältervater unseres Apostrophs wieder zu erkennen glauben. Es ist das Zeichen für die lateinische Silbe us: ’, ein Haken über der Zeile, der seinerseits wiederum lediglich eine etwas verschnörkelte Gestalt des s darstellt. Dieses Siegel kommt nun aber nicht bloß in lateinischen Urkunden und Druckwerken vor, sondern, wennschon in etwas vereinfachter Form, auch in deutschen. Hier vertritt es die Silbe er. Wie also einerseits magn’, quib’ geschrieben ward, so erscheint andererseits z. B. d’, wid’, few’ u. dgl. mit demselben Zeichen abgekürzt.[1])

1) Von hier aus erklärt sich auch die Abkürzung Ew. für Euer in der Anrede, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ew vormals die geläufige Schreibung für unser eu war, und daß der Punkt jenes Siegel für er ersetzt.

Digitized by Google

Wenn es gestattet ist, auch für dieses Vorbild unseres heutigen Häkchens den Namen Apostroph zu gebrauchen und den historischen Zusammenhang zwischen beiden als mutmaßlich sicher anzusehen, so haben wir hier die erste Periode in der Geschichte des Apostrophs, die weit über das Reformationszeitalter herabreicht. Allerdings ist die Bedeutung des Zeichens eine ganz andere, als später: nicht für Laute steht es, die auch in der Aussprache fehlen, wie wir es heute gebrauchen, sondern für Laute, die nur in der Schrift fehlen, aber gesprochen werden sollen, also etwa wie heute, nur in weit umfänglicherer Anwendung, der Punkt gesetzt wird. So finden wir das Häkchen in allen Büchern und Flugblättern der Reformationszeit und noch weit später. Man braucht nur wenige Seiten von lateinischen oder deutschen Schriften jener Jahrhunderte anzusehen, — die modernen Bilderbücher zur Litteratur- und Weltgeschichte machen das durch die zahlreichen getreuen Nachbildungen jedem bequem — so begegnet man dieser Abkürzung, aber nur in dem eben beschriebenen Sinne; vergebens würde man nach einem Zeichen suchen, das dieselbe Bedeutung hätte, wie unser Apostroph. Und doch hätte gerade das Deutsche des Reformationszeitalters überreichlich dazu Gelegenheit gegeben mit seinen zahlreichen gekürzten Wortformen. Ich erinnere nur an Luthers: „Ein feste Burg“, wo gleich das erste Wort und dann noch so manches andere nach heutigen Begriffen einen Apostroph haben müßte, oder an Huttens herrliches Lied: „Ich habs gewagt mit Sinnen“. Man sieht an solchen Beispielen, die Alten schrieben und druckten nicht fürs Auge, sondern fürs Ohr, und wie man heut in der Aussprache von einem Ersatz ausgefallener Laute nichts vernimmt, so war man damals der sehr richtigen Meinung, das gelesene Wort müßte verstanden werden, gradeso wie das gehörte.

An Stelle der gekürzten Wortformen setzte ein späteres grammatisierendes Zeitalter die vollen wieder ein, nur einzelne wenige der vormals unterdrückten Vokale kamen nicht mehr zum Vorschein. Wenn nun aber die anderen wieder zu ihrem Rechte kamen, so glaubte man es diesen vernachlässigten schuldig zu sein, daß ihre Stelle wenigstens durch ein Zeichen kenntlich gemacht würde, und da jene Abkürzung, für welche das alte Häkchen gegolten hatte, in Schrift und Druck nicht mehr üblich war, so war dieses grade recht für den neuen Gebrauch. So also fügte ein Grammatiker des 17. Jahrhunderts (Bödiker) den inzwischen aufgekommenen Lesezeichen den Apostroph hinzu, nun aber, wie gesagt, nicht mehr, um eine bloß in der Schrift unterdrückte Silbe als für die Aussprache vorhanden anzuzeigen, sondern um Lauten, die in der Schrift und der Aussprache gleichmäßig ausgelassen werden, auf dem Papier ein Schattendasein zu erhalten. Damit beginnt die zweite Periode in der

Digitized by Google

Geschichte unseres Häkchens, die wir soweit rechnen können, bis es in allerneuster Zeit zu dieser Bedeutung noch eine andere angenommen hat. Doch davon weiter unten!

Soviel dürfte nach dem Gesagten klar sein, daß uns der Apostroph ohne zwingenden Grund — denn warum gings vorher ohne ihn, als die Daseinsbedingungen für ihn weit günstiger waren? -- und ohne eigentliche historische Vorbedindung lediglich von der gar zu weit gehenden Genauigkeit eines grübelnden Grammatikers beschert worden ist. Und so wertvoll für uns auch die Anfänge sprachwissenschaftlicher Forschung aus jenen Zeiten sind, so gehen einzelne doch zu sehr auf allerhand Entdeckungen neuer weltbeglückender Kleinigkeiten aus, als daß wir ihnen in allen Stücken nachzubeten verpflichtet wären.

Wie die Sachen heute liegen, wäre es freilich ein aussichtsloses Unterfangen, gegen die Daseinsberechtigung des Apostrophes überhaupt ankämpfen zu wollen. Wir müssen uns ja in Schrift und Sprache so mancherlei gefallen lassen, was seine Begründung nur in dem kleinlich und engherzig düftelnden Kopfe irgend eines steifen Grammatikers von ehedem findet. Der Apostroph ist da, er ist noch neuerlich erst durch die amtlichen Festsetzungen unserer Rechtschreibung in einem gewissen Besitzstande bestätigt worden, geradeso wie z. B. die ebenso unhistorischen Unterscheidungen von „wider" und „wieder", „das" und „daß"; wir werden ihn also weiter gebrauchen. Aber dagegen sollte doch die Stimme erhoben werden, daß seine Anwendung über die Grenzen der gegebenen Regeln hinaus immer weiter und weiter um sich greift.

Von manchen Fällen, in denen heute fast allgemein ein Häkchen gesetzt wird, auch ohne daß die Regeln es fordern, kann man immerhin noch absehen, wenn nur ein vernünftiger Grund vorliegt. Ich denke da vor allem an die Imperative der starken Verba, wie geh, schreib, lauf u. s. w. Es ist ja bekannt, daß der Singular des Imperativs ursprünglich keine Endung hat. Die angeführten Formen wären also eigentlich das Richtige, und das erst in nhd. Zeit angehängte e in gehe u. s. w. verdankt seine Aufnahme nur der Analogie der schwachen Verba, bez. der wenigen starken ja-Stämme, bei denen die alte Stammbildungssilbe in dem e der 2. sing. imp. heute noch ein kümmerliches Dasein fristet.[1]) Ist aber dieses e bei den letzteren Zeitwörtern wohl am Platze, so hat es bei den übrigen starken Verben im Grunde keine größere Berechtigung als das glücklich wieder beseitigte e im Perf: sahe, lage, wie wir es in der ganzen mhd. Zeit und im ältern Nhd. nicht grade selten finden.

1) Aus demselben Grunde kann der Imperativ „siehe" als historisch richtig gelten, weil sehen ein alter va-Stamm ist.

Digitized by Google

Man muß es bedauern, daß die mit Unrecht sogenannte Endung im Singular des Imperativs starker Verba nicht mehr zu beseitigen ist. Es ist das auch ein Schritt auf dem Wege der Verflachung der Sprache, wenn die alten energisch-kurzen Imperativformen den nüchtern-langatmigen neueren weichen, aber ändern läßt sich das nicht. Höchstens daß man in der frischen, lebendigen Rede dem Richtigen noch den Vorzug einräumt. Sonst wird lediglich Wohlklang oder Versmaß darüber zu entscheiden haben, ob die kürzere Form zu gebrauchen sei, und dann mag diese auch immerhin einen Apostroph erhalten.

Wir kommen aber sogleich auf die Planlosigkeit in der neuerlichen Anwendung des Fehlzeichens, wenn wir einzelne andere Fälle mit den amtlichen Regeln vergleichen.

Im preußischen Regelhefte heißt es § 28: „Wenn Laute, die man gewöhnlich bezeichnet, unterdrückt werden, so deutet man in der Schrift ihre Stelle durch einen Apostroph an." Die daran angeschlossenen Beispiele: „Ich lieb' ihn," „Das leid' ich nicht," „Heil'ge" geben eigentlich die genaue Umgrenzung des Gebrauchs. Was hat man in Büchern und Zeitungen daraus gemacht! Nicht genug, daß in Wortbildungen und Zusammensetzungen, wo die Sprache längst über diesen oder jenen Laut hinweggegangen ist, der Schatten eines solchen Entschlafenen in Gestalt des Apostrophs wieder heraufbeschworen wird, auch in die Wortbiegung sind diese grammatischen Spiritisten eingedrungen und setzen den gespenstischen Haken an Stellen, wo die Endung längst abgefallen bez. gekürzt ist. Über den Vorzug der vollen oder der gekürzten Endung im Genitiv und Dativ Singularis der starken Maskulina und Neutra herrscht unter den Berufenen allerdings kaum vollkommene Einigkeit; ob man z. B. im Genitiv Bachs oder Baches, im Dativ Bach oder Bache sagen soll, hört man hier so, dort anders entscheiden. Unnötig aber wäre in den verkürzten Formen der Apostroph jedenfalls, denn zu erkennen sind sie aus dem Zusammenhange, und daß ein besonders Schlauer Bax statt Bachs lesen sollte, wie man nach der Analogie von Lachs Fuchs Ochs gefürchtet hat, ist doch wohl kaum zu besorgen.

Wir brauchen es nicht zuzugeben, daß hier ein Fehlzeichen am Platze wäre, wenngleich der durch den Apostroph angedeutete Laut in der Sprache noch nachweisbar ist; kleinlicher aber erscheint es noch, wenn der Apostroph auch gesetzt wird in den Genitiven von Wörtern wie Adler Vater Apfel Atem Besen. Und doch liest man Schreibungen wie Adler's Atem's oft genug. Daß es hier gradezu falsch genannt werden darf, gründet sich auf das schon seit dem älteren Mittelhochdeutschen erfolgte Schwinden des Endungsvokales neben dem tonlosen bez. stummen e der Stammbildungssilbe, wie wir es heute noch bei den Substantiven

Digitized by Google

auf -em, -en, -el, -er und den Zeitwörtern von Stämmen auf -el und -er sehen. Mit demselben Rechte also müßte man bettel'n handel'n änder'n opfer'n schreiben, oder bei den Verbal-Stämmen auf -em und -en, wo das stammhafte e dem e der Endung weicht: wid'men reg'nen und dgl. Aber wir können noch weiter gehen! Wenn es richtig wäre Sach'beschädigung zu schreiben, warum nicht auch: G'laube g'leich b'ange B'lock? Doch davor bewahrt uns die mangelnde Sprachkenntnis bei denen, die uns mit den übrigen Häkchenformen beschenkt haben.

Nun wird man für die besprochene Unsitte in den Tages-Zeitungen die Erklärung (aber nicht die Entschuldigung!) leicht darin finden, daß die Korrektoren, die den Satz lesen, es entweder an der nötigen Einsicht oder an der erforderlichen Sorgfalt fehlen lassen. Bei Büchern, wo die Korrektur vom Verfasser nachgelesen wird, fällt der Vorwurf auf diesen zurück. Ich las neulich erst in einem sehr gelehrten geschichtlichen Werke: er war Mann's genug. Dann auch: des Mann's, des Sohn's und ähnliches. Hier sind die Fehlzeichen zum wenigsten überflüssig. Was aber soll man dazu sagen, daß an einer andern Stelle desselben Buches steht: in hellenisch' ruhmrediger Weise? Was in aller Welt soll da an dem Worte hellenisch' abgefallen sein? Es kommt ja in wissenschaftlichen Abhandlungen wahrhaftig nicht in erster Reihe darauf an, daß der Druck sauber und fehlerlos sei, aber von auffälligen Wunderlichkeiten soll er sich doch frei halten!

Wir kommen zu der dritten und jüngsten Entwicklungsphase unseres Zeichens. Wenn in einzelnen der oben angeführten Fälle der Apostroph wenigstens einen Schein der Berechtigung für sich hat, so ist er in den folgenden ganz ungehörig. Da dient er nämlich nicht etwa dazu, die Stelle eines fehlenden Lautes zu bezeichnen, sondern das Stammwort von den angehängten Bildungselementen zu trennen, damit der gedankenlose Leser ja nicht etwa in die Versuchung komme, von den letzteren etwas als zu jenem gehörig anzusehen. Ein klassisches Beispiel dafür habe ich in demselben oben erwähnten Buche gefunden. Da steht: Nero'nisch, wie wenn der Verfasser Besorgnis gehabt hätte, man würde aus dem Adjektiv den bekannten Eigennamen nicht ohne eine solche Eselsbrücke herausfinden können.

Dieser Gebrauch des Apostrophs beschränkt sich zumeist auf Personennamen. Seine Entstehung verdankt er, wie es scheint, der allerdings nicht zu leugnenden Möglichkeit einer Verwechselung zwischen nominativischen und genitivischen Familiennamen, wie Peter und Peters, Lüder und Lüders, Barthel und Barthels. Aber ist das wirklich ein ausreichender Grund, nun jeden Peter, Lüder und Barthel im Genitiv Peter's

Digitized by Google

Lüder's, Barthel's zu schreiben? Und wenn das wäre, müßte dieser Gebrauch notwendig auch ausgedehnt werden auf Namen, denen eine solche Verwechselung nicht droht? Warum schreiben denn die Zeitungen und leider auch gar viele Bücher mit übelangebrachter Gleichmacherei Schiller's, Goethe's, Lessing's? Ist das nicht ein Schlag ins Gesicht für jeden Leser, der doch recht gut weiß, daß die Männer Schiller, Goethe, Lessing heißen und nicht Schillers, Goethes, Lessings? Ferner, welchen Sinn und Verstand soll es haben, wenn selbst die allergebräuchlichsten Vornamen im Genitiv mit dem Häkchen geschrieben und gedruckt werden, als Karl's, Friedrich's, Heinrich's? Vollendete Ironie der Unwissenheit ist es, wenn sogar Alphon's (als Genitiv) gedruckt wird. Am wenigsten glaubt diese Art moderner Gewissenhaftigkeit bei den Namen historischer Personen des Apostrophs entraten zu können, und wären sie auch noch so sehr in aller Munde.

Und noch eins! Man liest in derselben Weise von Schiller'schen Gedichten, von Humboldt'schen Werken. Hier könnte es zweifelhaft sein, ob nicht vielmehr die oben behandelte Auslassung eines historischen Vokales angedeutet werden soll. Allein wie viele oder wie wenige von denen, die so schreiben, haben dabei noch das Bewußtsein der ursprünglich vollen Form: Schillerisch, Humboldtisch? Und daneben kommt dann ebenso oft auch vor: Goethe'sch, Heine'sch und dergleichen. Das sind vollends ganz undeutsche Formen, denn richtig müßte es lauten: Goethisch, Heinisch. Man sieht also an den letzteren Schreibungen, daß es mit dem Apostroph gar nicht darauf abgesehen ist, die Stelle eines unterdrückten Lautes zu kennzeichnen, sondern die Grundform des Namens von den antretenden Bildungssilben zu trennen. Selbst in wissenschaftliche Werke hat sich die Unsitte eingeschlichen. Man sollte meinen, in solchen Büchern, in denen man dem Leser die Kenntnis lateinischer Genitive, wie Mosis, Pauli und noch ganz andere Dinge zumutet, könnte man auch eine soweit gehende Bekanntschaft mit den Namen sonst etwa vorkommender Personen voraussetzen, daß es einer besonderen Kennzeichnung genitivischer Form durch den Druck nicht bedürfte. Aber nein, man rechnet mit der Gedankenlosigkeit der Leser, und wenn derselbe Name im Nominativ auch zehnmal auf derselben Seite, im selben Abschnitte vorkommt, der Genitiv muß seinen Apostroph haben![1])

Noch weiter verbreitet, als in Büchern und Zeitungen ist dieser Gebrauch des Apostrophs auf Geschäftsschildern. Freilich kann man es

---

1) Da ist es in der That recht lehrreich und bezeichnend, was Professor Hildebrand in der Anmerkung zu Seite 40 seines Buches „Vom deutschen Sprachunterricht" (3. Auflage) aus der Zeitungsredaktion erzählt.

einem Herrn Müller z. B. nicht verdenken, daß er nicht eines schönen Tages von einem eintretenden Kunden Herr Müllers angeredet werden will, weil draußen steht: Müllers Warenhandlung. Aber wirft man nicht mit der Zugabe einer solchen Möglichkeit auch den Vorübergehenden eine unglaubliche Gedankenlosigkeit vor? Soweit ist denn doch im Sprachbewußtsein des Volkes das Verständnis eines Genitivs noch nicht geschwunden, daß nicht ein jeder aus der betreffenden Firmenbezeichnung den wirklichen Namen herausbuchstabieren könnte. Diese Gefahr liegt um so weniger vor, als Geschäftsleute mit genitivischen Namen ihrerseits für einen deutlichen Unterschied in der Schreibung zu sorgen pflegen, also entweder ans Ende des Ganzen einen Apostroph setzen als Zeichen für das Fehlen jeder Genitivendung (so in Übereinstimmung mit den amtlichen Regeln § 28,2) oder die ganze Fügung ändern.

Die Schildermaler aber sind erfinderisch. Da genügt dem einen die Schreibung: Müller's nicht, er malt das s kleiner als die andern Buchstaben, nun scheint der Name erst vor aller Entstellung sicher. Doch nein! Ein anderer entdeckt eine noch deutlichere Kennzeichnung der Kasusendung: unter das s werden ein oder zwei Striche gemalt, also: Müllers. Aber noch nicht genug! Ein dritter fügt auch hier den Apostroph noch hinzu: Müller's. Und nun erst hat die liebe Seele Ruh! Oder vielleicht noch nicht? Man sieht, es ist die Geschichte von dem Hute, die uns Gellert so launig erzählt. Und wer da glauben wollte, die Schildermaler verführen so nur mit Personennamen, der würde sich täuschen. In demselben Stile habe ich irgendwo gelesen: Gesellschaft's-Garten, und in einem gewissen Kreise der Provinz Schlesien steht an ganz nagelneuen Ortschaftstafeln durchgehends: Regierung's-bezirk. Soweit sind wir mit dem Apostroph gekommen, und wer bürgt dafür, daß die Unsitte nicht noch weiter um sich greift, bis wir uns alle vor Apostrophen kaum noch zu lassen wissen?

Es ist ein kleines, unscheinbares Ding, dieses Häkchen! Und dennoch, wenn es so unsäglich oft gemacht werden soll, wenn man den flüchtigen Zug unserer „Kurrent"-Schrift so häufig unterbrechen muß, um über der Zeile diesen Haken zu machen, so hätte man eben, wie J. Grimm sagt, „nichts zu thun, als zu häkeln". Darin liegt doch auch ein Widerspruch zu der sonstigen Eilfertigkeit unserer unaufhaltsam vorwärts hastenden Zeit, in der wir es gerade hierdurch „so herrlich weit gebracht". Es ist ein unbedeutendes Zeichen, und doch lohnt es, sich darüber auszusprechen, denn hinter all dem Wunderlichen und Spaßhaften, das dabei auffällt, liegt doch auch ein tiefer Ernst.

Der Apostroph soll der Deutlichkeit dienen und in einer gesunden Einschränkung des Gebrauchs mag er da seinen guten Dienst thun; in der aus-

Digitized by Google

gedehnten Anwendung aber, die wir eben kennen gelernt, dient er nicht mehr dem Verständnis, sondern der Gedankenlosigkeit, ist er eins der verwerflichen Mittel, die uns beim Lesen jedes eigene Denken ersparen, ganz abgesehen von der aufdringlichlichen Lehrhaftigkeit, mit der er uns die Namen weltbekannter Größen deutlich machen will. So befördert er das rasche Lesen, hilft den Geist gewöhnen an ein bloß oberflächliches Erfassen und bringt uns um einen Teil der Früchte des Gelesenen. Ja, wenn das zugegeben wird, so hat dieses kleine Häkchen seinen Anteil an der Schädigung, die wir überhaupt von dem hastigen Überfliegen der Zeilen haben, und die Professor Hildebrand zusammenfaßt in den bedeutsamen Worten: „Das rasche Augenlesen hilft nebst andern Einflüssen der Zeit unser gesundes Empfinden und Denken zernagen, an dem doch aller Fortschritt hängt, alle Rettung aus den schweren Gefahren unserer Zeit.“ (Vom deutschen Sprachunterricht, S. 45.)

Und was kann endlich dagegen geschehen? Die Schule vermag nicht alles zu thun, aber doch viel. Freilich den Apostroph ganz verpönen geht nicht an ohne Widerspruch mit dem amtlichen Regelheft; solche Weisungen leiden auch an dem erfahrungsmäßigen Erfolge, daß, wie sie als lediglich für die Schule gegeben erscheinen, die Schüler sie auch außerhalb der Schulverhältnisse nicht mehr für verbindlich ansehen. Da wird eben nur eine eindringliche Belehrung helfen, und dabei vor allem ein Hinweis auf Herkunft, Geschichte und eigentliche Bedeutung des Zeichens, sowie eine Mustersammlung moderner mißbräuchlicher Anwendungen, die ja so scherzhaft sein kann, wie man will. Wenn dazu die vorstehenden Zeilen einigermaßen Stoff und Anregung gegeben haben, so ist ihr Zweck erfüllt.

Ferdinand, Albas, und Don Karlos, Philipps Sohn.

Eine Aufsatzbesprechung.

Von **Ferdinand Schultz** in Charlottenburg.

Eine sehr dankbare Aufgabe ist es, die Schüler anzuleiten, einen Charakter, welcher in einem Drama nur „skizziert“ auftritt, auszugestalten. Es gilt, die zur Erscheinung kommenden Fäden weiter zu verfolgen, die Bruchstücke derselben zu verknüpfen und aus dem Gewonnenen ein Lebensbild zu entwerfen. Reichhaltigen Stoff hierfür bietet u. a. Goethes Egmont, dessen skizzierte Charaktere schon die Bewunderung Schillers erregt haben. Als solch ein skizzierter Charakter tritt hier Ferdinand, der Sohn Albas, auf, für dessen Lebensgang, Entwickelung, Anschauung sich vieles aus den wenigen Szenen, in die der Dichter ihn einführt, herauslesen

Digitized by Google

läßt. Noch anziehender wird die Aufgabe, wenn ein solcher skizzierter Charakter mit einem ausgeführten verglichen wird. Ist doch das Vergleichen ein wesentlicher Teil unserer Denkthätigkeit; es verspricht daher eine solche Aufgabe nicht unbeträchtlichen Gewinn auch für die logische Ausbildung des Schülers. Mit wem könnte nun aber Ferdinand, Albas Sohn, passender verglichen werden als mit Don Karlos, Philipps Sohn? Bieten sich ja ungesucht viele Ähnlichkeiten dar! Bildet doch für beide die Erhebung der Niederländer den Hintergrund für ihr Handeln; sind es doch beides edle Spanier und Söhne der Männer, welche das blutige Drama in dem spanischen Nebenlande heraufbeschwören! Wieviel aber trägt eine solche Vergleichung zugleich zur Verinnerlichung zweier Dramen unserer großen Meister bei! Und diese Meister selbst — wie könnte ihre Eigenart dem Schüler besser vermittelt werden als durch die Untersuchung eines echt Schillerschen Charakters aus der Jugendperiode des Dichters wie des Don Karlos und die eines Goethischen aus dessen klassischer Zeit wie des Ferdinand?

Wie aber — und darauf dürfte es doch in diesen Blättern ankommen — wird der Lehrer die Schüler am geschicktesten zur Auffindung des zu Grunde liegenden Stoffes anleiten? Allerdings sind dem Schüler aus dem Unterricht so manche allgemeine Gesichtspunkte bekannt, welche ihm als Hebel seines Nachdenkens dienen können. Er weiß, daß er bei Anlegung eines Charakterbildes zu fragen hat nach der Abstammung, den Anlagen, den örtlichen und zeitlichen Bedingungen und Umständen, der Entwickelung u. s. w. (vgl. des Verf. Grundzüge der Meditation S. 27 flg.). Die Verfolgung dieses Weges würde ihn denn auch schließlich zum Ziele führen und müßte auch später die Grundlage der gesamten Ausführung bilden. Aber oft müßte dieser Weg unterbrochen werden. Jeder neu gefundene Gesichtspunkt zwänge immer wieder, an den Anfang zurückzukehren und das hier nur vermutungsweise Aufgestellte der gewonnenen Erkenntnis gemäß noch einmal zu prüfen und zu verbessern. Darum ist der Verfasser bei der Besprechung der vorliegenden Aufgabe auf den Gedanken gekommen, einmal den umgekehrten Weg einzuschlagen und das, was im Aufsatz selbst den Schluß bilden muß, an den Anfang der Betrachtung zu schieben, um von da aus rückwärts alle einzelnen Gesichtspunkte zu durchmessen. Und dieser Weg erwies sich ihm hier als besonders ergiebig.

Da tritt denn gleich in dem Schicksal beider Jünglinge ein großer Unterschied hervor. Don Karlos endet unglücklich; der eigene Vater übergiebt ihn dem Großinquisitor. Ferdinand bleibt am Leben und empfängt sogar von Egmont, den er wie einen Vater ehrt, die Mahnung, er solle leben, gern und mit Lust, ohne den Tod zu scheuen. Aber freilich e i n Konflikt ist beiden gemeinsam. Beide sehen einen Freund,

Digitized by Google

der ihrer Seele nahesteht, unrettbar dem Tode verfallen, Ferdinand — Egmont, Don Karlos — Marquis Posa. In beiden Fällen ist sogar das Schicksal des teuren dem Untergange geweihten Mannes in die Hand des eigenen Vaters der Jünglinge gegeben. Beide sind bereit, alles zu thun, um den Freund zu retten. Don Karlos will Arm in Arm mit seinem großherzigen Freunde zu seinem Vater gehen und ihn durch die Vorstellung von dessen erhabener Handlungsweise zu rühren suchen, selbst auf die Gefahr hin, seine großen Pläne aufgeben zu müssen. Und Ferdinand wirft sich in der That seinem Vater zu Füßen. Er hat „geredet und gebeten." Umsonst. Ja noch mehr. Beide werden durch Unbesonnenheit verhängnisvoll in Umstände verstrickt, welche sie zu Mitschuldigen an dem Tode ihres Freundes machen: Don Karlos, indem er unvorsichtig sich einer Eboli verrät und seinen Freund dazu bringt, sich für ihn selbst opfern zu wollen, Ferdinand, indem er arglos in Gehorsam gegen seinen Vater das Netz über dem Freunde zusammenzieht. Und weiter. Don Karlos muß selbst das Gericht über seinen Freund hereinbrechen sehen, ohne helfen zu können, Ferdinand kennt die strengen, festen Knoten, weiß, wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrannt sind, er fühlt sich mit Egmont und allen anderen gefesselt.

Aber freilich! Das fühlen wir, ein Karlos würde sich willig für seinen Freund opfern; bei einem Ferdinand suchen wir vergeblich nach einem solchen Opfermut. Er läßt sich willig von seinem Vater gebrauchen, ja mit den Verkündigern des Urteils in das Gefängnis schicken, „damit ihm alles, was von Lebenslust und Freude in ihm lebt, in diesem Augenblick ertötet werde". Ist er weniger edel? Oder worin liegen die verborgenen Triebfedern für solche Verschiedenheit des Handelns?

Allerdings sind die Beziehungen, welche beide mit den Freunden verknüpfen, die sie opfern sehen müssen, verschiedener Natur. Marquis Posa ist Karlos' Jugendfreund. Die Freundschaft zu ihm trägt bei Karlos schwärmerischen Charakter. Karlos läßt sich als Knabe für seinen Freund züchtigen, unter den Streichen fließt sein Blut. Er sieht in dem hochbegabten Freunde ein höheres Wesen; sein Vorbild beherrscht sein Denken und leuchtet seinem Handeln vor. Ferdinand hat Egmont nur aus der Ferne kennen gelernt; näher getreten ist er ihm erst, als dieser schon von Alba zum Opfer auserkoren war. Auch Egmont ist für Ferdinand ein Vorbild, aber so eng sind die Beziehungen zu ihm nicht, wie bei Karlos und Posa. Und Posa prägt seine Ideale seinem Freunde tief in die Seele, Ferdinand ist zwar von Bewunderung für Egmont erfüllt, aber die Ideale Egmonts hat er nicht tiefer in seine Seele aufgenommen.

Digitized by Google

Wie verschieden sind aber auch die beiden Vorbilder! Dort der schwärmerische, ernste spanische Malteserritter, hier der leichtlebige, heitere niederländische Edle. Dort das Ideal von Menschentum, Menschenbeglückung und Weltbürgertum, hier das von nationaler Unabhängigkeit und freier schöner Menschlichkeit. Müssen da nicht die Ziele des Handelns bei beiden ganz verschieden sich gestalten? Don Karlos ist von dem Ideal in ganzer Seele erfaßt und verfolgt es in schwärmerischer Hingebung. Ferdinand möchte zwar an kriegerischen Thaten Egmont gleichkommen, doch hat sich ihm mehr die äußere Erscheinung seines Helden in die Seele geprägt, sein freies ritterliches Benehmen, seine menschliche Liebenswürdigkeit, als seine nationale Gesinnung. Zwar dürfen wir auch bei ihm Liebe zum Vaterlande vermuten, doch ist dieser Zug nicht schärfer ausgeprägt. Gewiß möchte auch er Ruhm erwerben, aber wir fühlen, für ein Ideal sein Leben einsetzen, wie Karlos, das würde ein Ferdinand nicht thun. Das Ideal eines Ferdinand läßt sich allerdings auch in dem Staate eines Philipp und in den geordneten Bahnen des Staatslebens erreichen; für das eines Karlos jedoch ist unter dem Scepter seines Vaters kein Platz; Karlos muß seinen Weg abseits der Staatsordnung suchen und auf Empörung gegen seinen Vater und Staatsumwälzung denken.

Beide stehen noch im Jünglingsalter, als das Leben sie zum Handeln auffordert. Aber die Lebensbahn eines Ferdinand ist eben; keine große Leidenschaft zieht ihn von der Verfolgung seiner Ziele ab. Dahingegen wird der Weg Don Karlos' von einem schweren Verhängnis durchkreuzt, welches ihn von seinem Ziele abirren läßt. Eine heftige Leidenschaft beseelt ihn. Er liebt, und der Gegenstand seiner Liebe ist infolge einer unglücklichen Verkettung der Umstände seine jugendliche Mutter.

Allerdings steckt das Leben für Don Karlos höhere Ziele als dies bei Ferdinand der Fall ist. Jener ist der mutmaßliche Thronerbe; das Geschick Spaniens soll einst in seine Hand gelegt werden. Ferdinand kann höchstens als treuer Diener des Fürsten für das Wohl seines Vaterlandes mitwirken.

Wie aber sind sie für ihre Lebensaufgabe erzogen worden, und unter welchen Sternen haben sie sich entwickelt?

Karlos' Vater ist der finstere Philipp, der Mann mit dem steinernen Herzen, welcher in seinen Staaten keine freiere Regung duldet und den Herzschlag seiner Unterthanen wie den Pendel einer Uhr regeln möchte. Er hat keinen Schatz von Liebe, aus dem er dem Sohne zu spenden vermöchte; die Mutter aber, welche das Liebesbedürfnis des Knaben stillen könnte, ist ihm früh entrissen. Philipp möchte seinen Sohn zu seinem Ebenbilde machen. Darum behandelt er ihn seiner Art gemäß

Digitized by Google

rauh und streng. Daß auch in Philipps Charakter eine gewisse Größe liegt, kann der Sohn kaum ahnen. Dieser sieht in jenem nur den harten Zuchtmeister. Früh steht er daher in Gegensatz zu dem Mann, den er so gern als liebenden Vater verehren möchte. Ein Vorbild ist er ihm nicht, und die Festigkeit des Willens, welche bei Philipp sich in seiner Staatsleitung zeigt und doch immerhin das Glück der Unterthanen im Auge hat, die er, freilich nach seiner „Façon", selig machen möchte, ist ihm nur abschreckend entgegengetreten.

Ganz anders bei Ferdinand. Auch sein Vater, der hohläugige Toledaner, ist finster. Teilt er auch die Denkart Philipps und ist er auch im übrigen kalt und streng, eine Saite in seinem Herzen klingt doch stärker an: das ist die Liebe zu seinem Sohne, dem Sprößling einer geliebten Frau, welche bei dessen Geburt ihr Leben ließ. Ferdinand hat daher nur Liebe erfahren und ist auch seinem Vater in innigster Liebe ergeben. Und dieser Vater kann in der That dem Sohne ein Vorbild sein; denn er ist tüchtig, mindestens als Kriegsmann. Auch er will seinen Sohn zu seinem Ebenbilde erziehen und weist ihm die Bahnen demgemäß. Diese beschreitet denn auch der Sohn im Vertrauen auf den geliebten Vater. Für ihn ist Platz in den geordneten Bahnen des Staatslebens, die ein Karlos verlassen muß.

Die Entwickelung der beiden Jünglinge ist mithin eine durchaus verschiedene gewesen. Sind aber auch die Anlagen beider verschieden?

Eine gewisse Ähnlichkeit beider läßt sich nicht verkennen.

In beider Adern fließt edles spanisches Blut. Feuriges Temperament, Begeisterungsfähigkeit, Selbstgefühl ist beiden in gleichem Maße eigen. In beiden liegen die Antriebe, sich durch glänzende Thaten Ehre zu verschaffen. Aber freilich unruhiger pulsiert das Blut in Karlos. Wir können uns vorstellen, daß Ferdinand sich vielleicht zäher in seinem Wollen erweisen möchte. Einen so hohen Flug wie Karlos dürfte er jedoch nicht nehmen. Das eine darf aber wohl behauptet werden: es sind ähnliche Naturen, welche unter dem Einfluß der ihre Entwickelung bestimmenden Umstände verschiedenartig sich ausgestalten, und es ist hier ein ähnlicher Same, welcher gemäß der Verschiedenheit des Bodens, der Witterung, der Pflege 2c. Blüte und Frucht verschiedenartig entfaltet.

Nachdem so alle einschlägigen Punkte in umgekehrter Ordnung zur Besprechung gekommen sind, kann der Aufbau vollzogen werden. Es ergeben sich etwa folgende Teile:

I. Abstammung. Beide aus edlem spanischen Blute. Karlos aber Königssohn, Ferdinand Sohn eines spanischen Granden.

II. Anlagen. Ähnlichkeit des Temperaments. Edle Naturen, auch zu Großem befähigt. Höherer Flug bei Karlos, größere Stätigkeit bei Ferdinand.

Digitized by Google

III. Entwickelung. Ähnlichkeit der Väter. Aufwachsen ohne die sorgende Hand der Mutter. Aber — Philipp ohne Liebe, Alba voll Liebe für seinen Sohn! Folge: dort Entfremdung, hier innige Zuneigung. Karlos nimmt den Vater nicht zum Vorbild, Ferdinand hat in dem seinen ein Vorbild. Richtung auf Bethätigung ihrer Kraft in glänzenden Thaten.

IV. Ziele. Vorbilder in Freunden. Marquis Posa Jugendfreund, Egmont erst spät als solcher gewonnen. Karlos: Ideal von Menschenbeglückung, Freiheit, Männerwürde, Weltbürgertum (echt Schillerisch ausgestaltet). Ferdinand: Kriegsruhm, Ritterehre, schöne Menschlichkeit (Goethisch). Bahn: Karlos abseits des Staatslebens, ja in Empörung gegen den Herrscher, Ferdinand innerhalb des Staatslebens. Kreuzung der Bahn bei Karlos durch die verhängnisvolle Liebe zu seiner Mutter, ebener Pfad bei Ferdinand.

V. Konflikte. Der Freund ist dem Untergange geweiht. Sein Leben ist beiden in die Hand gegeben; beide wollen, ein jeder auf seine Weise, handeln, knüpfen jedoch selbst die Schlinge, welche sich um den Freund zusammenzieht. Karlos würde auch alle Fesseln zu brechen versuchen und sich selbst opfern; das Netz ist jedoch über seines Freundes und auch bereits über sein eigenes Haupt zusammengezogen. Ferdinand bittet, fleht, doch ist er ohnmächtig. Er hat selbst das Netz arglos zusammengezogen. Sich selbst zu opfern würde er außer stande sein. Karlos würde durch die Achtung vor seinem Vater sich nicht von einer Kreuzung der Pläne desselben zurückhalten lassen; Ferdinand macht sich aus Liebe zu seinem Vater willig zu dessen Werkzeuge.

VI. Katastrophe. Karlos fällt, ohne seine kühnen Pläne ausführen zu können, Ferdinand bleibt am Leben und kann auf ebener Bahn sein Ziel erreichen

VII. Ergebnis. Ähnlich ist das Samenkorn, ähnlich der Boden, anders das Verhältnis zu den Vätern, anders zu den Freunden. Verschieden gestalten sich darum Ziele und Bahnen. Ähnlich ist, und doch innerlich verschieden, das Handeln bei gleichartigem Konflikt. Darum dort Untergang, hier Fortleben!

Zu Goethe und Schiller.

Von H. Draheim in Berlin.

Zu Goethe.

Der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“.

Goethe hat in „Hermann und Dorothea“ zum Förderer der verwickelten Handlung einen Geistlichen gewählt, als müßte ein solcher durch seinen Hinblick in die natürlichen und göttlichen Dinge den weitesten

Digitized by Google

Gesichtskreis, die sicherste Menschenkenntnis besitzen. Er hat in den wenig älteren Lehrjahren Wilhelm Meisters einem Geistlichen eine ähnliche Stellung gegeben und das Konfessionelle hier wie dort glücklich vermieden. Ähnlich hat Schiller die gegnerischen konfessionellen Standpunkte z. B. in „Maria Stuart" so objektiv dargestellt, daß die Würde gewahrt und der Polemik keine Handhabe geboten ist.

Beide Dichter waren evangelisch. Schiller trug von seinem Lehrer Ulrich Moser aus Lorch eine weihevolle Erinnerung in sich, welcher er in den Räubern durch die ergreifenden Worte des Pfarrers Ausdruck verlieh. Für Goethe waren von den evangelischen Geistlichen, die er kennen lernte, am bedeutungsvollsten Gottfried Herder und Kaspar Lavater, beide nur wenig älter als er. Jenen lernte er in Straßburg kennen als Reisebegleiter des Prinzen von Holstein-Eutin, diesen vier Jahre später als Propheten der Physiognomik. Fast zu nahe liegt der Gedanke, daß er diesen Vorbildern Züge zu seinem Pfarrer in „Hermann und Dorothea" entliehen hat, den er doch auch „als Jüngling näher dem Mann" (I 79) uns schildert — sonst hätte man kaum folgende zwei Stellen übersehen können: II 1—4

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträtselt,

und VI 302—310

Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest:
Sitzet nur ein und getrost vertraut mir den Leib wie die Seele!
Denn geschickt ist die Hand schon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künstlichste Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen geleitet von mir das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Scharen des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Wie an Lavater die Menschenkenntnis, so bewunderte Goethe an Herder die Menschenliebe. Es bedarf keines Beweises, wenn wir kurz sagen, daß der Pfarrer in „Hermann und Dorothea" beides besitzt und doch seine „reine Menschlichkeit und edle Bildung des Geistes und Herzens" sich über die engen Grenzen erhebt, welche die Interessen der Familie und der kleinen Stadt z. B. dem Wirte gezogen haben. Dieser ist Bürger wie der Apotheker und andere, der Pfarrer ist Weltbürger. Er ist im Kreise Hermanns das, was in Dorotheas Kreise der Richter ist, den er selbst mit Josua und Moses vergleicht. Und beiden zusammen ist der fünfte Gesang gewidmet. Kaum scheint es mir daher

Digitized by Google

richtig dessen Überschrift „der Weltbürger" nur auf den erst am Schlusse auftretenden Dorfrichter zu deuten. Spricht doch der Pfarrer V. 12 den weltbürgerlichen Grundsatz aus: Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig. Dann ist also „der Weltbürger" kollektiv zu verstehen und auf beide als Beispiele des Weltbürgertums zu beziehen.

Vergleichen wir damit, wie die Beteiligung der andern Personen in den Überschriften zum Ausdruck gekommen ist. „Schicksal und Anteil" weist auf die Vertriebenen und die Hilfe Spendenden, „die Bürger" — vielleicht auch kollektiv — auf den Wirt und den Apotheker. „Das Zeitalter" ist der geschichtliche Hintergrund, von welchem unsere Hauptpersonen sich abheben, „Aussicht" die in Hermann und Dorothea vollzogene glückliche Familienverbindung. Die andern erklären sich von selbst: „Hermann" heißt der zweite Gesang, „Mutter und Sohn" der vierte, und gleichsam symmetrisch „Dorothea" der siebente und „Hermann und Dorothea" der achte.

Die andere Überschrift des fünften Gesanges lautet „Polyhymnia". Goethe hat die antike Bücherteilung darin nachgeahmt, daß er für die neun Gesänge die Namen der Musen wählte. Er folgt jedoch keiner überlieferten Namenordnung, und man hat glauben können, daß er neun griechische Götternamen beliebig setzte, als habe er darüber das Los geworfen. Wer deshalb, weil ihm die Beziehung der Namen dunkel erscheint, lediglich Mystifikation in ihrer Auswahl erblickt, für den hat Goethe nicht geschrieben. Goethe sagt freilich: „Nur immer munter, legt ihr nicht aus, so legt ihr unter", aber wenn man auch gewagte Deutungen zurückweist, so ist doch mindestens anzunehmen, daß der Dichter von den ihm zu Gebote stehenden Namen zunächst diejenigen auswählte, welche eine Beziehung am deutlichsten erkennen ließen, und dann die andern unterbrachte, so zweckmäßig es immer ging.

Der Muse des Epos gebührte der Eingang, der Muse der Sternkunde der Schluß; nur Klio konnte die Muse des im sechsten Gesange entrollten Geschichtsbildes sein, nur Thalia, die Muse des Lustspieles, den heiteren Eindruck weihen, den die wichtigen Angelegenheiten der Kleinstädter in dem ferner Stehenden hervorrufen. Und wie Terpsichore des Dichters Muse ist, wenn er den begeistert einherschreitenden Jüngling besingt, so Erato, wenn er dessen Geliebte uns schildert. Kaum ist es Zwang zu nennen, wenn Euterpe, die Erfreuende, erscheint, als die Mutter den gekränkten Sohn zu trösten gegangen ist, Melpomene, wenn Irrtum und Schwäche zu tragischer Verwickelung führen, und Polyhymnia, die liederreichste, wenn das gepriesen wird, was den Menschen über seine nächsten Grenzen erhebt. „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." Humanität ist es, wodurch der Pfarrer und der Richter so hoch über den Personen ihres Wirkungskreises stehen.

Digitized by Google

Ich habe ein Bild des Pfarrers zu entwerfen versucht, welches aus den Andeutungen des Dichters gewonnen dem Ideale entsprechen soll, das er hat darstellen wollen. Um es zu vervollständigen, müssen wir sehen, wie die Darstellung dieses Ideals innerhalb des Epos geschieht. Zieht doch das Epos eine Grenze, die das Drama überschreitet: was der Schauspieler durch Maske und Sprache und Bewegung dem Auge und Ohre zugleich bietet, das deutet im Epos nur das Wort des Dichters an.

Die Bezeichnungen für unsern Pfarrer sind mannigfach: „der Prediger", „der würdige Geistliche" heißt er im Munde der Wirtin, „mein Freund" nennt ihn der Apotheker, „der Herr Pfarrer" sagt Hermann und der Dichter selbst wechselt mit den Benennungen „der Pfarrer", „der treffliche Pfarrer", „der kluge Pfarrer", „der würdige Pfarrer", „verständiger Pfarrer", „der Pfarrherr", „der gute, verständige Pfarrherr", „der Prediger", „der Geistliche", „der geistliche Herr" und „der geistliche Freund" nämlich Hermanns.

Der Unterschied zwischen den Bezeichnungen „Pfarrer" und „Pfarrherr" ist nur äußerlich; das längere Wort hat Goethe nur am Schlusse und im Spondeus stehen lassen, T. 171 steht auch „Pfarrers" am Versende, im Dactylus heißt es „Prediger", jedoch nur in den ersten Gesängen, sonst „Geistliche". Die andern Ausdrücke und die Eigenschaftswörter entsprechen dem Verhältnisse der andern Personen zum Pfarrer, sowie dem Zusammenhange. Und zu allen Personen ist jenes Verhältnis ein bestimmtes. Die Mutter, die sonst vom Männergespräche sich zurückzieht, meldet den verehrten Gast an und hofft auf seine Verwendung für Hermann. Der Wirt erfährt Ermunterung von ihm, der Apotheker Belehrung, der Richter findet an ihm einen Mann, mit dem sich sogleich über die bedeutendsten Dinge sprechen läßt, dem ihm von Kindheit an bekannten Hermann ist er ein helfender, seiner Braut sogleich ein überlegener und doch wohlwollender Freund.

Goethe hat also nach eigener Lebenserfahrung und tiefer Erkenntnis der Bedeutung des geistlichen Berufes einen Pfarrer geschaffen und in dem Rahmen des Epos sein Bild so gegeben, daß kaum etwas zu vervollständigen oder auszulöschen wäre, und wenn nicht mehr, so sehen wir doch, wie bis in die Einzelheiten Ideal und Ausführung sich decken. Aber ich meine, wie „Hermann und Dorothea" ein deutsches Epos ist, das Wort „Weltbürger" ein deutsches, so ruht auch die Auffassung auf deutscher Grundlage: kein vaterlandsloser „Kosmopolitismus", sondern eine Erhebung des deutschen Volkstums zu seinem Weltberuf, wie er Goethe später in einer Weltlitteratur vorschwebte, deren Träger die deutsche Sprache, der deutsche Geist und seine Werke sind.

Digitized by Google

Zu Schiller.

Schwebende Betonung.

Auf Raouls Bericht von der siegreichen Jungfrau läßt Schiller den König Karl erwidern

Seltsam bei Gott! höchst wunderbar und seltsam! (1276)

Wir hören also in einem jambischen Fünffüßler dasselbe Wort am Schlusse in natürlicher Betonung, am Anfang wie es scheint in unnatürlicher. Jedoch sagt uns unser Ohr, daß wir nicht seltsám betonen dürfen, sondern die erste Silbe über die zweite erhöhen müssen. Während die zweite Silbe den Versaccent behält, hat die erste den Wortaccent, sodaß die Betonung gleichsam mit ausgebreiteten Schwingen über beiden Silben schwebt: eine rhythmische Feinheit, die Schiller sicher nicht dem altdeutschen Verse nachgeahmt, sondern wie die alten Dichter aus natürlichem Gefühl für die Freiheit unserer dichterischen Rede gewählt hat. Es ist jenes auch nicht der einzige Vers, in dem Schiller schwebende Betonung anwendet. Bei ihm sind solche Verse weit häufiger als bei Goethe; allein in der Jungfrau von Orleans zähle ich noch dreiunddreißig ähnliche Versanfänge

Seltsamer Stimmen wundersamen Klang (124)
Mitten in Frankreich steht der Feind, verloren (259)
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad, (506)
Notdürftig nur, nicht fürstlich zu erhalten. (601)
Großmütig an mein untersinkend Glück. (794)
Bedford und Gloster standen neben ihm, (915)
Orleans zu retten, eh der Mond noch wechselt. (1283)
Langsam verschwindend in das Land der Wonnen. (1434)
König von England, und ihr, Herzoge (1585)
Bedford und Gloster, die das Reich verwesen! (1586)
Mitten ins Lager hast du uns geführt, (1995)
Wohlfeilen Ruhm zu suchen in dem Frankenkrieg, (2068)
Furchtbar ist deine Rede, doch dein Blick ist sanft, (2120)
Eignes Gelüsten, — euch zu bitterm Harm, mir nicht (2187)
Meldung gescheh! — Versenkt im Lethe sei (2468—70)
Rechtschaffner Freund! Du wolltest mehr als dies (2506)
Raschlodernd wie in seinem Zorn. — Wie schnell (2542)
Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit (2[illegible]07)
Unwiderstehlich bringt das Mädchen vor — (3056)
Unsinn, du siegst und ich muß untergehn! (3058)
Keines ernsthaftern Ausgangs wert? (3082)
Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf (3141)
Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich, (3316)
Hinströmen! (3390)
Aufschließen, laut aussprechen dein Entzücken (3589)
Furchtbare, kommst du dein Geschöpf zu strafen? (3666)

Digitized by Google

Margot und Louison, gleich einem Traum (3862)
Schwermütig worden. — Schwermütig! — Tröste dich! (3911—15)
Engländer, duldet nicht, daß ich lebendig (4441)
Furchtbare Heilge! deine Hand ist schwer! (4458)
Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen. (4629)
Höre mich Gott, in meiner höchsten Not, (4806)
Schmerzlos und ruhig wie ein schlafend Kind! (4894)

Daß „Orleans“ (1285) schwebend zu betonen ist, könnte bestritten werden; doch betont Schiller „Orleans“ sonst wie die französischen Namen Dunois, Du Chatel u. a. nach deutschem Gesetz. Die Senkung ist jedoch eine aufgelöste, und der Ton verteilt sich auf die erste und die dritte Silbe. 2068, 2120 und 2187 sind sechsfüßig; es ist aber klar, daß solche Verse nicht von der Beobachtung der schwebenden Betonung ausgeschlossen werden können. Dieselbe Betonung findet sich nun auch sogar in der Mitte und im letzten Fuße

Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten. (42)
Schleicht sie, gleich dem einsiedlerischen Vogel, (110)
Und alle Fürsten, Grafen, Erzbischöfe, (147)
Von Utrecht, ja vom äußersten Westfriesland, (288)
Sind friedliche Landleute, wissen nicht (447)
Und laß dir Geld darleihn von den Lombarden. (604)
Erschien zahlreich genug, die Stadt zu retten. (699)
Dem Ärmsten gleich ausdauren und entbehren! (821)
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geschmückt (901)
O ehrvergess'ner Pair! Unwürdger Vetter! (919)
Drum weg mit diesem weichlichen Mitleiden, (1064)
Du aber bist unkriegerisch gezeugt. (1084)
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hause (1176)
So fürcht' ich keinen Überfall. — Dennoch (1616)
So hättet ihr allein Frankreich erobert. (1670)
Das war unehrerbietig von dem Sohn! (1849)
Zu dem wahnsinn'gen Gatten hat gesellt? (1998)
Ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick. (2193)
Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, (2344)
Ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn! (2626)
Des Schwerts, eh' ihr's der Scheid entreißt. Loslassen (2661)
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen! (2961)
Versuch ohnmächtig wütender Verzweiflung. (3000)
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter (3060)
Keines ernsthaftern Ausgangs wert? (3082)
Wer dürfte frei aufschaun an diesem Tage, (3571)
Aufschließen, laut aussprechen dein Entzücken (3589)
Weh uns! Was ist das! welch' unsel'ge Reden! (3672)
Schwermütig worden. — Schwermütig! — Tröste dich! (3911—15)
Wir aber haben sie sichtbarer Weise (4004)
Wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend (4024)
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes (4036)

Digitized by Google

Sie ist unschuldig — Ich verbürge mich, (4102)
Laßt sie anstürmen! Laßt sie wütend toben! (4594)
Er windet schwer arbeitend sich hervor — (4796)

Diese mehrsilbigen Wörter zeigen deutlich die von Schiller beabsichtigte Betonung; daß sie auch der Dichter nicht etwa zu meiden suchte, beweisen die Versschlüsse 3060 und 3672, welche ursprünglich lauteten „erhabne Tochter“ und „welche unglückselge Reden“; kein Zweifel also, daß auch einsilbige Wörter, die in der Senkung stehen, über die folgende Hebung erhöht werden können, wenn der Sinn es erfordert:

Ich will, das ganze Dorf soll sie mit feiern (58)
Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe! (373)
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen, (442)
Ein Mann ist viel wert in so teurer Zeit, (554)
Gibt man so eine Krone auf? Es setzt (1050)
Gott schütz euch. Ich kann nicht mehr. — Nun so kehre (1075—77)
Du rätst mir dieses, und dein Blut ist es (1135)
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind, (1235)
Rat suchten und nicht fanden — sieh da stellte sich (1242)
Und auf den Feind gerad an stürmen wir. (1259)
Der, hochbetroffen, steht bewegungslos (1260)
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang, (1273)
Dies Schwert laß holen, denn durch dieses wirst du siegen. (1500)
Wo wir mit euch und mit ganz Frankreich fertig wurden. (1684)
Schwer ist der Kummer, der den Feldherrn drückt, (1775)
Den Ruhm habt ihr mit starkem Geist behauptet. (1891)
Versprechet nicht zuviel. — Erreich ich sie, (1965—67)
Uns überlaß die blutige Entscheidung. (1998)
Eignes Gelüsten, — euch zu bitterm Harm, mir nicht (2187)
Erreichten nicht die Höhe, wo sie steht, (2434)
Doch er erwartet, daß du es nicht duldest, (2461)
Die Ketzerei straft sich am schwersten selbst. (2578)
Euch konnt' ich hassen! Euch konnt' ich entsagen! (2616)
Burgund! Hoch bis zu Throneshöhe hast (2786)
Dein Schicksal ruht in deiner eignen Brust! (2821)
Durch deine Hand geehrt, mein sei die Sorge (2846)
Hohn sprach bis jetzt. — Johannas schönster Schmuck (2861—63)
Jetzt hast du rettend tausende beglückt, (2954)
Herr, ich bin dein Gefangener. — Nicht also (3146—48)
Entfliehen soll ich? Dir soll ich mein Leben (3283)
Sollt' ich ihn töten? Konnt' ich's, da ich ihm (3444)
Mich laß erröten, mich die neben dir (3573)
Er ist der angebetete, ihm jauchzt das Volk, (3583)
Ihn segnet es, ihm streut es diese Blumen, (3584)
Du bist die Heilige! Du bist die Reine! (3620)
Sahst du die Schwester? — Die im goldnen Harnisch, (3754—56)
Da ich euch wieder sehe, eure Stimme (3924)
Faß dich Johanna. Fühle dich. Die Unschuld (4093)

Muß ich nicht? Euer schweigendes Geständnis — (4288)
Du, der mir in das Elend nachgefolgt (4290)
Denkt, daß Ich's war, die eure Trefflichsten (4445)
Hätt' er mein Auge oder stünd' ich oben, (4743)

Schiller hat zum Teil selbst durch Sperrung des Druckes auf diese Betonung hingewiesen. Eine größere Freiheit ist es, wenn eine Senkung nicht über die folgende Hebung, sondern über die vorangehende erhöht werden muß:

O nein! nein! Nicht vergebens zeigt sich's mir (139)
Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges, (412)
Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns selbst (985)
O kommt, kommt! Laßt mich eure Herzen schnell (1098)
Gib wohl acht, Dauphin, ob ich dir sie nenne! (1339)
Das Mädchen! Flieh! flieh Feldherr! — Flieh zur Hölle (2051—53)
Mein Herz glüht, an dem seinigen zu schlagen. (2464)
O kommt, kommt, laßt uns eilen, eure Unschuld (4356)
Das sprach dein Engel! — Sieg! Sieg! Sie entfliehen! (4769—71)

Die Beispiele zeigen, daß diese Betonung namentlich in der Anadiplosis stattfindet, ferner daß die Schwierigkeit derselben durch die stets folgende Pause erleichtert wird. Man könnte diese Erscheinung bestreiten, sie wird indes bestätigt durch folgende mehrsilbige Wörter, deren Betonung so abzustufen ist, daß die Senkung schwächer als die vorangehende Hebung, jedoch stärker als die nächste zu sprechen ist:

Verwundert ob des seltsamen Gerätes (193)
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen, (312)
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen, (442)
Der Weissagung, das eine Nonne mir (824)
Ein finster furchtbares Verhängnis waltet (996)
Wir gehen in ein glücklicheres Land. (1168)
König von England, und ihr, Herzoge (1585)
Doch wenn es Not thut, alsbald ist die Kraft mir da, (2215)
Was ist dir? Welche seltsame Bewegung! (3570)

Wenn wir nun auch diese Betrachtung auf die Jungfrau von Orleans beschränken, so zeigt sie doch vollauf neben Schillers feinem rhythmischen Gefühl seine Beherrschung der Sprache. Nur solche, denen Form alles ist, setzen sich und andern unnötige Schranken. Wie wichtig aber die Erkenntnis jener höheren Fähigkeit Schillers ist zur Beurteilung seiner Gedichte, hat ausführlich W. Merckens gezeigt (Bemerkungen über Schillers Metrik, besonders im Taucher, Birkenfeld 1884, Programm). Er sagt: „Als das Fundament einer richtigen Auffassung der Metrik Schillerscher Verse muß das sorgfältigste Studium der Vers- und Wortaccente betrachtet werden."

Digitized by Google

So sehr ich indes diesem Satze beistimme, so wenig glaube ich andrerseits, daß die Einmischung kürzerer und längerer Verse wenigstens in der Jungfrau von Orleans überall eine beabsichtigte war. „Hinströmen", der Schlußvers des dritten Aufzuges ist sicher mit Absicht unvollständig gelassen.

An anderen Stellen hat Schiller selbst später aus einem Trimeter einen Fünffüßler gemacht wie 3672, nie umgekehrt. Ich mache diese Bemerkung nur, um darauf den Satz zu gründen, daß auch in den Gedichten bei aller Freiheit innerhalb der Verse doch der Auftakt nicht an einzelnen Stellen aufgegeben sein kann. Merckens skandiert im Taucher z. B.:

Wér ist der Beherzte, ich frage wieder,
Séhen hinab in das wilde Meer,
Hóchherziger Jüngling, fahre wohl!

Aber wie wir oben lasen z. B.:

Hǒré mich Gott, in meiner höchsten Not,

so ist unbedenklich auch in den eben bezeichneten Versen die schwebende Betonung anzunehmen. Alsdann erscheint der Taucher durchweg in aufsteigendem Rhythmus geschrieben, und nur der eine Vers weicht ab

Kláfft hinúnter ein gähnender Spált.

Dieser eine Vers könnte sehr wohl unbeabsichtigt zu kurz geraten sein und wie derjenige, auf welchen er reimt, mit drei Hebungen gelesen werden müssen

Klafft hinúnter ein gähnender Spált.

Wenn wir jedoch „Klaffet" schreiben, so haben wir schwebende Betonung und vier Hebungen und brauchen nur anzunehmen, daß Schiller bei der Revision anderes gebessert, dies aber übersehen hat.

Zum Schluß sei diesen Beispielen ein Gedicht gegenübergestellt, in welchem der Wechsel zwischen fallendem und steigendem Rhythmus augenscheinlich ein beabsichtigter und dem Sinne entsprechender ist.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?

sind, um den herkömmlichen Ausdruck zu gebrauchen, Daktylen;

Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt

sind Trochäen, dann folgen Jamben. Ebenso beginnt die nächste Strophe und die folgenden: Erwartung, Täuschung, Sehnsucht. Der Schluß aber bietet uns gleichsam umgekehrt die Erwartung einer Täuschung und die fröhliche Täuschung dieser Erwartung; auch der Rhythmus hat „natürlich", wie Viehoff mit Recht sagt, hier gewechselt:

Digitized by Google

Und bis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,

So war sie genaht ungesehen
Und weckte mit Küssen den Freund.

Sprechzimmer.

1.

Noch einmal: Auf eigenem Zaum.

Krügers Ausführungen Ztschr. V, 4 S. 279 flg. haben mich nicht überzeugt; daß auf eignem Zaum = auf eignem Saum = auf eignem Pferd ist, ist nicht bewiesen. Ich halte es für sprachlich durchaus unmöglich, daß Saum zu Zaum wird, also s zu z. Ich kann an dieser Stelle keine historische Entwickelung der s-Laute geben, ein einfacher Übergang eines s-Lautes in den zusammengesetzten ts-Laut (denn so fassen wir doch beide z auf) würde sich als unmöglich erweisen; daß der weiche s-Laut in den scharfen sz-Laut (dargestellt durch ss, ß) übergeht, ist möglich. Die Stellen aus den Nibelungen und dem Parzival, wo soum = Saumroß, Pferd steht, waren mir bekannt, soum läßt sich in dieser Bedeutung noch später belegen, für Körners Sprache ist aber eine Erinnerung hieran ausgeschlossen. Für Eigennamen läßt sich allerdings der Übergang von s in z belegen, er ist aber selten; eine solche Verhärtung des s zu z kommt in Niederdeutschland bei fremdsprachigen Namen vor. (Vgl. A. Heintze, Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich. Halle 1882. S. 195). So ist nachgewiesen, daß die Namen Samel und Zamel dieselben sind, beide aus Samuel hervorgegangen. Unter den vielen bei Heintze angeführten Namen, die mit S beginnen, finde ich nur bei dem Stamme von Sig eine Z-bildung. Sigibrand gab: Siebrand - Sibbern - Seebrandt. Genitiv Sieberns und Zybrandts. Wenn niederrhein. Zoons (= deutsch Sohns) vorkommt, so ist das ein holländischer Familienname, wo das Zeichen Z den weichen s-Laut vertritt, wie ich schon früher gesagt habe (zalf = Salbe, verzoek = Ersuchen). Die Namen Zander und Sander halte ich für Ableitungen von verschiedenen Stämmen. Sander hat als Nebenformen: Sandherr - Santer - Söder und entspricht einem Sandheri, Ableitung von dem hochdeutschen Stamme sand = altſ. sôth; vgl. dän. sand, ne: sooth in: for sooth = in der That, wahrhaftig; soothsayer, der Wahrsager.[1])

---

1) Alle Ableitungen vom Stamme „Sand" finden sich bei Heintze a. a. O. S. 195.

Digitized by Google

Zander dagegen ist eine Bildung vom Stamme Tand, hd. Zand (wie in Blatand.)

Auf jeden Fall aber halte ich an der Erklärung fest, daß „auf eignem Zaum" ein Ausdruck pars pro toto ist, der Zaum steht für das ganze Pferd, wie Segel für Schiff und Lanze für Ritter.

Wismar. **Dr. O. Glöde.**

2.

Zu Schillers Kampf mit dem Drachen.

Herr Prof. Dr. Seiler findet, wie ich aus der Besprechung seiner Arbeit im 7. Hefte des heurigen Jahrganges entnehme, in der Schillerschen Romanze „Der Kampf mit dem Drachen", von der gewöhnlichen Auffassung abweichend, einen neuen Grundgedanken Ich will seinen Ausführungen gegenüber nur Folgendes bemerken. Schiller schreibt am 4. September 1798 an Goethe: „Es sollte mir lieb sein, wenn ich den christlich-mönchisch-ritterlichen Geist der Handlung richtig getroffen." Goethe erwidert: „Bei dem christlichen Drachen finde ich nichts zu erinnern." Welches ist nun dieser christlich-mönchisch-ritterliche Geist? Doch wohl derselbe, den Schiller in seinem Gedichte „Die Johanniter" feiert, welches Düntzer mit Recht als eine Frucht der Studien über die Geschichte der Malteser bezeichnet.

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

Kraft und Demut sind auch die Haupttugenden des Drachentöters, der unbeschadet der Geisteshoheit und Größe des Ordensmeisters doch der Held des Gedichtes ist. Für den Grundgedanken des Gedichtes erscheinen mir die folgenden Stellen maßgebend:

Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret;
Doch sprich: Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?

Der christliche Ritter (ich betone des im Sinne von jenes Ritters) ist dem Ritter entgegengesetzt. Auch Leimbach (ausgewählte deutsche Dichtungen IV. Teil) hebt diesen Gegensatz heraus: „Ein weltlicher Ritter," sagt er, „braucht nur Mut zu zeigen; ein Mitglied des geistlichen Ritterordens soll mehr thun. Er schmückt sich nicht umsonst die Brust mit dem Zeichen der Selbstverleugnung, mit dem heiligen Kreuze." Und an einer anderen Stelle: „Es giebt noch etwas Höheres als persönlichen Heldenmut, und dies Höhere ist eben der Geist, der den christlichen Ritter beseelen soll, der Geist des Gehorsams unter das

Digitized by Google

höhere Gesetz, der demütigen, selbstverleugnenden Unterordnung des eigenen Willens unter den Willen des Großmeisters. Der größte Sieg gegen einen äußeren Feind ist klein gegen den Sieg, welchen der Geist über sich selbst erringt, indem er alle Eitelkeit und Ruhmsucht, alle Eigenwilligkeit niederkämpft."

Ebenso erklärt Heeskamp (Erläuterungen zu den Gedichten des Lesebuches für die Oberklassen der Volksschule, II. Teil, Aachen 1881): „Ein Ordensritter hat höhere Pflichten."

Derselbe Gegensatz ist hervorgehoben und die Pflichtverletzung des Ordensgliedes ins helle Licht gerückt durch die Verse:

Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden.

Endlich ist der Geist und Zweck der Ordenssatzung klar herausgehoben in den Worten:

Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!

Auch den zweiten Kampf mit dem „schlimmeren Wurm" besteht der Held, und so erscheint uns die Überschrift des Gedichtes in schönem Doppelsinne.

Ich finde nirgend den Gegensatz, den Seiler heraushebt. Allerdings beruft sich der Ritter in seiner Verteidigung darauf, daß er des Gesetzes Sinn und Willen (also den Geist im Gegensatze zum Buchstaben) getreulich zu erfüllen gemeint habe, aber darauf geht der Großmeister gar nicht ein, und das hätte doch wohl geschehen müssen, wäre es Schillers Absicht gewesen, den Gegensatz zwischen dem äußeren Gesetze und dem inneren Gebote des Gewissens, den ewigen Sätzen der Sittlichkeit, hervorzuheben. Ich bin gewiß kein Freund jener zerfasernden Kritik, welche für jeden Beistrich nach Parallelstellen sucht und den einfachsten Gedanken nur durch Hinweis auf andere Aussprüche des Dichters oder gar durch den Nachweis der Entlehnung ins rechte Licht zu rücken sucht; aber ich finde es auch mehr als bedenklich zu behaupten, der Dichter habe unbewußt etwas anderes geschaffen, als er bewußt beabsichtigt hat. Selbst wenn man „Phantasie, Divinationsgabe und starke Empfindung" besitzt, ist hier größte Vorsicht nötig. Wieviel hat man in unsere Klassiker hineingeheimnißt, Shakespeares ganz zu geschweigen!

Digitized by Google

Schließlich liegt mir eine Frage am Herzen. Verzeiht der Großmeister nur oder belohnt er auch? Die Ansichten der Ausleger gehen hier auseinander; größere Klarheit scheint mir erwünscht. Wie sind die Worte: Nimm dieses Kreuz! aufzufassen? In der 4. und in der 24. Strophe ist unter dem Kreuze als Schmuck des christlichen Ordensritters entweder das weiße Kreuz auf dem schwarzen Mantel der Johanniter zu verstehen, oder das kleine goldene, welches sie um den Hals trugen. Welches von beiden, ist gleichgiltig. Wenn aber in der letzten Strophe der Großmeister sagt: Nimm dieses Kreuz! kann darunter auch nur das Ordenskleid oder jenes Kreuz um den Hals verstanden werden? Handelt es sich nur um die Wiederaufnahme in den Orden, warum sagt Schiller nicht: Nimm dieses Kleid? Doch hören wir einige Ausleger: Putsche (Schillers Gedichte erläutert, Leipzig, Wartig 1884) erklärt: Nimm dieses Kreuz! ergänze „zurück" (mit dem Ordensgewande). Heeskamp sagt: „Durch die Anlegung des einen wie des andern (der oben erwähnten Kreuze) wird der Jüngling wieder Ordensritter". Gude (Erläuterungen deutscher Dichtungen I) bemerkt: „Nun kann der Meister nicht anders, er muß ihm vergeben, denn so fordert es das Wort dessen, mit dessen Kreuze er selbst geschmückt ist". Auch Düntzer versteht unter dem Kreuze „das Ordenskleid, das er ihm darreichen läßt".

Schlagen wir Lüben und Nackes Einführung in die deutsche Litteratur II. Bd. auf, so finden wir in den Erläuterungen die Bemerkung: „Nimm dieses Kreuz! bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß der Ritter zum Komthur erhoben wurde". In der Inhaltsangabe der einzelnen Strophen heißt es bestimmter: „Er verleiht ihm eine höhere Würde, weil ihm nun auch der härtere Kampf gelungen sei". Der darauffolgende Gedankengang schließt mit den Worten: „Die nach des letzteren Demütigung erfolgende Verzeihung bildet den Schluß des Gedichtes". In der Disposition endlich finden wir a) der Großmeister verzeiht dem Jüngling, b) er belohnt ihn durch eine höhere Würde. Was ist nun die eigentliche Meinung, Verzeihung oder Belohnung?

In Leimbachs Erläuterungen finde ich Folgendes: „Manche Ausleger meinen, die Erhebung zum Komthur sei mit den Worten „Nimm dieses Kreuz!" angedeutet" (Götzinger, Viehoff). Mit Recht sprechen sich Saupe und Hartert dagegen aus: die Andeutung sei zu schwach, um verständlich zu sein, der Gedanke einer Beförderung in einen höheren Stand, nachdem er eben fast aus dem Orden ausgestoßen wäre, zu fremdartig, der Lohn für die Besiegung des Herzens nicht passend. „Gleichwohl, fügt Leimbach hinzu, darf nicht übersehen werden, daß die Quellen von der Erhebung des Ritters zum Komthur reden".

Digitized by Google

Daß die Andeutung eine schwache ist, gebe ich zu, doch weist wohl der Ausdruck Lohn auf mehr als Verzeihung und Wiederaufnahme in den Orden. Mit den anderen Einwendungen Saupes und Harterts aber bin ich nicht einverstanden. Der Ritter verdiente die Ausstoßung aus dem Orden, falls er seinen Fehler nicht zugab oder seine Strafe mit Trotz aufnahm. Wir dürfen aber doch annehmen, daß seine Unterwerfung nicht bloß eine äußerliche war. Daß es ihn harten Kampf kostete, statt der gehofften Belohnung eine Strafe mit der Überzeugung von ihrer Berechtigung hinzunehmen, das erkennt ja der Großmeister selbst an. Der junge Held hatte wohl eine Beförderung für seine hervorragende Tapferkeit erwartet, diese kann ihm der Meister nicht gewähren, wohl aber darf er ihn für den schwereren Sieg im Geiste und im Sinne der Ordenssatzung belohnen; denn wer sich so selbst überwindet, ist würdig, eine Stelle unter den Gebietigern des Ordens einzunehmen. Deshalb ist dieser Lohn der Beförderung zum Komthur durch Überreichung des Komthurkreuzes in diesem Falle auch für eine innere Heldenthat, wenn ich so sagen darf, durchaus nicht unpassend.

In Schillers Quelle wird der Ritter ins Gefängnis geworfen, dann wird der Rat berufen; der Meister ist für das Todesurteil, begnügt sich aber auf das Andringen der Beisitzer, dem Schuldigen das Ordenskleid zu nehmen. Dann zeigt er dem Bestraften wieder Güte und Milde. Auf die Bitten der ersten Komthure schenkt er ihm das Kleid und sein Wohlwollen wieder und überhäuft ihn mit Wohlthaten. Daß und warum Schiller hier ändern mußte, ist klar; ich meine aber, außer der Verzeihung sei auch die Belohnung anzunehmen; die bloße Verzeihung würde Schiller nicht als Lohn bezeichnet haben, als Lohn für den härteren Kampf, in dem die Demut siegt.

Vielleicht sprechen auch andere Fachgenossen zur Klärung der Sache.

Graz. **Rudolf Reichel.**

Friedrich Kluge, Professor an der Universität Jena, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl. 1. Lief. Straßburg. Trübner. (Das Werk wird in 10 Lief. zu je 1 Mark erscheinen.)

Ein deutsches Wörterbuch, das in wenig Jahren fünf Auflagen erlebt, ist jedenfalls eine Erscheinung, die bisher in unseren deutschen Landen noch nicht dagewesen ist. Bekundet dieses Ereignis einerseits einen erfreulichen Anteil der weitesten Kreise an der Erforschung unserer deutschen Sprache und Art, so ist anderseits der Hauptgrund der raschen und weiten Verbreitung des Werkes zweifellos in der eigenartigen, meisterhaften Behandlung des Stoffes zu suchen. Kluge hat es verstanden, den gründlich und streng wissenschaftlich behandelten Stoff in

Digitized by Google

knapper, kurzer und flotter Weise darzubieten und dabei dem Ganzen eine so lesbare anmutige Form zu geben, daß man die lebhafteste Freude über solche auf vollendeter Beherrschung des Stoffes ruhende Eleganz der Darstellung empfinden muß.

Die vorliegende fünfte Auflage bietet viel Neues und Fesselndes, namentlich ist die Wortgeschichte und Wortentwickelung vielfach erweitert und vertieft, besonders ist die Entwickelung der Wörter innerhalb des neuhochdeutschen Zeitalters, sowie auch bei unseren klassischen Dichtern noch eingehender berücksichtigt, als in der vierten Auflage. Auch die Mundarten sind in noch größerem Umfange herangezogen als früher. Man lese z. B. die bedeutend erweiterten Artikel: Aar, Adler, Aberglaube, Adebar, Alp, Ameise, Anker, Beifuß, Bellhammel u. a., sowie die neuaufgenommenen: Abbild, Abele, abonnieren, abschätzig, absolvieren, Abstecher, Abstimmung, Accent, Adamsapfel, addieren, ade, adieu, Adjutant, Admiral, Adresse, Advokat, Agio, Agraffe u. s. w. Man sieht schon aus diesen wenigen Beispielen, daß unser Wunsch nach größerer Berücksichtigung der neuhochdeutschen Wortentlehnung und -entwickelung, den wir bei unserer Anzeige der vierten Auflage aussprachen, reichlich erfüllt worden ist. Das vorliegende hervorragende Werk auf dem Gebiete unserer Wörterbuchschreibung ist ein wahrer Hausschatz für jede Familie, hier kann man die klarsten Blicke in unsere Kulturgeschichte, sowie in deutsche Art und Wesen überhaupt thun. Insbesondere ist aber das Werk für jeden, der im Deutschen unterrichtet, geradezu unentbehrlich, da wir nirgends so knapp und klar über die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der etymologischen Wortforschung belehrt werden als in der vorliegenden überaus dankenswerten Arbeit Kluges.

Dresden. **Otto Lyon.**

Hans Meyer, Lehrer am Berlinischen Gymnasium z. grauen Kloster, Preuß. Festspiele f. Schulen. Berlin, Springer 1889. 112 S. M. 1,60.

Das Buch enthält die drei Festspiele Roßbach, die Lützower, Weihnachten vor Paris. Für das beste unter ihnen möchte ich das letzte erklären. Es hat zwar keine dramatische Bewegung und kann sie auch nicht haben; aber es enthält lebendige Darstellungen aus dem großen Kriege, hat einen wirkungsvollen Abschluß, und das Ganze wird durch die Weihnachtsstimmung zusammengehalten. Zum Gelingen hat auch wohl wesentlich beigetragen, daß der Verfasser hier aus viel unmittelbarerer Empfindung heraus hat darstellen können, als in den beiden anderen Festspielen. „Roßbach“ scheint mir doch allzuwenig realistisch gehalten und das Benehmen der auftretenden Franzosen unnötig grell gemalt zu sein.

Digitized by Google

Es mag sein, daß bei gutem Spiel „Roßbach“ auf das Publikum von Schüleraufführungen am stärksten wirkt. Oft genug steht aber die Wirkung einer Dichtung in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Wert. Ein geläuterter Geschmack — und zu diesem sollen doch die Schüler erzogen werden — wird an „Weihnachten vor Paris“ wohl am meisten Gefallen finden. Und so bin ich auch nicht im Zweifel darüber, daß diese Dichtung für Schüleraufführungen, besonders am Sedantage, am meisten zu empfehlen ist.

Berlin. **Franz Kern.**

Kleine Mitteilungen.

Berlin. Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Das Kuratorium der Gesellschaft hat soeben folgenden Aufruf versandt:

„Längst sind in Deutschland zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften thätig, uns die Vergangenheit unseres Volkes in Staatsleben, Litteratur und Kunst zu erschließen. Bisher fehlte aber noch eine Vereinigung zur Durchforschung des Bodens, dem das ganze geistige und sittliche Leben des deutschen Volkes ununterbrochen Nahrung und Gestaltung verdankt.

Nur eine planmäßige Erforschung der gesamten deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte, von der Geschichte der Universität bis zu derjenigen der Dorfschule, durch Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung des weitzerstreuten, zum großen Teil noch verborgenen Materials wird die Quellen der geistigen und sittlichen Bildung vergangener Zeiten ganz aufdecken können.

Eine Aufsuchung, Prüfung und Bearbeitung der Quellen, wie sie für die Staatsgeschichte des Mittelalters durch die „Monumenta Germaniae Historica“ erreicht wurde, muß auch für die Erziehungsgeschichte unseres Volkes von ihren ersten Anfängen an bis zur Gegenwart erstrebt werden.

Diese würdige Aufgabe kann in wissenschaftlich genügender Weise nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte gelöst werden. Es gilt, den vereinzelten Bemühungen auf diesem Gebiete einen Mittelpunkt zu schaffen, durch geeignete Veröffentlichungen den Weg der deutschen Bildung die Jahrhunderte hindurch aufzuhellen und hierdurch auch die pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart zu fördern.

Zu solchem Zwecke hat sich die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin gebildet. Sie ladet hierdurch alle Freunde deutscher Kulturgeschichte ohne Unterschied des religiösen oder politischen Bekenntnisses ein, sich ihren Bestrebungen anzuschließen. Da namentlich im Mittelalter Bildungsmittel und Bildungsformen in weitem Umfange den Nationen des Abendlandes gemeinsam waren, werden die Arbeiten der Gesellschaft auch für die außerdeutsche Geisteswelt Bedeutung gewinnen. Durch die geplanten Veröffentlichungen wird zugleich die Geschichte der einzelnen Fachwissenschaften mannigfache Förderungen erfahren.“

Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte legt ihre Arbeiten nieder in den Bänden der „Monumenta Germaniae Paedagogica“ (Herausgeber: Dr. Karl Kehrbach) und in periodisch erscheinenden „Mitteilungen“.

Der „Jahresbeitrag“ ist auf 5 Mark festgesetzt, wofür die „Mitteilungen“ den Mitgliedern kostenfrei zugesandt werden.

Es wird bemerkt, daß Archive, Bibliotheken, Schulen, Vereine zc. als solche die Mitgliedschaft erwerben können.

Digitized by Google

Die „Satzungen" sind zu beziehen durch den ersten Schriftführer Herrn Dr. K. Kehrbach, Berlin W, Ansbacherstraße 56 II, der, wie jedes Mitglied des Kuratoriums Beitrittsmeldungen entgegennimmt.

Zu den Kuratorial-Mitgliedern gehören hervorragende Vertreter der in Betracht kommenden Fachwissenschaften, Bildungsanstalten, Konfessionen und der deutschen Länder, z. B Bellermann, Denifle, Dittes, Harnack, Friedrich Kluge, v. Sallwürk, Franz Kern, Stephan Waetzoldt, Stengel, Uhlig, Willmann u. a. Das preußische Kultusministerium ist vertreten durch die Geheimen Räte: Althoff, Höpfner, Klix, Schneider, Stauder &c.

Das Unternehmen ist kein buchhändlerisches. Mit der Zahl der Mitglieder wird Umfang und Reichhaltigkeit der „Mitteilungen" wachsen. Einzelne Hefte und Jahrgänge der „Mitteilungen" werden im Buchhandel nur gegen Aufschlag zu haben sein.

Das erste Heft der „Mitteilungen u s. w." welches der XLI. Philologen-Versammlung zu München gewidmet wurde, ist bereits erschienen. Es enthält: Widmung. Aufruf. Gründung der Gesellschaft. Satzungen. Geschäftsordnung. I Zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Wittelsbachischen Regentenhause. Von Gymnasialprofessor Dr. Friedr. Schmidt in München. II. Die Verdienste des bayerischen Bischofs Klemens Wenzeslaus um das Erziehungs- und Unterrichtswesen. Von Dr. Ludwig Muggenthaler in München. III. Das erste Lesebuch des Triviums in den Kloster- und Stiftsschulen des Mittelalters (11.—15. Jahrh.). Von Professor Dr. Ernst Voigt in Berlin. IV. Zum Schulwesen Münchens im Jahre 1560. Von Professor Daisenberger in Dillingen (Bayern). V. Archivalische Beiträge zur Geschichte der Schulkomödie in München (1549—1618). Von Dr. Karl Trautmann in München. VI. Eine Schulordnung der Lateinschule zu Memmingen aus dem 16. Jahrhundert. Von Gymnasialprofessor Dr. Emil Reichenhardt in Nürnberg. VII. Ein Stundenplan der Landschule zu Schleusingen (um 1580). Von Professor Dr. Georg Müller in Dresden. VIII. Ein Lehrerzeugnis aus dem Jahre 1593. Von Professor Dr. Georg Müller in Dresden. IX. Eine Berufungsurkunde für den Lehrer zu Hammerstadt (Oberlausitz) aus dem Jahre 1780. Von Neumann in Hammerstadt. X. Frequenz-Verhältnisse einer Dorfschule im Jahre 1747–1748. Von Stadtschulinspektor Dr. L. H. Fischer in Berlin XI. Ein badischer Schulreformator und die Bankerottierer. Von Gymnasialprofessor Heinrich Funk in Karlsruhe. XII. Zwei alte ABC-Bücher (1534 und 1787). Von Seminar-Oberlehrer Fechner in Berlin. XIII. Aus pädagogischen Bibliotheken: Bibliothek des Königlichen Seminars für Stadtschullehrer in Berlin; das deutsche Schulmuseum; Lehrmittel-Ausstellung im deutschen Schulmuseum. (Zur Methodik des Geschichtsunterrichts von R. Aron in Berlin.) XIV. Vorlesungen über deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte an deutschen Universitäten im Winter-Semester 1890—91 und Sommer-Semester 1891. Mitgeteilt von F. Ascherson. XV. Aus neueren Rezensionen der Monumenta-Bände. XVI. Vereinswesen. XVII. Aufrufe. XVIII. Übersicht der seit dem 1. Januar 1891 in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. XIX. Übersicht der seit dem 1. Januar 1891 im Buchhandel erschienenen Werke zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.

— Angesichts der Teilnahme, die sich für das im März 1892 bevorstehende **Comenius-Jubiläum** schon jetzt in vielen Ländern kundgiebt, haben auch die obersten Schulbehörden verschiedener Staaten zu der Sache Stellung genommen. Den Aufruf haben mitunterzeichnet aus dem Königl. preuß. Kultusministerium

Digitized by Google

der Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Herr Dr. Schneider, aus dem Erziehungsbureau der Vereinigten Staaten dessen Chef Herr Dr. T. W. Harris in Washington. Der Departements-Chef im Kirchen- und Unterrichtsministerium Norwegens, Herr D. F. Knudsen, ist Mitglied der Comenius-Gesellschaft geworden; ihre Zustimmung haben der jetzige Minister des Innern im Königreich der Niederlande, Herr Dr. jur. van Tienhoven, der vormalige Volks-Schulinspektor des Königreichs Schweden, Herr C. J. Meyerberg und der Geh. Rat Dr. Bornemann aus dem Kgl. sächs. Kultusministerium schriftlich zu erkennen gegeben. Besonders erfreulich ist das Vorgehen des Ober-Schulrats für Elsaß-Lothringen, welcher beschlossen hat, den Aufruf von Straßburg aus den Schulen zugehen zu lassen. Auch eine Reihe größerer Städte (Amsterdam an der Spitze) hat in der Comenius-Gesellschaft Stifter-Rechte erworben. Das soeben zur Versendung kommende erste Verzeichnis der Gesellschafts-Angehörigen weist 540 Namen angesehener Männer aus Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, den Niederlanden, Norwegen, Österreich-Ungarn, Rußland, Schweden, der Schweiz und den Vereinigten Staaten auf. Anmeldungen und Anfragen sind bis auf weiteres an Herrn Archiv-Rat Dr. Keller zu Münster (Westf.), Beiträge an das Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C., zu richten.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 4 April: Albert Bielschowsky, Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert, besprochen von Martin. (Die Ausführungen Bielschowskys beruhen auf ebenso allseitiger Erwägung des Überlieferten als auf gesunder Anschauung.) — Franz Muncker, Friedrich Gottlieb Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, besprochen von R. Weißenfels. (Munckers Buch ist eine bedeutende und dankenswerte wissenschaftliche Leistung, aber eine künsterische und eine, in der Klopstocks Wesen und Poesie bis in alle Tiefen durchsichtig vor uns läge, ist es nicht.) — Eduard Hoffmann, Der mundartliche Vokalismus von Basel-Stadt; H. Blattner, Über die Mundarten des Kantons Aargau; R. Brandstetter, Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart, besprochen von O. Behaghel.

—— Nr. 5 Mai: Karl Weinhold, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, besprochen von Friedrich Kauffmann. (Die Gründung des Vereins für Volkskunde muß als ein Ereignis von außerordentlicher Bedeutung für die deutsche Philologie betrachtet werden. Erst die Pflege der Volkskunde wird unsere Fachwissenschaft in der Heimat populär machen, und wir werden das sehr notwendig brauchen, wenn in Zukunft deutsche Art unserem Volke zu lebhafterem Bewußtsein gebracht werden soll. Volkstümliche Studien werden in Zukunft einen Fermentstoff unserer nationalen Erziehung abzugeben haben.) — Wöber, Die Skiren und die deutsche Heldensage, besprochen von Hermann Fischer. — H. Seltz, Der Versbau im Reinke Vos, besprochen von O. Glöde. — Joh. Salzmann, Die Hersfelder Mundart, besprochen von O. Behaghel. — M. F. Follmann, Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger, besprochen von Eduard Hoffmann. — Emil Reich, Grillparzers Kunstphilosophie, besprochen von Minor. — Ewald Kunow, Beobachtungen über das Verhältnis des Reims zum Inhalt bei Goethe, besprochen von O. Behaghel. — S. Mehring, Der Reim in seiner Entwicklung und Fortbildung, besprochen von O. Behaghel.

Digitized by Google

Germania 35,1: Arnstädter Bruchstücke: I. P. Walther, Bruchstück einer Handschrift des Rolandsliedes. II. O. Behaghel, Bruchstück des Parzival. — K. Euling, Mnd. geistliche Gedichte. — G. Ehrismann, Zum Schlegel des Rüdeger von Hunthofen. — R. Sprenger, Zu Albers Tnugdalus. — Fr. Grimme, Zum Leben Ulrichs von Lichtenstein. — M. Faber, Hans Rosenplüt ein Rotschmied. — Ed. Damköhler, Zum Satzbau bei Luther. — Ders., Zu Gerhard von Minden. — O. Brenner, zu Germ. 34,369. — O. Behaghel, Zum Lanzelet Ulrichs von Zazikhoven. — G. Ehrismann, Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1886 (Schluß).

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I,1: Karl Weinhold, Zur Einleitung. — Steinthal, An den Leser. — W. Schwartz, Volkstümliche Schlaglichter. — K. Maurer, Zur Volkskunde Islands. — R. Köhler, Ein anscheinend deutsches Märchen von der Nachtigall und der Blindschleiche und sein französisches Orginal. — K. Löwe, Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen. — M. Resener, Wind, Wetter, Regen, Schnee und Sonnenschein in Vorstellung und Rede des Tiroler Volkes. — U. Jahn und A. Meyer-Cohn, Jamund bei Cöslin. — Ein isländischer Blutsegen. (Die ausgezeichnete Zeitschrift, die uns schon in dem ersten Hefte manche schöne Gabe bietet, sei vor allem den Lehrern des Deutschen warm ans Herz gelegt. D.L.d.Bl.)

Indogermanische Forschungen I,1 u. 2: Adolf Noreen, Über Sprachrichtigkeit (übersetzt von Arwid Johannson).

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 15,3: S. Bugge, E. Sievers, Vokalverkürzung im Altnordischen. — Jellinek, Die Monseer Glossen; Zum Finnsburgfragment; Zu Heinrichs von Freiberg Tristan; Zu Ulrichs von Eschenbach Alexandreis; Die dial. Verhältnisse des Monacensis; Zur Skeireins. — K. Luick Zur ae. und as. Metrik (Schwellvers und Normalvers, Allitteration und Versrhythmus). — van Helten, Grammatisches. — Streitberg, Weiteres zur Geschichte der io-Stämme; Zur Geschichte der es-Stämme. — E. Lidén, Etymologien. — K. Brugmann, Zur Frage der Entstehung des grammatischen Geschlechts. — Jaekel, Zur Lexikologie des Altfries.; Zur altfries. Psalmenglosse; Mundingasi. — Feist, Got. Etym. — Kauffmann, Mythologische Zeugnisse aus röm. Inschriften. I. Hercules Magusanus. — Böhme, Zu Iwein 3223. — Sievers, Zu Neidhart.

Westermanns Monatshefte, März: K. Heinemann, Frau Christiane v. Goethe, geb. Vulpius. — April: Lily v. Kretschmann, Ottilie v. Goethe und ihre Söhne.

Chronik des Wiener Goethevereins 3: Zu Goethes Leben und Wirken.

Die Gegenwart 9: P. Seliger, Zur neueren Schillerlitteratur. — 16: Rud. Kleinplaul, Lautliche Fingerzeige.

Berichte des freien deutschen Hochstifts 1891, 2: K. Rehorn, Das Ideal und das Leben. — M. Koch, Neuere Goethe- und Schillerlitteratur II. — Valentin, Eigenhändiger Brief Goethes.

Die Grenzboten 12. 13: Allerhand Sprachdummheiten.

Neu erschienene Bücher.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. Zwölfter Jahrgang 1890. Zweite Abteilung. Leipzig, Carl Reißner 1891.

Digitized by Google

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 2. Teil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschließlich Sekunda. 7. Aufl. Paderborn, Schöningh 1891. Preis M 3,50.

Martin Greif, Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten. Stuttgart, deutsche Verlags-Anstalt 1891. 142 S.

Ad. Hinrichsen, Das litterarische Deutschland. 2. Aufl. 8. Lieferung. Berlin, Norddeutscher Verlag 1891.

G. Burghauser, Die neuhochdeutsche Dehnung des mittelhochdeutsch kurzen Stammvokals in offener Silbe, vornehmlich unter phonetischem Gesichtspunkte (Aus dem 15. Jahresberichte der deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal). 25 S.

R. Jonas, Musterstücke deutscher Prosa. Ein Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. Berlin, Gärtner (Heyfelder) 1891.

A. Matthias, Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten. Düsseldorf, Schmitz und Olbertz 1892. 160 S. Preis M. 1,50.

Franz Spengler, Der deutsche Aufsatz. Zur Methodik des deutschen Unterrichtes an den Gymnasien. Wien, Carl Konegen 1891. 48 S. Preis M. 1.

Hermann Molkenboer, Die internationale Erziehungsarbeit. Einsetzung des bleibenden internationalen Erziehungsrates. Flensburg, Aug. Westphalen. Preis M. 0,90. 1891.

W. Cosack, Materialien zu Gotth. Ephraim Lessings Hamburgischer Dramaturgie. 2. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 458 S. Preis M. 4,80.

Wenzel Horák, Die Entwickelung der Sprache Hallers (Schluß) Programm der Staats-Oberrealschule zu Bielitz.

Bötticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. I. Die deutsche Heldensage 1. (Hildebrandslied, Waltharilied, Merseburger Zaubersprüche, Muspilli) 2. Aufl. — 2. Kudrun, übertragen und erläutert von H. Löschhorn. Halle, Verlag des Waisenhauses. 1891. 126 S.

Siegm. Oberländer, Vier Jahre Unterricht im deutschen Aufsatze. Versuch eines Leitfadens für den deutschen Aufsatzunterricht in der Unterrealschule. Neutitschein, Selbstverlag des Verfassers (Programm der dortigen Oberrealschule).

Anselm Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Litteratur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. (Fortsetzung.) Programm des Ober-Gymnasiums zu Seitenstetten. 1891.

H. Seeger, Deutsche Schulgrammatik (Sexta bis Tertia), Wismar, Hinstorff 1891. 116 S. Preis M. 1,30.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II

Digitized by Google

Zum Wesen des Reims, auch des Stabreims, dabei eine Berichtigung W. Scherers.

Von Rudolf Hildebrand.

Daß vom Reim, zumal von seinem Wesen und Begriff noch etwas zu sagen sein sollte, das nicht längst wohlbekannt und anerkannt wäre, das sollte man nicht für möglich halten, und doch ist dem so. Genauer zu reden ist, was ich meine, auch nicht eigentlich unbekannt, denn jeder, dem man es sagt, erkennt es sofort an als längst vorhanden, aber es ist nicht ins Licht des Bewußtseins gehoben, daher eigentlich bekannt und unbekannt zugleich.

Worum es sich handelt — ich bin wirklich darauf aus, den Leser etwas ungläubig neugierig zu machen — das mag ein Schulgeschichtchen zeigen, das ohnehin das Aufheben verdient. Ein Volksschullehrer erzählte mirs, der meine Vorlesungen über deutsche Metrik und Rhythmik gehört hatte, als werthvollen Beleg für den da oft ausgesprochenen Satz, daß die Grundsätze der metrischen Kunst uns von der Natur gegeben, also unbewußt in jedem vorhanden seien. Er hatte in einer untern Knabenclasse bei einem Schüler ein Zettelchen ertappt, auf dem dieser zur Erholung von der Arbeit des Aufpassens einen Versuch auf dem Pegasus gemacht hatte, etwa so:

Unser Freund der Jacob Berger
Trinkt sein Glas Johannisberger.

Der Lehrer las das Reimpaar vor, zur Strafe für den Sünder, es wurde gelacht; aber einer, der vermuthlich nicht zu den Freunden des Dichters gehörte, bemerkte dazu: das reimte sich ja nicht!

Ich legte das Geschichtchen einmal einem Doctorcandidaten vor, den ich in Metrik prüfte, um damit die Erörterung über den Reim zu eröffnen; er stand oder saß völlig rathlos davor, nämlich vor dem abfälligen Urtheil des kleinen Kritikers, d. h. er suchte in seinem Wissen, wo er nichts fand, anstatt sein Fühlen zu fragen, das es ihm gesagt hätte. Jetzt wüßte ich gern auch von meinen Lesern, ob es ihnen und wie vielen es geht wie jenem Candidaten, den ich als wohl begabt recht gut kannte, oder ob ihnen (soweit sie es nicht längst wissen) dämmert, worum es sich handelt, daß ich es nicht zu sagen brauchte.

Eine Frage bringt gewöhnlich das eigene Erkennen in Gang: welcher Reim gefällt Ihnen besser, welcher wirkt befriedigender, Kreis

Digitized by Google

auf Greis, oder Gleis auf Greis? Die Antwort ist immer bald da: Gleis auf Greis, und damit ist das Eis gebrochen: nicht der gleiche Klang allein macht den rechten Reim, sondern Gleichheit und Ungleichheit zusammen, und zum Reim gehört nicht bloß das gleich Klingende vom Vocal an, sondern ebenso das verschieden Klingende, das dem Tonvocal als Ansatz vorhergeht. Also, könnte man sagen, Reim und Unreim verflochten bilden den rechten Reim. In Greis und Kreis ist die Ungleichheit kleiner als in Gleis und Greis, daher entscheidet sich das dunkle Gefühl rasch für das zweite. Fragt man das Gehör weiter — und es ist ein wahres Vergnügen im Unterricht das zu thun — so stellt sich heraus unter allgemeinem Beifall, daß der Reim an Schönheit zunimmt in dem Maße, wie dem Gleichen darin ein Ungleiches, dem Einklang ein Zweiklang gegenübertritt, und nun erst, wenn das Gefühl das erfaßt, kommt uns der wahre Begriff vom Reim, nun erst sieht man ihn unter dem Gesichtspunkt des Kunstschönen; davon zuletzt noch ein Wort. Man führe dem Schüler weiter vor z. B. tragen und ragen, bringen und dringen, Kranz und Glanz, blau und grau, springen und verschlingen, Stein und Rhein, Spur und Flur, Berg und Zwerg, in denen das Ungleiche durch Ähnlichkeit hindurch zu völliger Verschiedenheit fortschreitet, und lasse die Schüler in freiester Weise ihr Gefühl dabei äußern, die Übung ist wahrhaft fruchtbar für Geschmacksbildung, die für die höchsten Erziehungszwecke so wichtig ist und wofür doch die Schule so wenig thut. Es wird sich aber dabei herausstellen, daß das Ohr auch an Ungleichheit bei Ähnlichkeit oder einem gewissen Entsprechen ein eignes Gefallen hat, z. B. an dringen und bringen, grausen und brausen, grasen und blasen (r und l sind ja klang- und artverwandt), daß aber die Höhe der Schönheit doch bei der vollsten Ungleichheit bleibt, weil durch sie die ausklingende Gleichheit vom Vocal an um so wirksamer und befriedigenden Abschluß gebend wird. Vergleicht man z. B. die Reime Schrein und rein, Schrein und klein, Schrein und Wein, so fühlt man leicht, wie der Reim zu größerer Ungleichheit aufsteigend immer mehr Reim wird. Das Gefühl dafür, als freieste Äußerung des Innern, ist sicher vorhanden, hat nur geschlummert und wird auf einmal wach, einer der reinsten Seelengenüsse, die uns gegönnt sind. Merkwürdig aber, wie jener Knabe ohne alle Lehre wußte — denn man kanns doch wissen nennen — daß Berger und Johannisberger sich nicht reimen. Wer ihm das gesagt hatte? Doch nur die Natur.

Allerdings kommen auch Reime vor, wo das ganze Wort sich im Reim wiederholt, theils wirklich dasselbe Wort, ein Fall der hier bei Seite bleiben muß, denn er ist, allerdings bei neueren Dichtern, durch-

Digitized by Google

aus auf ungewöhnliche Ausnahmefälle beschränkt[1]), theils aber derselbe Wortlaut, doch mit verschiedenem Sinne, der sogenannte rührende Reim, wie er in der Kunst der Meistersinger hieß. Wenn bei der ersten Art das besprochene Wesen des Reimes wirklich ganz bei Seite gesetzt wird, so ist es in der zweiten Art nicht vergessen, nur ist die Ungleichheit aus dem Bereich des Klanges in den des Gedankens, aus dem Äußern ins Innere versetzt. Auch in der mittelhochdeutschen Kunst, die gern davon Gebrauch macht, erscheint dieser Reim doch als Ausnahme oder als ein gesuchtes Kunstspiel. Die reine Schönheit ist eben damit beschädigt, daß das Ungleiche aus dem Bereich des Klanges entfernt ist, daß mans nicht mehr zu hören hat, nur noch zu denken.

So hat denn die neuere Kunst ganz recht gethan, diese Reimart wieder abzustoßen, es kommen nur ganz vereinzelte Fälle noch vor, z. B. bei Zachariä in den Verwandlungen 2,131 flg.:

Doch hatt' er ihr noch nie so angenehm geschienen,
Als in dem Jagdgewand, und selbst sein Haar gefiel,
Ob es gleich halbversengt in schlechte Locken fiel.

Und bei A. W. Schlegel, in einem Sonett, doch auf Grund von Bekanntschaft mit dem mhd. Gebrauch:

---

1) Der gleiche Reim (z. B. sagen auf sagen) ist fürs Gefühl kein Reim, zu viel Reim ist uns kein Reim mehr. Ausnahmen sind doch lehrreich, z. B. im Eingang des Ritters von Toggenburg ist ein werthvoller Fall:

Ritter, treue Schwesterliebe
  Widmet euch dies Herz;
Fordert keine andre Liebe,
  Denn es macht mir Schmerz.

Da ist doch sachlich keine volle Gleichheit, denn die Liebe wird durch die Zusätze (auf die der Ton fällt) anders gefärbt, sodaß der Fall, obwohl gleicher Reim, sich dem rührenden Reim nähert. Erwähnenswerth und anregend ist auch der Fall, wo ein Reimwort mit seiner ganzen Zeile wiederholt wird, wie ganz trefflich-wirksam in einem Liede von Hagedorn „die Empfindung des Frühlings" im dritten Buch der Oden und Lieder:

Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neu-begrünte Flur!
Sey stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!

Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur.
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neu-begrünte Flur!

Hagedorns poet. Werke, Hamb. 1764 3,68.

und so durch drei Verse. Das ist dann musikalisch, die bloßen Worte führen musikalischen Klang mit sich. So wird in einem Tongebilde ein Tongang oder Satz zwei, drei Mal wiederholt, allemal mit verstärkter Wirkung oder in neuer Färbung.

Digitized by Google

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen;
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollos goldner Tag nicht mit ergötzen.

Athenäum (1800) 3,343.

Wie mit dem Endreim, ist es aber auch mit dem **Stabreim**, natürlich, da er ja völlig unter den Begriff des Reimes fällt.[1]) Nur ist das Verhältniß hier umgekehrt, gleichsam umgelegt gegen den Endreim; das Gleiche gibt der Consonant, das Ungleiche der Vocal, d. h. der Stammvocal, der Tonträger des Wortes. Beim Endreim ist dieser zugleich der eigentliche Träger, gleichsam die Seele des Reimes, beim Stabreim aber gibt er dieß Amt an den vorhergehenden Consonanten ab, der dort der Träger des Unreimes ist, und tritt (d. h. der Vocal) selbst in die Stelle des Unreimes.

Daß nicht die Gleichheit der Consonanten allein den Stabreim herstellt, das ist jedem noch im Gefühl gegeben, daß er es sofort anerkennt, das Gesetz gleichsam wiedererkennt, sobald mans ihm zu Gehör bringt. Auch an der Menge stabreimender Formeln, die jetzt noch in frischem Gebrauch sind, ist das zu hören, z. B. Mann und Maus, Land und Leute, Haus und Hof, Kind und Kegel, Stock und Stein, Herz und Hand, Haut und Haar, Wind und Wetter, Roß und Reiter, Tod und Teufel, Gut und Geld, gut und gern, frank und frei, frisch und froh, nagelneu usw. Und wer sich etwa noch sträuben wollte, die Verschiedenheit des Vocals mit zum richtigen Stabreim zu rechnen, der wird die Waffen strecken, wenn man fragt, welches die befriedigendsten, die schönsten Stabreime sind? es sind die, bei denen die Verschiedenheit der Vocale am größten ist, z. B. Schimpf und Schande, mit Zittern und Zagen, dieß und das, niet- und nagelfest, blitzblank, Glück und Glas, mit Stumpf und Stiel, Schutz und Schirm, nun und nimmermehr. Man hört und sieht, auch hier ist es Einklang und Zwieklang in engster

1) Daher ist auch **Alliteration** keine gute Bezeichnung, weil das Wesen der Sache, eben der Reim, dabei unbezeichnet bleibt. Zudem ist das Wort ohne geschichtlichen Hintergrund und wird erst im vorigen Jahrhundert geprägt sein nach annominatio (dieß nach griech. παρονομασία), mit welcher der Stabreim doch nur ganz ungefähre Ähnlichkeit hat. Die Annomination ist wesentlich eine Spielerei in Prosa, der Stabreim aber der wahre Träger der Kunst und des Gedankens in der Dichtung. Noch Morhof im Unterricht von der teutschen Sprache (3. Ausg. 1718) S. 373, der von der Alliteration in der Poesie der Finnen spricht, nennt sie nicht so, sondern lamdacismus, d. h. griech. λαμβδακισμός, d. h. eine Häufung des l; er kannte wol das andere Wort noch nicht, sonst hätte es der gelehrte Herr gewiß mit verwendet. Man sieht denn auch, trotz der noch lange nicht überwundenen blinden Anziehungskraft gelehrt lateinischer Namen, wie Stabreim im Gebrauch im Vordringen ist.

Digitized by Google

Verflechtung, was die Schönheit herstellt, was dem Ohre das Gefühl schönen Lebens gibt, nur wie gesagt, gerade umgekehrt als beim Endreim.

Aber Zwieklang ist hier nicht einmal der rechte Ausdruck oder Begriff, denn der Wechsel der Vocale hat etwas Musikalisches, nähert sich dem, was im Tonleben Accord heißt, am deutlichsten in der schönsten der Ablautsreihen, der mit i a u, die denn zu Stabreimform gern benutzt wird, auch zugleich mit Endreim, womit denn alles, was die Sprache an Wohlklang bietet, ausgenutzt ist, wie in piff, paff, puff; auch zur Bildung von Substantiven dient der musikalische Klang von i und a zu tonmalender Wirkung, wie in Mischmasch, Schnickschnack, Singsang, Tiktak, Krikelkrakel, Gigag (die Gans), in voller Spielerei mit den angenehmen Klängen vielfach im Volksmunde, z. B. wenn man die Tabulatur der Meistersinger ausweitet zu Tippeltappeltur, es muß alles „nach der Tippeltappeltur" gehen, nach genauer Ordnung. Schon im 13. Jahrhundert wird in einem unechten Neidhart geben und haben so spielend ausgeweitet:

frouwe, daz wil ich iu gippen-gappen.
herre, daz sult ir iu hippen-happen.

Haupts Neidhart XLV, 27.

Am schönsten mit dem Accord i a u a in dem Kehrreim eines Liedes von Gottfried von Neifen, der die Bewegung der Wiege malt:

wigen wagen, gugen gagen,
wenne wil ez tagen?

Und so denn auch in dem Stabreim, den unsere alte Dichtung zur Kunstform ausgebildet hatte, der Natur unserer Sprache gemäß wie irgend etwas, weit mehr als der Endreim. Man hat als Reim zu bezeichnen nicht wie herkömmlich, garutun usw., sondern:

garutun se iro gûdhamun,
  gurtun sih swert ana. Hildebr. 5;
welaga nu, waltant got,
  wêwurt skihit 49;
ih wallôta sumaro
  enti wintro sehstic 50;
dâr wirdit diu suona,
  dia man dâr êo sagêta. Muspilli 68;
sô dâr manno nohhein
  wiht pimîdan ni mac. 90;
sô inprinnant diê pergâ,
  poum ni kistentit
einîk in erdu,
  ahâ artruknênt. 51.

Zu dem letzten Falle ist zu erinnern, daß da nur die verschiedenen Vocale erscheinen, also der Unreim bloß, nicht der ergänzende Reim dabei. Aber nur fürs Auge, nicht fürs Ohr. Thut man nur das Ohr

Digitized by Google

auf[1]), so hört man aus eignem Munde in allen drei Reimwörtern vor dem Vocal einen Laut klingen, einer Art farblosem Stoß gleich, den man leicht verstärken kann, daß er auffallend hörbar wird (als eine Art Räuspern); es ist im Lautsystem der Bruder des h, wie das p der Bruder des f, und ist in der Rede ganz unentbehrlich vor jedem mit Vocal (d. h. in der Schrift) anlautenden Worte, sobald man das nicht im Innern eines Satzes an das vorige Wort und seinen schließenden Consonanten anschließt. Die Griechen hatten auch ein Zeichen dafür, den sog. spiritus lenis. Und dieser ist denn in jenen Reimen das eigentliche Reimende, dem aber auch erst die Verschiedenheit der Tonvocale seine Schönheit gibt.

Erwähnenswerth ist dabei, wie sich das erhaltene Lehrbuch der nordischen Skaldenkunst, die sog. jüngere Edda, über die Sache äußert (vergl. Zachers Zeitschr. 7,14): „Wenn der Hauptstab (der dritte Reimstab) ein Vocal ist, so müssen die Stollen (die beiden andern Reimstäbe) auch Vocale sein, und es ist schöner, wenn jeder von ihnen ein anderer Vocal ist." Da war also merkwürdiger Weise schon vergessen oder dem Bewußtsein entrückt (aber trotzdem noch wirksam), was da das eigentliche Reimende war, der spiritus lenis; werthvoll ist dafür die Bemerkung von der größeren Schönheit verschiedener Vocale, eine willkommene Bestätigung unsres Fühlens aus dem alten Kunstbewußtsein heraus.

Wenn übrigens Snorri gleiche Vocale nicht verbietet, wie sie denn in der Dichtung ziemlich oft vorkommen, tritt nicht damit der Stabreim auf die Stufe des gleichen Reims, der beim Endreim so gut wie verboten ist? Nein, der im Vocal ausbleibende Unreim schiebt sich nur einen Schritt weiter vor auf die folgende Consonanz, und z. B. im Hildebrandsliede V. 18 ist nicht ôstar und Ôtachres gereimt, sondern (wenn ich den des Zeichens entbehrenden eigentlich reimenden Laut mit zu bezeichnen versuche, was ja eigentlich nothwendig ist):

forn her 'ôstar giweit,
flôch her 'Ôtachres nîd.
Hildebr. 18.

Da tritt eigentlich der Stabreim zugleich wie mit einem Fuße auf den Weg zum Endreim, der sich ja wirklich schon in der Stabreimdichtung entwickelte. Wenn übrigens jemand auf den Gedanken geriethe,

1) Ich bitte die Wissenden um Entschuldigung für die breite Ausführung; aber die Sache, ohnehin nicht gar lange erst entdeckt, ist doch immer noch für Viele ein offenbares Geheimniß. Den Schülern muß man einmal ordentlich das Ohr dafür aufthun, und das kann schon in der untersten Classe geschehen, sie haben ein ganz eignes lebhaftes Gefallen daran; in höheren Classen wären sehr wesentliche Erörterungen daran zu knüpfen von anregendster Art.

Digitized by Google

daß auch sonst bei verschiedenem Vocal der Unreim auf die ganze Silbe zu erstrecken wäre, daß man also in dem Verse 50 des Hildebrandsliedes als Reime empfunden habe ih **wallôta sum**aro enti **win**tro **seh**stic, so hätte ich eigentlich nichts dagegen. Dieß wie noch Anderes wird weiterer Erwägung unterliegen müssen. Auch in noch umgehenden Formeln findet sich gleicher Vocal, wobei der nöthige Unreim von der folgenden Consonanz vertreten wird, z. B. in ganz und gar, vergeben und vergessen, Schiff und Geschirr.

Wie fest aber die alte halbwahre Ansicht vom Stabreim noch sitzt und wie schädlich und irreführend sie werden kann, das läßt sich daran sehen, wie ihn W. Scherer in seiner Literaturgeschichte behandelt. Da heißt es S. 13: „Die Allitteration giebt dem Verse nicht Melodie, aber sie verleiht ihm charakteristischen Klang, sie macht ihn nicht schöner, aber derb und stark, sie entspringt einem frühzeitigen Drange germanischer Art, der uns alle Kunst erschwert, wir schätzen Charakteristik mehr als Schönheit, Gehalt mehr als Form. Schon unserer Sprache ist dieser Zug aufgeprägt. Sehr früh hat sich der Accent auf die Stammsilbe gezogen und alle Formelemente des Wortes dem Untergange geweiht. Unser „Mensch“ hieß einst mennisko, aus drei Silben ist eine geworden, und welche Einbuße an Wohllaut war damit verbunden![1]) Nur die Anfangslaute der Stammsilben kommen für die Allitteration in Betracht und alle Vocale werden einander gleich geachtet, sodaß recht sichtlich den Consonanten die Herrschaft übertragen ist. Man hat die Consonanten wohl das Knochengerüste der Sprache genannt, den Vocalen fällt dann die Rolle des Fleisches zu, sie geben Blüthe und Farbe. Für Blüthe und Farbe demnach ist der altgermanische Sinn nicht offen.“

Ob es nicht der Sache und dem Verfasser, auch dem werthvollen Werke gegenüber Schuldigkeit wäre, die Stelle noch jetzt zu entfernen oder zu ändern? Auch das Schelten des deutschen Geistes wäre doch besser zu entfernen.

Es ist wohl nicht oft vorgekommen, daß eine so scharfe und so weit gehende Behauptung, zumal eines so hochstehenden Gelehrten, wie Scherer war, so fehlgeschossen hat. Es war ihm wohl auch mehr um weitere willkommene Bestätigung einer Überzeugung zu thun, die sich in seiner Gedankenwelt beherrschend festgesetzt hatte, daß die deutsche Geistesart an einem Naturfehler kranke, wie er ihn bezeichnet. Auch die Fest-

1) Vielleicht hätte das Scherer doch nicht geschrieben, wenn er nur an französische Fälle der Art gedacht hätte, wo z. B. (mensis) augustus zu août geworden ist, d. h. im Leben gesprochen ou (kurz), also vom vollen augustus nur der Tonvocal übrig, nicht einmal der Stammvocal.

Digitized by Google

legung des Tones auf der Stammsilbe, die mit der Entwickelung unsres Stabreims eng zusammen hängt, leitet er aus solch krankhafter Neigung her, die Schuld trägt „jene Überschätzung des Gehaltes und Unterschätzung der Form, zu welcher die Germanen überhaupt neigen und welche von Zeit zu Zeit poesieverheerend sich zu einer nationalen Krankheit steigert" (Zur Gesch. der deutschen Sprache, 2. Ausg. S. 88). Aber, den trefflichen Mann mit seinen Vorzügen und auch die gute Meinung dieses Standpunktes in allen Ehren, man sieht ihn da doch selber an einer alten nationalen Krankheit leiden, d. h. an der Neigung, die eigene angeborene Art in ihrer Berechtigung zu verkennen, wohl gar zu verachten, sich anders zu wünschen als man ist, und um zu wissen, wie mans machen müßte, nach den Andern zu schielen, wie die es machen. Daß man damit die einzige wahre gottgegebene Lebensquelle, die man hat, verschüttet oder trübt, das ist doch wahrlich nachgerade zur Erkenntniß gekommen und ist die Bürgschaft des neuen rechten Lebens, das wir beginnen wollen. Wie viel hat nicht Goethe seine Deutschen gescholten, den Scherer und die Seinen sonst so unbedingt zum Führer nehmen, und wie hat er sich später entschieden zu dieser Erkenntniß bekehrt, die zuletzt Herders Gedankenwelt zur Quelle hat: „Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern. Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln" usw. Goethes Sprüche in Prosa Nr. 512.

Zur Sache ist noch zu erinnern, daß der Reim in beiden Formen mit seiner Art und Natur recht eigentlich ins Musikalische einschlägt, wie denn alles metrische und rhythmische Wesen zuletzt unter den Gesichtspunkt der Musik fällt. Es ist wie im Tonleben die Mischung oder der Wechsel von Einklang und Zweiklang, von Consonanz und Dissonanz, was dem Reime seine Schönheit gibt, wie dem Rhythmus überhaupt auch, ein Umstand, der zu tieferen, ja tiefsten Betrachtungen anregen kann, wie schönes Leben mit all seinem Glanz und Segen aus einem Streit zweier gegnerischer Mächte entspringt, die um Beherrschung des Lebens ringen, sie heißen Gesetz und Freiheit.

Übrigens bleibt noch zu bemerken, daß es sich nicht nur um den deutschen Reim handelt, sondern der Reim überhaupt, wo er erscheint, zeigt diese Art. Um nur aus dem Alterthum ein paar Proben zu geben, der Reim in einem Fragment der Sappho δεῦρο, δεῦρο μοῖσαι, χρύσεον λιποῖσαι hätte denselben Anlaß zu den obigen Betrachtungen gegeben; ebenso altlat. z. B. der Saturnius bicorpores Gigantes magnique Atlantes. Und nicht anders ist es mit dem Anreim (wie man die Alliteration auch genannt hat), z. B. in der lat. Wendung in succum et

Digitized by Google

sanguinem vertere oder in der Segensformel quod felix, faustum fortunatumque sit, wo sich hinter dem gleichen Anlaut auch ein ganzer vocalischer Accord abspielt, hier fern von bloßem Klangspiel, zu religiöser Wirkung, wie in unserer Vorzeit gewiß auch.

Zur Erklärung des Hasennamens Lampe.

Von O. Glöde in Wismar.

In dieser Zeitschrift IV, 4 S. 368/369 wird der Osterhase mit dem Osterlamm in Verbindung gebracht und darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Tiere wegen ihrer Ähnlichkeit (sic!) wenigstens bei einem Volksstamme (welchem?) durch dasselbe Wort bezeichnet worden seien. Ich kann dem nicht beistimmen. Beim frz. lapin denkt man zunächst an lat. lepus; Diez (R. W. II c) findet es schwer, lapin von lepus herzuleiten. Sollte hier nicht die Vorliebe des Französischen für a in der ersten Silbe (ich erinnere an frz. canif — knif, harangue — hring, chacun — quisqueunum) mitgewirkt haben, sodaß dann lapin doch eine Weiterbildung von lepus wäre? Lapin wäre in diesem Falle Deminutivum zu lièvre. Daß auch lateinische Quellen den Hasen gerne mit einem Deminutivum bezeichnen, geht aus dem Speculum des Hartmannus Schopperus hervor[1]), wo unter „Nomina singulorum animantium, Latine appellata" steht: Hase — Lampus, lepusculus. Im Text werden beide Worte promiscue gebraucht. Der Genitiv heißt stets Lampi, der Accusativ Lampum und Lampen, daneben kommen alle Formen von lepusculus vor. Diez a. a. O. läßt lapin aus dem Stamme „clap" entstehen; daher se clapir (sich verkriechen, von Kaninchen), clapière (Kaninchenhöhle). Ähnliche Vereinfachung eines kombinierten Anlautes findet sich in loir — gloir. Wenn man hinzunimmt, was Jakob Grimm (Reinhart Fuchs, Berlin 1834 S. CCXXXVI) sagt, so scheint mir eine Erklärung für lapin gefunden. Es heißt dort: „Ein andrer, auch vom Fuchs einmal geführter Hasenname ist „Galopins", der schnelle Läufer, denn der Hase wird als Bote verschickt (Isengr. 106), und ist noch bei Burc. Waldis 98b Briefträger." Das galopins kann sich auch gerade so gut auf die Feigheit des Hasen beziehen, der in der Flucht seine einzige Rettung sieht. Ob lepus oder galopins das Grundwort war,

---

1) In der Bibliothek des Wismarschen Gymnasiums findet sich: Hartmannus Schopperus, Nouoforensis Noricus speculum vitae aulicae de fallacia et astutia vulpeculae Reinicis. Frankfurt a. M. 1595. Das interessante Buch schildert in lateinischen Versen die Übelthaten des Fuchses mit ausführlichem Kommentar; es ist auch bei Grimm erwähnt.

Digitized by Google

will ich nicht entscheiden, immerhin ist lapin eine romanische Bildung, die mit deutsch: lamp, lamb = Lamm nichts zu thun hat.

Lampe erklärt Lübben (Reinke de Vos, Oldenburg 1867 S. 344) als niederdeutschen Vornamen, wahrscheinlich verkürzt aus Lamprecht, Lambert, Lammert. (Lampe: Lambert, auch Lammert. Strodtmann, Idiot. Osnabrück, S. 329.) Lübben führt an, daß noch heutigen Tages viele den Familiennamen Lampe (Lamping) führen. Hier in Meklenburg kommt neben dem häufig wiederkehrenden Lampe auch noch Lambrecht vor. Der Name würde also bedeuten „landberühmt“. Das stimmt auch zu des Hasen Eigenschaft als Bote oder Briefträger. Nach Grimm (a. a. O. S. CLXIX) kommt der Name Lampe sicher vor 1470 vor. Kantzows Pomerania 2,127 erzählt von einem Raubritter Hase, dessen Burg 1465 nach tapferer Gegenwehr niedergebrochen wurde; im Zug war des Herzogs Marschall Namens Fuchs, ein abgesagter Feind des Ritters. Von der Belagerung gingen die Reime: 'ik arme Hase, ligge nu im grase; kame ik averst herut, Vos, ik torite dine hut'. Vos andewordet: 'ach, Lampe, du bist dort? ik hebbe nie gehort enen hasen ie so wret, dat he enem vos sine hut toret.' Hieraus geht hervor, daß um 1470 der Name Lampe als Eigenname aufgefaßt wurde, und nicht als objektivisches Beiwort; ich glaube auch nicht, daß Lampe aus einem Eigenschaftswort oder Verbum entstanden ist, wie Brûne, Bruiant (der Stier von bruire), Belin, Belinus (von beler), Couart (vom Hasen, cauda ne: coward) u. a., sondern es ist ein Name, der nicht von einer Eigenschaft des Hasen hergeleitet ist, ähnlich wie der Widder Bernhart oder Joseph, der Geier Hubert heißt. Daß dem Namen Lampe eine historische oder satirische Anspielung zu Grunde liegt, ist eher wahrscheinlich. Auch Schopperus hat in seinem Buch (1595) das Wort Lampus (Acc. Lampum, Lampen) stets als Namen gefaßt und es daher groß geschrieben; das Buch ist eine Übersetzung aus dem Niederdeutschen oder Niederländischen. In allen Versionen der Tierfabel (lateinisch und französisch), die älter sind als die niederdeutschen, fehlt der Name des Hasen: Lampe ganz, selbst im niederländischen Reinaert. Erst auf niedersächsischem Boden ist zu dem alten Stamm an Tiernamen (für Wolf, Fuchs — Löwe, Bär) der Name Lampe für den Hasen hinzugekommen, er wird also auch wohl niederdeutschen Ursprungs sein. Wie Grimm für Joseph, Bernhart, Martin (Name des Affen) historische Personen aufzufinden sucht, so könnte man auch für Lampe eine solche finden. Grimm selbst ist auf diesen Gedanken nicht gekommen, ihm scheint Lampe a. a. O. S. CCXLVI. aus niederländisch lamprel = laprel entsprungen, welches Kaninchen bedeutet, französisch lapin, und zuletzt in lepus seinen Stamm findet. Daß

Digitized by Google

lamprel mitgewirkt hat bei der Wahl des Namens, glaube ich, im übrigen kann ich Grimm nicht beistimmen. Ich neige der Ansicht Lübbens zu, wonach Lampe ein niederdeutscher Vorname ist. Wenn man bedenkt, wie Eigennamen verkürzt und verstümmelt werden — ich erinnere an Barbe aus Barbara, Crois aus Crescentius, Lommer aus Laudomarus u. a.[1]) —, so könnte aus Lamprecht und Lambert wohl Lampe werden, Lampe wäre demin. zu Lamprecht wie Reinke zu niederländisch Reinaert; jedenfalls scheint es mir wahrscheinlicher, als daß der Name aus lamprêle gebildet ist, zumal im Reinaert der Hase noch Cuwaert heißt. Der Name Lamprecht, Lambert war im Mittelalter ein weit verbreiteter und berühmter. Man denke an den Pfaffen Lamprecht, den Verfasser des Alexanderliedes, an den Franziskaner Lamprecht von Regensburg, vor allen Dingen an Lambert von Hersfeld an der Fulda (11. Jahrhundert)[2]); ferner ist wichtig der Niederländer Lambert der Heilige, der aus einer angesehenen Familie zu Maestricht stammte, einer Stadt, die mitten in dem Schauplatz des Reinaert liegt. Dieser Lambert war Bischof von Maestricht von 668—708, ausgenommen 674—681, wo er sich vor der Verfolgung des merovingischen Majordomus Ebroin in das Kloster Stablo zurückziehen mußte. Auf Anstiften eines vornehmen Franken Dodo wurde er am 17. September 708 (wenigstens ist dies sein Gedächtnistag als Heiliger) zu Lüttich ermordet. Seine Gebeine wurden in Maestricht beigesetzt. Er war äußerst populär in Holland, ist das wahre Bild des unschuldig verfolgten Priesters. Ich verweise auf die Lebens- und Leidensgeschichte dieses Bischofs in F. Pipers Evangelischem Jahrbuch, Berlin 1853, S. 87. Es kommt hinzu, daß der Hase im Reinardus 3,912. 923 beiläufig als Hofgeistlicher vorgestellt wird, der das Pilgergerät hergiebt. Grimm kommt deshalb (a. a. O. S. CCXXXVI) auf den kühnen Gedanken, daß der Name des Hasen: Guthero, Guttero, zu gotisch: gudja, altnordisch: godi, althochdeutsch: cotinc (pontifex, curio) zu stellen sei. Wenn man das Tierepos aufmerksam liest, so ist der Hase lange nicht immer der feige, schüchterne, sein Heil in der Flucht suchende, sondern sehr oft der fromme (niederd.: frâme), kirchlich ge-

1) Vgl. Lindners Ausgabe eines französischen Kalendariums aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts aus der Rostocker Universitäts-Bibliothek.

2) Hier ist zu vergleichen, was Grimm (a. a. O. S. CLXXIII) über den vermutlichen Verfasser des Reineke sagt. Nach ihm hieß er Baumann, stammte aus Westfalen, kam nach Jülich, dann nach Meklenburg, ist in Rostock begraben. Daß Nikolaus Baumann für Ludwig Dietz den Reinke Vos bearbeitet hat, ist widerlegt, zuletzt von Hofmeister, Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte LIV, 1889, S. 208. In einem Schreiben Herzog Heinrichs vom 29. Dec. 1520 an den Rath zu Rostock wird Ludewigk Dietz als der Todfeind von Nicolaus Bawmann bezeichnet.

Digitized by Google

sinnte; er ist gutmütig, wenig weltgewandt, dumm und daher vom Fuchs leicht zu überlisten. Daher paßt der Vorname Lambert sehr gut für ihn. Auch erinnere ich mich, ohne jetzt einen Beleg geben zu können, den Namen Lambert in lateinischen Quellen für einen Kaplan oder Klosterschreiber schon gelesen zu haben.

Neuhochdeutsch: lamm (ae. gotisch und isl. als lamb oft vorkommend, ebenso althochdeutsch: lamp; schwedisch: lamm) ist von Anfang an Substantivum (starkes Neutrum); ein ähnlich klingendes Adjektivum, welches etwa „unschuldig, schwach" bedeuten müßte, ist nicht zu belegen. Lamb oder lamp sind stets Gattungsnamen, während Lampe von seinem ersten Auftreten als Eigenname gefaßt wird; auch tritt das Wort Lampe nie für Hase ein, gerade so wenig wie Lampus für lepusculus; es wäre also der Gattungsname für Lamm zum Eigennamen für den Hasen geworden. Für das Lamm ist der Name Lamp (oder gar Lampe) als Name nicht nachzuweisen.

Es läßt sich Lampe als Verkürzung von Lamprecht eher sprachlich erklären als aus dem Stamme lamp. Lamb oder Lamp ist stets starkes Neutrum, Lampe schwaches Maskulinum (Akkusativ: Lampen, wie Reineken). Ich fasse meine Untersuchung in folgende Thesen zusammen: 1. Der Name Lampe gehört nicht zu demselben Stamm wie mittelhochdeutsch: lamb, althochdeutsch: lamp, neuhochdeutsch: lamm. 2. Lampe hat nichts zu thun mit französisch: lapin. 3. Lampe ist auf niederdeutschem Boden aus Lamprecht entstanden; es ist Eigenname, kein Gattungsname für Hase. 4. Französisch: lapin ist eine Zusammenziehung aus französisch: galopins und bedeutet der „schnell Laufende".

Über den Osterhasen handle ich im nächsten Heft dieser Zeitschrift.

Goethes Gespräche.[1]

Von Otto Lyon in Dresden.

Wollte man Geist und Art unseres Jahrhunderts mit einem einzigen Worte annähernd erfassen und bezeichnen, so müßte man es das Jahrhundert der Einseitigkeit, oder mit geringerer Schärfe des Ausdruckes, das Jahrhundert der Vereinzelung nennen. Wenn man die Höhe des Menschentums, zu der sich das vorige Jahrhundert emporgerungen

---

1) Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr von Biedermann. 9 Bände. Preis brosch. 45 M., geb. in Leinwand 52 M. 65 Pfg., geb. in Halbsaffian 63 M., Velin-Ausgabe brosch. 55 M., geb. 82 M. Leipzig, F. W. v. Biedermann 1889—1891.

hatte, vergleichend heranzieht, so erschrickt man ob der Kleinheit und Kleinlichkeit, in die sich unser öffentliches Leben, unsere Wissenschaft, unsere Kunst zu verlieren drohen. Die Menschheit scheint sich in Rassen und Nationen auflösen zu wollen; an Stelle eines gesunden Patriotismus macht sich ringsum ein ungesunder Chauvinismus geltend, und die Nationen wiederum beginnen in Parteien, Stände und Klassen auseinanderzufallen. Überall, nicht bloß in unserem politischen Leben, sehen wir eine traurige itio in partes. Immer schärfer grenzen sich die einzelnen Klassen gegeneinander ab. Daß es in allen Ständen ohne Ausnahme ausgezeichnete Menschen von hervorragenden sittlichen und geistigen Eigenschaften giebt, scheint ganz in Vergessenheit geraten zu sollen. Wenigstens genügt es heute, Mitglied gewisser Stände zu sein, um auch ohne irgendwelche nennenswerte Leistung zu Ehren und Ansehen emporgehoben zu werden, während es umgekehrt genügt, Mitglied gewisser anderer Stände zu sein, um von vornherein, auch bei hervorragenden sittlichen und geistigen Leistungen, sowie treuester Pflichterfüllung auf größere Anerkennung verzichten zu müssen. Der Mensch als solcher ist außer Kurs gekommen; der Stand erhebt ihn, der Stand hält ihn nieder, und dieser wieder ist im allgemeinen abhängig von Geburt und Vermögen, nicht aber von sittlichen und geistigen Eigenschaften. In dieser furchtbaren Einseitigkeit unserer Zeit liegt der Schwerpunkt der sozialen Frage, und daher wird diese nur dann gelöst werden können, wenn man den Menschen als solchen wieder in seine Rechte einsetzt. Auch vergangene Zeitalter haben sich zu solcher Einseitigkeit verirrt, aber Wissenschaft und Kunst wußten doch immer das Bild der Wahrheit und Menschlichkeit so aus den überschüttenden Trümmern herauszuarbeiten, daß es in seiner gewaltigen Schöne und Kraft wieder zum Siege gelangte. Heute scheinen jedoch auch Wissenschaft und Kunst auf der großen, breiten Heerstraße der Allgemeinheit mit zu wandern; sie erscheinen machtlos dem Wirbel gegenüber, in den die Macht des Geldes und Standes die Menschheit gerissen hat. Je mehr sich die Wissenschaft in das Spezialistentum verliert, um so geringer wird ihre Kraft. Und versucht ein Gelehrter, der sich nicht an die einzelnen Teile klammert, sondern nach dem geistigen Bande sucht, einen höheren Flug zu nehmen, so kann er sicher sein, daß ihm das Spezialistentum übel zusetzt. Es stellt die Fehler im einzelnen, die gerade der aufbauende Geist immer machen wird, weil seine ganze Kraft das große Ganze im Auge hält, hübsch eng zusammen (das nennt man heute Kritik) und beweist damit untrüglich, daß es unfehlbar ist und mehr weiß, als der schaffende, zusammenfassende, echt wissenschaftliche Geist. Der Fachphilister triumphiert über den Gelehrten. Er schwört auf sein Fach und sieht mit Gering-

Digitized by Google

schätzung auf andere Fächer herab. Sich außer seinen Fachstudien noch mit etwas anderem mehr als oberflächlich zu beschäftigen, das hält er für gleichbedeutend mit einem Rückgang in seinem Fache und somit für einen Raub an dem Fache selbst.

Ganz ähnliche Zustände herrschen auf dem Gebiete der Kunst. Neben einer greisenhaften, gelehrten, studien- und notizenüberladenen Kunst, deren Vertreter bald die alten Römer oder die alten Ägypter oder die alten Deutschen u. s. w. zu ihrem Spezialfach erkoren haben und nur den Menschen und das Allgemein-Menschliche mit einer wahren Angst fliehen, geht eine ungelehrte, ideallose, kleinlich-realistische Kunst, die bald das Kahle und Nüchterne, bald das Schauderhafte und Grausige, bald das Rohe und Wilde, bald das Niedrige und Gemeine, bald das Schmutzige und Widerwärtige, ja Ekelhafte als Ziel ihrer Darstellungen erkoren hat und in photographischer Kleinmalerei den Triumph ihrer Leistungen erblickt. Aber daß weder der Stoff noch die gelehrte ästhetische Bildung den Künstler macht, sondern einzig und allein die sittliche und geistige Persönlichkeit des Künstlers wahrhaft große Wirkungen hervorzurufen vermag, davon weiß man nichts.

Und wenn man in der Schulreform ein Heilmittel für viele dieser Schäden zu gewinnen glaubt, sieht man nicht auch hier wieder die Meinungen in trostloser Einseitigkeit sich gegenüberstehen? Sieht man nicht auch da immer nur das Fach und den Stoff betont, und sieht man nicht den einzelnen um jeden Preis für sein Fach und seine besondere Geistesrichtung eintreten und, unfähig etwas anderes anzuerkennen als das eigene Ich und seinen Kreis, alles andere mit plumpem Fuße in den Staub treten? Auch hier hat man alles in Fächer und Stoffkreise abgezirkelt und hofft von diesen das Heil. Daß aber alles auf die lebendige, geistig-sittliche Persönlichkeit des Lehrers, des Erziehungskünstlers, ankommt, daß ein kraftvoller Charakter durch jeden Stoff und in jedem Fache die höchsten Erziehungsziele zu erreichen, ein kraftloser aber auch durch die ausgesuchtesten Stoffe nichts zu wirken vermag, diese Wahrheit liegt verborgen im Winkel. Auch hier ist der Mensch ganz in Vergessenheit geraten, und das Menschliche als solches liegt weit ab von unseren Wegen.

Und so könnte man mit König Philipp sehnend ausrufen: „Jetzt gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht!“ Und wenn wir im Ernst nach einem solchen Menschen suchen, der durch die Gewalt seiner innersten Natur im stande wäre, uns auf den rechten Weg zurückzuführen, unser Jahrhundert zurückzureißen von dem furchtbaren Abgrunde, an dem es schlafend hinwandelt, der Natur, der Wahrheit, dem reinsten und schönsten Menschentume wieder zum Siege zu verhelfen, wenn wir uns

Digitized by Google

bemühen ihn zu erspähen, „den seltnen Mann mit reinem, offnem Herzen, mit hellem Geist und unbefangnen Augen“, wem käme da nicht unwillkürlich der eine Name in den Sinn, dessen Träger in der modernen Welt das Menschentum am reinsten in seinem Leben und in seinen Schriften zum Ausdruck gebracht: der Name Goethe? Hin zu Goethe und mit ihm und über ihn zurück zur Wahrheit und Natur! Das muß unsere Losung sein in diesen Tagen. Denn Goethe, der Allseitige, der alles, was menschlich und gut war, anerkannte, auch wenn es ursprünglich gegen seine Neigung ihn auf seinem Lebenswege traf, ist das mächtigste Vollwerk gegen alle Einseitigkeit, Kleinlichkeit, Erbärmlichkeit und niedrige Philisterei.

Nun wird heute wohl viel über Goethe und seine Werke geschrieben, aber an Werken, die uns wirklich in Goethes Denken und Geistesleben einführen, ist trotzdem ein großer Mangel. Es sei uns daher gestattet, hier auf ein Werk aufmerksam zu machen, das uns wie kein anderes in Goethes Leben und Schaffen sowie in seine eigenartige Anschauungsweise einführt und das zugleich zu dem Hervorragendsten gehört, was bisher überhaupt auf dem Gebiete der Goethelitteratur veröffentlicht worden ist: wir meinen die Sammlung von Goethes Gesprächen, die der hochverdiente Goetheforscher Woldemar Freiherr von Biedermann herausgegeben hat. Unter diesem Titel hat der genannte Gelehrte unter genauer Angabe der Quellen mit staunenswerter Belesenheit alle mündlichen Äußerungen Goethes vom Jahre 1765 an bis zu des Dichters Tode, deren er habhaft werden konnte, gesammelt, kritisch gesichtet und biographisch geordnet. Zum ersten Male tritt uns hier der sprechende Goethe in seiner ganzen Entwickelung und in der Gesamtheit seiner Äußerungen ebenso entgegen wie sonst der schreibende Goethe. Und so bildet diese Sammlung eine wichtige und notwendige Ergänzung zu Goethes Werken und Briefen, und wir sind durch das überaus dankenswerte Werk v. Biedermanns dem wirklichen Verständnisse Goethes einen bedeutenden Schritt näher gerückt. Daß nichts Unbeglaubigtes oder unzulänglich Bezeugtes, nichts legendenartig Entstelltes aufgenommen ist, dafür bürgt der Name des Herausgebers. Und so erscheint das ganze Werk, das von der Verlagshandlung zugleich vorzüglich ausgestattet ist, unseres großen Dichters vollkommen würdig.

Unsere Zeit hat wenig Autoritäten; die meisten, die noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts anerkannt wurden, hat der verneinende, überkritische Geist unserer Zeit von ihrem erhabenen Platze herabgestürzt. Heute sind die allerwinzigsten Geisteskniрpse sich selbst die höchste Autorität; ihrem Richterspruche soll die ganze Welt sich willenlos beugen. Aber Goethes Ansehen hat sich trotzdem behauptet, ja es ist in der Neuzeit noch

Digitized by Google

höher gestiegen als je zuvor, und so ist er eine der wenigen Autoritäten, die unsere Zeit noch anerkennt. Möchte man nur auch in allen Fragen seine Stimme hören und sich nicht bloß mit ästhetischer Feinschmeckerei und kennerhaftem Rückwärtsblicken auf seine Werke begnügen. Gerade seine Gespräche enthalten eine solche Fülle tiefer Weisheit und wahrer Lebensklugheit, daß sie einen Schatz für jedes deutsche Haus bilden, eine Weltbibel, die in keiner Familie fehlen sollte. Alle Verhältnisse des menschlichen Lebens berührt der Dichter in seinen Gesprächen, nichts Menschliches ist ihm fremd.

Aus den 1569 Gesprächen bez. mündlichen Äußerungen, die der Herausgeber gesammelt und mit fortlaufenden Nummern versehen hat, können wir hier natürlich nur ganz wenige herausgreifen, um an ihnen zu zeigen, wie uns Goethe ein echter und rechter Lehrmeister sein kann. Denken wir z. B. an die brennende Frage der Schulreform, so wird es uns nicht gleichgiltig sein, Goethes Meinung zu vernehmen. Da hören wir Goethe einmal (am 10. März 1808) allen Ernstes den Vorschlag machen, „alle öffentlichen Lehranstalten in Deutschland aufzuheben und den Lehrsubjekten freizugeben, Institute, Pensionsanstalten u. dergl. auf ihre Kosten zu errichten". Hierüber disputiert er mit dem Gymnasialprofessor Riemer bei Tische. Allerdings ist Goethe auf diesen Vorschlag nicht wieder zurückgekommen; er pflegte auch zuweilen im Gespräch eine recht paradoxe Meinung aufzustellen, um die Geister zum Widerspruch und dadurch zu lebhaftem Gedankenaustausch zu reizen, so daß dann bei Rede und Gegenrede oft eine wunderbare Klarheit über die angeregte Frage sich siegreich emporhob. Aber Goethe sah zweifellos in den öffentlichen Lehranstalten eine Gefahr für die Entwickelung von starken, eigenartigen Charakteren, von Individuen. Wie er selbst frei vom Zwange der Schule aufgewachsen war, so wollte er überall vor allem die freie Entfaltung des Individuums gesichert sehen.

Als Goethe 1814 in Wiesbaden weilte, besuchte er de l'Aspées Elementarschule, die genau nach Pestalozzis Grundsätzen eingerichtet war, da de l'Aspée einer der besten Schüler des großen Pädagogen war. De l'Aspée selbst berichtet über diesen Besuch: „Soeben, 9. August, läßt sich Goethe melden; es ist halb elf Uhr. Wie freue ich mich! Wenn mir's nur gelingt, daß ich auch vom Guten Gutes, vom Großen Großes sagen kann. Gott helfe mir! Jetzt setze ich zwei Stühle. Er kommt! Adieu! — Er ist soeben und, wie ich glaube, mit großer Zufriedenheit weg. Er blieb bis 1 Uhr. In der Grammatik fragte er manches selbst; besonders interessierte ihn die Kopfalgebra und überhaupt das Kopfrechnen, aber über alles ein Examen über deutsche Sprache. Ich aber fürchtete, das Ganze erscheine ihm als Prunk. Als er erfreut

Digitized by Google

sagte, ich möchte doch selbst fortfahren, nahm ich eine neue Sprachseite, von der meine Kinder noch nie etwas gehört hatten, was sie selbst auch laut vor ihm bekannten. Vorerst muß ich sagen, daß sie mir selbst neu war. Aber alles gelingt mir nur mit den Kindern und zwar dann am allerbesten, wenn ich mich in einem für die Methode entscheidenden Augenblick dazu auffordere oder dazu aufgefordert werde... Weil mir dieses schon so oft, wie ich glaube, gelungen ist, fürchtete ich mich auch nicht vor Goethe, und die Kinder zeigten sich so kräftig und selbständig, daß sich Goethes Gefallen an der Sache zunehmend zeigte. Soeben erfahre ich, daß Goethe zum zweiten Mal kommen will, so gut habe es ihm gefallen. Er hat wenig geredet, aber viel über den Gang gefragt. — Goethe sandte dann zur Verteilung unter die Zöglinge eine Anzahl Exemplare von „Hermann und Dorothea" als Zeichen seiner Zufriedenheit mit ihnen."

Daß Goethe aber keineswegs von allem, was Pestalozzis Jünger verbreiteten, so entzückt war, wie de l'Aspée wähnte, geht aus einem Gespräch hervor, das Goethe ein Jahr später, als er wiederum in Wiesbaden bei seinem Freunde, dem Oberbergrat Cramer, eingetroffen war, mit Boisserée am 5. August 1815 hatte. Boisserée selbst berichtet: „Abends war ich mit Goethe und Oberbergrat Cramer auf dem Geisberg, es wurde oben gezecht in der Schenke. Der Wirt heißt Hastings; ein schöner, freundlicher, blonder Aufwärter bediente uns. Ein Schwager von Cramer aus Hanau kam nach, das Töchterchen des alten Oberbergrats, etwa sechzehn Jahre alt, führte ihn zu uns, ein ganz einfaches, frisches Kind. Goethe neckte sie mit ihrer großen Pestalozzischen Rechenkunst (sie besucht de l'Aspées Schule), erzählte uns von der Schule hier und ließ dem Mädchen keine Ruhe, bis sie sich selbst eine algebraische Aufgabe, aber in Zahlen gab, und die Auflösung machte. Es war eine verwickelte Aufgabe, drei unbekannte Zahlen, von denen nur die Verhältnisse unter sich angegeben waren. Mir wurde ganz schwindelig bei der Auflösung; vorerst war es einmal nicht möglich, zu folgen; dann aber die Bestimmtheit, die Förmlichkeit, womit das Kind die trockenen Dinge aussprach, die man sonst nur in den mathematischen Hörsälen zu hören kriegt, und wie sich dies arme Köpfchen was darauf zu gut that, mit den hohlen Zahlen und Verhältnissen herum zu wirtschaften, wie es gar selbst mit über diese Kunst sprach und vernünftelte, warum es Elementarunterricht genannt werde, da es doch, wie Goethe bemerkte, ganz darüber hinausginge, weil jeder alles selbst finde und erfinde: endlich über Buchstaben-Rechnungen, Gleichungen u. s. w. Das alles mit der festen schulmeisterlichen Haltung setzte mich wahrhaft in Schrecken....... Als wir im Dunkel gegen 10 Uhr nach Hause kamen, klagte Goethe seinen Jammer

Digitized by Google

über das Pestalozzische Wesen. Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber wie es das Verderblichste von der Welt werde, sobald es aus den ersten Elementen hinaus gehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Können angewandt werde, welches notwendig ein Überliefertes voraussetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk gehen könne. Und nun gar dazu der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungswesen errege; da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen unter einander zu Menschen macht. 'Was wäre denn aus mir geworden,' sagte er, 'wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben. Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reducieren, und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten?' ... Und Goethe bat mich wiederholt um Gotteswillen, nicht in die Schule zu gehen, ich würde zu sehr erschrecken. Cramer hatte mir schon vor seiner Rückkehr gesagt, daß ihn das Pestalozzische System außerordentlich interessiere und er immer davon spreche." Da die herz- und gemütlose, einseitige Verstandesdressur seitdem in unseren Schulen eher zu- als abgenommen hat, so lassen sich hieraus leicht die Linien weiter ziehen, die uns ein Bild von dem geben, was Goethe über ähnliche Erscheinungen in unserem heutigen Schulwesen geurteilt haben würde.

In dem Streite über die sogenannte altklassische Bildung, der, was hierbei gewöhnlich übersehen wird, erst nach der Einführung des Maturitätsexamens so lebhaft entbrannt ist, wird gewöhnlich als eine Hauptstütze für die Beibehaltung der griechischen und römischen Sprachstudien in ihrem ganzen Umfange Goethes Wort mit angeführt: „Möge das Studium der griechischen und römischen Litteratur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben." (Sprüche in Prosa Nr. 510.) Wie Goethe aber dieses Wort eigentlich meint, geht aus seinen Gesprächen deutlich hervor. Er ist nämlich durchaus der Meinung, die er wiederholt ausspricht, daß die alten Schriftsteller recht wohl nur in deutschen Übersetzungen in der Schule gelesen werden könnten. Das Deutsche sei

Digitized by Google

heute so weit entwickelt, daß es als Ersatz eintreten könne. Noch schärfer äußert er sich in einem Gespräche mit Riemer am 25. November 1808, wo er im Hinblick auf Friedrich August Wolff sagt: „Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat. Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind schon so divulgiert, daß sie nicht unmittelbar an den Alten abstrahiert zu werden brauchen, es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder anderen einseitigen nichts voraus hat, ja noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann." Ähnlich spricht er sich am 18. November 1806 gegen Riemer aus: „Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu anderen, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von anderen Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der anderen ohne solche Ansprüche des Staates an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patrizieradel zu soutenieren hätten. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgiebt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich den Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig begegnen, weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorstolz, wie es Handwerksstolz, Bauernstolz und dergleichen giebt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet." Und als er am 5. Februar 1830 dem Kanzler von Müller das Werk eines Berliner Professors (C. Lommatzsch) über die Weisheit des Empedokles zeigte, rief er aus: „Glücklich alle, die sich nicht mit solchem abstrusen Zeug abzugeben haben!"

Und so wendet sich Goethe, wo er nur kann, gegen das übertriebene Verlangen gelehrter Kenntnisse. „Ich kann nicht billigen", sagt

Digitized by Google

er am 12. März 1828, „daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheueren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist. Und dann: bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist! Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es not, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen." Und über die jungen Gelehrten seiner Zeit äußert Goethe einmal: „Es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrter aus einer gewissen nordöstlichen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Spekulation sie zu interessieren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein." Die Gründe für solche Erscheinungen findet Goethe in verkehrter Erziehung: „Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, sodaß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister."

Kein Wort gebraucht Goethe so oft im Zorn gegen die Einseitigkeit der Menschen als das Wort Philister. Es muß uns darum von Wert sein, zu erfahren, welchen genauen Sinn er mit diesem Worte verbindet. In einem Gespräche mit Riemer am 18. August 1807 erklärt er es in folgender Weise: „Der Philister negiert nicht nur andere Zustände als

Digitized by Google

der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen. Er geht zu Fuß und ist sein Lebenlang zu Fuß gegangen. Nun sieht er jemand in einem Wagen fahren. Was das für eine Narrheit ist, ruft er aus, zu fahren, sich dahin schleppen lassen von Pferden! Hat der Kerl nicht Beine! wozu sind denn die Beine anders als zum Gehen? Wenn wir fahren sollten, würde uns Gott keine Beine gegeben haben! — Was ist es denn aber auch weiter! Wenn ich mich auf einen Stuhl setze und Räder unten anbringe und Pferde vorspanne, so kann ich auch fahren so gut wie jener. Das ist keine Kunst! Man wird in philisterhaften Äußerungen immer finden, daß der Kerl immer zugleich seinen eigenen Zustand ausspricht, indem er den fremden negiert, und daß er also den seinigen als allgemein sein sollend verlangt. Es ist der blindeste Egoismus, der von sich selbst nichts weiß, und nicht weiß, daß der der anderen ebensoviel Recht hätte, den seinigen auszuschließen, als der seinige hat den der anderen."

Dem Philister verwandt ist der Pedant. Doch wenn Goethe auch den Pedanten gleichfalls haßt, stellt er ihn doch höher als den Philister und läßt gewisse Arten der Pedanterie gelten. Als am 3. Februar 1830 Soret erzählte, daß ihm der französische Schriftsteller Guizot von Leuten, die diesen nur oberflächlich zu kennen schienen, als etwas pedantisch geschildert worden sei, erwiderte Goethe: „Es bleibt zu wissen übrig, welche Sorte von Pedanterie man ihm vorwirft. Alle bedeutenden Menschen, die in ihrer Lebensweise eine gewisse Regelmäßigkeit und feste Grundsätze besitzen, die viel nachgedacht haben und mit den Angelegenheiten des Lebens kein Spiel treiben, können sehr leicht in den Augen oberflächlicher Beobachter als Pedanten erscheinen." Und wenn er auch scharfe Worte gegen die Pedanten richtet, so ruft er doch ein andermal aus: „Gott segne die Pedanten, da sie soviel Nützliches beschicken!" Und als man ihn an diese Worte erinnert, versetzt er freundlich: „Ja, das schickt sich wohl für mich, die Partie der Pedanten zu übernehmen, da ich selbst einer bin." (Gespräch Nr. 863.)

Als ein Heilmittel gegen die übertriebene Anfüllung der jungen Geister mit gelehrten Kenntnissen und die daraus erwachsenden Schäden sieht Goethe die Ausbildung des Körpers und das Turnen an. „Ich bin", sagt er am 1. Mai 1825, „den deutschen Turnübungen durchaus nicht abgeneigt. Um so mehr hat es mir leid gethan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, sodaß die Behörden sich genötigt sahen, sie zu beschränken oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turnanstalten wieder herstelle; denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studierende, der bei dem vielen geistigen und

Digitized by Google

gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nötige Thatkraft zugleich."

Über die deutsche Sprache urteilt er wiederholt, gegen ganz verschiedene Personen, sehr günstig. Nur eine dieser Äußerungen, die sich eng mit seinem Spruche berührt: „Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht", sei hier angeführt. Gegen einen englischen Ingenieuroffizier äußert er am 10. Januar 1825: „Ihre jungen Landsleute thun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen; denn nicht allein daß unsere eigene Litteratur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht, sie ist die Sprache des Umgangs und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr statt eines guten Dolmetschers aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen."

Kein Wunder, daß Goethe auch der Entstellung unserer Sprache durch Fremdwörter entgegentrat. So erzählt der Schriftsteller G. Reinbeck, daß an den Abenden des Winters von 1806—1807 die hervorragenden Geister Weimars häufig bei Johanna Schopenhauer zusammenkamen, auch Goethe war regelmäßig da. „Oft betraf", heißt es in diesem Berichte, „die Unterredung die Sprache, und ich erinnere mich noch des Aufwandes von Scharfsinn, für aufgegebene Fremdwörter echt deutsche zu suchen. So schuf Goethe für Balancieren: in der Schwebe, und ich glaube, der Ausdruck, der in den meisten Fällen so treffend ist, trat an diesem Abend zuerst hervor." Ein andermal (am 20. Juni 1831) kommt Goethe auf den Ausdruck Komposition zu sprechen und sagt: „Es ist ein ganz niederträchtiges Wort, daß wir den Franzosen zu danken haben, und daß wir so bald wie möglich wieder los zu werden suchen sollten. Wie kann man sagen: Mozart habe seinen ‚Don Juan' komponiert! Komposition — als ob es ein Stück Kuchen oder Biskuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Produzierende keineswegs versuchte und stückelte und nach Will-

Digitized by Google

für verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, sodaß er ausführen mußte, was jener gebot."

In herrlicher Weise tritt uns in den Gesprächen Goethes namentlich auch die wunderbare Wandlung und Verjüngung seines Geisteslebens entgegen, die durch die Reise am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815 herbeigeführt wurde und deren Früchte besonders im west=östlichen Divan, sowie in vielen der köstlichsten Sprüche des Dichters sich uns darbieten. Mit Recht hat Konrad Burdach diese Reise, in der sich die längst schon vorbereitete Wendung Goethes von der antiken Welt zur deutschen Heimat, vom Klassizismus zum Romantizismus entschieden vollzieht, in seinem Aufsatze über „Goethes Ghasel auf den Eilfer" (Goethe=Jahrbuch XI, S. 3—18) der italienischen Reise gleichgestellt, durch die er einst umgekehrt von der deutschen zu der antiken Kunstweise hinübergeführt worden war. Ich kenne nichts Herrlicheres, als dieses Wiedererwachen der Jugend, der höchsten Lebensfreudigkeit, der vollsten Dichterkraft, des vollkommen deutschen Fühlens und Denkens in der Brust des fünfundsechzigjährigen Dichters, der umgeben von dem Zauber der Rhein= und Mainlandschaft, erquickt von der herzlichen Freundschaft des Willemerschen Kreises, der Brüder Boisserée u. a., hingerissen von der Liebe zu Marianne Jung=Willemer, innig angezogen von den reichen deutschen Kunstschätzen und altdeutscher Denk= und Anschauungsweise uns die Tiefen seines Gemüts öffnet und zum reinsten, edelsten, schönsten und zugleich kraftvollsten Schauen und Schaffen sich emporhebt. Wie Frühlingshauch quillt es uns aus den Berichten über jene Zeit entgegen; wie in einem Jungbrunnen baden wir uns selbst Herz und Geist frisch in jenen Erzählungen von den köstlichen Stunden, die der Dichter, wie vom Zauber ewiger Jugend umsponnen, hier verlebt. Und wenn Goethe auch später noch zuweilen scharfe Worte namentlich gegen die „christelnde Dichtung" der Schlegel zu finden wußte, so ist doch seitdem sein Standpunkt dem Romantischen gegenüber der, den er selbst im zweiten Teile des Faust so klar zum Ausdruck gebracht hat und außerdem noch unzweideutig Eckermann gegenüber am 16. Dezember 1829 ausspricht: „Die Franzosen fangen nun auch an über diese Verhältnisse richtig zu denken. ‚Es ist alles gut und gleich, sagen sie, Klassisches wie Romantisches, es kommt nur darauf an, daß man sich dieser Formen mit Verstand zu bedienen und darin vortrefflich zu sein vermöge. So kann man auch in beiden absurd sein, und dann taugt das eine so wenig wie das andere.' Ich dächte, das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man sich eine Weile beruhigen könnte."

Fast auf jeder Seite der Gespräche tritt uns aber eins aufs nachdrücklichste und eindringlichste entgegen, daß nämlich Goethe durchaus

Digitized by Google

eine positive und produktive Natur war. Und darum gerade kann er heute, wo die negativen und kritischen Geister überwiegen und die Herrschaft an sich gerissen haben, unser Retter und Befreier werden. Goethe haßt alle bloße Opposition und Negation. Das geht soweit, daß er sogar bloße negative Ausdrücke der Sprache wie „nichts anders als" u. ähnl. bekämpft. So äußert er am 24. Februar 1825 über Byron: „Daß er sich vom Herkömmlichen, Patriotischen lossagte, hat nicht allein einen so vorzüglichen Menschen persönlich zu Grunde gerichtet, sondern sein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beständige Agitation des Gemüts hat auch sein Talent nicht zur gehörigen Entwickelung kommen lassen. Auch ist die ewige Opposition und Mißbilligung seinen vortrefflichen Werken selbst, so wie sie daliegen, höchst schädlich. Denn nicht allein, daß das Unbehagen sich dem Leser mitteilt, sondern auch alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde." Als ihm am 18. Juni 1826 vom Kanzler v. Müller ein scharfes Witzwort Riemers mitgeteilt wird, bringt ihn das in gewaltigen Zorn. „Durch solche böswillige und indiskrete Dichteleien", ruft er aus, „macht man sich nur Feinde und verbittert Laune und Existenz sich selbst. Ich wollte mich doch lieber aufhängen, als ewig negieren, ewig in der Opposition sein, ewig schußfertig auf die Mängel und Gebrechen meiner Mitlebenden, Nächstlebenden lauern. Ihr seid noch gewaltig jung und leichtsinnig, wenn ihr so etwas billigen könnt. Das ist ein alter Sauerteig, der den Charakter infiziert hat und aus der Revolutionszeit stammt." An Platen tadelt er die „unselige polemische Richtung", die ihn hindere, ein guter Poet zu sein (Gespr. Nr. 1329) und von dem französischen Schriftsteller Courier sagt er: „Er ist in seiner ganzen Richtung nicht positiv genug, als daß man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt im Streit, und es ist nicht wohl anzunehmen, daß nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm selber sein sollte." (Nr. 1355.) Und über seine eigene Polemik gegen Newton urteilt er am 15. Mai 1831: „Sie war zu ihrer Zeit notwendig und wird auch in der Folge ihren Wert behalten, allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur, und ich habe daran wenig Freude."

Über die Strömungen in Litteratur und Wissenschaft, wie sie im 19. Jahrhundert sich geltend machten, spricht er sich, da sie ihm im all-

Digitized by Google

gemeinen zu viel Negation enthielten, daher nicht sehr günstig aus. So äußert er am 15. Oktober 1825: „Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen ist die Quelle alles Übels unserer neuesten Litteratur. Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum Nachteile der Welt, indem er entweder Falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre. Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik[1]) und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben .... Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menschen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun ist, nie so kennen gelernt, wenn ich mich nicht durch meine naturwissenschaftlichen Bestrebungen an ihnen versucht hätte. Da aber sah ich, daß den meisten die Wissenschaft nur etwas ist, insofern sie davon leben, und daß sie sogar den Irrtum vergöttern, wenn sie davon ihre Existenz haben. Und in der schönen Litteratur ist es nicht besser. Auch dort sind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und dessen Verbreitung sehr seltene Erscheinungen. Einer hegt und trägt den anderen, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große ist ihnen widerwärtig und sie möchten es gern aus der Welt schaffen, damit sie selber nur etwas zu bedeuten hätten. So ist die Masse, und einzelne Hervorragende sind nicht viel besser." Noch schärfer äußert er sich über die schöngeistigen Schriftsteller am 6. April 1829: „Das Böhmen ist ein eigenes Land, ich bin dort immer gern gewesen. Die Bildung der Litteratoren hat noch etwas Reines, welches im nördlichen Deutschland schon anfängt selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament und eine höhere Absicht nicht zu denken ist." Und auf die Unempfänglichkeit nicht nur der großen Masse, sondern auch der gebildeten Kreise für das Schöne hinweisend, die in Deutschland ein unausrottbares Erbübel zu sein scheint, klagt er am 3. Mai 1827 mit bitterem Unmute: „Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert, allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten soviel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied be-

1) Goethe denkt an Niebuhrs römische Geschichte.

Digitized by Google

geistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen."

Über all diese bitteren Wahrheiten, die Goethe hier seinem Volke sagt, hebt sich aber doch siegreich der Glaube an eine bessere Zukunft Deutschlands empor, und versöhnend berührt uns ein wunderbar prophetisches Wort, das uns zwei Polen aufbewahrt haben (die Dichter Adam Mickiewicz und Anton Eduard Odyniec), die 1829 eine Zeitlang in Weimar weilten und viel bei Goethe verkehrten. „Goethe sagte," berichten diese (vom 25. August 1829, wo sie bei Goethe zu Tisch waren), „daß unser neunzehntes Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der früheren sei, sondern zum Anfang einer neuen Ära bestimmt scheine; denn solche große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, könnten nicht ohne große, ihnen entsprechende Folgen bleiben, wenngleich diese wie das Getreide aus der Saat langsam wachsen und reifen. Goethe erwartet sie nicht früher als im Herbste des Jahrhunderts, das ist: in seiner zweiten Hälfte, wenn nicht sogar erst in seinem letzten Viertel. Er behauptete dabei, die Vergangenheit zum Zeugen nehmend, daß alle großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, alle großen Weltentdeckungen und Erfindungen, endlich die großen Männer meist nach der zweiten Hälfte oder zum Schlusse eines Jahrhunderts gekommen wären."

Namentlich tritt uns auch Goethes echt deutsche Gesinnung und Denkweise in den Gesprächen klar und unverhüllt entgegen. Als einmal am 14. März 1830 Soret ihm gegenüber den Vorwurf erwähnt, den man dem Dichter daraus machte, daß er 1813 nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt habe, antwortete er: „Lassen wir das, mein Guter! Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben, allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen .... Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue

Digitized by Google

Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los, und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen, was an all dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat. Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer. Ja, mein Guter! Sie werden es nicht anders finden."

Besonders deutlich tritt uns Goethes echte Vaterlandsliebe in den Gesprächen mit Heinrich Luden entgegen, der anfangs auch das Vorurteil hegte, Goethe nehme keinen Anteil an dem Geschick Deutschlands, zuletzt aber, nachdem er wiederholt mit Goethe längere Unterredungen gehabt hat, begeistert bekennt: „Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte." (Gespr. 590.) Darauf, daß Goethe in den Jahren, als Napoleon in Deutschland siegreich vordrang, damit umging, eine Gesellschaft zur Rettung der deutschen Kultur zu gründen, hat schon L. Geiger im Goethe-Jahrbuch unter nachdrücklicher Betonung der vaterländischen Gesinnung Goethes hingewiesen.

Zum Schlusse nur noch einige kleine Züge Goethes, die uns aus seinem Lebensbild, wie es in den Gesprächen klar vor uns liegt, entgegentreten. Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo Goethe den Menschen hingestellt wissen will und wo er sich selbst am wohlsten fühlt; in der Bewegung, beim Wandern über Berg und Thal hat er sein Bestes geschaffen. Er haßt die Studierstube und beklagt den Stubengelehrten, Brille und Brillenträger sind ihm zuwider und verderben ihm die gute Laune. Ebenso verabscheut er den Tabak. Die Engländer hält er für die freieste und kraftvollste Nation, wenn er auch ihre Wunderlichkeiten keineswegs in Schutz nimmt; er hebt auch

Digitized by Google

hervor, daß sie besonders als praktische Menschen groß seien. Goethe liebt die Musik außerordentlich, ist aber kein Freund von durchkomponierten Strophenliedern. Besonders das Heitere, Durchsichtige, Liebliche in der Musik war ihm willkommen; gegen Beethoven verhielt er sich ablehnend. „An den Beethoven," erzählt Felix Mendelssohn-Bartholdy, „wollte er gar nicht heran, ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C-Moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: ‚Das bewegt aber gar nichts, das macht nur staunen; das ist grandios!' Und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: ‚Das ist sehr groß, ganz toll! Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein. Und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen!' Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an." Die schöne Sitte, das Mahl mit Gesängen zu würzen, gehörte zu Goethes besonderen Tafelfreuden bei festlichen Gelegenheiten; gewöhnlich folgte da nach jedem Gange ein Gesang.

Alle Arten von Bequemlichkeit waren ganz gegen Goethes Natur. In seinem Zimmer stand kein Sofa; er saß immer in seinem alten hölzernen Stuhl und erst, nachdem er die Achtzig überschritten, ließ er eine Art von Lehne für den Kopf anfügen. „Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln," sagte er, „hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt ist, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen." (Gespr. Nr. 1358.) Gegen die gotischen oder altdeutschen Zimmer, die damals in die Mode kamen, äußerte sich Goethe besonders scharf: „In einem Hause, wo so viele Zimmer sind, daß man einige derselben leer stehen läßt und im ganzen Jahre vielleicht nur drei-, viermal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberei hingehen und man mag auch ein gotisches Zimmer haben, sowie ich es ganz hübsch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chinesisches hat, allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinsicht wohlthun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß; denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gesetzt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gesinnungs- und Denkungsweise hervorgeht, so wird es darin bestärken."

Goethe hat nie seinen Frankfurter Dialekt ganz abgelegt, noch in seinem Alter war bei ihm, besonders in vertraulicher Rede, ein Anflug seiner südlichen Mundart zu hören. Als ihm das von Norddeutschen

Digitized by Google

zum Vorwurf gemacht wurde, antwortete er: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.“ Seine Stimme war noch im Alter ausdrucksvoll und volltönend; doch liebte er eine gedrungene Redeweise und ließ gern die Pronomina weg. „Waren also in Italien? Haben vielleicht auch die unterirdischen Stätten bei Neapel besucht? Freut mich! Höre das gern“ u. s. w. redet er den Maler und Architekten Wilhelm Zahn an. Gewöhnlich erschien er vor dem Besucher schwarz gekleidet oder im langen blauen Rock, den Ordensstern auf der Brust, in gerader, einige Besucher sagen: steifer Haltung. Doch war diese Steifheit, wie andere berichten, die ihm näher standen, nur scheinbar; sie war eine Hülle, hinter der er seine innere Erregung verbarg, in welche er durch jeden Besuch versetzt wurde. Unberufene Frager wußte er geschickt abzufertigen. Als ihn Karl von Holtei fragte, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helenas Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer verteile, unterbrach er ihn sehr freundlich und ließ ihn mit den Worten stehen: „Ja, ja, ihr guten Kinder! wenn Ihr nur nicht so dumm wäret!“ Die Berliner Bäckersfrau Dutitre, eine begeisterte Verehrerin Goethes, die, nachdem sie endlich eine Audienz bei Goethe bewilligt erhalten, in höchster Aufregung das Empfangszimmer durchmißt, und als der Ersehnte erscheint, auf ihn zustürzt mit den pathetisch deklamierten Worten:

„Fest gemauert in der Erde
Steht das Haus aus Thon gebrannt“

verläßt er mit den Worten: „Es freut mich, daß Sie meinen Freund Schiller ehren.“

Goethe rühmt sich gern, daß er viel Zeit dadurch gewonnen, daß er nie Tabak geraucht und nie Schach gespielt habe; der Mensch könne unglaublich viel leisten, wenn er die Zeit einzuteilen und recht zu benutzen wisse. Obwohl Goethe Jura studiert hatte, rechnete er sich nicht zu den Juristen, sondern spricht immer von den Juristen, Advokaten u. s. w. als von dritten Personen. Er ist ein Gegner der Preßfreiheit und hält eine Regierung, welche die Presse freigiebt, für unklug; er stellt ein solches Verfahren auf gleiche Stufe, als wenn Holland die Freiheit der Meereswogen und Bergströme proklamieren wollte. (Gespr. Nr. 1342.) Doch erklärt er in Bezug auf seine politische Richtung, daß er ein gemäßigter Liberaler sei, „wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und in welchem Sinne zu wirken er während eines langen Lebens sich bemüht habe“. (Gespr. Nr. 1252.) „Der wahre Liberale“, äußert er, „sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen.

Digitized by Google

Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebensoviel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen." Ganz erzürnt war Goethe über das neue Judengesetz vom 20. Juni 1823, welches die Heirat zwischen Christen und Juden gestattete. Wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, meinte Goethe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden durch solch ein skandalöses Gesetz untergraben. (Gespr. Nr. 871.)

Merkwürdig ist eine Äußerung Goethes, daß er, der Vielbeneidete, nie eigentlich Glück in seinem Leben gehabt habe; bei allen Glücksspielen und Lotterien sei er leer ausgegangen. Aber beim Scheibenschießen der Weimarer Armbrustschützengilde trifft er das Zentrum (1827 im September), und die Weimarer Bürger meinten, Goethe sei immer ein Glückskind gewesen. Dem Scheibenschießen war Goethe nicht abgeneigt, unser deutsches Kegelbahnvergnügen dagegen fand er roh und ordinär, es habe sehr viel vom Philister.

Krankheit hielt der Dichter für das größte irdische Übel. Daher trat er auch entschieden für den Impfzwang ein (Gespr. Nr. 1336); gegen die unübersehbaren Wohlthaten des Gesetzes kämen kleine Ausnahmen nicht in Betracht. Häufig rühmte er, daß er niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten. Seine Zähne waren noch im höchsten Alter im guten Zustande. Dagegen ist es eine wenig bekannte Erscheinung, daß Goethe immer nach längerem geistigen Produzieren von einer bedeutenden Krankheit heimgesucht wurde. (Gespr. Nr. 1434.) Die Heilkunst und ihre echten Jünger schätzte er sehr hoch. Alles Häßliche und Düstere verstimmte ihn, sein Lebenselement war das Heitere und Schöne.

Und so sei denn das vorliegende Werk, das berufen ist, ein deutsches Nationalwerk zu werden, welches nach allen Seiten hin fördernd und segenspendend wirkt, dem deutschen Volke und insbesondere den deutschen Erziehern aufs wärmste ans Herz gelegt. Den Personen, die Goethes mündliche Äußerungen uns überliefert haben, können wir mit geringen Ausnahmen vollen Glauben entgegenbringen. Zuweilen werden die nämlichen Gespräche von verschiedenen Berichterstattern zugleich erzählt, und wir erkennen aus der Übereinstimmung die Genauigkeit der Wiedergabe. Der Herausgeber hat solche Berichte immer unter derselben Nummer zusammengestellt. Von Eckermann insbesondere berichtet ein Künstler, der bei Goethe längere Zeit täglich zu Tische weilte: „Um

Digitized by Google

Goethe herum saßen seine lebenden Lexika, die er bei Gelegenheit aufrief; denn er mochte sich nicht selber mit dem Ballast der bloßen Stubengelehrsamkeit beschweren. Riemer vertrat die Philologie, Meyer die Kunstgeschichte und Eckermann entrollte sich als ein endloser Citatenkneuel für jedes beliebige Fach. Dazwischen lauschte er mit eingezogenem Atem den Worten des Meisters, die er wie Orakelsprüche sofort auswendig zu lernen schien." (Gespr. Nr. 1123). In Bezug auf Eckermanns Gespräche mit Goethe hat bereits Heinrich Düntzer in seiner Einleitung und den Anmerkungen zur sechsten Auflage (Leipzig, Brockhaus 1885) in dankenswerter Weise zahlreiche Belege aus Goethes Schriften und Briefen für die Genauigkeit, mit der Eckermann berichtete, beigebracht. In meinen demnächst erscheinenden Erläuterungen zu Goethes Gesprächen, mit deren Abfassung Herr Geheimrat Freiherr von Biedermann und die Verlagshandlung mich beauftragt haben, bin ich bemüht gewesen, die wichtigsten der mündlichen Äußerungen Goethes durch Aussprüche aus seinen Dichtungen, Aufsätzen und Briefen zu beleuchten und zu stützen. Dabei hat sich mir die Gewißheit aufgedrängt, daß wir es bei der weit überwiegenden Mehrzahl der Berichterstatter, die der Herausgeber in dem vorliegenden Werke hat zum Wort kommen lassen, mit durchaus glaubwürdigen Personen zu thun haben, die auch im stande waren genau zu hören und das Gehörte getreu wiederzugeben.

Und so trete denn der sprechende Goethe neben den schreibenden, und er gehe in dieser neuen Gestalt hin unter unser Volk und über die Grenzen unseres Volkes hinaus, durch die Klarheit seines Denkens, die Reinheit seiner Auffassung, die Tiefe und Größe seiner Anschauung, die Kraft und Schönheit seiner Rede, die versöhnende Milde seines weitschauenden Geistes Herz um Herz, Haus um Haus, Land um Land und Volk um Volk erobernd und die Menschheit aus der Nacht der Zwietracht und des Hasses, der Einseitigkeit und Verblendung mit sich zu jenen reinen Höhen emporreißend, wo das Menschheitsideal sich in voller Freiheit und Schöne entfalten kann, damit so des Dichters eigenes Wort zur Wahrheit werde:

Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philister-Netzen.

Digitized by Google

Bemerkungen zu deutschen Volksliedern.

Von Robert Sprenger in Northeim.

Folgende Bemerkungen sammelte ich bei der Lektüre der auch in unserer Zeitschrift empfohlenen Auswahl aus dem deutschen Volkslied von Direktor Dr. A. Matthias. Ich glaube mit denselben, wenn sie auch nicht viel Neues bieten, denen einen Dienst zu leisten, welche das Büchlein beim Unterricht benutzen wollen. Auch hoffe ich für eine zweite Auflage einiges zur Verbesserung beizutragen.

1, 157. Was hat er in seinem Munde?

Mund wird als Hand erklärt. Diese Bedeutung, im Althochdeutschen häufig, ist aber schon im Mittelhochdeutschen erloschen. Wir werden daher Mund hier in seiner gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen haben.

3, 10. Lieber sant Lienhart, hilf mir uß!
ich wil dir buwen ein isne hus,
das kost recht was es welle.

Der Herausgeber denkt an ein eisernes Haus als Weihgeschenk. Dazu paßt aber doch wohl kaum buwen. Ich glaube, daß an den Bau einer Kirche oder Kapelle zu denken ist. In isne steckt wohl ein Druckfehler (nies?).

3, 14. Die Erklärung des wenn, welche der Herausgeber giebt, ist mir nicht recht einleuchtend.

11, 34. wie bist so ser zerhauen
unter dein augen!

Hier konnte bemerkt werden, wie mit unter dein augen meist die ganze untere Hälfte des Gesichtes bezeichnet wird.

16, 8. Wol für des meien blüte
hab ichs mir auserwelt,
Das schafft ir zucht und güte,
kein mensch mir baß gefelt.

Der Herausgeber erklärt V. 8 für = von ... an, seit (der Blüte des Mais). Ich halte diese Verwendung von für nicht für möglich, glaube vielmehr, daß es hier im älteren Sinne = vor (Übertreffen und Bevorzugung bezeichnend) zu nehmen ist, vgl. auch 18, 5 flg.

Ein edles röslein zarte,
von roter farbe schön,
Blüt in meines herzen garte,
für all blümlein ichs krön.

Digitized by Google

Wir haben hier dieselbe Anschauung wie wir sie im Liede Walthers von der Vogelweide (Pfeiffer 5):

So die bluomen ûz dem grase dringent

finden: „Wie herrlich und herzerfreuend der Mai mit all seiner Pracht auch ist, so wird er doch durch eine edle, schöne Frau weit übertroffen.“

17, 35. Vom Je länger je lieber (Gaisblatt) glaubt man in einigen Gegenden, daß sein Duft Fieber veranlasse.

17, 43. Gar lieblich sie anschauen
die schönen blümlin stan.

Am einfachsten ist es wohl zu sagen, daß anschauen hier wie sehen konstruiert wird.

19, 13. So sten die steglein auch allein.

Der Herausgeber erklärt: Wenn der Knabe die Rose bricht, stehen die Stege verlassen da; d. h. der Knabe geht seine Wege allein und wird verschwiegen sein. Ich glaube kaum, daß sich dies aus dem überlieferten Texte herausdeuten läßt; nehme auch besonders an dem Diminutivum steglein Anstoß und vermute, daß stēglein (Stenglein) zu lesen ist. „Wenn die Rosen gebrochen sind, stehen die Stengel verlassen da.“

19, 25. Das röslein, das mir werden muß,
. . . .
Das hat mir treten auf den fuß
und gschach mir doch nicht leide.

Hier war an den in manchen Gegenden heimischen Aberglauben zu erinnern, daß bei der Trauung die Braut dem Bräutigam auf den Fuß zu treten sucht, weil sie dann die Herrschaft im Hause zu erlangen hofft; vgl. auch die Redensart: „Unter den Pantoffel kommen“.

21, 1. Mein feins lieb ist von Flandern
Und hat ein wankeln mut,
Sie gibt ein umb den andern,
das tut die leng nit gut;

Der Herausgeber erklärt zu V. 3: Sie giebt = sie giebt Gehör; sie schenkt bald diesem, bald jenem ihre Gunst. Diese Erklärung ist nicht möglich, es müßte dann wenigstens der Dativ einem stehen. Ich erkläre: „Sie giebt einen um den anderen auf“. Es geht bei ihr wie bei dem Mädchen, von dem 22, 1 sagt:

Dein herz ist wie ein taubenhaus,
man billig von dir saget:
Einer fliegt ein, der ander aus . .

23, 30. In meine farb ist er gekleidt.

Digitized by Google

Hier dürfte für die Privatlektüre der Schüler der Hinweis am Platze sein, daß der Ritter die Farben seiner erwählten Dame zu tragen pflegte.

30, 19 u. 20. Laß faren was nit bleiben will!
man find't der schönen junkfreulin mere.

möchte der Herausgeber als Worte des alten Reiters fassen. Ich glaube aber doch, daß sie, als ein plötzlicher Ausbruch leichtsinniger Stimmung, dem Jungen zuzuschreiben sind.

31, 23. halt dich in hut, das bitt ich dich!

Schon aus der Bemerkung des Herausgebers zu dem Vers geht hervor, daß das ein Druckfehler statt des ist.

32. Abschied von Insbruck. Hier war zu bemerken, daß die Anfangsstrophen dieses Liedes umgedeutet 'uff einen geistlichen Sinn' in dem bekannten Kirchenliede von Johann Hesse († 1547) wiederkehren:

O Welt, ich muß dich lassen,
ich fahr dahin mein Straßen
ins ewge Vaterland.

V. 17 ist sparen = behüten, bewahren.

34, 15 flg. lehnen sich unzweifelhaft an das unter Nr. 82 mitgeteilte geistliche Volkslied „Es ist ein Ros' entsprungen" V. 7 flg. an.

35, 13. Sitzen da zwei Turteltauben
Droben auf dem dürren Ast

Vgl. auch 10, 47 flg.

So will ich mir brechen meinen mut
gleich wie das turtelteublein tut.
Es setzt sich auf ein dürren ast,
das irret weder laub noch gras
Und meidet das brünnlein küle,
und trinket das wasser trübe.

Die Turteltaube gilt als Bild ehelicher Treue. Wenn sie den Tauber verloren hat, setzt sie sich nie auf einen grünen Ast und trübt das Wasser, bevor sie es trinkt. Schon bei Wolfram Parzival 57, 11 heißt es:

in freude vant den dürren zwic,
als noch diu turteltûbe tuot,
diu het ie den selben muot:
swenne ir an trûtscheft gebrast,
ir triuwe kôs den dürren ast.

Weitere Stellen aus mittelhochdeutschen Dichtern bei Bartsch zu dieser Stelle im mittelhochdeutschen Wörterbuch und bei Lexer (nachzutragen: H. v. Krolewiz, Vaterunser 325—338). Auch bei Shakespeare findet sich der Vergleich Wint. tale V, 3, 132:

Digitized by Google

I, an old turtle,
Will wing me to some wither'd bough and there
My mate, that's never to be found again,
Lament til I am lost.

Zu 39, 55 vergl. das Mühlenlied herausgegeben von H. Jellinghaus im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Bd. III, S. 86 flg. und den Aufsatz von Hermann Brandes, ebend. Bd. IX, S. 49 flg.

Zu 40 Buchsbaum und Felbinger. Ein Streitlied zwischen Wasser und Wein in ähnlichen Formen und mit wörtlichen Anklängen findet sich in des Knaben Wunderhorn (beginnend: Ich weiß mir ein Liedlein hübsch und fein), welches auch in manchen Lesebüchern, z. B. Paldamus-Scholderer 4. Teil (9. Aufl.) S. 159 flg. mitgeteilt ist. Vergl. außer dem öfter wiederkehrenden Versanfang: Da sprach das Wasser (der Wein): Bin ich so fein auch Str. 14

Da sprach der Wein: „Und du hast recht,
Du bist der Meister, ich bin der Knecht;

u. s. w. mit V. 55 flg.

43, 39 flg. habe ich fast wörtlich vor dreißig Jahren in Quedlinburg aufsagen hören. V. 43 lautete: Sie schwommen sanft und leise (ohne viel Geräusch).

45, 12. es (das Wasser) schwenkt eim nur den Mund. „Es ist nur gut den Mund damit zu spülen," schwenken in dieser Bedeutung außer, wie schon nachgewiesen, in Uhlands Schenk von Limburg in Clemens Brentanos Märchen vom Dilldapp (Abdruck in Meyers Volksbüchern) I, 250 Sie sprach: „Ich schwenke Kanne und Glas," und im „Urfaust" 2. Abdruck von Erich Schmidt S. 73: Gretgen gebeugt schwenckt die Krüge im nächsten Brunnen füllt sie mit frischen Blumen die sie mitbrachte.

48, 5 Als ich ein wesen han,
so muß ich bald davon.

Es scheint mir natürlicher, folgendermaßen zu erklären: „So wie es mit mir steht, muß ich bald sterben." Die Erklärung des Herausgebers von Wesen = „Anwesen, Eigentum" paßt kaum in den Zusammenhang.

50, 45. zwagen mhd. twahen eigentlich = waschen. Vergl. die Redensart: „Ich will ihm schon den Kopf waschen!"

51, 43. Ihr Nürnberger Söldner! seids nicht ehrenwert. Bemerkenswert ist das überschüssige s (es) in seids; vergl. noch Goethe, Götter, Helden und Wieland im Jungen Goethe S. 400 Wieland. Wenn ihr Herkules seid, so seid ihrs nicht gemeint. In den späteren Ausgaben (Ausgabe in 40 Bd. 7, 225) steht ihr.

51, 70. da gab man im den külen wein.

Wohl ironisch = „Da tränkte man's ihm ein."

Digitized by Google

52, 12. Zu truhen = gedeihen: vgl. druhen im Deutsch. Wb. 2, 1456 und Lexer unter trüejen.

Mehrfache niederdeutsche Formen lassen darauf schließen, daß das Lied auf der Grenze des niederdeutschen Gebiets entstanden ist.

53, 23. Wirt! haben wir nichts zu essen?

Zu bemerken ist der Gebrauch der ersten Person Pluralis statt der zweiten, wie er sich noch jetzt findet.

55, 51. neus hier und 56, 169 ist Gen.-adv. mhd. niuwes.

56, 118. Der Herausgeber erklärt in iren halben hosen = in ihren Pluderhosen, es bezeichnet aber Hosen, die nach einer im 12. Jahrhundert aus Frankreich herübergekommenen Sitte, wie auch das Wamms, zweifarbig getragen wurden. Vergl. Lexer I, 1147 unter halben, dimidiare und halbieren.

58, 9 flg. Daß mancher landsknecht frumme
im gartsegel umbschifft.

Hier konnte auf Brants Narrenschiff, besonders auf c. 63 Von bettleren hingewiesen werden.

60, 16. Flügel auch niederd Flunk wird noch jetzt häufig spaßhaft für „Arm" gebraucht.

63, 15 flg. ähnlich in einem noch gesungenen Soldatenliede:

Und wenn ich heute sterbe, so bin ich morgen tot,
Dann begraben mich die Leute um's Morgenrot.

66. Schneiderlied ist von Cl. Brentano in seinem Märchen „Vom Schneider Siebentot auf einen Schlag" (I, 2, 82 flg.) benutzt.

72, 35 flg. kehren fast wörtlich wieder in einem Martinsliede aus Gardelegen, vergl. Daniels Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart S. 267:

Ich wünsche dem Herrn
Einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken
Einen gebratenen Fisch,
Und in der Mitte eine große Kanne Wein,
Das soll dem Herrn eine Stärkung sein.

Ähnlich wird dies Martinslied auch hier gesungen, vgl. Niederd. Jahrbuch VIII, 30.

83, 11. Der Herausgeber bemerkt: zitelose = Zeitlose. Maria wird mit der Herbstzeitlose verglichen, da sie ewig lebt. Daß dies nicht richtig ist, geht schon daraus hervor, daß wenn hier und in anderen Stellen die Jungfrau Maria mit der zitelose verglichen wird, das Adjektiv schön dabei steht. Weigand in seinem Wörterbuch meinte, daß sich der Geschmack in dieser Beziehung geändert habe; das Richtige findet

Digitized by Google

sich aber jetzt bei Lexer III, 1138: „niemals ist unter zitelôse unsere Herbstzeitlose gemeint, sondern nur eine weiße oder gelbe Frühlings-, Maiblume (meist neben Violen, Lilien und Rosen), Crocus und Narcisse."

87, 44. So viel Maßlieb und Roßmarin
Schwellt unter der Sichel hin.

Schwellen hat hier die Bedeutung verschmachten, sterben, siehe Lexer II, 1357 (vergl. got. swiltan).

Zu 1, 157 flg. vergl. noch: Goedeke und Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert Nr. 3, 17 flg.:

Dort niden in jenem grunde
Schwemmt sich ein hirschlein fein,
was fürt es in seim munde?
von gold ein ringelein.

Hier ist die Bedeutung von mund = Hand völlig ausgeschlossen.

Zu 48, 5. als ich ein Wesen han vergl. das geistliche Lied des Schlesiers H. v. Hippen († 1676):

So tret ich demnach an
so gut ich immer kann,
mein Amt, Beruf und Wesen,
dazu mich Gott erlesen.

Nr. 64 findet sich in abweichender Fassung bei Goedeke-Tittmann S. 272.

Zu 71, 3. Näglein in der Bedeutung „Fliederblumen", die der Hg. angiebt, kenne ich nicht, dagegen wird es noch jetzt = mhd. negellin „Gewürznelke" gebraucht. Zum Bestecken des Bettes mit Blumen vgl. Rüdiger von Hunkhofens Schlegel (v. d. Hagens Gesamtabent. II, 431) S. 431, 673 nach d. Dresdner Hds.:

Das bette was bedecket,
mit semit überdecket,
mit wurzen wol bestecket.

Zu 82. (S. 109) vergl. S. 141. Daß es eigentlich heißen muß:

Es ist ein Reis entsprungen

ist unzweifelhaft. Simrock, der in seinen Deutschen Weihnachtsliedern, Leipzig T. O. Weigel 1859 S. 37, diese Lesart aufgenommen hat, bemerkt dazu auf S. XXVI, daß Hoffmann (Deutsches Kirchenlied) bezeugt, daß diese Lesart bei Corner 1658 in Übereinstimmung mit Jesaias 11, 1.2 wirklich begegnet. Gleichwohl hat Matthias recht gethan, daß er dies einmal geläufige poetisch schönere „Ros" bewahrt hat. Zur Entstehung dieser Lesart führte der Umstand, daß Maria als rosa sine spina bezeichnet wurde. Sie heißt auch in deutschen Liedern „die Rose." Vergl. Simrock S. 59.

Digitized by Google

Altissimus wollt kosen
Mit menschlicher Natur:
Wie wohl das thät der Rosen!

Zu 83. Über Zitelôse handelt jetzt noch einmal zusammenfassend Krause im Niederd. Jahrbuch XV, 44—50. Er kommt zu dem Schluß, daß die „Zydelose“ des 14. Jahrhunderts unsere bekannte Frühlingsblume, der gelbe Krokus, ist, der aus dem Südosten allmählich nach dem deutschen Nordwesten und dann Nordosten heraufkam. Krause hat auch in interessanter Weise ausgeführt „wie man den bekannt klingenden und mhd. an zît und lôs gemahnenden Namen bald umdeutete und nun als „zeitlos“ faßte, dann für die neue Deutung unter den bekannten Pflanzen einen Begriff suchte.“

Wider die Chrie.

Von Heinrich Gloël in Wesel.

Es erscheint nicht überflüssig, in einer Zeitschrift für den deutschen Unterricht einige Worte zur Würdigung der Chrie zu sagen. Denn in den höheren Schulen werden Aufsätze über Sprichwörter und allgemeine Sätze noch immer häufig nach jenem Muster angefertigt. Ja, kürzlich ist in einer Abhandlung von Th. Gelbe über „die Stilübungen in den beiden oberen Klassen lateinloser höherer Lehranstalten“ S. 22 flg.[1]) die Trefflichkeit der Chrie für die Jugendbildung ausdrücklich behauptet.

Verdient jene Erfindung der alten Rhetorenschulen wirklich gelobt zu werden? Ich will nicht dagegen geltend machen, daß die Behandlung allgemeiner Aufgaben überhaupt etwas Bedenkliches hat. Denn wenn auch Aufsätze, die sich an den in der Klasse behandelten Lehrstoff anschließen, bei weitem den Vorzug verdienen, so ist es doch in der Ordnung, daß wenigstens den Schülern der Prima jährlich ein- oder zweimal auch allgemeine Themen zur Bearbeitung gegeben werden. Nein! Der Bau der Chrie ist es, woran man Anstoß nehmen muß.

Für Schülerarbeiten empfiehlt sich die Einteilung in zwei oder drei Hauptteile, die natürlich in sich wieder gegliedert sein müssen. Die Chrie aber fällt in so viele einzelne Teile auseinander, daß darunter die Übersichtlichkeit leidet. Um so schlimmer, weil die Teile simile, exempla und testes den Teilen cur und contra im Umfange

---

1) Im Jahresberichte der Leipzig-Reudnitzer Realschule vom Jahre 1889. — Auch der 1890 in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik veröffentlichte, mir aber erst nach der Abfassung und Einsendung meines Aufsatzes (Sommer 1890) bekannt gewordene Versuch, die Chrie zu retten, muß als verfehlt bezeichnet werden.

Digitized by Google

meistens auch nicht annähernd entsprechen werden. Und ist überhaupt ein bestimmter Einteilungsgrund vorhanden? Sind die einzelnen Glieder unter sich gleichberechtigt? Stehen etwa die Beispiele aus der Natur und Geschichte und die Aussprüche berühmter Männer auf derselben Stufe wie die inneren Gründe? Nein! Nur diese sind für das Thema wesentlich und haben wirkliche Beweiskraft. Jene werden von außen herangeholt, sie können nicht beweisen, sondern nur belegen. Verwerten lassen sie sich erst, wenn sie mit der Beweisführung so verschmolzen werden, daß sie die logischen Ausführungen sofort und unmittelbar veranschaulichen.

Hinter der Masse von Beiwerk kommt bei der Chrie leicht die Hauptsache zu kurz. Wenn es dem Schüler nicht klar bewußt wird, daß es einzig darauf ankommt nachzuweisen, warum und inwieweit der zu behandelnde Satz richtig ist oder nicht, so kommt er in die Gefahr, auf die innere Begründung nicht genug Wert zu legen und die genaue und eingehende Gliederung des cur zu unterlassen. Die Trennung von cur und contra ist meistens überflüssig und muß oft zu lästigen Wiederholungen führen.

Auch ein exordium cum laude auctoris ist in den meisten Fällen verwerflich. Gelbe giebt a. a. O. S. 23 für einen Spruch aus Schillers Glocke folgende Mustereinleitung: a) „Einer der bedeutendsten Dichter ist Schiller; b) zahlreich, mannigfaltig und schön sind alle seine Werke; c) besonders lieblich erscheint mir sein Lied von der Glocke; d) Reichtum an Sentenzen, unter denen mir am meisten gefällt das Thema." Vor solchen Einleitungen pflege ich die Primaner geradezu zu warnen. Manche thun sich ja vielleicht auf den scheinbar energischen Fortschritt vom Allgemeinen zum Besonderen etwas zu gute. Aber gerade in diesem Gedankengange sehe ich das Fehlerhafte. Statt sich unmittelbar aus der Sache selbst zu ergeben, holt die Einleitung zu weit aus und gelangt dann mit einigen willkürlichen Sprüngen zur Aufstellung der Aufgabe. Ich halte es für das Zeichen einer guten Einleitung, daß sie nur zu dem gerade anzufertigenden Aufsatze paßt. Die angeführte ist dagegen trivial und entbehrt der individuellen Schärfe. Denn sie paßt ebenso gut oder ebenso schlecht zu jeder anderen Arbeit über Schillers Glocke. Ja, die von der Chrie verlangte laus auctoris verleitet dazu, jedesmal gerade den Dichter oder Schriftsteller, von dem ein Satz zu bearbeiten ist, als den wichtigsten und bedeutendsten zu bezeichnen. Das beste Mittel für die Schüler, ohne die übliche Schwierigkeit auf natürliche Weise zu angemessenen Gedanken für den Eingang zu gelangen, liegt übrigens darin, daß sie sich gewöhnen, die Einleitung im Unreinen erst nach der Ausführung anzufertigen.

Digitized by Google

Die verlangte Ermahnung am Schlusse nimmt sich im Munde von Schülern manchmal recht anmaßend aus und wird leicht lächerlich.

Leere Redensarten, steife Übergänge, weitschweifige, eintönige, matte Darstellung sind mit der Chrie fast notwendig verbunden.

Jeder Aufsatz, und auch jeder Schüleraufsatz, soll ein Kunstwerk sein; aber ein nach der Chrie angefertigter Aufsatz ist nach Plan und Stil so wenig ein harmonisches Ganzes, daß er vielmehr den Namen Flickwerk verdient.

Ferner. Wenn es die Hauptaufgabe des Schulunterrichtes ist, die Schüler zur Selbstthätigkeit zu erziehen, welchen Wert hat dann wohl eine Anordnung, welche die eigene Arbeit des Schülers durch ein fertiges Rezept oder äußerlich anzuwendendes Schema ersetzt und das Denken in eine Schablone zwängt? Die von Gelbe hervorgehobene Vorliebe der Schüler für die Chrie erklärt sich einfach daraus, daß sie so geringe Anspannung der eigenen Kraft erfordert. Gelbe bezweifelt freilich S. 22, ob der Vorwurf, daß die Knaben nach der Schablone arbeiten müßten, überhaupt als Vorwurf gelten könne, und meint, er diene mehr zur Empfehlung als zur Abweisung der Chrie und sei mehr ein Lob als ein Tadel. O tempora, o mores! Als ob öder Regelzwang und geisttötende Abrichtung der frischen, natürlichen Kraftentfaltung vorzuziehen wäre! Als ob das gesunde Menschenkind an Krücken gehen lernen müßte, bevor man ihm den selbständigen Gebrauch der eigenen Füße gestattet!

Damit wird nicht bestritten, daß es für die planmäßige Stoffsammlung von Vorteil sein kann, wenn die Merkverse Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? und Quis? quid? cur? contra, simile et paradigmata, testes den Schülern bekannt sind. Das Chrienmuster aber für die Anordnung und Ausführung zu verwenden, — es sei, in welcher Klasse es sei —, das halte ich für verwerflich und schädlich. Welche Einteilung zu wählen sei, erfordert bei jeder Aufgabe eine neue Überlegung; die Anordnung muß gewissermaßen organisch aus dem Stoffe herauswachsen. Form losgelöst vom Inhalt ist ein Unding.

Digitized by Google

Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima.[1])

Von L. Zürn in Freiburg i. B.

15. und 16. Stück: Voltaires Zaïre.[2])

Wie aus den im 16. Stück angeführten Worten „verehret und gerochen“ (Vers 1640) erhellt, war der Hamburgischen Aufführung die in Alexandrinern abgefaßte Übersetzung des Magisters Schwabe, des treuen Anhängers Gottscheds, zu Grunde gelegt worden (abgedruckt in Gottscheds „Deutscher Schaubühne“, 2. Teil). Die Schüler lesen das Stück entweder im Original[3]) (Zaïre von Voltaire, erklärt von Dr. E. v. Sallwürk. Berlin, Weidmann) oder in der Übersetzung der Gräfin von Maltzan (Leipzig, Reclam), da ihnen Schwabes Übersetzung nicht zugänglich ist, und zwar nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Vorfabel des Stückes. 2. Gang der Handlung. 3. Charaktere 4. Historische Grundlage. 5. Hat Voltaire ein treues Zeit- und Sittengemälde geliefert? 6. Inwiefern war die Verwertung vaterländischer Geschichte ein Wagnis? 7. Bedeutung des Stückes für das Kostüm der Darsteller. 8. Ort und Zeitdauer der Handlung. 9. Motivierung des Auf- und Abtretens der einzelnen Personen. 10. Motivierung der Handlung. Der Lehrer mag die Antworten oder Vorträge der Schüler über 1.—7. aus v. Sallwürks Einleitung ergänzen, wenn die Schüler das Stück nur in der genannten Übersetzung lesen. 8., 9. und 10. kommt später (16. Stück) zur Sprache. Mit Shakespeares „Romeo und Julie“ und „Othello“ haben sich die Schüler, gelegentlich der Lektüre des 17. Litteraturbriefes vom Lehrer aufgefordert, mit Hilfe einer Übersetzung bekannt gemacht, oder der Lehrer entwickelt ausführlich den Gang der Handlung mit Einflechtung einzelner, für den vorliegenden Zweck besonders charakteristischer Stellen und Auftritte.

---

1) Fortsetzung der den Jahresberichten des Rastatter Gymnasiums im Jahre 1884, 1885 und 1891 beigegebenen Abhandlungen.

2) Lessing schreibt nach den älteren Ausgaben „Zayre“; erst von 1760 an schreibt man allgemein „Zaïre“ (s. v. Sallwürks Einleitung zur „Zaïre“ Seite 1).

3) Dies könnte und sollte im französischen Unterricht in Unterprima oder im Anfang des Oberprimajahres geschehen.

Digitized by Google

Lessings Besprechung des Stückes und der Aufführung.

Voltaire und Shakespeare! — Der eine
Ist, was der andre scheint;
Meister Arouet sagt: Ich weine,
Und Shakespeare weint.
Mathias Claudius.

I. Veranlassung, Entstehung und Aufnahme der „Zaïre".

a) Lessing benützt Voltaires eigene Worte[1]), um so seiner Verwunderung über dessen leichtfertige Art, sich zur Abfassung einer Tragödie bestimmen zu lassen, und über seine selbstgefällige Ruhmredigkeit, aber auch über den in Anbetracht dieser Veranlassung und der raschen Ausführung unbegreiflichen großen Erfolg ironischen Ausdruck zu geben. Lessing hielt eben eine Tragödie für eine zu wichtige Sache (vergl. seine Bemerkung im 42. Stück), als daß die Abfassung einer Tragödie aus galanter Rücksichtnahme auf eine zufällige Laune von Vertreterinnen des schönen Geschlechts diese Eilfertigkeit in der Ausführung seine Billigung finden und der trotzdem erfolgende Beifall ihm berechtigt erscheinen konnte. Im 42. Stück wundert er sich ebenso über die Raschheit, mit der Maffei seine „Merope" vollendete, und Maffei brauchte doch fast zwei Monate, während Voltaire seine Zaïre in 18 Tagen[2]) fertig hatte. Mit dieser Eilfertigkeit vergleiche man die Bedächtigkeit und ruhige Überlegung, mit der Lessing selbst seine Stücke ausreifen ließ und niederschrieb. Nach dem Berichte Nicolais (Lessings Werke [Hempel] XX, 1, S. 232) brachte er Ramler jeden Akt seiner „Minna von Barnhelm", las ihm denselben vor und ließ ihn so lange in seinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt bringen konnte. Sie hatten ausgemacht, daß Ramler in jeden Akt ein Blättchen zur Kritik oder zu Verbesserungsvorschlägen lege, die Lessing bis auf 2 oder 3 annahm. Von seiner „Emilia Galotti" schrieb er schon am 22. Oktober 1757: „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste

1) Von dem hier erwähnten „Polyeucte" P. Corneilles war schon im 2. Stück die Rede.

2) Richtiger: in 22 Tagen. Denn in dem der Dichtung vorausgeschickten „Avertissement", aus dem Lessing obige Stelle frei übersetzte, schrieb Voltaire: „Elle ne m'a coûté que vingt-deux jours. Jamais je n'ai travaillé avec plus de vitesse." Wir dürfen annehmen, daß Lessing, als er diese Kritik niederschrieb, Voltaires Stück nicht vor sich liegen hatte, sondern aus dem Gedächtnis citierte, so daß wir dieses Versehen sowie die übrigen, die in dieser Kritik noch unterliefen und die weiter unten bezeichnet werden, wenn nicht als Druck- oder Schreibfehler, als Gedächtnisfehler ansehen müssen. Übrigens ist es wohl möglich, daß Voltaire mit jener Zeitangabe von 22 Tagen nur die auf die Niederschrift des Stückes verwandte Zeit meinte. In diesem Falle hätte er den Plan des Stückes schon fertig im Kopfe gehabt und die Ruhmredigkeit würde einigermaßen vermindert erscheinen.

Digitized by Google

werden dürfte, wenn er noch paar ein Monate Zeit darauf wenden könnte" (Hempel XX, 1, S. 138) und am 21. Januar 1758 spricht er hinsichtlich desselben Stückes von einem jungen Tragikus — er meint sich selbst —: „Er arbeitet so ziemlich wie ich. Er macht alle 7 Tage 7 Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus" (Hempel XX, 1, S. 145). Über den bereits fertigen „Nathan" schrieb er am 7. November 1778 (Hempel XX, 1 S. 764) an seinen Bruder: „Gleichwohl will ich noch bis Weihnachten daran flicken, polieren und erst zu Weihnachten anfangen, alles aufs Reine zu schreiben und à mesure abdrucken zu lassen, daß ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann." Daß aber auch zu lange Beschäftigung mit einem dramatischen Plane von Nachteil ist, zeigt Schillers „Don Carlos." Vergl. hierüber des Dichters eigene Geständnisse in seinen „Briefen über Don Carlos." Er bezeichnet dort (im 1. Brief) als den Hauptfehler, daß er sich zu lang mit dem Stücke getragen habe, und fügt hinzu: „Ein dramatisches Werk kann und soll nur die Blüte eines einzigen Sommers sein." Und wirklich waren auch, wenn wir vom „Wallenstein" absehen, auf den er wegen des sehr spröden Stoffes fast ein Jahrzehnt verwenden mußte, seine folgenden Tragödien jeweils „die Blüte eines einzigen Sommers", wenn wir den Ausdruck „Sommer" nicht zu genau nehmen.

b) Die „Zaïre," die wir den Damen zu verdanken haben, wird wegen ihrer das „schöne Geschlecht bestechenden Ideen" auch lange das Lieblingsstück der Damen bleiben. Diese mit launiger Ironie aufgezählten „Ideen", besonders die der Liebe und Eifersucht geben dem Kritiker Veranlassung zur

II. Vergleichung der Voltaireschen Tragödie mit zwei Shakespeareschen und zwar a) mit Shakespeares „Romeo und Julie" und b) mit Shakespeares „Othello". Wie weit überragt der Engländer in der Darstellung der Liebe und Eifersucht den Franzosen! Jener zeigt uns diese Leidenschaften in ihrer wahren Natur, in ihrer ungeschwächten Ursprünglichkeit und ihrer das ganze Seelenleben beherrschenden Gewalt, bei diesem hören wir wohl auch Zaïre ihre Liebe und Orosman seine Eifersucht äußern, aber durchweg so fein, so zahm, so behutsam, so gemessen, so anständig![1]) Kein Wunder, daß wir durch das „lebendige

1) Hier ist hinzuweisen auf den 17. Litteraturbrief, wo Lessing bereits das „furchtsame" französische Trauerspiel dem naturwahren und ungekünstelten englischen, das „Artige, Zärtliche, Verliebte" jenes dem „Großen, Schrecklichen, Melancholischen" dieses gegenüberstellte, ebenso auf die vier ersten Kapitel des Laokoon, wo Lessing wiederholt Gelegenheit nahm, den Unterschied zwischen wahrer Natur und konventioneller Kunst hervorzuheben. Stoff zu einem Aufsatze.

Digitized by Google

Gemälde" des Engländers im höchsten Grade gefesselt werden, die konventionelle Kunst des Franzosen uns kalt läßt! Denn an der Tragödie jenes hat die Liebe selbst arbeiten helfen,[1]) d. h. der Dichter muß all die Pein und Seligkeit der Liebe selbst durchgekostet und ihre Macht an sich selbst erfahren haben — nur so konnte ihm dieses „lebendige Gemälde", die naturgetreue psychologische Entfaltung der Leidenschaft gelingen — die Tragödie des Franzosen dagegen wurde nur von der Galanterie,[2]) d. h. dem Scheine der Leidenschaft, diktiert, und wenn Voltaire die wahre Leidenschaft ebenso gut kannte als Shakespeare, so hatte er sie nicht zur Darstellung bringen wollen, beeinflußt durch seine eigene „ekle Empfindlichkeit" und durch die Rücksichtnahme auf die Verbildung seines aller Natur entfremdeten Publikums, die ihn auch in der „Semiramis" hinderte, ein wirkliches Gespenst darzustellen (vergl. meine Abhandlung vom Jahre 1891 S. 13 u. 16 flg.). Wie aber in Voltaires „Zaïre" Liebe und Eifersucht sich nur sehr behutsam zu äußern wagten, so wagten sich in der französischen Tragödie die Leidenschaften überhaupt nicht in ihrer

---

1) Den Lehrer (nicht die Schüler) verweise ich auf H. Königs Roman „William Shakespeare".

2) Man beachte, welche Wandelungen der Inhalt des Begriffes „Galanterie" im Laufe der Zeit durchgemacht hat. Ursprünglich Biederkeit, Bravheit, Ehrenhaftigkeit bezeichnend, erhielt das Wort allmählich die Bedeutung von Artigkeit, Gefälligkeit, feiner Lebensart, Zuvorkommenheit, besonders von achtungsvollem, ritterlichem Betragen gegen die Frauen, das zur Zeit der Troubadours Ritterpflicht war. Mit dem Verfalle des Rittertums und des in Frivolität übergehenden Minnedienstes bezeichnete es den feinen, leichten, trügerischen Schein der Liebe, also die Art von Liebesverhältnis, das der Liebe gleicht, ohne Liebe zu sein, weil es nicht auf wirklicher Herzensneigung und wahrer Leidenschaft beruht, auch nicht Treue und Ausschließlichkeit kennt, sondern bloß eine Folge des geselligen Verkehrs, der Eitelkeit oder Gefallsucht ist. Treffend in dieser Hinsicht ist die Definition, die Claudia in „Emilia Galotti" II 6 giebt, indem sie die glühenden Liebesbeteuerungen des Prinzen ihrer Tochter als Galanterie und damit als nicht ernst zu nehmende Versicherungen bezeichnet: „Der Prinz ist galant. Du bist die unbedeutende (d. h die nichts bedeutende, leere) Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung, eine Schmeichelei zur Beteuerung, ein Einfall zum Wunsch, ein Wunsch zum Vorsatz. Nichts klingt in dieser Sprache wie alles, und alles ist in ihr soviel als nichts." Lessing gebraucht das Wort „Galanterie" und „galant" wiederholt in der Hamburgischen Dramaturgie. Vergl. 10. Stück: galanter Cirkel (charakterisiert in meiner Abhandlung vom Jahre 1891 S. 18), 23. Stück: sie bedienten sich des Stils der lächerlichsten Galanterie, 41. Stück: galante Zueignungsschrift, 33 Stück: Sokrates galant. In der „Minna von Barnhelm" I 1 zweimal, das eine Mal in dem oben entwickelten Sinne, das andere Mal im Sinne von „elegant, geschmackvoll, fein, hübsch." Vergl. zu letzterer Stelle die Worte des Trompeters in „Wallensteins Lager" (6. Auftritt): „Man sollt's euch nicht ansehn, ihr seid galant" (= fein gekleidet).

Digitized by Google

elementaren Stärke hervor. Wie hätte man dies auch von Dichtungen anders erwarten können, in denen durchweg ängstliche Rücksicht auf die Delikatesse der höfischen und vornehmen Gesellschaft und auf die Schicklichkeit und Wohlanständigkeit, wie diese Gesellschaft sie verstand, genommen werden mußte? Vor einem solchen Publikum war die unmittelbare Äußerung des bewegten Innern in naturwahren Lauten nicht zulässig. „Die Personen warfen sich in Staat, wenn sie die Bühne betraten; sie machten von ihrem Innern eine sorgfältig mundierte Reinschrift, lassen uns wohlstilisierte Berichte über ihre Seelenzustände und Affekte, nicht aber die vollen und wahren Ausbrüche derselben vernehmen. Wo soviel Rhetorik ist, da muß die Psychologie, die realistische Ausmalung der Gemütsvorgänge entschieden zurückgedrängt werden, es muß die Wahrheit und Fülle des Ausdrucks in einem rednerischen Sprachformalismus untergehen.“[1]) War die naturwahre Äußerung der Leidenschaften unter solchem Zwange ausgeschlossen, so konnte vollends von einer stufenweisen psychologischen Entfaltung derselben keine Rede sein. Schon die Einzwängung der Handlung in die Zeit von 24 Stunden (d. h. die Zeit eines Sonnenumlaufs) machte die Vorführung eines solchen psychologischen Werdeprozesses, des Keimens und Anwachsens der Gefühle, Affekte und Leidenschaften unmöglich und nötigte den Dichter, an die Stelle des Werdens — des dramatisch allein Wirksamen — das Gewordene, die fertigen und ausgebildeten Neigungen, Gemütsbewegungen und Leidenschaften zu setzen.[2]) Wie alles ganz anders bei Shakespeare! Nichts hindert ihn, uns eine Leidenschaft von ihren ersten Anfängen in stufenmäßiger Entwickelung bis zu der für den Helden verhängnisvollen Höhe vorzuführen und dieselbe in ihrer ganzen elementaren Gewalt zum Ausdruck zu bringen, und wie jenes behutsame, alle Entwickelung ausschließende Auftreten der Leidenschaften die Hauptursache der „Kälte“ der französischen Tragödie bildet, über die Voltaire selbst klagt (vergl. das 80. Stück), so ist das Gegenteil die Quelle der unwiderstehlichen, hinreißenden Wirkung der Shakespeareschen Tragödie, wie Lessing schon im 17. Litteraturbrief und im 9. und 10. Stück der Hamburgischen Dramaturgie andeutete. Auf diesen Grundunterschied der englischen und französischen Tragödie sich weiter einzulassen, hatte Lessing an unserer Stelle keine Veranlassung. Genug, wenn er den Nachweis geführt hat, wie wenig die Franzosen, wie wenig vor allem Voltaire Ursache hatten zu glauben, wie in anderen Stücken so auch in der Darstellung der Leiden-

1) J. Bayer, Von Gottsched bis Schiller, 1. Bd. S. 215.

2) Daß dieser Zwang auch einer freien Entfaltung der Charaktere hinderlich war, sei hier nur beiläufig bemerkt.

Digitized by Google

schaften Shakespeare überholt zu haben, wie weit Shakespeare in dieser Hinsicht über Voltaire steht, wie berechtigt seine (des Kritikers) im 17. Litteraturbrief ausgesprochene Forderung ist, der Deutsche, dessen Geschmack mehr in den des Engländers als des Franzosen „einschlage," solle sich mehr an das Drama Shakespeares als an das französische halten. Da es demnach dem Kritiker nicht um eine erschöpfende Charakteristik und Wertschätzung der englischen und französischen Tragödie zu thun war, so thäte man auch Lessing Unrecht, wenn man ihm vorwürfe, er wisse nichts zu sagen von dem „Schwunge und der Phantasie", welche in „Romeo und Julie" die Liebe aus einer höheren Welt in diese irdische herabsteigen lassen, von ihrer Verschmelzung mit dem Grauen des Todes, aus welchem ihre Kraft, den Haß zu bezwingen und zu versöhnen, nur noch mächtiger hervorgeht, von dem ätherischen Duft, der auf dem wohl einzig zu nennenden Gedichte ruht. Ohne Zweifel empfand Lessing all dieses. Wie er aber sich durchgängig scheute, dem Geheimnisreichen Worte zu geben, so wollte er, wie schon Loebell bemerkte,[1]) besonders auch in dieser dem deutschen Dramatiker bestimmten Schule aus dem Shakespeare nur das Lernbare hervorheben, was auch dem zum Muster dienen kann, der im Bau und in der Form der Dramen, die er bildet, noch so sehr von ihm abweicht. Am Geist in „Hamlet" zeigt er, wie der Dichter durch das Wunderbare wirken kann, wenn er es den gangbaren Vorstellungen anpaßt; durch „Romeo und Julie" schärft er die Lehre ein, daß die Gewalt der Leidenschaften erst durch ihre Geschichte begreiflich wird, und stellt diese Dramen als Vorbilder für die Anlage und Durchführung einer solchen Geschichte auf. — Die Erwähnung und das Lob Shakespeares giebt dem Kritiker Veranlassung zu einer

III. Ausschweifung: Es gilt eine Lanze zu brechen für die viel angegriffene Shakespeareübersetzung von Wieland.[2]) Diese erschien 1762 bis 1766 in Zürich, 22 Stücke enthaltend, mit Ausnahme des „Sommernachtstraumes", in Prosa. „Dies war ein Ereignis für die Geschichte der deutschen Litteratur, dessen hohe Bedeutung wiederum keiner besser als Lessing erkannte."[3]) Er verhehlte sich nicht, welchen Vorschub diese

---

1) Entwickelung der deutschen Poesie u. s. w. 3. Bd. S. 219.

2) Wenn auch bei der Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie die Schüler mit litterarhistorischen Notizen, die zum Verständnis des eigentlichen Inhaltes nichts beitragen, möglichst verschont werden sollen, so sollte doch hier eine Ausnahme gemacht und die Schüler hier hingewiesen werden auf die große Bedeutung dieser Wielandschen und nächst dieser der Schlegelschen Shakespeareübersetzung für die Kenntnis und Einbürgerung Shakespeares in Deutschland und die Hebung der deutschen dramatischen Dichtung.

3) Ulrici, Shakespeares dramatische Kunst, 3. Aufl., 3. Teil, S. 191.

Digitized by Google

Übersetzung trotz der vielfachen Fehler seiner Bestrebungen, Shakespeare auf dem Wege der Kritik und der Läuterung des ästhetischen Urteils in Deutschland einzuführen, leistete. Daher die warme Anerkennung! Auch er war anfangs wie andere der Meinung gewesen, Shakespeare müsse nicht übersetzt, sondern bloß studiert werden. Aber nach seiner gewöhnlichen Art, auf die Seite des Schwächeren zu treten, nahm er sich der Übersetzung an, als sie da war.[1]) Von dem jungen Goethe, sowie seinen Straßburger Genossen, die wie er Shakespeare auf den Schild erhoben hatten, wurde sie mit Freuden begrüßt. „Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgeteilt und empfohlen" (Dichtung und Wahrheit, 11. Buch, Hempel 22. Bd., S. 45).[2]) Was Wieland begonnen, vollendete A. W. Schlegel. 1797—1810 erschien seine Übersetznng von 17 Shakespeareschen Dramen, „die erste, in welcher mit wahrhaft genialer Gewandtheit nicht nur der Shakespearesche Gedanke, sondern auch die eigentümliche Form desselben, der so oft bedeutsame Wechsel zwischen Prosa und Blank-Vers, die Shakespearesche Behandlung des letzteren, kurz der Stil Shakespeares in allen seinen charakteristischen Wendungen und Metamorphosen nachgebildet war. Es ist eine notorische Thatsache, daß diese Übersetzung erst den größten dramatischen Dichter der neueren Zeit zum geistigen Eigentum der deutschen Nation erhoben, ihn gleichsam nationalisiert, verdeutscht, im eigentlichsten Sinne des Wortes, zu unserem Fleisch und Blut gemacht hat, ein Verdienst, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Tieck im Vereine mit jüngeren Freunden hat sie, wenn auch nicht mit gleicher Meisterschaft, doch in würdiger, höchst anerkennenswerter Weise vollendet."[3])

IV. Litterarhistorische Bemerkungen geben dem Kritiker Gelegenheit, sich auszusprechen

---

1) Göcking (in „Nicolais Leben und Nachlaß") glaubt, daß Lessing überdies die Härte, die er in den Litteraturbriefen (7—14, 63 flg) gegen Wieland gezeigt hatte, wieder gut machen wollte. Vielleicht hatte er diese Absicht auch bei der günstigen Besprechung des „Agathon" im 69. Stück.

2) Vergleiche noch die Stelle im 7. Buch (Hempel, 21. Band, S 55), wo die Übersetzung eine „höchst verdienstliche" genannt und den Kunstrichtern der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", die Shakespeare gar nicht übersetzt haben wollten und von der Wielandschen Übersetzung „viel Böses" gesagt hatten, Mangel an Geschmack vorgeworfen wird. Wer diese waren, erfahren wir in v. Loepers Anmerkung zu dieser Stelle (Hempel 21. Bd, S. 283 flg.).

3) Ulrici a. a. O., S. 206 flg. Den Lehrer verweise ich außerdem auf A. Stahr, Shakespeare in Deutschland (in Prutz' Litterarhistorischem Taschenbuch 1. Jahrg.. Leipzig 1843), R. Genée, Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland (Leipzig 1870), Bernays, Entstehungsgeschichte der Schlegelschen Shakespeareübersetzung (Leipzig 1872).

Digitized by Google

a) über Voltaires Eitelkeit und schriftstellerische Unzuverlässigkeit.[1]) Man achte nur auf die hochmütige Selbstgefälligkeit und verletzende Unverschämtheit Voltaires gegenüber seinem englischen Freunde, die in einzelnen Wendungen wie „selbst Addison"[2]) und „le plus sage de vos écrivains" zu Tage tritt. Lessing selbst deutet das Ungehörige an mit der Einführung: „Er sagt z. B. zu seinem englischen Freunde." Man halte mit jenen Wendungen den selbstgefälligen Ton zusammen, den Voltaire in der Einleitung zu seiner „Semiramis" (vergl. das 10. Stück), zu seiner „Zaïre" (15. Stück) und gegenüber Maffei (vergl. 41. Stück) anschlug. Da von den drei von Voltaire erwähnten Beispielen, in denen gereimte Aktschlüsse Vergleichungen enthalten sollen, bis jetzt nur das dritte in der die Geschichte des Antonius und der Kleopatra behandelnden Tragödie Drydens „All for love" (Schluß des 3. Aktes) und zwar von Cosack aufgefunden wurde, so muß man annehmen, daß Voltaire entweder unbedeutende, jetzt vergessene Stücke vor Augen hatte oder nicht genau citierte oder die Beispiele selbst erfunden hat. Letzteres ist bei seiner Spottsucht, die ihn verleiten mußte, alberne Beispiele — und die Beispiele klingen alle drei etwas albern — selbst auf Kosten der Wahrheit zu erdichten, nicht undenkbar. Eine eigene Kühnheit von seiten Voltaires gehörte aber vollends dazu, von Verletzung der Wahrheit im englischen Drama zu reden und die Forderung aufzustellen, daß die Leidenschaft ihre wahre Sprache führen müsse, da doch Lessing sich wiederholt genötigt sieht, das französische Drama selbst der Unnatur zu zeihen. Nach diesen einzelnen Plänkeleien folgt das denkbar schärfste Verdikt Lessings über Voltaires Mangel an Wahrheitsliebe, auf das er uns schon durch den Satz: „Nur muß man nicht alles für vollkommen so wahr annehmen, als er (Voltaire) es ausgiebt! Wehe dem u. s. w." vorbereitet hat[3]). Ein

1) Die 1. Aufführung der „Zaïre" fand am 13. August 1732 (nicht 1733) statt (vergl. v. Sallwürk S. 10).

2) Addison, der Herausgeber der moralischen Wochenschrift „The spectator", ist den Schülern schon bekannt aus dem 17. Litteraturbrief als Verfasser des Trauerspiels „Cato", aus dem unter Benutzung von Destouches' gleichnamigem Drama Gottsched „mit Kleister und Schere" seinen „Cato" verfertigte. Trotzdem Addison Engländer war, verließ er die Traditionen der englischen Tragödie und bequemte sich der Allgewalt der französischen Renaissancetragödie.

3) Mit Recht findet Lessing die Gewohnheit, die Akte mit gereimten Versen zu schließen, nicht so ungereimt. Gereimte Aktschlüsse finden sich auch in Schillers Dramen, z. B. in den „Piccolomini" V, in „Wallensteins Tod" II und III, „Wilhelm Tell" I, II, IV, V, „Maria Stuart" I, II, III, „Jungfrau von Orleans" I. Wären gereimte Verse nicht zulässig, so müßte man schließlich auch den Vers verbannen. Die Fanatiker des Realismus verlangen freilich, daß die Personen im Drama die Sprache der alltäglichen Wirklichkeit sprechen sollen. Die Erhebung dieser Forderung zum Gesetz würde aber den Tod aller dramatischen Kunst bedeuten.

Digitized by Google

kleines, verzeihliches Unrecht, aber doch ein Unrecht dürfte der Dramaturge hier Voltaire doch zugefügt haben. „Die von Lessing angeführten Worte mußten bis auf eine Kleinigkeit so verstanden werden, wie sie Lessing aufgefaßt hat. Zu Voltaires Entschuldigung bleibt nur die Annahme übrig, daß ihm dasselbe widerfahren ist, dessen sich auch der große Stilist öfter bezichtigt hat (vergl. Lessing von Danzel-Guhrauer 2. Bd. S. 56, 2. Aufl. S. 52); er hat sich zu unbestimmt und zu nachlässig ausgedrückt, hat den ersten über dem zweiten ihm wesentlicheren Punkt aus Augen und Sinn verloren. Was er als wesentlich betonen wollte, war, daß die englischen Dichter ihre Akte mit einer Vergleichung schlössen, wie er dies dann mit einer unbedeutenden Abänderung in dem Briefe an den Marquis Maffei vor seiner „Merope" wiederholt: „Les Anglais ont la coutume de finir presque tous leurs actes par une comparaison.[1]) Ganz deutlich aber tritt Voltaires Absicht zu Tage an einer Stelle eines Briefes, den er 1736 nach der Aufführung der „Zaïre" auf dem Drury-Lane-Theater an Freund Thiériot schrieb: „J'ai lu la Zaïre anglaise: elle m'a enchanté plus qu'elle n'a flatté mon amour-propre. Comment! Des Anglais tendres, naturels! without bombast! without similes at the end of acts? Quel est donc ce Monsieur Hill? quel est ce gentil homme, qui a joué Orasmane sur le théâtre des comédiens?"[2]) Mit Hinblick auf diese Stelle wird man nicht mehr, wie geschehen ist, in Lessings Worten: „Es ist zwar nicht glaublich, daß der Herr von Voltaire die Übersetzung seines Stückes nicht genauer sollte angesehen haben als ich oder ein anderer," den Nachweis, der doch auch nicht darin liegt, zu finden glauben, daß Voltaire die Übersetzung des A. Hill gar nicht gelesen habe. Der Vorwurf großer Flüchtigkeit und sachlicher Unkenntnis bleibt auf ihm haften, während das kleine Versehen Lessings, der „proscrit" mit „abgeschafft" übersetzt, gänzlich bedeutungslos wäre, wenn er nicht daraus die Folgerung zöge: „So wäre doch drittens das nicht wahr, daß sein (Hills) Beispiel von dem Einflusse gewesen, von dem es Voltaire sein läßt."[3])

b) Über die Besetzung von Rollen durch Liebhaber und Anfänger. So sehr Lessing auch der durch Voltaire vorgenommenen Besetzung der zwei wichtigsten Rollen durch Liebhaber, gar durch Personen „von Stande" zustimmt, schon im Interesse der „Komödianten von Profession", an deren Hebung im Ansehen des Publikums ihm soviel gelegen war, so kann er doch auch hier nicht umhin, sich über den kläglichen Eindruck

1) Voltaire, Oe. Co. t. III pag. 472.

2) Voltaire, Oe. Co. t. XXXI pag. 405.

3) Vorberger, Einzelheiten über Voltaire bei Lessing (Beilage zum Jahresbericht der Realschule Friedrichstadt-Dresden 1879) S. 27 flg.

Digitized by Google

ironisch auszulassen, den Voltaires liebeschmachtendes Wesen in seiner an die „junge, reizende Mademoiselle Gossin" (so schreibt Lessing, wie so oft der Aussprache folgend) gelegentlich der ersten Aufführung der „Zaïre" gerichteten „Epître" macht.[1])

c) Über die Verschiedenheit des welschen und des deutschen Geschmackes hinsichtlich des Schlusses von Tragödien. Wenn hier Lessing tadelt, daß die Hamburgische Aufführung der „Zaïre" wie ein Epigramm, mit der Spitze des Dolches, geschlossen habe, so spielt er mit diesem Vergleich auf die pointe des Epigramms an, das zuerst eine Erwartung erregt, um auf diese scharf und mit überraschender Kürze die Lösung (pointe) folgen zu lassen. Vergl. u. a. Kästners Epigramm:

Eh noch der Held den Dolch, die Heldin Gift erkor,
Starb schon das Drama selbst weit sanfter: es erfror.

---

1) Frl. Gaussin war damals (1732) 21, Voltaire 38 Jahre alt. Ich führe das Gedicht vollständig an, weil es sich bis jetzt in keinem Kommentar der Hamburgischen Dramaturgie findet, die Kenntnis desselben aber für den Lehrer wegen dieser Anspielung Lessings doch von Interesse sein muß.

A Mlle Gaussin.

Qui a répresenté le rôle de Zaïre avec beaucoup de succes. (1732)

Jeune Gaussin, reçois mon tendre hommage,
Reçois mes vers au théâtre applaudis;
Protège-les: Zaïre est ton ouvrage;
Il est à toi, puisque tu l'embellis.
Ce sont tes yeux, ces yeux si pleins de charmes,
Ta voix touchante, et tes sons enchanteurs,
Qui du critique ont fait tomber les armes;
Ta seule vue adoucit les censeurs.
L'illusion, cette reine des coeurs,
Marche à ta suite, inspire les alarmes,
Le sentiment, les regrets, les douleurs,
Et le plaisir de répandre des larmes.
Le dieu des vers, qu'on allait dédaigner,
Est, par ta voix, aujourd'hui sûr de plaire;
Le dieu d'amour, à qui tu fus plus chère,
Est, par tes yeux, bien plus sûr de regner:
Entre ces dieux désormais tu vas vivre.
Helas! longtemps je les servis tous deux:
Il en est un que je n'ose plus suivre.
Heureux cent fois le mortel amoureux
Qui, tous les jours, peut te voir et t'entendre;
Que tu reçois avec un souris tendre,
Qui voit son sort écrit dans tes beaux yeux,
Qui pénétré de leur feu qu'il adore,
A tes genoux oubliant l'univers,
Parle d'amour, et t'en reparle encore!
Et malheureux qui n'en parle qu'en vers!

Digitized by Google

V. Darlegung einzelner Mängel in der Komposition der „Zaïre". a) Der mißlungene Versuch des Holländers Duim, eine „bessere" Zaïre zu machen, veranlaßt den Kritiker, den dramatischen Dichtern hier eine der „goldenen Regeln," an denen die Hamburgische Dramaturgie so reich ist, einzuschärfen: „Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragischen Dichters ist dieser, daß er uns kalt läßt; er interessiere uns und mache mit den kleinen mechanischen Regeln, was er will."[1]) Dieser Ausspruch enthält das Alpha und Omega der tragischen Kunst, das Kunstgeheimnis, das z. B. Shakespeares Tragödien trotz der Nichtbeachtung der „kleinen mechanischen Regeln" für alle Zeiten ihre zündende Wirkung sichert, das uns mit unwiderstehlicher Gewalt in den Zauberkreis seines Genius bannt (vergl. das 11. Stück), das ihn den alten Tragikern in der Wirkung seiner Kunst gleichstellt und weit über Corneille und seine Nachtreter erhebt, so sehr diese auch „die gebahnten Wege der Alten betreten" und sich ihnen „in der mechanischen Einrichtung" nähern (17. Litteraturbrief). Nicht oft genug kann Lessing hervorheben, daß die französische Tragödie an „Kälte" leide. Im 10. Stück giebt er der Geistererscheinung in Shakespeares „Hamlet" den Vorzug vor der in Voltaires „Semiramis," weil Shakespeare uns zu täuschen und durch die Täuschung zu erschüttern versteht, weil uns sein „Geist" im höchsten Grade interessiert und unser tiefstes Mitleid erregt, während Voltaires „Geist" nur ein verkleideter Komödiant ist und als solcher uns kalt läßt, und im 80. Stück nennt er eben die „Semiramis" das „kälteste Stück, das er kenne," und kurz vorher läßt er Voltaire selbst die Klage eines französischen Kunstrichters, daß es den französischen Tragödien an „Wärme" fehle, als berechtigt bezeichnen, und er selbst fügt hinzu, daß diese eben deswegen keine Tragödien seien, da es ihnen gerade an dem fehle, was eine Tragödie erst zur Tragödie mache. Wenn Voltaires „Zaïre" einigermaßen eine Ausnahme bildet und uns weit mehr rührt als Corneilles Tragödien, so hat uns schon der 17. Litteraturbrief belehrt, daß der Grund darin liege, daß die „Zaïre" eine wenn auch schwache Kopie des „Othello" sei, und doch glaubt der Kritiker oben im 15. Stück bemerken zu müssen, daß der Brand, dessen sich Voltaire aus dem flammenden Scheiterhaufen Shakespeares bemächtigt habe, mehr dampfe als leuchte und wärme. Wie diese Grundbedingung aller tragischen Wirkung, so betont Lessing auch wiederholt, daß eine wenn auch

1) Vergl. Kästners Epigramm, ferner Grillparzers Ausspruch: „Das Publikum fordert unnachsichtlich Eines, wodurch es eben zu einer so vortrefflichen Kontrole für den dramatischen Dichter wird, und dieses Eine ist — Leben" (Werke 9. Bd. S. 143) und Voltaires geflügeltes Wort in der Vorrede zum Enfant prodigue: „Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux."

Digitized by Google

noch so peinliche Beobachtung der „kleinen mechanischen Regeln,“ unter denen er hauptsächlich die Einheit des Ortes, der Zeit, geschickte Exposition, Verbindung der Auftritte unter sich versteht, jenen Mangel an Wärme nicht ersetze, da sie auf das „Wesentliche“ der Tragödie keinen Einfluß habe (10. Stück). Im 17. Stück sagt er von dieser sogenannten Regelmäßigkeit: „Begnüge sich damit, wer keine höheren Schönheiten kennt!“ Im 46. Stück: „Möchten meinetwegen Voltaires und Maffeis „Merope“ 8 Tage dauern und an 7 Orten Griechenlands spielen! Möchten sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterien vergessen machen!“

b) Ist die „Zaïre“ Duims auch mißlungen, so ist doch sein Tadel der „Zaïre“ Voltaires in vielen Stücken gegründet.

b^1) hinsichtlich der Unschicklichkeiten in Ansehung des Ortes. Lessing stellt sich, indem er sich dem Tadel Duims anschließt, auf den Standpunkt der Franzosen, da er sich jedenfalls vorgenommen hat, erst später (es geschieht 44 flg. Stück) die Forderung der Einheit des Ortes als unberechtigt zurückzuweisen, gerade wie er auch die falsche Übersetzung der Franzosen von φόβος bis zum 74. Stück beibehält, trotzdem er dessen richtige Bedeutung schon im Frühjahr 1757 erkannt hat (vergl. seinen Brief an Nicolai 2. April 1757). Anstatt die Einheit des Ortes streng zu beobachten, nachdem sie einmal von den Franzosen zum Gesetz erhoben worden war, hat sich Voltaire auch in der „Zaïre“ wie in der „Semiramis“ die beengenden Fesseln dieser Regel zu erweitern gesucht, sich damit aber großer Unschicklichkeiten schuldig gemacht. „La scène est au sérail de Jerusalem“ lautet die Bühnenweisung unter dem Personenverzeichnis. v. Sallwürk bemerkt dazu: „Man hat sich, besonders mit Rücksicht auf den 5. Akt, einen rechts und links von Palästen begrenzten Hof zu denken, von welchem aus Bogengänge nach verschiedenen Richtungen in den Hintergrund führen.“ Spielt sich die ganze Handlung an einem solchen Orte ab, so ist eine Reihe von Ungereimtheiten die unausbleibliche Folge, indem Personen sich hier einfinden, die doch hier nichts zu thun haben, und Dinge hier verhandeln, die man doch sonst nicht an einem solchen Orte erörtert. Ich verweise auf die sehr eingehende Behandlung dieser Frage in der durch den Schulschriftenaustausch dem Lehrer leicht zugänglichen Schrift „Zaïre und Othello“ von J. Sturm (Beilage zu dem Jahresbericht der königlichen Gewerbeschule zu Crefeld, 1879), S. 26 flg.

b^2) in Bezug auf das Fehlerhafte im Motivieren des Auf- und Abtretens der Personen. Der Kritiker ist umso mehr berechtigt, diese Verstöße Voltaire aufzumutzen, da dieser in seiner Vorrede zur „Semiramis“ die „große Kunst,“ die Auftritte so unter einander zu verbinden,

Digitized by Google

daß die Scene niemals leer bleibt und keine Person weder ohne Ursache kommt, noch abgeht, als etwas bezeichnete, was die Griechen von den Franzosen hätten lernen können (vergl. das 10. Stück), und da er den Verstoß dagegen für einen „Fehler" erklärte, den man heutzutage auch dem geringsten Poeten nicht verzeihen würde (vergl. das 45. Stück). Welchen Wert Lessing, welchen Corneille auf diese „große Kunst" legt, erhellt aus dem 10. und 45. Stück. Solche ungenügende Motivierungen stoßen in der „Zaïre" wiederholt auf. Einzelne Fälle hat schon J. Sturm angedeutet. Ich füge noch einige hinzu. II 1 ist das Auftreten Nerestans nicht genug begründet. Nach I 4 hat er noch vor Sonnenaufgang das Land verlassen sollen. Es scheint, er will Zaïre noch einmal sprechen, glaubt aber (Ende des Auftrittes) selber nicht an die Möglichkeit. Woher wissen die befreiten Gefangenen, daß er hier ist? Warum umdrängen sie die Pforten des Serails und kommen nicht in den unverschlossenen Hof (vergl. III 7 Ende und V 2), wie Nerestan, wenn sie diesen zu sehen wünschen? Chatillon kam doch herein! II 2: Woher weiß Zaïre, daß Nerestan da ist? Wie konnte sie Lusignan herbringen lassen, um ihn Nerestan zu übergeben, da sie nicht wissen konnte, daß Nerestan kommen werde? (Lusignan tritt schon bei Zaïrens Worten: „Man führt ihn her" auf, damit die Scene keinen Augenblick leer bleibt). III 2 soll nur das Leerwerden der Bühne verhindern, also inhaltsloses Notmittel. Corasmin bleibt bis zum 7. Auftritt, ohne Auftrag dazu, in einem anstoßenden Raume, um im 7. Auftritt anwesend sein zu können. Im 5. Auftritt bleibt Zaïre auf der Bühne, damit Corasmin sie in dem folgenden Auftritt auffordern kann, mit ihm zur Moschee zu kommen. In IV 3 ist nicht ersichtlich, was Corasmin herführt; er ist schon während der letzten Worte von IV 2 eingetreten.

b[3]) in Bezug auf Ungereimtheiten in der Verknüpfung und Motivierung der Handlung. Diese Frage wird von J. Sturm in der genannten Abhandlung besonders von Seite 65 an eingehend sehr erörtert. — An der Femininform Monologe hat man mit Unrecht Anstoß genommen; denn diese Form (auch Monologue) findet sich noch 66. und 80. Stück und noch in anderen Schriften Lessings, wie dieser ja auch umgekehrt in zahlreichen Stellen „der Periode" statt „die Periode" gebraucht. Dagegen ist in den Worten „auch die 2. Scene des 3. Aktes" statt „3. Aktes" zu setzen „4. Aktes". Ebenso ist im folgenden Abschnitt, um dies jetzt schon zu erledigen, die „letzterwähnte Scene" nicht IV 2, sondern, wie aus der folgenden Charakteristik des Verhaltens Orosmans und aus der aus Remond de Sainte (nicht: Saint) -Albines angeführten Stelle hervorgeht, IV 6. Ob in diesen beiden Fällen ein Schreib- oder Gedächtnisfehler Lessings oder ein Druckfehler vorliegt, läßt sich nicht ent-

Digitized by Google

scheiden. In dem Worte „Bilze" ist dagegen jedenfalls ein Schreib- oder Druckfehler verborgen. Man hat „Pilze" in den Text gesetzt. Denn die Redensart „in die Pilze gehen" soll sich in Mitteldeutschland finden im Sinne von „verloren gehen, verschwinden".[1]) A. W. Schlegel gebraucht sie in seiner Übersetzung von Shakespeares „Hamlet" III 2. Dort sagt Hamlet: if the rest of my fortunes turn Turk with me (= wenn der Rest meiner Glücksgüter türkisch wird = abtrünnig wird = mich verläßt, mir ausgeht), was Schlegel übersetzt mit: „wenn meine sonstige Anwartschaft in die Pilze geht". Die angegebene Bedeutung „verloren gehen, verschwinden" dürfte dem an unserer Stelle erforderlichen Sinne einigermaßen entsprechen. Denn hätte Orosman Zaïre III 6 sofort genötigt, sich deutlicher über ihre Weigerung zu erklären, vor allem die Ursache derselben anzugeben, so wäre ja das Stück mit diesem Auftritt zu Ende gewesen, da der Dichter aus Mangel an weiteren Motiven keinen Stoff gehabt hätte zu einem 4. und 5. Akte, oder, wenn man lieber will, es wäre unfertig liegen geblieben. Sollte aber Lessing nicht geschrieben haben „in die Binsen gegangen"? So sagt man im Alemannischen „dem ist sein Sach oder sein Unternehmen in die Binsen gegangen", d. h. zu nichts geworden, fehlgeschlagen, und dieser Ausdruck könnte damit erklärt werden, daß er übertragen ist von dem Sichverlaufen von Bächen, Quellen, überhaupt fließenden Wassern in (mit Binsen bewachsenen) Sümpfen und Mooren, wie wir auch mit einer ähnlichen Wendung sagen: es verläuft etwas im Sumpf oder im Sand, es zerrinnt etwas.[2]) Übrigens soll sich der Ausdruck auch in Norddeutschland finden.

1) Eine genügende Erklärung hat sich meines Wissens noch nicht gefunden. Cosack (2. Auflage) bemerkt: „(Wir schreiben Pilze) in übertragener Bedeutung = verloren gehen, verschwinden. Ebenso: in die Nüsse gehen, ursprünglich, um Pilze zu sammeln und Nüsse zu pflücken, ganz wie im Französischen aller chercher des champignons und aller cueillir des noisettes auch in bildlicher Bedeutung vorkommt, weil die eifrigen Sammler sich gar nicht von den Pilzen und Nüssen trennen können. Ferner wird angeführt: in die Wicken gehen, und ist mir außerdem noch provinziell bekannt: in die Rüben gehen. Diese beiden Ausdrücke dürften zunächst von den Hasen u. s. w. gebraucht sein, welche sich in dem Kraute vor dem Jäger zu verstecken suchen und ihm „verloren gehen". Boxberger und Sanders (letzterer in seinem Wörterbuch) erklären den Ausdruck ebenso, ersterer mit Verweisung auf Kehreins onomatisches Wörterbuch, letzterer unter den ähnlichen Wendungen auch noch die in Mecklenburg gebräuchliche „in die Wicken gehen" nennend.

2) Vielleicht ist auch der Ausdruck „in die Brüche gehen", den ein Ungenannter in der „Frankfurter Zeitung" 1881 Nr. 299 vorgeschlagen hat und den er mit zwei gleichlautenden Stellen („So fällt mein Beweis in die Brüche") aus Lessing hätte belegen können, nicht auf den Begriff „brechen" zurückzuführen, sondern mit „Bruch" = feuchter, mooriger, vielfach mit Rohr, Schilf und Binsen bewachsener Wiesengrund (ahd. pruoch, englisch brook, vergl. Bruhrhein, Oder-, Warthebruch) in Beziehung zu bringen. In diesem Falle würden beide Ausdrücke dasselbe bedeuten.

Digitized by Google

VI. Die Bedeutung von IV 6 (vergl. oben) für die Darstellung der Rolle Orosmans. Lessing flicht hier einen neuen Zweig in Ekhofs Lorbeerkranz. Vergl. 2. und 3. Stück.

Rückblick auf das 10. bis 12., 15. und 16. Stück.

So rückhaltslos wir auch dem Ergebnis der von dem Kunstrichter zwischen Shakespeare und Voltaire vorgenommenen Konfrontation zustimmen und den Beweis für geliefert halten, daß Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Voltaire ist, daß jener diesen vor allem an Naturwahrheit, Kenntnis des menschlichen Herzens, Kraft der Leidenschaft und nachhaltiger Wirkung weit hinter sich läßt, so wäre es doch ungerecht, Voltaires „Semiramis" und „Zaïre" allen poetischen Wert abzusprechen. Lessing selbst fühlte sich nicht veranlaßt, sich in eine allseitige Würdigung der französischen Tragödie und so auch dieser beiden Voltaireschen Stücke einzulassen. Sein Ziel war die Verdrängung der französischen Tragödie von der deutschen Bühne und die Schaffung einer national deutschen Tragödie, und diesem Ziel war er bedeutend näher gerückt, sobald er die Deutschen überzeugte, daß die vielbewunderten und viel nachgeahmten französischen Tragödien an sehr bedenklichen Schwächen litten, daß die Deutschen eher Grund hätten, sich Shakespeare, der an Dichterkraft die französischen Tragiker weit überrage und dessen dichterische Eigenart zudem die deutsche Denk- und Empfindungsweise mehr anspreche, zum Vorbild zu nehmen. Uns dagegen, die wir jenem Kampfe zeitlich fern gerückt sind und die wir uns der Segnungen jenes von Lessing so tapfer und unerschrocken geführten Befreiungskampfes erfreuen, hindert nichts, ruhig und ohne Hitze den Wert der französischen Tragödie überhaupt und der beiden Voltaireschen Stücke insbesondere abzuwägen.[1]) Für diese letzteren lasse ich absichtlich die Äußerungen französischer Kritiker[2]) beiseite, um dafür die Urteile von zwei deutschen Kunstrichtern vorzuführen, die beide schon wiederholt Beweise ihres feinsinnigen Geschmackes in Sachen der dramatischen Kunst geliefert haben. Es sind Richard Mahrenholtz und Erich Schmidt. Hinsichtlich der „Semiramis" giebt Mahrenholtz (Voltaire-Studien S. 69 flg.) die ungeschickte Entlehnung der Geistererscheinung aus dem „Hamlet", die Abhängigkeit des französischen Stückes von dem englischen Vorbilde auch

---

1) Über die Notwendigkeit solcher Untersuchungen habe ich mich eingehender in der Abhandlung vom Jahre 1884 S. 10 flg. ausgesprochen. Die Hauptarbeit wird hier freilich dem Lehrer zufallen.

2) Wer sich für solche interessiert, der sei u. a. verwiesen auf M. Villemains eingehende Erörterungen in seinem Cours de la littérature Française. Tableau de la littérature au XVIII siècle. 1. Bd. S. 193 flg.

Digitized by Google

in der Charakterzeichnung und Anlage, die bloß äußerliche Beobachtung der Einheit des Ortes und der Zeit zu, findet aber in dem gesunden, vom poetischen Hauche umflossenen Realismus, den alle Charaktere, selbst die beiden Liebenden bekunden, in der völlig unfranzösischen Manier der Rede und Dichtungsweise den segensvollen Einfluß des Shakespeareschen Genius, bezweifelt, daß Lessing, wenn er eine wirkliche Kritik dieser Dichtung gegeben hätte, ihr gegenüber das Verdammungsurteil, das er sonst über Corneille und seinen Nachahmer Voltaire gefällt hat, aufrecht erhalten hätte[1]), und faßt, nachdem er freilich auch auf die neben Shakespeares Nachahmung nicht zu leugnende „hemmende Einwirkung Corneillescher Eigentümlichkeiten“[2]) hingewiesen hat, sein Urteil in dem Satz zusammen: „Von diesen Mängeln abgesehen ist „Semiramis“ die vollendetste der früheren und späteren Tragödien Voltaires, und einen hohen Grad des kritischen Verständnisses zeigt zum mindesten die treffende Art und Weise, in der Shakespeare von ihm nachgeahmt und nicht nachgeahmt wird.“ — Die „Zaïre“ hat man wegen der Wahl eines echt nationalen Stoffes mit Recht die erste nationale Tragödie der Franzosen genannt.[3]) Auch in anderer Hinsicht hatte das Stück für die französische Bühne eine große reformatorische Bedeutung. „Von da ab, sagt Mahrenholtz (a. a. O. S. 52), wird endlich der Bannkreis des Höfischen und Aristokratischen durchbrochen,[4]) werden echt menschliche Gefühle und Gegensätze uns vorgeführt, wird der enge Horizont der griechisch-römischen Sage und Geschichte zur Weltgeschichte erweitert und werden gerade moderne Verhältnisse anfangs

1) Dies scheint mir nach dem Urteil, das Lessing im 80. Stück über die „Semiramis“ fällt, doch fraglich.

2) „Unklarheit und Spitzfindigkeit der Charakteristik ist auch hier gelegentlich zu finden. Semiramis, als rabulistische Dolmetscherin des eigenen Herzens, unterscheidet wieder zwischen mütterlicher Liebe zu Ninias und den zärtlichen Gefühlen einer Liebenden, um bald darauf von ihrer zärtlichen Liebe zu dem jugendlichen Helden zu sprechen. Im unklaren bleibt ferner der Leser, ob der Priester, als er dem Ehebunde der Semiramis mit ihrem unbekannten eigenen Sohne zuzustimmen scheint, in Unkenntnis der wahren Sachlage handelt oder ob er von seinem vergeltenden Gotte dennoch die Entwirrung eines Rätsels hofft. In Corneilles Manier ist auch das Tragische des Schlusses übertrieben worden, indem Ninias unwissentlich zum Mörder der eigenen Mutter wird.“

3) In der Vorrede an Falkener schreibt Voltaire selbst: „Dem englischen Theater verdanke ich die Kühnheit, die ich hatte, die Namen unserer Könige und der alten Familien unseres Reiches auf die Bühne zu bringen. Es scheint mir, daß diese Neuerung die Quelle einer Gattung der Tragödie sein könnte, die uns bisher unbekannt war und deren wir bedürfen.“

4) S. 55 weist Mahrenholtz auf die „unfranzösische Neuerung“ hin, „eine Sklavin zur Hauptperson zu machen und ihr menschliches Gefühl über höfische Rücksichten triumphieren zu lassen.“

Digitized by Google

geflissentlich zum Gegenstande der Dichtung gemacht. Da zeigt sich der philosophische Freisinn ohne ängstliche Verhüllung oder halbdurchsichtige Maske wenigstens in der Auffassung religiöser Fragen,[1]) da wird endlich der wahrhaft tragischen Dichtungsweise Shakespeares ein der Corneille-Manier fast ebenbürtiger Einfluß zugestanden." Über die beiden Hauptcharaktere urteilt Mahrenholtz (a. a. O. S. 55): „Der Charakter der Zaïre, der Heldin des Stückes, ist auch der am besten gezeichnete. An die Frauengestalten Racinescher Dichtung erinnernd zeigt sich auch mädchenhafte Anmut[2]) im Verein mit heldenhafter Liebesstärke wie Shakespeares Desdemona. Auf sie dürfte man Lessings Verdikt nicht unbedingt anwenden. Desto mehr trifft es den Charakter Orosmans. Der gehört wieder ganz in die Reihe der verliebten Heroen Corneillescher Dichtung; schon ein Vergleich mit Shakespeares Othello würde ihn lächerlich machen. Bei aller momentanen Wildheit und aufbrausenden Leidenschaft ist er ein aufgeklärter Modekavalier des 18. Jahrhunderts, stets in rhetorischem Phrasenschmuck prunkend, peinlich formell, nie die strengen Gebote höfischer Etikette verleugnend. Der Wohlanstand der französischen Liebe hat wieder alles im voraus verdorben." Gleich günstig spricht sich E. Schmidt (Lessing II 1 S. 108) über die Zaïre aus, wenn er sich auch die einzelnen Schwächen des Stückes nicht verhehlt und Lessings Urteil über die Galanterie unterschreibt. Da dem Lehrer E. Schmidts vortreffliche Lessingbiographie jedenfalls zuhanden ist, so sehe ich von einer Wiedergabe der betreffenden Stelle ab.

Den Schluß der schulmäßigen Lektüre sollte die Erörterung einzelner zusammenfassender Fragen in Form von Vorträgen oder Aufsätzen bilden. Ich gebe einzelne solcher Aufgaben an: 1. Welche Schwächen in dem Charakter Voltaires erregten das Mißfallen Lessings? 2. Was

---

1) Eine Vergleichung des Stückes in dieser Beziehung mit Lessings „Nathan" liegt nahe. „Die „Zaïre" kann in mehr als einer Hinsicht als eine Vorläuferin von Lessings Nathan betrachtet werden, mag auch die religiöse Tendenz der über alles Dogmatisieren erhabenen Humanität weniger klar ausgesprochen sein. Wie in „Nathan" sind die Christen blindgläubig oder fanatisch; nur Nerestan zeigt, wie der Tempelherr, angeborene Seelengröße. Dagegen erinnert Orosman in seiner milden Duldsamkeit, die nur aus politischem Zwange zur grausamen Härte wird, wie in seinem sentimentalen Anfluge stark an Saladin. Zaïre ist eine zweite Recha, Fatime ganz die Daja Lessings, nur leidenschaftlicher und heißblütiger. Der Muhamedanismus wird hier, ganz in der Anschauungsweise Voltaires, zur Religion der Toleranz und Bildung (selbst Corasmin wird nicht zum Fanatiker), das Christentum zum Kultus der Bigotterie und Roheit" (Mahrenholtz S. 55 flg.). Die Vergleichung beider Stücke gäbe Stoff zu einem interessanten Aufsatze, wenn nicht die Behandlung dieser Sache durch Schüler ihr Bedenkliches hätte.

2) Mahrenholtz hätte z. B. verweisen können auf die Anmut ihrer Rede in I 1 V. 132 flg.: Qui lui refuserait le présent u. s. w.

Digitized by Google

beabsichtigt Lessing mit der Aufdeckung derselben?[1]) 3. Welche Eigentümlichkeiten der französischen Tragödie lernten wir in den beiden Stücken Voltaires und mit Hilfe der Beurteilung Lessings kennen? 4. Inwieweit waren diese Eigentümlichkeiten durch die eigenartige Entwickelung der französischen Gesellschaft und der französischen Bühne bedingt? 5. Inwiefern liefert Lessing durch die Vergleichung von Voltaires „Semiramis“ und „Zaïre“ mit Shakespeares „Hamlet“, „Romeo und Julie“ und „Othello“ den Beweis für die Berechtigung seiner im 17. Litteraturbrief aufgestellten Forderung, daß die deutsche Tragödie sich die englische und nicht die französische zum Vorbilde zu nehmen habe?

Sprechzimmer.

1.

Zur Bestätigung und Ergänzung von Hildebrands Behandlung des Wortes Buch in seinem Verhältnis zu Buche könnte man noch auf neuere Verwendung von Birkenrinde zu Schreibzwecken hinweisen. Folgende Zeugnisse aus dem 16.—17. Jahrhundert stehen mir dafür zu Gebote. 1. Joh. Mathesius in der Sarepta oder Bergpostill. Nürnberg 1562 Blatt 146b: „Die Alten haben auf Bletter von Palmbeumen, die Cutroff und Rinden der Beume geschrieben, wie wir Kinder auch Büchlein von Birckenrinden macheten.“ 2. Grimmelshausen 1669 im Simplicissimus I. Buch 10. Kapitel: „Demnach schrieb er mir ein Alphabet auff birckene Rinden, nach dem Druck formirt, und als ich die Buchstaben kante, lernte ich buchstabiren.“ 3. Grimmelshausen 1669 ebenda I. Buch 19. Kapitel: „Er fand nichts bey mir als ein Büchlein von Birckenrinden, darin ich meine tägliche Gebet geschrieben“; I, 20 „Es wäre anders nichts bey mir gefunden worden als gegenwärtiges Büchlein, welches sie ihm zugleich überreichten; er laß ein paar Zeilen darnach, und fragte mich, wer mir das Büchlein geben hätte. Ich antwortete, es wäre von Anfang mein eigen gewesen; dann ich hätte es selbst gemacht und überschrieben. Er fragte, warum eben auf birckene Rinden? Ich antwortete, weil sich die Rinden von andern Bäumen nicht dazu schicken“ u. s. w.

Es liegt nahe, in derartigen geschriebenen Birkenbüchlein die letzten Ausläufer des Runenritzens auf Buchenrinde zu erblicken. Vielleicht giebt es noch weitere Zeugnisse für Bücher aus Birkenrinde; willkommen wäre ein Nachweis, daß sie noch heute im Volke bekannt wären. Aller

1) Vergl. meine Abhandlung vom Jahre 1891 S. 4.

Digitized by Google

Wahrscheinlichkeit nach ragt das Problem in die Entwickelung des Schreibunterrichts hinein.

Jena. F. Kluge.

2.

Deutsch reden.

Ohne Herkunft und Bedeutungsentwickelung des Wortes deutsch bestreiten zu wollen, habe ich Gymn. VII 521 bezweifelt, daß die seit J. Grimm so oft, z. B. auch Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 18, dafür angeführte Redensart (mit jemand) deutsch reden dafür beweiskräftig sei, weil latine loqui und en (bon) français, parler français (à qn.) dasselbe bedeuteten. Was Carl Müller in seiner ergebnisreichen Abhandlung Ztschr. 172 A. 2 dagegen bemerkt, ist an sich richtig, widerlegt aber meine Zweifel nicht. Denn z. B. parler français à qn. ist dem Franzosen auch „nicht bloß zu Franzosen in der ihnen verständlichen Sprache sprechen", sondern auch offen, unumwunden, von der Leber weg, grade heraus; vgl. Sachs-Villatte große Ausgabe unter Französisch und Deutsch. Was aber „umschließt unser deutscher Ausdruck" sonst noch? Müllers weitere Bemerkung: „Das Wort deutsch zielt so sehr auf Tugenden und Untugenden des deutschen Volkes . . ." ist mir nicht recht klar, wenn sie nur auf jene Redensart gehen soll, weil dabei allenfalls nur die Tugend der Offenheit und Untugend der Derbheit in Betracht kommen kann; soll sie aber weitere Geltung haben, so ist sie zwar wieder ganz richtig, dürfte aber meiner Meinung nach ebenso von Ἕλλην u. s. w., romanus, français (vgl. cela n'est pas français) gelten.

Boppard. Karl Menge.

3.

Zu dem Lied „Napoleon du Schustergeselle" habe ich noch folgende Angabe zu machen. Ich entsinne mich, in den siebziger Jahren in einem Kalender, wohl dem Lahrer hinkenden Boten, der in der Grafschaft Henneberg viel gelesen wird, eine Abbildung gesehen zu haben, die den letzten Franzosenkaiser als Schustergesellen darstellte. Auch war es mir, als hätte ich ein darauf bezügliches Lied von Soldaten aus dem letzten Kriege singen hören. Heute bin ich in der Lage, Ihnen den Text dieser auf Napoleon III. abgeänderten Fassung mitteilen zu können. Ich habe folgende Verse gehört:

Napoleon, du Schustergeselle,
Ja, du sitzest auf dem allerhöchsten Thron,
Bei Weißenburg bekamst du eine Schelle
Und bei Sedan deinen wohlverdienten Lohn.

Ach! hättest du nicht an das Deutschland gedacht
Und hättest mit Preußen den Frieden gemacht,
So wärest du Kaiser geblieben
Und säßest auf dem allerhöchsten Thron.

Digitized by Google

Man sieht, wie das Volk bestrebt ist, alte Lieder den neuen Verhältnissen anzupassen. Durch eine Untersuchung namentlich der Soldatenlieder, deren fast jedes Regiment neben den gemeinsamen einige besondere hat, würde man dafür noch manche Belege finden. An Veränderungen und Zusätzen zu bekannten Liedern fehlt es da nicht. So habe ich von Soldaten singen hören: „Freudvoll und leidvoll, Gedanken sind frei." Zu „Steh' ich in finstrer Mitternacht", das von dem Meininger Regiment in einer ganz eigenen Melodie gesungen wird, wurde nach jedem Vers der Kehrreim „Behüt dich Gott, feins Liebchen, behüt dich Gott, feins Lieb" zweimal zugefügt.

Zu V. 5,358 (Nr. 9).

Im Hennebergschen ist die Zusammenziehung maladig = „mein Lebtag" so in die Bedeutung „jemals" hineingewachsen, daß man z. B. sagt: Dos hot e (hat er) maladig noch net gehürt (gehört). Hinte, in der dortigen Mundart hönt, wird nur als Umstandswort gebraucht und steht ganz im alten Sinn: heute abend, heute nacht. Daneben steht nachte in der Bedeutung: gestern nacht.

Zu den vielfach besprochenen Volksetymologien in Fremdwörtern kann ich aus dieser Gegend folgende anführen: Aus „Italian Cloth", einem glatten Futterstoff, wird Italien Glatt, aus „Gingham" Ging-gang, für Cigarre hörte ich scherzweise sagen: Rächete (räch = Rauch); besonders wirkt dieses Streben bei vielgebrauchten Heilmitteln. Viel verwendet wird Flüchtig Liniment, allen Ernstes „Flüchtig und geschwind" genannt. In der Gegend von Suhl wurde mir gegen ein kleines Übel, ich glaube es war Zahn- oder Kopfweh, vielfach geraten, „Stockdumm" anzuwenden, das ich in jedem Laden erhalten könne. Niemand aber konnte mir etwas Näheres über dieses rätselhafte Mittel sagen, bis ich zufällig in einem Bauernhause ein Heilmittel fand, das von einem Dr. Stoughton angefertigt sein sollte.

Leipzig. **Dr. Moritz Koehler.**

4.

Zu Matthissons „Adelaide".

In diesem durch Beethovens meisterhafte Komposition berühmt gewordenen Liede schließt der Dichter, welcher in den ersten Strophen den Gedanken durchgeführt hat, daß ihm, während er einsam im Frühlingsgarten wandelt, die Natur in einer Reihe glänzender Erscheinungen das Bildnis der Geliebten abgespiegelt, in einer Aufeinanderfolge lieblicher Töne ihren Namen zugeflüstert hat, mit den merkwürdigen Zeilen:

Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe,
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide.

Digitized by Google

Schon A. Koberstein hat im Weimarischen Jahrbuch I. Band, Hannover, C. Rümpler 1854 S. 75 mit Recht bemerkt, daß Matthisson diese Wendung kaum selbst erfunden habe. Er führt sie vielmehr auf die in der Volkspoesie häufige Vorstellung zurück, daß aus dem Grabe von Liebenden, zumal wenn sie in der Blüte der Jahre durch einen gewaltsamen Tod dahingerafft worden, Lilien, Rosen und andere Blumen, ohne von Menschenhand gesät oder gepflanzt zu sein, entsprießen. Ich will nicht leugnen, daß Matthisson diese volkstümliche Vorstellung bekannt gewesen sein mag, halte es aber, bei seiner ganz auf der griechisch-römischen Litteratur fußenden Bildung für wahrscheinlicher, daß eine Reminiscenz aus einem altklassischen Dichter die nächste Veranlassung zu dieser Strophe gegeben hat. Die betreffende Stelle findet sich in Ovids Metamorphosen XIII, 392 flg., wo aus dem Blute des Ajax, der sich selbst entleibt, eine Pflanze mit pupurner Blüte erwächst, auf der man *Αι Αι*, die Anfangsbuchstaben des Namens *Αἴας* erkennen wollte:

rubefactaque sanguine tellus
purpureum viridi genuit de caespite florem,
qui prius Oebalio fuerat de vulnere natus.
littera communis mediis pueroque viroque
inscripta est foliis, haec nominis, illa querellae.

In Vers 394 nimmt der Dichter auf eine andere Stelle der Metamorphosen, l. X, 117 flg. Rücksicht. Hier wird erzählt, daß auch aus dem Blute des von Apollo durch einen bösen Zufall getöteten Hyacinthos eine purpurne Blume entspringt, die auf den Blättern die griechischen Klagelaute *Αἰ, Αἰ* trägt. Ovid läßt ausdrücklich den um den verlorenen Liebling trauernden Apollo beide Blumen zu einer verschmelzen:

M. X, 113. Te lyra pulsa manu, te carmina nostra sonabunt;
Flosque novus scripto gemitus imitabere nostros.
Tempus et illud erit, quo se fortissimus heros
Addat in hunc florem, folioque legatur eodem.
Talia dum vero memorantur Apollinis ore,
Ecce cruor, qui fusus humo signaverat herbam,
Desinit esse cruor, Tyrioque nitentior ostro
Flos oritur, formamque capit quam lilia, si non
Purpureus color his, argenteus esset in illis.
Non satis hoc Phoebo est-is enim fuit auctor honoris:
Ipse suos gemitus foliis inscribit, et *Αι Αι*
Flos habet inscriptum, funestaque littera ducta est.

Welches die von Ovid gemeinte Pflanze sei, darüber sind die Erklärer verschiedener Ansicht; J. H. Voß sieht darin die in unseren Gärten häufige purpurblaue Schwertlilie (iris germanica L.), und ich glaube auch, daß Matthisson diese im Auge gehabt hat, als er jene Strophe schrieb. Daß er gerade den Namen Adelaide für die besungene Geliebte

Digitized by Google

wählte, ist wohl dadurch veranlaßt, daß auch er die Zeichen auf den Blättern der Blume, die er selbst oft genug im Wörlitzer Garten betrachtet haben mag, als *Al* (für ihn eine Abkürzung des Namens Adelaide) deutete.

Auch das Mittelalter fand übrigens Schriftzüge auf den Blättern einer Lilienart (ob die blaue Schwertlilie oder die weiße Lilie gemeint ist, ist aus den Quellen nicht zu ersehen) und deutete sie in seiner Art. Ein kleines legendenartiges Gedicht des 13. Jahrhunderts (gedruckt in v. d. Hagens Gesamtabenteuern Bd. 3, S. 591 flg.) erzählt: Ein alter Ritter begab sich in ein Kloster. Er konnte nichts mehr lernen als die Worte: Ave Maria. Diese aber sprach er, wo er ging und stand. Nach seinem Tode erschauen die Brüder ein Wunder:

ein lilje wuchs ûȥ sînem grabe,
diu ûf an schœnen bluomen trat;
an ein iegilîcheȥ blat
was von güldîn buochstaben
Ave Marîa wol erhaben.

Dazu stimmt, was in der Sammlung: Volkslieder aus der Bretagne. Ins Deutsche übertragen von A. Keller und E. v. Seckendorff. Tübingen 1841, S. 242 (vgl. Reinhold Köhler im Weimarischen Jahrbuch S. 482) erzählt wird: „Um das Jahr 1513 lebte in der Bretagne ein Blödsinniger, Namens Salaür, in der Nähe von Lesneven. Er hatte sich in einen Wald zurückgezogen, wo er bei einer Quelle, einen Stein als Kissen, einen Baum als Dach, 39 bis 40 Jahre zubrachte und sein Leben der Jungfrau Maria weihte. Er ging Sommer und Winter in Lumpen und barfuß und bettelte in der Umgegend, keine anderen Worte vorbringend, als Ave Maria und Salaür möchte Brot. Wenn es stark fror, hing er sich an zwei Äste seines Baumes, um sich zu wärmen, schwang sich so in der Luft und sang zu Ehren der heiligen Jungfrau. Er starb an einer Quelle und wurde ebenda begraben. Aus seinem Grabe wuchs eine schöne duftende Lilie, auf deren Blättern mit goldenen Buchstaben Ave Maria stand. Ein altfranzösisches Fabliau in einer Neuenburger Handschrift scheint einen ähnlichen Gegenstand zu behandeln (vgl. Revue Suisse II, 249). Johann IV., Herzog von Bretagne, ließ an der Quelle eine schöne Kirche zu Ehren unserer lieben Frau von Folgoat erbauen, die bald durch große Wunder berühmt wurde."

Offenbar an das alte Gedicht in v. d. Hagens Sammlung lehnt sich Karl Simrocks Gedicht „Das Ave Maria" an (veröffentlicht zuerst als Nr. 12 in dessen „Rheinsagen aus dem Munde des deutschen Volks und deutscher Dichter"). Es wird hier von einem Ritter berichtet, der nach wild durchschwärmtem Leben in das Kloster Altenberg eintritt. Auch

Digitized by Google

er vermochte nichts mehr zu lernen, sprach aber stets aus bewegtem Herzen: Ave Maria. Er stirbt:

Nun sind gesprengt die Erdenbande,
Die Brüder senkten fromm ihn ein,
Sieh, aus des Hügels frischem Sande
Sproß eine Lilie weiß und rein.
Und auf den lichten Blütenblättern
Las man in goldenschönen Lettern:
Gegrüßet seist du Maria!

Hier wird allerdings — doch weiß ich nicht, ob das auf Volksvorstellung beruht — die weiße Lilie genannt, und sie scheint auch der amerikanische Dichter Longfellow in seiner Golden Legend II. Akt am Schluß (Tauchnitz ed. S. 50) im Sinn zu haben, wenn er Prinz Heinrich von Elsie sagen läßt:

O pure in hart! from thy sweet dust shall grow
Lilies, upon whose petals will be written
„Ave Maria" in characters of gold!

Doch ist es wahrscheinlich, daß L. seine Kenntnis dieses Blumenmärchens nur dem Simrockschen Gedichte aus dem Rheinbuch, das er auch sonst öfter benutzt hat, verdankt.

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Zu Schmidt von Lübecks „Paul Gerhardt".

In Paldamus Lesebuch 4. Teil (9. Aufl. 1887), wo das Gedicht als Nr. 167 abgedruckt ist, heißt es zu Strophe 9:

Da deucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen
Und alle Sorge flöh'.

„Deuchte st. däuchte, Imperf. von dünken". Ich glaube aber, daß wir deucht schon deshalb als Präsens zu erklären haben, weil auch in den vorhergehenden Strophen das Präsens in der Erzählung gebraucht wird. Über diese nicht organische Form wird im Deutschen Wörterbuch 2, 831 bemerkt: „Im 15. Jahrhundert fing man an das Präsens däucht, deucht nach dem Präteritum zu bilden, und im 17. Jahrhundert kam noch der Infinitiv däuchten dazu". Für das Präsens spricht auch, daß die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, besonders Klopstock, der auf Schmidts Sprache Einfluß hatte, das Präteritum und Präsens orthographisch schieden. Klopstock schrieb das Präteritum dauchte, was freilich in den neueren Ausgaben durchweg in däuchte geändert ist.

Northeim. **R. Sprenger.**

Digitized by Google

6.

Aus mündlicher Überlieferung zeichnete ich hier in diesen Tagen folgendes zwar nicht poetisch wertvolle, aber in mehrfacher Beziehung interessante Lied aus der Revolutionszeit von 1848 auf, das auch in den Jahren 1849/1850 in den Schulen gesungen worden sein soll:

Im Himmel saß der alte Fritz
Mit seinen Generälen;
Sie wollt'n sich was erzählen
Von Ausfall und Scharmütz.

Von Überfall und Schlachten,
Von manchem Reiterstreich,
Womit sie Platz sich machten
Im deutschen Reich.

Doch wie sie sich des Vaterlands,
Des felsenfesten, freuen,
Da tritt zu den Getreuen
Ein' blut'ge Ordonnanz.

Mir sitzt der Schuß im Herzen,
Denn Preußens Not ist groß.
Bei uns ist seit dem Märzen
Der Teufel los.

Verrückt und toll ist alle Welt.
Sie rütteln schon am Throne
Und haben deinem Sohne
Nach Macht und Reich gestellt.

Da wird ein großes Lärmen
Im ganzen Himmelreich.
Es wollen Helden schwärmen
Zur Erde gleich.

Doch stille wird es allzumal.
Empor von seinem Sitze
Hebt sich der alte Fritze
Und schreitet durch den Saal.

„Ihr glaubt wohl an Gespenster?
Ich bitt' um etwas Ruh'!"
Drauf öffnet er ein Fenster
Und macht es wieder zu:

„Ihr Herrn, ich hab es gleich gedacht.
Es war ein falscher Schwindel.
Es ist nur das Gesindel,
Das schlechte Streiche macht."

Und Friedrich Wilhelm Rex mit Ruhm
(Mit Ehren zu vermelden)
Spaziert mit seinen Helden
Durch das Elysium.

Verwechslung Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III. Ursprünglich wohl: Friedericus Rex. Ist das Gedicht weiter verbreitet und weiß jemand anzugeben, wo es gedruckt zu finden ist? Es scheint das 6. der geharnischten Sonette Fr. Rückerts zum Vorbild zu haben. Vgl.:

Der alte Fritz saß drunten in den Nächten
Auf einem Thron, aus Thatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.

Da kam, so lange von des Schicksals Mächten
Im ird'schen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben,
Den sah er und hub an: „Will Preußen fechten."

Der eigentümliche Gedanke, Friedrich in die Nächte, d. i. „das Schattenreich der Alten", zu versetzen, erinnert wiederum an Goethes Italienische Reise (Cottasche Ausg. in 10 Bdn.) 6. Bd. S. 739. [Rom, den 19. Januar]: „So hat denn der große König, dessen Ruhm die Welt erfüllte, dessen Thaten ihn sogar des katholischen Paradieses wert machten (s. S. 701:

Digitized by Google

Foligno, den 25. Oktober, abends), endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Heroen seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten.

Quedlinburg. **R. Sprenger.**

7.

Kleine Bemerkungen zum 5. Bande der Zeitschrift

Zu S. 273

dürfte noch nachzutragen sein, daß nach der heutigen Anschauung die Redensart „mit Mann und Maus" meist wörtlich verstanden und vom untergehenden Schiffe abgeleitet wird; vgl. Lenaus Faust (vorletzter Abschnitt: Görg):

Das Schiff ist hin, doch nur mit Maus,
Der Mann schwamm glücklich noch hinaus.

Zu S. 315, Anm.

Die Redensart aus Zeitz: „Sie hat vom Schwane gegessen", bei der man sich ursprünglich unzweifelhaft dachte, daß man durch Essen vom gebratenen Schwan, der ja auf der Festtafel früherer Zeit ein beliebtes Gericht war, dessen Ahnungsgabe erwerbe, erinnert mich an eine ähnliche aus Quedlinburg. „Sie hat vom Gänsestietz (äußerstes Schwanzende) gegessen", sagte man von einem sehr schwatzhaften Mädchen, das nichts verschweigen konnte.

Zu S. 309.

Auch der Tod sendet als mächtiger Herrscher seine Vorboten (Fieber, Schwindel, Gicht, Zahnweh). Siehe das Märchen „Die Boten des Todes" in der Sammlung der Brüder Grimm Nr. 177 (große Ausg.) und die Bemerkung dazu im 3. Bd. (3. Aufl. 1856) S. 249. Ebd. S. 211 auch eine Bemerkung über das Anvertrauen eines Geheimnisses an den Ofen (z. S. 274).

Northeim. **R. Sprenger.**

8.

Zur Beurteilung Grillparzers.

Mit dem von Klee, Ztschr. 5,420, mitgeteilten Urteil Solgers über Grillparzer ist das Urteil Thomas Carlyles in seinem Essay German Playwrights (Sammlung der Essays, London, Chapman & Hall, II. Bd. S. 85 flg.) zu vergleichen. Auch er ist noch durch die Verstimmung über „die Ahnfrau" so beeinflußt, daß er den drei bis dahin erschienenen Dramen: Ottokar, Sappho und das Goldene Vließ nicht gerecht zu werden vermag. Doch verschließt er sich den poetischen Schönheiten der Sappho nicht: Sappho, which we are sorry to learn is not his last piece,

Digitized by Google

but his second, appears to us very considerably the most faultless production of his we are yet acquainted with. There is a degree of grace and simplicity in it, a softness, polish and general good taste, little to be expected from the author of the Ahnfrau. If he cannot bring out the full tragic meaning of Sappho's situation, he contrives, with laudable dexterity, to avoid the ridicule that lies within a single step of it; his Drama is weak and thin but innocent, lovable; nay the last scene strikes us as even poetically meritorius. Schließlich spricht er die Hoffnung aus: We repeat our hope of one day meeting Grillparzer in a more honourable calling than this of Playwright, or even fourth-rate Dramatist; which titles, as we said above, we have not given him without regret; and shall be truly glad to cancel for wathever better one he may yet chance to merit. Auch das Urteil des großen, Deutschland freundlich gesinnten Kritikers zeigt, wie langsam sich die Anerkennung Grillparzers Bahn brach.

Northeim. **R. Sprenger.**

9.

Zu Scheffels Eckehard.

Vielleicht ist es manchem erwünscht, die auch mir lange unbekannt gebliebene Deutung des Namens „Audifax" (zuerst im 8. Kapitel) zugleich mit der Quelle, aus der ihn Scheffel wahrscheinlich entnommen, zu erfahren. In Schmellers Bair. Wörterb.[2] S. 686 lesen wir: Die Fachsen, plur., spaßhafte Einfälle; Possen (Grimm, Wbch. III, 1225, 1385. Zeitschr. [f. deutsche Mundarten] II, 341. V, 227. cf. Fasnacht, vexieren u. oben Sp. 198: bahsen componere) Gė! dės sán Facks-n! Fachsenmachen, der Fachsenmacher. „Ein Audifachs", Erzfachsenmacher, wie Auvogel Obr. M. (Schmellers Oberbair. Mundarten), Sp. 3 und 37. Sp. 3 lesen wir: Au in den Zusammensetzungen Au-Dieb, Au-Schelm, Au-Vogel, durchtriebener, arger Dieb, Schelm, Vogel; (wie Gau-Dieb, Land-Dieb, meint Herm. Müller. Lex salica 43). Au-Schelm, Erzschelm, loser Vogel; „eigentlich Aur-schelm, von aur, ur (empor, groß)" meint Seidl, Flinserln IV, 127, 133. Der Auwuks-l, gewöhnlich Rauwuks-l, der Teufel (bayr. Wald). Audefachs s. Fachs.

Northeim. **R. Sprenger.**

10.

Aus dem Unterricht.

Wie oft mundartliche Ausdrücke zur Belehrung der Schüler zu verwenden sind, davon hatte ich heute ein hübsches Beispiel. Ich hatte meinen Quartanern die Aufgabe gestellt, die bekannte Geschichte von Androklus und dem Löwen schriftlich wiederzugeben. Dabei hatte ein ganz

geweckter Knabe vom Lande folgenden Satz gebildet: „Plötzlich öffnete sich das Thor des Zwingers, und heraus stürzte ein wütender, schmachtiger Löwe". smachtig ist in der hiesigen niederd. Mundart = „sehr hungerig, gierig" und wird besonders in der Redensart et is 'ne smachtige tid, „eine Zeit, wo die Armen Hunger leiden" gebraucht (vgl. auch Schambach S. 196). Natürlich darob große Heiterkeit bei den Stadtknaben. Ich habe mir aber die Gelegenheit nicht entgehen lassen, vor der Verachtung der heimischen Mundart zu warnen und ihnen dabei zugleich zu zeigen, wie aus dem hier allgemein, auch in der Umgangssprache der Stadt, gebräuchlichen smacht = Hunger sich das schriftdeutsche Adj. schmächtig ganz einfach erklärt.

Northeim. **R. Sprenger.**

11.

In Wilmanns' Deutscher Grammatik, S. 97, werden Gunsten und Gnaden in den „adverbialen Verbindungen" zu Gunsten und von Gottes Gnaden als (noch erhaltene) Plurale bezeichnet. Sollten es nicht vielmehr Dative des Singulars dieser Substantive sein, die Endung en also (wie in Erden, Sonnen, Heiden u. a.) auf die frühere Flexion der Feminina hinweisen? Die lateinische Form Dei gratia scheint für meine Annahme zu sprechen. Daß man aber zu meinen, deinen Gunsten sagt, liegt wohl lediglich daran, daß uns das Sprachgefühl für jene singularische Dativform abhanden gekommen ist. Eine Belehrung würde mir sehr erwünscht sein.

Delitzsch. **Dr. Schürmann.**

12.

In Bezug auf das im ersten und fünften Hefte dieses Jahrgangs besprochene „hinte" kann ich mitteilen, daß „hinte Abend" auch im Mansfeldischen ganz gebräuchlich ist. Als Substantiv kommt es jedoch nicht vor. — Dem „heich" der Neißer Gegend kann ich das Mansfeldische „meich" gegenüberstellen. Es ist entstanden aus „meine ich", hat jedoch sonderbarer Weise mehr die Bedeutung von „höre ich", als von „glaube ich", z. B.: gestern sall mäch (da man statt „meine": „mäne" sagt, so spricht man statt „meich": „mäch" aus) K. häme (heim) gekummen sinn.

Merkwürdige Verstümmelungen giebt es im Mansfeldischen außerdem in Menge; einige der auffallendsten mögen hier Platz finden. Aus „irgendwo = woher" macht man durch Umstellung: „wuernd her". Für „dazwischen" braucht man „dermang" (von mengen), z. B.: mer aßen Äer (Eier) un Schbäck (Speck) dermang; ich schütte (schüttete) Wasser dermang. — Aus „das ist sie" macht man durch Zusammenziehung und

Digitized by Google

Verdoppelung der letzten Silbe „das issese". — Die Beteuerung „Gott straf mich" ist, so unglaublich dies auch klingt, zu „Gottstrambach" geworden; zuerst ward durch Ausstoßung des f „Gottstramich"; dann durch ein an das m angefügtes b (dies macht sich ganz von selbst, so z. B. auch in ich kamb, ich nahmb) „Gottstrambich"; endlich wurde der Assonanz und des kräftigeren Abschlusses wegen das i in a umgelautet. — Der T-Laut geht häufig durch Bequemlichkeit in ein g über, z. B. in „Kinger" (Kinder), „gefungen" (gefunden), „runger" (runter), „hingene" (hinten). Aus ich „kriege, kriegen" macht man durch Ausstoßung und Metathesis „kreie, krein" (krechte, gekrecht); ich „krieche" wird dagegen zu ich „krauche" (vergl. „Was kraucht da in dem Busch herum? u. s. w.). — Aus „geschrieen" macht man „geschrechen". — Aus „heiser" macht man „häsch" („heiß" wird zu „häß"). — Aus „sieben" wird „sebbene". Für „sieh" sagt man „sick", für „geh": „jiek". — Aus „wie viel denn" macht man „wieveeln". — „Reinlich" wird zu „rentlich", „einzelnes Geld" zu „enzlinges Geld". Das adverbiale jählings nähert sich als „jälchen" der mhd. Form gæliche[n]. — „Wagnis" wird zu „Wags", „Leiter" zu „Ledder" („Leder" zu „Lädder"), „Eimer" zu „Emmer", „Brombeere" zu „Brummerke", „Traube" zu „Traumel" (vergl.: „Die Mutter schüttelt das Beimelein, da falln herab die Treimelein").

Diese Blumenlese ließe sich noch sehr ausdehnen. — Hinweisen möchte ich hier nur noch auf den Gebrauch in einem Teile Thüringens, daß man die Vorschlagspartikel ge (got. ga, ahd. ka, ki, ga, gi), die sich als Zeichen des Partizipiums, sonst aber nur in wenigen Infinitiven erhalten hat (z. B. ge-denken, ge-hören, ge-rinnen, ge-frieren u. a. m.) — daß man diese auch anderen Infinitiven vorsetzt, z. B.: wir wullen Hei (Heu) gesamm'n (sammeln).

Glückstadt. **Dr. Koch.**

13.

Darf ich, bezugnehmend auf den Aufsatz von J. Keller über Zschokke und Hebel, vielleicht darauf aufmerksam machen, daß sich die Erzählung vom undankbaren Sohne schon in den altfranzösischen Fabliaux findet, verfaßt von Bernier. Die ziemlich weitläufig angelegte Geschichte hat gegen Ende etwa folgenden Inhalt:

Der altersschwache Großvater wird von seinem Sohne, besonders auf Betreiben der Schwiegertochter, aus dem Hause gewiesen, trotzdem der Winter vor der Thüre steht. Die Bitte des Bedauernswerten um eine abgelegte Kleidung wird abschlägig beschieden, doch versteht man sich endlich dazu, ihm eine Pferdedecke zu geben. Der kleine Enkel des Alten, ein aufgeweckter Knabe, soll die Decke holen, bringt aber nur die Hälfte derselben. Darüber von seinem Vater zur Rede gestellt,

Digitized by Google

sagt er: „Ich habe gemeint, du wolltest den Tod deines Vaters und gedachte diese Absicht zu fördern. Übrigens wird die andere Hälfte nicht verloren sein. Ich bewahre sie auf, um sie dir zu geben, wenn du einmal alt bist.“ Diese Worte zeigen dem Undankbaren die Verwerflichkeit seiner Handlungsweise und bewirken damit eine völlige Wandlung in seinem Verhalten gegen den greisen Vater.

Karlsruhe. **Meidel.**

14.

In dem Aufsatze von C. Müller über die Verwertung der Redensarten im Unterricht wird S. 119 Anm. 2 im Anschluß an die Redensart „es steht noch in weitem Felde“ citiert: „Er ist mit seinen Gedanken n dem Gerstenfelde“. Ich kann eine verwandte volkstümliche Redensart zufügen, die vielleicht nicht allgemein bekannt ist. Im Odenwald und der Rheinebene sagt man von einem, der schielt: Der guckt ins Gerstenfeld, d. h. ins Unbestimmte; sein Blick hat kein bestimmtes Ziel.

In derselben Anmerkung weist der Verfasser bei der Redensart „einen pfeifen“ gegen Schrader und Borchardt, die sie auf das Geräusch beim Trinken beziehen, darauf hin, daß der Pfiff die Hälfte des kleinsten unter den Getränkemaßen sei. Das Richtige ergiebt sich wohl aus der Zusammenstellung von „einen pfeifen“ mit den hier viel gebräuchlicheren Redensarten „einen blasen“ und „einen schmettern“. Wie der Musikant seine Pfeife oder Trompete, so setzt der Trinker sein Glas an den Mund. Um nur einen Pfiff hervorzubringen, braucht der Pfeifer sein Instrument nicht lange am Munde zu halten, und fast ebenso rasch wird das „Pfiff“ genannte kleinste Quantum hinter den Lippen des Trinkers verschwinden.

Darmstadt. **Dr. Rudolf Becker.**

15.

Vermutungen zu Müllers „Verwertung der Redensarten im Unterricht“. II.

Nur wenige Worte zu der ebenso anziehenden als anregenden Arbeit Müllers. Bei dem Worte Maus als Liebkosungswort für Mädchen (S. 148) möchte ich auf das holländische meisje = Mädchen hinweisen. Hat nicht vielleicht der ähnliche Klang des Wortes zu der Bildung Mäuschen geführt, die dann rückwärts wirkend das Grundwort Maus erzeugte?

„Das ist der Kuh Muskate“ erklärt nach meiner Ansicht Müller richtig als: es ist ihr gleichgültig. Nur hinsichtlich der Bedeutung Muskate bin ich anderer Ansicht. Ich denke dabei nicht an die fernliegende Muskatnuß, sondern an das italienische Wort mosca = Fliege, und meine, daß aus der moscata (= fliegenbedeckt, voll Fliegen, zu ergänzen vacca) recht wohl der Unverstand, der ja so oft Schöpfer sonder-

Digitized by Google

barer Wortbildungen und Benennungen geworden ist,[1]) Moskate geschaffen haben kann. Demnach würde Müllers Redensart so vul Kumpelmente u. s. w. heißen: so voll Komplimente sitzen als die Kuh voll Fliegen, italienisch come la vacca moscata, übrigens eine Entsprechung der sächsischen Redensart: er ist so voll Freude, wie der Hund voller Flöhe. Daraus würde sich denn auch die Erklärung der ersten Redensart als: es ist ihr gleichgültig ergeben. Die Kuh sitzt zumeist voll Fliegen, allein sie ist weit entfernt, sich dadurch aus ihrer sprichwörtlichen „Frömmigkeit" und Gleichgültigkeit bringen zu lassen. Die Fliegen „rühren" sie gar nicht, sind ihr gleichgültig, und man hat eben deshalb Grund, auch von allem anderen, was sie nicht aus ihrer Ruhe zu bringen vermag, vergleichsweise zu sagen: es ist ihr Muskate. Die Übertragung auf den Menschen liegt nahe.

Das Blind-Mausspiel (S. 152) kennt schon Steinhöwel (Dekameron) im Sinne von unerlaubtem Minnespiel. So übersetzt er die Worte am Schluß des Predigers von Varlungo a più volte feciono poi insieme gozzaviglia (etwa = Löffelei). „Darnach zu manchmalen (in dem stal) der plinden meuß spilten", und auch Bruder Felix und Madame Puccio spielen „plinten meuse". Der Franzose (Maçon 1597), der das Bild nicht hat, giebt die Stelle wieder durch depuis feirent plusieurs fois grande chere ensemble, und Witte, dessen Zeit das Bild nicht mehr kannte, übersetzt wenigstens noch ähnlich der Steinhöwelschen Übertragung „und sie spielten nachher noch oft ihr lustiges Spiel".

Da ich einmal beim Italienischen bin, darf ich zum Schluß noch ein Wort zu der vielumstrittenen Redensart „sein Fett haben" hinzufügen. Ich weiß, daß ich viele Gegner haben werde, aber ich kann mich der Überzeugung nicht verschließen, daß das Fett weder mit dem deutschen Worte Fett, noch mit französisch fait oder gar fête zu thun hat, sondern lediglich das italienische fetta = Schnitzel, Scheibchen, Stückchen ist. So heißt: qualcuno ha la sua fetta di pane, formaggio ecc. jemand hat sein Stück Brot, Käse u. s. w. weg, und übertragen gliene ho dato la sua fetta (di qualunque cosa) ich habe ihm sein (ihm zukommendes, gehöriges) Stück (sein Fett) gründlich abgegeben. Die Landsknechte haben das Wort mit denselben Lauten, nur dem Geschlechte nach dem ihnen geläufigen heimischen Worte angepaßt, aufgenommen und ihrer deutschen Heimat zugeführt, in der es dann ein willkommener Bissen für die Sprachforscher geworden ist.

---

1) Vergl. Lausepelz aus laudi palatium, viam sternendam zum Sternendamm, Andresen, Volksetymologie 189.

Gandersheim. **Franz Söhns.**

Digitized by Google

Zu Hildebrands Aufsatz: Wie die Sprache altes Leben fortführt. S. 202.

Auch der Thüringer hat die „Kehre". „Die Kehre nicht" heißt ihm soviel wie: diesmal nicht. Auch im Niederländischen ist die altdeutsche kêre geradezu = Mal geworden, und der Holländer zählt tweekeer, driekeer u. s. f. als zweimal, dreimal. Das Wort Ritt gebraucht man in Thüringen beim Kegelspiel, in welchem jemand den schweren, besorgniseinflößenden Kegel auf den ersten Ritt treffen kann. Auch hier liegt natürlich das Bild vom Turnier zu Grunde. Der Thüringer verwendet endlich gleichbedeutend mit Kehre die altdeutsche reise = Heereszug. Die Reis' nicht ist ihm ebenfalls = diesmal nicht. Und auch hierzu giebt es in den holländischen Malzahlen eenreis, tweereis u. s. w. eine Entsprechung. Und zu dieser Reise stellt sich ferner die auf der Grenze zwischen niederdeutschem und mitteldeutschem Sprachgebiet (z. B. in Halle, Göttingen, aber auch ab und zu im Braunschweigischen) sich findende Reise Wasser (= Tracht), die denn ein auffallendes Seitenstück im französischen voie d'eau findet. Etwas anders gefärbt als die Kehre ist das sächsische Wort die Drehe. „Es war um die Drehe herum" bezeichnet einen unbestimmten Zeitraum und hat merkwürdigerweise eine in jeder Hinsicht genaue Entsprechung im italienischen torno, das nun seinerseits wieder mit dem von Hildebrand erläuterten tourner „an einem Faden hängt".

Gandersheim. **Franz Söhns.**

16.

Im folgenden gebe ich eine Reihe von Stellen, deren Ähnlichkeit mir im Laufe der Zeit aufgefallen ist; in den mir augenblicklich zugänglichen Ausgaben ist die Verwandtschaft der betreffenden Stellen nicht angemerkt.

Goethe, Götz V, 14: „Die Welt ist ein Gefängnis."	Shakespeare, Hamlet II, 2: Hamlet: „Dänemark ist ein Gefängnis. Rosenkranz: So ist die Welt auch eins."
Goethe, Trost in Thränen: „Und Thränen fließen gar so süß, Erleichtern mir das Herz."	Shakespeare, Heinr. VI, III. Teil II, 1: „Wer weint, vermindert seines Grames Tiefe."
Goethe, Der Wandrer, V. 79: „Deines Meisterstückes (des Menschen) Meisterstück."	Shakespeare, Hamlet II, 2: „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch!"
Ebd. V. 131: „Hoch baut die Schwalb' an das Gesims [des Tempels]."	Shakespeare, Macbeth I, 6: „Dieser Sommergast, Die Schwalbe, die an Tempeln nistet, zeigt u. s. w."
Goethe, Faust I, 759flg. (Vor dem Thor): „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, Die eine will sich von der andern trennen."	Schiller, Wall. Tod III, 21, 11: „Es erheben Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust."

Digitized by Google

Goethe, Zueignung V. 69 flg.:
„Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!“

Theognis V. 769 flg. (vgl. Bergk-Hiller, Anthol. lyrica pag. 96; in Mählys „Griechischen Lyrikern“ S. 64: „Dichters Beruf“ überschrieben):
„Wer sich dem Dienste der Musen ergab, der teile von seinem
Höheren Wissen als ihr Bote den andern mit,
Sinne das eine, das andre verkünd' er und schaffe das Dritte.
Wissen, das er nur besitzt, bringt ihm ja keinen Gewinn.“

Schiller, Picc. II, 6, 91: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“

Schiller, Jungfr. v. O. III, 4, 109: „Dein Schicksal ruht in deiner eignen Brust.“

Schiller, Picc. IV, 6, 2: „Gut' Nacht! Ich sagte besser: Guten Morgen!“

Shakespeare, Rom. u. Jul. III, 4, a. E.: „Es ist wahrhaftig schon so spät, daß wir Bald früh es nennen könnten. Gute Nacht!“
[Vgl. ebd. III, 5: „Wacht sie (die Mutter) so spät noch, oder schon so früh?“]

Schiller, Picc. V, 1, 190 flg.:
„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären.“

Shakespeare, Macbeth I, 7:
„Doch immer wird bei solcher That uns schon
Vergeltung hier: daß, wie wir ihn gegeben,
Den blut'gen Unterricht, er, kaum gelernt,
Zurück schlägt, zu bestrafen den Erfinder.“
[Vgl. ebd. III, 2 a. E.:
„Sündentsproßne Werke
Erlangen nur durch Sünden Kraft und Stärke.]

Schiller, Wall. Tod I, 7, 16 flg.:
„... fängst du an zu zagen?
Nur in Entwürfen bist du tapfer, feig
In Thaten?“

Shakespeare, König Johann V, 1:
... was senkt Ihr das Haupt? was seht Ihr traurig?
Seid groß in Thaten, wie Ihrs war't im Sinne,
Laßt nicht die Welt von Furcht und trübem Mißtraun
Beherrscht ein königliches Auge sehn!“
[Vgl. Macbeth I, 7:
„Bist du zu feige,
Derselbe Mann zu sein in That und Mut,
Der du in Wünschen bist?“]

Digitized by Google

Schiller, Wall. Tod IV, 8, 57 flg.:
„Es kann der Mord bisweilen
Den Königen, der Mörder nie gefallen",
und ebd. V, 2, 72 flg.:
Man hat Exempel,
Daß man den Mord liebt und den Mörder straft."

Shakespeare, König Richard II, V, 5:
„Der liebt das Gift nicht, der es nötig hat.
So ich dich: ob sein Tod erwünscht mir schien,
Den Mörder haſſ' ich."

Schiller, Jungfr. v. O. V, 1, 1: „Das ist ein grausam mördrisch Ungewitter."

Schiller, Tell IV, 1, 132: „Daß solch ein grausam mördrisch Ungewitter ..."

Schiller, Tell IV, 1, 102: „Er faßt die Erde an mit seinen Händen."

Shakespeare, König Richard II. III, 3:
„Ich grüße mit der Hand dich, teure Erde."

Kleist, Prinz v. H. I, 4, 72: „... der Kurfürst, mit der Stirn des Zeus."

Shakespeare, Hamlet III, 4:
„Seht, welche Anmut wohnt' auf diesen Brau'n!
Apollos Locken, Jovis hohe Stirn,
Ein Aug wie Mars u. s. w."

Kleist ebd. I, 6, 8 flg.:
„Ich hasche dich (Glück) im Feld der Schlacht und stürze
Ganz deinen Segen mir zu Füßen um."

Goethe, Natürl. Tochter II, 1:
„Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füße schütte."

Kleist, ebd. II, 4, 2: „Sie bleicht! Sie fällt!"

Schiller, Jungfr. v. O. III, 11, 7: „Sie erbleicht! Sie sinkt!"

Kleist, ebd. IV, 3, 5 flg.:
„Wer heut sein Haupt noch auf der Schulter trägt,
Hängt es schon morgen zitternd auf den Leib,
Und übermorgen liegts bei seiner Ferse."

Shakespeare, König Heinr. VIII. III, 2:
„So ist des Menschen Treiben: heute sprießen
Der Hoffnung zarte Knospen, morgen blühn sie, ...
Und übermorgen, tödlich, kommt ein Frost."

Zu Goethes „Herbstgefühl".

„Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!"

Was meint der Dichter mit „Zwillingsbeeren"? Düntzers Erklärung (Goethes Werke I. Bd., S. 57 — 82. Bd. der Kürschnerschen Nationallitteratur —): „Zwillingsbeeren, die weißen und roten Trauben von zwei verschiedenen am Hause sich emporrankenden Weinstöcken" (vergl. auch Düntzer, Goethes lyrische Gedichte erläutert 2. Bd., S. 129) halte ich nicht für richtig. Die (ältere) Auslegung v. Loepers, der (Goethes Gedichte, I. Teil, S. 309) also interpretiert: „Zwillings-

Digitized by Google

beeren, zu zweien, doppelt 'hat die Blüte des Weinstocks sich gebeert'" (Berth. Auerbach im 'Landhaus am Rhein')" gefällt mir entschieden besser; wenigstens wird sie gestützt durch folgende Stelle aus Shakespeares „Sommernachtstraum" (III, 2):

„So wuchsen wir (Helena und Hermia)
Zusammen, einer Doppelkirsche gleich,
Zum Schein getrennt, doch in der Trennung eins;
Zwei holde Beeren, Einem Stiel entwachsen,
Dem Scheine nach zwei Körper, doch Ein Herz."

Warendorf. **Dr. Heuwes.**

Theodor Körner. Zum 23. September 1891. Von Rudolf Brockhaus. Leipzig, F. A. Brockhaus. 198 S. Hochquart.

Diese herrliche Festgabe eines der Mitinhaber der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus, der in fachwissenschaftlichen Kreisen längst als eifriger und einsichtiger Autographensammler bekannt ist, dürfte bald ihren Weg in die Lehrerbibliotheken der höheren Schulen Deutschlands finden; denn es ist zu hoffen, daß die Feier seines 100jährigen Geburtstages unserem Heldensänger in letzteren eine größere Beachtung erwirkt. Des Kaisers Wort und die Feinde im Osten und Westen machen uns Lehrern eine nationale Erziehung vor allem zur Pflicht; bilden wir doch eine Jugend heran, die vielleicht gleich Körner bestimmt ist, für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Wodurch könnte aber mehr die hehre Glut todesmutiger Vaterlandsliebe in den deutschen Knaben und Jünglingen angefacht werden, als durch Körners „Zriny" und „Leier und Schwert", besonders wenn es der Lehrer vermag, mit dem Bilde des Dichters gleichzeitig auch das des Helden zu zeichnen! Denn des Jünglings Sprache verstehen die Jünglinge am besten, und exempla trahunt. So erwächst uns Lehrern des Deutschen die willkommene Pflicht, uns selbst auf das genaueste mit Körner bekannt zu machen. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel ist uns hierbei Rudolf Brockhaus' Sammlung von 63 Briefen und anderen kleinen Schriftstücken, die entweder von Th. Körner und den Seinen geschrieben oder an diese gerichtet sind, und unter denen sich nur 5 bereits gedruckte (Nr. 1, 2, 3, 24 und 25) befinden. Die 3 ersten hat der Herausgeber ihrer Wichtigkeit wegen mit aufgenommen und zwar als Facsimile; denn Nr. 1 ist der vom 20. Mai 1812, in welchem Körner seinem Vater die erste Kunde von seiner Liebe giebt; Nr. 2 ist aber am 18. Mai 1813 von seiner Braut an seine Mutter geschrieben, während Nr. 3, der als Datum den 23. August 1813 trägt, Körners letzter Brief ist. — Die 6 noch ungedruckten Briefe Th. Körners sind hinsichtlich des Inhaltes weniger von

Digitized by Google

Bedeutung; doch dürften die fünf von ihnen, welche er während der Jahre 1799 bis 1809 an seinen Freund Henoch gerichtet hat (Nr. 15, 17, 18, 19), sowie auch ein Schulaufsatz vom 16. Dezember 1804 mit etwas schwerfälligem Stil aber klarem Gedankengang (16), gerade uns Lehrern als Zeugen der geistigen Entwicklung des Dichters höchst interessant sein. Der 6. Brief Th. Körners vom 13. Juli 1813 ist aus Karlsbad an Joseph Edlen von Herrl gesandt. — Von den Briefen der Eltern seien hier nur die dem Sohne vom Vater ins Feldlager gesandten (Nr. 4, 5 und 6) erwähnt, sowie der von der Mutter am 16. Mai 1838 an Theodors ehemalige Braut, Frau Antonie von Arneth, geschriebene, welcher in rührendster Weise zeigt, wie dem Mutterherzen des Sohnes Ruhm Trost spendete (Anhang 3), von denen der Schwester der vom 27. Mai 1812 (Nr. 13), welcher das festliche Treiben zu Dresden und das österreichische und preußische Fürstenpaar schildert. Ein ähnliches Interesse erweckt wegen seiner Charakteristik Friedrich Wilhelms III. der Brief des sächsischen Ministers v. Einsiedel vom 14. Juli 1798 (Nr. 26). Von litteraturgeschichtlichem Werte ist ein Stammbuchgedicht Herders, da es weder schon gedruckt, noch in des Dichters schriftlichem Nachlasse vorhanden ist (Nr. 21,4), sowie ein Brief von Karoline Pichler mit einer Beurteilung der Rosamunde Körners. Unter den anderen Verfassern von Briefen seien nur noch die Herzogin von Kurland, König Friedrich Wilhelm III., Kronprinz Ludwig von Bayern, Wilh. v. Humbold und Freiherr von Stein zum Altenstein genannt.

Das Verständnis der Briefe erleichtern ungemein die hinter dieselben gestellten Erläuterungen des Herausgebers, welcher nicht bloß über die in Frage kommenden Personen und die von ihnen durchlebte große Zeit viel Wissenswertes emsig gesammelt hat, sondern auch einen scharfen kritischen Blick bekundet, so z. B. dem schon von Latendorf nachgewiesenen Irrtum des Vaters gegenüber, der sich aber leider immer noch selbst in kritischen Werken findet (so bei Hempel, Körner I, S. 143), daß Körner das Schwertlied erst wenige Stunden vor seinem Tode (26. August) gedichtet habe, während er es nach dem Zeugnis des Lützower Beuth bereits am 24. August morgens in Kirch=Jesar verfaßt und nach dem des Lützower Zenker am 25. August abends den Kameraden vorgetragen hat (Hempel, Körner I, S. 96). Die von R. Brockhaus eingeräumte Möglichkeit, daß Körner noch am Morgen des 26. dem Gedichte die eine oder die andere Strophe hinzugefügt habe, hat manches Wahrscheinliche. Die endgiltige Entscheidung hierüber erhoffen wir mit dem Herausgeber von der Beschaffenheit der ersten Niederschrift des Schwertliedes, die Graf Fries auf Schloß Czernahora in Mähren besitzen soll.

Digitized by Google

Anhangsweise giebt der Herausgeber noch Auszüge aus „Aus meinem Leben, von Alfred Ritter von Arneth“, dem Sohne der ehemaligen Braut Th. Körners, worin teilweise Aufzeichnungen von dieser selbst mit enthalten sind. Der Leser, der schon aus dem als Facsimile gegebenen Brief (Nr. 2) das edle Gemüt dieser herrlichen deutschen Frauengestalt erkannt hat, wird diese ihr Bild anmutig abrundenden Ergänzungen höchst dankbar hinnehmen und freudig wird es ihn berühren, wenn die erst hier folgenden Briefe der Eltern Körners an sie zeigen, daß diese ihren späteren Ehebund gesegnet und ihr stets eine freundschaftliche Gesinnung gewahrt haben.

Leisnig. **Carl Franke.**

Johann Jungfer, Der Prinz von Homburg. Nach archivalischen und anderen Quellen. Mit zahlreichen Briefen und Aktenstücken und einem Faksimile. Kurt Brachvogel. 1890. 147 S.

Obwohl diese Schrift weniger wie Varrentrapp (Der Prinz von Homburg in Geschichte und Dichtung. Preuß. Jahrb. XLV. 350) auf die Abweichungen der Poesie von der Geschichte eingeht, so interessiert uns ein solches historisches Bild doch, weil uns eben der Prinz von Homburg seit H. v. Kleist so lieb geworden ist. Wir sehen freilich, daß Kleist gar nichts aus der Geschichte in seinen Helden hat übergehen lassen, als daß er der Sieger von Fehrbellin ist. Daß sein Reiterangriff im Widerspruch mit dem ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten erfolgte, wie zuerst Friedrich der Große berichtet, also die Voraussetzung, aus der sich der dramatische Aufbau entwickelt: all das zerstiebt vor der Forschung. Wir sehen ihn nach wilder Jugend bei den Schweden, sehen ihn als geschickten Berater der Stadt Neustadt a. d. Dosse, die 1662 für den Gesamtpreis von 240000 Thalern als kurfürstlich brandenburgisches Mannlehen an ihn übergegangen war. Er siedelt 25 Familien dort an und schnell hebt sich der Flecken. Dann tritt er in brandenburgische Dienste, wird an den Rhein geschickt, zeichnet sich aus und eilt dann nach Fehrbellin, wo er — es liegt unweit Neustadt, — die schwierigen Terrainverhältnisse wie kein anderer kannte. Nach der Schlacht, die mit keiner völligen Niederlage der Schweden endete, schreibt der Kurfürst: „Meine Reuter haben teils nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquirieren lasse und selbige den Prozeß machen lassen werde.“ Wenn diese Stelle Kleist gekannt hätte, so konnte er daraus vielleicht eine Anregung für seine Ideen gewinnen. Aber er kannte diesen Brief nicht und sodann beziehen sich die Worte nicht auf den ersten Angriff bei Linum, sondern auf den letzten allerdings mißlungenen bei Fehrbellin. — Sehr wichtig sind die eigenen Briefe Homburgs an seine Frau, der eine als Faksimile. Überall schaut uns

Digitized by Google

der muntere unverwüstlich militärische Reitergeneral entgegen. Nicht vergessen wollen wir den Abschnitt „Bildnisse und Münzen", von denen einige in des Verfassers Aufsatz über den Prinzen von Homburg (in Velhagen und Klasings Monatsheften 6. Heft) veröffentlicht sind. Es sind 1. Kupferstich im Theatrum Europäum. 2. 8 Ölgemälde (eins im Schlosse zu Homburg; andere in Darmstadt). 3. Die Bronzebüste, wahrscheinlich von Schlüter 1703 aufgestellt. 4. Standbild aus Stein auf einem Portal des Homburger Schlosses. — Von Münzen sind bekannt 1. Dukaten (2 Exemplare vorhanden: im Großherzogl. Kabinett zu Darmstadt und bei Herrn A. Heß in Frankfurt a. M.) — 2. Silberstücke (Thalerstücke und 2-Albusstücke). Die Monographie stützt sich auf die besten, zum Teil neue Quellen, auf Akten im Königl. geh. Staatsarchiv zu Berlin, Darmstadt, im Archiv des großen Generalstabs, im Archiv zu Marburg, Wiesbaden, Zerbst und Neustadt. Frühere Arbeiten des Verfassers über den gleichen Gegenstand sind in diesem Buche nun zusammengefaßt. Wir empfehlen es angelegentlich.

Dresden. **R. Rade.**

Kleine Mitteilungen.

— **Zur Schulfrage** wird soeben eine Schrift des bekannten Straßburger Professors Theobald Ziegler angekündigt, die in 12 Vorlesungen die Fragen der Schulreform behandelt. Einzelne der Überschriften, wie: Klagen und Anklagen. Die Berliner Konferenz — Erziehen und Unterrichten — Der Sturm auf die klassischen Sprachen — Das Realgymnasium und das Gymnasialmonopol — Die Realschule und der Einjährig-Freiwilligenschein — Geschichte und Deutsch — Turnen und Spiele — Lehrerbildung und Lehrerstellung ꝛc. versprechen bei der vorurteilslosen und freien Sprache des kundigen Verfassers viel Anregung und Genuß. Trotz der zahlreichen Litteratur über die Schulfrage ist bei dem wissenschaftlichen Ansehen Zieglers seiner Stimme lebhafte Beachtung gewiß. Desselben Verfassers jüngst erschienenes Buch „Die soziale Frage eine sittliche Frage" erscheint soeben schon in 4. Auflage.

— Vom 1. Oktober d. J. ab wird Herr Prof. Dr. Edmund Stengel in Marburg a. L unter besonderer Mitwirkung der Herren Realsch.-L. Dr. Junker in Bockenheim-Frankfurt a. M., Gymn.-L. Dr. C. Müller und Gymn.-L. Dr. W. Peters in Frankfurt a. M., sowie zahlreicher anderer akademisch gebildeter Lehrer aus allen Teilen Deutschlands eine neue Zeitschrift: **Pädagogisches Wochenblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand Deutschlands** herausgeben, im Verlage der Rengerschen Buchhandlung, Gebhardt u. Wilisch in Leipzig. Dasselbe wird vierteljährlich in 12 Nummern, jede zu mindestens 8 zweigespaltenen Seiten zum Preise von 2 Mark 25 Pfennigen erscheinen und sich zur Aufgabe stellen: 1. für die Gesamtheit oder größere Kreise der akademisch gebildeten deutschen Lehrerwelt wichtige Verordnungen und autoritative Kundgebungen zu sammeln und einer sachgemäßen Kritik zu unterziehen. 2. Vorschläge, die auf Geltendmachung berechtigter Forderungen der im höheren Schuldienst thätigen

Digitized by Google

Lehrer abzielen, thunlichst zu beleuchten und für ihre Durchführung eventuell nachdrücklich einzutreten, 3. die jeweilig auftauchenden Schulfragen ruhig, und den verschiedenen Anschauungen gleichmäßig Rechnung tragend, zu erörtern, 4. schnelle und zuverlässige Berichte über Versammlungen und Vereine zu liefern, 5. litterarische Erscheinungen pädagogischen Charakters anzuzeigen, 6. Nachrichten über Anstellungen, Beförderungen, Todesfälle und sonstige Personalia zusammenzustellen, 7. kurze Mitteilungen von Vereinen und Einzelnen, sowie Stellenvakanzen zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, 8. innerhalb der Inserate auch eine Rubrik für persönliche und Familien-Nachrichten vorzusehen, deren Inhalt in dem geplanten alphabetischen Register am Schlusse jedes Jahrganges Berücksichtigung finden wird. In der Anzeige des Unternehmens heißt es: „Nachdem wir uns überzeugt haben, daß ein derartiges Unternehmen einem lebhaften Wunsche weiter Kreise entspricht, hegen wir die Hoffnung, daß uns seitens der Landes-, Provinzial- und Lokal-Vereine, seitens der Lehrer-Kollegien und einzelnen Lehrer behufs Durchführung obigen Programms bereitwillige Unterstützung zu teil werde. Wir richten darum auch an alle, welche dazu in der Lage sind, die ebenso freundliche wie dringende Bitte, unserer Wochenschrift geeignete **Beiträge, Mitteilungen und Anregungen**, sowie **Zusendungen von Büchern**, Broschüren, **Schul-Programmen und Zeitungsartikeln** zukommen lassen zu wollen. Ein Honorar von 2 Mark pro Spalte für Originalartikel von nicht mehr als drei Spalten, sowie größtmögliches Entgegenkommen und jede erwünschte Diskretion stellen wir unsererseits den Mitarbeitern dafür in Aussicht."

— Unser Mitarbeiter Professor Dr. **Karl Landmann** am Realgymnasium zu Darmstadt ist auf sein Nachsuchen, unter Anerkennung seiner treuen und gewissenhaften Dienstführung, mit Wirkung vom 9. Oktober 1891 an in den Ruhestand versetzt und ihm das Ritterkreuz I. Klasse des Verdienstordens Philipps des Großmütigen verliehen worden.

— Einen fesselnden Vortrag über die „**Bedeutung des Dialekts für den Unterricht in der hochdeutschen Sprache**" hielt auf dem 15. oberelsässischen Lehrertage in Colmar am 8. Juli 1891 unser Mitarbeiter Herr Seminar-Direktor Dr. **Stehle** in Colmar. Er fordert, daß der Unterricht mehr als bisher an die heimischen Mundarten anknüpfe, und zeigt, unter Zugrundelegung des elsässischen Dialekts, wie die Mundart alte Wörter und Wortformen mit alter Bedeutung, alte Bilder und Redensarten fortführt, und wie der Lehrer an ihr das Werden, Wandern und Verklingen deutscher Worte klarlegen kann. Der Vortrag ist jetzt in der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt vormals R. Schultz & Co. in Druck erschienen.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 6 **Juni:** W. **Streitberg**, die germanischen Komparative auf -ōz-, besprochen von **Friedrich Kauffmann** (die geschichtliche Auffassung des Komparativsuffixes, wie Streitberg sie vertritt, ist unannehmbar. Seine Untersuchung hat das Problem nicht gelöst). — **Hermann Göhl**, Modi in den Werken Wolframs von Eschenbach, besprochen von O. **Behaghel** (Göhl giebt zunächst eine mit einzelnen Beispielen belegte Darstellung des Modusgebrauchs bei Wolfram und führt sodann so ziemlich das ganze Material in geschickt gegliederten, übersichtlich angelegten Tafeln uns vor Augen, hat aber leider

Digitized by Google

die Unterscheidung zwischen Formen, die in Reimen stehen, und solchen, bei denen dies nicht der Fall ist, unterlassen). — Rudolf Schachinger, Die Kongruenz in der mittelhochdeutschen Sprache, besprochen von O. Behaghel. (Eine reiche Sammlung von Belegstellen für die Sätze, die Grimm und Paul zur Lehre von der Kongruenz gefunden haben; auch ergiebt sich einiges Neue, z. B. daß auf singularisches wîp regelmäßig das Feminin des Pronomens bezogen wird, daß der Gebrauch des neutralen Adjektivs in Bezug auf Menschen auf die Prosa beschränkt ist u. a., doch ist das Material zu mechanisch behandelt.) — Wilhelm Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch, besprochen von E. David. (Die Lautbezeichnung ist unzuverlässig, im übrigen ist das Werk eine überaus reiche und zuverlässige Fundgrube mundartlichen Sprachstoffes; es ist ein interessantes und sehr schätzenswertes Hilfsmittel für die weitere Untersuchung des heutigen Mittelfränkischen.) — Gustav Zimmermann, Versuch einer Schillerschen Ästhetik, besprochen von Karl Berger in Gießen. — Friedr. v. Westenholz, Über Byrons historische Dramen, besprochen von Ludw. Proescholdt.

—— Nr. 7 Juli: Richard Löwe, Die Ausnahmslosigkeit sämtlicher Sprachneuerungen, Separatabdruck aus der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, besprochen von H. Schuchardt. — Italo Pizzi, I Nibelunghi. Poema epico germanico. Traduzione in versi italiani, besprochen von Hermann Fischer. (Das Original ist nach dem Bartschischen Texte im allgemeinen richtig aufgefaßt und wiedergegeben und zwar in reimlosen jambischen Fünffüßlern.) — Georg Holz, Zum Rosengarten, besprochen von Albert Leitzmann. — Werner Cordes, Der zusammengesetzte Satz bei Nicolaus von Basel, besprochen von O. Behaghel. (Im einzelnen verdient die Darstellung von Cordes alles Lob. Er hat die Thatsachen mit großem Fleiß gesammelt und unter vorsichtiger Abwägung der verschiedenen Möglichkeiten geordnet.) — A. Dobbertin, Der gute Gerhardt von Rudolf von Ems in seiner Bedeutung für die Sittengeschichte, besprochen von O. Glöde. (Die interessante, fließend geschriebene Studie ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß man anfängt, mhd. Dichtungen nach kulturgeschichtlichen Momenten zu durchforschen, nachdem lange Zeit hindurch grammatische, metrische und Quellen-Untersuchungen fast ausschließlich an der Tagesordnung waren.)

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte IV, 2: Albert Bielschowsky, Das Alter der Faustspiele. — Friedrich Wilhelm, Briefe an Karl Wilhelm Ramler, nebst einem Briefe an Lessing (Schluß). — Erich Schmidt, Lessingiana. — Hans Sittenberger, Untersuchungen über Wielands komische Erzählungen. — Otto Pniower, Die Schülerscene im Urfaust. — Edward Schröder, Goethes Faust und das Spiel von Frau Jutten. — Bernhard Seuffert, Die älteste Scene im Faust. — Bernhard Suphan, Zu Schillers Demetrius. — Paul Markgraf, Sprachliche Beobachtungen zur Marina. — Hugo Blümner, Zu Lessings Laokoon.

Germania, 36, 1: A. L. Stiefel, Über die Quellen der Hans Sachsischen Dramen. — K. Maurer, Über Ari Frodi und seine Schriften. — Reinhold Bechstein, L. Wirth, Die Oster- und Passionsspiele bis zum 16. Jahrhundert. — Gustav Ehrisman, Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1887.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 2: A. Meitzen, Land und Leute der Saalegegenden. — C. Bolle, Die Eichenfrucht als menschliches

Digitized by Google

Nahrungsmittel. — O. v. Zingerle, Segen und Heilmittel aus einer Wolfsthurner Handschrift des 15. Jahrhunderts. — H. Prahn, Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. — P. Ammann, Volkssagen aus dem Böhmerwald.

O. Brenner und A. Hartmann, Bayerns Mundarten. I, Heft 2: August Holder, J. R. Fischers „Letzte Weltsucht“ und „Des Teufels Tochter“. — A. Jakob, Aus Mittelschwaben (Fortsetzung). — F. Jacobi, Schwäbische Taufnamen. — O. Brenner, Altbayrische Sprachproben, I. Der Prinz von Arkadien (1701). Fortsetzung. — Fr. Riegel, Aus Altregensburg. — August Hartmann, Ein altes niederbayerisches Dialektgedicht. — M. Himmelsstoß, Aus dem bayrischen Wald (Fortsetzung). — C. Franke, Ostfränkisch und Obersächsisch (Fortsetzung). — August Hartmann, Ältere Nachrichten über Dialekte (Fortsetzung). — O. Brenner, Der andächtige Bauer. — A. Demmler, Einiges aus dem Donau-Lechwinkel. — O. Brenner, Zu unserer Lautbezeichnung. — Bücherschau. — Kleinere Mitteilungen.

Grenzboten 16: Rudolf Hildebrands Aufsätze und Vorträge. — Unser Deutsch in Frankreich. — 17: H. Düntzer, Zur Jubelfeier des Weimarischen Theaters. — 18: Zur neuen Faustphilologie. — 20: A. Berger, Der Gedanke einer deutschen Sprachakademie in der Geschichte und in der Gegenwart. — 23: Gombert, Zu Zesen und Campe. — 25: W. Ribbeck, Hamlet und seine Ausleger.

R. Sprenger, Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1890. 16, S. 116—128: Bemerkungen und Besserungen zum Sündenfall. — S. 128 flg.: Derselbe, Zur Kritik und Erklärung des Theophilus.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins 6, 5: Zu Goethes Leben und Wirken.

Neu erschienene Bücher.

Theodor Längin, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. (Freiburger Dissertation.) 108 S. Tauberbischofsheim, Laagsche Druckerei 1891.

Richard Bax, Methodik des Deutsch-Unterrichts. Theoretische Unterweisung in folgerechter Orthographie, orientierend für Seminaristen und Lehrer. Erfurt und Leipzig, Bacmeister 1891. 59 S. Pr. M. 1,50.

Richard Bax, Vereinfachte Volksorthographie. Erfurt und Leipzig, Bacmeister 1891. 22 S. Pr. 0,60 M.

Franz Bettingen, Wesen und Entwickelung des komischen Dramas. Berlin, Weidmann 1891. 99 S. Pr. M. 2.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Zur Metrik des Nibelungenliedes.

Von Rudolf Hildebrand.

Die Nibelungen gehören der Schule schon so weit an und erobern sich immer weiteren Boden, daß auch ein Wissen von den da befolgten metrischen und rhythmischen Gesetzen, nicht bloß ein ungefähres Fühlen (für welches übrigens Arbeit genug bleibt), dem Schulbetrieb als unumgänglich näher rückt. Ist doch selbst Simrocks Übersetzung, wie andere auch, ganz ohne ein solches Wissen metrisch nicht zu fassen. Man kann aber dieses metrisch-rhythmische Wissen auch höher nehmen, nicht bloß als unvermeidliche Zugabe, sondern als besten Anlauf und Ansatz, um in Schülern und Schülerinnen das Gefühl und Bewußtsein der rhythmischen, d. h. musikalischen Eigenart unsrer Muttersprache wach zu rufen, welche von der der antiken Sprachen oder der französischen so stark abweicht, und dieses, ich meine dies Bewußtwerden, das eigentlich nur einer leichten, aber richtigen Anregung bedarf, stehe ich nicht an als eine Forderung an den nun höher strebenden deutschen Unterricht aufzustellen. Ja es steht ein noch höheres, hohes Ziel hinter dem vorhin genannten Gewinn, den die Einführung in unsere alte Metrik und damit in die natürlichen Gesetze unserer Metrik überhaupt bietet, d. h. die beste Gelegenheit, um den jungen Seelen eine gesunde Ausbildung des Geschmacks angedeihen zu lassen, für die auf der Schule so wenig geschieht, während sie von höchster Wichtigkeit ist bei der nahen Verwandtschaft des Schönen mit dem Guten, die in uns eigentlich eine Wurzel haben, sodaß die Ausbildung des natürlichen, uns angeborenen Gefühls für das Schöne der des angeborenen Gefühls für das Gute unmittelbar und am besten vorarbeitet. Aber das wäre ein ganzes großes Capitel für sich.

Für den Betrieb der Metrik auf der Schule kommt es nur darauf an, daß man auf alle gelehrte Zuthat verzichte, dafür alles lebendig halte, was bei allem Metrischen darin besteht, daß man höre, worum es sich handelt, alles muß da in ein hören und immer wieder hören aufgehen, nicht in abstracte Begriffe und Formeln, die kahl und fahl über dem lebendigen Klange schweben und ihn scheinbar unnöthig machen. Dabei ja kein systematischer Vortrag, sondern alles beim Lesen, wie sich die Gelegenheit gibt, unmittelbar an die lebendige Erscheinung der sprachlichen Kunstform angeschlossen; auch die allgemeinsten Grundsätze lassen das zu, und dabei ist fortwährend Gelegenheit, die Schüler mit

Digitized by Google

ihrem angebornen Sprachgefühl zur Mitarbeit, zum Selbstfinden heranzuziehen. Ich will zunächst an einem der anziehendsten Fälle in der Metrik der Nibelungen zu zeigen versuchen, wie man, über alle Gelehrsamkeit hinweg, zur vollsten Erkenntniß und Kunde davon kommen kann, auch die Schüler schon.

Es handelt sich um eine rhythmische Erscheinung im Nibelungenliede, die, auch ohne Melodie beim bloßen Lesen, auf das wir ja leider angewiesen sind, ins Ohr fällt (hätte bald gesagt ins Auge fällt) und es bedeutsam beschäftigt, ein beliebter Schluß des kleinen strophischen Kunstgebäudes, die achte Halbzeile mit ihren vier Hebungen oder vollem rhythmischen Rahmen. Z. B. am Schluß des Ganzen (in A und B):

mit leide was verendet des küneges hôhzît,
als ie diu liebe leide ze aller jungiste gît.

2315 Lachm.

Auf jeder Seite kann man Beispiele haben, z. B.

dô sprach der künic Gunther wer sol schifmeister sîn?

366, 4.

daz sach der künic Etzel, dô was im leide genuoc.

2310, 4.

er (Siegfried) wart von gedanken dicke bleich unde rôt.

284, 4.

Das Eigenartige des rhythmischen Verlaufs wird dadurch herbeigeführt, daß eine Senkung gespart ist an besonders hervortretender Stelle, nämlich die zweite, die mittlere. Bartsch in seinen Untersuchungen über das Nibelungenlied S. 142 ff. ist der Erscheinung genau nachgegangen und äußert sich über ihren Kunstwerth S. 155: „Es ist keineswegs willkürlich, daß die Senkung nur (?) an dieser Stelle fehlt, sondern der Dichter ward dabei von einem feinen rhythmischen und musikalischen Gefühle geleitet. Man kann sich leicht überzeugen, wenn man den Versuch macht, einen Schlußvers mit ausgefüllter und einen mit fehlender Senkung zu singen. Der letztere hat durch das doppelte Anhalten der Stimme auf der Silbe, nach welcher die Senkung fehlt, etwas feierlicheres, langsam verhallendes, indem die drei übrigen Silben nachklingen" usw., vergl. auch S. 359.

Bartsch hat den rhythmischen Reiz der Versform gut herausgefühlt, aber es läßt sich der Sache weiter auf den Grund kommen. Der Dichter der Nibelungen, den sich Bartsch dachte, hat sie auch keineswegs eingeführt, wie man nach obigen Worten denken könnte, sondern sie ist um Jahrhunderte älter, war für die mhd. Dichter ein Stück alt überlieferten Stiles schon aus der Zeit der Stabreimdichtung her.

Hier müßte freilich zuerst genauer von der Umlegung des Rhythmus die Rede sein, von der die Erscheinung herrührt; aber ich muß mir

Digitized by Google

das versparen, ich denke auf das nächste Heft; hier nur so viel. Die natürliche Bewegung der rhythmischen Welle ist eine absteigende; es wird aber unter Umständen davon abgewichen in der Weise, daß sie geradezu in eine aufsteigende verwandelt wird, wobei denn der Rhythmus wie umgelegt erscheint, so wie man ein Tuch auf die linke Seite umlegt; so in alter und neuer Zeit. Z. B., um in der Nähe anzufangen, woran man gut thut bei solchen Dingen — ich bemühe mich, den Unterschied recht scharf fürs Auge zu bezeichnen, um das fehlende Hören möglichst zu ersetzen, wobei es darauf ankommt, die Haupthebungen, die die rhythmische Bewegung bestimmen, hervorzuheben, während die zurücktretenden Nebenhebungen sich mit dem Gravis begnügen müssen (ich nehme Grimmsche Schreibung, um das Ganze in eine Art objective Ferne zu rücken):

In èinem **thál** bei àrmen **hírten**
erschìen mit **jédem** jùngen **jáhr**,
so **báld** die èrsten **lérchen** schwìrrten,
ein **mádchen** schön und **wúnderbàr** —,

wo übrigens, gegen das regelrechte Verfahren, mit dem umgelegten Rhythmus begonnen wird, der erst nachher in den geraden umschlägt, während das Umgekehrte der genauen Regel entspricht.

Dieser Wechsel in der Bewegung des Rhythmus ist nun von je her in Gebrauch und eine Hauptquelle für die lebendige Schönheit der gebundenen Rede, obgleich man sich der Sache jetzt nicht eigentlich oder auch gar nicht bewußt ist, selbst die Dichter wohl nicht (sie wird in keinem Lehrbuch erwähnt). Aber die alte Zeit, die alte Kunst muß wohl ein Bewußtsein davon gehabt haben, worauf das Folgende schließen läßt.

Für die Ausgestaltung des viertaktigen rhythmischen Rahmens war in alter Zeit die verschiedene Behandlung der Senkungen bestimmend (der Auftakt als gewöhnlich gleichgültig nicht mitgerechnet). Eine besondere Stellung unter den drei Senkungen innerhalb des rhythmischen Rahmens nimmt die zweite, die mittlere ein, die durch ihre Stellung zum Bande zwischen den beiden Gliedern des Satzes wird. Verse, wo bloß die mittlere Senkung gespart ist, bei gewöhnlichem Gang des Rhythmus, sind ganz selten. Z. B. im Schlummerliede[1]) im zweiten Satze folgender Periode (ich bezeichne zugleich die Glieder durch einen Strich):

slâfês unza | **mor**gane, **man**nes trût | **su**nilo.[2])

1) Das ist beiläufig so echt als irgend etwas, alle für eine Fälschung zusammengesuchten Beweise sind, genau besehen, windig, obschon sie so gut wie in allgemeiner Geltung sind, es sieht sie aber eben niemand mehr unbefangen genau an.

2) Wegen der Bezeichnung des Stabreims, die den Vocal mit in den Reim herein zieht, s. oben S. 581.

Digitized by Google

An diesem mannes trût sunilo nimmt noch unser Ohr leicht Anstoß, vermißt den befriedigenden rhythmischen Wellenschlag, wenn man sich einigermaßen eingelesen hat. Der rhythmische Satz, das kleine Kunstganze, erhält nämlich durch die fehlende Senkung wirklich eine Lücke und fällt damit in zwei Stücke ohne Band auseinander und zwar in zwei sich gleiche Stücke, was eine Aufhebung lebendiger Gliederung einschließt, für die der goldene Schnitt im allgemeinen das Maßgebende ist, auch in Metrik und Rhythmik. Was z. B. dem Alexandriner als Hauptfehler anhaftet, ist, daß seine Glieder einander zu gleich, bei männlichem Reim ganz gleich sind, daher der eintönige Eindruck, der sich auf die Länge einstellt. Das muß denn auch das alte Kunstgefühl, um nicht gleich zu sagen Bewußtsein, klar gegenwärtig gehabt haben. Ähnlich und doch zugleich anders sind folgende Fälle mit gesparter mittlerer Senkung:

wê**laga** nû, | **w**â**ldand** gòt, **w**ê**wurt** | skihit.

Hildebr. 49 [1]);

mit dem hüpfenden oder beschleunigten Rhythmus in welaga (es ist doch wohl so zu fassen) ist die Gleichheit der beiden Glieder doch aufgehoben; der Stabreim vertritt das Band, das in mannes trût sunilo zwar auch nicht fehlt, aber außerhalb des Satzes fällt. Ähnlich im folg. Verse aus der Psalmenübersetzung bei Müllenhoff u. Scherer Denkm. XIII, 29, die den Endreim braucht, sonst aber sich in den rhythmischen Formen des Stabreims bewegt, auch diesen selbst noch benutzt:

die **wi**der dir | **we**llent tuon, die **wi**llih fasto nîdôn;

die Gleichheit ist durch den Auftakt gemieden, das Band durch Stabreim hergestellt; nicht unmöglich aber scheint mir, daß dir und tuon die Haupthebungen tragen, wonach der Fall zum folgenden gehörte.

Hauptsächlich aber ward Abhülfe geschafft durch ein anderes durchgreifendes einfaches Mittel, durch Umlegung des Rhythmus, z. B.:

dâr ist **lîp** | âno **tô**d, **lioht** âno finstrî. Musp. 14,

bei Otfried I, 18,9, der den umgelegten Rhythmus zugleich durch seine Accente kennzeichnet (ich setze nur sie):

thar ist lîb ana tód, líoht ána finstri.

Dieß dâr ist lîp | âno tôd ist dem äußern Bestand nach ganz gleich mannes trût | sunilo und doch durch den andern Gang des Rhythmus zugleich ganz anders: es tritt damit die erste Haupthebung, zugleich die Trägerin des Hauptgedankens, maßgebend in die Mitte des Ganzen und dicht an die Lücke heran, die sie mit ihrem Tongewicht gleichsam übergreift,

1) Daß got noch zum ersten Satze zu ziehen ist, zeigt schon äußerlich der prosaische Zusatz in der Hs. quad hiltibrant, der nach got steht.

Digitized by Google

gewiß auch in der melodischen Fassung im Gesang; kurz, noch für unser Gefühl ist damit jeder Anstoß beseitigt und sogar ein eigner rhythmischer Reiz gewonnen.

Und in dieser Gestaltung ist denn die sonst gemiedene Versform vielmehr so angebaut und beliebt geworden, daß sie mit anderen entsprechenden Formen aus der Stabreimkunst her in die des Endreims überging und Jahrhunderte lang in Geltung war, z. B.:

ni laz dir zít | des ingán, theist sconi vérs | sar gidán. Otfried I, 1,48;
laz iz thús | thuruhgán. I, 25,11;
leh in líb | inti gúat. II, 15,12 usw.,

wo uns zugleich die vom Dichter gesetzten Tonzeichen (die ich allein auch setzte) sichernd zu statten kommen und in sein bewußtes rhythmisches Denken hineinsehen lassen;

in dero hello
dâ ist dôt | âne tôt. Müllenhoff u. Scherer, Denkm. XXX, 117;
clàga, **wúoft** | âne trôst,
wê âne **wo**lun. 183;
dùo si dês | wùrdin sát. Meregarto 2a, 13,
ùnte gie mit àn die stát,
dâ er ê | êino làg. 32,

wo das eino den Hauptton fordert, das zweite Glied also seinen geraden Rhythmus behält, während das erste, dà er é, ihn umlegt (über diese Mischung nächstens mehr), die beiden Haupttöne nehmen also die Lücke in die Mitte;

Ich hàben fléisc | ùnde béin.
Friedb. Christ, M. u. Sch. Denkm.[2] S. 82;
dèro hélidi iegelîch
drùoc sîn swért | ùmbi sich. Lob Salomonis, S. 100;
unt loben dich, trehtîn, uber al
pèidiu pérch | ùnte tál. XLV, 3,6;
ich sage iu, lieben süne mîn,
iun wahset kórn | nòch der wîn.
Spervogel Minn. Frühl. 25,14 [1])
dô bèiz er schâf | ùnde swîn. 37,32;
beidiu süez unde sûr. 29,22;
in liebte den hof | unde den lîp
manec maget unde wip. Iwein 45;
Keiî legt sich slâfen
ûf den sal | under in. 78;
ouch gienc der walt | wildes vol,
swâ daz gestuont | an sîn zil,
des schôz er ûz der mâze vil. 3272 usw. usw.

---

1) Man kann auch den alten Spervogel ruhig bei seinem überlieferten Namen lassen. W. Scherer hat sich da mit Verneinen übereilt, wie bei der Alliterationspoesie mit dem Behaupten (s. S. 583).

Digitized by Google

als si dô dem stolzen
sîniu béin | het gekléit. Helmbrecht 225;
èr sprach: sún, vil lieber knábe,
lâ dich nóch | rihten ábe. 440;
èr nam (raubte) rós, | èr nam rínt. 670 in b,

in a ist gleich gemacht er nam daz ros, er nam daz rint, s. auch V. 549 den Unterschied der beiden Handschriften.

Ich habe viel Beispiele gegeben (es ist doch nur eine kleine Auswahl), um das Ohr dafür zu stimmen, das damals von Kind auf dafür gestimmt war. Und damit hat denn auch die beliebte rhythmische Form im Schluß der Nibelungenstrophe ihren Hintergrund, z. B.:

er wart von gedanken dicke bleich unde rôt. 284,4,

es ist noch, nach Jahrhunderten, genau derselbe rhythmische Tongang wie dâr ist lîp âno tôd. Und so weiter z. B.:

der reken ieclîcher in (ihnen) sînen dienst her enbôt. 1584,4;
si (die Frauen) wâren hübsch unde clâr. 1594,4;
(Volker) ein degen küene und gemeit. 1612,4.
si schamte sich der vrâge, sô manic meit hât getân. 1622,4 u. s. w.

Zu bemerken ist noch, einmal daß dazwischen doch wohl auch noch Fälle vorkommen, wie mannes trût sunilo, z. B. bei Spervogel:

in himelrîche ein hûs stât . . .
dâ enkumpt | nieman in,
ern sî vor allen sünden alsô reine.
Minn. Fr. 28,32.

Dann, daß die Form mit Endreim beider Glieder, die die Lücke gerade recht fühlbar machen, doch sehr beliebt wurde, bis in die Gegenwart besonders als Eingang eines Liedes oder Spruches; ein vortreffliches Beispiel ist glücklich aus dem 12. Jahrhundert erhalten:

du bist mîn, ich bin dîn,
des solt du gewis sîn u. s. w. Minn. Fr. 223;

aber das kleine rhythmische Gebäude schlägt mit dieser Form ganz neue Wege ein.

Aber die fragliche Form erscheint noch in einer anderen Gestaltung, die ihr mit einer geringen Änderung noch höheren Reiz gibt und noch fleißiger gebraucht war. Da wird, bei gleichfalls umgelegtem Rhythmus, in oder richtiger über die Lücke ein Wort gesetzt, das die beiden Hebungen, welche die Lücke einfassen, Haupthebung und Nebenhebung, als Hochton und Tiefton in sich vereinigt; z. B.:

fòrn her **ó**|**stàr** giwéit, flòch her **Ó**|**tàchres** **nît**.
Hildebr. 18;

Hiltibrànt gimáhaltà, hèr was hè|rôro mán 7.

Da ist die Lücke verdeckt, besser überbrückt, ist aus einem bedenklichen Stück in eine Schönheit verwandelt; die künstlerisch mißliche Form mánnes trût|súnilo ist da durch zwei kleine Mittel zu einem kleinen Kunstwerk erhoben, an dem noch unser Ohr leicht einen besonderen Reiz empfindet, sich daran zu weiden. Auch in der alten Zeit ist diese Form noch häufiger, also beliebter als die Zwischenform dàr ist lîp àno tôd, sie ist so zu sagen das rhythmische Cabinetsstückchen unserer alten Dichtkunst. Also:

sórgên màc diu sèlà, unzì diu súo|nà argèt. Muspilli 6.
sórgên (mac) dràtò dèr sih sùnt|îgen wèiz. 24;
Elìàs strîtit pî den è|wîgon lîp. 41;
prìnnit mìt|tìlagárt. 54;
sô dâr mán|nò nohhéin wìht pimì|dàn ni mák. 90.

Und ebenso in den andern germanischen Dichtungen mit Stabreim, z. B. altsächsisch:

thèmo hè|ròston kûd. Hel. 4951;
ags. gif ic þät gefricge òfer flò|dà begáng Beow. 1827.
sêcan déo|flà gedräg. 757.
altn. ok gèfit sit|jöndum sigr. Sigrdrífumál 3,6;
heil sjà in fjöl|nyta fóld. 4,3,

von Simrock genau nachgebildet: und gebt uns Sitzenden Sieg — Heil dir, fruchtbares Feld (d. h. sitzènden, frúchtbàres).

Die Form haftete so fest im Kunstohr und Kunstsinn, daß sie, wie übrigens die anderen Formen zumeist auch, mit in die Kunst des Endreims übergieng, immer noch und lange als besonders beliebt, z. B. bei Otfried (ich schreibe nur die von ihm gesetzten Tonzeichen):

so er es é|rist bigan, er sar zi Pé|truse quam. IV, 11,29;
iz ist gifúagit al in éin selb so hél|phantes béin. I, 1,16;
líndo liobo druhtin mín, laz thia kés|tiga sin. III, 1,31;

in thiz ír|disga dál. V, 23,102;
thaz er bi ún|sih irstarb. V, 6,21;
dâ ist daz gotes zorftel,
dèr unén|dìge tág.
Himmel u. Hölle, Denkm. XXX, 11;

dâ ist daz zíe|riste hére. 65;
sô ist daz hellerîche
èinis téi|lìs getân. 190;
manig michiler sê. Merigarto 1a,5;
des selben dages er irskein
sînen jungeren zwein.
Friedberger Christ, Denkm.[2] S. 81;

Digitized by Google

wer sol nu ûf Steinberc
würken Wérn hàrtes wèrc? Spervogel 25,28;
zwên bruoder die gezürnent
und ùnder zíunènt den hóf. 26,18;
ez sol der gransprunge man
bedenken sich enzîte. 26,23.
ein wolf und ein witzic man
sazten schâchzabel an. 27,21;
ez mac der man sô vil vertragen,
hôrt ich Kerlingen sagen. 27,35.
daz er ouch tihtennes pflac. Iwein 25;
ir werdet unwert dervon. 170;
die geviengen manlichen sin. 3722 usw.
lieber sun . . . . belìp
unt nim ein ê lìchez wip. Helmbr. 360;
ich weiz wol, ez wil geben dir
der meier Rúoprèht sîn kint. 281.

Da klingt denn auch der beliebte Schluß der Nibelungenstrophe in seinem geschichtlichen Zusammenhange und auf seinem alten Hintergrunde:

als **ie** diu liebe **léidè** z'àller jún gìste gît. 2315,4.
dô si die rede vernâmen, leit was in wærliche daz. 938,4.
sô sprach der küene recke: ir sult ez Sîfride sagen. 150,4.
in hât mîn bruoder Gunther her ze Rîne gesant.
514,4 u. s. w. u. s. w.

Und ebenso schon im rhythmischen Gebäude des Kürenbergers[1]) dem Vorläufer der Nibelungenstrophe, z. B.:

er huop sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant. Minn. Fr. 9,4;
si muoz der mîner minne iemer darbende sîn. 9,36;
jone meine ich golt noch silber: ez ist den liuten gelîh. 6,32.

Schließlich wird eine Nutzanwendung am Platze sein. Ein classischer Philolog, der von altdeutscher Metrik reden hörte, wobei auch von Feinheiten die Rede war, warf ungläubig verwundert die Frage ein, ob es denn da auch „Finessen" gebe? Er lebte offenbar des Glaubens, daß solche ein für allemal der antiken Metrik vorbehalten seien. Die neuere deutsche Metrik sieht man ja in diesen Kreisen, wenigstens wer in ihnen befangen bleibt, als einen nothdürftigen Abklatsch der antiken Metrik an. Wir haben eben für unsere Eigenart noch zu kämpfen, seltsam genug gegen die eignen Landsleute, die von ihr noch nichts Rechtes wissen, und das ist eigner Weise am entschiedensten gerade auf dem Gebiete der Metrik der Fall, also der Kunst, der das Köstlichste, was wir als Nation haben, unsere Sprache in der Erscheinung ihrer vollen angeborenen Schönheit als Stoff zufällt. Ein anderer Gelehrter, dessen Arbeitsfeld

1) Auch der ist von W. Scherer zu rasch ins alte Eisen geworfen worden.

Digitized by Google

Deutschland war, aber nicht die Sprache, äußerte, als von unserer alten Metrik die Rede war, er dächte sich das, wie wenn jetzt ein sechzehnjähriger Junge darauf verfiele, Verse zu machen. Wie scheinbar klingt das und wie anders ist es! Wie uns die Sprache leicht gerade da, wo sie uns zuerst entgegentritt, in einer formalen Vollendung erscheint, der gegenüber alles Weitere wie Verfall aussieht (der Standpunkt, nicht unrichtig, ist doch auch nicht ganz richtig, müßte aber von jedem einmal durchgedacht werden), so ist es mit der Metrik, der Sprache in ihrem schönsten Gewande. Wenn unsere neuere Metrik über die Eigenheiten der deutschen Sprache wie mit einem gleichmachenden Kamme nicht ohne Schaden dahinfährt, ist die alte Metrik und Rhythmik ihr wie auf den Leib gepaßt oder unmittelbar darauf gewachsen. Das zeigt gerade der besprochene Fall recht deutlich. In der rhythmischen Form her was hêrôro man ist das hêrôro in seiner grammatischen Art für die Versstelle wie gemacht und bestellt und ebenso die Versstelle für die grammatische Form mit ihrem Hochton und Tiefton.[1]) Und dies Verhältniß tritt uns gleich in den ältesten Zeugnissen als fix und fertig entgegen, sodaß es im Nibelungenliede wie ein spätes Nachleben erscheint, freilich immer noch lebensfrisch genug. Auch ist hier, wie in dem zaller jungiste gît und dort in her was hêrôro man die schöne Form aus dem Leben selbst, so wie sie da war, unmittelbar in Vers und Gesang herübergenommen, nicht aus fein erkünstelten Regeln fremder Herkunft. Das ist denn doch wohl ein wahrhaft beneidenswerthes Verhältniß und es ist ja wohl jenen Urtheilen aus gebildeten und gelehrten Kreisen gegenüber recht an der Zeit, wie eine Schuldigkeit gegen uns selbst, daß von der Schule aus das Bewußtsein und Gefühl des Richtigen angebahnt werde.

Die Lehnwörter im deutschen Unterricht.

Von **August Nebe** in Elberfeld.

> Wie regt es an, über den engen Zaun der gewöhnlichen Gedanken einmal hinaus zu denken, und zwar im Anschluß an etwas ganz Nahes, das von selber darüber hinausweist. R. Hildebrand.

Findlinge nennt man die Granitblöcke, welche, über die Ebenen Deutschlands massenhaft zerstreut, die Aufmerksamkeit des Laien wie des

1) Wie tief dies Verhältniß unsrer Sprache eingewachsen ist, kann man noch an Simrocks „Heil dir, fruchtbares Feld" oben empfinden. Heutzutage haben die Dichter ihre liebe Noth, Formen wie fruchtbare, von denen unser Deutsch wimmelt, im Vers gut unterzubringen. Man mache nur die Probe, womöglich in der Classe mit den Schülern, für die das höchst anregend ist.

Digitized by Google

Forschers in gleichem Maße von je erregt haben. In grauer Vorzeit, so erzählte man, als noch die Wasserfluten die Ebenen überströmten, seien sie, ein Spiel der Winde und Wogen, auf mächtigen Eisfeldern aus fremden Ländern hierher verirrt und gestrandet. Aber neuerdings hat die Wissenschaft an untrüglichen Merkmalen erkannt, daß sie Reste von den Moränen der Gletscher sind, die einst von den Gebirgen des Nordens und Südens in die Ebenen herabreichten. Dem Bewohner steinarmer Gegenden sind diese Fremdlinge willkommene Gäste, und erfreut verwendet er sie als schätzbares Baumaterial für seine Wohnungen.

Auch in der Sprache giebt es solche Findlinge. Nicht durch das blinde Ungefähr sind sie in dieselbe geschneit, sondern auch sie weiß der Kundige als wichtige Zeugnisse mächtiger uns von außen zugekommener Bildungsströme zu schätzen und zu schützen. Zu schützen; denn wie jene erratischen Blöcke durch den thörichten Aberglauben hier und da als Teufelswerk und Teufelsspuk verschrieen wurden, so hat auch Mißverstand und überspannte Deutschtümelei sich gelegentlich gegen diese wertvollen Bestandteile unseres Sprachschatzes gewendet, um sie mit anderen, mit denen sie doch nur scheinbare Ähnlichkeit haben, ein für allemal zu verfehmen. Diese Fremdlinge sind — die Lehnwörter.

In jeder Stunde stößt der Unterricht an den höheren Lehranstalten auf solche Wörter, erklärt sie wohl auch und läßt von ihnen Streiflichter auf geschichtliche und kulturgeschichtliche Vorgänge fallen. Aber gerade dieses zufällige, gelegentliche Erklären trägt, glaube ich, eine nicht zu unterschätzende Gefahr in sich. Das Bewußtsein, daß die Lehnwörter nicht zufällige, wohl gar unberechtigte Eindringlinge in unserer Sprache sind, sondern vielmehr Fremdlinge, die mit Naturnotwendigkeit Eingang fanden oder von den Altsassen mit bewußter Absicht eingebürgert wurden, geht darüber leicht verloren. Dieser Gefahr entgegenzuarbeiten, ist eine der Aufgaben, die dem Lehrer des Deutschen zufallen. Der Meister, dem ich das Motto entlehnt habe, hat ganz recht, wenn er für die Fremdwörter im allgemeinen verlangt: „Sollen die Fremdlinge, die nun da mit und bei uns hausen und schaffen wollen, der eingerissenen Verwilderung entzogen werden, daß sie mit nützen statt zu schaden, so müssen sie der Pflegelosigkeit entzogen, müssen sie mit in die Schule genommen werden“ (Vom deutschen Sprachunterricht S. 184); eine besondere Bedeutung aber gewinnt diese Forderung für „unsere Nationalschulden“[1]) aus alter Zeit. Nach den oben entwickelten Anschauungen

---

1) Ein Ausdruck Herders; vgl. Über Thomas Abbts Schriften (W. Suph. II, 286 flg.): „Wenn es wahr ist, daß die Deutsche Sprache seit einigen Jahr-

Digitized by Google

kann ich es jedoch nicht völlig billigen, wenn er das „mehr wohl bloß zufällig als geflissentlich und in rechtem Zusammenhang" gethan wünscht.

Eine Stunde, welche die früher hier und da von den Schülern selbst gemachten Funde an Lehnwörtern sammeln und gruppieren hilft und den Schatz in seiner Bedeutung für die innere Entwicklung der Sprache und ihre äußeren Beziehungen zur Geschichte des eigenen und der fremden Völker zu würdigen versucht, wird man nicht als eine geopferte bezeichnen können. Diese Stunde soll freilich nicht aufdringlich und unvermittelt in die anderen hineinfallen, sondern an ein behandeltes Stück wie gelegentlich anknüpfen. Die Gelegenheit zu einer solchen Stunde läßt sich fast auf jeder Stufe finden oder drängt sich vielmehr mit schwer abweisbarer Nötigung auf.

Als mir zum ersten Male in der Tertia Voßens Siebzigster Geburtstag zu behandeln vergönnt war, konnte ich dieser Nötigung nicht widerstehen, und durch die Ergebnisse dieses Versuches ermuntert, habe ich es seitdem nie unterlassen, gerade bei diesem Gedicht das Augenmerk der Schüler auf die Findlinge der deutschen Sprache, die Lehnwörter, zu lenken. Ich denke, daß manchem Fachgenossen eine Skizze der Art, wie sich eine solche Stunde gestaltet, nicht unwillkommen sein wird.

„Das Vollglück in der Beschränkung," das behagliche Stillleben in einfachen Verhältnissen, wie es der Dichter aus eigener Erfahrung treuherzig, schlicht und wahr in der natürlichsten und darum schönsten seiner Idyllen geschildert hat, weiß die empfänglichen Gemüter der Jugend zu packen. Zwar vermissen sie das thatkräftige, rasch vorwärts drängende Leben, welches ihnen besonders aus Uhlands Balladen entgegengetreten ist, aber dafür entschädigt sie das ihnen neue liebe- und gemütvolle Eingehen in echt deutsches Kleinleben und der gemütlich anheimelnde Ton der Schilderung. Echt deutsch erscheinen ihnen nicht nur die Personen der Idylle von dem emsigen, sorgsamen, gelegentlich auch sorgenvollen, haushälterischen und liebreichen Hausmütterchen an bis herab zu dem rüstigen, fleißigen, allzeit willfährigen und ruhigen Thoms,

---

hunderten viel von innerer Stärke verlohren: und jede Bemühung also gülden sey, die sie zu dieser verlebten Jugendstärke, wie durch die Kräuter der Medea, zu verjüngen sucht; wenn es wahr ist, daß allein in alten Schriftstellern diese Ader gediegenen Goldes anzutreffen, und zuerst an den bekanntesten Orten aufzuspähen sei, so schlägt bei dem Stil der Bibelübersetzung Luthers die Wünschelruthe zuerst. Reichhaltig ist die Ader, dies kann niemand läugnen, wer wahres Deutsch fühlet: Noth thut uns das Gold aus derselben; dies gibt jeder zu, der unsere Nationalschulden an Französirenden und Brittischen Ausdrücken kennet."

Digitized by Google

sondern echt deutsch erscheint ihnen auch das saubere Schulhaus und das freundliche Stübchen darin, dem der mächtige, wärmende Ofen, der Blumenschmuck am sonnigen Fenster, der zierende Hausrat auf dem Gesims und die tickende Kukuksuhr an der Wand einen besonders erfreulichen und behaglichen Anstrich geben. Gerade an dieses Bild voll „Lieblichkeit und Heimlichkeit" (Gözinger, Deutsche Dichter [3]2,223) wird man, nachdem in der vorhergehenden Stunde die Behandlung des siebzigsten Geburtstags abgeschlossen ist, in einer besonderen Stunde die Besprechung der Lehnwörter anknüpfen können.

Die Bemerkung, daß das Stolper Schulhaus, so deutsch es auch zu sein scheint, eine Menge ursprünglich fremden Besitzes umschließt, setzt die Schüler zunächst in nicht geringe Verwunderung; aber diese leitet ja gerade am besten zum wissenschaftlichen Forschen. Und dieses kann gleich bei dem Wort Schulhaus beginnen; denn hier pocht die Wünschelrute zum ersten Mal, die uns zu dem in unserer Sprache ruhenden, geheimnisvollen fremden Schatz führen soll. Schule — Wort und Sache — stammt aus dem Römerreich, aus dem sie uns durch Vermittlung des römischen Christentums zukam. Schnell kristallisieren sich um diesen einen festen Punkt eine Fülle lateinischer Lehnwörter. Zunächst Schulmeister, Tafel, Kreide, Tinte; auch die eine Kunst, welche die Schule lehrt, hat fremden Namen: das Schreiben. Warum aber nicht die Schwesterkunst, das Lesen? War etwa die eine den Germanen vor ihrer Berührung mit Rom vertraut, die andere fremd? Die Bezeichnung dessen, was man liest und schreibt, führt die Schüler sofort zur Lösung der Frage. Die Buchstaben erinnern sie an die auf Stäbchen eingeritzten Runenzeichen, die man auflas, um aus ihnen zu weissagen. So finden sie uraltes Erbe in Buchstab, Buch, Abriß, Umriß, Reißfeder, Reißzeug, lesen, während neuer Erwerb in schreiben, Schrift, Linie, Vers, Brief, dichten vorliegt (vgl. Hildebrand a. O. S. 190). Man wird dabei dem Verdienste des Mannes gerecht werden, welcher schon vor dem Eindringen des römischen Christentums germanischen Stämmen die Segnungen der antiken Kultur zuzuführen versuchte, des ersten germanischen Bibelübersetzers, der auch diese fremden Ausdrücke zu verdeutschen (man verzeihe den Anachronismus) wußte, indem er lesen mit siggvan, schreiben mit mēljan wiedergab, des Ulfilas, welcher aus dem gleichzeitigen Geschichts- und Religionsunterricht den Schülern schon bekannt und lieb geworden ist.

Tamm ist „Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster"; darin spiegelt sich das enge Verhältnis von Kirche und Schule zu einander, und die Bezeichnung seiner Ämter lehrt uns, daß das Christentum mit der Fülle der neuen Dinge und Anschauungen auch

Digitized by Google

neue Wörter ins Land brachte,[1]) — Wörter, welche, wie schon Küster und Organist zeigen, teils wirklich lateinische sind, teils auch nach Rom schon als Lehnwörter aus dem Griechischen kamen. Aber einige wenige griechische Lehnwörter sind nicht auf solchen Umwegen zu uns gewandert, sondern unmittelbar aus der griechischen Sprache von den Stämmen entlehnt und weiter verbreitet worden, welche von Byzanz aus das Christentum in der Form des Arianismus überkamen. Der Grund dafür, daß solche Lehnwörter nur selten sind, ist auch von den Schülern unschwer aufzufinden: die zum Arianismus bekehrten germanischen Volksstämme sind in den Stürmen der Völkerwanderung, zertrümmert oder verkümmert, fast spurlos verschwunden, mit ihnen auch der größte Teil der griechischen Lehnwörter, die sie in ihre Sprache aufgenommen hatten; nur Kirche, Pfaffe, Bischof, Teufel, Engel, Samstag und Pfingsten sind die unscheinbaren Reste, an denen wir noch jetzt die Einflüsse der griechischen Kirche auf die Ostgermanen des vierten Jahrhunderts und dieser auf ihre westlichen Nachbarn beobachten können. Das rechtgläubige, römische Kirchentum hat viel nachhaltiger eingewirkt, auch auf die Sprache.[2]) Die Zahl der durch dasselbe in unserer Sprache eingebürgerten römischen und griechisch-römischen Wörter ist fast Legion. Sie erschöpfend zu behandeln scheint unnötig; es wird genügen, einige Gruppen zusammenstellen zu lassen, etwa wie sie Behaghel in seinem nicht genug zu empfehlenden Buche über die deutsche Sprache S. 122 giebt: Bezeichnungen für kirchliche Bauwerke und Gerätschaften: Dom, Münster, Kloster, Klause, Zelle, Spital, Altar, Kanzel, Orgel, Kreuz, Oblate, Bibel; für kirchliche Ämter und Würden: Organist, Küster, Messner, Priester, Siegrist, Probst, Abt, Mönch, Nonnen, Vogt; für kirchliche Gebräuche und Verrichtungen: Feier, Fest, Segen, predigen, Mette, Vesper, Messe, Almosen, Spende, opfern; auch für einzelne Vorstellungen der christlichen Religion: Balsam, Marter, Pein, Plage, Pilgrim, kasteien, verdammen.

Natürlich werden diese Wörter nicht in trockener Aufzählung an einander gereiht, sondern in frischer, gemeinsamer Arbeit gefunden und verbunden mit steter Frage nach dem Warum und Wie und eingestreuten

1) Vgl. R. v. Raumer, Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache 1845.

2) Drastisch schildert Herder diese Einwirkung (W. Suph. II, 248): „Alle Römisch päbstliche Religionsbegriffe waren ja fremde Kolonien: die ganze gelehrte Unterweisung in den Klöstern Mönchlatein: Mönchlateiner Jahrhunderte durch die einzigen Nationalschriftsteller, und unsere Sprache sollte aus ihrer Umarmung so rein aufgestanden seyn, als Heinrich der Heilige aus dem Bette seiner Cunigunda.“

Digitized by Google

Erläuterungen. Z. B. wird man bei Pfingsten sogleich die Frage aufwerfen, warum denn die beiden anderen großen Feste urdeutsche Namen tragen. Die Erinnerung an die zahlreichen Volksgebräuche, welche noch jetzt gerade das Weihnachts- und das Osterfest lieblich umranken, an den Knecht Ruprecht und die Weihnachtsbescherung unter dem brennenden Tannenbaum, die in manchen Gegenden noch immer streng beobachteten zehn Nächte, die Osterfeuer und das Holen des Osterwassers führt die Schüler schnell darauf, daß hier heidnische Feste zu Grunde liegen, an die das Christentum in kluger Berechnung ebenso anknüpfte, wie es auf den alten Kultplätzen seine Kirchen und Kapellen errichtete. Christlich umdeuten und umgestalten war altbewährte katholische Missionspraxis; „nam duris mentibus simul omnia abscindere impossibile esse dubium non est, quia et is qui summum locum ascendere nititur, gradibus vel passibus, non autem saltibus elevatur." (Aus Gregors d. Gr. Anweisung an die angel-sächsischen Missionare, vergl. Kurtz, Lehrb. d. Kircheng. 10. A., I, 2, S. 7.) Auch bei dem Weihnachts- und Osterfest brauchten die Bekehrer altehrwürdigen Feiern nur einen neuen Geist einzuhauchen, die liebgewordenen Namen zu verdrängen wäre, wenn nicht unmöglich, doch unklug gewesen. Das Pfingstfest aber mußte sich erst Bürgerrecht erwerben: das fremde Fest behielt den fremden Namen.

Auch auf den Kalender von den Festen aus einen kleinen Abstecher zu machen, verlohnt sich, unsere Monatsnamen sind ja alle römisches Gut. Schon zu Karls des Großen Zeit waren sie, wie den Schülern bekannt, neben anderen Bezeichnungen gäng und gäbe, der schöne Versuch des Kaisers, für sie einheitliche deutsche Benennungen einzuführen, mißlang und mußte mißlingen; denn künstlich läßt sich die Sprache schwer bereichern, wenn Begriff und Wort schon da sind, und des Kaisers Umschreibungen waren zu wenig gefüge. (Vergl. J. Grimm, Gesch. d. deutsch. Spr., S. 82.) „Der römische Calender mit seinen vier bloß zählenden, in der Ordnung verrückten Namen hat allmählich in ganz Europa die heimischen, großenteils schönen und sinnigen Benennungen verdrängt." (ebd. S. 113.) Zwar nicht entlehnt, aber doch unter römischem Einfluß und nach römischem Muster gebildet sind ferner die Namen der Wochentage: an Stelle der römischen setzte man hier die germanischen Götter, die jenen zu entsprechen schienen. Wann muß also die Einführung des römischen Kalenders stattgefunden haben? Jedenfalls vor der Bekehrung der Germanen; denn „wie hätte die Kirche einen Donares-Wotanes-Ziwestac einführen können? Sie fand diese heidnischen Namen schon so fest eingewurzelt, daß sie dieselben für schwerer zu fällen erachtete, als die Donareichen und Irminsäulen." (K. Weinhold, Die deutschen Monatsnamen, S. 4.)

Daß die Himmelsboten und die Unholde der Hölle fremde Namen behielten, weil für sie „kein heimischer Ausdruck geeignet schien," ist einleuchtend, auffallend aber vielleicht, daß die Wörter für die Begriffe Himmel und Hölle deutsches Kleid tragen. Ein dahinzielender Einwurf eines geweckten Schülers ist willkommener Anlaß, etwas — doch ohne Übertreibung — von der sogenannten Prädisposition des Germanen für das Christentum zu erzählen: „auch er kannte einen Himmel für die Guten, eine Hölle für die Bösen, er wußte, daß die Menschenerde inmitten lag zwischen Lichtreich und Nachtreich" u. s. f., wie es Gustav Freytag (Bilder a. d. d. V. I, 222) in seiner sinnigen Art gethan hat.

Bei Feier wird der bedeutend jüngere Wechselbalg Ferien sich von selbst einstellen zur Freude der Schüler, die hier zum ersten Male beobachten, wie dasselbe Wort zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Form und Bedeutung in die Sprache gedrungen ist, ähnlich wie bei Spende und Speise, Spital und Hôtel, Pfalz, Palast und Palais, Teppich und Tapete.[1])

Doch genug der Beispiele, wie das oben gegebene Gerippe im Unterricht Leib und Leben erhält. — Wann kam diese reiche Kulturströmung über die Alpen zu uns? Das wird die Frage sein, womit das Kapitel der christlichen Lehnwörter abgeschlossen wird. Auf niederen Klassenstufen wird man sich damit begnügen müssen, wenn als ungefähre Zeit die des Bonifazius genannt wird; auf höheren wird man tiefer gehen und die Sprachform der Lehnwörter selbst die Entscheidung geben lassen. Ein chronologisches Bestimmungsmittel wird hoffentlich schon in der Obertertia der meisten Gymnasien angewandt werden können, die hochdeutsche Lautverschiebung. Denn daß den Schülern schon auf früher Stufe ein Einblick in die Lautlehre der deutschen Sprache gewährt werden muß, ist eine Überzeugung, die sich immer mehr Bahn zu brechen scheint und mit der ausdrücklichen Forderung der preußischen Lehrpläne für die höheren Schulen von 1882 in Einklang steht, daß die deutsche Formenlehre ein Gegenstand des Unterrichts sein soll. Mit Hilfe der in der Lautform des Lehnwortes und seines Stammwortes hervortretenden Verschiedenheiten erkennen die Schüler, daß die kirchlichen Lehnwörter aus dem Griechischen vor, die aus dem Lateinischen nach der zweiten Lautverschiebung eingebürgert sind. Damals war man ja nicht so rücksichtsvoll gegen die Fremdlinge, daß man sie immer noch als Gäste behandelte, wenn sie auch durch ihr langes Weilen im Lande

1) Zu diesen Zwillingswörtern gehören aber nicht Ziegel und Tiegel, die man oft als solche angeführt findet; denn Tiegel geht nicht wie Ziegel auf lat. tegula zurück, sondern ist rein deutschen Ursprungs. D. L. d. Bl.

Digitized by Google

schon längst Rechte und Pflichten der Bürger erlangt hatten. Damals wurde ihnen vielmehr deutsche Art in Kleid und Ton schnell angewöhnt. Auch für solche Beobachtungen zeigen die Schüler Neigung und Geschick. Da tritt ihnen die Brechung entgegen in Messe, Umlaut in Küster, Messner, da sehen sie, wie auch sonst das Kleid der Wörter möglichst deutsch wird, indem die Endungen abgeschliffen und die vollen Vokale allenthalben geschwächt werden. Wichtiger aber als das deutsche Kleid ist der deutsche Ton, den die meisten Fremdlinge wohl oder übel annehmen mußten, und der überhaupt die Vorbedingung für jenes war. Daß auch der Inhalt der Wörter sich vielfach bedeutend verändert, verschoben oder verengert hat, wird durch Beispiele wie Dichten, Brief, Pein, Pilgrim aufs beste erläutert.

Ist so eine Gruppe der Lehnwörter eingehender besprochen, so wird man sich bei den folgenden schon kürzer fassen können. Zunächst wird man den Blick der Schüler rückwärts richten; denn daß die lebhaften Wechselbeziehungen zwischen Römern und Germanen, die schon lange vor der Zeit der römischen Missionare liegen, nicht ohne tiefe Einwirkung auf die Sprache bleiben konnten, ist eine Thatsache, die sich ebenso sicher a priori aus dem wohl allgemein giltigen Satze ableiten läßt, daß eine Nation von überlegener Bildung bei ihrer Berührung mit einer tieferstehenden dieser mit dem fremden Kulturstoff auch die dazu gehörige fremde Wortform übermittelt (vgl. dazu W. Scherer Zur Geschichte der deutschen Sprache 2. A., S. 10), wie a posteriori aus der überreichen Fülle der Lehnwörter, welche die Wirkung der hochdeutschen Lautverschiebung erfahren haben, also vor dieser ins Land gedrungen sein müssen. Als terminus post quem für stärkere römische Einflüsse wird die Zeit Cäsars bestimmt werden, dessen Rheinübergänge den Tertianern in frischem Gedächtnis sind. Und merkwürdigerweise ist gerade der Name dieses gewaltigen Mannes Kaiser „das älteste lateinische Lehnwort im Germanischen“ (Kluge) und die Germanen „haben den Klang des Namens, wie sie ihn zuerst hörten, bis heute treuer bewahrt, als die Römer selbst in nicht langer Zeit nachher“. (Hildebrand in Grimms Wörterbuch V, 36.)

Mehrere Jahrhunderte ist von da ab eine ununterbrochene Kulturströmung von den Römern zu den Germanen auf den verschiedensten Gebieten zu beobachten; „die Segnungen der mittelalterlichen Kultur, ihr wohlbestellter Acker, ihre Nutzpflanzen, ihr gemauertes Haus mit seinen wohnlichen Einrichtungen strömten nach Deutschland herüber“. (Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung S. 38.) Beobachtungen über diese römischen Einflüsse an dem Stolper Schulhaus zu machen, regt die Schüler zu lebhaftem Wetteifer an. Das sonnige Fenster, welches

Digitized by Google

so freundlich einladet, die Pforte, welche sich gastlich öffnet, die blanke Küche mit der rusichten Mauer, der Tisch und der Spiegel in der Stube werden bald als Reste jenes Einflusses erkannt. Je deutlicher das Bild des Schulhauses wird, desto mehr andere entdeckt man, wie Keller, Speicher, Söller, Ziegel, Kalk, Tünche, Pfosten, Pfeiler. Erst durch den Verkehr mit Rom kam also das gemauerte Haus zu unseren Altvordern, mochten sie nun Gefallen an seinen Bequemlichkeiten bei ihren Zügen ins Römerreich oder durch Anschauung der auf eigenem Boden entstandenen römischen Kolonien gefunden haben. Aber was hatten sie vorher für Wohnungen? Auch hier können aus der Sprache selbst den Schülern unerwartete Aufschlüsse erspringen: das Wort „Zimmer" und der Ausdruck „innerhalb der vier Pfähle" sind schon genügend, um ihrer rasch gestaltenden Phantasie ein Bild des fensterlosen, holzgezimmerten Hauses vorzuzaubern, das sich naturgemäß bei der Ansiedlung zunächst aus dem Nomadenkarren entwickelte. Eine schon höhere Stufe wird durch die Wörter: Wand, Kleibwerk bezeichnet, und auch hier bedarf es keiner langen Erläuterungen, da die Schüler „den altgermanischen einfachen Bau mit Lehm noch von jetzt vom Dorfe kennen". (Hildebrand a. O. S. 189.)

An Küche und Keller läßt sich leicht die Besprechung weiterer römischer Kulturgeschenke aus ältester Zeit anknüpfen. Wie der Germane bereitwillig die altheimische Bauart mit der feineren fremden vertauschte, so wich auch sonst seine einfachere Sitte der üppigeren Lebensart des verweichlichten Kulturstaates. Ausdrücke wie kochen, Speise, Schüssel, Öl, Pfeffer, Senf, Butter, Käse, Essig, Kohl, Kappes, Kürbis, Rettich, Lilie, Rose, Birne, Pflaume, Feige, Pfirsich, Pflanze, Frucht lehren, daß nicht nur die verfeinerte Kochkunst mit Zubehör, sondern auch die Gartenkunst mit ihren Kräutern, Blumen und Obstbäumen ihm früh[1]) bei den römischen Ansiedlern im Grenzgebiet behagte und ihn zur Erlernung anlockte. Schon früher hatte Bakchos seinen Siegeszug auch ins deutsche Land gehalten; vergeblich war der Widerstand gegen den Allbezwinger. Die Gesetze der Sueben, welche zu Cäsars Zeiten die Einfuhr des Weines verboten hatten[2]), vermochten so wenig wie einst des thracischen Lykurgs Widerstreben gegen die sieghafte

1) Vgl. J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 22: „die meisten obstfrüchte führen undeutsche namen, aber zu Karls des grossen zeit waren sie schon jahrhunderte lang allgemein gültig; wie alt mögen ortsnamen sein, die von der obstzucht herrühren, z. b. Pirapalzinga in Baiern vom impfen (pelzen, palzian) der birnreiser."

2) Vgl. Caesar bellum gallicum IV, 2, 6; die kritischen Bedenken gegen diese Stelle sind den Schülern unbekannt, mithin hier unwesentlich.

Digitized by Google

Kraft des sorgenlösenden Gottes. Das Gefolge des Weins bei seinem Einzuge nach Deutschland war ein recht stattliches; da sehen wir mit ihm zugleich die Worte: Winzer, pfropfen, impfen, pelzen, Presse, Kelter, Most, Kelch und Becher einziehen.

Auch hier läßt sich manches sprachgeschichtlich Interessante beobachten. Vor allem wird es auffallen, daß das nach unserem Gebrauch wie z ausgesprochene c in cellarium, calicem, radicem, Caesar nicht wie in crucem, cancellum behandelt ist; die Schüler werden den Schluß ziehen, daß zur Zeit der Entlehnung der beiden Gruppen das c verschieden ausgesprochen wurde — wie ja thatsächlich etwa im 7. Jahrhundert eine Änderung der Aussprache desselben vor e und i im Lateinischen eintrat — und hierin ein neues Hilfsmittel zur Bestimmung der Zeit der Aufnahme für andere ihnen aufstoßende Fremdwörter gewinnen. Sodann wird man auf den Wechsel des Geschlechts bei vielen Wörtern aufmerksam werden. Die Erklärung desselben ist nicht überall sicher; aber vielfach wird einfache Anlehnung des fremden an das heimische Wort vorliegen, wie in Mauer an Wand, Pferd an Roß, oder eine allgemein geltende Geschlechtsregel wird den Wechsel veranlaßt haben, wie wohl bei den Baumfrüchten. (Vgl. J. Grimm Grammatik 3, 376 flg., 563; Geschichte der deutschen Sprache 1000.) Aber man wird hier gut thun, der Phantasie der Schüler gelegentlich die Zügel schießen zu lassen; das fördert und erfreut. Man male ihnen oder lasse sie sich das Bild ausmalen, wie zum ersten Mal die Germanen die wunderbaren Schätze des Südens anstaunen. Römische Kaufleute sind ins Land gekommen mit ihren Waren, Pfunden und Münzen; bei dem Markten bildet das schnell erlernte Wort constat „kostet" eins der wichtigsten Verständigungsmittel. Die lockenden Früchte wurden natürlich im Plural ausgeboten: cerasa, pruma, pira, persica; das mochte den Germanen wie ein Femininum klingen. (Vgl. Grimms Wörterbuch unter Birne.)

Damit sind die großen Kulturströme aus dem Lateinischen im wesentlichen erschöpft, freilich sind hier und da noch einzelne Wörter durchgesickert; auch sie können schönen Stoff zur Beobachtung geben. Wenn für Handel und Wandel starke Anleihen in der Fremde gemacht wurden, so verstehen wir das vollkommen; aber ebenso einleuchtend ist es, daß für Streit und Krieg die eignen Mittel ausreichten, da sich hier die Germanen in ihrer Eigenart den Fremden gewachsen oder gar überlegen fühlten; Pfeil kann als wohl einzige Ausnahme diese Regel nur bestätigen. Das pilum, die Hauptwaffe der Legionssoldaten, nötigte den germanischen Kriegern natürlich hohes Interesse ab.

Einen Schritt weiter kommen wir, wenn wir Vers 49 genauer betrachten: „Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov."

Digitized by Google

Da haben wir lauter fremden Bestand in den drei Substantiven. Aber woher? Fangen wir mit dem letzten Worte an. Das Al kennen die Schüler recht gut aus Spanien: Gibraltar und Alhambra; sofort tauchen ihnen schöne Bilder „eines träumerischen, dem Gesange, der Liebe und dem Ritterdienst gewidmeten Genußlebens" auf, welches sich auf diesem Schauplatz abspielt. Die Mauren mit ihrer Tapferkeit und ihrem Edelmut, ihrem Sinn für Kunst und Wissenschaft sind ihnen längst vertraut, auch unmittelbare Berührung derselben mit Deutschen haben sie seit Karls des Großen Zeiten verfolgt, besonders haben sie in dem Geschichtsunterricht den zauberumflossenen, halbsarazenischen Hof Friedrichs des Zweiten zu Palermo mit seinen vielseitigen Anregungen in Leben und Wissenschaft staunend geschaut, die arabischen Zahlen wissen sie im Vergleich zu den schwerfälligen römischen zu schätzen. Darum wird es ihnen leicht, auch arabische Lehnwörter in unserem Sprachschatz zu entdecken: Algebra, Ziffer, Alchemie, Zucker und später durch Vermittelung zu uns gekommen: Alkohol, Admiral, Havarie, kalfatern und Alkoven.

Über das schon behandelte Fenster kommen wir zu dem Wort Gardinen. Daß es französischen Ursprungs ist und lautlich im Zusammenhang mit garder steht, ist sofort klar; aber gerade dieses Wort kann, genauer ins Auge gefaßt, schöne Schlaglichter auf ganz eigenartige Vorgänge in der Sprachgeschichte fallen lassen. Da beobachten wir zunächst ein Hinüber- und Herüberwandern eines Wortes von einem Volk zum andern. Auch die deutsche Sprache ist nicht immer der empfangende Teil gewesen, sondern hat den fremden Sprachen aus ihrem Reichtum von Zeit zu Zeit Wörter zufließen lassen; so ist schon früh das deutsche warten nach Frankreich hinüber gekommen, in Form und Inhalt verändert und durch das lange Leben in der Fremde fast unkenntlich geworden, drang es dann als Garde wieder in die alte Heimat,[1]) und in niederrheinischen Gegenden wurde auch das dazu gehörige Zeitwort geläufig. Denn nur so erklärt sich eine zweite Merkwürdigkeit an dem Wort Gardine. Der lautliche Zusammenhang mit garder ist nämlich nur ein äußerer, ein innerer fehlt ganz, da das französische Stammwort courtine vielmehr auf chors Umzäunung zurückgeht.[2]) Da haben die Schüler ein gutes Beispiel für das, was man mit einem von Förstemann geprägten Ausdruck als Volksetymologie zu bezeichnen pflegt, und was hier und da z. B. bei Achalm schon gelegentlich zur Sprache ge-

1) Ähnlich wie Leiste: liste frz.: Liste und Balken: balco it. und erweitert mit der Vergrößerungssilbe -one zu balcone: Balkon.

2) Vergl. K. G. Andresen, Über deutsche Volksetymologie 2. A., S. 116.

Digitized by Google

kommen ist. Daß das Volk ihm ungefüge und unverständliche Wörter durch Anlehnung an Näherliegendes und Umdeutung sich mundgerecht und klar zu machen liebt, ist sehr natürlich, und handgreifliche Beispiele aus nächster Nähe wird jeder Lehrer im stande sein, zur Erläuterung des Vorganges beizubringen; bieten doch besonders die Namen dafür ein überall ergiebiges Feld, auf dem es wohl auch den Schülern kleine Funde zu machen gelingt. Die braune Schwarte in Halle (= Brunos Warte), der rote Horn in Magdeburg — so (der) pflegt man noch jetzt zu sagen, trotzdem durch schöne Sagen nachträglich die volksmäßige Umdeutung ihre Weihe erhalten hat — (= der rote Holm, vergl. Stockholm) u. s. w. werden sich den dortigen Schülern unvergeßlich einprägen und zu eigenen Beobachtungen anspornen.

Auf die übrigen aus Frankreich bei uns massenhaft eingebürgerten Lehnwörter übergehend, wird man zuerst die nächstliegenden aufzählen lassen, um dann auf den Grund und die Zeit ihrer Einbürgerung einen Blick zu werfen. Daß bei den Lehnwörtern aus dem Französischen vielfach ganz andere Gründe maßgebend waren, wie bei denen aus dem Lateinischen, liegt auf der Hand; während dort die Sprache meist der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe fremde Bestandteile in sich aufnahm, spielt hier der eigene Trieb, die Neigung zur Fremdländerei, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Diese Neigung, das Fremde dem, was nicht weit her ist, vorzuziehen, ist in den verschiedenen Zeiten in verschiedener Stärke hervorgetreten; am stärksten stets in den Zeiten staatlicher Zersplitterung und Zerrüttung, bei dem Einzug des Rittertums in Deutschland und während des dreißigjährigen Krieges. Wohl ein Spiel des Zufalls, aber doch ein Omen ist es, daß das älteste nachweisbare Lehnwort aus der französischen Sprache das Wort „fein“ ist. „Alle Feinheiten in Bewaffnung und Kleidung, in Wohnung und Küche, in Krieg und Spiel und Jagd und Tanz haben französische Namen“ bekommen. (Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, S. 66.)

Doch nach dem, was R. Hildebrand so meisterhaft mit besonderer Beziehung auf die französischen Fremdwörter gesagt hat, müßte ich fürchten, Eulen nach Athen zu tragen, wollte ich mich in weiteren Ausführungen ergehen. Nur darauf sei noch in Kürze hingewiesen, daß es hier gerade am Platze ist und einen passenden Schluß der Stunde bilden würde, das Ehr- und Pflichtgefühl der Schüler der Muttersprache gegenüber zu wecken. Den Boden findet man gut vorbereitet; denn ebenso klar wie die Unentbehrlichkeit mancher Fremdwörter aus alter Zeit wird im Laufe der Stunde die Entbehrlichkeit der meisten Fremdwörter jüngeren Datums zum Ausdruck gekommen sein.

Digitized by Google

Zur Erklärung von Schillers Jungfrau von Orleans.

Von E. Speck in Zittau.

Zur Beurteilung der Frage von Johannas Schuld sind folgende Stellen des Dramas heranzuziehen, die Aufschluß geben über Johannas Aufgaben und Gelübde.

Prolog 4: „Nicht Männerliebe . . . Brust."
„Dann wirst du meine Oriflamme tragen,
„. . . deinen König krönen."
I, 10: „Nimm diese Fahne . . . königlichen Krone!"
Ebenda: „Eine reine Jungfrau . . . widersteht."
Ebenda: „Gehorsam ist des Weibes Pflicht . . . oben groß."
II, 7: „Denn dem Geisterreich . . . entgegen schickt."

Mit den Worten (III, 10): „Erleide, was du suchtest, die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!" zückt Johanna das Schwert mit der Rechten auf Lionel. „In diesem Augenblick sieht sie ihm ins Gesicht, sein Anblick ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und läßt dann langsam den Arm sinken." Lionel will keine Schonung von ihr. „Sie giebt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen." Lionel thut dies nicht. Sie fordert ihn auf, sich zu retten. Er verlangt den Tod von ihr. Jetzt sagt Johanna: „Töte mich — Und fliehe," und auf Lionels Ausruf, der eine Ahnung ihrer innern Wandlung ausdrückt, ruft Johanna voll Schrecken: „Wehe mir!" Welches ist der Grund dieses: „Wehe mir!" und des Verlangens: „Töte mich!" Da sie unmittelbar darauf „das Schwert mit einer raschen Bewegung gegen ihn erhebt", also einen Versuch macht, den Feind zu töten, kann der Grund nur das vorherige Unterlassen der Tötung des Feindes sein. Das Verlangen: „Töte mich!" und der Ausruf: „Wehe mir!" sind also die ersten Bekundungen ihres Unrechtes, die ersten Zeugnisse der Erkenntnis ihrer Schuld.

In dieser Erkenntnis sucht sie ihr Unrecht gut zu machen, sie „erhebt das Schwert mit einer raschen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie sie ihn ins Gesicht faßt, schnell wieder sinken" und ruft aus: „Heil'ge Jungfrau!" und nach dem Zwischenrufe Lionels: „Was hab' ich gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!" Dies ruft sie „in der heftigsten Beängstigung" und „ringt verzweifelnd die Hände". Sie sucht also das begangene Unrecht gut zu machen, sie erhebt rasch das Schwert, um den Feind zu töten, und doch läßt sie das erhobene, als sie ihm wieder ins Antlitz schaut, *schnell* wieder sinken; sie führt nicht den Todesstoß aus, sondern führt das Schwert aus der zum Stoße bereiten Stellung in die Stellung der Ruhe zurück. Sie unterläßt absichtlich

Digitized by Google

den Todesstoß, sie war nicht „physisch unfähig" ihn zu führen, sondern sie will ihn aus Liebe zu Lionel nicht führen. Denn sie bekennt (IV,1):

„Sollt' ich ihn töten? Konnt' ich's, da ich ihm
Ins Auge sah? Ihn töten! Eher hätt' ich
Den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!"

Der letzte Satz schließt doch den Gedanken ein, daß sie den Todesstoß ebensowohl auf die eigne Brust als auf Lionel hätte führen können. Der Dichter läßt also keinen Ausweg: Johanna hat Lionel gegenüber ihr Gelübde gebrochen; in einem Augenblicke hat sie „Männerliebe ihr Herz berühren lassen" und ihres Volkes Feind nicht getötet.

Weiter sagt sie auch selbst: „Was hab' ich gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!" Sie sagt dies in der „heftigsten Beängstigung" und „ringt verzweifelnd die Hände". Das einfachste, klarste Bekenntnis ihrer Schuld spricht sie aus; der Dichter begleitet dasselbe mit zwei bestätigenden Bemerkungen. — Noch mehr. IV, 1 sagt Johanna:

„Und aus der Freunde Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen."

Ferner:

„Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! ...
Arglistig Herz! Du lügst dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!"

Mit der eigenen Verneinung des vom bösen Gewissen zur Entschuldigung behaupteten Mitleids muß sie die Frage: „Bin ich strafbar?" mit Ja beantworten. — Endlich schließt sie den Monolog:

„Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh!
Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach! es war nicht meine Wahl!"

Die ganze lange Prüfung der von ihr unterlassenen Handlung und des Beweggrundes dazu führt Johanna immer wieder dahin, ihre Schuld zu erkennen und zu bekennen. Ja, der ganze Monolog ist nichts anderes als der Erguß eines schuldbeladenen Herzens. — Allen diesen Stellen der Dichtung gegenüber ist es doch ganz unmöglich, nicht zuzugeben, daß Johanna sich schuldig fühlt, sich schuldig bekennt, ihr Gelübde gebrochen zu haben.

Wenden wir uns zu einem zweiten Punkte. Nach I, 10 erzählt Johanna, daß sie der Mutter Gottes, nachdem dieselbe sie berufen und ihre Aufgaben ihr verkündigt hatte, eingewendet habe:

„Wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!"

Digitized by Google

daß sie drei Nächte nach einander von der Heiligen gerufen worden sei, daß das dritte Mal dieselbe gezürnt und scheltend zu ihr gesprochen habe. Johannas Einwand habe die Heilige zurückgewiesen mit dem Satze:

„Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht."

Hiernach war sich Johanna sowohl der Schwierigkeiten ihrer Aufgabe wie der Bedingung bewußt, unter welcher sie die Aufgaben lösen konnte. Da scheint doch eine gründliche Untersuchung des Verhaltens Johannas im Kampfe mit diesen Schwierigkeiten und gegenüber der auferlegten Bedingung geboten.

Im Kampfe bei Vermanton trägt Johanna nur die Fahne, führt sie nicht das Schwert. Persönlich kämpfend, mit dem Schwerte in der Hand, führt sie uns der Dichter zuerst vor bei dem Überfall des englischen Lagers (II, 4). Dunois und La Hire weisen sie hin auf die Gefahr des Handgemenges und wollen sie bestimmen, diesem fernzubleiben. Johanna antwortet:

„Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.
Wo die Gefahr ist, muß Johanna hin;
Nicht heut, nicht hier ist mir bestimmt zu fallen;
Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt.
Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen."

So geht sie in den Kampf, in der denkbar größten Sicherheit ihres Berufes, ihres Schicksals. Sie geht ganz auf in ihrem Berufe als Gottesstreiterin, ja sie betrachtet sich als nichts weiter, als das unpersönliche Werkzeug Gottes, das er nach seinem Willen lenkt. Sie vergleicht sich dem Pfeil, der willen- und empfindungslos, ohne Erwägung, des Feindes Herz durchbohrt, lediglich nach dem Willen und Geschick des Schützen.

Und wie verheerend arbeitet zunächst ihr Schwert! „Flieht! Flieht! Wir sind alle des Todes!" rufen die Soldaten; „dort die Fürchterliche, die verderblich um sich her wie die Brunst des Feuers raset" schildert Montgomery voll Schrecken ihr erbarmungsloses Hinmähen der Engländer. Von ihren Blicken fühlt sich der letztere gebannt und bleibt stehen. „Johanna thut einige Schritte ihm entgegen und bleibt wieder stehen." Wie? Sie bleibt stehen? Unterbricht auch der vom Schützen entsandte Pfeil seinen Weg in der Luft, um mit seinem Ziele zu unterhandeln? Zwar tritt sie ihm dann „rasch entgegen" und kündigt ihm an: „Du bist des Todes! Eine brittsche Mutter zeugte dich", allein sie hört

Digitized by Google

seine Bitten, sein Flehen, seine Beschwörungen an, antwortet ihm ausführlich, warum sie ihn nicht schonen dürfe, erklärt ihm angesichts seiner Verzweiflung, daß sie, von der Götterstimme, nicht von eignem Gelüsten getrieben, würgend einhergehen müsse, sich „nicht zur Freude“, ermutigt ihn, „frisch zum Schwerte zu greifen und um des Lebens süße Beute mit ihr zu kämpfen“, die auch ein Opfer dieses Kampfes sein werde. „Nach einem kurzen Gefechte“ tötet Johanna endlich Montgomery, aber sogleich „bleibt sie gedankenvoll stehen“ und spricht:

„Erhabne Jungfrau ... lebend'ger Geist.“

Wie verschieden ist doch diese Rede von der angeführten Antwort an Dunois und La Hire! Johanna bekennt sich zwar auch als Werkzeug der Mutter Gottes, die ihren Arm kräftige, ihr Herz mit Unerbittlichkeit bewaffne. Allein schon damit spricht sie aus, daß sie ein „Herz“ hat, das der Pfeil doch nicht hat; sie bekennt weiter, daß „die Seele in Mitleid schmilzt“, „die Hand erbebt ... den Gegner zu verletzen“, schon vor des Eisens blanker Schneide ihr schaudert“. Mit diesem Bekenntnis ist sie in der That „die zarte Jungfrau“, hat „der Hirtin weiche Seele“ (IV, 1). Sie empfindet demnach tief die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe, zwar nur wenige Augenblicke, aber die Empfindung kann nicht verschwinden, ohne einen Eindruck auf ihre Seele zu machen, eine Spur in derselben zurückzulassen, um so weniger, als bereits die letzte Rede an Montgomery verwandte Gedanken ausführt.

Was hat Johannas Mitleid geweckt? „Johanna thut einige Schritte ihm entgegen und bleibt wieder stehen.“ Sie hat noch kein flehendes Wort von Montgomery gehört; man muß annehmen, daß er in diesem Augenblicke seine Waffen noch nicht weggeworfen hat; Johannas Zögern muß also veranlaßt sein durch Montgomerys jugendlich blühende Gestalt und die Wahrnehmung seiner Verzagtheit, die ihn weder die Kraft zu einem Fluchtversuche, noch den Mut zu entschlossener Abwehr oder gar zu kühnem Angriff finden ließ. Diese beiden Wahrnehmungen machen Johanna stutzen, zwar „tritt sie ihm rasch entgegen“, allein sie führt nicht den Todesstreich, sondern kündigt ihm denselben nur an. Und nun hört sie die Schilderung des reichen Glückes an, wobei ihr Blick sanft wird, trotzdem sie sich als schlimmer denn Krokodil, Tiger und Löwenmutter bezeichnet, läßt sich beschwören bei der Milde ihres zärtlichen Geschlechts, bei der Liebe heilig waltendem Gesetz, und wird endlich ganz erweicht durch die Verzweiflung und Todesfurcht Montgomerys.

Hat also die blühende Gestalt und die Verzagtheit des Gegners ihr Mitleid erweckt, dessen Wehrlosigkeit dasselbe vermehrt, so hat die Erkenntnis, welch reiches Glück sie in der Person desselben vernichtet, das-

Digitized by Google

selbe zu bedenklicher Höhe gesteigert. Es liegt in der Gespanntheit des Geistes und dadurch auch der Sinnesthätigkeit in solchen ungewöhnlichen Lagen begründet, daß die Wahrnehmungen besonders tiefe Spuren hinterlassen. Daß dies im vorliegenden Falle geschehen, beweist uns Johannas Reflexion im folgenden Monologe, V. 5—8. Die Wirkung muß um so nachhaltiger sein, als nicht bloß die Verstandes-, sondern durch sie auch die Gefühlsthätigkeit und zwar nach Johannas Ausdrücken sehr stark („schaudert") angeregt worden ist. Wir müssen demnach befürchten, daß die kräftigen Spuren der Vorstellungen und Empfindungen, welche die durchlebten Vorgänge in Johannas Seele zurückgelassen haben, sofort wieder ins Bewußtsein treten, sobald ähnliche Vorstellungen durch neue Ereignisse in ihr entstehen.

Und ähnliche Vorstellungen erzeugte der Kampf mit Lionel in Johannas Seele. Nachdem sie Lionel das Schwert aus der Hand geschlagen, steht er ihr wehrlos gegenüber. Lionel hat sich ihr vor dem Kampfe als Feldherrn, als bis dahin Unbesiegten bezeichnet. Sie reißt ihm im Ringen den Helm vom Haupte und schaut nunmehr die „Züge des edlen Angesichts". Nach seinen Reden beherrscht Lionel der Schmerz, der Gram, daß er, der Unbezwungene, der letzte Feldherr der Seinigen, seinen Ruhm durch Johanna verloren hat. „Den blühenden Leib dieses Gegners", das Leben dieses Edlen, des seinem Volke so Teuren ist Johanna im Begriff mit ihrem Schwerte zu vernichten. Da drängen sich die Spuren der Vorstellungen und Empfindungen von dem Kampfe mit Montgomery aus der Tiefe ihrer Seele empor; die Ähnlichkeit hat sie geweckt. — Es kann unentschieden bleiben, ob sich Johanna der Ähnlichkeit der Verhältnisse klar bewußt wird. Aber die große Verschiedenheit derselben in einem Punkte muß sich sofort geltend machen: dort der um sein Leben jammernde, von „Grausen" vor dem Tode erfüllte Jüngling, hier der vom tiefsten Schmerz über den Verlust seines höchsten Gutes, seines Ruhmes, erfüllte gereifte Mann, der nunmehr nach dem Tode verlangt. Jener konnte nur Mitleid wecken, Achtung war nicht möglich; denn er hatte zwar den edelsten männlichen Beruf, den des Kämpfers für sein Vaterland, ergriffen, aber es fehlte ihm eine notwendige Eigenschaft desselben, die Furchtlosigkeit vor dem Tode. Dieser, Lionel, mußte Mitleid um so mehr einflößen, als er um den Verlust eines idealen Gutes, den Erwerb seines langen Kriegerlebens, trauerte. Johanna durfte also sich zunächst damit entschuldigen (IV, 1): „Bin ich strafbar, weil ich menschlich war? Ist Mitleid Sünde?" Aber freilich bekennt sie auch ehrlich, daß Mitleid ihr Schwert nicht gesenkt habe; die gleichzeitig empfundene Achtung vor ihrem Gegner reifte in einem Augenblicke die Liebe.

Digitized by Google

Die bis hierher geführte Untersuchung ergiebt demnach, daß Johannas Verhalten in ihrem Kampfe mit Lionel von ihrem früheren Kampfe mit Montgomery beeinflußt ist. Ist dieses Ergebnis richtig, dann erscheint auch der Fall der Heldin nicht unvorbereitet. Die Montgomery-Scenen verlieren dadurch den behaupteten episodischen Charakter, sie bereiten vor auf den Höhepunkt der Handlung.

Diese Vorbereitung ist indes einseitig; sie läßt uns fürchten, daß Johanna schwach werden kann in Erfüllung der Aufgabe, alle Feinde zu töten. Die Beschwörung Montgomerys „bei der Liebe heilig waltendem Gesetz" erscheint jedoch als eine Beschwörung unter anderen, bestimmt Johannas Mitleid zu wecken, so daß wir nicht erkennen können, ob sie ernsteren Angriffen der „Männerliebe" auf ihr „Herz" starken und dauernden Widerstand leisten werde oder nicht. In dieser Richtung bereiten uns die 1., 4. und 5. Scene des 3. Aktes vor.

Die 1. Scene des 3. Aktes läßt uns erkennen, wie mächtig die Liebe zu Johanna die Herzen der beiden Helden Dunois und La Hire bewegt; der Schluß teilt uns mit, daß Dunois den Sturm auf ihr Herz unternehmen will. Diese Mitteilung bereitet uns demnach vor, daß Johanna versucht werden wird, der Männerliebe ihr Herz zu eröffnen. Die Versuchung selbst schildert die 4. Scene. Am Schlusse der 3. Scene rühmt der Erzbischof von Johanna, daß sie ihre Zeit mit Gebeten und Kriegsvorbereitungen ausfülle, „verschämt den eiteln Blick gemeiner Augen" meide, „die Ruhe eines müß'gen Hofes nicht liebe." Sie meidet demnach die Gelegenheit, daß Männerliebe ihr Herz bestürme. Um indes das Werk der Wiedergewinnung des Herzogs von Burgund durch die Versöhnung mit Du Chatel zu krönen, muß sie sich an den sonst gemiedenen Hof begeben. Kaum ist die Versöhnung vollzogen, so beginnt die Versuchung Johannas, zunächst durch den König. Dankerfüllt rühmt er ihre Erfolge und fragt: „Wie lohn' ich Dir?" Sie weicht der Antwort aus, indem sie den König auffordert, die vornehmsten Tugenden eines tüchtigen Herrschers zu üben, und verkündigt ihm die Blüte seines Geschlechtes, so lange dieses sich die Liebe seines Volkes bewahre. Die erste brauchbare Wendung in den Reden benutzt Dunois, um seine Werbung einzuleiten. Johanna lehnt das Eingehen auf seine Anregung mit den Worten ab: „Das Glück wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters," womit sie zugleich den Verzicht auf alles irdische Glück ausdrückt. Das führt den König darauf zurück, seiner Dankespflicht zu genügen. Er beginnt damit, sie nebst ihrer ganzen Familie in den Adelstand zu erheben. Johanna läßt sich die einfache Zeremonie und die Erteilung des Adels stumm gefallen, als wenn sie kein Verständnis von dem Vorgange hätte. Noch in derselben Scene erklärt sie:

Digitized by Google

„Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt
Aus diesem Kampf des Todes wiederkehre,
So ist mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause."

Damit stimmt zusammen, daß sie sich gegen die Erhebung in den Adelstand nicht wehrt. Warum sollte sie es auch? In allen anderen Versuchungen dieser Scene erkennt sie die Absicht oder Gefahr, sie von der Erfüllung ihrer Aufgaben, Frankreich zu befreien und den König nach Rheims zur Krönung zu führen, abzuziehen und der Männerliebe den Eingang in ihr Herz zu eröffnen; in jener Zeremonie des Ritterschlages kann sie eine dieser Gefahren nicht finden, sie nimmt dieselbe gleichgiltig hin.

Ganz anders ihr Verhalten, als der König, Dunois, La Hire und Agnes Sorel sie zum Bruche ihres Gelübdes verleiten wollen. Dem königlichen Schlusse: „Also sei's!" setzt sie ihr entschiedenes „Nicht also, Sire!" entgegen. Sorels Deutung ihres Errötens erklärt sie für falsch. Welches ist also die Ursache dieses Errötens? Es bleibt nach ihrer Erklärung wohl bloß übrig die Annahme einer heiligen Entrüstung darüber, daß der König selbst und die höchstgestellten Männer sie ihrem Berufe abwendig machen, sie zur Nichteinhaltung der gelobten Bedingung verleiten wollen. Mit allem Ernste und allem Nachdruck erklärt sie mit Ausdrücken, die an die Erzählung in Chinon (I, 10) erinnern („Die reine Jungfrau nur kann es vollenden", „Und keinem Manne kann ich Gattin sein"), welches ihr Beruf sei und unter welcher Bedingung sie denselben nur erfüllen könne.

In wahrhaft gefährlicher Weise erneuert der Erzbischof die Versuchung, indem er ihre Vermählung als der Ordnung der Natur gemäß, dem Himmel wohlgefällig bezeichnet, die auch sie demnach einzugehen habe, sobald nur der Befehl Gottes von ihr erfüllt sei. Denn dieses Vorgehen ist geeignet, Johanna, der nach den beiden folgenden Reden ihre eigene Zukunft unbekannt erscheint (während sie in der letzten Rede an Montgomery ihren Tod im Kampfe als sicher bezeichnet), mit frohen Hoffnungen zu erfüllen an Stelle der dem Herzen so peinlichen Ungewißheit. Der König verstärkt Johannas Gefahr, indem er die Aufgabe als beinahe vollendet erklärt, und Dunois desgleichen, indem er bittet, nach dem Siegeseinzuge in Rheims seine Werbung erneuern zu dürfen, weil dadurch die unbestimmten Hoffnungen durch die bestimmten Vorstellungen seiner heldenhaften Persönlichkeit und seiner hohen Stellung sich aufs beste klären und als kräftige Wünsche emporwuchern können.

Zwar weist auch diese Anfechtungen Johanna noch kühl zurück, allein zum letzten Male in dieser Weise. Denn als der König gleich-

Digitized by Google

artige Gedanken, aber gekleidet in die verlockenden Bilder des Friedens, der Herzenssehnsucht, des ehelichen Glückes, mit einschmeichelnden Worten ihr vorträgt, da braust sie auf und hält ihm und allen ihren Versuchern eine flammende Strafrede, in der sie zunächst das Verwerfliche und den Mangel an Einsicht seiten ihrer Versucher rügt, dann in starken Ausdrücken nochmals auf ihre eigene Pflicht der reinen, keuschen Gottesstreiterin hinweist, endlich mit dem das Bewußtsein ihrer Gefahr andeutenden Satze schließt:

„Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung.“

Darauf verlangt sie neuen Angriff. Sie begründet das Verlangen mit folgenden Worten:

„Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille,
Es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh,
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietrisch mahnend meinem Schicksal zu.“

Und als gar die Meldung einläuft, daß der Feind kampfbereit sich stellt, da jauchzt sie auf:

„Schlacht und Kampf!
Jetzt ist die Seele ihrer Banden frei!“

Sie hat die Bande, welche ihre Versucher um ihr Herz legten, zerrissen, nachdem sie den Druck empfunden und die Gefahr der dauernden Fesselung erkannt hat. Im Kampfe erfüllt sie ihre Aufgabe, kommt sie ihrem Ziele näher.

Gerade der Eifer, die Rücksichtslosigkeit und endlich der Jubel in den letzten Stadien ihres Kampfes gegen die Versucher läßt erkennen, daß Johanna thatsächlich in Gefahr geriet, den Versuchern zu erliegen. Wir werden demnach auch durch die Darstellung der Versuchungen durch den Dichter vorbereitet, daß das Herz der Heldin von der Männerliebe gerührt werden, sie also ihr Gelübde brechen kann. Wir können uns auch der Annahme nicht verschließen, daß die lebhafte Vorstellung eines künftigen Eheglückes in ihrer Seele eine kräftige Spur hinterlassen hat, sodaß sie ihr leicht wieder ins Bewußtsein treten und das Emporwuchern lieblicher Hoffnungen, sehnsüchtiger Wünsche veranlassen kann.

Prüfen wir endlich die 9. Scene, die Begegnung Johannas mit dem schwarzen Ritter, über welche sich die Erklärer noch immer nicht geeinigt haben.

Aus dem dichtesten Kampfgewühl hat Johanna sich durch die verstellte Flucht des schwarzen Ritters weit hinweg in eine „öde Gegend des Schlachtfeldes“ locken lassen; sie meint jetzt, da er still steht, das sei seine Absicht gewesen, um den Tod vieler Engländer zu verhindern;

Digitized by Google

dafür solle ihn nun selber das Verderben treffen. Höhnend und spottend erklärt ihr der Gegner, sie hätte ihn doch nicht zu verfolgen brauchen. Wenn er ihr weiter sagt, sie habe sich „wutentbrannt" an seine Fersen geheftet, so kann man darin wohl eine Andeutung finden, daß sie nicht mehr als die reine, hehre Gottesstreiterin erscheine, in deren Hand „das Schwert sich selbst regiert, als wär' es ein lebend'ger Geist" (II, 8), daß sie nicht mehr ohne Erwägung, ohne Empfindung ihr Werk treibe, sondern in tiefster Erregung ihres Gemütes, von den heftigsten Wünschen erfaßt, daß die geistige Klarheit, die Selbstbeherrschung ihr verloren gegangen ist. Welches ist die Ursache dieser Erschütterung des Gemütes? Im Kampfe mit Montgomery läßt sich keine Spur davon entdecken. Nicht also der Kampf selbst, den sie jauchzend willkommen geheißen hat, kann ihrem Geiste die klare Sicherheit geraubt haben, es müssen die vorhergehenden Ereignisse, die Versuchungen dies bewirkt haben, es muß die Erregung ihres Gemütes, welche wir in den letzten Stadien ihres Kampfes gegen die Versucher sich ihrer bemächtigen sahen, in ihr fortgewirkt haben und durch den Kampf gesteigert worden sein. — Die Annahme, daß der schwarze Ritter übertreibe, macht Johannas zweite Rede unmöglich.

„Mir ist nicht bestimmt, von deiner Hand zu fallen," erklärt der Gegner. Wie? Ist es nicht ihr Beruf, also auch ihre Macht,

„Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihr
Der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegen schickt?"

Die ersten vier Verse der folgenden Rede Johannas enthalten die Antwort auf ihres Gegners ersten Satz, die letzten drei Verse die Antwort auf den zweiten Satz. Johanna gesteht in sehr starken Ausdrücken mittelbar ihre Erregung zu. Woher der tiefe Haß? Woher die „unbezwingliche Begier" ihn „weg zu tilgen von dem Licht des Tages"? Die schwarze Farbe reicht doch nicht aus zur Erklärung. Wie anders sagt sie zu Montgomery!

„Ich muß — mich treibt die Götterstimme, nicht
Eignes Gelüsten, — euch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens würgend gehn."

Wir können in jenen Äußerungen doch wieder nur die durch den Kampf gesteigerte Erregung Johannas erblicken. Ihr Gemüt ist leidenschaftlich erregt, von unbezwinglicher Begier, vom tiefsten Hasse erfüllt. Der Haß aber macht blind, das Eingenommensein von unbezwinglicher Begier ist das Gegenteil von Selbstbeherrschung.

Die ihr auffällige Äußerung über sein Schicksal macht sie begierig, etwas über seine Persönlichkeit zu erfahren. Voll Hohn verweist er sie auf ihre Sehergabe. In der That läßt diese sie im Stich, während sie

Digitized by Google

in Chinon den König trotz der Täuschung entdecken konnte. Dagegen spricht sie aus, daß sie ein Unglück ahne. Ist das die kampfesfreudige, siegesgewisse Jungfrau? Ihr Gemüt ist erschüttert. Verschwunden ist all jene Sicherheit, das Bewußtsein der Stärke, der Unüberwindlichkeit durch Gott. Denn wer ein Unglück ahnt, der ist gewiß, daß dasselbe unabwendbar ist, unfehlbar eintrifft, daß keine Vorkehrung dagegen es hindern kann. Diese Gewißheit macht das Herz verzagt, schwach. So ist Johanna in diesem Augenblicke, der Dichter zeigt sie uns erschüttert, schwach, zum Geschehenlassen geneigt, er zeigt sie uns so in dem Augenblicke, da der Versucher sein Werk beginnt.

Dreimal versucht der schwarze Ritter Johanna (wie der Teufel den Heiland). Jede Versuchung ist darauf gerichtet, Johanna der Ausführung ihrer Gelübde abwendig zu machen, die zweite und dritte schließt mit dem geheimnisvollen, Unsicherheit und dadurch Thatlosigkeit bezweckenden: „Hör' meine Warnung!" Johanna besteht die Versuchungen. Ihre Antworten lassen ein allmähliches Aufraffen aus ihrer Schwäche erkennen; sie erkennt die Versuchung als solche und beruft sich auf ihre Pflicht, die zu erfüllen ihre Entschlossenheit sich steigert. Ja, in der dritten Antwort geht sie von der Abwehr zum Angriff über (wie der Heiland) und bedroht ihren Versucher, als er sich entziehen will, mit dem Tode. Da erkennt sie aus seiner Rede, aus seinem Verschwinden, aus den Naturerscheinungen, daß der Ritter kein lebender Mensch, sondern ein der Hölle entstiegener Geist gewesen ist, ihr „edles Herz im Busen zu erschüttern". Nun, diese Erschütterung hat er in der That erreicht, wenn auch nicht ihren Fall. Wir haben Johanna so schwach gesehen, daß wir ihren Gemütszustand als gefahrvoll erkennen mußten. Die beginnende Erregung, welche wir nach den Versuchungen in der 4. Scene wahrnahmen, hat sich zur Erschütterung gesteigert, die dort entstehende Unruhe hat sich in Schwäche verwandelt. Damit drängt sich der Schluß auf: Johanna kann in der Versuchung fallen, es bedarf nur einer geringen Steigerung der Schwierigkeiten, entweder durch die Art der Versuchung oder durch Vermehrung ihrer Schwäche beim Eintritt der Versuchung.

Somit erscheint der Fall Johannas nicht plötzlich, sondern wohl vorbereitet, vorbereitet nach beiden Richtungen ihrer Aufgaben und Gelübde, der Vernichtung der Feinde und Bewahrung der Keuschheit ihres Herzens.

Diese Auffassung erscheint nicht nur sachlich wohl begründet, weil durchaus aus den Darlegungen des Dichters geschöpft (wenigstens ist dies das ernstlichste Bemühen des Verfassers gewesen), sondern entspricht auch den Forderungen an die Ökonomie der Dichtung. Die Montgomery-

Digitized by Google

Scenen, die Versuchungs-Scenen (Teile der 4. und 5., dann die 9. Scene des 3. Aktes) erscheinen nicht mehr als episodisch, sondern bilden organische Teile der Dichtung. Damit gewinnt die Dichtung an Wert, und wir werden dem Dichter gerecht, wenn wir, anstatt eine Schwäche nachzuweisen, das bleibt doch jede Episode, eine neue Vollkommenheit seines Werkes anerkennen.

Wanderungen und Wandlungen eines Volksliedes.

Von Wilh. Cremer in Hannover.

Wer von den verehrten Fachgenossen schon einmal versucht hat, mit Hilfe seiner Schüler Volksliedern und -weisen, volkstümlichen Wörtern und Wendungen nachzugehen, der wird wissen, wie fördersam das für seine Absichten und wie anregend es für seine Schüler war. Ich darf darum vielleicht auch für die folgenden Zeilen um ein Plätzchen in der Zeitschrift bitten, zumal von der Sache schon hier die Rede war.

In Heft I dieses Jahrganges fragte ich nach einem Spottliede auf Napoleon. Ich stieß damit auf unvermutetes Interesse. Sowohl durch die Zeitschrift als auch brieflich haben sich dazu eine Reihe von Herren gütigst geäußert. Ihnen allen[1]) darf ich an dieser Stelle verbindlichen Dank sagen. Auf Grund ihrer Mitteilungen und eingehender eigener Nachforschungen bin ich jetzt imstande folgendes festzustellen.

Das ganze Lied hat 6 Strophen, von denen ich die zwei letzten in Heft V, 1 anführte (bestätigt von Sprenger-Northeim V, 2). Die Herren Teuber-Eberswalde und Dr. Köhler Leipzig brachten in Heft V, 3 die Strophen 1, 2, 5, 6 bezw. 1, 3, 5, 6 bei. Diese wurden mannigfach bestätigt. Eine Strophe 4 kam noch hinzu. Nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung der Texte lautet das ganze Lied so:

1. Wir sitzen so fröhlich beisammen
und haben einander so lieb,
erheitern einander das Leben:
ach, wenn es doch immer so blieb!

2. Es kann ja nicht immer so bleiben
hier unter dem Wechsel des Monds;
der Krieg muß den Frieden vertreiben,
im Kriege wird keiner verschont.

---

1) Namentlich auch den Herren Gymnasialdirektor Stuhrmann in Deutsch-Krone, Oberlehrer Pieper in Mülheim a. d. Ruhr und Realgymnasiallehrer Werneke in Delitzsch für ihre liebenswürdigen ausführlichen Mitteilungen.

Digitized by Google

3. Da kamen die stolzen Franzosen,'
wir Preußen wir fürchten uns nicht!
wir stehen so fest wie die Mauern
und legen die Waffen nicht ab.

4. Wir legen die Waffen nicht nieder
bis Deutschland ist gänzlich in Ruh;
die Franzosen sie müssen retirieren
nach Frankreich ohn' Strümpf' und ohn' Schuh.

5. Napoleon, du Schustergeselle,
du sitzest nicht fest auf dem Thron;
in Deutschland da warest du so strenge,
in Rußland bekamst du deinen Lohn.

6. Ach hättest du nicht an das Rußland gedacht
und hättest mit uns Preußen den Frieden gemacht,
so wärest du Kaiser geblieben
und hättest den allerschönsten Thron.

Vorstehendes wird im ganzen der Urtext des Liedes sein oder demselben doch nahe kommen. Abweichende Lesarten sind bei demselben, als einem echten Volksliede, natürlich zahlreich vorhanden. Ich stelle die bis jetzt gefundenen hier zusammen.

I, 2. Statt „und haben" hat Kotzebue (s. u.) „wir haben"[1]). Unsere Lesart ist offenbar eine volkstümliche Erleichterung des Asyndetons. Vor „einander" wird auch noch ein „uns" eingeschoben. — I, 3. Statt „erheitern" findet sich „wir erheitern", auch „wir heitern". Auch hier kommt vor „einander" noch das „uns" vor.

II, 1. Vor diesem Verse findet sich noch ein vorgefügtes „Und"... — II, 2. Für „Wechsel des Monds' hat Kotzebue „wechselnden Mond"; so auch das Soldatenliederbuch (J. Bagel-Mülheim a. d. Ruhr), desgleichen einige der sonst mir zugegangenen Texte. Doch ist die erstere Lesart entschieden für das Volkslied die ursprüngliche und richtige. Denn a) im ersten Mittelwort redet das Volk überhaupt nicht; b) in allen mir mündlich oder schriftlich unmittelbar aus dem Volk zugegangenen Texten heißt es „Wechsel des Monds"; c) auch dieser Ausdruck hat, trotzdem er auf den ersten Blick verblüfft, Sinn.

III, 1. Die erste Hälfte der Strophe findet sich in anderen, längeren Versen: „(Und) da kommen die stolzen Franzosen daher, (und) wir Deutschen, wir fürchten uns nicht so sehr". An einzelnen Abweichungen kommen vor: III, 2. Statt „Preußen": „Deutsche", eine jüngere Variante (s. u.). — III, 3 „feste", anscheinend märkisch-sächsische Lesart. III, 4. Dieser ganze Vers lautet oft anders: „Wir weichen und wanken

1) Vgl. Gödeke, Elf Bücher deutscher Dichtung. Bd. II, S. 243.

Digitized by Google

gar nicht" oder: „Wir weichen und wanken keinen Schritt." Der von mir aufgenommene scheint der ältere, a) weil er nach den zwei vorhergehenden besser paßt als der andere, der dann nur eine leere Wiederholung ist; b) weil er den Reim vernachlässigt, den der andere — freilich nicht glücklich! — herstellt; c) besonders weil dann vortrefflich III, 4 zu IV, 1 hinleitet, gerade wie I, 4 zu II, 1.

IV, 1. „Und wir" ... kommt vor. — IV, 2. Andere Lesart: „bis daß Deutschland ist wieder in Ruh". — IV, 3 „die" statt „sie", „mußten" statt „müssen" kommen vor. — IV, 4. „Kopfüber" findet sich für „Nach Frankreich". Die Apostrophierungen in dieser Zeile werden ziemlich verschieden behandelt.

V, 1. „O Napoleon" ... kommt vor. — V, 2. Statt „sitzest" kommen vor „saßest" und „stehst ja", statt „dem" auch „deinem". Merkwürdig sind die Zeitschrift S. 208 und 211 angeführten Lesarten „einst" bezw. „so" für „nicht". In allen meinen übrigen Texten steht das zweifellos allein richtige „nicht". — V, 3. Für „strenge" findet sich hier öfter „schnelle", auch „helle", des Reimes wegen. Für „in" kommt „mit", für „so" kommt „zu", für „da war[e]st du" kommt „regiertest du" (nur Zeitschrift S. 211) vor. — V, 4 beginnt auch „und in R ..." Für „bekamst" steht auch „bekommst" und Zeitschrift S. 208 das unvolkstümliche „empfingst". — Die ganze Strophe habe ich in Hannover auch in folgender Fassung gefunden:

Bonaparte, du Schustergeselle,
Du reitest ja immer so schnelle,
Du sitzest nicht fest auf deinem Thron.
In Deutschland, da warst du so schnöde,
Bei Moskau bekamst du deinen Lohn.

Die starken Abweichungen hier (sogar 5 statt 4 Zeilen!) erklären sich zum Teil aus dem jüngeren Alter des Liedes in Hannover (s. u.).

VI, 1 „nimmer an Rußland" oder „nie an R." findet sich. — V, 2. Für „mit uns Preußen" steht: „mit Preußen" oder „mit Deutschland" oder „mit uns Deutschen"; auch wird die Wortfolge geändert: „Der Frieden in (mit) Deutschland". — VI, 4. Statt „allerschönsten" kommt vor „allerhöchsten"; auch lautet die Zeile wohl: „und hättest behalten deinen Thron".

Man sieht, daß die Textkritik keine ganz leichte Sache war. Einige allgemeinen Bemerkungen über dieselbe werde ich hier noch mit der Beleuchtung der Entstehung und Verbreitung des Liedes zu verbinden haben. Dasselbe ist zweifellos an Kotzebues Lied: „Trost beim Scheiden" angelehnt, wie schon A. Teuber (Zeitschrift III S. 209) hervorgehoben hat. Letzteres dürfte jetzt am leichtesten zugänglich sein im „Allgemeinen

Digitized by Google

Deutschen Kommersbuch" (Straßburg bei Schauenburg), findet sich auch sonst noch in Liedersammlungen, allerdings mit vielfach ungenauem Text. Strophe 1 und 4 lauten bei Kotzebue:

1. Es kann ja nicht immer so bleiben,
hier unter dem wechselnden Mond;
es blüht eine Zeit und verwelket,
was mit uns die Erde bewohnt.

4. Wir sitzen so fröhlich beisammen,
wir haben einander so lieb,
erheitern einander das Leben;
ach! wenn es doch immer so blieb'!

Die vierte Strophe des Kotzebueschen Liedes ist, wie wir sehen, mit der oben erwähnten ganz geringen Abweichung wörtlich als erste Strophe in unser Lied aufgenommen. Von Kotzebues erster Strophe sind die zwei ersten Verse mit der Änderung „Wechsel des Monds" (s. oben) in der zweiten Strophe unseres Liedes beibehalten.

Diese ganze „Umkachelung" — um einmal den mir aus Thüringen geläufigen Ausdruck zu gebrauchen — des Kotzebueschen Liedes ist mit staunenswert feinem Sinn vollzogen. Wie vortrefflich paßt zu einem wirklich gern und viel gemeinsam gesungenen Volksliede gerade als Anfang: „Wir sitzen so fröhlich beisammen" u. s. f. Und wie vollendet sinnreich und geschlossen ist der Gedankengang, wenn sich an den Wunsch: „Ach wenn es doch immer so blieb'!" nun Kotzebues erste Zeile: „Es kann ja nicht immer so bleiben" anschließt, und ferner als der Störenfried der nichts verschonende Krieg genannt wird. Ebenso geschlossen ist der Gedankengang von Strophe 3, 4: „Wir legen die Waffen nicht ab" zu 4, 1. 2.: „Wir legen die Waffen nicht nieder — bis daß Deutschland ist wieder in Ruh"... Schon dieser gleichmäßige Übergang (1 : 2 = 3 : 4) spricht für die weniger bekannte vierte Strophe. Außerdem sprechen für sie ihr trefflicher, volksmäßiger Ton, der ganze Zusammenhang und — ihr Bekanntsein in der Urheimat des Liedes (s. unten)!

So steuert das Lied nun mit Verlassung des Kotzebueschen Textes auf den Krieg zu (2, 3. 4.), der in Strophe 3 als der Franzosenkrieg näher bezeichnet wird. Strophe 4 zeigt die Franzosen als die Unterlegenen, Strophe 5 und 6 endlich reden deutlich von Napoleons Demütigung in Rußland. Hier haben wir einen weiteren Schlüssel zur Entstehung des Liedes.

Kotzebues Lied, das 1802 auf der Kurischen Nehrung gedichtet ist, zeigt noch nichts von politischer Beunruhigung der Gemüter. Es ist ein harmlos heiteres, freundschaftseliges Gesellschaftslied, das höchstens durch die Worte: „Es kann ja nicht immer so bleiben" und das etwas Deutlichere: „Wer weiß denn, wie bald uns zerstreuet das Schicksal nach Ost und nach West" (Strophe 5) auf des Dichters persönliches Ergehen, der damals von Weimar nach Berlin, von dort bald nach Ostpreußen (Königsberg), Esthland u. s. f. verschlagen wurde, hindeutet. Aber durch

Digitized by Google

die Himmelsche Weise, die das Lied schon 1803 erhielt, wurde es bald sehr bekannt und viel gesungen. So knüpfte sich denn in den Freiheitskriegen an Wort und Weise unser volkstümlicher Sang. Wann und wo das geschehen ist? Wir können es mit Sicherheit vermuten: Das Lied ist in Ostpreußen Ende des Jahres 1812 oder Anfang 1813 entstanden. Dort ist das zu Grund liegende Lied Kotzebues entstanden. Dort ist unser Lied auf dasselbe gepfropft; denn in Preußen und den naheliegenden Landschaften — Pommern, Brandenburg, Altmark — erscheint es am längsten und meisten verbreitet. So ist auch die ursprüngliche Lesart in 3, 2 und 6, 2 „Preußen", nicht „Deutsche". Von da aus hat sich dann das Lied allmählich weiter verbreitet. Daß die Zeit der Entstehung nach Napoleons unglücklichem russischen Feldzug liegt, zeigen Strophe 5 und 6 klar. Daß sie aber auch vor den Freiheitskriegen liegt, zeigt 3, 1 und 2: „Da kommen die stolzen Franzosen, wir Preußen, wir fürchten uns nicht." Von einem „Kommen der Franzosen" konnte nach 1813 nicht mehr die Rede sein, es sei denn 1815. Daß das Lied aus der Zeit von Waterloo stammt, wäre nicht eben unmöglich, wenn nicht viel stärkere Wahrscheinlichkeit für meine obige Vermutung spräche. Wem kam Napoleons Fall in Rußland eher und lebhafter zum Bewußtsein als den Ostpreußen unter York, Bülow, Dohna? Könnten nicht die patriotischen Beschlüsse der bekannten preußischen Ständeversammlung geradezu in die Worte:

„Wir Preußen wir fürchten uns nicht!
wir stehen so fest wie die Mauern
und legen die Waffen nicht ab"

eingekleidet sein?

Für welche Zeit passen wiederum die Worte:

„Die Franzosen sie müssen retirieren
nach Frankreich ohn' Strümpf' und ohn' Schuh"

besser als für den Winter 1812/13, als die Franzosen elend und zerlumpt, oft genug ohne Strümpf und Schuhe retirierten? Wann konnte man dem „Schustergesellen Napoleon" — offenbar eine volkstümliche Verhöhnung der gefallenen Größe, schwerlich eine Anspielung auf seine niedrige Herkunft — mit mehr Recht zurufen:

„du sitzest nicht fest auf dem Thron"

als gerade damals? Diese Zeile zeigt beiläufig, daß entweder die Worte der letzten Strophe: „so wärest du Kaiser geblieben ..." nicht wörtlich zu nehmen sind, vielmehr der Verfasser sich schon in den Sturz des Kaisers hineindenkt, oder aber, daß diese letzte Strophe späterer Zusatz ist. Hierin könnte uns die Abweichung im Versmaß bestärken.

Digitized by Google

So dürfte also unser Lied an der Ostmark des Vaterlandes entstanden sein in einer Zeit, als nach schwerem Drange das Morgenrot des besseren Tages aufleuchtete. Dort im Osten lebt es nach vielen Zeugnissen noch, wie es denn auch mir (vergl. Ztschr. V, 1) von dorther zuerst erinnerlich war. Von da hat es sich allmählich verbreitet und zwar, wie es scheint, hauptsächlich als Soldatenlied, erst über alle Teile Altpreußens, dann auch über Mittel- und Süddeutschland, wo es jetzt auch die Soldaten „bis zum Überdrusse“ singen (Direktor Schmalz in Ztschr. V, 4). Besonders der Krieg von 1870/71, durch welchen es z. B. auch erst in Hannover bekannt wurde, hat es neu belebt und weiter verbreitet. Handelte es sich da doch auch um einen Napoleon und um einen Kampf Preußen-Deutschlands gegen ihn! Aus einem preußischen Liede ist es auf solchen Wanderungen ein deutsches geworden, und so steht jetzt vielfach „Deutschland“ statt „Preußen“ im Wortlaut. Nur an der Stelle „In Deutschland da warst du so strenge“ (5,3), hat immer Deutschland gestanden — ein Beweis, daß man in jener traurigen Zeit, wo eigentlich nur Preußen national fühlte und handelte, doch wenigstens das Leiden als ein gemeinsames empfand.

Das Lied ist 1870 wieder viel gesungen worden. Oft wird es dabei nach dem Bedürfnis der Zeit leise geändert sein. Ein Beispiel dafür verdanke ich dem Herrn Kollegen Werneke-Delitzsch. Wie er mir mitteilt, stehen die zwei letzten Strophen in dem bei Jul. Bagel-Mülheim a. d. Ruhr erschienenen „Soldatenliederbuche“ in folgender Fassung:

O Napoleon, du Schustergeselle,
du stehst (standst) ja nicht fest auf deinem Thron;
in Deutschland (Frankreich) da warest du so strenge (helle, schnelle),
in Rußland (bei Sedan) bekamst du deinen Lohn.

Ach hättest du nimmer an Rußland (ans Rheinland) gedacht
und hättest den Frieden in (mit) Deutschland gemacht,
u. s. w. wie oben.

Die Varianten gehen hier meist auf den 70er Krieg.

Das Lied hat sich nicht bloß an die Worte, sondern auch an die Weise des alten Kotzebueschen Liedes angelehnt. Dieselbe ist zwar ins volkstümlich Getragene umgestaltet, aber, wie ich nach Mitteilungen aus Westpreußen, Pommern, Sachsen, Hannover, Thüringen feststellen kann, in ihrem Grundcharakter durchweg beibehalten. Sie gestattet in ihrer Einfachheit auch die Dehnung einzelner Zeilen, wie das in der 3. und besonders in der 6. Strophe vorkommt.

Ich erwähne noch, daß die Strophe 5 und 6 sich als die bekanntesten herausgestellt haben. Sie waren auch mir als charakteristische Stelle des Liedes im Gedächtnis haften geblieben (s. Ztschr. V, 1). Fast ebenso ver-

Digitized by Google

breitet sind auch die durch die Anlehnung an Kotzebue gestützten Strophen 1 und 2, weniger bekannt ist Strophe 3, am wenigsten 4. Für „echt" halte ich auch sie, d. h. für gleichzeitig mit den übrigen entstanden. Ihr Schwinden beruht auf dem Inhalt.

Und so scheiden wir denn von dem Napoleonliede, einem wertvollen Zeugnis aus großer Zeit, da sich in ihm das Erwachen unseres Volkes zu altem Mut und Selbstbewußtsein „nach langer Schande Nacht" (Arndt) spiegelt. Ein wertvolles Zeugnis ist es mir auch davon geworden, wie groß und lebhaft die Teilnahme im Fachgenossenkreise für derlei volkstümliche Poesie ist. So heißt es wörtlich in einer Zuschrift aus Hildburghausen, die mir noch in die Sommerfrische nachgesandt wird und soeben bei Beendigung dieser Zeilen eintrifft: „Es dürfte für viele Leser der Zeitschrift die Veröffentlichung des Endergebnisses Ihrer Anfrage in einem späteren Hefte von Interesse sein." Möge der geehrte Schreiber dieser Worte Recht haben.

Ich kann es mir nicht versagen, zum Schlusse von den ziemlich zahlreichen mir jetzt vorliegenden Texten noch einen herzusetzen. Ein einfaches Kind des Volkes aus der Goldenen Aue hat ihn auf meinen Wunsch buchstäblich so aufgeschrieben.

Lied:

1. Wir sitzen so Fröhlich besamen
und haben einander das [?] lieb
wir erheitern einander das leben
ach wenn es doch immer so blieb
ach wenn es doch immer so blieb.

2. Es kann gar nicht imer so bleiben
hier unter den Wechsel des Mond
der Krieg muß den Frieden vertreiben
im Kriege wird keiner verschond

3. Da kamen die stolzen Franzosen daher
wir Preusen wir fürchten uns nicht so sehr
wir stehen so feste wie die Mauern
wir weichen und wanken gar nicht

4. Napoleon du schuster geselle
du steht nicht fest auf deinen Tron
In Deutschland da warest du so schnelle [verbessert aus „strenge"]
In Rußland bekammest du dein Lohn

5. Ach hättes du nicht an das Rußland gedacht
und hattes den Frieden mit Deutschland gemacht
so wärest du Kaiser geblieben
und hättes den allerhöchsten Tron.

Die Schlußzeile ist jedesmal wiederholt. Im übrigen ist die Niederschrift diplomatisch treu wiedergegeben.

Digitized by Google

Sprechzimmer.

1.

Ein alter Heilspruch.

Das in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ mehrfach besprochene Kinderlied von dem weißen und schwarzen Schäfchen hat mich lebhaft erinnert an einen Vers, der jedenfalls viel älter ist, und der bisher, soweit ich weiß, noch nirgendwo bekannt gegeben worden ist. Derselbe dürfte vielleicht auch einiges Licht auf die Herkunft des gedachten Kinderliedes werfen. Es ist ein Zauber- oder Heilspruch, heute allerdings nur noch von den Kindern und Kinderfreunden in meiner Heimat (Heinsberg im Aachen-Jülicherlande) zur Besprechung eines kindlichen „Wehfingers“ und dergl. angewandt. Er lautet (man bemerke die Stabreime!):

Wet Schöppke — schwatt Schöppke —
Morge sall et heel sin!

Ich habe nie daran gezweifelt, daß es wirklich ein Überrest von jenen Heilsprüchen oder Segen sei, wie sie Grimm in seiner Mythologie zu sammeln begonnen hat, und deren Gehalt nach seiner Ansicht oft ein sehr altertümlicher ist. Das weiße und schwarze Schäfchen ist das Opfer, welches der Gottheit für die Heilung versprochen wird. Das Schaf ist immer ein beliebtes Opfertier gewesen, und auch in der deutschen Mythologie spielt es eine Rolle. Vieles kam bei den alten Germanen auf die Farbe des Tieres an. Wir lesen bei Grimm (Myth. I S. 44 flg.) und Simrock (Myth. S. 510), daß bald fleckenlose weiße, bald rabenschwarze Farbe bedingt wurde, und daß der schwedische Wassergeist, der auch in Beziehung zur Zauberheilung steht, und die norwegischen Huldren ein schwarzes Lamm heischten. Auch dem Teufel wird ein schwarzes Schaf gebracht (Grimm III S. 28). Ja schon in der Ilias wird von den Griechen dem Helios ein weißes männliches und der Erde ein schwarzes weibliches Lamm geopfert (Grimm I S. 44). Da hätten wir also schon in so grauer Zeit das schwarze und weiße Schäfchen beisammen! Und ob nicht vielleicht in unserem Heilspruche auch eine zauberhafte Beziehung zum hellen Sonnengotte, der das Übel heilt, und zur dunklen Gottheit der Erde, die es vielleicht in sich aufnehmen soll, steckt? Analogien wenigstens zu dem letzteren Gedanken findet man leicht in den heute noch volkstümlichen Warzenbeschwörungen. — Nicht unwichtig ist es zu hören, in welcher Form unser Spruch bei den Kindern angewandt wird: indem man ihn spricht, bläst man auf die wunde Stelle, und nicht zum mindesten erstreckt sich der kindliche Glaube an die Heilkraft auch auf dieses Zauberzeichen. In dem erwärmenden oder kühlenden Hauche des

Digitized by Google

menschlichen Mundes liegt nach altem und allgemeinem Begriffe etwas Wunderbares, Belebendes und Heilendes. Man vergegenwärtige sich auch, wie Jehova dem aus Lehm gebildeten Menschen das Leben giebt, und wie in der katholischen Kirche das Anhauchen noch heute eine religiöse Ceremonie ist. Auch in volkstümlichen Beschwörungen u. dergl. finden sich Analogien dazu. Bei Grimm III S. 499 heißt es bei der Beschwörung eines Zaubersteckens: „... Und nim die caracteres alle zu dir und blas dreimal auf die Hand und schlage dreimal gegen in, so mügen sie dir nit geschaden." Und Grimm III S. 436: „Eine stillende Mutter gehe drei Sonntage schweigend aus der Kirche und blase jedesmal ihrem Kind in den Mund, so kommen ihm die Zähnchen leicht an."

Düren. **Jos. Koulen.**

2.

Zu Ztschr. V, 279 flg.

An genannter Stelle sucht K. Krüger seine früher (Ztschr. IV, 370) geäußerte und von Dr. O. Glöde in dieser Ztschr. V, 56 flg. mit Recht zurückgewiesene Ansicht von einem organischen — denn es kann doch wohl nur ein solcher, nicht ein häufig vorkommender fehlerhafter und individueller, gemeint sein — Wechsel zwischen S und Z „in den deutschen Mundarten"[1]) aufs neue zu verteidigen. Dazu habe ich folgendes zu bemerken. Was zunächst das Wort Zaum, das die Verantwortung für diese in der Luft schwebende Behauptung zu tragen hat, mit Saum-roß zu thun hat, ist mir nicht ersichtlich. Zaum gehört wohl zu „ziehen" und geht auf eine urgerm. Grundform taug-ma- (an. taumr, as. tôm) zurück; vgl. Traum zu trügen (vgl. Kluge, Wb. s. v. v. Zaum und Traum). Saum = „Last" aus vulgärlat. sauma (dies aus gr σάγμα) nebst Säumer = „Saumtier" aus vulgärlat. sagmarius sind von „Zaum" also scharf zu trennen. Wenn nun Krüger „einen starken Halt" für seine Ansicht in einer Reihe von Personennamen zu gewinnen hofft, so ist darauf folgendes zu erwiedern. Es ist bekannt, daß oft nichts schwieriger zu etymologisieren ist als gerade Eigennamen; wir suchen dieselben mit Hilfe feststehender Lautgesetze zu enträtseln, bauen aber in der Regel auf Eigennamen keine Lautgesetze auf. Denn wenige Sprachgebilde sind so der zufälligen Willkür, auch des Einzelnen, unterworfen wie jene, zumal in jüngeren Sprachperioden. Wie schwer aber auch in den älteren Mundarten die Eigennamen manchmal zu deuten und etymologisch zu verwerten sind, mag man z. B.

1) So schreibt der Verf. und läßt dabei in rätselhaftem Dunkel, welche deutsche Mundarten er überhaupt meint.

Digitized by Google

aus F. Wredes „Sprache der Vandalen“ (Quellen und Forschungen, Heft 59) oder „Sprache der Ostgoten in Italien“ (ebenda, Heft 68) ersehen, wo die Schlüsse auf die Sprache der beiden germanisch-vandilischen Stämme zum größten Teil auf das überlieferte Eigennamenmaterial aufgebaut werden. Dabei kommt es nun aber wesentlich darauf an, daß nur echt germanische Eigennamen verwandt werden, was in einzelnen Fällen oft kaum zu entscheiden ist. Hiervon scheint Herr K. Krüger keine Ahnung zu haben. Zum Beweise für seine Behauptung nämlich, daß in deutschen Mundarten S und Z wechseln, führt er fast ausschließlich sicher slawische Namen an. Daß hier Z und S im Anlaut wechseln, erklärt sich höchst einfach dadurch, daß das anlautende slawische c (s) sehr scharf artikuliert wird, während in den nd. Mundarten das anlautende S als tönender Zischlaut ausgesprochen wird, ganz wie in Holland, wo man dies auch graphisch durch die Schreibung z ausdrückt, was Herrn K. Krüger zu wunderbaren Schlüssen veranlaßt (a. a. O. S. 280 oben). Des weiteren wird nicht Zusammengehöriges ruhig in einen Topf geworfen; denn das sieht doch ein jeder sofort ein, daß, um nur eins anzuführen, Siegendorf und Ziegendorf nichts miteinander zu thun haben.

Auch die schlechte Orthographie eines mittelalterlichen obskuren Skribenten dürfte nur sehr schwache Beweiskraft für etwaige lautliche Entwicklungen in neuhochdeutschen Mundarten haben. In „Zinnober“ geht anlautendes z auf lat. c zurück (vgl. frz. cinabre); in „Krebs“, „emsig“, „Erbse“ und „Ameise“ geht S auf mhd. ȥ (und nicht z = nhd. z) zurück, gehört also nicht zur vorliegenden Frage. Den Binger Mäuseturm endlich sollte man mit der willkürlichen Deutung aus „Maut-turm“ nachgerade verschonen; denn einerseits ist Maut = Zoll nie am Rhein üblich gewesen[1]), ferner der Mäuseturm auch nie ein Zollturm gewesen, soweit urkundliche Nachweise reichen; andererseits wäre auch nicht einzusehen, wie (mit Krüger) „ein Wechsel von t und s“ (sic!) stattfinden könnte. (Ich hoffe übrigens bei nächster Gelegenheit die Sage und den Namen des Binger Mäuseturms einer eingehenden Untersuchung unterwerfen zu können.)

Windsbraut soll aus Windsbraus entstellt sein; gewöhnlich aber ist der Weg der volksetymologischen Entstellung der umgekehrte, indem das verdunkelte Element (hier — braut) durch ein verständliches (hier — braus) ersetzt wird. Bei Schrader, der Bilderschmuck der deutschen Sprache,

---

1) Vgl. Will, der Mäuseturm bei Bingen, Monatsschr. f. rhein.-westf. Geschichtsforschung u. s. w. I, S. 215; Beheim-Schwarzbach, Festschrift u. s. w. der histor. Ges. f. die Prov. Posen. 1888, S. 92 flg.

Digitized by Google

1889, S. 317, ist übrigens darüber gehandelt. Vergl. jetzt auch die auf altgermanischem Mythus fußende Erklärung von Mogk in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, Band I, VI. Mythologie. (Ich freue mich übrigens Herrn Dr. O. Glödes Artikel im 8. Heft d. Ztschr., das mir jüngst zukam, ganz zustimmen zu können.)

Bingen a. Rh. **Dr. S. Feist.**

3.

Stein und Bein schwören.

Bei Erklärung dieser Redensart 2. Heft, 5. Jahrgang, S. 110, heißt es in einem der Chronica der freyen Reichs Statt Speyer von Chr. Lehman entnommenen Citat: „... Hernach hat man alle Eyd in den Kirchen geschworen und im schwören die fünf Finger auf ein Kistlein mit Reliquien gelegt.“ Dazu wird angemerkt: „Dieses Kästchen war mit Edelsteinen besetzt“; s. Jahrb. der Berl. Gesellschaft 1820, S. 214. Dieses scheint mir ungenau. Nicht jede Kirche hatte Reliquienkästchen, zum mindesten keine, die mit Edelsteinen besetzt waren. Das „Stein“ in der Redensart bedeutet die steinerne Platte des Altartisches, der mensa. In den Katakomben wurde das Meßopfer über den Gräbern der Märtyrer gefeiert, deshalb hat der Altar in der katholischen Kirche heute noch die Gestalt eines Grabes, eines länglichen Vierecks. Es ist kirchliche Vorschrift, daß zur Erinnerung an die Feier des Meßopfers in den Katakomben jeder Altar Reliquien von Märtyrern enthalten muß. Dieselben befinden sich entweder in einer vertieften Stelle der Altarplatte selbst, meist von einer Kapsel aus Metall umschlossen, oder bei Einsetzung größerer Reliquien unter der Altarplatte in dem sogenannten Unterbau (stipes). Bei dem altare fixum muß jeder Altar mit einer Steinplatte bedeckt sein. „Stein und Bein schwören“ heißt also, die Finger beim Schwören auf die Steinplatte des Altars legen, in oder unter welcher Reliquien sich befinden müssen.

Montabaur. **Schmitz.**

4.

Der Wolf als günstiges Vorzeichen. (V. 1. u. 4.)

Den bereits mitgeteilten Beweisen sei noch aus Paulus Diakonus, der Langobarden Geschichte, IV. Buch, angeschlossen: Lopichis, der Urgroßvater des Paulus Diakonus war mit seinen Brüdern aus der Burg Forojuli, dem heutigen Cividale, nach dem Avarenlande gefangen fortgeführt worden. Lopichis beschloß, das Joch der Gefangenschaft abzuschütteln und nach Italien, wo er das Volk der Langobarden ansässig wußte, zurückzukehren. Auf seiner Flucht nahm er nur einen Bogen

Digitized by Google

samt Köcher und etwas Wegzehrung mit, wußte aber gar nicht, wohinaus er ziehen sollte: da kam ein Wolf und wurde ihm Führer und Begleiter auf der Reise." Paulus erzählt dann weiter, wie der Wolf vor seinem Urgroßvater herging, sich häufig nach ihm umsah, wenn er Halt machte auch stille stand und wenn er aufbrach wieder vor ihm herzog. Daran merkte er, daß ihm das Tier von Gott zugeschickt sei, damit es ihm den Weg weise, den er nicht kannte. Der Wolf verschwand, nachdem er mehrere Tage geführt und begleitet, erst als Lopichis, vom Hunger gequält, sich anschickte ihn zu erschießen. — An dem mit so großer Treuherzigkeit von Paulus erzählten Erlebnis seines Ahnen wird wohl nur richtig sein, daß diesem auf seinem Angange ein Wolf begegnete, was ihm ein günstiges Vorzeichen war.

Laibach. **K. J. Schmidt.**

5.

Zu dem Liede vom „Rummelpott".

Das von Dr. Bartels in Zeitschr. V, 4, 284 mitgeteilte Lied vom „Rummelpott", das wohl genauer als „Lied vom Schiff" bezeichnet würde, findet sich auch in dem deutschen Kinderbuche von K. Simrock (2. Aufl.), unter Nr. 893; der Wortlaut des Liedes ist hier folgender:

Fruken, mak de Dör op
Und lat den Rummelpott in!
Wenn dat Schipp vun Holland kümt,
Het dat so mojen Wind.
Lat mi nich so lang stahn,
Ick schall van Dag noch wihder gahn.
Schipper, wullt du wiken,
Bootsmann, wullt du striken,
Sett en Segel op den Topp;
Gif uns wat in'n Rummeltopp.

Es scheint mir zunächst nötig, bevor man sich auf Untersuchungen über Einzelheiten, wie z. B. des Textes, einläßt, im allgemeinen festzustellen, aus welchem Ideenkreise heraus das Lied entstanden ist. Dr. Bartels nimmt für das Lied einen heidnisch-mythologischen Ursprung an; ich will im folgenden eine christliche Deutung des Liedes zu geben versuchen, indem ich die Hauptpunkte, die eine christliche Deutung zulassen oder fordern, herausgreife.

1. Was haben wir in dem Liede unter dem Schiff zu verstehen?

Das Schiff ist, ebenso wie das Lamm, der Fisch, die Taube, eines der ältesten christlichen Symbole; die Christen hatten solche Sinnbilder auf ihren Schmucksachen und Gerätschaften. Der Kirchenvater Clemens Alexandrinus, der im 2. Jahrhundert n. Chr. lebte († 220), sagt

Digitized by Google

darüber in seinem *Παιδάγωγος* (Buch III) folgendes: „Unsere Siegelringe seien: eine Taube, ein Fisch, ein gen Himmel segelndes Schiff" u. s. w. Das Schiff ist ein Sinnbild der christlichen Kirche und der einzelnen christlichen Seele. Christus ist der Steuermann des Schiffes. In der Markuskirche zu Venedig befinden sich mehrere Mosaikbilder, die ein Schiff darstellen; in einem derselben sieht man neben andern Personen auch Christum, der, wie in der Regel auf Abbildungen, an dem Glorienschein kenntlich ist.

Den Ursprung dieses Sinnbildes finden wir in der biblischen Erzählung von der Stillung des Sturmes (Matth. 8, 23 flg.). Ich weise darauf hin, daß, wie in dieser Erzählung, so auch in dem Liede vom Winde die Rede ist.

Von einem Schiff sprechen wir auch bei dem Gotteshause (Mittel- und Seitenschiffe); die alte Bezeichnung dafür ist *ναός* (= Tempel, Heiligtum); aus dem Gleichklange dieses Wortes mit *ναῦς* (= Schiff) ist wohl jene Bezeichnung Schiff (für Kirche) hauptsächlich hervorgegangen, wenn auch hier die genannte Erzählung und besonders wohl die Stelle Luk. 5, 3: „er trat in der Schiffe eines . . . und lehrete das Volk aus dem Schiff" mitgewirkt haben mag. Christus als Schiffer, als Steuermann aufgefaßt, kommt also nicht erst in späteren Dichtungen vor, wie Dr. Bartels meint, sondern diese Vorstellung ist eine altchristliche.

2. Was ist unter Holland, woher das Schiff kommt, zu verstehen?

Dr. Bartels nimmt an, daß Hel-Land (Reich der Hel, Unterwelt) gemeint sei. Ich erachte indessen auch hier eine christliche Deutung für möglich. In der niederdeutschen Mundart hört man „Helchrist", d. h. heiliger Christ (zu dem Wechsel von e und o vgl. das engl. holy = heilig). Holland, Helland könnte demgemäß das heilige Land, d. h. der Himmel, sein, woher ja Christus und mit ihm das Christentum oder (sinnbildlich ausgedrückt) das Schiff, kommt. Übrigens halte ich es nicht für unmöglich: die Worte: „en Schipp von Holland" aufzufassen in dem Sinne: „en Schipp von'n Heland", d. h. ein Schiff des Heilandes. Ähnliche Übergänge, wie der von Helland bezw. Heiland in Holland, haben stattgefunden bei dem Namen der Insel Helgoland (Helg—oland), woraus dat hillige (heilige) Land wurde, und bei dem Adjektiv „englisch" (zu Engel gehörig: die englische Schar = Schar der Engel), das man mit dem Namen des Landes (England) in Beziehung brachte.

3. Was bedeutet der Rummelpott?

Das Lied selbst sagt uns mit den Worten: „Gif mi wat in'n Rummelpott", daß der Topf den Zweck hatte, die erheischten Gaben aufzunehmen. Die über den Topf gespannte Schweinsblase macht denselben zugleich zu einer primitiven Trommel. Das Trommeln dient

Digitized by Google

wohl besonders zur Einleitung des Gesanges und zur **Ankündigung**; und wer die Sprache des Topfes noch nicht recht versteht, dem klingt es alsbald aus dem Munde des Heischenden entgegen:

„Fru, mak de Dör apen,
De Rummelpott will in!"

Ein Seitenstück zu dem Rummelpott ist der **Knurpott**, mit dem man zu Fastnacht, ebenfalls singend und um Gaben flehend, von Haus zu Haus geht (s. Simrock a. a. O. S. 223).

Solche Umzüge fanden nämlich nicht bloß in den „Zwölften" statt, sondern auch zu andern Festzeiten, zu Fastnacht, Ostern, Weihnachten, also auch zu den christlichen Festen, wie wahrscheinlich auch die „Zwölften" ein altes christliches Fest sind — heidnische Bestandteile nicht ausgeschlossen — das durch unser Weihnachtsfest verdrängt wurde. Was Dr. Bartels a. a. O. S 283 als Überreste des heidnischen Julfestes anführt, daß nämlich nach dem Volksglauben in den Zwölften Wasser zu Wein werde (vgl. das Wunder Christi), daß die Toten auferstehen, hat ein ganz christliches Gepräge.

Bei den oben erwähnten Umzügen, die besonders von ärmeren Leuten oder Kindern unternommen wurden (bezw. werden), flehte man um Gaben und wandte sich dabei, wie es scheint, gern an die Hausfrau; vgl. Simrock a. a. O. Nr. 897:

„Frau Mutter is en brave Frau,
Sie giebt uns was aus ihrem Haus",

und Nr. 900: „Rufen wir Frau Wirtin an"; (vgl. die „Milde" in mittelhochdeutschen Gedichten).

Zu Fastnacht wird Wurst, Speck und Schinken gegeben; zu Ostern und zum Johannisfest Eier. Die Bittenden führten sich in der Regel ein durch einen Spruch oder durch Singen, begleiteten auch den Gesang mit Instrumenten, so heißt es bei Simrock, S. 223:

„Fastelavend kütt heran,
Spieln' mer op der **Bußen**"

(= mittelhochdeutsch busîne, busûne, Posaune); vgl. auch den Rummelpott, aufgefaßt als Trommel.

Zu dem **Gesange** gesellt sich auch gern der **Tanz**, besonders zu Fastnacht, daher stammt der in manchen Gegenden noch übliche Ausdruck „Fastlavend **springen**"; vgl. aus dem bekannten Frühlingsliede die Aufforderung:

„Lasset uns **singen, tanzen** und **springen**!"

Das Treiben dieser heischenden Sänger erinnert recht lebhaft an die fahrenden Sänger, Spielleute und Gumpelmänner des Mittelalters, die sich besonders zu Festlichkeiten einfanden und für ihre Künste,

Digitized by Google

die sie zum besten gaben, um Lohn baten. So wendet sich der Dichter Steimar aus dem Thurgau in einem Liede schließlich an den Wirt mit der Aufforderung, Fische, Gänse, Hühner, Schweine, Würste, Pfauen und welschen Wein zu bringen (s. W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, S. 216).

Für die mildthätigen Geber haben die Heischenden allerlei Segenswünsche; so heißt es bei Simrock Nr. 892:

„Jetzt geh'n wir vor des Wirten Haus,
Da schaut der Herr zum Fenster raus.
Er schaut wohl aus und wieder 'nein,
Er schenkt uns was in's Beutelein 'nein;
Wir schreiben's wohl auf ein Lilienblatt
Und wünschen dem Herrn einen guten Tag,
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf jeden Spitzen gebackene Fisch.
. . . .
Wir wünschen dem Herrn einen silbernen Wagen,
Damit soll er ins Himmelreich fahren."

Im silbernen (oder goldenen, s. Simrock Nr. 888) Wagen also soll der Herr, wenn er mildthätig ist, in den Himmel fahren. Diese Vorstellung geht wohl zurück auf die Himmelsfahrt des Elias (2. Kön. 2, 11): „da kam ein feuriger Wagen ... und Elia fuhr ... also gen Himmel".

Ganz dieselbe Idee haben wir in dem Liede vom „Rummelpott", nur mit dem Unterschiede, daß hier das Schiff die Stelle des Wagens vertritt.

Damit ist, wie ich glaube, der Ideenkreis des Liedes festgestellt; eine weitere Aufgabe wäre nunmehr die Herstellung des Textes.

Nachtrag. Als ich Vorstehendes geschrieben hatte, kam mir zufällig ein Buch in die Hände, das betitelt ist: „Johannes Knades Selbsterkenntnis. Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation, von C. Quandt." Johannes Knade, der Geistlicher in Danzig zur Zeit der Reformation war, erzählt in dem Buche von seinen Lebensschicksalen; S. 230, wo von der Adventszeit (1517) die Rede ist, sagt er: „fiat voluntas tua! sprach ich wohl zehnmal des Tages, aber mein Herz war fröhlich dabei, ja so froh in dieser Adventszeit, wie ich nicht gewesen, seit ich noch mit andern Kindern der Bescherung harrte und sangen allerorten:

„Ich sah ein Schifflein fahren früh
Am Weihnachtstag, am Weihnachtstag:
Herrn Jesu Christ und seine Frau
Am Weihnachtstag am Morgen."

Dieses Lied ist ein schönes Seitenstück zu dem Liede vom Rummelpott und enthält zugleich eine Bestätigung meiner Auseinandersetzungen.

Bromberg. **Karl Krüger.**

Digitized by Google

6.

Vom Osterhasen.

In dieser Zeitschrift habe ich nachzuweisen versucht, daß Lampe, der Name des Hasen, nichts mit Lamm zu thun hat. An meiner Behauptung, daß Lampe nur als Eigenname und nicht appellativ verwandt wurde, halte ich auch heute noch fest. Wenn in Grimms Wb. angeführt wird:

„Man sucht ihn allerends herumb in kleinen büschen,
ob der verzagte lamp allda will rauserwischen."
(D. v. d. Werder, Ariost 12, 83, 6)

so ist das eine nachträgliche Übertragung. Lampe wird nicht viel vor 1460, wie Grimm aus Kantzows Pomerania (Grimm, Reinhart Fuchs CLXIX) nachweist, entstanden sein. Der alte Appellativname für das Tier ist stets Hase (as.: hara, dän. u. schw.: hare, ne.: hare, ahd.: haso). Die Grundbedeutung ist unklar (vergl. Grimm Wb. skr. çaça, springen). Mnd. (bei Schiller und Lübben) ist das Wort hâs vielfach belegt, eine Form, die mit Lampe verwandt wäre, auch hier nirgends.

Im Volksglauben spielt der Hase schon seit Urzeiten eine Rolle (s. Grimms Wb. unter Hase, wo auch hingewiesen ist auf Wuttke, der deutsche Volksaberglaube 1869 S. 69,168 und auf Kuhn, Ztschr. 15,262).[1] Wenn bei Regenwetter Erddämpfe aufsteigen, so backen die Hasen Brot, Eier u. dergl. Auch in der Mythologie erwähnt Grimm den Hasen gelegentlich. Dem indischen Volksglauben erscheinen die Flecken im Licht des Vollmondes wie ein Hase. Chandras, der Gott des Mondes, trägt einen Hasen (sasa) und der Mond heißt darum „sasin" oder „sasânka" (Hasenmal, Flecken) (Schlegels ind. bibl. 1,217). Auch nach mongolischer Lehre zeigen die Mondschatten eines Hasen Gestalt. Bokdo Dschagdschamuni, der oberste Regent des Himmels, hatte sich einst in einen Hasen verwandelt, bloß um einem hungernden Wanderer zur Speise zu dienen. Auf Ceylon wird erzählt, daß der Hase sich dem hungernden Buddha zur Speise angeboten hatte, und dieser ihn in den Mond versetzte (vergl. Grimm, Mythol. 409/410). Die Esthen nennen den Hasen nicht gern, sie meinen, er werde dadurch herbeigelockt und thue ihrem Rockengrase schaden. Schon bei den alten Preußen bedeutete ein quer über den Weg laufender Hase Unglück. Er kommt in ganz Europa und Westasien vor, ist äußerst häufig und fruchtbar, bei jung und alt gern gesehen wegen seiner possierlichen Sprünge und des wohlschmeckenden Fleisches; junge Hasen sind besonders bei den Kindern beliebt, die die Hasenlager aufsuchen und die Jungen mit Milch aufziehen. Um Ostern herum hat

1) Im Wb. findet man die ganze hierher gehörige Litteratur angegeben.

Digitized by Google

er vom ersten Wurf her (Ende Februar oder März) schon erwachsene Junge.

Verschiedenen Pflanzen leiht der Hase im Volksmunde seinen Namen: Hasenkohl (Sauerklee, Oxalis), Hasenohr (Bupleuram rotundifolium), Hasengeil (in Meklenburg allgemein für Ginster, Genista). Der Pilz, den wir gewöhnlich Bovist nennen, heißt Hasenei (sonst auch Fuchsei) als Bild des Nichtigen, wie Grimms Wb. meint. So wird in Tirol das Patenbrot für Knaben um Ostern in Form eines Hasen gebacken, in andern Gegenden in Form einer Henne. Die Sitte, sich um die Osterzeit zu beschenken, ist sehr alt, aus Freude über die Wiederkehr des Sommers (vergl. Grimm, Mythol. Kap. XIX, Sommer und Winter). Diese Geschenke bestanden in Zuckerwerk oder Gebäck in Form eines Hasen, einer Henne oder in Eiern,[1]) die in allen Farben bemalt waren. Um die Freude der Kinder zu erhöhen, versteckte man die bunten Eier im Felde oder Garten. Es liegt nun der Gedanke nicht fern, daß man diese blauen, grünen und roten Eier, um das Staunen der Kinder zu erhöhen, einer besonderen Osterhenne zuschrieb (vergl. Grimms Wb.) oder endlich gar dem allbeliebten Hasen. Die Kleinen hatten ihn seine Männchen so oft an Stellen machen sehen, wo sie jetzt ein buntes Ei fanden. So entstand der Osterhase. Er weist auf Gebräuche und Sagen der grauen Vorzeit zurück. Der Ausdruck Osterlamm dagegen ist direkt aus dem Paschalamm der Bibel entstanden. Der Vergleich Christi (agnus Dei) mit dem Lamm, das unschuldig zur Schlachtbank geführt wird, ist im Mittelalter unzählige Male wiederholt. Als Überrest heidnischer Opfer wird von Grimm (Mythol. 278) angeführt, daß nach schwedischem Aberglauben dem Wassergeist ein schwarzes Lamm opfern muß, wer Harfenspiel von ihm erlernen will (svenska folkv. 2,128).

Wismar i. M. **Dr. O. Glöde.**

7.

Zu Zeitschrift IV, 161, 370; V, 566. „Auf eignen Zaum".

Sprenger hat den Ausdruck „auf eigenen Zaum" für gleichbedeutend mit „auf eigene Kosten" genommen, Krüger und Glöde glauben dagegen die Form „auf eignem Zaum" in der Bedeutung „auf eigenem Roß" vorziehen zu sollen. Die letzte Erklärung ist von Sprenger mit Recht als unwahrscheinlich abgewiesen worden. Ja, ganz abgesehen davon, daß jene Lesung einen offenbaren Sprachfehler involviert („auf eignem Sold"), gestattet doch auch der ganze Zusammenhang bei Körner eine solche Erklärung

1) Spielt das Ei hier die Rolle der geheimnisvollen Hülle, der neues Leben entquillt?

Digitized by Google

gar nicht; denn daß die edlen englischen Ritter, die dem Kaiser „große Züge" gegen die Türken zugeführt haben, auf eignem Roß saßen, braucht doch wohl nicht erst gesagt zu werden.

Aber auch Sprengers eigene Erklärung scheint mir in diesen Zusammenhang nicht zu passen. „Auf eigne Kosten und eignen Sold" wäre doch eine etwas eigentümliche Ausdrucksweise; man sieht nicht ein, weshalb aus den gesamten Kosten des Heereszuges der Sold noch eigens wieder hervorgehoben werden sollte. Sprenger führt freilich eine Stelle aus einer Nürnberger Chronik zur Stütze seiner Erklärung an, aber ich glaube trotz Lexer, daß auch dort „auf sein selbs Zaum ausziehen" nicht notwendig heißen muß „auf eigene Kosten ausziehen."

Das Wort „Zaum" (nd. tôm, an. taumr) hängt sicher zusammen mit der Wurzel tug = „ziehen" und bedeutet „Zugriemen", „Zügel". (Vgl. Uhland, Schwäb. Kunde: „Des Rößlein war so krank und schwach, Er zog es nur am Zaume nach.) „Auf eignen Zaum ausziehen" heißt demnach beim Anzug den Zügel selbst in die Hand nehmen, so daß das Pferd nicht von einem anderen gelenkt wird; das Pferd selbst leiten, die eigene Verantwortung dafür tragen. „Auf eignen Zaum" würde also etwa dasselbe sein wie: „nach eigenem Kopf", „auf eigene Rechnung und Gefahr", „auf eigene Hand". Nimmt man diese Bedeutung an, so besagt die Zrinystelle, daß die englischen Ritter auf eigene Hand und auf eigenen Sold ihre Scharen dem Kreuzheere zuführten. Auch die Stelle aus der Nürnberger Chronik könnte am Ende heißen „auf eigene Gefahr", „auf eigene Hand" ausziehen; wenn man jedoch an Lexers Erklärung „auf eigene Kosten" festhält, so möchte ich behaupten, daß diese Bedeutung unserer Redensart eine abgeleitete ist.

Zur Stütze meiner Annahme verweise ich auf eine Stelle aus Fischarts „Geschichtklitterung" (Braunes Neudrucke Nr. 68—71, S. 435). Nachdem Gargantua dem Mönch Jan Onkapaunt zur Belohnung für seine Heldenthaten verschiedene Abteien und Klöster angeboten hat, erwidert dieser ihm: er möcht kein Mönchsampt haben, daz weder zum Himmel noch zur Erd gehört; dann sprach er: wie solt ich andere gubernieren, da ich mich selbs nicht kann regieren ... Wann ich euch angeneme dienst hab geleistet, oder noch verhoffentlich leisten möchte, so lasst mich ein Abtei auff meine sondere weiss unnd eygenen Zaum Willigs Muts stifften."

Daß hier die Redensart „auf meinen eigenen Zaum" nicht „auf eigene Kosten" bedeuten kann, ist klar; denn der Mönch hat ja gar keine Mittel, mit denen er die Stiftung einer Abtei bestreiten kann. Es liegt auf der Hand, daß unser Ausdruck hier eine verstärkende Parallelform ist zu „auf meine sondere Weis'", also die Bedeutung haben muß „nach

Digitized by Google

meinem eigenen Kopf", „auf meine eigene Hand", d. h. unabhängig von dem Beispiel und Vorgang anderer. Die bei Fischart im folgenden beschriebene Einrichtung der Abtei Jan Onkapaunts bestätigt diese Annahme durchaus.

Ob nun mit Rücksicht auf diese Fischartstelle die Vermutung Sprengers, daß der in Frage stehende Ausdruck ein Austriacismus ist, sich halten läßt, bleibe dahingestellt. — Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Grotesche Körnerausgabe (Berlin 1871) richtig schreibt: „auf eignen Zaum."

Flensburg. **Alfred Puls.**

Der deutsche Unterricht. Eine Methodik für höhere Lehranstalten, von Rudolf Lehmann. Berlin, Weidmann 1890. XIII, 344 S. 8 Mark.

Man braucht es nicht auf den etwas sonderbaren antipreußischen Anflug zu schieben, den die letzte Philologenversammlung in München zeigte, wenn ein Wortführer in der Schlußsitzung darauf hinwies, daß es mit eine Aufgabe der Philologenversammlung sei, die von allerhöchster Stelle ausgehenden Anschauungen über die Reform des Gymnasial-Unterrichts auf ihr Nichts zurückzuführen. Diese Anschauung, daß der Kaiser wirklich die Grundlage der Gymnasialbildung, die klassischen Sprachen und ihre Litteratur, umstürzen wolle, wird ja thatsächlich von sehr vielen geteilt, und der Kampf, der von dieser allerdings nicht ganz willkürlichen Auffassung aus gegen die vermeintlich drohende Gefahr unternommen wird, ist von diesem Standpunkte aus durchaus berechtigt. Dennoch glaube ich, daß man sich in dieser Beurteilung der Sachlage irrt. Ein wesentlicher, auf diese Frage bezüglicher Satz des Kaisers lautete bekanntlich: „Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer". Wer kann hieraus schließen wollen, daß der Betrieb der klassischen Sprachen auf ein Minimum herabgesetzt und an deren Stelle deutsche Unterrichtsstunden treten sollten? Liegt nicht die Erklärung viel näher, daß der Kaiser sich hier nur gegen die allgemein anerkannten Mißbräuche im Betrieb der klassischen Sprachen wendet, durch welche Grammatik und Stilistik das Ziel des Unterrichts werden, zu welchem Cäsar, Cicero, Demosthenes, Homer das Material liefern müssen? Offenbar hat der Kaiser hier nichts anderes gewünscht, als daß „das Deutsche", nämlich die nationale Bildung, der eigentliche Mittelpunkt des gesamten Unterrichts werden müsse, und darin wird er wohl auf keinen ernstlichen Widerstand stoßen. Daß aber diesem Ziele der gründlichste Betrieb der klassischen Sprachen ebenso wie der

Digitized by Google

Geschichts- und Religionsunterricht dienen, das braucht in dieser Zeitschrift Fachgenossen gegenüber nicht erörtert zu werden. Nichtsdestoweniger wird durch die kaiserlichen Worte dem deutschen Unterrichte eine viel höhere Bedeutung gegeben, als er bis jetzt gehabt hat. In ihm müssen offenbar von allen Einzelgebieten aus die Strahlen zusammenschießen, welche die nationale Bildung begründen; er muß das zum unmittelbaren, klaren Bewußtsein bringen, was in andern Fächern mittelbar gewonnen wird, und das Beste, die verständnisvolle Beschäftigung mit rein deutschem Wesen und seinen geistigen Erzeugnissen nach Form und Inhalt, noch selbst dazu thun. Laas hat das unbestrittene Verdienst, zuerst auf Wesen und Bedeutung des deutschen Unterrichts hingewiesen zu haben, aber er hat die Ziele zu abstrakt gefaßt und das Ganze zu sehr unter den Gesichtspunkt der dialektisch-logischen Ausbildung gestellt; der Gesichtspunkt der nationalen Bildung tritt nicht hervor. Jetzt ist die Frage von neuem in Fluß gekommen, und ihre Beantwortung hat den Gesichtspunkt der vaterländischen Bildung an die Spitze zu stellen, wenn sie der Zeitströmung folgen will. Mit Erwartungen nach dieser Seite hin werden viele das oben bezeichnete Buch Rudolf Lehmanns in die Hand nehmen, für dessen Erscheinen die Zeit nicht günstiger hätte sein können. Vielleicht hätte der Verfasser den bezeichneten Gesichtspunkt noch deutlicher und nachdrücklicher hervortreten lassen, wenn er sein Buch nach der Berliner Schulkonferenz ausgearbeitet hätte, und mancher, der unter dem Zeichen jener Verhandlungen steht, vermißt vielleicht etwas in dieser Beziehung, aber anderseits ist es auch wieder gut, daß das Buch vorher erschienen ist, denn der Verfasser hat um so unbefangener sein nach allen Seiten hin geistvoll durchdachtes und glänzend ausgeführtes System, in welchem man den Pulsschlag warmen nationalen Lebens und Strebens deutlich fühlt, zur Darstellung bringen können.

Um von vornherein Lehmanns Verhältnis zu Laas zu kennzeichnen, so ist es klar, daß sein Werk in dessen Grundgedanken seine Wurzeln hat, aber er zieht dem Gymnasialunterrichte schärfere Grenzen und baut innerhalb derselben ein scharf und geistvoll durchdachtes System auf, welches durchaus den Anspruch auf eine eigene, schöpferische Bedeutung erheben kann und zur Klärung der Forderungen, welche an den deutschen Unterricht zu stellen sind, wesentlich beiträgt.

Lehmann ordnet in einem ersten allgemeinen Teile den gesamten Stoff unter die drei großen Abteilungen Lektüre, Aufsatz und Grammatik; im zweiten besonderen Teile geht er Pensum und Methode für die einzelnen Klassen durch.

Über Ziel und Wesen der Lektüre handelt er im ersten Teile S. 1—48. Diese Ausführungen sind nicht durchaus neu, man findet

Digitized by Google

die Grundanschauung auch bei Laas und Hiecke, aber sie haben das große Verdienst, dasjenige, was bisher nur gelegentlich zu einer richtigeren Erfassung der erreichbaren Ziele des Gymnasialunterrichts auf diesem Gebiete beigetragen war, prinzipiell gefaßt und auf einen klaren Ausdruck gebracht zu haben. Es giebt drei Stufen des Verständnisses unserer klassischen Dichtungen, welche Lehmann das anschauliche, das historische und das ästhetisch-kritische Verständnis nennt. Die erste will nur das Werk des Dichters unmittelbar nachempfinden lassen, hat, möchte ich lieber sagen, nur das stoffliche Interesse zu befriedigen, ohne sich weiter auf Entstehung der Dichtung, Absichten und Darstellungsmittel des Dichters einzulassen. Die zweite hat das historische Verständnis in allen seinen Beziehungen zu öffnen, hat also den allgemeinen litterarhistorischen Zusammenhang sowie die Stelle, welche die Dichtung im Entwickelungsgange des Dichters einnimmt, die Darstellungsmittel, die Umgestaltung des historischen Stoffes aufzudecken, kurz, sie hat die bloß unmittelbar empfundene Wirkung zu einer verstandesmäßig begriffenen zu erheben. Von hier eröffnen sich unmittelbar weitere Blicke. Von dem Verständnisse des einzelnen aus gelangt der Schüler zu einem Einblick in geschichtliche Entwickelungen biographischer, litterar- und kulturhistorischer oder ästhetischer Art. Die dritte Stufe der Auffassung ist das kritische Verständnis, die Fähigkeit, die Dichtung nach ihrem Kunstwert beurteilen zu können. Dazu gehört eine umfassende ästhetisch-philosophische Bildung. Der Leser beherrscht alles in Betracht kommende Material so, daß er nunmehr als Kunstrichter auftreten kann.

Während nun Laas alle drei Stufen in den Bereich des deutschen Unterrichtes zog, beschränkt sich Lehmann auf die ersten beiden Stufen, welche jedoch für die Gewinnung des dritten Standpunktes, — der erst mit fortschreitender geistiger Reife auf der Universität oder sonst im Leben gewonnen werden kann — in ausreichender Weise vorbereiten. In dieser klaren Unterscheidung zwischen der zweiten und dritten Stufe und der prinzipiellen Ausscheidung der dritten als Lehrziel liegt der Fortschritt, den Lehmann den bisherigen, im wesentlichen auf Hiecke und Laas zurückgehenden Lehrplänen gegenüber gemacht hat. Neben ihm ist nur noch das große Erläuterungswerk „Aus deutschen Lesebüchern“ von O. Frick und Polack zu nennen, welches diesen Grundsatz praktisch befolgt. Mitunter freilich hält der Verfasser an seinem Grundsatze zu theoretisch fest, z. B. wenn er auch Aufgaben wie die Prüfung einzelner Dramen oder Charaktere an der Hamburgischen Dramaturgie ausschließen will. Lesen wir die wichtigsten Abschnitte aus der Dramaturgie, so müssen wir sie auch an den Dramen erläutern lassen und das ist mit einer gewissen Kritik notwendig verbunden.

Digitized by Google

Überhaupt sieht Lehmann in seinen hier eingefügten Auseinandersetzungen mit Hiecke und Laas, die glänzend durchgeführt sind, eine zu scharfe Grenze zwischen seiner zweiten und dritten Stufe und bekämpft manche Forderungen Laas', welche schwerlich von dem Betrieb der Lektüre in Prima ausgeschlossen werden können. Soll z. B. ein Primaner nicht wirklich auch ein Urteil darüber gewinnen können, daß Maria Stuart ein vollkommeneres, sittlich und ästhetisch befriedigenderes Drama ist als die Räuber? Und soll er nicht den Gegensatz von naturalistischer und idealer Darstellungsweise verstehen lernen und daran zugleich sein Urteil bilden? Das sind schließlich rein theoretische Unterscheidungen, die Praxis gestaltet sich von selbst und wird diese strenge Sonderung nicht gelten lassen können. Darin aber hat Lehmann offenbar Recht, daß er die Bildung des ästhetischen Urteils als letztes Ziel des deutschen Unterrichts gegen Laas verwirft, und verdienstvoll ist unzweifelhaft die klare Darlegung der Ziele und Methode der ersten Stufe, des anschaulichen Unterrichts, welche Laas kaum berücksichtigt hat. Auch eine allgemeine Übersicht über die Stoffverteilung nach den bezeichneten Stufen schließt Lehmann hier an; ich komme darauf unten bei Besprechung des zweiten Teiles zurück.

Nicht minder klärend verbreitet sich Lehmann über Wesen und Zweck des deutschen Aufsatzes. Wie es sich bei der Lektüre im Interesse der Beschränkung auf das wirklich Erreichbare, um die Zulässigkeit oder Ausschließung der kritischen Befähigung als Zielleistung handelte, so kommt hier die Zulässigkeit der sogenannten allgemeinen oder moralischen Themata in Frage. Lehmann ist wiederum nicht der erste, welcher Themata, die außerhalb des Erfahrungskreises des Schülers liegen, von vornherein und prinzipiell ausschließt, aber er giebt der Beschränkung auf den „Erfahrungskreis" einen ganz bestimmten Inhalt. Nicht Lebenserfahrung soll damit gemeint sein, denn diese besitzt der Schüler überhaupt nicht oder doch nur verworren, sondern die Erfahrung, die er aus der Geschichte und der Dichtung, aus seiner Lektüre und dem Unterricht überhaupt gewonnen hat. Es kann sich also bei dieser Art von Thematen nur um solche handeln, welche ihren Stoff aus der Geschichte oder Lektüre schöpfen lassen, mithin um Entwickelung von Begriffen und Sätzen oder um Charakteristiken aus diesen Gebieten, endlich — und das ist die höchste Stufe — um Beurteilungen dieses oder jenes allgemeinen Satzes an der Hand der Geschichte und Dichtung. Bei dem überall hervortretenden gesunden Urteil des Verfassers ist es selbstverständlich, daß er den eigentlichen Zweck des deutschen Aufsatzes auf dem formalen Gebiete sucht, daß er ihn also als eine Übung betrachtet, durch welche die Schüler schreiben lernen, wie sie durch die Lektüre lesen lernen.

Digitized by Google

Nicht zur Erwerbung neuer Kenntnisse und Anschauungen ist der Aufsatz da, sondern zur Darstellung bereits erworbener in klarem Ausdruck und durchsichtigem Gedankengange.

Von einem so aller schulmeisterlichen Pedanterie abholden Buche wird man nun vielleicht ein gründliches Strafgericht über die „Grammatik-Paukerei" erwarten. Haben doch auch Männer wie J. Grimm und Wackernagel den Unterricht in deutscher Grammatik absolut verworfen! Allein die Sache liegt doch nicht so einfach. Die Schule hat ihre Zöglinge zum sicheren Gebrauche des Schriftdeutsch zu führen und dieses in seiner Eigentümlichkeit den Mundarten gegenüber erkennen zu lassen. Dies wird aber nicht durch den Gebrauch allein erreicht, obwohl dieser in erster Linie im Laufe der Jahre das hochdeutsche Sprachgefühl begründet; es bleiben eine Reihe von Schwierigkeiten und Unsicherheiten, welche nur durch theoretische Unterweisung beseitigt werden können. Und diese darf nicht gelegentlich bei diesem oder jenem Fehler gegeben werden, sondern sie muß in einem gewissen System allmählich das Ganze erfassen lassen. Daraus folgt, daß es hier auf eine geschickte Auswahl des grammatischen Stoffes ankommt, die nach der Stellung der einzelnen Gegenden zur Schriftsprache verschieden sein wird. Der Betrieb der fremden Sprachen kommt der deutschen Grammatik wesentlich zu Hilfe; die syntaktischen Verhältnisse ergeben sich ohne weiteres aus diesen, und so erhellt als erstes Prinzip jener Auswahl die Beschränkung auf die Formenlehre, denn nur diese ist dem Deutschen gegenüber den fremden Sprachen eigentümlich, und hier liegen auch die Schwierigkeiten gegenüber den Mundarten. Die Methode dieses Unterrichtszweiges liegt in der Natur der Sache. Da der Schüler die Sprache, um die es sich handelt, spricht, so muß er in zielbewußter Leitung des Lehrers die Gesetze finden, d. h. die heuristische Methode ist hier die einzig sachgemäße. Als weitere besondere Punkte der deutschen Grammatik hebt Lehmann mit Recht nur noch die Wortbildungslehre und die indirekte Rede, besonders den Gebrauch des Konjunktivs, hervor, der thatsächlich nur von wenigen Gebildeten mit Sicherheit angewendet wird. Das hier Dargelegte enthält zugleich eine Kritik mancher neueren Reformvorschläge, besonders der von Franz Kern, welcher auch die deutsche Grammatik zur logischen Schulung des Schülers verwendet wissen will. Wir können dem Verfasser, der diesen Betrieb ausschließlich den fremden Sprachen zuweist und dadurch die deutsche Grammatik indirekt fördern will, nur zustimmen.

Aber mit der Erzielung grammatischer Sicherheit im Gebrauch der neuhochdeutschen Schriftsprache hat das Gymnasium und überhaupt die höhere Schule ihre Aufgabe noch nicht erfüllt; dies ist nur das Ziel

Digitized by Google

der unteren und mittleren Klassen, sowie der höheren Bürgerschulen; Gymnasium und Realgymnasium müssen vielmehr auch ein historisches Verständnis der deutschen Sprache in ihren oberen Klassen anstreben, und hier kommt die wichtige Frage zur Entscheidung, ob mittelhochdeutsch auf den höheren Schulen getrieben werden solle oder nicht.

Diese Frage wird gutem Vernehmen nach demnächst durch die Thatsache erledigt sein. Die Wiedereinführung mittelhochdeutscher Lektüre in Preußen ist, wie man hört, beschlossene Sache; Österreich und Süddeutschland sind ihnen bereits vorausgegangen, und so werden diejenigen Staaten, die in dieser Beziehung noch zurück sind, auch bald folgen. Hier sei daher nur noch bemerkt, daß Lehmann durchaus für diesen Betrieb eintritt und nur mit Bedauern wegen des Mangels an Zeit die Notwendigkeit des gegenwärtigen Zustandes anerkennt. Mit der mhd. Lektüre fordert er daher auch erhöhte Stundenzahl. Wird nun mhd. Lektüre wieder eingeführt, so wird dadurch ein immer dringender gewordener Wunsch aller Freunde nationaler Bildung, ganz besonders auch dieser Zeitschrift, erfüllt. Es gilt nun, dieses Feld auch vernünftig zu bearbeiten. Es kann selbstverständlich nicht davon die Rede sein, daß Mittelhochdeutsch getrieben werde um der Sprachgeschichte willen. Das angestrebte historische Verständnis der Muttersprache muß vielmehr aus der Beschäftigung mit den Originalen, aus dem Nibelungenliede und weiterhin aus Schriften von Luther und Hans Sachs erwachsen als ein Gewinn, welcher sich nebenbei ergiebt, während die Lektüre solcher unvergänglichen Werke deutschen Geistes im Original zunächst Selbstzweck ist, welcher, ganz abgesehen von allem anderem, von der allgemeinen Aufgabe des Gymnasiums, historische Bildung zu erzielen, unbedingt gefordert wird. Mittelhochdeutsch zu lesen, nur um der Sprachgeschichte willen, wäre ebenso verkehrt, als es gar nicht zu lesen. Wie man es anfangen und ebenso nutzbringend wie anregend gestalten kann ohne großen Zeitaufwand, das hat R. Hildebrand trefflich ausgeführt.[1])

Aus dem Erörterten werden nunmehr diejenigen Sätze, in welchen Lehmann die Ergebnisse dieses ersten allgemeinen Teiles zusammenfaßt, verständlich sein. Wir setzen das Wesentlichste davon hierher, weil in ihnen die Bedeutung des Buches am besten hervortritt. Es hat sich ein Parallelismus der Aufgaben und Ziele auf den verschiedenen Gebieten des deutschen Unterrichts herausgestellt, welchen der Verfasser zunächst in Bezug auf Lektüre einerseits und Grammatik andererseits folgendermaßen

1) An dieser Stelle sei der Hinweis gestattet, daß eine mhd. Ausgabe des Nibelungenliedes für die Schule in unseren „Denkmälern der älteren deutschen Litteratur“ (Halle, Waisenhaus) vorbereitet wird. (Vergl. Ztschr. 3, 574 und 5, 216.)

Digitized by Google

darstellt: „Beide Male kommt es zunächst auf ein unmittelbares, lebendiges Erfassen des Stoffes an: die Anschauung bildet für die Lektüre, der Gebrauch für die Grammatik Grundlage und nächstes Ziel des Unterrichts. Beide Male erhebt sich über dieser Grundlage das historische Verständnis; nicht in vollem Umfang, aber doch in den wesentlichsten Zügen dem Schüler zugänglich, bezeichnet es den Höhepunkt, bis zu welchem der deutsche Unterricht ihn fördern kann. Die philosophische Betrachtungsweise dagegen, welche als dritte und höchste Art der Auffassung aus der historischen hervorwächst und von der Lektüre zur Ästhetik, von der Grammatik zur Sprachphilosophie führt, gehört nicht mehr in deu Bereich des Gymnasiums; höchstens den Ausblick auf sie vermag eine propädeutische Unterweisung zu geben." Ähnlich verhält es sich mit der Stilistik: „Wie in der Lektüre anschauliches, historisches und kritisches Verständnis, so stehen sich hier darstellende, entwickelnde und beurteilende Aufsätze gegenüber. Die letzte Art geht über das Ziel des Gymnasialunterrichts hinaus, die zweite ist das eigentliche Feld des Obergymnasiums, die erste das des Untergymnasiums und der höheren Bürgerschule. Unter besonders günstigen Verhältnissen beschäftigten sich letztere auch einmal mit der zweiten Klasse, und ersteres mit der ersten." „So entrollt sich uns von dem beschränkten Standpunkte eines einzelnen Lehrfaches aus ein allgemeiner Ausblick in das Wesen der verschiedenen Lehranstalten. Mit den drei Begriffen praktisch, historisch, kritisch möchte in der That die Eigenart der dreifachen Bildung, welche Bürgerschule, Gymnasium und Universität ihren Zöglingen vermitteln, gekennzeichnet sein." Geht schon aus diesen Sätzen der maßvolle, klare und gesunde Standpunkt des Verfassers genugsam hervor, so spricht er ihn nochmals ganz besonders darin aus, daß er im Gegensatz zu Laas u. a. dem Gymnasium lediglich die Ausbildung der receptiven, nicht der produktiven Thätigkeiten zuweist und seine erste und nächste Aufgabe darin sieht, Durchschnittsnaturen zu tüchtigen Menschen zu erziehen und in ihnen die Empfänglichkeit für das Schöne und Gute zu wecken. Auch Talente verkümmern dabei nicht.

Die größere zweite Hälfte des Lehmannschen Buches ist dem Betrieb des deutschen Unterrichts in den einzelnen Klassen gewidmet, nachdem im ersten Teile schon eine Übersicht über die Stoffverteilung gegeben war.

Was zunächst die Lektüre betrifft, so schafft sich Verfasser, indem er die oben bezeichneten Stufen der Erkenntnis scharf zur Geltung bringt, die Möglichkeit, den unteren und mittleren Klassen schon vieles zuzuweisen, was man gewöhnlich als zu schwer für dieselben noch zurückzuhalten gewohnt ist. So will er die für die Schule in Betracht kommenden Dichtungen der Freiheitsdichter, sowie die Balladen Uhlands

Digitized by Google

und Schillers schon bis zur Untertertia zu dem anschaulichen Verständnis gebracht wissen, in Obertertia die einfacheren lyrisch-didaktischen Gedichte Schillers, sowie die deutschen Volksepen behandeln und in Unter-Sekunda den Wallenstein, Hermann und Dorothea u. a. lesen lassen. Dadurch will er für viele, z. B. für die drei letztgenannten, den doppelten Vorteil erzielen, einmal, daß für die spätere Behandlung derselben auf der Oberstufe bereits die stoffliche Grnndlage vorhanden ist und dadurch Zeit erspart wird, und dann, daß die von Untertertia abgehenden Schüler dadurch einen größeren Kreis unserer klassischen Dichtungen kennen gelernt haben. Es wäre müßig, an derartigen Stoffverteilungen eine Kritik üben zu wollen, denn hier spricht subjektive Auffassung und Erfahrung zu sehr mit, und vielleicht lassen sich hier nicht zwei unter einen Hut bringen. Es genüge, zu bemerken, daß der Verfasser alle seine Aufstellungen wohl erwogen und auf eigne Erfahrung gestützt hat, und daß jeder, auch wenn er anderer Meinung ist, hier eine Fülle von anregenden Gedanken findet. Nur einige Bemerkungen allgemeiner Art seien hier gestattet.

Verfasser findet, daß man häufig über Mangel an Stoff für die Tertien klage und will deshalb hierher die erste Lektüre des Nibelungen- und Gudrunliedes legen. Ein solcher Stoffmangel ist gewiß nicht vorhanden, wenn die Balladen und Romanzen Uhlands, Schillers und Goethes, wie es wohl meist der Fall ist, in den beiden Tertien behandelt werden. Warum hier nur eine Auswahl derselben den Schülern vermittelt werden solle, warum z. B. nur zwei von den Eberhard-Romanzen aufgenommen sind, warum der Gang nach dem Eisenhammer als „veraltet“ und der Graf von Habsburg wegen seiner „katholisierenden Auffassung des Sakraments“ auszuschließen sei, ist nicht wohl einzusehen. Die beiden letzteren scheinen mir immer noch mehr unmittelbar bildenden Wert und poetischen Reiz für den Schüler zu haben, als Goethes Schatzgräber, aus dem ich für den Unterricht nie etwas Rechtes habe machen können. Neben diesen giebt es noch viele von Chamisso (Die Sonne bringt es an den Tag), Ebert (Frau Hitt), Vogl (Heinrich der Vogelsteller), dann Geibel (An Deutschland), Gerok (Die Rosse von Gravelotte), Freiligrath (Die Trompete von Gravelotte) u. s. w. u. s. w., daß man um Stoff für die drei Klassen Quarta, Unter- und Obertertia wahrlich nicht verlegen sein kann. Ja, die Zeit dürfte sehr knapp werden, wenn man hier etwa noch den 70. Geburtstag und einige Stücke aus der Luise von Voß vornimmt, was gerade hier in Obertertia in propädeutischer Beziehung auf Homer am Platze sein dürfte, ganz abgesehen davon, daß sich später keine rechte Gelegenheit mehr dazu bietet. Trotzdem halte ich den Gedanken Lehmanns, den Tertianern unsere Volksepen in den

Digitized by Google

Tertien zum ersten anschaulichen Verständnis zu bieten, für sehr glücklich, nur dürfte dies meines Erachtens nicht in einer metrischen Übersetzung geschehen, sondern in einer prosaischen, nach den von Rudolph in seinem Programm über die beste Form einer Nibelungenübertragung (Berlin, Gärtner 1890) entwickelten Grundsätzen, ein Gedanke, dem übrigens auch Lehmann beizustimmen geneigt ist. Eine solche Bearbeitung würde dann zugleich als Hilfsmittel dienen können für die in Obersekunda eintretende Lektüre des mittelhochdeutschen Originals, und nur unter Voraussetzung dieser späteren Lektüre des Originals ist diese Behandlung in Obertertia zu empfehlen. Da die Wiedereinführung der mhd. Lektüre als sicher angenommen werden kann, so gewinnt Lehmanns Vorschlag eine unmittelbare praktische Bedeutung.

Diese Lektüre würde dann also zur Prosalektüre gehören, auf welche Lehmann für diese mittleren Klassen mit Recht großen Wert legt, und deren gebührende Berücksichtigung einen Mangel an Stoff vollends ausschließt. Leider geht Lehmann, von beiläufigen Fingerzeigen abgesehen, auf die geradezu brennende Lesebuchfrage nicht ein, obwohl er den prosaischen Lesestücken den wichtigsten Anteil an der Bildung des Stils und der Ausdrucksfähigkeit zuschreibt und dementsprechend auch eine wertvolle Anleitung giebt für die richtige Ausnutzung derselben. Daß die vorhandenen Lesebücher gerade hinsichtlich der Prosalektüre mangelhaft sind, braucht kaum erörtert zu werden, und daß die nach dem „neuen Kurs“ im Werden begriffenen Böses erwarten lassen, das bezeugt das neue Seminar-Lesebuch und das eben erschienene „Lehr- und Lesebuch der deutschen Geschichte von Kaiser Wilhelm II. bis zu Karl dem Großen“ für Sexta. Inhaltliche und zwar unter den allgemeinen Gesichtspunkten der Gymnasial- oder Realschulbildung und den besonderen des Klassenzieles stehende Konzentration des Stoffes und daneben Vorbildlichkeit für die auf der jedesmaligen Stufe eintretenden Stil- und Aufsatzübungen müssen die Gesichtspunkte sein, unter denen die Prosalektüre auszuwählen ist. Und dazu brauchen wir nicht für jede Klasse einen besonderen Band, der doch erfahrungsmäßig nicht ausgenützt wird, sondern Sexta und Quinta, Quarta und Untertertia, Obertertia und Unter-Sekunda brauchen nur je einen, also im ganzen sind nur drei Lesebücher nötig. Im ersten werden die deutschen, griechischen und römischen Märchen, Götter- und Heldensagen, im zweiten die geschichtlichen Stoffe und Beschreibungen, im dritten, außer dem Nibelungen- und Gudrunliede in Prosa, geeignete große in sich geschlossene Abschnitte aus Schillers geschichtlichen Aufsätzen, sowie aus Dichtung und Wahrheit den wesentlichen Inhalt bilden.

In gewisse Schwierigkeiten würde ich mit Lehmanns Plan für Unter-Sekunda geraten. Wenn er hier z. B. verlangt, daß vor allem

Digitized by Google

anderen Wallenstein gelesen werden müsse, daß hier schon die Entwickelung der Handlung dieses großen Werkes verstanden und die Charaktere begriffen werden sollen, wie er dies am Egmont veranschaulicht, so ist das nach meiner Erfahrung gerade die Hauptaufgabe für Prima, und wenn selbstverständlich auch nach Lehmann Wallenstein in Prima noch einmal behandelt wird, so dürften sich hier soviel Lücken des Verständnisses herausstellen, daß man doch noch einmal von vorn anfangen müßte. Die Zeit in Unter-Sekunda dürfte doch wohl zweckmäßiger auf den bewährten Kanon Jungfrau, Tell, Götz und allenfalls Egmont verwendet werden. Die Ziele, welche Verfasser am Egmont veranschaulicht, sind vielleicht das Höchste, was mit einer sehr guten Generation auf dieser Stufe erreicht werden kann; hier hat allein die pädagogische Weisheit des Lehrers zu entscheiden, wie weit er gehen kann. Dasselbe gilt für Hermann und Dorothea, das ich am liebsten ganz der Oberstufe vorbehalten möchte. Unter-Sekunda ist eben eine Übergangsstufe, auf welcher die Grenze zwischen der anschaulichen und historisch-pragmatischen Behandlung nicht scharf gezogen werden kann, ebensowenig wie die zwischen der historisch-pragmatischen und ästhetisch-kritischen in Oberprima. Nachdrücklich zu betonen ist aber mit Lehmann, daß auf dieser Stufe die Dichtungen unbedingt ganz in der Klasse gelesen werden müssen, während man in Prima aus Mangel an Zeit zu Hause lesen und darüber in der Klasse berichten lassen muß.

Besonderes Interesse nimmt Lehmanns Plan für die Oberstufe in Anspruch. Die Ober-Sekunda wird grundlegend für das historische Verständnis, und daher beginnt sie recht passend mit der altdeutschen Litteratur und beschäftigt sich ausschließlich mit derselben. Diese Beschäftigung gipfelt in dem Verständnis der mhd. Blüteperiode und in dem Verständnis der Bedeutung des Reformationszeitalters für deutsche Sprache und Litteratur. Für das erstere ist nach Lehmanns Plan stofflich schon in Obertertia vorgearbeitet, so daß ihm die Bewältigung der wichtigsten Gedichte Walthers neben der erneuten Behandlung der Volksepen, verbunden mit einer Übersicht über die Litteraturgeschichte des Mittelalters in einem Halbjahr erreichbar scheint. Für das zweite Halbjahr setzt er eine Einführung in die Geschichte der deutschen Sprache und die Lektüre von Werken, Luthers und Hans Sachs' an. Von Hans Sachs leitet man ungezwungen den Blick auf Shakespeare und Goethe, d. h. auf die Schätze, welche in der Prima zu heben sind.

Man kann natürlich auch hier sehr verschiedener Meinung sein. Die Behandlung des 16. Jahrhunderts mit Luther ist auf dieser Stufe nicht unbedenklich, da die Reformationsgeschichte erst in Prima behandelt wird, ähnlich steht es mit Walther in seiner Beziehung zur deutschen Geschichte, und endlich — ist Nibelungen, Gudrun, Walther nicht etwas sehr

Digitized by Google

dürftig? Wo bleibt der Parzival, wo das ältere Volksepos, Hildebrand- und Waltherlied, wo der Heliand und einiges andere von nationaler Bedeutung aus der ältesten Zeit? Aber man mag es drehen und wenden, wie man will, ganz glatt wird die Rechnung für diese Klasse niemals aufgehen. Beachtung verdient jedenfalls daneben die in Ztschr. 3,231 flg. dargelegte Einrichtung an vielen Berliner Anstalten, obwohl ich für Parzival und Walther erst die Prima als den geeigneten Platz ansehen kann.

Shakespeare erscheint nunmehr als Mittel- und Bindeglied zwischen der deutschen Dichtung des Reformationszeitalters und der klassischen Epoche des 18. Jahrhunderts. „Er zeigt die Verbindung dessen, worauf die Gestalt des Nürnberger Dichters hinzuweisen schien und was der deutschen Litteratur durch die Ungunst der Verhältnisse versagt geblieben war: die künstlerische Verschmelzung von Renaissancebildung und volkstümlichem Gehalt" und „weil es das Germanentum ist, das in Shakespeares Werken seine Vermählung mit der Renaissance feierte, darum konnte er den großen Neuschöpfern deutscher Dichtung Vorbild und Wegweiser werden." Damit giebt Lehmann der Shakespeare-Lektüre eine feste und wohlbegründete Stelle im ganzen Organismus; doch beschränkt er dieselbe maßvoll auf Macbeth und Caesar. Mit ihr beginnt der Prima-Kursus und ihr schließt sich unmittelbar — noch in demselben Halbjahr — an die Übersicht über die Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts und die Lektüre Klopstocks. Um diese Aufgabe zu bewältigen, kann natürlich alles nur auf das Knappste behandelt werden; für das Volkslied und vor allem für das Kirchenlied, die wichtigste Erscheinung des 17. Jahrhunderts, bleibt überhaupt kein Platz und für Klopstock sehr wenig Lehmann meint zwar, der letztere könne den Schülern niemals ein Lebender werden, habe also für sie nur historische Bedeutung, aber der charakteristische jugendliche Schwung, die stimmungsvolle Begeisterung, dieser potenzierte Idealismus hat etwas Reizvolles für die Jugend, und er verdient wohl mehr Berücksichtigung als durch den ersten oder zweiten Gesang des Messias und durch ein Dutzend Oden." Könnten wir auch für das 17. Jahrhundert das Häppchensystem der „Proben" allenfalls noch in Geltung lassen, so muß dies für Klopstock doch aufhören. Schließlich wird man auch nicht umhin können, die Göttinger Dichter hier in den Kreis der litteraturgeschichtlichen Betrachtung zu ziehen, die bereits bekannten Werke wieder lebendig zu machen und einiges neue hinzuzufügen.

Die übrigen drei Semester giebt auch Lehmann, wie es jetzt wohl allgemein üblich ist, Lessing, Herder, Goethe und Schiller. In seinen Erörterungen über Lessing tritt die oben angedeutete Schwierigkeit hervor, ästhetisch-kritische Betrachtungen prinzipiell und ganz aus dem Ge-

Digitized by Google

sichtskreise der Schüler auszuschließen; die Hamburgische Dramaturgie und der Laokoon machen dies unmöglich, und Lehmann selbst gelangt S. 267 in diesem Punkte zu keiner ganz klaren Scheidung. Sehr klar und vortrefflich aber spricht er sich S. 270, 284, 298 u. ä. über das Verständnis des durch die großen Dichter begründeten und für unser Jahrhundert maßgebenden antik-modernen Bildungsgehaltes als das Ziel unserer Beschäftigung mit der klassischen Dichtung aus. Für die wichtigsten Dichtungen giebt er eine durch Klarheit und maßvolle Beschränkung ausgezeichnete Methode, der gegenüber es auf sachliche Abweichungen der Auffassung nicht ankommt. Nicht jeder wird auch den historischen Gesichtspunkt der Behandlung so stark betonen wie Lehmann, aber jeder wird in seinen Darlegungen reiche Anregung und Belehrung finden.

Nur wenige Worte noch über die im deutschen Unterricht zu erzielende formale Bildung. Lehmann legt mit Recht auf sie großes Gewicht. Die Erziehung zur Abstraktion, welche damit verbunden ist, müssen wir nun einmal in den Kauf nehmen. Schon in der Sexta sollen die Knaben anfangen, Gedanken schriftlich auszudrücken, hier natürlich nur kleine Sätze aus Geschichten. Der Fortschritt vom Einfacheren zum Schwierigeren ist vortrefflich gezeichnet. Besonders wichtig sind die stilistischen Übungen in den Tertien, zu welchen Übersetzungen aus den fremden Sprachen, zusammenfassende Inhaltsangaben gelesener Stücke, Wiedergabe von Reden und Gesprächen in der indirekten Rede unter planmäßiger Ausnutzung der deutschen Prosalektüre (s. oben) gehören. Für beide Tertien, sowie auch für Sekunda und Prima stellt der Verfasser Entwürfe einer Stufenfolge von Aufsatzthematen auf, welche, wie das ganze System, von eingehendster Beschäftigung mit dem Stoffe und klarster Erfassung der Ziele zeugen. Auffallend ist, daß der Verfasser Beschreibungen ganz ausschließen will, seine Gründe dagegen werden nicht jeden überzeugen. Übrigens sei hier auf G. Klees vortrefflichen Lehrplan (Ztschr. 2,1—71)[1] als Ergänzung hingewiesen.

Ist für die Tertien die Darstellung die eigentliche Aufgabe, so folgen in Sekunda und Prima die schwierigeren Arten derselben, ferner Entwickelungen und endlich Beurteilungen. Für alle drei Arten giebt Lehmann unter den oben berührten Gesichtspunkten des allgemeinen Teils ausführliche Dispositionsproben, welche jeder mit Vergnügen studieren wird. Zum Schluß entwickelt Verfasser seine Ansichten über den Betrieb der philosophischen Propädeutik. Er hält die Beschäftigung mit der Logik und Psychologie für unbedingt erforderlich und mißt ihr eine reichliche Anzahl von Stunden (40 für jede der beiden Disziplinen!) zu. Hierüber

1) Kürzlich im Sonderdruck bei Teubner in Leipzig (100 S.) erschienen.

Digitized by Google

in eine Erörterung einzutreten, würde zu weit führen. Die Folge dieser Forderung wäre aber die obligatorische Prüfung der Deutschlehrer und etwa der Mathematiker in der Philosophie.

Seine hauptsächlichste Bedeutung hat Lehmanns Buch in der klaren Erfassung und bestimmten Bezeichnung der erreichbaren Ziele des deutschen Unterrichts, sowie in der Aufstellung einer ebenso klar durchdachten, wie geistvoll ausgeführten Methode zur Erreichung dieses Zieles. Aber auch bei der Beschränkung auf dieses Wichtigste ist es jedem einleuchtend, daß die Zeit, welche uns jetzt zur Verfügung steht, dazu bei weitem nicht ausreicht. Wir brauchen in sämmtlichen Klassen bis Ober-Sekunda mindestens drei, in Prima aber unbedingt vier Stunden. Nur dann wird es möglich sein, in dieser Klasse auch einmal Teile unserer großen klassischen Dichtungen mit den Schülern zu lesen und die ganze Arbeit in einer Stunde reinen ästhetischen Genusses gipfeln zu lassen. Dazu kommt noch ein anderes. Nach der Anzahl der Stunden, die einem Gegenstande gewidmet werden, richtet sich naturgemäß auch dessen Wertschätzung. Gegenwärtig gilt das Deutsche bis Prima eben als Nebenfach und hat keinen entscheidenden Einfluß auf die Versetzungen, und selbst in Prima fällt nur der Aufsatz ins Gewicht, obwohl auch dieser noch durch bessere Leistungen in anderen Fächern aufgewogen werden kann. Wenn hier nicht Wandel geschafft wird, wenn dem deutschen Unterrichte nicht auch äußerlich durch eine erhöhte Stundenzahl mehr Gewicht beigelegt wird, so kann er die besondere Aufgabe, welche ihm nach der Auffassung des Kaisers zufällt, niemals leisten.

Inzwischen sind die neuen Lehrpläne für die preußischen Gymnasien bekannt geworden. Sie kommen Lehmanns scharfer Sonderung des Untergymnasiums vom Obergymnasium wesentlich zu Gute. Auch die Stundenzahl für das Deutsche ist erhöht, mhd. Lektüre wieder eingeführt und das Ziel des deutschen Unterrichts ist in dem oben erörterten Sinne bestimmt.

Berlin. **G. Bötticher.**

Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert. I. Leben und Dichten Neidharts von Reuenthal. Untersuchungen von Albert Bielschowsky. Berlin. Mayer und Müller. 1891. 8. 294 S. M. 9.50.

Dieser Sonderabdruck aus „Acta Germanica II,2“ (S. 73—366) bietet eine vortreffliche Leistung germanistisch-wissenschaftlicher Anlage dar, die aber zugleich allgemein litterargeschichtlich anziehend und pädagogisch aufs beste verwertbar ist. Gewiß ist das reichhaltige und mit echt poetischer Nachempfindung geschriebene Buch nicht an sich für den

Digitized by Google

deutschen Unterricht berechnet und auch kaum ihm unmittelbar dienstbar zu machen. Die „Deutschpädagogen" alten Schlags werden sich eifervoll dagegen wehren, daß die auf Erwachsene der höfischen Ritterzeit zugeschnittenen Stoffe ihres Erachtens zum sittlichen Verderb reiner Jugendgemüter dienen sollen. Aber ist es denn in der That an dem? Läßt sich wirklich aus diesen vollsaftigen Blüten einer naturfreudigen Kunstdichtung stark volkstümlichen Anhauchs, die überall mit urwüchsigen Gedankenanschauungen und Herzensbegriffen unserer Altvordern arbeitet, nichts gewinnen, was der „deutschen Stunde" ein neues, passendes Hilfsmittel zuführen und die Neigung des Schülers zur älteren Muttersprache und ihren sinntreuesten Denkmälern wohlthätig anregen könnte? Was Bielschowsky, dem außer ausgebreiteten deutschphilologischen Kenntnissen (bisher von ihm meist an Goethe bethätigt) die Erfahrung längerer Gymnasiallehrerzeit zur Seite steht, gründlichst über den Ursprung der mittelhochdeutschen Dorfpoesie und die vermutlichen Schicksale ihres Meisters, Neidharts von Reuenthal, ausführt, eignet sich auch sehr gut als Grundlage der Einführung in die deutsche Volksdichtung. Auch den beiden Hauptabschnitten des Werkes, die sich mit einer scharfen Scheidung der Sommer- und Winterlieder befassen, ist manche verwendbare Einzelheit zu entnehmen, und ein Gleiches gilt von den kundigen Absätzen zur Metrik und Poetik des bäuerlichen Sängerritters. Hier ist nur auf diese Bedeutung des ausgezeichneten Buches hinzuweisen, was um so eher geschehen mußte, als diese Seite nicht offen zu Tage liegt. Die warme Begrüßung betreffs des sachlichen Gehalts überlassen wir den Fachzeitschriften.

Leipzig. **Ludwig Fränkel.**

Theodor Längin, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Inaugural-Dissertation.

Dank der nunmehr durch Suphans unermüdlichen Eifer vollendeten kritischen Ausgabe von Herders Werken ist es möglich geworden, auch den Sprachgebrauch dieses für die Gestaltung der modernen Schriftsprache so unendlich einflußreichen Geistes genauer zu beobachten. Die vorliegende von Paul inspirierte Arbeit bietet eine mit lobenswertem Fleiß entworfene Statistik, die auf die Erstlingsschriften Herders bis zum Jahre 1769, also hauptsächlich auf die „Fragmente" und die „kritischen Wälder" gegründet ist. Nach einer kurzen Übersicht über die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache legt der Verfasser sein reiches Material vor, indem er mit der Lautlehre beginnt, dann die Eigenheiten der Herderschen Sprache auf dem Gebiete der Flexion be-

Digitized by Google

spricht, endlich den Wortschatz einschließlich der Zusammensetzung, Ableitung, dem Funktionswandel einer Prüfung unterzieht. Syntaktische Erscheinungen sind nur gelegentlich berührt, die Untersuchung des Stiles ist ganz ausgeschlossen. Um so umfassender ist die Beobachtung der Sprachformen geworden, deren Ergebnisse um so bedeutsamer sind, als sie nicht nur zu der Sprache der Gegenwart, sondern auch zu dem Sprachgebrauch des achtzehnten Jahrhunderts in Beziehung gesetzt sind, wie derselbe zuerst durch Schottel, später durch Frisch, Gottsched und Adelung festgestellt ist. Nicht minder dankenswert ist es, daß die einzelnen Sprachformen jedesmal historisch betrachtet und wo möglich auf ihren Ursprung zurückgeführt werden. So erhält der Leser zugleich einen Überblick über wichtige Kapitel der Sprachgeschichte nach dem Stande der neuesten Forschung. Daß dabei ein paar Behauptungen begegnen, die den Zweifel oder Widerspruch herausfordern, thut dem Werte des Ganzen geringen Eintrag. Für den deutschen Unterricht werden sich manche Ergebnisse der Arbeit trefflich verwerten lassen. Denn wenn nicht Herder, so werden doch überall Lessings Schriften gelesen, für dessen Sprache jedenfalls ein großer Teil der vom Verfasser gemachten Beobachtungen gilt.

Karlsruhe. F. Kuntze.

Zeitschriften.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur, 4, S. 159flg.: Karl Landmann, Das goldene Vließ und der Ring des Nibelungen.

Neue Bahnen II,9: Carl Cassau, Die Vor- und Fortbildungsschulen und ihre Stellung zum Organismus der Volksschule. — E. v. Sallwürk, Zur Lehrerbildungsfrage. — H. Wigge, Neuere Werke zur Schulreform. — Th. Walther, Die pädagogischen Reform-Aufsätze des Jahres 1890. — Joh. Meyer, Chronik der Reformbestrebungen.

Neu erschienene Bücher.

Karl Heinemann, Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und zwei Heliogravüren. Leipzig, A. Seemann. 368 S.

Dr. med. Hegewald, Die Vorzüge der Deutschen Sprache. Ein Wort an Lehrer und Laien. M. Huttler, Konrad Fischer, München 1891. 34 S.

Rudolf Knilling, Einführung in die stilistische Entwicklungslehre. München, Max Kellerer 1891. 40 S.

A. Spöttel, Zur Sprachreinigung. Eine Sammlung der gebräuchlichsten Fremdwörter mit Bezeichnung der Aussprache und Angabe ihrer Abstammung nebst deren Anwendung in Sätzen, wobei für das Fremdwort immer das deutsche Wort zu gebrauchen ist. München, Max Kellerer 1891. 39 S.

Digitized by Google

Dittmer und Messer, Übungsaufgaben für den deutschen Sprachunterricht in den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. Hamburg, O. Meißner 1890. 3. Auflage. Pr. M. 1,50. 196 S.

Wilhelm Reuter, Litteraturkunde enthaltend Abriß der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. 14. Aufl. 266 S. Pr. M. 1,85 (geb.).

Karl Dissel, Philipp von Zesen und die deutschgesinnte Genossenschaft. Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg 1890. 66 S.

Oskar Steinel, Die Reform des deutschen Aufsatzunterrichts. Schweinfurt, Selbstverlag von Karl Keppel 1891. 82 S.

Oskar Steinel und Karl Keppel, Schülerbuch für den deutschen Aufsatzunterricht an den Mittelschulen im Sinne der Schulreform. Schweinfurt, Selbstverlag von Karl Keppel 1891.

Hermann Schreyer, Die Hochzeit des Achilleus, Drama in vier Aufzügen. Gütersloh, Bertelsmann 1891. 160 S.

Theobald Ziegler, Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Straßburg, Die Fragen der Schulreform, zwölf Vorlesungen, Stuttgart, Göschen 1891. 176 S.

Sammlung Göschen: Prof. Dr. L. M. Straub, Aufsatz-Entwürfe. 138 S. Pr. M. 0,80. Stuttgart, Göschen 1891.

Rudolf Scheich, Der Humor in den Predigten Bertholds von Regensburg. Programm des k. k. Staatsgymnasiums Mähr. Weißkirchen 1891. 22 S.

Philipp Keiper, Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund. 2. Aufl. Kaiserslautern, Aug. Gotthold 1891. Pr. M. 1.

Theodor Lohmeyer, Kleine deutsche Satzlehre (Sexta bis Tertia). 2. Aufl. Pr. M. 0,80. Hannover, Helwing 1891.

Albert Geyer, Deutsche Aufsatzstoffe. Eine Sammlung von 320 Entwürfen für Seminarien und Präparandenschulen, sowie für die entsprechenden Klassen höherer Lehranstalten. Hannover, Carl Meyer. 197 S. Pr. M. 2.

Jugendschriften.

Albert Richter, Kinder-Gartenlaube. 11. Bd. 288 S. Nürnberg, Verlag der Kindergartenlaube 1891. Pr. geb. M. 2,50.

Aus unserer Väter Tagen. Bilder aus der deutschen Geschichte. Bd. 1. R. Bahmann, An der römischen Grenzmark. — Bd. 2. Hermine Möbius, Deutsche Göttersagen. — Bd. 3. R. Bahmann, Im Strome der Völkerwanderung. Dresden-Leipzig, Alexander Köhler. Preis jedes Bändchens M. 1.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Friedrich Zarncke.

Ein Herbst war gekommen, so sonnig und warm, wie er nur selten zu den irdischen Gefilden niedersteigt, eine Ferienzeit für die Universität und deren Meister und Schüler, wie sie herrlicher kaum gedacht werden konnte. Und mitten in dieser holden Zeit der Ruhe, in der Geist und Körper sich zu neuer Arbeit stählen sollten, tastete die bleiche Hand des unerbittlichen Todes nach einem unserer hervorragendsten Gelehrten und warf ihn aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder erstehen sollte: in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober früh zwei Uhr ist Friedrich Zarncke in Leipzig gestorben. Zwar suchen wir bei dieser schmerzlichen Kunde Trost in den Worten des Dichters, dessen Werken auch der Verstorbene einen großen Teil seiner Arbeitskraft gewidmet hat, in den Worten aus Hermann und Dorothea:

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod,

aber immer dringt über diese erhabene Tröstung das Wort eines anderen Dichters in unsern Herzen empor:

Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr.

Unser Jahrhundert scheint der Naturwissenschaft und der Technik zu gehören. Wenigstens spürt jeder, auch der Niedrige und Ungebildete, die großen Erfolge dieser Wissenschaften gleichsam an seinem eignen Leibe und ist daher geneigt, ihren Fortschritten besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Aber gerade dadurch ist Amt und Aufgabe des Philologen nicht etwa in den Hintergrund gedrängt, wie der Unkundige meinen könnte, sondern zu erhöhter Wichtigkeit und Bedeutung berufen worden. Die neuen Entdeckungen und Erfindungen haben unser gesamtes soziales Leben umgestaltet, neue Quellen des Erwerbes und des Genusses sind erschlossen, neue Verkehrsmittel gewonnen und neue Verkehrswege geschaffen worden, und mit diesen Fortschritten ist ein neuer Geist über unser Volk gekommen, der uns hastig vorwärts treibt in rastloser Arbeit, von Begierde zu Genuß, von Genuß zu Begierde. In diesem bunten Wirbel steht fest wie ein Felsen, den tanzende Wellen umschäumen, der Mann, dessen Blick rückwärts gerichtet ist auf vergangene Zeiten, der den Lauf der Zeiten zu ergründen sucht, der die Zeichen der Zeit deutet aus dem Buche der Zeit selbst, der aus der Vergangenheit hehre, ewig

Digitized by Google

giltige Muster für Herz und Geist, für das innere und äußere Leben des Volkes wie des einzelnen aufstellt, und unentwegt die Fahne des Ideals hoch hält: der Philolog. Durch ihn treten die großen Männer der Vergangenheit gleichsam aufs neue lebendig unter das Volk, durch ihn breitet sich das Wort der Dichter überall aus, erhält seine letzte und tiefste Deutung und durchdringt alle Schichten der Gesellschaft, durch ihn wird so der Volksseele immer und immer neue gesunde Nahrung zugeführt, durch ihn wird sie gestählt, den Angriffen des Schlimmen Widerstand zu leisten, durch ihn davor bewahrt, in rohen Materialismus zu versinken. Und ein solcher Mann war Friedrich Zarncke. Er war Philolog, er war es von Beruf und Neigung, er war es mit Leib und Seele, ein ganzer Mann und ein ganzer Gelehrter.

Am 7. Juli 1825 war Friedrich Zarncke zu Zahrenstorf bei Brüel in Mecklenburg-Schwerin geboren, wo sein Vater Pfarrer war. In den Jahren 1844 bis 1848 studierte er in Rostock, Leipzig und Berlin germanische Philologie, vornehmlich als Schüler Haupts und Lachmanns. 1847 erwarb er sich in Rostock die Doktorwürde. Im Jahre 1848 begab er sich nach Baumgartenbrück bei Potsdam, um dort die Bibliothek des Freiherrn von Meusebach zu ordnen und deren Verkauf an die Berliner königliche Bibliothek zu vermitteln. Meusebach hatte 1842 seine juristische Laufbahn aufgegeben und widmete sich seitdem vorwiegend altdeutschen Studien. Namentlich alle nur erreichbaren Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts hatte er gesammelt, und Zarncke fand hier reichen Stoff für seine germanistischen Studien. Bald darauf, im Jahre 1850, siedelte Zarncke nach Leipzig über und gründete da in demselben Jahre das Litterarische Centralblatt. 1852 habilitierte er sich an der Universität Leipzig als Privatdozent für germanische Philologie, wurde 1854 zum außerordentlichen und bereits 1858 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur daselbst ernannt und wirkte in dieser hervorragenden Stellung zugleich als Direktor des königlichen deutschen Seminars bis an sein Ende. In den siebziger Jahren erhielt er den Titel eines Geheimen Hofrats, wie er denn überhaupt mannigfache Auszeichnungen von seinem Landesherrn und vielfältige Anerkennung seitens der wissenschaftlichen Welt gefunden hat.

Man kann, wenn man von kleineren Spaltungen absieht, innerhalb der germanistischen Wissenschaft bei aller Gemeinsamkeit der Grundlagen und Ziele zwei große Hauptadern unterscheiden, in denen ihr Leben pulsiert und zur Bethätigung kommt: die eine wird am schlagendsten bezeichnet durch die Namen Jakob und Wilhelm Grimm, die andere durch die Namen Lachmann und Haupt. Die Brüder Grimm gingen aus auf ein streng historisches Erfassen und Begreifen des deutschen Altertums,

Digitized by Google

der deutschen Sprache, des deutschen Volkslebens, sie wollten die ganze gewaltige Fülle des germanischen Fühlens und Denkens in ihrer ungeheuern Ausdehnung im Raume: nach Osten und Westen bis hinauf nach dem hohen Norden, sowie über die Zeiten hin bis zurück zu den alten Indern erforschen und erschöpfen, und Jakob Grimms grundlegende Arbeiten: die Grammatik, die Rechtsaltertümer, die Mythologie u. a. stellen klar diese Ziele für die germanische Philologie auf. Dabei waren die Brüder Grimm erfüllt von einer tiefen Begeisterung für die alten nationalen Schätze unserer Vorzeit, und eine liebevolle Versenkung in das Volkstümliche begleitete jeden ihrer Schritte. Wärme und Licht strahlen uns aus ihren Werken gleich wohlthuend und mit gleicher Kraft entgegen. Lachmann und Haupt dagegen nahmen ihren Ausgang von der klassischen Philologie; ihre Eigenart besteht in der innigen Verbindung der klassischen und deutschen Philologie, die sie ihr ganzes Leben hindurch aufrecht erhielten. Sie übertrugen in meisterhafter Weise das Verfahren der klassischen Philologie auf die deutsche, und so trat als der beherrschende Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit die Textkritik auf. Ein scharfer, klarer Verstand und eine schöpferische Art zu vermuten und zu bessern zeichnen ihre Arbeiten aus, und durch ihre glänzende Methode erhoben sie die deutsche Philologie, die man recht wohl als eine Tochter der klassischen, insbesondere der Tacitusstudien bezeichnen kann, zu gleichem Range und Ansehen wie die Mutter. Aber die anderen Aufgaben der germanischen Philologie treten hinter der Textbehandlung zurück, und aus ihren Arbeiten dringt mehr Licht als Wärme.

Friedrich Zarncke hat beide Richtungen in sich vereinigt. Obwohl er mit Vorliebe sich der philologisch-technischen Seite der Wissenschaft widmete und diese auch bei ihm in den Vordergrund trat, hat er doch der historischen Grammatik und namentlich auch der Litteraturgeschichte ganz anderen Anteil entgegengebracht als Lachmann. Er war vorzugsweise Schüler Moritz Haupts, der 1843—1850, ehe er nach Berlin berufen wurde, Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Leipzig war. Zweifellos weist Zarnckes ganze Art mannigfache Verwandtschaft mit seinem großen Lehrer auf, und merkwürdigerweise zeigt sich auch in der äußeren Lebensbahn dieser beiden Männer mancherlei Übereinstimmendes: wie einst Haupt habilitierte sich Zarncke vier Jahre nach Vollendung seines Studienganges in Leipzig, wie jener wurde er sechs Jahre nach seiner Habilitation in einem nahezu gleichen Lebensalter ordentlicher Professor, wie jener starb er in einem Alter von sechsundsechzig Jahren. Aber Zarncke war kein Epigone Lachmanns und Haupts; er machte sich bald von dem Einflusse beider frei und nahm eine vollkommen selbständige Stellung in der Wissenschaft ein, namentlich teilte er nicht

Digitized by Google

Haupts unbedingtes Vertrauen in die Aufstellungen Lachmanns. Dieser Umstand führte dazu, daß er, bei aller Anerkennung der glänzenden Verdienste Lachmanns, bald in einzelnen Fragen, besonders in der Nibelungenfrage, zu diesem in Widerspruch trat. Und hierdurch führte er einen erfolgreichen Stoß gegen ein Vorurteil, das sich wie ein Bann auf die Wissenschaft zu legen begann. Die Meinung nämlich, daß die Ergebnisse der exakten Methode als unwiderleglich feststehende Thatsachen anzusehen seien und daher die exakte Methode als solche eine gewisse Unfehlbarkeit besitze, wurde dadurch vor allem mit beseitigt und berichtigt, daß Zarncke mit Hilfe derselben Methode, der sich Lachmann bediente, zu gerade entgegengesetzten Ergebnissen kam. Man erkannte jetzt, daß man scheiden müsse zwischen den objektiven Grundlagen der Kritik und der subjektiven Thätigkeit des Kritikers und daß gerade die letzten Schlüsse, die der Kritiker aus dem gegebenen und mit Vorsicht verwerteten Stoffe zu ziehen hat, persönlichen Anschauungen einen weiten Spielraum ließen. Gerade Lachmanns Grundsatz, daß man erst unter Aufgebot alles Scharfsinnes und aller wissenschaftlichen Hilfsmittel feststellen müsse, welche Überlieferung die echte sei oder der etwa verloren gegangenen echten am nächsten komme, ehe man an die Verbesserung des Textes durch Konjekturen herantreten könne, gerade dieser Grundsatz, durch den Lachmann die Willkür und das subjektive Belieben in der Methode der klassischen Philologie seiner Zeit bekämpfte und außerordentlich einschränkte, wurde von Zarncke gegen Lachmann selbst angewendet. Lachmann hatte, ohne die ganz veränderten Verhältnisse der mittelhochdeutschen Poesie und Überlieferungsweise in grundlegender Weise in Betracht zu ziehen, die Liedertheorie Wolfs von der Ilias auf das Nibelungenlied übertragen und hierbei den Text von A als den ursprünglichsten betrachtet und verwendet. Hiergegen trat gleichzeitig mit Holtzmann im Jahre 1854 Friedrich Zarncke auf, der sich für die Einheit des Nibelungenliedes und dabei anfangs für B erklärte (vergl. Litt. Centralbl. 1854, S. 115), dann aber, seine selbständigen Untersuchungen veröffentlichend, in seiner Antrittsvorlesung: „Zur Nibelungenfrage“ (Leipzig 1854), sowie in seinen „Beiträgen zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes“ (Leipzig 1856: Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. Bd. 8, S. 153 flg.) sich für den Vorrang von C aussprach. Ausführlichen Bericht darüber hat Zarncke selbst in der vorzüglichen Einleitung zu seiner auf C beruhenden Ausgabe des Nibelungenliedes gegeben (Leipzig 1856; 13. Aufl. 1890). Späterhin trat Bartsch für den Vorrang von B ein in seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied (1865)“ und legte seiner Ausgabe B zu Grunde. Auch Zarncke hat sich später dieser Anschauung mehr und mehr genähert und seinen früheren Standpunkt auf-

Digitized by Google

gegeben, und heute ist man wohl allgemein der Meinung, daß C nicht den ursprünglicheren Text enthält. Die Ansichten schwanken nur noch zwischen A und B. Aber nicht nur der Nibelungenfrage hat Zarncke seine Kraft gewidmet, sondern fast zu allen Fragen, welche die altdeutschen Texte, deren Überlieferung und Erklärung betrafen, hat er Stellung genommen; es sei hier nur erinnert an seine Ausgabe des Gralstempels aus dem jüngeren Titurel (1876), sowie an seine Aufsätze zum Hildebrandsliede (Berichte der sächs. Ges. d. Wissensch. phil.-hist. Klasse 1870, S. 197 flg.), zum Heliand (Berichte 1865, 104 flg., worin er besonders die schwierigen Fragen, die sich an die praefatio und die sogenannten versus knüpfen, in den Hauptpunkten glänzend gelöst hat), zum Muspilli (Berichte 1866, 191 flg., mit sicheren und abschließenden Ergebnissen), zum althochdeutschen Liede vom heiligen Georg (Berichte 1874, 1 flg., gegen Haupt), über die Trojanersage der Franken, zum Annolied (Berichte 1887, 283 flg.), zur Gralsage und zu Wolfram (Paul und Braunes Beiträge 3,304), zu Walther u. a.

Mit gleicher Liebe versenkte sich Zarncke in andere Zeiträume unserer Litteratur. Schon 1852 erschien sein deutscher Cato, eine sorgfältige und gründliche Geschichte der zu verschiedenen Zeiten wiederholt ins Deutsche übertragenen sogenannten Disticha Catonis. Seine Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (1854), die zugleich mit reichen Beigaben aus anderen Schriften Brants ausgestattet ist, gilt noch heute als ein Muster streng philologischer Textbehandlung und Texterklärung eines Denkmals aus jener Übergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen, in der die Sprache den größten Schwankungen unterworfen war. In seinem Christian Reuter (dem Verfasser des Schelmuffsky, einer übermütigen Lügengeschichte von genialer Kraft der Erfindung und Darstellung), den Zarncke 1884 herausgab, giebt er ein Lebens- und Zeitbild, das geradezu mit novellestischer Feinheit ausgeführt ist. Durch Zarncke ist dieser Dichter des siebzehnten Jahrhunderts erst eigentlich bekannt geworden. In Müller-Frauenreuths gründlicher Schrift: „Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen“ (1881) fand sich der Roman noch nicht erwähnt. Von unsern großen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts hat sich Zarncke mit Vorliebe Goethe zugewendet. Auch hier drang er darauf, daß die Werke Schillers und Goethes einer streng philologischen Behandlung zu unterwerfen seien, und um zu einer solchen zu gelangen, ging er, im Gegensatz zu der ästhetischen und philosophischen Behandlung der Dichter, die nach seiner Anschauung vor allem dem Dilettantismus Thür und Thor geöffnet habe, von der Form der Dichtungen aus. Seine Schrift: „Über den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe“

Digitized by Google

(1. Abteil. Leipzig 1865) führte, auf Kobersteins Schultern stehend, aus, daß der episch-lyrische Vers der italienischen Stanze der Idealvers der Goethischen Dichtung gewesen sei, „der Träger und das Symbol jener gereiften Harmonie, zu der Goethe sein Wesen aus dem Sturme und Drange heraus seit dem Beginn der achtziger Jahre läuterte.“ Noch im Jahre 1890 erschien von Zarncke ein Aufsatz im Goethe-Jahrbuch: „Zu Goethes schlesischer Reise“, mit der er sich schon früher näher beschäftigt hatte, indem er 1884 Goethes „Notizbuch von der schlesischen Reise“ herausgab. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist aber das „Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis“ (1888), das uns den berühmten Gelehrten zugleich als feinsinnigen Kunstkenner und eifrigen Sammler zeigt.

Von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, die in der That weite und große Gebiete umfaßte, geben namentlich solche Arbeiten Zeugnis, die in das Bereich der vergleichenden Litteraturgeschichte hinüberragten, es sei hier nur auf seine Abhandlungen über den Priester Johannes (1876 bis 1879) hingewiesen. Auch auf dem Gebiete der Wörterbuchschreibung hat der Verstorbene Hervorragendes geleistet. In dem Nachlasse Beneckes fanden sich Sammlungen zu einem mittelhochdeutschen Wörterbuche, die von W. Müller und Zarncke bedeutend erweitert und ergänzt und zu dem bekannten, durch seine Genauigkeit sich auszeichnenden Wörterbuche ausgearbeitet wurden (1854—1868). Zarncke bearbeitete die Buchstaben M bis R (erste Hälfte des zweiten Bandes 1863), an der Bearbeitung des S hinderte ihn eine schwere Erkrankung. Eine neue Seite seiner wissenschaftlichen Thätigkeit tritt uns entgegen, wenn wir uns mit der Geschichte der Universitäten beschäftigen. Seine innige Verbindung mit der Leipziger Hochschule, an der er wiederholt zum Amte des Rektors sowie zum Amte eines Dekans berufen wurde, führte ihn dazu, die Entwickelung dieser Universität zu erforschen und Arbeiten von grundlegender Bedeutung zu schaffen. Hier hat er sich namhafte Verdienste um die Leipziger Hochschule erworben, die auch an seinem Sarge von dem gegenwärtigen Rektor, Prof. Wundt, warm anerkannt wurden. 1857 veröffentlichte Zarncke die Schriften: „Urkundliche Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig“ und: „Die deutschen Univerſiäten im Mittelalter“, 1860 die Acta Rectorum und 1861 die Statutenbücher der Universität Leipzig aus den ersten 150 Jahren u. a. — Zarnckes letzte Schrift aber war eine traute Familienschrift: „Aus dem Leben des Großvaters und dem Jugendleben des Vaters“ (1891).

So tritt uns aus diesem kurzen Überblick über seine wissenschaftliche Thätigkeit als Germanist und Philolog das Bild eines ernsten, vielseitigen, pflichtgetreuen, ausdauernd schaffenden und hochbedeutenden Gelehrten entgegen. Er gelangte zu hohem Ansehen in der wissenschaft-

Digitized by Google

lichen Welt und gewann nach allen Seiten hin großen Einfluß. In der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig war seine Stimme von ausschlaggebender Bedeutung, aber auch an anderen Universitäten konnte er gewiß sein, sein Urteil und seinen Rat gehört und beachtet zu sehen. Dieser Einfluß des verdienten Gelehrten wurde noch erhöht durch seine Stellung als Herausgeber und Leiter des Litterarischen Centralblattes. Gerade hier habe ich, als Mitarbeiter des Litterarischen Centralblattes auch über meine Studienzeit hinaus mit dem verehrten Manne verbunden, seine über alle Fächer des Wissens ausgebreitete Gelehrsamkeit, die große Unbefangenheit, mit der er an alle Fragen herantrat, die rein sachliche Behandlung der Gegenstände, das reine Streben, das Wichtigste und Bedeutendste aus jedem Gebiete herauszuheben und fern von Gehässigkeit ein wissenschaftlich sicheres und gerechtes Urteil über die eingesandten Werke herbeizuführen, immer bewundern müssen. Die schärfere Tonart, die in dem Litterarischen Centralblatte in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens erklang, die aber nicht durch Zarncke, sondern zunächst durch einzelne seiner Gegner im Nibelungenstreite hervorgerufen worden war, ging im Laufe der Jahre immer mehr in eine reife und volle Harmonie über. Furchtlos und frei! Das könnte man als Zarnckes Wahlspruch bezeichnen, der seinem Wirken im Litterarischen Centralblatt zu Grunde lag. Rastlos trat er ein, wo er nur konnte, für die Freiheit der Wissenschaft und der Forschung; immer aber war er zugleich bemüht, alle Einseitigkeit in der Erfassung der Wissenschaft und des Lebens auszuschließen.

Diese vielfältigen Aufgaben, denen er mit staunenswerter Arbeitskraft in unermüdlicher, treuester Pflichterfüllung gerecht wurde, hinderten ihn wohl, die Ergebnisse seiner Untersuchungen zu großen Gesamtbildern zusammenzufassen. Schmerzlich vermissen wir eine Sammlung seiner weit verstreuten Aufsätze und kleineren Schriften, die er wohl noch gegeben hätte, wenn nicht durch den Tod seiner Laufbahn vorzeitig ein Ziel gesteckt worden wäre. Aber es war auch ein Grundzug in Zarnckes Wesen, daß er aus Gründen der Vorsicht und philologischen Akribie, wie sie ihm von der exakten Methode her zur zweiten Natur geworden war, von größeren Zusammenfassungen und Gesamtdarstellungen sich zurückhielt. Zarncke war vor allem Meister der Einzeluntersuchung; es war nicht seine Art, große Gesichtspunkte aufzustellen und weithinschauende Blicke über die Völker und Zeiten zu geben. Bei aller Beherrschung des Gesamtgebietes der germanischen Philologie, die er wie heute nur noch wenige seiner Fachgenossen besaß, war seine besondere Liebe den philologischen Einzelfragen gewidmet. Dabei stand er der breiten Richtung der deutschen Philologie auf das Volkstümliche hin, wie sie von den Brüdern Grimm ausgehend immer weitere Kreise erfaßt hat, weniger

Digitized by Google

nahe, als der Richtung Lachmanns und Haupts. Wie Moriz Haupt war er ein abgesagter Feind alles Dilettantismus. Ebenso zog er scharfe Grenzen zwischen Wissenschaft und Praxis; die praktische Verwertung der Wissenschaft lag nicht auf seinem Wege. Alles, was nur irgendwie nach Popularisation der Wissenschaft aussah, war ihm nicht sympathisch. Der Thätigkeit der Phantasie war er weniger hold als dem eindringenden Verstande. Nichts war ihm mehr zuwider, als nach Laune und Zufall zu handeln. Seiner norddeutschen Eigenart lag die klare Ruhe der objektiven Betrachtung und der sorgfältig scheidende Scharfsinn näher als die subjektiv schaffende und zusammenfassende Phantasie. Gerade dadurch aber war er in hervorragendem Maße zum Leiter eines kritischen Blattes geeignet. In seiner Abneigung gegen die Phrase übersah er wohl zuweilen, daß nicht alles Phrase ist, was sich mit den Mitteln der exakten Methode nicht messen läßt, und daß auch der nicht immer auf unsicherem Boden steht, der sich auf das Gebiet des Geschmackes und der Phantasie begiebt. Diese Punkte bezeichnen zugleich die Grenzen, die seinem Wirken durch seine Individualität gezogen waren. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß er gerade durch diese Eigenschaften in einer Zeit, wo willkürliche Hypothesen und verfrühte Zusammenfassungen an der Tagesordnung waren, namentlich gegen manche Aufstellungen Holtzmanns und Scherers ein wohlthuendes Gegengewicht bildete.

Eine neue Seite von Zarnckes Wesen tritt uns entgegen, wenn wir seine Thätigkeit als Dozent ins Auge fassen. Er war ein ausgezeichneter akademischer Lehrer. Auch hier legte er sich ein großes Arbeitspensum auf; gewöhnlich las er die Woche hindurch ein sechsstündiges Kolleg und daneben noch ein vier- oder zweistündiges, zugleich leitete er, wenigstens in früheren Jahren, an zwei Abenden der Woche die Übungen der ordentlichen Mitglieder des deutschen Seminars und die mittelhochdeutschen Übungen der außerordentlichen Mitglieder, ganz abgesehen davon, daß fast in jede Woche Doktor- oder Staatsprüfungen fielen, bei denen er thätig sein mußte. Klarheit, Lebendigkeit und herzgewinnende Liebenswürdigkeit waren die Eigenschaften, die in seiner Lehrthätigkeit besonders hervortraten. Zarncke war nicht der Vertreter einer weltfernen, lebenhassenden Klostergelehrsamkeit, sondern er stand mitten im Pulsschlag der Zeit, er vereinigte die ernste Haltung des Gelehrten mit der vornehmen Gewandtheit eines feinen Weltmannes. Wem, der je bei ihm gehört, stünde nicht sein Bild vor der Seele, wie er mit jugendlicher Lebhaftigkeit die Stufen des Katheders hinaufeilte, wie er stehend in sicherer, gerader Haltung sein Kolleg las, immer in lebhafter Bewegung sich wieder und wieder nach vorn neigend, wie sein ganzer Körper gleichsam an der geistigen Arbeit mit teilnahm, ohne daß

Digitized by Google

er doch das edle Maß verletzt hätte oder in eine übertriebene Beweglichkeit verfallen wäre? Wer gedächte nicht mit Dank der Klarheit, mit der er namentlich in seinen Vorlesungen über Grammatik und Litteraturgeschichte den Anfänger in die Elemente der Wissenschaft einzuführen und über alle wichtigeren Fragen knapp und bestimmt zu orientieren wußte, mit der er in seinem Kolleg über Wolfram oder Walther u. a., sowie in den Seminarübungen den Vorgeschrittenen in wichtige Quellenfragen und textkritische Arbeiten einzuführen verstand? Je schlechter überliefert der Text war, den er dem Seminarmitgliede zur Behandlung vorschlug, um so behaglicher leuchtete das Auge des Lehrers. In hellen Zorn aber konnte er geraten, wenn er bei einem die Benutzung populärer Ausgaben witterte, zu denen er auch die von Pfeiffer und Bartsch rechnete.

Unmittelbar in den Dienst des deutschen Schulunterrichtes ist Zarncke nur durch seine Textausgabe des Nibelungenliedes getreten, die er neben seiner größeren herausgab; seine mittelbaren Verdienste, durch die bedeutende Zahl seiner Schüler, die er um sich versammelte, sind um so größer. Fast an allen Universitäten Deutschlands finden wir heute Schüler Zarnckes als Professoren der deutschen Sprache und Litteratur. Es giebt heute keine höhere Schule in Sachsen, deren Philologen nicht durch Zarnckes Schule hindurchgegangen wären, aber auch aus Preußen, Süddeutschland, Österreich, der Schweiz u. a. haben viele Gymnasiallehrer Zarnckes Vorlesungen besucht. So gehen segensreiche Wirkungen von ihm auch auf den Schulbetrieb der deutschen Sprache und Litteratur nach allen Seiten hin aus. In fürsorgender Liebe nahm er sich stets seiner Schüler an und förderte sie oft auch noch auf ihren späteren Lebenswegen. Die Erstlingsarbeiten manches jungen Gelehrten führte er durch seine Recensionen im Litterarischen Centralblatt in die wissenschaftliche Welt ein, manchem half er die Hindernisse überwinden, die sich seiner Laufbahn in den Weg stellten. Viele Widmungen von Büchern, die Zarncke empfing, geben Zeugnis von der Dankbarkeit seiner Schüler; das letzte Buch, das ihm unseres Wissens zugeeignet wurde, war das kurz vor Zarnckes Tode erschienene prächtige Werk Karl Heinemanns über „Goethes Mutter“.

Zum Schlusse sei nur noch einer Seite in Zarnckes Wesen gedacht, die wir, so kurz auch unser Lebensbild hier nur sein kann, nicht übergehen dürfen: Zarncke war durch und durch national. Der Geist der germanischen Philologie wird immer ein nationaler sein und bleiben. Dieser Sinn erfüllte auch Friedrich Zarncke, es lebte in ihm der stolze und freie Geist der Göttinger Sieben. Sein ganzes Leben hindurch ist er eingetreten für Kaiser und Reich, für König und Vaterland. In den Zeiten, da es darauf ankam, sich offen zu bekennen für des Reiches

Digitized by Google

Ehre und Herrlichkeit, hat Zarnckes Unterschrift unter den Wahlaufrufen der nationalliberalen Partei in Leipzig nie gefehlt. Wiederholt hat er in seiner amtlichen Stellung bei allgemeinen Studentenkommersen Reden voll nationaler Begeisterung gehalten, die zündend in die Herzen der studierenden Jugend drangen. Als bei Begründung des Grimm'schen Wörterbuches dieses große wissenschaftliche deutsche Nationalwerk unserer Zeit von dreisten Händen angetastet und besudelt wurde, da erfolgten die Keulenschläge, die diese Angriffe, diese traurigen Zeichen deutscher Zerrissenheit, zu Boden schmetterten, in Zarnckes Litterarischem Centralblatt.

So zeigt Zarnckes Person eine Vielseitigkeit, die überall auf dem festen Grunde der Wissenschaft ruht. Sein Name ist eingezeichnet in die Geschichte der Wissenschaften, und die Wirkungen, die zum Segen unserer Nation von ihm ausgingen, sind mit seinem Tode nicht erloschen. Wir aber stehen trauernd und rufen ihm in die Ewigkeit den innigen Gruß Walthers nach:

Dîn sêle müeze wol gevarn, und habe dîn zunge danc.

Dresden, den 24. Oktober 1891. **Otto Lyon.**

Vom umgelegten Rhythmus.

Von **Rudolf Hildebrand.**

Im Leben des Rhythmus, also in der Bewegung der dichterischen Rede hat die Umlegung desselben, wie ichs nenne und wovon schon im vorigen Aufsatz ungefähr die Rede war, eine große Bedeutung, eine größere, als man zur Zeit weiß.[1]) Es hat damit folgende Bewandtniß.

Die Bewegung der rhythmischen Welle — das Bild ist nicht ganz treffend, wir haben aber kein besseres — ist an sich eine absteigende, nicht eine gleichmäßig oder eben verlaufende, wie das Bild genau mit sich brächte.[2]) Wer sich z. B. Schillers Lied an die Freude vorsagt, setzt mit „Freude" in der Höhe ein und steigt abwärts, so daß „Elysium" am tiefsten zu liegen kommt. Das beruht zugleich darauf, daß auch bei

1) Die Sache ist nicht unbemerkt geblieben, aber man hat sie noch nicht am rechten Ende angefaßt und daher nicht in ihrer ganzen Bedeutung gesehen. Ich kann darauf hier nicht näher eingehen, erwähnt sei nur, daß sie schon von Voß in der Zeitmessung der deutschen Sprache (1802) gestreift wird; er spricht S. 174 von der Freiheit, „aus einer Taktart in die andere auszuweichen" und verweist auf Emanuel Bach in der Musik, auch auf Horaz und Pindar. Die altgriechische Metrik sprach von einer μεταβολὴ ῥυθμοῦ, die doch anders gemeint ist, wie der Taktwechsel bei Voß zum Theil auch.

2) Eine ganz falsche Vorstellung gibt und nährt vollends die Art, wie man, nach Überlieferung aus dem sinkenden Alterthume her, den Gang eines Verses nur mit lang und kurz zu bezeichnen pflegt, — ◡ ◡ — ◡ usw. in einer Linie, schon für die antike Metrik unpassend oder ungenügend, geschweige für unsere.

Digitized by Google

sog. prosaischem Vortrag, ohne Gesang, eine Bewegung der Stimme mitwirkt, die, wenn man nur genau hinhört, eigentlich auf der Tonleiter auf und abgeht, wie der Gesang, nur nicht mit der strengen Ausprägung und Gliederung wie dieser. Man kann kein Wort aussprechen, ohne damit auf eine Stufe der Tonleiter zu treten, an welche dann die ganze Bewegung der Stimme gebunden bleibt, nur wie gesagt, nicht mit der Strenge wie der Gesang.

Alles prosaische Reden ist im Grunde eine Art verwaschenes Singen. Bei Gedichten zumal stellt sich auch im prosaischen Vortrag von selbst etwas wie eine verwaschene oder unentwickelte Melodie ein. Das ist den Schülern schon der untersten Classen leicht zugänglich und ist zu wissen von hohem Werthe und hochanregend, worauf ich jetzt nicht eingehen kann. In Schillers Liede tritt das letzte Wort des ersten Satzes, „Elysium", man mag es anfangen, wie man will, in eine Art Grundton (bei jedem nach seiner Stimmlage anders), während „Freude" hoch einsetzt, ungefähr in der Quinte oder Quarte, je nachdem man den Gang des Vortrags (im Grunde die begleitende Empfindung) mehr oder weniger lebhaft nimmt. Zwischen den beiden Enden aber bewegt sich der Vortrag in einer Art absteigender Welle, genauer in Zickzackform.

Und das ist nicht Kunst oder Schule, sondern Natur, genauer zu reden eine Art natürlicher oder Naturkunst, die neben der Kunst im engern Sinn, der bewußten oder Schulkunst, überhaupt eine hochwichtige Stelle einnimmt. Die Kinder bringen sie schon in die Schule mit, nicht von den Eltern, sondern aus sich selbst, sie bricht von selbst fix und fertig aus dem Grund der Seele hervor, sobald diese zuerst mit dichterischer Rede zu thun bekommt. Das ist ein Vorgang so merkwürdiger Art, daß er zu den tiefstgehenden Betrachtungen vom Wesen der Seele Anlaß gäbe. Was aber da ausbricht aus der Kinderseele als Naturgegebenes, mit ihr Geborenes, das ist das aller Äußerlichste, die bloße Form der gebundenen Rede, ganz ohne Mitwirkung des Inhaltes, außer soweit das äußerste, rein begriffliche Verständniß in Frage ist.

Also, um ein einfacheres Beispiel zu nehmen, als das schon sehr künstliche Lied an die Freude, Schillers Gedicht der Alpenjäger:

Willst Du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Ranft.

Das Kind, welches das in der sog. Declamationsstunde zum Vortrag bringt, thut das, ganz sich selbst überlassen, in einer wahrhaft kunstvollen Form. Es setzt mit **Willst** in der Höhe und mit Nachdruck ein, am tiefsten kommt **Ranft** zu liegen, dazwischen aber bewegt sich

Digitized by Google

ein wechselndes Absteigen und Wiederaufsteigen, sodaß der Ansatz jeder Zeile höher und kräftiger ist als der Ausklang, innerhalb aber eine zweite Erhöhung mit Nachdruck, doch unter der ersten liegend, z. B. in der ersten Zeile wird **Lämmlein** wieder höher genommen, aber doch tiefer und weniger kräftig als **Willst**. Dabei stellen die vier Ansätze selbst wieder ein Absteigen dar, aber auch das in Wellenform, sodaß die dritte Zeile höher eingesetzt wird als die zweite (aber tiefer als die erste), die vierte auch tiefer als die zweite und es ist mit den Ausgängen der Zeilen dasselbe. Die Beschreibung ist aber zu mühsam und doch nicht ausreichend, wenn nicht im Leser die eigene Erinnerung wachgerufen wird, sodaß ihm die Sache aus den Kinderzeiten her in den Ohren nachklingt, aber das geschieht ja wohl auch. Es ist ein wahres Kunstwerk, was das Kind da zur Erscheinung bringt, d. h. die Darstellung des reinen rhythmischen Rahmens, von allem Inhalt abgesehen, übrigens nie zu reiner Ausprägung gebracht, immer nur erstrebt, aber doch immer mit Gewalt maßgebend. Über die Kinderjahre hinaus tritt da eine Änderung ein, die den lebendigen Inhalt der gewissermaßen todten, wenigstens starren Form gegenüber zur Geltung bringt. Geschieht das z. B. bei Schillers Alpenjäger, so nimmt in der ersten Zeile „Lämmlein", nicht mehr „Willst" die höhere Stelle mit Nachdruck ein. Wie langsam sich aber dieser Umsatz vollzieht, wissen die deutschen Lehrer wohl, denn manchen Schülern hängt die erste Art noch bis in die oberen Classen an.[1])

Ich wollte diese Erscheinung, die an sich eine weit genauere Erörterung und Verwendung brauchte, zunächst nur als Beweis benutzen, daß die Bewegung der rhythmischen Welle eigentlich eine absteigende ist. Noch einen Beweis für etwaige Zweifel. Eines Spruches von Gellert erinnere ich mich aus der ersten Kinderzeit, in der Schule hergesagt (ich hebe die maßgebenden Tonstellen scharf hervor):

Nicht zu reich und **nicht** zu arm,
Nicht zu kalt und **nicht** zu warm,
Nicht zu groß und **nicht** zu klein,
Keins von beiden **möcht** ich sein.

Der Gedanke verlangt ja und der Dichter muß gemeint haben

Nicht zu **reich** und nicht zu **arm**,
Nicht zu **kalt** und nicht zu **warm** usw.;

---

1) Das ist **es** wohl, was Gottsched in der critischen Dichtkunst **4.** Ausg. S. 407 meint mit „Verse herbeten oder wohl gar hersingen, wie ungeschickte Comödianten thun." Die Schüler selbst nennen es, wohl vom Lehrer gelernt, leiern, herleiern, und ich erinnere mich, wie in Quarta in der Zwischenstunde vor dem Declamiren, wo ein Schüler halb angstvoll sein Gedicht, das er „declamiren" sollte, sich noch eilig vorsagte (mit zugehaltenen Ohren), wie sich da ein anderer dicht neben ihn setzte und that, als hätte er einen Leierkasten vor sich, dessen Kurbel er drehte.

Digitized by Google

aber die Kinderseele war so beherrscht vom Gefühl der Form an sich, so in der Gewalt des ursprünglichen Rahmens aller rhythmischen Bewegung, daß sie das Ganze wider oder ohne den Gedanken, der nur schattenhaft vor sie trat (die Erfahrung gibt ja erst den Inhalt), in die kahle Form preßte, und das war insofern doch wieder richtig, als sich in der Seele zunächst die reine Form fest einnisten und sicher Herrin werden muß, ehe es Zeit wird zu den Freiheiten, welche der Inhalt und das Leben mit sich bringen. Denn wie es auch mit diesen Freiheiten sei, die reine Form muß doch zuletzt das Ganze beherrschen, muß oder sollte namentlich eigentlich am Anfang und Ende das Wort haben.

Auch die Dichter verfahren im allgemeinen demgemäß, sie beginnen in der Regel mit geradem, absteigendem Rhythmus, wenn sie auch meistens bald in Abweichungen fallen, z. B.:

Lenore fuhr, ums Morgenroth
  Empor aus schweren Träumen:
Bist untreu, Wilhelm oder todt,
  Wie lange willst du säumen?

Ritter, treue Schwesterliebe
  Widmet Euch dieß Herz;
Fordert keine andre Liebe,
  Denn es macht mir Schmerz.

Seht ihr dort die altersgrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
  Leuchtend in der Sonne Gold?

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Drum denken wir an dieß und das usw.

Ahnungsgrauend, todesmuthig
  Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
  Leuchtet unsrer blutgen Bahn;

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind usw.

Nicht anders in älterer Zeit, z. B. Walther:

Ich sáz ûf èinem stéinè usw.

Dietmar von Aist:

Ez stúont ein vròwe aléinè
und wárte ùber héidè
und wárte ìre liebè.
so gesàch si válken vliegèn.
sô wòl dir valke dàz du bist usw.

Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mähr usw.;

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Freilich ist der Fall häufig genug, daß der Dichter gleich mit umgelegtem Rhythmus anhebt, aber das muß als Ausnahme, als Freiheit geltend bleiben, z. B.:

Wer slèht den lèwen, wer slèht den rîsen? Walther;

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns itzt hat betroffen;

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, über dir
Bin gesessen für und für;

Wie schlug mein Herz, geschwind zu Pferde,
Es war gethan fast, eh gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hieng die Nacht;

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein;

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar;

Lieber Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin,

wo zugleich die Melodie den Gang des Rhythmus angibt und damit im Einklange steht, was doch keineswegs immer der Fall oder die Regel ist, auch nicht im Volksliede des 16. Jahrhunderts; die Melodie bewegt sich dort gern in der strengeren Gangart und streicht damit über den freieren Gang der Worte hin. Doch bedürfte dieß, wie Anderes, noch besonderer genauer Untersuchung, wie denn der ganze Aufsatz mehr nur eine Anregung zu weiterer Beobachtung sein kann und soll.

Seine rechte Stelle hat der umgelegte Rhythmus, nachdem das Ohr geraden Rhythmus genug gehört hat und damit gleichsam gesättigt ist. Ein hübsches Beispiel davon gibt Walthers schon angeführter Spruch:

Digitized by Google

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine.
darûf sazt ich den ellenbogen,
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.
dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer welte solte leben.
deheinen rât kond ich gegeben,
wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe usw. —

also sechs Zeilen lang mit geradem Rhythmus, da löst ihn umgelegter ab auf eine kurze Strecke, darauf folgt ein ziemlich freier Wechsel und Mischung beider Gangarten. Ein lehrreiches Beispiel bietet auch Schillers Ritter von Toggenburg in seinem Verlauf. Der schon vorhin angeführte Anfang bewegt sich in geradem Rhythmus, fällt aber schon in der vierten Zeile in den anderen, der dann auch durch gemischten abgelöst wird (s. weiter unten), aber durchs ganze Lied dann doch vorherrscht:

Fordert keine andre Liebe,
  Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
  Ruhig gehen sehn,
Eurer Augen stilles Weinen
  Kann ich nicht verstehn.

Es ist der Mühe werth, den Verlauf noch weiter zu verfolgen:

Und er hörts mit stummem Harme,
  Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
  Schwingt sich auf sein Roß usw.

Große Thaten dort geschehen
  Durch der Helden Arm,
Ihrer Helme Büsche wehen
  In der Feinde Schwarm usw.

Ruhe kann er nicht erjagen
  Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
  Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
  Wo Ihr Athem weht usw.

Ach und mit dem Donnerworte
  Wird sie aufgethan:
Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
  Ist des Himmels Braut,
Gestern war der Tag der Feier,
  Der sie Gott getraut.

Digitized by Google

Und er baut sich eine Hütte,
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah usw.[1])

Ich muß doch abbrechen, um nicht zu ermüden. Aber das ist wohl klar, daß Schiller da an dem andern Rhythmus ein besonderes Behagen empfunden und sich darin ein Gütchen gethan hat, selbst mehr als gut ist, dürfen wir sagen; denn man empfindet leicht, wenn die umgelegte Strömung einmal durch die andere Bewegung unterbrochen wird, daß das wieder mit Behagen auf uns wirkt wie das erste Eintreten der Umlegung.

Denn das ist der Grund und der Werth der ganzen Erscheinung, daß sie dem Ermüden vorbeugt, dem Gefühl des Einerlei, für das der natürliche Kunstsinn, sich selbst überlassen und nicht etwa durch eine bewußte Theorie gebannt, äußerst empfindlich ist. Wenn aber dieß Gefühl des Einerlei, der eintönigen Leier sich geltend macht, leidet darunter sofort der Inhalt, das eigentliche Leben, dessentwegen das Ganze da ist. Die schönsten Verse mit schönstem Inhalt entgehen diesem Eindruck des Leirigen nicht, wenn sie zu lange fortgesetzt in strenger Regel verlaufen. Man kann dafür die Probe z. B. an vielen Stellen in Goethes Tasso machen, dessen Verse recht nach der Theorie des sog. Jambus zusammengezimmert sind und darüber auf die Länge einer gewissen Eintönigkeit nicht entgehen. Man hört die Form, die bloße Form immer deutlicher vorklingen und der lebendige Inhalt tritt darüber hinter sie zurück. Er muß die Form irgendwie durchbrechen, um wieder in den Vordergrund zu kommen. Das thut hier die Umlegung des Rhythmus, die übrigens immer zugleich durch den maßgebenden Gedanken und seinen Ausdruck veranlaßt ist. Mit dem Wechsel hin und her ist zugleich die Mannigfaltigkeit gegeben, welche die Bedingung alles frischen Lebens ist. Die Form leidet übrigens durch den Umschwung nur scheinbar Abbruch, denn, wie bei dem erwähnten Umschwung eines tanzenden Paares, die Verhältnisse der

1) Es ist dienlich, besonders im Unterricht, ja fast nothwendig, einmal oder wiederholt eine umgelegte Stelle im geraden Rhythmus zu sprechen, z. B.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah —

das klingt unerträglich kindisch, hat aber die Wirkung, daß daran das Gefühl zum völligen Durchbruch kommt, was es mit den beiden Gangarten auf sich hat. Es ist ein ordentlicher Umschwung von einer zur andern, ähnlich wie wenn im Rundtanze ein Paar plötzlich sich links herum schwingt und dann wieder rechts.

Digitized by Google

Bewegung bleiben so und so ganz dieselben, nur in umgekehrter Lage, wie die Zeichnung auf Schmetterlingsflügeln, dem rechten und dem linken.

Aber die Mannigfaltigkeit wird noch größer dadurch, daß die Umlegung oft nur eine theilweise ist und das wieder in verschiedener Weise, z. B. noch nicht im ersten Gliede des Satzes, erst im zweiten:

Ruhig mag ich | Euch erscheinen,
  Ruhig gehen sehn;

Wir stammen unser | sechs Geschwister
  Von einem wundersamen Paar.
Die Mutter ewig | ernst und düster usw.
Schiller (Räthsel);

Im Felde schleich ich | still und wild,
  Gespannt mein Feuerrohr. Goethe (Jägers Abendlied).

Und ebenso in der alten Kunst, z. B.:

Ez het der künic Artûs
ze Karidôl | in sîn hûs
zèinen pfíngesten geléit
ein alsô schœne hôchzît usw. Iwein 32;
ouch wart diu vrowe | an im baz
gerochen dann im | wære kunt 1544 fg;
ich weiz daz | als mînen tôt. 3407;

Bei Otfried wird es mit seinen Accenten verdeutlicht:

Er zéigota in | in ala wár thie sino éwinigi thár. III, 19, 21.

Oder das erste Glied wird umgelegt und das zweite nicht:

Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes | Lustgesang. Schiller (Alpenjäger);

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus | Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint. Kraniche des Ibycus;

ouch gienc der wált | wìldes vòl. Iwein 3292,

dieser Rhythmus ist wahrscheinlich nach dem Anklang der beiden w.

unte gie mit an die stat,
dâ er ê | èino lag. Meregarto 2a, 32;

joh quam von himile óbana. Otfried II, 1, 12;

hèr furlaet | in lántè lúttìla sìttàn usw. Hildebr. 20;

suma hápt | héptidun,
suma héri | lézidun. Merseburger Zauberspruch.

Digitized by Google

Der Unterschied dieser beiden Formen ist groß, denn im zweiten Falle treten die beiden Haupthebungen, die ja den Charakter des Ganzen bestimmen, beherrschend in die Mitte nahe aneinander, im ersten stehen sie möglichst weit auseinander und fassen das kleine rhythmische Ganze am Anfang und am Ende ein.

Merkwürdig aber, die Verlegung der Haupthebungen geschieht auch so, daß beide in ein Glied nebeneinander zu stehen kommen, in das erste oder zweite, sodaß das andere Glied sich mit den beiden Nebenhebungen begnügen muß, ein Bau, den man von vorn herein für nicht möglich halten möchte, weil er mit der Wellenform nicht verträglich scheint:

Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich | immerdar. Schiller (Räthsel);

Mir ist es, denk ich | nur an dich,
Als in den Mond zu sehn. Goethe (Jägers Abendlied);

Nur nicht lesen, immer singen
Und ein jedes | Blatt ist dein. Goethe (an Lina);

Da (am Clavier) sitz ich und melancholire,
Wenn mir der Kopf die Quere steht,
Bis ich an meiner | Faust verspüre,
Daß mir die Traurigkeit vergeht.
Chr. Weise, curiöse Gedanken von deutschen Versen (1693) 1, 400.[1])

Und in der alten Kunst, bei Otfried wieder durch seine Accente erkennbar:

héizit iz scóno | gótes sún frono. I, 5, 46.
thaz éin ándremo | fúazi wasge gérno. IV, 11, 50.
er sé joh hímil wurti | joh érda ouh so hérti. II, 1, 3.

So sorgt die Freiheit, den genau verlaufenden rhythmischen Wellenschlag ganz oder theilweis umzukehren, aufs schönste für die Mannigfaltigkeit, die gegenüber der eintönigen strengen Regel die Bedingung lebendiger Schönheit ist. Diese tritt einem aber erst dann in ganzer Fülle entgegen, wenn man statt der einzelnen Fälle ein Ganzes übersieht, vielmehr überhört. Da hört man, wie sich das Ganze in einem Wechsel der verschiedenen Formen bewegt, welcher der wahre Träger des schönen Lebens wird, das dem Geheimniß des Rhythmus entquillt. Die verschiedenen Formen sind doch nur verschiedene Darstellungen der einen Grundform, die im Hintergrunde gleichsam als Herrin still fortklingt. Um also das ganz deutlich zu machen, müßte freilich eine längere ge-

1) Ein hübsches Beispiel: jede der vier Zeilen ist rhythmisch anders gebau (s. nachher).

Digitized by Google

eignete Stelle zu Gehör gebracht werden, was denn doch dem Einzelnen überlassen werden muß; im Unterricht aber ist es vom Lehrer leicht zu bewirken und wird die freudige Krönung der ganzen Ausführung. Ein kurzes mhd. Beispiel kann aber als Andeutung genügen (im Unterricht wäre Hartmanns Iwein zu empfehlen), ein Spruch des alten Spervogels, wobei der verschiedene rhythmische Wellenschlag scharf hervorzuheben ist:

Ein **wolf** sîne **sü**nde flôch,
in ein **klô**ster er sich **zô**ch,
er wolte **gei**stlîchen **le**ben.
dô **hiez** man in der sch**â**fe pflegen.
sît **wa**rt er **unstæ**te,
do beiz er sch**â**f unde sw**în**.
er j**a**ch, daz ez des pf**a**ffen r**ü**de tæte.

Es kostet wenig Zeit, um bei weiteren Versuchen in diesem Rhythmuswechsel einen ganz neuen Reiz zu entdecken, der zwar im Gefühl immer schon keinem entgangen ist, aber nun erst zu vollem Genuß sich aufdeckt; nun erfaßt man die ganze volle Schönheit der dichterischen Rede, wobei auch der Endreim in die zweite Linie rückt, die ihm gebührt. Und das ist im Wesentlichen noch jetzt nicht anders, obschon der Reiz der Mannigfaltigkeit in Behandlung der Senkungen, die im Grunde musikalischer Natur ist, nun schon längst in Wegfall kommt. Irgend ein Gedicht von Schiller, Goethe, Uhland usw. gibt Anlaß zum Beweis und zu einer reinen Kunstfreude, wie sie da dem Schüler ganz neu entgegentritt. Das müßte im deutschen Unterricht geübt werden, beim sog. Declamiren; wenn das die Schüler gewöhnlich mit Verdruß abstößt, kann damit statt dessen das Gefühl eintreten, daß der declamirende Schüler augenblicklich wie künstlerisch schaffend, genauer nachschaffend thätig ist. Denn das Gelingen setzt voraus, daß er in den Inhalt lebendig eindringe, sich in das Denken und Empfinden des Dichters versetze, und das ist doch ein Höchstes, was auf der Schule erreicht werden kann. Der Schüler ist dann von dem kahlen, starren Rahmen, mit dem er als Kind begann, vorgedrungen zur Fülle des schönen Lebens mit seiner Freiheit, hat Besitz ergriffen vom Gebiet der Kunst da, wo sie sich jedem, auch dem Geringsten, zum Vollgenuß leicht dargibt, in der Sprache in ihrer höchsten Erscheinung. Es wird übrigens beim Declamiren für den Lehrer allerlei zu berichtigen bleiben, wird aber auch an streitigen Fällen nicht fehlen, deren Besprechung in der Classe zur schönsten und fruchtbarsten Anregung gereichen kann.[1])

1) Ich hätte manchen Fall der Art mit anführen können, es hätte aber zu viel Zeit und Raum gekostet, sie befriedigend zu erledigen, zumal noch ganz andere Gesichtspunkte dabei in Frage kommen.

Digitized by Google

Aber über der ganzen Ausführung schwebt wohl dräuend eine kritische Frage: waltet da nicht der Zufall? der bloße Zufall, dem ich solche Bedeutung beilege? Nun, ein Zufall, der solche Wirkungen zeitigt und solche Gesetze verräth, kann kein bloßer blinder Zufall sein. Die damit gestreifte Frage gebührend zu erledigen, ist hier nicht möglich. Es handelt sich um Kräfte oder Triebe im dunklen Grunde des arbeitenden oder schaffenden Kunstsinnes, die durchaus keines hellen Bewußtseins bedürfen, wie man leicht wähnt; gleichen sie doch bis auf einen gewissen Grad den Kräften oder Trieben, die in der Pflanze so gesetzmäßig und schön wirken. Der Wechsel der rhythmischen Wellenform wird allerdings auch durch den wechselnden Gedanken und seinen Ausdruck bestimmt, aber ein Kunstgefühl ist mit thätig dabei. So ist es gewiß kein blinder Zufall, wenn unter den wenigen oben angeführten Fällen verhältnißmäßig häufig der auftritt, daß in zwei Zeilen gleich hintereinander nur das eine Glied, aber wechselnd, umgelegt ist, wie ich erst nachträglich bemerkt habe, also der Fall, wo die beiden Formen zu einander am schärfsten einen Gegensatz oder Wechsel darstellen; so in den Stellen aus Schillers Alpenjäger, aus den Kranichen des Ibykus, aus Chr. Weises Lied an sein Clavichordium. Schillers Glocke fängt sogar so an:

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.

Merkwürdig aber: der ganze Wechsel muß der alten Zeit bewußter gewesen sein, als der neueren, das zeigen so gut wie sicher bei Otfried seine Accente, in der Stabreimdichtung die wechselnde Stellung der Reimstäbe, die den Wechsel des Rhythmus als klar bewußt bezeichnen. Für ein deutliches Kunstbewußtsein zeugt besonders auch, was im vorigen Aufsatze vorgetragen ist, wie man die Form mannes trût | sunilo mied und durch Änderung des Rhythmus ins Schöne berichtigte.

Wirft man die Frage auf, wie das möglich war und ob nicht das Umgekehrte das Rechte wäre, so ist darauf wieder nicht kurz zu antworten. Aber man bedenke nur, daß die alte Zeit eigentlich nichts las, daß der Sinn darum viel sicherer bei sich selbst blieb und sich in sich ausbilden konnte. Wie ist jetzt alle Erziehung darauf aus, wenn auch unbewußt, uns aus uns selbst hinauszuweisen und läßt uns so spät zu eigenstem Denken und Empfinden kommen. Wie hätte denn die alte Sprache ein solches schönes Ganzes werden können, so rein und folgerichtig in sich gegliedert und ausgebaut, ein solches durchgebildetes Kunstwerk, wenn nicht neben dem gesunden Gefühl auch ein gutes Kunstbewußtsein daran gearbeitet hätte? Die Metrik aber ist in dem Garten der Sprache das schönste Beet.

Digitized by Google

Ich habe mich übrigens im Ganzen auf den vierhebigen Vers beschränkt. Wie sich die Sache bei verkürzter oder erweiterter Versform darstellt, wäre eine Untersuchung für sich, die aber vom vierhebigen Vers auszugehen hätte, welcher die Grundlage aller Metrik und Rhythmik ist.

Über Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung.

Von O. Glöde in Wismar i. M.

Schon oft ist der Grundsatz ausgesprochen worden, daß alle Namen etwas bedeuten, nur ist es für den Forscher oft schwer, dieser Bedeutung auf den Grund zu kommen. Noch heutigen Tages empfindet das Volk ein lebhaftes Bedürfnis der Namengebung, und es giebt diese Namen nie ohne Bedeutung. Noch heute versehen wir Tiere, Pflanzen, Straßen, Schiffe u. dergl.[1]) mit Namen, und mancher Mensch, der schon einen Namen trägt, der ihn von allen Individuen der Gattung Mensch deutlich unterscheidet, muß es sich gefallen lassen, daß man ihm noch einen Namen beilegt. Solche Namen, wie sie der Lehrer von seinen Schülern, der Hauptmann von seinen Soldaten, der Meister von seinen Gesellen empfängt, nennen wir Spitznamen; sie sind meist — das liegt nun einmal in der menschlichen Natur begründet — von den schlechten Eigenschaften des Betreffenden hergenommen. In früheren Jahrhunderten, als der Mensch in einem viel engeren Verhältnis zur Natur stand, belegte er Tiere und Pflanzen mit Namen, besonders menschlichen Vornamen, die irgend eine charakteristische Eigenschaft des betreffenden Tieres oder der Pflanze ausdrückten. Die Tiere standen ihm noch näher als die Pflanze, dieselben wurden daher mit einer Reihe von charakteristischen Vornamen belegt, die teils satirische, teils historische Anspielungen enthalten. Über die Namen, speziell die Tiernamen, ist viel und oft geschrieben worden; ich erinnere an Grimm (in seiner Ausgabe des Reinhart Fuchs), an Lübben (die Tiernamen im Reineke Vos, Oldenburg 1863) u. a. Die hieraus bekannten Erklärungen werde ich nur kurz erwähnen und nur solche berücksichtigen, die zweifelhaft oder unerklärt sind. Grimm hat nachgewiesen, wie treffend für den Fuchs der Vorname Reinhart (Reginhart, Raginohard, nd. Reinke = Ratskundiger, Ratgeber) gewählt ist; in dieser Ztschr. (Jahrg. V, 9) habe ich dasselbe für Lampe Hase versucht. Ich halte fest, daß Lampe = Lamprecht ist; zu den Ableitungen von Lamprecht gehört auch Lemcke und Lembcke, welche Formen auch als Vornamen vorkommen, z. B. Lemcke

1) Vergl. engl. Jackboot, Kurierstiefel; Jackchain, Hemmkette.

Digitized by Google

Ebeling = Lamprecht Ebeling. Lampe ist eine ähnliche Kürzung aus Lamprecht, wie Reinke aus Reginhart oder Glöde aus Hlod (Chlodowich) (vergl. Albert Heintze, Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich. Halle 1882). Weshalb für den Hasen dieser Vorname gewählt worden ist, habe ich a. a. O. nachzuweisen versucht.[1])

Interessant scheint mir der Name des Katers, der im Engl. Tom (Tomcat), im nd.: Hinze, im Reinaert: Tibert, im Nouveau Renart: Tibiers, im Renart: Tibert und im Reinhart: Dieprecht heißt Der Froschmeuseler nennt den Kater: Murner, den Waldkater: Heinz, der Eselkönig nennt die Katze: Murner. Heinz und Hinze sind Kürzungen von Heinrich (Haganrih) und zwar einstämmige von Hagan (erweitert aus hag, Wald, Busch, Gehege). Tibert und Tibiers gehören zu Dieprecht (aus Dietbert, Dietberht = volksglänzend). Den Namen Hintze bringt Grimm (Myth. S. 286) zusammen mit Hinzelmann, Heinzelmann,[2]) welches mit Katermann zu vergleichen wäre, das im Renner mit Kobold zusammen vorkommt. Schon Luthers Tischreden erzählen von einem Geist „Heinzlin“; Hinzelmann läßt in der Bettstatt ein Grüblein zurück, als ob eine Katze da gelegen wäre (vergl. Grimm a. a. O.). Den Namen Heinze hat im Froschmäuseler ein Berggeist. Der gestiefelte Kater im Märchen spielt die Rolle eines gutartigen, hilfreichen Kobolds (Grimm, Myth. S. 286). Heinz und Hintze sind die Deminutivformen von Heinrich, gerade so wie man in Niederdeutschland einen andern Poltergeist Chimke, Chimmeken (nach Grimm Deminutivum von Joachim) und einen dritten Wolterken (Dem. von Walther) nennt. Also auf niederdeutschem Boden ist Hinze entstanden, und im Reineke kommt er ja auch zuerst vor. Merkwürdig ist es, daß im Froschmäuseler gerade der Waldkater den Namen Heinz führt, gleichsam als ob man sich noch der Ableitung aus „Hag“ bewußt gewesen wäre. Diese polternden Katzen ähnlichen Geister (Heinzelmann, Polterkater, Katermann, Stiefelkater u. a.) wohnen außer in Stall, Scheune oder Keller auch gern auf Bäumen (vergl. Grimm, Myth. 290). Ebenso treffen wir die wilde Katze oft auf Bäumen (vergl. Der Fuchs und diu Katze, mitget. von Grimm, Reinhart Fuchs S. 363). Den Namen Hintze haben die Nd. sicher gewählt, weil ihnen Dieprecht mit seinen Bildungen nicht geläufig war. Überhaupt ist die Kluft zwischen dem Reineke einerseits und dem Reinhart, Renart und Reinaert andererseits eine große. Auch der Hase, der

1) Vergl. Jack-i-the-bush, Nabelkraut; John behind the gardengate, Stiefmütterchen (Fiedler-Kölbing, Wiss. Gr. I S. 215).

2) Soltau, Reineke Fuchs, S. 56 übersetzt: Von allen Freunden wüßt' ich nicht, wem ich so fest vertrauen kann, als Euch, mein lieber Hinzelmann.

Digitized by Google

im Reineke plötzlich Lampe heißt, führt in den übrigen ganz andere Namen wie Coars, Cuwaert u. a. Ebenso ist es mit der Henne, dem Kranich ꝛc. Es entsteht nun die Frage, weshalb der Kater im Reinhart, Renart und Reinaert Dieprecht heißt — volksglänzend. Grimm (Reinhart Fuchs CCXLV) fragt, warum der Kater der glänzende, leuchtende sein soll, vielleicht weil seine Haare nachts elektrisch funkeln. Dies ist entschieden gesucht, wie Grimm zugiebt; aber funkeln denn nicht die Augen des Katers in der Nacht wie glühende Kohlen, hat er nicht ein schwarzes[1]) glänzendes Fell? Man könnte mir mit Grimm entgegenhalten, daß man in diesem Falle den Sitz der Bedeutung ins zweite Wort der Komposition gelegt hätte.[2]) Das ist aber auch nicht nötig, denn der Kater spielt im Renart eine ganz andere Rolle als im Reinke. Tybert überlistet sogar den schlauen Fuchs in den meisten Fällen, während Hintze stets der Angeführte, Gutmütige und sich dann schmollend Zurückziehende ist. Vergl. Vulpes et Cattus: Cattus autem inveniens arborem magnam, saltu subiit in eam et liberatus est . . . Canes autem capientes vulpem interfecerunt. Ebenso schlau ist der Kater im Renart und in der deutschen Fabel: Der Fuchs und diu Katze:

Ûf einen boum diu Katze vlôch,
dô si diu nôt ane gie;
der jeger nâch dem fuhse vie. etc.

An einer andern Stelle mengen sich Renart und Tibert in geistliche Geschäfte und wollen Messe lesen, wobei jedoch Tibert Priester und Renart nur Kirchendiener ist.[3]) Tibert ist durchaus nicht feige; er nimmt sich des Fuchses sogar einmal gegen den Wolf an, weil er sich selbst und nicht durch andere rächen will. Er erhebt sich in der Hofversammlung (si gite sor son dos sa qeue et sa lange aguise et desneue) und rät in gehöriger Form zu verfahren (ne devez vos honir franc home). Den Mäusen gegenüber spielt er eine gewichtige Rolle. In einer Nachricht, die Flacius von einer Handschrift Tierfabeln giebt, heißt es: alia est de catto infulato et manu tenente espiscopalem scipionem, ac praedicante moribus, ut eos convertat. Cui sorex maximus respondet etc. Gerade so predigt der Wolf den Schafen und der Fuchs den Gänsen. In der Versammlung sitzen Wolf und Kater zusammen (vergl. Isen-

1) Es kommt mehr auf das glänzende Fell, als auf die schwarze Farbe an; oft aber scheint es, als ob die Dichter sich ihn dunkel gefärbt vorstellen (vergl. Diu Katze in der Swerzen). Doch könnte sich glänzend auch auf sein buntes (dreifarbiges) Fell beziehen.

2) Die Ente heißt auch: Tibbeke von Tideberta = sehr glänzend.

3) Ebenso erscheint des Katers Priesterschaft im Gedicht von der schwarzen Nonne, Grimm, Reinh. 5,367.

Digitized by Google

grimus, Grimm. Reinh. Fuchs S. LX); Tibert weist den Roonel zurecht (Renart 21). Als der König (Renart 25) gegen die Heiden zieht, läßt er außer Fuchs und Wolf auch den Kater zum Schutze der Königin zurück. Aus allen diesen Gründen, meine ich, konnte er wohl auf den bedeutenden Namen Dieprecht (Tibert) Anspruch erheben, denn diesen Sinn hatte Theodebert im Mittelalter. Der nd. Übersetzer nahm den ihm geläufigen Ausdruck Hinze.

Im Englischen kommt dem Hinze der Bedeutung nach am nächsten: Tom (Dem. von Thomas). Der Kater wird noch heutigen Tages mit Tom gerufen und das Wort „Kater" durch „tomcat" übersetzt. Die Meise heißt tomtit (vergl. unten), ein kleiner Fisch (Morrhua pruinosa) Tomcod. Der Vorname Tom bezeichnet das flinke, gemütliche, hilfreiche Wesen eines Menschen, und daher ist er wohl diesem Feinde der schädlichen Mäuse gegeben; auch der kleine Dämling heißt Tom — thumb.[1]) Die jüngste Bezeichnung für den Kater ist „Murner", und hier können wir es verfolgen, wie satirische und historische Züge zur Namenbildung beitragen. Der Name kommt von dem murrenden Ton, den die Katze ausstößt. So heißt es im Froschmäuseler: Murnern, der Katzianer Patron, lehrt mich kennen u. s. w. In der Reformationszeit wurde der Name von Thomas Murner damit in Zusammenhang gebracht, er selbst als schreiender und krallender Kater dargestellt und verspottet. Darauf wurde das Wort in „Murnar, Murrnarr" umgedeutet und in dieser Form wieder auf den Kater übertragen, z B.: Fischart, Flöhhaz V. 2069: damit dem Murnar mögst entwischen, wann er vielleicht wolt nach dir (d. h. der Maus) fischen. Später ist der Name litterarisch wieder aufgefrischt, wie in Lichtwers Fabel: Hinz, des Murners Schwiegervater u. a. (vergl. Grimms Wörterbuch unter Murner). Dies scheint mir wieder ein Beweis dafür zu sein, daß Lampe ganz analog mit bewußter Anlehnung an einen der von mir erwähnten Lambert als Name für den Hasen gewählt ist. Die Entwickelung beider Namen hat gezeigt:

1. Je älter der Name ist, desto charakteristischer ist er gewählt.

2. Die Tiere werden von den verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten nach anderen Eigenschaften benannt.

3. Personennamen werden ihnen beigelegt, teils mit Rücksicht auf die Etymologie des Namens, teils mit historischer oder satirischer Anspielung auf bekannte Personen der betreffenden Zeit.

Ganz historisch scheint mir der Name des Geiers zu sein: Hubert. Er heißt im Nouveau Renart Hubers, im Renart heißen Geier oder

---

1) Das flinke Wesen artet oft in Toben und Unbändigkeit aus, und deshalb nennt man englisch einen Wildfang, ein wildes Mädchen: Tom boy.

Digitized by Google

Weihe (escoufle, huart)[1]): Hubert. Der Geier (oder die Weihe) spielt die Rolle des kräftigen Raubvogels, der kleine Tiere jagt und selbst den Fuchs angreift. Im Renart hat der Fuchs der Weihe die Jungen im Nest aufgefressen und wird darüber von den Alten angefallen, die er zwar besiegt, aber nicht ohne eigene schwere Wunden. Grimm (Reinhart Fuchs S. CCXLV) kann in dem Namen keine unmittelbare Bedeutsamkeit entdecken. Ist es nicht möglich, daß man dem Jäger unter den Tieren den Namen des Patrons der Jäger gegeben hat, dem zu Ehren noch lange am 3. November Feste gefeiert wurden. Die Biographie von St. Hubertus paßt durchaus in die Geschichte der frz Tierfabel. Er war der Sohn Bertrands, Herzogs von Guienne, und Hofmeisters des Frankenkönigs Theodorich. Die Geschichte seiner Bekehrung am Karfreitag in den Ardennen, wo ein Hirsch mit goldenem Kreuz zwischen dem Geweih vor ihm stand, war im Mittelalter sehr bekannt und ist oft behandelt worden. Vom Papst Sergius I. wurde er zum Bischof von Mastricht ernannt, erbaute zu Ehren seines Vorgängers und Lehrers Lamprecht — von einem Lamprecht habe ich Lampe abzuleiten versucht — eine Kathedrale in Lüttich und starb dort 727. Im 9. Jahrhundert wurde er heilig gesprochen und sein Körper in dem Benediktinerkloster Audain beigesetzt.

Dieser Entstehung entsprechend tritt Hubert auch erst im Renart und Nouveau Renart auf. Gerade bei den erst spät in die Tiersage aufgenommenen Namen, wie Hubert und Lampe, ist eine solche bewußte historische Anspielung am wahrscheinlichsten und am leichtesten zu verfolgen, während es viel schwieriger ist, für die ältesten wie Reinhart, Isengrimm u. a. bestimmte Vorbilder in Personen zu finden. Der nd. Bearbeiter hat den Geier gar nicht erwähnt, weil er eine Nebenrolle spielt, dafür aber einen andern Vogel eingeführt, nämlich Lutke, den Kranich. Der Name kommt nur im Reinke Vos vor und ist eine niederdeutsche Deminutivbildung wie Reinke, Tibbeke (die Ente), Moneke (der junge Affe), Hinze und Lampe.[2]) Lübben hält die Erklärung „der Kleine" (zu lyt, little) für nicht richtig, weil der Vogel ziemlich groß ist und kein Tier einen Namen nach seiner Größe führt. Er hält es

1) Escoufle oder Écoufle ist die Hühnerweihe, Huart oder Huard der Fischadler. Diese Ausdrücke bezeichnen allgemein einen Raubvogel.

2) Die Vorliebe des Nd. für Deminutiva, besonders auch in Eigennamen, erinnert mich lebhaft an dieselbe Erscheinung im Afr. z. B. im Renart und Aucassin und Nicolete, wie Johannet, Martinet, Roget (Name eines Ochsen), Robécon u. a., vgl. M. Seelig, Die dichterische Sprache in Heines Buch der Lieder: I. Das Substantiv als Diminutivum im volkstümlichen, zärtlichen, kosenden und satirischen Gebrauch. Halle a. S. 1891.

Digitized by Google

für ein Deminutivum von Ludolf = Ludeke, der noch jetzt mit Umlaut (Lüdeke) ein häufiger Name in Norddeutschland ist. Heintze (Die deutschen Familiennamen) weist ihn auch als Vornamen nach: Ludeke Went. Ich weiß nicht, weshalb Lübben „Ludolf" ansetzt, es ist einstämmige Kürzung von Liud und der Deminutivendung = Liudike. Liud entspricht dem ahd. und mhd. liut = Volk, Leute, welches vielfach nur verstärkend ist. Es ist aber zu beachten, daß die Bildungen von „liud" oft zusammenfallen mit denen von „liub" und „blod". Ich glaube, daß man zur Zeit, wo der nd. Bearbeiter lebte, Ludeke und Lutke für Deminutive von Ludewig (Chlodowich) hielt und die richtige Ableitung von „liut" vergessen hatte. Der Kranich empfing also den Deminutiv- oder vielmehr gemütlich klingenden Kosenamen „klein Ludwig". Wenn man sich auch nicht mehr der ursprünglichen Bedeutung dieses Namens = berühmt, volksbekannt bewußt war, so hätte man den bedeutenden Namen doch keinem unbedeutenden Tier gegeben. Reinke Voß V. 15 wird Lutke speziell mit aufgeführt unter den „stolten gesellen"; V. 1778 ist er mit Bartolt, dem Storch, und wie schon V. 15 mit Marquart, dem Häher, einfach erwähnt. V. 5226 trifft er mit dem Wolf zusammen, der ihn mit Doktor anredet: V. 5227:

he drôch ok ein rôt berêt,[1])
dar umme he ene ok doktor hêt.

Die Kur gelingt, er zieht dem Wolf den Knochen aus dem Hals und wird mit Undank belohnt, aber nicht weiter mißhandelt. Der Kranich bewahrt seine Würde auch dem Undankbaren gegenüber.[2]) Als Wandervogel, der hoch in den Lüften in regelmäßigem Haken im April und Oktober über die nd. Gegenden fliegt, ist er dem Volke als Frühlingsbote bekannt und lieb geworden. Wie alle Vögel verrichtet er Botendienste, ist aber lange nicht so vertraut mit dem Volk wie der Storch, da er meist im Norden und fern von der menschlichen Wohnung brütet.

Daher hat er wohl den angesehenen und zur Zeit der Entstehung des Reinke Vos in Deutschland und Frankreich (die vielen Könige dieses Namens) sehr verbreiteten Namen Ludwig bekommen. Die Namen für den Kranich (Lutke), den Storch (Bartold), den Häher (Marquart) und die Gans (Alheit) treten im Reinke Vos zuerst auf. Wenn ich auch zugebe, daß die jüngeren Bearbeiter für Nebenrollen Namen ohne Bedeutung und ohne Anspielung gewählt haben, so konnte ihnen doch immer ein gewisses Gefühl innewohnen, wonach ein gewisses Tier immer einen Namen aus einer bestimmten Gruppe erhalten mußte.

---

1) Das Männchen hat einen roten Scheitel.
2) Lupus bene meritae grui promissam abnegat mercedem.

Digitized by Google

Beim Häher Markwart ist die Wahl ganz klar, da nach Lübben (Glossar zu Reinke de Vos) das Tier noch jetzt im Bergischen Marklof d. i. Markolf heißt. In der Zoologie von Leunis werden für den Vogel die drei Namen angeführt: Holzhäher, Eichelhäher und Markolf (= Marculf). Die Bildung Markwart, Marquart (mit vielen Ableitungen) war gebräuchlicher als Markolf oder Margolf,[1]) wie der Vogel nach seinem Ruf genannt wird. Brehm führt auch Marquart als Namen an. Der scheue, in seinem Waldbezirke einsam lebende Vogel, der Feind der Singvögel, wird passend mit diesem Namen belegt.

Der niederdeutsche Bearbeiter konnte nicht umhin, den allbeliebten Storch wenigstens mit aufzuzählen. Eine Rolle spielte er in der alten Tiersage nicht, daraus haben ihn entschieden Hahn und Henne verdrängt. Die epische Wärme der Tiersage hat ihm also keinen Namen verschafft, während er in der bloß moralischen oder allegorischen Fabel seinen Appellativnamen behält. Er spielt dort die Rolle des ehrsamen, auf Zucht und Sitte in seiner Familie haltenden Hausvaters, der aus der weiten Ferne alljährlich wieder auf dasselbe Dach zurückkehrt und dem Hause Glück und Unglück bringen kann Im Reinke Voß ist er Bartold genannt, und Lübben (Glossar) erklärt diesen Namen als Berahtwold = glänzender Herrscher. Ich erinnere daran, daß die Ableitungen von Berahtwold in deutschen Familiennamen oft mit denen von Bartholomäus zusammenfallen. Die Namen Bartholomä, Barthol, Bartel (vergl. schweiz. Bartli, bair. Bartl) kommen als Vor- und Familiennamen sehr oft vor neben den von Berahtold abgeleiteten Barthold, Bartelt — auch Barthol und Barthel. Auf jeden Fall lag dem nd. Bearbeiter der Gedanke an Bartholomäus näher als an Berahtold. Der Tag des Bartholomäus (der 24. August) war auch in Niederdeutschland von Bedeutung: Bartelmeews, Up ollen Bartelmeiwes: 5. September nach dem alten, julianischen Kalender. Berghaus, Sprachschatz der Sassen (vergl. Heintze, Deutsche Familiennamen unter Bartholomäus). Viele der nd. Wetterprophezeiungen beziehen sich auf den Bartholomäustag. Gewitter um Bartholomä bringen Hagel und Schnee, nach dem Tage werden die Gewitter heftig, ein schöner Barthel verkündet einen guten Herbst. Er bezeichnet die Grenze zwischen Herbst und Sommer, gerade so wie der Abzug der Störche, der allerdings etwas früher fällt. An den Apostel Bartholomäus also hat der Verfasser vielleicht gedacht, als er den Storch Bartolt nannte, gerade so wie die Gans (ursprünglich: die wilde Gans) ihren Namen: Sunte Mertens Vagel vom Martinstag hat (Martinus

1) Bei komponierten Eigennamen überwiegt stets das erste Wort, das zweite kann in ein anderes übergehen (vergl Grimm, Reinhart Fuchs S. CCXL).

Digitized by Google

von Tours 11. November, bei den Protestanten der 10. November zu Luthers Gedächtnis, der am 10. geboren und am 11. getauft wurde).

Die Gans erhält den Namen Alheit (= Adelheit, persona nobilis). Lübben (im Glossar) führt Alke als Bezeichnung eines einfältigen, schwatzhaften Weibes an. Der nd. Bearbeiter mußte den Namen neu wählen. Isengrimus und Reinardus haben den männlichen (anser) Vornamen Gerhardus; im Reinhart, Renart und Nouveau Renart kommt die Gans nicht vor, Reinaert hat einmal Brunel an lückenhafter Stelle. Gerhardus spielt in der alten Fabel die Rolle des Wächters; von seiner Geschwätzigkeit ist nirgends die Rede. Eine Eigenschaft, die dem Bearbeiter vorgeschwebt hat, ist vielleicht die Eitelkeit der Gans, die sich überall vordrängt und gerne bemerklich macht. Daher hat er einen Namen gewählt, der zu seiner Zeit der Bedeutung entsprechend als fein und vornehm galt, und diesen dem eitlen Tier beigelegt, das ihn nicht verdient. Dadurch wird die Darstellung humoristisch und interessant. Ebenso werden in der Tierfabel einzelne Tiere mit Herr, Madame 2c. (Lafontaine: Maître corbeau) angeredet. Dieser Euphemismus mag mit anderen Gründen zusammen bei vielen Vornamen gewirkt haben, dem harmlos satirischen, humoristischen Tone der Tierfabel entspricht er vollständig.[1])

Ein anderer Grund zur Wahl eines bestimmten Vornamens scheint mir vorzuliegen in Metke, dem Namen der Ziege. Metke ist nach Lübben die Deminutivform zu Mathilde. Als Vornamen habe ich ihn öfter gefunden; so schenken im Jahre 1612 Claus Nettelblad und seine Frau Metke Goldenisse in Rostock dem dortigen Bröckerstifte 100 Mark Sund. Dieser häufig vorkommende niederdeutsche Name wird gerade der Ziege wegen ihres meckernden Geschreies beigelegt. Auch Tomtit, die Meise, beruht wahrscheinlich auf einer solchen Nachahmung des Klanges der Stimme.[2])

An dieser Stelle möchte ich noch darauf hinweisen, daß bei der Wahl des Vornamens nach meiner Meinung auch lautliche Einflüsse neben den etymologischen, historischen und satirischen mitgewirkt haben. Grimm und Lübben haben nirgends davon gesprochen. Sollten nicht Reim und Alliteration auf diese Wahl eingewirkt haben? Ich erinnere an Tomtit, Meise, Robin Redbreast, Rotkehlchen, Maggie Monyfeet, der Tausendfuß; damit wäre zu vergleichen: Bokert de bever, hane Hennink und der Hirsch Hornung aus dem Froschmäuseler. Es ist merkwürdig,

1) Vielleicht erhält die Gans auch wegen der wertvollen Federn einen vornehmen Namen. Witschel, Watschel geht über die Brücken, hat dem König sein Bett auf dem Rücken.

2) Von noch heute vorkommenden provinziellen Rufen für Tiere erinnere ich an Mieze Mau (für Katze), Wauwau (für Hund), Gigack (für die Gans) u. a.

Digitized by Google

daß Bokert und Hennink fast immer mit dem Zusatz bever resp. hane vorkommen, während die übrigen Tiere häufig mit bloßem Namen bezeichnet werden. Ein Kunstprinzip wie die Allitteration, welches einen so großen Einfluß auf die Wortbildung und Wortverbindung geübt hat, kann nicht unwesentlich für die Wahl eines Vornamens gewesen sein, der mit dem Tiernamen zu einem formelhaften Ganzen verschmolzen ist. Weniger bedeutend ist der Einfluß des Reimes, weil er viel später entstanden ist; nur bei der Bildung moderner Tiernamen kann er mitgewirkt haben. Sie sind meist dialektisch, und deshalb will ich an dieser Stelle nicht darauf eingehen. Der leitende Gedanke bei meiner Untersuchung war der, daß stets ein innerer Zusammenhang zwischen dem Vornamen und dem Tiernamen besteht, wenn es auch oft schwierig ist, denselben zu erkennen. Wie weit mir dies für die behandelten Namen gelungen ist, überlasse ich dem Urteile der Fachgenossen.

Zur Behandlung von Uhlands Gedicht „Der blinde König".

Von **Emil Hermann Zergiebel** in Kassel.

Das nächste Ziel bei der Durchnahme eines erzählenden Gedichtes in der Schule ist ein klarer Einblick in den Gang der Handlung. Der Inhalt des behandelten Gedichtes muß dem Schüler zum festen Besitze werden; er muß sich ihn bei der Durchnahme eines neuen dem Inhalte oder auch nur dem Bau nach ähnlichen Gedichtes klar und deutlich vor Augen stellen können, um das Kommende leicht mit dem Dagewesenen zu verknüpfen. Wenn auf einer höheren Stufe auf ein Gedicht, welches in einer früheren Klasse besprochen wurde, zurückgegriffen wird, so müssen wenige Konzentrationsfragen genügen, den Gang der Handlung in voller Klarheit wieder vor den Schüler hinzustellen. Ein solches Zurückgreifen hat gerade für die Vertiefung eine große Bedeutung. Treten einem doch bei der Durchnahme so manches Gedichtes Aufsatzthemen entgegen, welche man nur deshalb nicht zur Bearbeitung aufgeben kann, weil sie für die Stufe, welcher das Gedicht zugewiesen ist, zu schwer sind.

Die Wiedergabe des Inhalts, die Wiederherstellung der bei der Besprechung gebildeten Reihe wird aber erschwert, wenn die einzelnen Teile, in welche sich die Handlung gliedert, nur nach äußerlichen Gesichtspunkten einfach in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge aneinandergereiht werden. Sobald es der Standpunkt der Schüler zuläßt, müssen die Teile vielmehr nach ihrer inneren Abhängigkeit von einander betrachtet und zu einem Ganzen vereinigt werden. Das Verhältnis von Ursache und

Digitized by Google

Wirkung, von Grund und Folge, in dem die Ereignisse zu einander stehen, muß der Schüler durchschauen lernen. Folgende treffende Bemerkungen Deinhardts[1]) müssen hier die Richtschnur geben: „Die Kategorie der Kausalität zur Teilung der Ereignisse ist eine unendlich wichtige Kategorie, die alles Einzelne durchdringt und sich wie eine beseelende Kraft durch die ganze Entwicklung der Ereignisse hindurchzieht. In allen Erzählungen und historischen Darstellungen, in denen die Thatsachen nicht bloß nach der Zeitfolge äußerlich neben einander hingestellt, sondern in ihrem Zusammenhange begriffen werden sollen, bildet das Kausalitätsprinzip die allgemeine Grundlage einer gründlichen Disposition.“ Um aber die Ereignisse unter dem Gesichtspunkte der Kausalität betrachten zu lernen, muß der Schüler zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Seele, auf den Kernpunkt, auf den Hauptgedanken[2]) des Gedichtes lenken und von diesem Brennpunkte aus auf die Strahlen hingewiesen werden, die hier zusammentreffen. Wie der einzelne Satz nur verstanden werden kann, wenn man von der Hauptsache, dem Aussageworte, ausgeht, so gilt es in einem aus Sätzen bestehenden Ganzen, zunächst den „wichtigsten Zustand herauszufinden, von dem aus alles Übrige erfragt werden kann.“[3]) „In jedem Gedichte, in jeder Erzählung“, sagt Lehmann (Der deutsche Unterricht, Berlin 1890, S. 4)[4]) „giebt es einen Hauptpunkt, an welchem die Erzählung hängt. Diesen Mittelpunkt, der stets den Schlüssel des Verständnisses bildet, muß der Schüler unter Beihilfe des Lehrers aufsuchen.“ Ich möchte nur hinzufügen: „zuerst“ aufsuchen, um von diesem Mittelpunkte aus zu den anderen von Lehmann gesteckten Zielen (Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, Verknüpfung der Teile u. s. w.) zu gelangen. Dieser Hauptgedanke muß von vornherein den Ausgangspunkt für die Betrachtung des Inhaltes bilden, und auch wenn der Schüler noch nicht fähig ist, den inneren Zusammenhang zwischen den übrigen Ereignissen und diesem Hauptereignisse vollständig zu durchschauen, dürfte es sich empfehlen, bei der Gliederung die Überschriften der ein=

---

1) Beiträge zur Dispositionslehre, 3. Aufl. S. 41/42. (Es sei bei dieser Gelegenheit auf die eingehende Besprechung der 4. Auflage dieser „scharfsinnigen und gründlichen Untersuchung“ im 7. Hefte des gegenwärtigen Jahrgangs dieser Zeitschrift verwiesen.)

2) „Womit nicht die Herausdestillierung einer sogenannten Idee gemeint ist“: Frick, Lehrproben und Lehrgänge, 6. Heft, S. 111, Anm. 5.

3) Franz Kern, Zustand und Gegenstand. Berlin 1886. S. 134.

4) Vgl. Gotthold Klee, Ausgeführter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter= und Mittelklassen eines sächsischen Gymnasiums. Leipzig 1891. S. 5. — Vgl. auch E. Schnippel, Ausgeführter Lehrplan im Deutschen für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Berlin 1891. S. 5.

Digitized by Google

zelnen Teile unter stetem Hinblicke auf das Hauptereignis aufsuchen zu lassen.

Wenn ich nun im folgenden versuche, den Gang der Unterhaltung, welche sich zur Vertiefung in den Inhalt und zur Einprägung desselben zwischen Lehrer und Schülern entspinnen kann, an der Hand von Uhlands blindem Könige, einem ja wohl in jeder Tertia behandelten Gedichte, darzulegen, so verfolge ich damit vor allem die Absicht, zum Austausche der Meinungen über diesen Punkt und zur Mitteilung ähnlicher Proben in dieser Zeitschrift anzuregen. Auf die Frage nach dem Hauptereignisse in unserem Gedicht wird man die Antwort erhalten: Der Kampf des Königssohnes mit dem Riesen. Man wird jedoch die Schüler darauf hinweisen müssen, daß die Hauptteilnahme, die wir an dem Kampfe nehmen, nicht unmittelbar ist, sondern daß sie in dem Zustande liegt, in welchen durch den Kampf der Held des Ganzen, der blinde König, an dessen Seite wir uns von Anfang bis zu Ende befinden, versetzt wird. Die weitere Frage kann daher sein: Was widerfährt dem Könige durch diesen Kampf? — Seine Tochter wird befreit. Aus welchem Zustande wird der König dadurch befreit? Wie war sein Zustand, seine Lage, bisher? Wie wird sie durch den Kampf? — Er wird von dem Unglücke befreit, in welches ihn der Raub der Tochter gestürzt hatte.

Man kann die beiden letzten Antworten zunächst gelten lassen und einstweilen nur andeuten, was sich aus der weiteren Besprechung ergeben muß, nämlich daß das Gefundene die Folgen des Kampfes noch keineswegs ganz in sich schließt.

Im Mittelpunkte steht also die Befreiung des Königs aus dem Unglücke.

Womit muß uns dann der Dichter vorher bekannt gemacht haben? — Mit dem Unglücke des blinden Königs (I).

Weshalb ist der blinde König unglücklich? Seine Tochter ist ihm geraubt worden. — Weshalb bedeutet der Raub für den König ein größeres Unglück als er in jedem Falle wäre? Der König ist alt und blind, die Tochter besaß die Gabe, welche ihm in diesem Zustande allein einigen Trost bereiten konnte. — Welche Worte drücken aus, wieviel der König verloren hat? ... „War meines Alters Glück!" — Mit welchen Worten wird das Unglück unmittelbar ausgesprochen? „In bittrem Harme." „Mir beugt's das graue Haupt." Dürfen wir am Anfange — für den Unglücklichen hoffen? Ist er allein? Einer der Fechter wird vielleicht den Kampf mit dem Räuber aufnehmen. — Wie wird unsere Hoffnung in der 3. Strophe genährt? Es ist anzunehmen, daß die Wächter den Hohn des Räubers nicht ertragen werden. — Allein was sagt uns der Anfang der 4. Strophe? Kein Wächter wagt den Kampf. — Ver-

Digitized by Google

gleichen wir den jetzigen Zustand des Königs mit dem in der 1. und 2. Strophe! Die einzige Hoffnung ist nicht erfüllt, der König ist verhöhnt von seinem Feinde, verlassen von seinen Freunden, sein Unglück ist gesteigert (II). — In welchen Worten spricht sich das höchste Unglück des Königs aus? Bin ich denn ganz allein? — Auf welchem Worte liegt der Ton? Auf ganz. — Was ist die Folge dieses Schmerzensschreies? Der junge Sohn bittet den Vater, kämpfen zu dürfen. — Weshalb ist der Sohn nicht früher vorgetreten? Er war zu jung (und zu bescheiden). — Weshalb tritt er jetzt vor? Er sieht seinen Vater in höchster Not. — Welchen Wunsch entfacht dieser Zustand im Herzen des Sohnes? Er will seinem Vater helfen. — Aus welchem Gefühle geht dieser Wunsch hervor? Aus dem Gefühle der Liebe zum Vater (und zur Schwester). — Was folgt auf die Bitte? Die Abwehr. — Doch bleibt der Vater dabei? Nein. — Wodurch wird er umgestimmt? Er hält die Hand des Sohnes in der seinigen. — Mit welchen Worten leitet der Dichter zum Entschlusse des Vaters über? „Und doch." — Was folgt auf die Abwehr? Die Einwilligung. — Wie sieht es jetzt in dem blinden König aus? Würde er sein Letztes hingegeben haben, wenn gar keine Aussicht auf Erfolg da wäre? Nein, der König hofft (III). — Welche Frage legen wir uns jetzt vor? Wird die Hoffnung erfüllt? — Welche Worte schildern den Kampf? Str. 6, V. 5—8. Mit welchen Worten deutet der Dichter den Ausgang an? „Und dumpfer Widerhall" (das Niederfallen des erschlagenen Riesen). — Die volle Gewißheit, daß die Hoffnung erfüllt ist (IV), erhalten wir aber erst wodurch? Durch den Bericht der Wächter. — Hier schreitet die Handlung nicht fort. Der Dichter benutzt eine ganze Strophe, um uns die Befreiung aus dem Unglücke durch die Erfüllung der Hoffnung zu melden. — Was geschieht hierauf? Sohn und Tochter kehren zurück. — In welchem Zustande befindet sich der König jetzt? Er ist glücklich (V).

Die Rückkehr ist doch selbstverständlich. Weshalb fragt der König noch in der 8. Strophe? — Das Glück ist so groß, daß er es nicht fassen kann. Sehen wir zu, worin das Glück des Königs besteht.

Was war das Höchste, das wir in seinem Unglücke für ihn hoffen durften? Die Befreiung der Tochter. — In welchen Zustand hofften wir ihn im günstigsten Falle zurückversetzt zu sehen? In den, in dem er sich vor dem Raube der Tochter befand. — Welches war damals sein Glück? „Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß." — Hat er dieses Glück wieder erlangt? Ja. — Mit welchen Worten spricht er es selbst aus? „Nun wird mein Alter wonnig sein." — Wodurch wird es wonnig?

„Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

Digitized by Google

Aber der König fügt noch etwas hinzu:

„Und ehrenvoll mein Grab.“

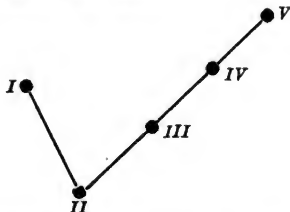
Wodurch wird das Grab ehrenvoll? Durch die Heldenthat des Sohnes. — Mit welchen Worten spricht es der König aus?

„Du legst mir, Sohn, zur Seite,
Das Schwert von gutem Klang.“

Vor dem Raube war das Alter des Königs wonnig. Wie ist es jetzt? Wonnig und ehrenvoll. — Woher kommt dieses größere Glück? Die Tochter ist nicht nur befreit, sondern sie ist befreit durch ihren jugendlichen Bruder. — Was ging der Heldenthat vorher? Die Bitte des Sohnes. — Wodurch wurde der Sohn zu dieser Bitte veranlaßt? Durch das höchste Unglück des Vaters. — Wodurch wurde es nur möglich, daß der Sohn in so jugendlichem Alter eine solche That wagte? Durch das große Unglück des geliebten Vaters. — Worauf ist das größere Glück, das die Folge der Heldenthat war, zuletzt zurückzuführen? Auf das große Unglück des Königs.

Der blinde König ist also nicht nur, wie wir zuerst sagten, von seinem Unglück befreit worden, sondern er ist infolge davon noch glücklicher geworden, als er vorher war. Das Hauptereignis ist nicht nur eine Befreiung von dem Unglücke, sondern eine Beglückung durch Unglück.

Es folgt nun ein Rückblick über das Gewonnene unter scharfer Hervorhebung der Hauptpunkte, wobei man vor den Augen der Schüler folgende Figur entstehen lassen kann:



Wer kennt ähnliche Geschichten, in denen das Unglück die Quelle des Glückes wird? In vielen Lesebüchern steht z. B. Der Regen von Christoph von Schmid.

Welcher Spruch drückt die darin enthaltene Wahrheit aus?

„Was Gott schickt, das ist wohl gemeint,
Obgleich es uns oft anders scheint.“

Digitized by Google

Diese Überschrift könnten wir unserem Gedichte geben.

Von dieser Überschrift aus kann nun eine Wiederholung des Inhaltes vorgenommen werden, welche zum Ziele hat, die Wahrheit des Spruches an unserem Gedichte zu erweisen.

Die gewonnenen Hauptteile werden sodann nach den Strophen abgegrenzt, im einzelnen betrachtet und in Unterabteilungen zerlegt. Dabei würde sich folgende Gliederung ergeben:

I. Das Unglück des blinden Königs.
  a) Der König und seine Wächter (Str. 1).
  b) Die Aufforderung des Königs (Str. 2).

II. Steigerung des Unglücks.
  a) Der Hohn des Räubers (Str. 3).
  b) Die Mutlosigkeit der Fechter (Str. 4, 1—4).

III. Hoffnungsstrahl.
  a) Bitte des Sohnes (Str. 4, 5—8).
  b) Einwilligung des Vaters (Str. 5).

IV. Erfüllung der Hoffnung.
  a) Überfahrt (Str. 6, 1—4).
  b) Kampf und Sieg (Str. 6, 5—8).
  c) Meldung des Sieges (Str. 7).

V. Glück des Königs.
  a) Die Rückkehr (Str. 8).
  b) Der Willkommengruß (Str. 9).

Schließlich können die Schüler angeleitet werden, den Inhalt des Gedichtes in wenige Sätze zusammenzufassen. Dies könnte in folgender Gestalt geschehen: Ein alter blinder König ist durch den Raub seiner Tochter in tiefstes Leid versetzt. Der Räuber ist so stark, daß kein Wächter des Königs den Kampf mit ihm aufzunehmen wagt. Durch das höchste Unglück des geliebten Vaters erstarkt aber sein jugendlicher Sohn frühzeitig zum Helden, besiegt den Räuber und führt die Gefangene zu dem beglückten Vater zurück.

Im weiteren Verlaufe des Unterrichts kann auf die Ähnlichkeiten im Aufbau der verschiedenen Gedichte hingewiesen werden. Wird z. B. das Glück von Edenhall besprochen, so findet der Schüler leicht, daß wie dort die Heldenthat des Königssohnes, hier die Frevelthat des Lords im Mittelpunkte steht. Er findet auch selbst den Unterschied: Durch die That des Königssohnes wird das Unglück eines anderen in Glück verwandelt, im Glück von Edenhall dreht sich das Interesse um eine Person, die Folgen der Frevelthat fallen auf den Thäter.

Digitized by Google

Daraus ergiebt sich von selbst die „Vergegenwärtigung der Kernpunkte womöglich von einem etwas höheren Standpunkte aus und im Vergleich oder in der Zusammenfassung mit anderen verwandten Gedichten", welche Schnippel[1]) für die Wiederholung im letzten Vierteljahre fordert.

Die Präposition entlang mit dem Dativ.

Von **Franz Branky** in Wien.

Zu den Präpositionen, über deren Stellung und Rektion so verschiedenerlei und mitunter ganz entgegengesetzte Meinungen obwalten, gehört unstreitig das Verhältniswort entlang. Am häufigsten wird entlang mit dem Accusativ, am seltensten mit dem Genitiv gefügt, wiewohl gerade für diesen Kasus in einer ganzen Reihe von Sprachbüchern, am entschiedensten aber in Dr. Theodor Gelbes deutscher Sprachlehre für höhere Anstalten S. 155, mit Nachdruck in die Schranken getreten wird. Freilich ist dabei der Umstand recht auffällig, daß die Grammatiker kein anderes Beispiel aus dem großen Litteraturschatze zur Veranschaulichung heranziehen, als den bekannten Satz aus der Braut von Messina des Waldgebirgs entlang jagen. Und wenn auch irgendwo noch ein zweiter oder dritter Beleg angeführt wird, so steht bei diesen letzteren gewiß nicht dabei, woher sie entlehnt worden sind. Die Fügung mit dem Dativ aber wird in den Sprachbüchern häufig ganz übergangen, oder als unrichtig und tadelhaft abgewiesen. K. A. J. Hoffmann meint der Dativ stände seltener als die übrigen Endungen. Das trifft wohl bei dem Accusativ aber nicht bei dem Genitiv zu. Friedrich Bauer bezeichnet in den Grundzügen der neuhochdeutschen Grammatik die Verbindung dieses Vorwortes mit dem Dativ als nicht gut. Nach Koch (Gramm. S. 264) hätte sich der Dativ bloß bei Angabe des ruhigen Wo eingedrängt, eine Ansicht, die durch den Umstand widerlegt wird, daß man gerade gern spricht und schreibt: Dem Ufer entlang gehen, — laufen, — fahren, — reiten, — schiffen u. ä.

Unsere Wörterbücher bieten für den Dativ auch wenige Beispiele. Wenigs Handwörterbuch, welches von Dr. L. Kellner neu bearbeitet ist, bringt S. 230 für den Dativ gar keinen Beleg bei; deshalb war ich seit einiger Zeit bei der Lektüre stets aufmerksam und achtete auf jene Fälle, welche bei der Präposition entlang den Dativ zeigen. Hier sind sie:

1) A. a. O. S. 5.

Digitized by Google

A. Entlang mit voraufgehendem Dativ.

Hie und da huscht eine unbestimmte Gestalt den Pfeilern entlang. (Heine, II. 249.)

Häßliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang. (Ders. II. 408.)

Diese Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eisenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seineufer, die andere dem linken Ufer entlang nach Versailles führen. (Ders. IX. 84.)

Die Theater des Boulevards, welche dem Boulevard du Tempel entlang in immer absteigendem Werte sich aufgestellt haben. (Ders. XI. 229.)

Ich wandelte lange den Pfeilern entlang. (Ders. XVII. 22.)

Dann ging's dem Thal entlang im muntern Trab. (Kerschbaumer. Coloman v. Hauseck S. 61.)

Den Säulen entlang zogen sich niedrige mit Pardelfell überzogene Polster. (G. Ebers, ägyptische Königstochter. I. S. 14.)

Die Straße führte dem Euphrate entlang durch üppige Weizen-, Gersten- und Sesamfelder. (Das. II. 2.)

Dem Strom entlang. (Das. II. 18.)

Dem Meere entlang. (Ders. der Kaiser II. 31.)

Wir gingen dem Grat entlang. (P. K. Rosegger. Die Schriften des Waldschulmeisters, S. 299, 332.)

Dem Gangsteig entlang geht ein Mann. (v. Leoprechting. Aus dem Lechrain, S. 120.)

Doch wer mühenden Gangs in der Vorstadt Felix Augustus
Neben Palästen daher und den laubigen Gärten entlang ging.
(Frd. Gregorovius. Euphorion, S. 74.)

Wir dampften vierundzwanzig Stunden ihr (der Insel Island) entlang. (Max Nordau. Vom Kremel zur Alhambra I. S. 288.)[1])

Den Ufern des Orontes entlang reiste ich über Emesa, Damaskus, Bostra und Philadelphia und bin glücklich hier. (In der Übersetzung von Ben Hur, Kap. 1.)

Ich wanderte dem Ganges entlang. (Ebenda.)

Den Seiten des Schiffes entlang zog sich ein starkes Gesimse. (Ebenda, Kap. 9.)

Sie gelangten an den Fluß und folgten seinem Laufe den Windungen des Weges entlang bald in Thäler, bald über steile Erhöhungen. (Ebenda, Kap. 16.)

---

1) Sonst hat dieser Schriftsteller entlang immer mit dem Accusativ gefügt und II. Bd. S. 16 steht einmal dieses Verhältniswort adverbial.

Digitized by Google

Die die ganze Insel dem Uferrand entlang umschließende Mauer war eine Wehr. (Ebenda, Kap. 18.)

Den Wänden entlang lief ein Divan aus indischer Seide und Kaschmirwolle. (Ebenda, Kap. 18.)

Als sie aus dem Hohlwege hervortraten, der sich dem Berge Gilead entlang zieht. (Ebenda, Kap. 34.)

Dem Wildenberger See entlang ... wandelt eine alte Matrone. (Edm. Felsthal. Des deutschen Volkes Sagenschatz, S. 75.)

Einem großen Fluß entlang kam er in einen Landstrich, wo er ein völlig schwarzes Volk traf. (A. F. Graf v. Schack, Pandora, S. 401.)

Wandern immer fort, tosendem Strom entlang! (Edw. Samhaber. Lyrische Dichtungen, S. 55.)

Dem Strande entlang dehnt sich ein Wald aus mit Buchen und Eichen. (H. C. Andersen, Bilderbuch ohne Bilder, 7. Abend.)

Während Brink nach Süden ... zuschritt, war Peter dem Strande entlang gewandert — dem Strande entlang geschritten. (Frd. Zöhrer. Der östr. Robinson, S. 48, 73.)

Wir folgten dem Weg dem Ufer entlang. (Zum Meer. Helene Stökl, S. 172.)

Mürrisch trabte also Hayradin die beschwerlichen Wege dem Flusse entlang. (In den Ritterburgen und unter fahrenden Leuten. A. Groner, S. 24.)

Bei diesem Schriftsteller, der allerdings nicht zu den mustergiltigen gehört, sieht man deutlich, wie schwankend der Gebrauch dieses Verhältniswortes zwischen Dativ und Accusativ ist, denn gleich eine Zeile unterhalb des letztangezogenen Beleges liest man: Geräuschlos glitt er den Waldweg entlang.

B. Entlang mit nachfolgendem Dativ.

Geräumige Ställe ziehen entlang dem Platz. (Merlin, Immermann, Vorspiel, Z. 160.)

Wir gingen mit dem sichern Führer oben
Entlang dem Ufer von der roten Flut,
Wo die Verbrühten laut Geschrei erhoben.
(Hoffinger's Übers. v. Dantes göttl. Komödie. I. 12. Ges. 100.)

... statt entlang dem Tscherna-Thal zu manövrieren. (Deutsche Rundschau VII, 196.)

Er schritt pfeifend, leise pfeifend vor und rundum im Gemach entlang den Bildern, Raritäten und Bücherschränken. (Wilh. Raabe. Im alten Eisen, S. 112.)

Digitized by Google

Was lehren diese Beispiele?

1. In der Prosa wie in der Poesie, bei Schriftstellern ersten wie dritten Ranges begegnet das Verhältniswort entlang auch mit dem Dativ gefügt.
2. Entlang kann diesem Kasus voraufgehen oder nachfolgen; der erstere Sprachgebrauch hat weitere Verbreitung gefunden als der andere.
3. Wiewohl nicht wenige Grammatiker die Dativ-Fügung bei diesem Verhältniswort ganz unbeachtet lassen, oder sie gar als nicht gut und fehlerhaft bezeichnen, so neigt der Sprachgebrauch der Verbindung mit dem Dativ viel mehr zu als der mit dem Genitiv.
4. Meiner Meinung nach beruht die Behauptung, daß entlang am häufigsten mit dem Genitiv stände, auf bloßer Einbildung. Wie schön wäre es, wenn der eine oder andere Grammatiker, der so für den Genitiv schwärmt, in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift eine Reihe von Belegen zusammenstellte, die zeigten, daß nicht die Dativ-, sondern die Genitiv-Fügung diejenige ist, welche sich den größten Umfang erworben hat. Solange aber das nicht geschieht, müssen wir lehren: Entlang regiert den Accusativ und den Dativ, selten trifft man diese Präposition in Verbindung mit dem Genitiv an.

Zwei Aufsatzthemata aus „Emilia Galotti".

Von **H. Kamp** in Linden (Hannover).

I.

Lädt Emilia Galotti in Lessings gleichnamigem Drama eine tragische Schuld auf sich? — Welche?

Einleitung. Aristoteles sagt in Kapitel 13 seiner Poetik: „Man muß keine ganz guten Helden (*ἐπιεικεῖς ἄνδρας*) ins Unglück geraten lassen, denn das ist nicht furcht- oder mitleiderregend, sondern gräßlich (*οὐ γὰς φοβερὸν οὐδὲ ἐλεεινὸν τοῦτο ἀλλὰ μιαρόν ἐστιν*). Zu diesem Grundsatze bekennt sich Lessing sehr lebhaft in St. 82 seiner Hamburger Dramaturgie: „Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne all ihr Verschulden unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken soweit von sich zu entfernen gesucht als möglich und wir wollten ihn nähren? Wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? Wir? Die Religion und Vernunft überzeugt haben sollte, daß er ebenso unrichtig als gotteslästerlich ist?" So schrieb Lessing am 12. Februar 1768; es ist

Digitized by Google

danach durchaus unwahrscheinlich, daß er in „Emilia Galotti“, in der Tragödie, deren Entwurf er in eben jener Hamburger Zeit von neuem überarbeitete, und die er einige Jahre nachher, 1772, vollendete, die Heldin ohne alle Schuld untergehen läßt. Aber nichts destoweniger ist es in ein gewisses Dunkel gehüllt, worin Lessing die tragische Schuld seiner Emilia eigentlich sieht.

Abhandlung. Lädt Emilia eine tragische Schuld auf sich A. dadurch, daß sie die Begegnung des Prinzen mit ihr in der Messe bei den Dominikanern ihrem Verlobten verschweigt?

I. Positiv.

1. Dieses Verschweigen ist unfraglich ein Vergehen:
   a) An sich: Der Prinz hat mit der versuchten Annäherung an sie nicht bloß eine strafwürdige Zumutung an sie gestellt; er hat damit auch eingegriffen in das sittliche Rechtsverhältnis Appianis zu ihr, und darum war sie diesem eine umgehende Mitteilung darüber schuldig.
   b) Auch nach der ersten unmittelbaren Empfindung Emilias: „Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wissen. Ihm muß ich es sagen“ ... „Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.“ (II, 6).
2. Es schafft auch die äußere Möglichkeit der Ermordung Appianis. Weil Appiani von jener Annäherung des Prinzen an Emilia nichts erfahren hat,
   a) durchschaut er das ihm von Marinelli in des Prinzen Namen gestellte Ansinnen, sofort nach Massa zu gehen, nicht und versieht er sich zu Marinelli eines unmittelbar folgenden weiteren Anschlages nicht,
   b) macht er also auch die Fahrt an Dosalo vorüber ohne genügende Deckung, sodaß der Überfall auf ihn gelingen konnte.

II. Negativ. Aber es ist durchaus unwahrscheinlich, daß der Dichter selbst darin die tragische Schuld Emilias sieht:

1. Kein Wort im ganzen Stücke deutet darauf hin. Emilias „Und warum er tot ist“ (V, 7) heißt nach dem Zusammenhange nicht „weil ich die Begegnung verschwiegen“, sondern will wohl besagen „weil der Prinz in Liebe zu mir entbrannt ist.“
2. Dem widerspricht geradezu Emilias Selbstbekenntnis in V, 7, nach welchem sie sterben will,
   a) nicht, weil sie nicht mehr leben kann, nachdem sie selber, wenn auch unfreiwillig, die Ursache von Appianis Tod geworden ist,

Digitized by Google

b) sondern weil sie sich gegen die ihr drohende Verführung durch den Prinzen nicht stark genug fühlt.

3. Unhaltbar ist die Auffassung, diese Worte Emilias seien nicht ernst gemeint, sie wolle mit denselben den Vater nur an der richtigen Stelle, an seinem reizbaren Ehrgefühle fassen, um ihm den Dolch in die Hand zu drücken:

a) Negativ. Diese Auffassung wird freilich nicht entscheidend widerlegt durch den Einwand, daß Emilia dann mit einer Lüge aus der Welt ginge. Es ist eine durch nichts erweisbare Voraussetzung, daß Lessing eine tragische Heldin nicht mit einer ihre weibliche Sittlichkeit rettenden Lüge aus der Welt scheiden lassen könne.

b) Positiv. Aber entscheidend spricht dagegen:

α) In der ganzen Scene deutet keine Silbe, keine Wendung darauf hin, jene Worte Emilias seien anders gemeint, als sie lauten. Und ohne zwingenden Grund darf man doch kein Wort anders verstehen, als es lautet.

β) Dazu kommt, daß jene Worte Emilias mit ihrer Hast, ihrer fieberhaften Erregung durchaus den Charakter völliger Wahrheit an sich tragen; der zitternde Affekt, mit dem sie gesprochen werden, würde sehr wenig zu einer die wahre Absicht verdeckenden Heuchelrede stimmen.

Zusatz. Jenes Verschweigen ist hinlänglich begründet in dem Charakter der bescheidenen, pietätvoll gehorsamen Tochter, die auch ihr feinfühligeres sittliches Urteil dem gebietenden Willen der altklugen, oberflächlichen, an die Befolgung ihrer vermeintlich sehr weisen, welterfahrenen Ratschläge gewöhnten Mutter unterordnet: „Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen." Diese für die Fortführung der dramatischen Handlung erforderliche Unterordnung ihres Willens unter den der Mutter dient demnach im Sinne des Dichters dazu, sie zu charakterisieren, nicht dazu, sie schuldig werden zu lassen.

B. Oder dadurch, daß sie sich von dem bestrickenden Wesen des ihr nachstellenden Prinzen innerlich bewegen, anziehen, bezaubern, gefangen nehmen läßt?

Eine solche Zuneigung verrät sich nirgends im ganzen Stücke bis V, 6 eingeschlossen:

I. Nicht direkt:

1. Weder in des Prinzen Gespräche mit ihr in der Messe noch in ihrem darauf folgenden Gespräche mit der Mutter (II, 6):

a) Wohl hat sie dem Prinzen nach dem ersten Blicke, mit dem sie ihn erkannte, nicht mit einem zweiten „Blicke

Digitized by Google

alle die Verachtung" gezeigt, die er für sein verbrecherisches Liebesgeständnis „verdiente", aber sie hat nur nicht das „Herz" dazu gehabt. Die Überraschung ist für sie zu groß, zu peinlich und darum zu verwirrend und zu lähmend gewesen.

b) In der „Halle" von ihm noch an der Hand ergriffen, hat sie ihm stand gehalten, jedoch nach ihrem eigenen Geständnis nur aus Scham, um die Vorbeigehenden nicht aufmerksam zu machen; „das war die einzige Überlegung", deren sie fähig war — oder deren sie sich nachher noch erinnern kann.

c) Als sie die Liebe stammelnden Worte hinter ihrem Rücken vernimmt, ist sie weit entfernt, in dem Flüsternden den Prinzen zu vermuten, was doch nahe gelegen hätte, wenn dieser neben ihrem Verlobten in ihren Herzensempfindungen eine Rolle spielte; vielmehr, als sie sich umwandte und ihn erblickte, glaubte sie „in die Erde zu sinken".

d) Sie benennt vor der Mutter den Prinzen zuerst nicht mit Namen, sondern gleich mit „ihn selbst", aber sie braucht damit keine vertrauliche Herzensbeziehung zu ihm zu verraten, sondern diese Wendung kann ihr von einer natürlichen Scheu eingegeben sein, den Namen der höchsten Person in Guastalla, die sich noch jüngst in einer Vegghia so gnädig gegen sie bezeigte, und von der sie selbstverständlich mit ihrer Mutter des öfteren gesprochen hatte, in einem Satze, in einem Atem mit einer so frevelhaften Handlung zu nennen.

e) Wohl klagt sie: Dem Himmel ist „sündigen wollen auch sündigen", aber sie versteht das doch nur so, daß „fremdes Laster" sie „wider" ihren „Willen" habe zur „Mitschuldigen machen" können, d. h. daß sie wider ihren Willen Anlaß für das lasterhafte Thun des Prinzen geworden sei.

f) Sie selber fühlt sich vollkommen schuldlos:

α) Ihr wäre es recht, wenn auch ihr strenger Vater, dessen zufällige Abwesenheit ihre Mutter als ein Glück preist, ihren Bericht gehört hätte: „Nun, meine Mutter? — Was hätt' er an mir Strafbares finden können?"

β) Auch die Bereitwilligkeit, mit der sie ihrem Verlobten alles gestehen will, beweist, daß sie sich von jeglicher Schuld frei fühlt.

Zusatz: Dreimal erwähnt der Prinz selber des Vorganges in der Messe; seine Worte bestätigen die schuldlose Haltung Emilias dabei. Um Marinelli zu höhnen, rühmt er zwar III, 1, sie sei seinem „Verlangen — mehr als halbes Weges" entgegengekommen, er „hätte sie nur gleich mitnehmen dürfen", aber III, 3 bekennt er ihm der Wahrheit gemäß, voller Besorgnis um die Zukunft: Von der Kunst, zu gefallen, habe ich „schon heut' einen zu schlechten Versuch gemacht. Mit allen Schmeicheleien und Beteuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurteil hörte. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit und schloß mit einer Bitte um Vergebung." Und zu Emilia selbst sagt er III, 5: „Ich hätte Sie mit keinem Geständnis beunruhigen sollen, von dem ich keinen Vorteil zu erwarten habe. Auch ward ich durch die sprachlose Bestürzung, mit der Sie es anhörten oder vielmehr nicht anhörten, genugsam bestraft."

2. Auch nicht in der Wiederbegegnung mit dem Prinzen (III, 5):

a) Angstvoll und bebend („Beben Sie nicht, mein Fräulein —") steht sie vor ihm, voll tiefen Mißtrauens gegen ihn. Der Prinz: „Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hegen?"

b) Wohl folgt sie ihm ins Gemach nach dem für das Ohr des Zuschauers zweideutigen Worte „Und nun kommen Sie, mein Fräulein — kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen," aber

α) sie muß nach den vorausgegangenen Beteuerungen des Prinzen dieses Wort so verstehen, daß die Entzückung des Wiedersehens von Mutter und Bräutigam ihrer harre;

β) und auch so noch läßt sie sich von ihm „nicht ohne Sträuben" abführen, weil immer noch voller Furcht und Mißtrauen;

γ) und als sie vollends aus dem Fernbleiben Appianis auf dessen Tod schließen muß, da wird aus der „Furchtsamsten" die „Entschlossenste" ihres Geschlechts. „Sie hält den Prinzen", berichtet Claudia darüber an ihren Gatten (IV, 8), „in einer Entfernung — sie spricht mit ihm in einem Tone — Mache nur, Odoardo, daß wir wegkommen."

Digitized by Google

II. Auch nicht indirekt, in einer gewissen Kühle ihres Verhältnisses zu Appiani:

1. Appiani ist ein edler, ritterlicher, gereifter Charakter, ein ruhiger, aber tief empfindender Mann; er erscheint in den wenigen Scenen, in denen er auf die Bühne kommt, umflort von „tiefsinniger" Melancholie, aber diese hat eine zufällige, vorübergehende Ursache. („Aber, es ist wahr; ich bin heut' ungewöhnlich trübe und finster." „Ich bin ärgerlich; ärgerlich über meine Freunde, über mich —". „Meine Freunde verlangen schlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heirat ein Wort sagen soll, ehe ich sie vollziehe . . . Und ich bin schwach genug gewesen, es ihnen zu versprechen.") Nichts berechtigt zu der Annahme, daß es ihm auch sonst an der lichten Heiterkeit fehle, die ein junges, lebhaftes Frauenherz verlangt, wenn es sich angezogen fühlen soll. Im Gegenteil, Emilias scherzende Frage „So feierlich? so ernsthaft? — Ist dieser Tag keiner freudigern Aufwallung wert?" (II, 7) bezeugt, daß sie weniger Feierlichkeit, weniger Ernsthaftigkeit erwartet hat. Er hat in seiner Liebe volle „Glückseligkeit", blickt mit der „zärtlichsten Bewunderung" auf Emilias „frommen", aber von allem Frömmigkeitsstolze freien Sinn; sein Auge ist so von ihr hingenommen, daß er „auf ihren Putz" nicht achten mag, wenn er sie sieht. Aber dennoch ist ihm ihre äußere Erscheinung nicht gleichgiltig: Er sieht sie in Gedanken stets so, wie er sie zum ersten Mal sah und liebte, das Kleid fliegend und frei, die Locken wie die Natur sie schlang, das Haar ungepudert, in seinem natürlichen braunen Glanze, mit einer Rose darin (II, 7).

2. Auch auf Emilias Seite deutet nichts darauf hin, daß es ihrer bräutlichen Empfindung an dem natürlichen Feuer fehle. Sie nennt ihren Verlobten „mein guter Appiani" (II, 6), „Herr Graf", „mein lieber Graf" (II, 7). Aber muß ihre Liebe kühl sein, weil sie mit Ehrerbietigkeit und sittlicher Wertschätzung gepaart ist? Sie „springt" ihrem Grafen entgegen („Hui! daß er da selbst kommt! Es ist sein Gang"); sie ist einem Geschmeide, von dem ihr dreimal böse geträumt hat, nur deswegen noch nicht gram, weil es von ihm stammt; sie hat sich sinnig „ausgedacht", sich an ihrem Ehrentage zu kleiden, wie sie gekleidet war, als sie ihm „zuerst gefiel", und es ist ihr eine helle Freude, aus seinem Munde zu vernehmen, wie gern und wie genau auch er dessen gedenkt.

Digitized by Google

3. Weder er noch sie machen von ihren Empfindungen viel Redens; aber müssen sie kühl sein, weil sie sich der Überschwenglichkeit in Worten enthalten? Auch nach dem Tode des Grafen erhebt Emilia kein lautes Jammergeschrei, sie ist ruhig, auffallend ruhig; aber warum? Weil sie weiß, „daß alles verloren ist; — und daß wir wohl ruhig sein müssen.“ (V, 7).

Weder direkt noch indirekt deutet also in dem ganzen Stücke bis V, 6 irgend etwas darauf hin, daß Emilia von dem bestrickenden Wesen des ihr nachstellenden Prinzen innerlich berührt, angezogen, bezaubert, gefangen genommen sei.

C. Dadurch, daß sie sich gegen die Verführungskünste des Prinzen für die Dauer widerstandslos fühlt (V, 7)?

I. Sie offenbart V, 7, was wir nach ihrer bisherigen Haltung im Stücke aus keinem Anzeichen argwöhnen konnten, daß nach jener Begegnung mit dem Prinzen in dem Hause der Grimaldi, von welcher Claudia II, 4 ihrem Gatten berichtet hat, sich ein Tumult in ihrer Seele erhoben habe, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen hätten besänftigen können.

II. Und sie gesteht, was uns beim Hinblick auf ihre Frömmigkeit, auf die bis dahin hervorgetretene Reinheit ihres ganzen Wesens, auf den gänzlichen Mangel unzweideutiger Anzeichen von Neigung zu dem Prinzen schier unglaublich dünken will, daß sie sich zu schwach fühle, der Verführung des Mörders ihres Gatten für die Dauer zu widerstehen: „Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut.“

III. Aus diesem, nur aus diesem Grunde will sie sterben: „Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten und sind Heilige. Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.“ Als er ihr denselben gegeben und wieder entrissen hat: „Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen, und bekommt die Rose zu fassen) Du noch hier? — Herunter mit Dir! Du gehörst nicht in das Haar einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll!“ . . . „Ehedem wohl gab es einen Vater, der, seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten, den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solche Väter giebt es keine mehr!“

IV. Und aus diesem Grunde stirbt sie, aus diesem Grunde ersticht sie ihr Vater: „Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsticht).“

Digitized by Google

Also ist die tragische Schuld Emilias, welche ihre Katastrophe herbeiführt, eben diese von ihr selbst gefühlte und bekannte Widerstandslosigkeit gegen die Künste der Verführung. Das natürliche Mittelglied zwischen diesem ihrem Schwächegefühle und ihrem Tode ist ihr eigener Wunsch zu sterben, dem der Vater willfahrt; so ist ihr Tod die natürliche Folge ihres schuldbegründenden Schwächegefühls; und das ist es, was Lessing am Schlusse des 82. Stückes der Hamburger Dramaturgie von der Katastrophe verlangt, daß sie nämlich die „natürliche Folge" eines Fehlers sei.

Zusatz. Ist die vorgetragene Auffassung richtig, so ist

1. das Bedenken des M. Claudius am Platze: „Ein Ding hab' ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich Emilia so zu sagen bei der Leiche ihres Appiani an eine Verführung durch einen anderen Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nackt durch'n Heer der wollüstigen Teufel gehen können, und keiner hätt' es wagen sollen, mich anzurühren;"
2. der Tadel Goethes, daß die Liebe Emilias zum Prinzen nirgends „ausgesprochen" sei, sondern nur „subintelligiert" werde, in verstärktem Maße berechtigt. Goethe fand eine solche Liebe Emilias doch wenigstens noch angedeutet, nämlich „in der Art, wie sie den Prinzen anhört, wie sie nachher ins Zimmer stürzt"; er vermißte bloß die deutlichere Herausarbeitung derselben. Um wieviel mehr wird man die Einheit im Charakter der Emilia beanstanden müssen, wenn man von Liebe oder Zuneigung zu dem Prinzen in dem ganzen Stücke bis V, 6 überhaupt nicht das mindeste unzweideutige Anzeichen bei ihr finden kann!

Schluß. Diese Schwäche in der Charakterzeichnung steht bei Lessing einzig da. In folgerichtiger Charakteristik offenbart sich sonst seine beste poetische Kraft. Woher diese Ausnahme? Als Lessing den Plan zur Emilia Galotti gefaßt hatte, schrieb er (1757), er habe die Geschichte der römischen Virginia von alle dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er habe geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater, dem ihre Tugend werter ist als ihr Leben, umgebracht wird, für sich tragisch genug und fähig sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folge. Und 1772, bei der endlichen Vollendung des Planes, erklärte er, das Stück solle weiter nichts sein als die alte römische Geschichte der Virginia in einer „modernen Einkleidung". Er versetzt

Digitized by Google

dieselbe aus den sozialen Verhältnissen des alten Roms in die der modernen Zeit, der Zeit Ludwigs XIV., um in dieser seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten. Gemäß der Macht des römischen Herrn über die Sklavin steht der Virginia bevor, Gewalt zu erleiden; vor dieser Gewaltthat rettet sie der Vater, indem er sie wie ein schuldloses Opferlamm hinschlachtet. Den veränderten sozialen Verhältnissen entsprechend ist der Emilia gegenüber von Gewalt nicht im entferntesten die Rede; war aber jegliche Gewalt, jeglicher Zwang ausgeschlossen, so mußte die Ursache von Emilias Tod nicht außer ihr, wie bei der Virginia, sondern in ihr gesucht werden, d. h. sie mußte schuldig werden. Und so konnte auch allein die tragische Katastrophe aus ihrem Charakter abgeleitet werden, wie es Lessings Grundsatze gemäß war.

Die politischen Folgen jener Schandthat in der römischen Geschichte, den Umsturz der ganzen Staatsverfassung, die Revolution, hat er fallen lassen, aber die in der Geschichte der Virginia liegende, zum Himmel schreiende Anklage gegen die regierenden Kreise hat er aufrecht erhalten, hat er mit vollem Bewußtsein wiederholen wollen. Sollte diese Anklage aber ihre volle vernichtende Wucht behalten, so mußte Emilia von sträflicher Neigung zu dem Prinzen frei, also unschuldig bleiben: So aber konnte die tragische Katastrophe nicht aus ihrem Charakter abgeleitet werden.

Der Dichter stand demnach bei der Gestaltung von Emilias Charakter zwischen zwei unabweisbaren und sich doch gegenseitig ausschließenden Forderungen, zwischen Scylla und Charybdis. Er genügte der einen Forderung, indem er Emilia während der gesamten dramatischen Handlung bis V, 6 nicht die geringste Zuneigung zum Prinzen verraten läßt: so schliff er die Spitze der Anklage gegen diesen zu schneidiger Schärfe; er genügte der anderen, indem er am Ende, zu allerletzt, in die Brust der Emilia die sie fieberhaft erregende Furcht vor künftiger Verführung, also ein schuldbegründendes Schwächegefühl legt, dessen Triftigkeit, die aus der dramatischen Handlung selber bis dahin nicht erhellte, er uns dadurch glaubhaft zu machen sucht, daß er Emilia bekennen läßt, sie habe schon vor der dramatischen Handlung eine erschreckende Probe von dieser ihrer Schwäche zu kosten gehabt: so legte er den Grund für die tragische Katastrophe in ihren Charakter. Demnach konnte es zu keiner vollen Einheit ihres Wesens kommen, die Linie ihres Charakters mußte eine gebrochene werden.

Das Widerwärtige in dem Eindrucke, den ihre letzten Worte auf uns machen, wird auf der Bühne fast verwischt durch den unmittelbar darauf folgenden freiwilligen, also sühnenden Tod.

Digitized by Google

II.

Welche Folgen für den Gang der Handlung in „Emilia Galotti“ hat des Prinzen Gang zur Messe bei den Dominikanern?

Einleitung. Goethes Urteil: „Emilia Galotti“ ist auch nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend drein. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort, möcht' ich sagen, auffinden. Drum bin ich dem Stücke nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist“. Goethes Empfindung, daß alles in dem Stücke mit dem Verstande gemacht sei, ist nicht in jeder Beziehung (Orsina, Appiani) richtig, aber zutreffend ist sie gewiß in bezug auf den Aufbau des Stückes. Lessings scharfer Verstand hat die Handlung sehr straff und einheitlich komponiert. Es ist des Prinzen Gang zur Messe bei den Dominikanern, der mit seinen Folgen den Verlauf derselben bestimmt.

Abhandlung.

A. Wie **soll** die Handlung nach Marinellis Plan verlaufen, bevor der Prinz Emilia in der Messe aufsucht?

Die unmittelbar bevorstehende Verbindung Appianis mit Emilia soll, damit diese dem Prinzen vorbehalten bleibe, verhindert werden, und zwar so, daß niemand von dem Ränkespiel etwas ahne:

I. Entweder durch sofortige Entsendung Appianis nach Massa,

II. oder, im Falle seiner Weigerung, durch einen Überfall auf seinen Wagen, durch Entführung Emilias nach Dosalo, dem Lustschloß des Prinzen, und durch Ermordung Appianis, die Marinelli von Anfang an ins Auge gefaßt zu haben scheint (wann nämlich hat der Bandit Angelo bereits seinen Auftrag bekommen?).

B. Wie **verläuft** sie infolge des Ganges des Prinzen zur Messe?

I. Zunächst scheint der ganze Plan Marinellis zu gelingen: Nach Appianis Weigerung, noch vor seiner Hochzeit nach Massa zu gehen, wird sein Wagen neben Dosalo überfallen, er selbst durch eine Kugel Angelos aus dem Wege geräumt und Emilia aufs Schloß gebracht, zum Prinzen; und dabei ist alles so angelegt, daß die Urheberschaft der verbrecherischen That nicht ans Licht kommen zu können scheint.

II. Aber plötzlich greifen die Folgen des Ganges des Prinzen zur Messe entscheidend ein:

1. Unmittelbar: Das Geheimnis ist entdeckt:

   a) Die Begegnung des Prinzen mit Emilia in der Messe ist von den Kundschaftern der Gräfin Orsina beobachtet

Digitized by Google

und dieser gemeldet worden. Infolge dieser Meldung schließt Orsina mit Sicherheit auf die Urheberschaft jener verbrecherischen That: „Ganz natürlich. — Mit dieser Emilia Galotti, die hier bei ihm ist, — deren Bräutigam so über Hals über Kopf sich aus der Welt hat trollen müssen, — mit dieser Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen, in der Halle bei den Dominikanern, ein Langes und Breites gesprochen. Das weiß ich; das haben meine Kundschafter gesehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr gesprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reime, dächt' ich, doch noch so ziemlich zusammen, was zusammengehört" (IV, 5).

b) durch sie erfährt Odoardo davon: „Nun da: Buchstabieren Sie es zusammen! — des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe; des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust-Lustschlosse". Odoardo: „Sprach sie in der Messe? Der Prinz meine Tochter?" (IV, 7.)

c) Nur weil Emilia vorher den verzehrenden Ausbruch der heißen Leidenschaft des Prinzen erlebt hat, vermag auch sie den Zusammenhang der Vorgänge zu durchschauen. Odoardo: „Weiß es Emilia, daß Appiani tot ist?" Claudia: „Wissen kann sie es nicht. Aber ich fürchte, daß sie es argwohnet, weil er nicht erscheinet." (IV, 8.) — Odoardo: „Aber laß doch hören: was nennst du, alles verloren? — Daß der Graf tot ist?" Emilia: „Und, warum er tot ist! Warum!" (V, 7).[1]

2. Mittelbar: Diese Entdeckung führt zum Tode der Emilia:

a) Nun Emilia erkannt hat, daß Appiani als Opfer der leidenschaftlichen Liebe des Prinzen zu ihr gefallen ist, durchzuckt sie mit fieberhafter Erregung das klare Vorgefühl, daß sie den sinnberauschenden Gelüsten des Prinzen für die Dauer nicht zu widerstehen vermag;[2]) darum wünscht sie sich den Tod — zur Sicherung ihrer weiblichen Sittlichkeit: „Denn wenn der Graf tot ist, wenn er darum tot ist — darum! Was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater!" . . . . . .

1) Zu II, 1, a—c: Orsina, Odoardo, Emilia führen die Handlung weiter, nicht Claudia; darum ist diese unter II, 1 nicht zu erwähnen.

2) Der Satz giebt keine volle psychologische Aufklärung, ganz in Übereinstimmung mit dem Stücke.

Digitized by Google

Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt ist nichts, Verführung ist die wahre Gewalt. . . . Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut . . . . Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch" (V, 7.)

[oder nach anderer Auffassung:

a. Es wird Emilia klar, daß sie selber Schuld trägt an dem Untergange ihres Verlobten, weil sie ihm das aufdringliche Liebesgeständnis des Prinzen in der Messe vorenthalten hat, infolge wovon jener, nichts Böses ahnend und gegen keinen Überfall gedeckt, an Dosalo vorüberfuhr und den Tod fand; darum mag sie nicht mehr leben. — Oder:

a. In Erinnerung an die gewaltige Erregung, die der Prinz, wie einst in der Vegghia im Hause des Kanzlers Grimaldi, so auch heute morgen in der Messe in ihrer Seele wachgerufen hat, fühlt Emilia deutlich eine Mitschuld an dem an Appiani begangenen Verbrechen: hat sie sich doch von dem Prinzen Empfindungen entlocken lassen, die der Braut eines anderen wahrlich nicht ziemten, und hat sie doch jenem nicht die Abfertigung zu teil werden lassen, die er verdiente; zur Sühne dieser Schuld ist sie entschlossen, zu sterben.]

b) Nur nach dem Einblick in die Absicht des Prinzen, welche dieser durch die Aufsuchung Emilias in der Messe verraten hat, konnte Odoardo durch die Worte seiner Tochter um deren Ehre so besorgt gemacht werden, daß er ihr den gewünschten Todesstoß gab. Emilia: „Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!" Odoardo: „Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsticht)" —

c) Auch der Dolch, mit dem er sie tötet, ist infolge jenes Ganges des Prinzen in seine Hand gekommen:

α) Weil Orsina von jenem Liebesgeständnis des Prinzen an Emilia erfahren hatte, kam sie nach Dosalo mit einem Dolche, um denselben gegen den Prinzen zu gebrauchen — nämlich für den Fall, daß sie diesen nicht für sich wiedergewinnen werde: „Ich bin nur ein Weib: aber so kam ich her! Fest entschlossen!" (IV, 8).

β) Sie giebt den Dolch dem vergeblich in seinen „Schubsäcken" nach einer Waffe suchenden Odoardo: „Ha! ich verstehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab'

Digitized by Google

einen mitgebracht. (Einen Dolch hervorziehend) Da nehmen Sie! Nehmen Sie geschwind, eh uns jemand sieht . . . Mir wird die Gelegenheit versagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird sie nicht fehlen, diese Gelegenheit". Und Odoardo zückt ihn, statt auf den Prinzen, übereilter Weise auf die Tochter.

Schluß. Er beraubt dadurch den Prinzen und seinen teuflischen Ratgeber gerade der Frucht ihrer Schandthat. Demnach ist der Ausgang des Stückes ganz und gar bedingt durch den Gang des Prinzen zur Messe bei den Dominikanern. An dessen Folgen scheitert Marinellis Plan; er war der „Schritt", der „nicht in den Tanz gehörte" (IV, 2).

Zum Kapitel: „Goethe ein großer Nehmer" (Goethe und J. H. Merck).

Von R. Löbell in Darmstadt.

R. Hildebrand hat in dieser Zeitschrift (IV, 2) dem Ursprung des „Heidenrösleins" nachgeforscht und die alte Ansicht, daß er im Volksgesange zu suchen sei, durch neue Gründe sicherstellen wollen, bald darauf auch (IV, 4) bei Goethes Gedichten „Zueignung" und „An Schwager Kronos" eine unmittelbare Anlehnung an bereits vorhandene Dichtungen nachgewiesen. Wir fürchten nicht, zu den Leuten gezählt zu werden, über welche sich neulich M. Carriere durch den schalkhaften Beweis, daß Goethe seinen Faust Lessing gestohlen habe, mit ernstem Gesicht lustig machte, wenn wir Beiträge zu dem Thema „Goethe ein großer Nehmer" für nützlich halten. Es wird dabei immer ins Auge springen, daß Goethe da, wo er für seinen dichterischen Bau einen schon handgerechten, leidlich behauenen Stein aus fremder Mauer brach, gleichzeitig immer auch der große Geber war, unter dessen Händen jener Stein Teil eines Palastes wurde.

Goethes Handlungsweise darf von keinem anderen Standpunkte aus als dem ästhetischen beurteilt werden; der moralische wäre höchst unberechtigt einem Dichter gegenüber, der nach Eckermanns Bericht sich ausdrücklich zu dem Grundsatz bekennt: „Was da ist, das ist mein! und ob ich aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte." (Gespräche, Leipzig 1836 S. 191.) Dabei gedenkt er selbst einiger Anlehnungen an Fremdes in seinem Faust. Diese Worte des Dichters rücken das Thema

Digitized by Google

„Goethe ein großer Nehmer" in ein ganz anderes Licht, und es kann sich jetzt nur darum handeln, die Werke, von denen er mehr als eine Anregung entnommen hat, vollständig zusammenzustellen, um aus der Beschaffenheit dieser anreizenden Stoffe und der Art ihrer Einverleibung und Assimilation vielleicht einiges für die Eigenart Goethes selbst und seine Stellung in der Litteratur entnehmen zu können. Auch könnte wohl umgekehrt von Goethe aus hier und da ein neues Licht auf die von ihm benutzten Dichter fallen.

Merkwürdig scheint es auf alle Fälle, daß Goethe einige Züge in „Hermann und Dorothea" einem Werke J. H. Mercks entnommen hat, eines Mannes, dessen kritische, absprechend verneinende, also vom Geben scheinbar weit entfernte Art gerade Goethe in sein Charakterbild hineingezeichnet hat. Dennoch ist die Anlehnung unverkennbar.

In „Hermann und Dorothea" ist des jungen Helden Neigung zum Landbau, seine „Lust zu Pferden und Acker" (II, 247) in seinem Wesen tief begründet. Er hat die Fohlen gekauft und daraus die herrlichen Hengste gezogen, besorgt sie selbst und vertraut sie niemand an (IV, 4—6); er weiß sie geschickt anzuschirren, vor den Wagen zu spannen und sie zu bändigen (I, 16. V, 132—143). Immer thätig, regt er sich im Hause und „besorgt still das Feld, so wie es die Stunden gebieten" (I, 206; IV, 124; V, 20. 21). Als er einmal den Versuch macht, in einen Kreis zu treten, dessen oberflächliche Art mit seinem gediegenen Wesen unvereinbar ist, und zu diesem Zweck auch ein äußeres Zugeständnis in Kleidung und Haartracht macht, erkennt er bald, daß er etwas Unmögliches versucht hat (II, 198—238).

Die angeführten Charakterzüge, jenes Erlebnis im Kaufmannshause sind in Goethes Epos unentbehrlich. Das Vorbild dazu findet sich in Mercks novellistischer Skizze „Geschichte des Herrn Oheim" (1778). Sie schildert, wie Herr Oheim die oft kleinlichen, aber aufreibenden, innerlich zersplitternden Geschäfte eines Ministers in der verschrobenen Welt eines Kleinstaates noch rechtzeitig aufgiebt und als unabhängiger Landwirt durch seiner Hände Arbeit, durch die Rückkehr zur Natur zu einem wahren und innerlich befriedigenden Dasein kommt. Sein Sohn ist in diesen gesunden Verhältnissen aufgewachsen, er könnte gar nicht anders als beim Landbau sein Dasein führen; wohlerfahren in aller ländlichen Arbeit, greift er überall selbst mit an. Seine Pferde sind ihm ans Herz gewachsen. Es wird erzählt, wie er eines Abends spät vom Pferdekauf heimkommt und außer den Pferden auch ein Fohlen mitbringt, um ein tüchtiges Pferd daraus zu ziehen. Ehe er ins Haus tritt, legt er selbst Hand an, um für seine Tiere zu sorgen und dem Knechte zu zeigen, wie man für sie eine gute Streu macht. Daß der junge Oheim die Pferde ihm selten

Digitized by Google

anvertrauen wird, hören wir den Knecht selbst sagen (A. Stahr, J. H. Mercks ausgewählte Schriften S. 181. 182). Am anderen Morgen zieht er früh mit ihnen aufs Feld. Der Gast seines Vaters berichtet: „Kaum war ich ans Fenster getreten, so ward ich des jungen Oheims gewahr, der an seinen Pferden zurecht machte, die Stränge bald verkürzte, bald verlängerte, bis sie an seinen Pflug paßten. Endlich schwang er sich auf eine seiner Stuten und zog mit langsamer Selbstzufriedenheit zum Thor hinaus" (S. 186).

Man vergleiche damit die angezogenen Stellen in „Hermann und Dorothea". Es kommt aber noch mehr dazu. Der Gast fragt ihn, ob er wohl das Herz hätte, auf diese Art sein Leben auf dem Lande hinzubringen. „Das ist ungefähr ebenso, als wenn Sie den Fisch fragten, ob er sein Leben im Wasser zuzubringen gedächte", erwidert der junge Oheim und schildert ihm seine Erlebnisse bei einem Besuch im Hause seines Onkels, eines geheimen Hofrats in einer Residenz. Als er ankommt, sind alle auf dem Karnevalsball. Der Vetter Regierungsassessor eilt auf die Nachricht im Maskenanzug nach Hause, embrassiert den Vetter vom Lande mit einer sonderbaren Wärme, bewillkommt ihn mit vielen französischen Komplimenten, kann ihn aber nicht dazu bewegen, ihn zum Balle zurückzubegleiten und Connaissancen zu machen. Der junge Oheim zieht die solide Nachtruhe vor, kann sie aber im fremden Hause doch nicht finden. Er kann den Tag kaum erwarten; als er endlich kommt, steht er auf und kleidet sich an. Sein zurückgestrichenes Haar ist bald in Ordnung, er pudert es aber diesmal, und als er sich im Spiegel erblickt, muß er lachen „über dies erste Opfer, das er dem Stadtwohlstande bringt." Er lernt die Familie kennen, den Onkel, die zu jugendlich gekleidete Tante, zum Vetter Regierungsassessor noch den Vetter Lieutenant und zwei Cousinen. Man behandelt ihn mit jener höflich gezwungenen Freundlichkeit, man ist bemüht, wie jeder Höhere den Niederen, ihn à son aise zu setzen, führt deshalb nur landwirtschaftliche Gespräche, fragt ihn, ohne eine Antwort abzuwarten und schleicht um ihn herum, auszuspähen, ob er nichts von Stallgeruch an sich habe. Abends wird er in die Komödie geführt; ein weinerliches Stück wird viel beklatscht, und er wundert sich, „daß dies Volk, das sich von Morgen bis in die Nacht mit Gefühl vollpfropft, doch immer so leer davon ist, daß es zu allen Zeiten begierig darnach schnappt." Bei Tisch wird er examiniert, wie ihm die Komödie gefallen habe. Die beiden Cousinen wissen erstaunlich viel über die Aktion zu sagen, wovon er aber gar nichts versteht, „weil ihm die ersten Begriffe dazu fehlen". Er sitzt also da und ißt über Vermögen von allem, was ihm angeboten wird, „aus Angst, er möchte etwas Unziemliches über die dramatische Kunst vorbringen". Nach-

Digitized by Google

dem er noch ein Eisfest hat mitmachen und erlogene Schwärmereien von zärtlichen Verehrerinnen der schönen Natur und des Landlebens hat anhören müssen und aus der Kälte seiner Verwandten längst gemerkt hat, daß man ihn für ein ganz unbrauchbares Subjectum hält, aus dem nicht einmal eine Ridicule zu ziehen sei, besteht er ernstlich darauf, daß er nicht länger bleiben könne. „Wie ich die Glacis hinter mir hatte, bemerkte ich erst, wo ich gewesen war, aus der Leichtigkeit, womit ich atmete und ließ mich in ein freundliches Gespräch mit Philippen und mit meinem Rappen ein“ (S. 194 flg.).

Man wird die Ähnlichkeit des jungen Oheim mit Hermann und die Ähnlichkeit ihrer Erlebnisse nicht für zufällig halten können. Bei beiden die tüchtige Gesinnung, die Lust an der gediegenen Arbeit des Landmanns und der mißlungene Versuch, in einem Kreise, wo Oberflächlichkeit, Unnatur und Unwahrheit herrschen, einmal zu verkehren, die Thätigkeit im Hause und die Langsamkeit und Schüchternheit nach außen (Herm. u. Dor. I, 207). Einzelne Züge, die Behandlung der Pferde, die beiden selbst lächerliche und nur für den besonderen Zweck angenommene Haarfrisur, die Unlust und Unfähigkeit, die Redensarten über eine Komödie mitzumachen, stimmen aufs Haar.[1])

Die Wahrscheinlichkeit unserer Annahme von Goethes Benutzung einiger Züge des jungen Oheim wird zur Gewißheit, wenn wir erfahren, daß Goethe die Arbeit Mercks nicht nur kannte, sondern sogar den lebhaftesten Anteil an ihrer Vollendung nahm. Wielands „deutscher Merkur“ brachte im Januar und Februar 1778 den Anfang der Novelle. Am 18. März schreibt Goethe an Merck: „Dein Oheim ist sehr gut. Besonders da nur in der Folge die Ostentation der Einfalt der Leute in der Manier des Geschichtsschreibers und nicht in ihnen lag“ (K. Wagner, Mercks Briefw. 1838, S. 125). Am 12. April urteilt Wieland in enthusiastischer Weise über des jungen Oheims Schilderung seines Residenz-

1) Merck liebt wie Goethe solche kerngesunde, auf sich selbst beruhende Gestalten und stellt sie gern in Gegensatz zu den nach äußerer Anerkennung und Beförderung als höchsten Zielen trachtenden, Papier beschreibenden Menschen im Beamten- und Gelehrtenstande. So erinnert auch des Amtmanns Sohn in dem prächtigen Sittenstück „Eine Landhochzeit“ (1779) an den jungen Oheim und Hermann. Er wird in seiner Gesinnung von seinem verständigen Vater noch bestärkt und gegen den Pfarrer verteidigt, der hier vom Standpunkte des „Gebildeten“ solches Wesen tadelt, auf die trefflichen, von dem jungen Manne nicht benutzten Unterrichtsanstalten hinweist und grämlich klagt: „Wenn man zu meiner Zeit die Jugend auf solche Weise angewiesen hätte, ich sollte wohl auch an einem anderen Platz mein Leben zubringen, als hier auf dem elenden Dorfe“ (Stahr, S. 269). Auch dieses Werk mag Goethe vorgeschwebt haben; des Pfarrers Worte erinnern außerdem sehr an des Löwenwirts Ausspruch II, 256 flg.

Digitized by Google

besuches und begründet sein Lob ausführlich (K. Wagner, a. a. O. S. 129). Es ist nicht anzunehmen, daß er mit Goethe, den er in jener Zeit öfter, so auch am 20. April bei der Herzogin Amalie, traf, nicht auch über das sollte gesprochen haben, was beide gleich sehr interessierte. — Am 5. August drängt Goethe: „Und apropos vom Baumpflanzen zu Herrn Oheim. Du weißt, daß er mir lieb sein muß, und ich bitte Dich, endige ihn rund und ohne etwaige fremde Ingredienzen, wie es einem am Schluß leider oft geht. Und dann erlaub mir, daß ich ihn hier zusammendrucken lasse. In dem Sau Merkur ist's doch, als ob man was in eine Kloake würfe, es ist recht der Vergessenheit gewidmet, und so schnitzelweise genießt kein Mensch was." Er fügt noch die Bitte hinzu, Merck möge mit solchen novellistischen Arbeiten ihm nicht in das theatralische Gehege kommen, da er das ganze Theaterwesen in einem Roman vortragen wolle — eine Bitte, die mit der spätern geringen Meinung von Mercks Produktionskraft (Wahrheit und Dichtung, Gespräche mit Eckermann) sehr in Widerspruch steht. Dann wird Mercks Novelle in dem Briefwechsel lange Zeit nicht erwähnt. Ihre Fortsetzung enthält noch das Oktober- und Dezemberheft des Merkur, aber man kann nicht sagen, daß sie einen förmlichen Schluß hätte: die Novelle bricht mit der Erzählung des Herrn Oheim, wie er aus einem Minister ein Bauer geworden sei, ab. Der lebhaft bewegte Gast liest noch drei Briefe, die jener in den ersten Zeiten seines neuen Lebens nach der Stadt geschrieben hat, aber wir erfahren von den Vorgängen im Hause und von dem Gaste selbst, in dem sich doch ein Gefühl für die Tochter des Hauses sichtlich zu regen schien, gar nichts mehr, und die Briefe ließen sich auch noch beliebig vermehren. Über ein Jahr hat Goethe auf den Schluß gewartet. Da drängt und droht er am 7. April 1780: „Zur Beendigung der Geschichte des Herrn Oheim wird dir hiemit bis Ende Julius Frist gegeben. Ist den 1. August das Manuskript nicht angelangt, wodurch die Geschichte zu völliger Zufriedenheit vernünftiger und unvernünftiger Leser, wes Standes und Alters sie sein mögen, abgeschlossen ist, so werd ich mich gemüßiget sehen, solches ex professo zu thun" (K. Wagner, S. 231). Man erkennt wieder den Eindruck des novellistischen Fragments auf Goethe, müßte ihn übrigens bei des Dichters Richtung auf das Naturgemäße und Typische ohnehin erwarten — „Du weißt, daß er mir lieb sein muß", schrieb er ja selbst.

Achtzehn Jahre später, fünf Jahre nach Mercks Tode, begann Goethe sein Epos. Als er aus dem biederen Bürgerssohn aus Altmühl, der die vertriebene Salzburgerin heimführt, die Gestalt Hermanns schuf, da kristallisierte sich an diese alles heran, was aus des Dichters Lebenserfahrung und Menschenbeobachtung Geeignetes dazu vorhanden war und

auch das, was er bei der Lektüre des Herrn Oheim einst empfunden und sich innerlich zu eigen gemacht hatte. Er brauchte nach Schillers Ausdruck hier nur zu schütteln, daß die reife Frucht ihm herabfiel, und wie zeigt sich hier der „große Nehmer“ als der große Geber! Vieles stimmt genau mit Merck und doch wie ist es so ganz anders geworden durch die Art der Verwertung und die andere Umgebung!

Man muß sich ordentlich freuen, daß hier Merck der Schöpferische, der Gebende ist, und es reizt, ihn auch sonst noch als einen solchen kennen zu lernen, damit das einseitige Charakterbild, das der greise Goethe aus der Erinnerung gezeichnet hat, durch Goethe selbst berichtigt wird.

Er warf Merck litterarischen Dilettantismus vor, legte ihm mephistophelische, zersetzende Neigungen bei und entlehnte doch einige der schönsten Züge seiner konservativsten Gestalt einem Werke dieses Mannes.

Demnächst ist ein Jahrhundert seit Mercks Tode verflossen.[1]) Da ist es wohl Zeit, dem Toten sein Recht werden zu lassen. Trotz K. Wagners Veröffentlichung des Merckschen Briefwechsels, trotz A. Stahrs Herausgabe seiner ausgewählten Schriften (Oldenb. 1840) und G. Zimmermanns Schilderung seines Lebens (Frankfurt a. M. 1871), weicht des Mannes Bild in den Litteraturgeschichten durch das Fehlen wesentlicher, positiver Züge nicht wenig von der Wirklichkeit ab. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller und seinen Werken im allgemeinen in großem Mißverhältnis steht zu der immer betonten litteraturgeschichtlichen Bedeutung, die man ihm auf Goethes Zeugnis hin doch einmal einräumen muß und auch im Schulunterricht nicht gut verschweigen kann. Das giebt denn erschlichene, subjektiv unwahre Urteile, bei denen niemandem wohl werden kann.

Doch nicht nur um Goethes willen wird man sich mit Merck beschäftigeu müssen: in dessen eigenen Schriften finden sich kostbare Schätze sittlichen und künstlerischen Gehaltes, die nie veralten, weil die Darstellung echten, unverfälschten Menschentums und der Kampf gegen beschränkende Unnatur in Leben und Kunst nimmer veralten. Mercks Schriften sind eine Rüstkammer, voll von scharfen Waffen in diesem Streite auch für unsere Tage.

---

1) Vorstehender Aufsatz war uns schon mehrere Monate vor dem Gedenktage (27. Juni) eingeliefert. D. L. d. Bl.

Digitized by Google

Sprechzimmer.

1.

Zu Ztschr. V, 9. S. 645: einen pfeifen.

Daß die Redensart „einen pfeifen" mit „einen blasen" und „einen schmettern" zusammenzustellen ist, beweist auch das Niederdeutsche. Man sagt in Mecklenburg ebenfalls: „He bläst enen" oder bloß „he bläst" für: er säuft; viel gebräuchlicher ist aber: „He tüt't enen, he het gehürig enen tüt't" „Tüten" heißt auf einem Horn blasen; es ist in unsern mecklenburgischen Kleinstädten der erste Ton, den man früh am Morgen hört, wenn der Kuhhirte seine Kühe zusammen-tütet. Das niederdeutsche „bläsen" und „tüten" in der Bedeutung „saufen" habe ich noch neulich in scherzhafter Weise in Bezug auf einen Musikanten gehört. Der eine fragt nach einem Vorübergehenden: „Wat is he?" (Was ist er, was hat er für ein Geschäft?). Antwort: „Dat is'n Muskant". — „He bläst ök wol lewer inne Buddel" d. h. er trinkt. Wie der Musikant seine Pfeife, Trompete oder Horn, so setzt der Trinker die Flasche an den Mund. Es wird wohl dabei auch an den gurgelnden Ton gedacht, der beim Trinken aus der Flasche entsteht, als Getränk wird stillschweigend Branntwein vorausgesetzt.

Wismar. **O. Glöde.**

2.

Es ist ein Reis entsprungen. Ztschr. V, 9, 613.

Im Melker Marienliede kommen beide Ausdrücke „Ros" und „Gerte" nebeneinander vor. Es heißt Str. VI:

Isaias der wissage
Der hebet din gevage,
Der quot[1]) wie von Jesses stamme
Wouchse ein gerten imme
Da vone scol ein bluome varen
Diu bezeichint dich unde din barn. S. M.

Dagegen lautet Str. VI:

Cedrus in Libano,
Rosa in Jericho,
Du irwelte myrte,
Du der wezzest also uerre,
Du bist uber Engil al,
Du besuntest den Even val. S. M.

---

1) Jesaias, 11, 1. 2.

Digitized by Google

Kinderling[1]) (in Gräters Bragur, Bd. VI, Abt. II Seite 23—37) läßt Str. 9—11 dem Hohen Liede entlehnt sein. Man kann aber auch an Sirach, Kapitel 24 als Quelle denken. Ich bin hochgewachsen wie eine Ceder auf dem Libanon (V. 17), und wie die Rosenstöcke, so man zu Jericho erziehet (V. 18); ich gab einen lieblichen Geruch von mir wie Cynnamet und köstliche Würze, und wie die besten Myrrhen u. s. w. (V. 20). Daß dieses Lob bei Sirach der Weisheit gespendet wird, beweist gegen ihn als Quelle nichts, da ja auch die Ausdrücke aus dem Hohen Lied erst auf die Maria übertragen sind. Für „Gerte" spricht wieder Str. I:

Jiu in erde leit Aaron[2])
Eine gerte (von) mandalon
Diu gebar nuzze:
Also edile (un) suezze
Hast du fure braht
Muoter ane mannes rat.

Dazu vergleiche man aus einer andern Marienlegende:

Du werest betekent by der gerden
De de Prester Aaron droch,
Vnde van der sulven gerden sloch
Grone lof unde schone blomen
Vnd van den blomen vrucht ys komen,
Du bist de blome, de vrucht yst Crist
De van dy geboren yst.

und aus dem von Kinderling angeführten lateinischen Weihnachtsgesang:

Radix Jesse iam floruit,
Et virga fructum edidit.

Wismar. O. Glöde.

3.

Zur Entstehung der Lesart „Ros"

führte, wie aus Str. XI hervorgeht, die Vergleichung der Maria mit Blumen, speziell mit der Rose; dieser Vergleich findet sich in vielen deutschen Liedern. Auch die Bezeichnung der Maria als „rosa sine spina" führt Sprenger mit Recht an. Daß auch andere Blumen und Bäume mit der heiligen Jungfrau in Verbindung gebracht wurden, geht aus Str. IV des Melker Marienliedes hervor:

---

1) Kinderling spricht hier nur von der Form des Liedes als Sprachforscher, nicht von dem schwierigen Inhalt, der aus der typischen Theologie zu erklären ist.

2) 4. B. Mose, Kap. 17, V. 8: Des Morgens aber, da Mose in die Hütte des Zeugnisses ging, fand er den Stecken Aarons, des Hauses Levi, grünen, und die Blüte aufgegangen und Mandeln tragen. Ähnlich ist die Herleitung des Kreuzholzes Christi aus dem Zweige, den Adams Sohn Seth auf das Grab des Vaters pflanzt.

Digitized by Google

Mersterne morgen rot
Anger ungebrachot,
Dar ane stat ein blume,
Di liuhtet also scone.
Si ist under den anderen
So lilium undern dornen.

Ebenso Str. X: Du bist der cederboum etc. und Str. XI.

Wismar. **O. Glöde.**

4.

Muskate.

Die Redensart „Was nützt der Kuh Muskate, sie frißt nur Haberstroh", die ich Ztschr. 5, 273 aus dem Munde meines verstorbenen Quedlinburger Lehrers J. A. Pfau aufgezeichnet habe[1]), führt mit Notwendigkeit darauf, Muskate als eine Speise zu fassen. Dabei kann die Erklärung Müllers von „Das ist der Kuh Muskate" als: „es ist ihr gleichgiltig" wohl bestehen. Müller denkt dabei an die Muskatnuß; ich habe die sogenannte Muskatblüte zur Erklärung herbeigezogen. Söhns, der verdienstvolle Verfasser der „Parias unserer Sprache", verwirft Ztschr. 5, 695 flg. beides, zieht ital. mosca = „Fliege" zur Erklärung herbei und meint, daß moscata (= fliegenbedeckt, voll Fliegen, zu ergänzen vacca) die Entstehung von Moskate veranlaßt habe. Ich möchte zunächst zwei Verse anführen, worin die Muskatennuß als Liebesgabe erscheint. Sie finden sich in einem Liede in des Knaben Wunderhorn überschrieben: „Den dritten thu ich nicht nennen" mit dem Anfange: „Mei Büebli isch e Stricker" und lauten:

Und drüben an dem Berge
Da stehn zwei Bäumelein,
Das eine trägt Muskate,
Muskate, Muskate,
Das zweit braun Nägelein.

---

1) Sie scheint zurückzugehen auf: Aurifaber, Tischreden Luthers, Eisleben 1566, Bl. 5a. Die Stelle ist jetzt abgedruckt in den Denkmälern der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten III, 3 S. 107 unter der Überschrift die Sau beim Mahle: Der Löwe hatte alle Thier zu Gaste gebeten und ein köstlich herrlich Mal lassen zurichten und auch die Sau dazu geladen. Als man nu die köstlichen Gerichte auftruge und den Gästen fürsetzte, sprach die Sau: „Sind auch Kleien da?" — Also sind itzt unser Epicuräer auch. Wir Prediger setzen ihnen in unsern Kirchen die allerbeste und herrlichste Speise für, als ewige Seligkeit, Vergebung der Sünde und Gottes Gnade: so werfen sie den Rüssel auf und scharren nach Talern; und, was sol der Ku Muskaten? sie isset wol Haberstro.

Digitized by Google

Muskatennüß sind süße,
Braun Näglein, die sind räß (scharf),
Die geb ich meinem Liebchen,
Liebchen, Liebchen,
Daß es mich nicht vergeß.

Gleichwohl haben wir wohl nicht an die Muskatnuß zu denken, sondern an eine Krude, d. h. an ein Gewürz und Konfekt, welches neben Wein und Bier den Hauptgegenstand der Bewirtung bei Festlichkeiten ausmachte. Wir finden dafür einen schönen Beleg im Braunschweigisch-Lüneburgischen Urkundenbuch, herausgegeben von H. Sudendorf, Hannover 1859 flg. Bd. 5, Nr. 45, S. 53 (angeführt im Mnd. Wb. III, 139): den vrowen unde megheden, dhe to den (Braut) lichten helpen, schal men nene kœste unde nenen wyn gheven, men mœd en dogh wol beer schenken unde muschaten unde engheuer (Ingwer) gheuen unde anders neen krude. Daß die Krude aus Muskatblüten hergestellt wurde, scheint mir hervorzugehen aus einer ebendaselbst angeführten Stelle aus L. Ennens Quellen der Geschichte der Stadt Cöln I; 93, 28: van kleynen kruyde, as van muscaten . . . muschaten bloymen[1]). Das „Compote" (das ja auch seinen Namen davon hat, weil es ursprünglich zum Trunke genossen wurde) aus Muskatblüte scheint außer Gebrauch gekommen, eingemachten Ingwer habe ich aber noch vor einigen Jahren zu Greene in Braunschweig zum Weine genossen. Er schwamm in einer dickflüssigen Zuckerbrühe, und ebenso beschaffen dürfen wir uns auch die muschate denken. Dann erklärt sich aber auch Müllers Redensart: „so voll Komplimente als der Muskat voll Fliegen" einfach. Eine solche Speise lockt eben, wenn sie offen dasteht, viele Fliegen an, die darin ihren Tod finden. Ich glaube, daß durch vorstehendes Söhns' Erklärungsversuch endgiltig widerlegt ist.

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Zur Erzählung vom undankbaren Sohn.

Daß Hebel seine Erzählung (es sind eigentlich zwei) „Kindesdank und Undank" (Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes I. Abteilung Nr. 3) Zschocke entlehnt hat, halte ich nach den Untersuchungen Kellers in dieser Ztschr. für ausgemacht. Daß sich der Stoff dieser Erzählung schon in einem altfranzösischen Fabliau findet, wie Meibel in dieser Ztschr. 5, 644 flg. bemerkt, ändert darin nichts. Überhaupt ist

1) Dort wird auch noch verwiesen auf Schillers Abhandlung zum Tier- und Kräuterbuche des Meklenburgischen Volkes I, 26a und Höfer in der Germania XV, 81.

Digitized by Google

derselbe schon früh, besonders in Deutschland, vielfach bearbeitet. Da ich den Gegenstand demnächst ausführlicher zu behandeln gedenke, so begnüge ich mich hier die mir bisher bekannt gewordenen Bearbeitungen anzugeben. Auf das altfranzösische Fabliau Berniers hat schon v. d. Hagen, Gesamtabenteuer II, LV hingewiesen. Damit identisch scheint, soweit aus den Inhaltsangaben zu ersehen ist, das von W. Grimm im 3. Bande der Kinder- und Hausmärchen zu Nr. 78 erwähnte altfranzösische Fabliau bei Meon 4, 479, 485. Nach v. d. Hagen hat Imbert das altfranzösische Gedicht neu gereimt. Von mittelhochdeutschen Bearbeitungen sind mir drei bekannt geworden. Erstens „Der kozze" von einem ungenannten Dichter, abgedruckt Gesamtabenteuer II, 391 flg. Ganz verschieden davon ist die Darstellung des Hufferers, aus der Dresdner Sammlung mitgeteilt Gesamtabenteuer III, 729 flg. Eine dritte, wiederum sehr abweichende Darstellung findet sich in Laßbergs Liedersaal Band I, Seite 585—89. Jüngerer Zeit gehört ein Meistergesang an, von dem W. Grimm a. a. O. eine Inhaltsangabe giebt. Ferner zwei volksmäßige Lieder, das eine, welches beginnt

Zu Rom ein reicher König saß
Als ich etwan gelesen das

und schließt

Das niemandts sein Elten verschmeht
Warnt treulich Jörg Brentel von Elbogen

enthalten in „Zwey schöne Neue Lieder" (Nürnberg Valentin Neuber); das andere mit dem Anfange (wonach es leicht in den verschiedenen Ausgaben zu finden ist):

Im Land zu Frankereiche
Ein alter König saß

in des „Knaben Wunderhorn". Hans Sachs behandelt den Stoff in einem Schwanke „Die halbe Roßdeck". Während nun diese älteren Bearbeitungen schon größtenteils von v. d. Hagen und Grimm erwähnt sind, ist beiden merkwürdigerweise eine mit der Hebelschen Erzählung ungefähr gleichzeitige poetische Bearbeitung entgangen, ich meine das Gedicht von A. F. E. Langbein „Die Roßdecke",[1]) welches beginnt:

Der Weihnachtstag begann zu lichten;
Ein Nordsturm heulte durch den Forst;
Und stürzte schneebeladne Fichten.
Der Adler floh in seinen Horst.
Da schauderte, gebeugt von Jammer,
Ein Greis in seiner öden Kammer.
Die Haare flimmten silberweiß
Gleich seinem Bart von Schnee und Eis.

---

1) gedr. in „Neuere Gedichte von A. F. E. Langbein. Neue verbesserte Auflage. Leipzig, Dykische Buchhandlung. S. 66 flg.

Digitized by Google

Der federfertige, oft triviale Poet erfreute sich bekanntlich zu Anfang des Jahrhunderts einer großen Beliebtheit, und so habe ich außer meinem Großvater noch mehrere alte Herren gekannt, welche das Gedicht im ersten und zweiten Jahrzehnt in der Schule gelernt und neben den derbkomischen „Abenteuern des Pastors Schmolk und Küsters Bakel", trefflich im Gedächtnis bewahrt hatten. In prosaischer Form finden wir die Erzählung in J Paulis Schimpf (Scherz) und Ernst. Ferner weist sie v. d. Hagen (Gesamtabenteuer II, LVII) nach in den Novellen des italienischen Arztes Ortensio Lando um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der Luthers Lehre nach Deutschland folgte, sowie bei den wenig später lebenden Novellisten Nicolo Granucci von Lucca und Sercambi.

Schon bei Lando bemerken wir eine eigenartige Veränderung des Stoffes, die wir auch beim Abbé Le Monnier in seinen Fables Seite 68 finden: Der Sohn sendet seinem ins Krankenhaus verwiesenen Vater von Zeit zu Zeit etwas Suppe in einem Zinngefäße. Als der Alte gestorben, will der Enkel den Napf behalten, um ihn auch seinem Vater ins Spital zu senden. Etwas abweichend davon ist wieder die Form, in welcher Jung Stilling in seinem Leben die Erzählung wiedergiebt, wonach sie von den Brüdern Grimm in die Kinder- und Hausmärchen unter der Überschrift „Der Großvater und der Enkel" als Nr. 78 der großen Ausgabe aufgenommen ist. Jung Stilling hat das Märchen aus dem Volksmunde aufgezeichnet und die Brüder Grimm bemerken, daß sie es in gleicher Form selbst oft gehört haben. Damit stimmt ein Volkslied aus dem Kuhländchen (in Meinerts Sammlungen 1, 106) überein, sowie eine Erzählung in der Mundart von Simmern auf dem Hunsrück, mitgeteilt von J. M. Firmenich in Germaniens Völkerstimmen Band I, Seite 532. Hier wird dem alten Vater statt des irdenen Napfes, der ihm entfallen und zerbrochen ist, ein hölzener zu seiner elenden Kost an der Thüre gegeben, und der vierjährige Enkel will nun auch einen solchen hölzernen Napf für seinen Vater schnitzen. Sonst wird auch gesagt, das Kind habe die Scherben von der irdenen Schüssel aufgelesen und sie für seinen Vater aufheben wollen.

Northeim. **R. Sprenger.**

6.

Zu Gedichten Goethes.

1. Zum Schweizerlied.

Schon früher habe ich darauf hingewiesen, daß die Verfasserschaft dieses Liedes von Trenkle, Die alemannische Dichtung seit J. P. Hebel. Tauberbischofsheim, J. Lang 1881, S. 3 geradezu dem

blinden Volkssänger Alois Glutz aus Solothurn zugeschrieben wird, und knüpfte daran die Vermutung, daß dieser es, ebenso wie Goethe aus der Volksüberlieferung geschöpft haben möchte. Aus H. Viehoffs Erläuterungen der Gedichte Goethes (Stuttgart, C. Conradi 1869) ersehe ich jetzt, daß schon früher behauptet ist, das Schweizerlied sei uralt und von Goethe ganz aus dem Volksmund entlehnt, der sich hier dieselbe Freiheit wie beim Heidenröslein genommen habe. Dafür, daß wir es mit einem Volksliede zu thun haben, spricht auch der Umstand, daß wir wenigstens die erste Strophe in anderer Fassung aus dem Volksmunde geschöpft erhalten haben. Sie ist aufgezeichnet in des „Knaben Wunderhorn" und lautet:

Auf'm Bergle bin ich g'sessen.
Hab' dem Vögele zug'schaut,
Ist ein Federle abe geflogen,
Haben's Häusle draus baut.

2. Zum „Herbstgefühl".

Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!

Heuwes hat Ztschr. 5, 649 flg. darauf hingewiesen, daß die Zwillingsbeeren von den Erklärern verschieden gedeutet werden. Düntzer erklärt: „Zwillingsbeeren „die weißen und roten Trauben von zwei verschiedenen am Hause sich emporrankenden Weinstöcken". H. entscheidet sich dagegen mit Recht für die Auslegung von Loepers, der an eine „Doppelbeere aus einem Stiel entwachsen" denkt, und fügt dazu noch eine schöne Parallelstelle aus Shakespeares Sommernachtstraum. Dafür, daß nur die letztere Auslegung richtig ist, sprechen auch die abweichenden Lesarten, welche in der Zeitschrift Iris, herausgegeben von Jacobi, IV, 249, wo das Gedicht mit der Überschrift „Im Herbst 1775" zuerst erschien, sich finden. Die Zeilen lauten dort (nach Viehoff a. a. O. S. 103):

Gedrängter quillet
Zwillingsbeere und reifet
Schneller und glänzet voller!

Der hier erscheinende Singular Zwillingsbeere schließt Düntzers Erklärung unbedingt aus.

3. Zum „Trost in Thränen".

Zu den Versen:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht

findet sich eine merkwürdig ähnliche Stelle in John Lillys „Camaspe" vom Jahre 1584 in: The Works of the British Dramatists,

Digitized by Google

carefully selected etc. by John S. Keltie. Edinburgh: W. P. Nimmo, Hay & Mitchell 1887, S. 51: stars are to be looked at, not reached at; princes to be yielded unto, not contended with.

Northeim. **R. Sprenger.**

7.

Zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Die Ztschr. 5, 630 ausgesprochene Vermutung, daß in Lessings Hamburgischer Dramaturgie 15. 16. Str. statt „in die **Bilze** gegangen" „in die **Binsen** gegangen" = verloren gegangen zu schreiben sei, ist auch für den Norddeutschen so naheliegend, daß sie von mir bei der Lektüre des Aufsatzes gewissermaßen vorweggenommen wurde. Der Ausdruck ist auch mir seit frühester Jugend geläufig, das Vorkommen von mhd. in die pilze gân = verloren gehen möchte ich dagegen bezweifeln. Weigand, D. Wb. II³, 351 giebt zwar an „In die Pilze gehen" = verloren gehen, gleichsam wie Pilzesuchende, die sich verirren; es ist aber zu vermuten, daß diese Angabe nur auf die Stelle der Hamburger Dramaturgie sich stützt. Eine Stellenangabe fehlt leider.

Northeim. **R. Sprenger.**

8.

Zu 4, 636 bemerke ich, daß schon der Schneidergesell in Heines Harzreise singt: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken sind frei". Heine fügt hinzu: „Solche Korruption des Textes ist beim Volke etwas Gewöhnliches".

Gießen. **O. Behaghel.**

9.

„Nägelein" zu Ztschr. V, 9.

Daß man unter Nägelein „Fliederblumen" versteht, habe ich ebenfalls noch niemals gehört. Sprenger kennt den Ausdruck nur für Gewürznelken, die allerdings einem kleinen Nagel ähnlich sehen. Gewürznelken sind nach Leunis getrocknete, unreife, mit dem Fruchtknoten verwachsene Kelchröhren, welche die noch unentwickelten Blumenkronblätter in Gestalt eines halbrunden Knöpfchens enthalten und vom Gewürznelkenbaume (Caryophyllus aromaticus) herstammen, welcher auf den Molukken wild und kultiviert vorkommt.

Diese Bedeutung paßt aber an dieser Stelle durchaus nicht, hier muß es eine in unseren Gärten wachsende Blume sein, und da liegt es doch nahe, an die Nelke zu denken, unsere wegen ihres Geruches beliebte Zierpflanze. Sie hat fünf langgenagelte Blumenkronblätter in einem langen röhrigen Kelch, die sich oben tellerförmig ausbreiten. Dies letztere

Digitized by Google

gilt allerdings auch für die Blüte des Flieders, aber Nägelein kommt in den Volksliedern immer mit Blumen auf Beeten zusammen vor. So erinnere ich mich genau eines Liedes, wo es mit Rosen und Gelbveigelein (Goldlack) zusammensteht. Es will mir leider trotz vielen Suchens nicht gelingen, die Stelle wiederzufinden. In Uhlands „Was klinget und singet die Straß' herauf?" steht in der 4. Strophe nur:

Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Ich glaube, die Stelle steht in „des Knaben Wunderhorn". Im Englischen bedeutet „clove" sowohl Gewürznelke, als einfach Nelke. Clovegilly-flower ist die gefüllte Gartennelke. Wie ich aus sicherer Quelle erfahre, heißen in Hannover die Nelken heute noch „Nägelein" oder „Nägelken"; hier in Meklenburg ist der Ausdruck nicht mehr allgemein bekannt.

Wismar. **O. Glöde.**

10.

Geruhen.

In dem Oktoberheft von Sanders' Zeitschrift für deutsche Sprache sucht ein Ungenannter „geruhen" in der höfischen Wendung „Seine Majestät haben geruht" auf nd. Ruge zurückzuführen. Da diese Erklärung unverdiente Beachtung zu finden scheint, so möchte ich doch hier darauf aufmerksam machen, daß die Zurückführung von nhd. geruhen zunächst auf mhd. geruochen nicht zu bezweifeln ist. Vgl. V. 2758 in dem Gedichte von Ludwig von Thüringens Kreuzfahrt: der chunic gerûchte nîgen dem fursten durch sîne werdekeit, wo md. gerûchen schon in dieser Bedeutung erscheint.

Northeim. **R. Sprenger.**

11.

Zu Ztschr. V, 207.

Gegen Robert Sprengers angebliche Berichtigung, die mir eben erst zu Augen kommt, muß ich mich verwahren; sie zeiht mich einer Verkehrtheit, die ich nicht begangen habe. Meine Bemerkung galt doch zusehends einem bloßen Druckfehler dieser Zeitschrift; die Richtigkeit der von Schmidt eingeführten Lesart selbst habe ich mit keinem Worte bestritten.

Burgsteinfurt. **Gustaf Eschmann.**

12.

Zu Ztschr. V, S 643: zu Gunsten, von — Gnaden.

Dr. Schürmann will in den von Wilmanns als noch erhaltene Plurale gedeuteten adverbialen Verbindungen „zu Gunsten" und „von

Digitized by Google

— Gnaden" vielmehr Dative Singularis der „früheren" Flexion der (so! statt dieser) Feminina sehen. Diese „frühere" Flexion von „Gunst" und „Gnade" ist aber stets die starke gewesen: ahd. mhd. gunst (i-Stamm) und ahd. ginâda, mhd. genâde, gnâde, (ō-Stamm). Eine Endung -en in der Einzahl ist nur bei der sog. schwachen Flexion der Substantive möglich und bis in die mittelhochdeutsche Sprachperiode auch bei Hauptwörtern weiblichen Geschlechtes vorhanden gewesen, wovon sich im Neuhochdeutschen nur noch einzelne Überreste[1]) wie „auf der Heiden", „aus seiner Tonnen" (Schiller), „in der Sonnen" u. a. m. erhalten haben, während im allgemeinen die Feminina in der Einzahl endungslos d. h. stark flektiert werden. Auch die Annahme, daß „zu meinen Gunsten" dadurch sich erklären soll, daß das moderne Sprachgefühl diese Form irrtümlicherweise als Plural aufgefaßt habe, wird durch den Vergleich mit den oben erwähnten Beispielen „auf der Heiden" u. s. w. hinfällig. Adverbiale Formeln pflegen übrigens in ihrer ursprünglichen Form zu erstarren, wofür z. B. lat. partim-partim (alter Accusativ nach der i-Deklination von pars, = klassisch lat. partem) als Muster dienen kann, während lat. gratiā „um — willen" für die Erklärung von „zu Gunsten" und „von — Gnaden" doch nichts bedeuten dürfte.

Bingen a. Rh. **Dr. S. Feist.**

13.

Zum deutschen Fluchwort „Henker".

Das verschiedentlich vorkommende Fluchwort „Henker", oft bloß H... geschrieben, (vgl.: „Der Vater taugte den Henker nicht" bei Claudius; „Weiß der Henker; ich habe vor nichts so viel Furcht" bei Gutzkow; „Die Nummer wird doch nicht des Henkers sein" bei Jean Paul u. dgl. m. bei anderen Schriftstellern) hat nichts mit nhd. Henker (französisch bourreau), ahd. mhd. henken, hengen, nhd. aufhängen, hängen lassen, zu thun; vielmehr dürfte es zu mhd. hinken *hënken, ahd. hinchan, *hënchan zu stellen sein. Sanders bemerkt unter „Henker" richtig, daß oft die versteckte Beziehung des Teufels darin liege und zitiert u. a. die obigen Fälle. Zu meiner Annahme werde ich durch das in der Tauberbischofsheimer und anderen ostfränkischen (auch rheinfränkischen) Mundarten gebrauchte Fluchwort „Daihenker, zum D.; der D." geführt, das nach den Lautgesetzen genannter Mundarten auf mhd. *dihënker zurückgeht, was „Verhütungsform" zu mhd. *dîvel-hënker wäre. Dieses *dîvelhënker, neuhd. *Teufel-Hinker, ist seiner Bedeutung nach Teufel-

1) Abgesehen von Zusammensetzungen wie „Heidenröslein", „Sonnenglanz", wo in der Kompositionsfuge -en fast noch durchweg steht.

Digitized by Google

Teufel, also tautologisches Substantivum. dîvel ist Nebenform zu mhd. tiuvel, tievel (Teufel). Zu hënker vergleiche man angelſ. hellechinca (Höllenhinker, Teufel), siehe Kluge unter „hinken“. Daß der Teufel „Hinker“ sive „Hinkender“ genannt wird, entspricht ganz der mittelalterlichen Vorstellung, die ihm einen Pferde- oder Geißfuß verliehen. Es liegt im Interesse des fremdsprachlichen Unterrichts, der zu Fällen wie corbleu, diantre, palsambleu deutsche Pendants verlangt, dann aber in dem des deutschen, wo „Potz Element“, „Potz Blitz“ u. a. zu erklären sind, derartige Beispiele aus den modernen deutschen Dialekten bei der Hand zu haben. An solchen „Verhütungsformen“ bietet die Tauberbischofsheimer Mundart noch: Daicksel für Teufel, Sïdian für Satan, Herr Jö- für Herr Jesus; Jösses, Jässdich, Jassdich, Jessdich für Jesus.

Bruchsal. Otto Heilig.

Zur Berichtigung.

Die Meinung des Dr. Glöde (Zeitschr. V, 8, 566), als hätte ich (Zeitschr. V, 4, 279 flg.) beweisen wollen, daß (auf eignem) Zaum = (auf eignem) Saum sei, ist nicht zutreffend; in diesem Aufsatze bin ich auf diese Frage gar nicht eingegangen und habe das Wort Zaum nicht einmal genannt, sondern ich habe lediglich auf die von Dr. Glöde (Zeitschr. V, 1, 56) gestellten Fragen geantwortet: 1. „Wo kommt Saum für Saumroß vor?“ 2. „Wo geht der Z-Laut in den weichen S-Laut über?“ Für die erste Frage habe ich verschiedene Belegstellen beigebracht, wo Saum für Saumroß vorkommt, und in betreff der zweiten Frage habe ich einen Wechsel von S und Z in den deutschen Mundarten nachzuweisen gesucht.

An einer anderen Stelle (Zeitschr. V, 9, 585), wo Dr. Glöde sich auf einen Aufsatz von mir bezieht, hat er meine Ansicht dadurch unverständlich gemacht, daß er meine Begründung ganz außer Acht gelassen hat. Er schreibt a. a. O.: „In dieser Zeitschrift IV, 4, S. 368/369 wird der Osterhase mit dem Osterlamm in Verbindung gebracht und darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Tiere wegen ihrer Ähnlichkeit (sic!) wenigstens bei einem Volksstamme (welchem?) durch dasselbe Wort bezeichnet worden seien.“ Ich füge deshalb hier aus meinem Aufsatze die Worte, in denen die Ähnlichkeit der beiden Tiere näher ausgeführt und begründet wird, hinzu: „Eine Vergleichung des Hasen und des Lammes ergiebt manche Ähnlichkeiten: beides sind kleine, unschuldige Tierchen, deren Leben mehr ein Leiden als irgend etwas anderes ist; denken wir nur an das Lied vom „armen Häslein“, das dem Bauern ins Gras geht, und an das Lamm, das dem Zahne des Wolfes ohne

Digitized by Google

Wehr preisgegeben ist. Wäre es daher nicht möglich, daß der Osterhase auf Grund dieser Ähnlichkeiten sich zu dem Osterlamme gesellt habe, und daß er die Rolle, die er nun einmal beim Osterfeste spielt, eigentlich seiner Ähnlichkeit mit dem echt (biblisch-) christlichen Osterlamm zu danken habe?"

Bromberg. **Karl Krüger.**

A. Hebler, Geschichte der Heliandforschung von den Anfängen bis zu Schmellers Ausgabe Rostock, Diss. 1890. 48 Seiten.

Rudolf von Raumer (Geschichte der germanischen Philologie) und Hermann Paul im „Grundriß der germanischen Philologie" geben nur wenige kurze Bemerkungen über die älteste Heliandforschung. Es ist erklärlich, daß es für den Germanisten interessant ist, das allmähliche Bekanntwerden eines der wichtigsten Litteraturdenkmäler der altsächsischen Zeit zu verfolgen. So zeigt der Verfasser, wie das für verschollen gehaltene Werk allmählich rein litterarisch bekannt wird, wie Flacius Illyricus zuerst 1562 auf die Praefatio aufmerksam macht. Du Chesne und Daniel Georg Morhof drucken diese Praefatio aus Flacius einfach ab, während Jacob Friedrich Reimman in seinem „Versuch einer Einleitung in die Historiam literariam etc." zum ersten Male auf die mannigfaltigen Widersprüche hinweist. Im Abschnitt II A giebt der Verfasser die interessante Geschichte des Cottonianus. Zuerst hielt man die Handschrift für eine dänische, Franciscus Junius macht aus „Danice", der Wahrheit näher kommend, „Danosaxonice". Thomas Smith nennt die Sprache „Francico-Danica", bis endlich Georg Hickes die Wissenschaft von dem dänischen Mythus befreite und das Werk in das karolingische Deutschland verwies; er hat auch zuerst die poetische Gestalt des Heliand erkannt. II B wird der Bambergensis beschrieben. Die Bemühungen um die Herausgabe des neuentdeckten Heliand waren zahlreiche. Johann Georg Eccard, aus dem Kreise Gottscheds vor allen Dingen Johannes Schilter, ferner Klopstock, Carl Michaeler, L. Wachler, Bouterweck haben einzelne Excerpte besessen oder veröffentlicht. Der Bambergensis wurde von Gérard Gley entdeckt, der während der französischen Revolution aus Frankreich geflohen war. Er kam nach Bamberg, wo er als Lektor der französischen Sprache und Lehrer am Gymnasium wirkte. Nach Gley beabsichtigte der mit Christophine Schiller verheiratete Bibliothekar in Meiningen W. F. H. Reinwald eine Ausgabe des nach seinem neuen Aufenthaltsorte Monacensis genannten Kodex zu besorgen; er starb aber über der Arbeit im Jahre 1815. Inzwischen hatte von der Hagen zum ersten Male auf das leitende Kunstprinzip der ganzen Dichtung hin-

Digitized by Google

gewiesen, auf die Allitteration. Endlich im Jahre 1830 brachte J. Andreas Schmeller in München die langersehnte Ausgabe zu stande, und in den nächsten 60 Jahren folgen zahlreiche Untersuchungen über Grammatik, Metrik und die Quellen des Gedichtes. Über diese weitere Entwickelung der Forschung hofft der Verfasser an anderer Stelle berichten zu können. Wir wollen wünschen, daß diese für die Abrundung des Ganzen notwendige Fortsetzung bald erscheint. Die ganze Monographie ist dann ein schönes Beispiel, wie deutscher Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit in unermüdlichem Eifer der Wissenschaft ein wichtiges Werk zurückerobert und zugänglich gemacht haben.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

Kleine Mitteilungen.

Soeben erhalten wir die Nachricht von einem litterarischen Ereignis von Bedeutung: dem demnächstigen Beginn des Erscheinens einer 14. Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Ein ganzes Jahrhundert erfüllt sich im Laufe der Ausgabe der 14. Auflage seit Erscheinen des ersten Bandes der 1. Auflage des Unternehmens, dessen Ruf durch die ganze Welt verbreitet ist. Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig hat sich bestrebt, die Jubiläumsausgabe des großartigen Werks in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Wie aus dem Prospekt zu ersehen ist, wird die 14. Auflage in ihrer Art einzig dastehen und hat die Verlagshandlung keine Kosten gescheut, um textlich wie illustrativ das Vorzüglichste zu bieten. 100 000 Artikel sollen die 16 Bände des Werks enthalten, sodaß nichts dauernd Wissenswertes auf dem Erdenrund dem Besitzer von Brockhaus' Konversations-Lexikon unbekannt bleiben mag. 9000 Abbildungen werden diese Artikel auf 900 Tafeln und im Text illustrieren; darunter befinden sich 120 Chromotafeln in besonders schöner Ausführung, wenn wir nach uns vorliegenden Proben urteilen können, sowie 300 Karten und Pläne, von welchen uns ebenfalls vorzügliche Beispiele zugänglich gemacht worden sind.

Auf die Ausgabe der 14. Auflage des Lexikons, dessen 1. Heft in den nächsten Tagen erscheinen soll, wollen wir hierdurch alle unsere Leser aufmerksam machen. Wir hoffen noch öfter in der Lage zu sein, auf Brockhaus' Konversations-Lexikon hinzuweisen.

— Vor uns liegen die ersten 5 Lieferungen einer „Neuen Folge" des „Familien-Bücherschatzes", unter welchem Sammeltitel bekanntlich die Veröffentlichungen des in seinen Wirkungen so segensreichen Weimarer „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" zu erscheinen pflegen. Die Heftchen erwecken schon dadurch das lebhafteste Interesse jedes wahren Litteratur- und Volksfreundes, daß in ihnen die von genanntem Verein im vorigen Sommer mit dem Preise gekrönte Erzählung von Carl Schultes in Hannover: „Der Puppenspieler" zuerst zum Abdruck gelangt, weshalb wir unsere Leser ganz besonders auf diese neue Ausgabe glauben aufmerksam machen zu sollen. Aber auch der die ganze Serie als Titelwerk beherrschende Hauptroman von Ludwig Rellstab „1812", welchem im Sinne der Vereinsbestrebungen noch der Untertitel „oder die Häscher des Kaisers" beigegeben worden ist, scheint uns angesichts

Digitized by Google

der heute die Gemüter bewegenden, dicken russisch-französischen Freundschaft einen besonders glücklichen und zeitgemäßen Griff der Vereinsleitung zu bedeuten. Aus dem düsterschaurigen Hintergrunde des gewaltigen Völkerkampfes vom Jahre 1812, der mit Geschick und in den lebendigsten, glühendsten Farben uns geschildert wird, tritt klar und deutlich, in edelster Plastik das Bild zweier von den Häschern des französischen Welteroberers politisch verdächtigter und unschuldig verfolgter deutscher Jünglinge hervor, deren Geschicke inmitten des französischen Heeres, auf den unendlichen russischen Eisgefilden in wunderbarer Größe sich erfüllen sollten. Namentlich glauben wir den Militärbehörden, Kriegerverbänden und selbst Schul- oder öffentlichen Bibliotheken einen Dienst zu erweisen, indem wir sie auf diese gehaltvolle, durch und durch patriotische Veröffentlichung des Vereins mit dem erhebenden und begeisternden Schlußausblick auf den großen, deutschen Freiheitskampf von 1813 hiermit aufmerksam machen. Die Redaktion des volksfreundlichen Unternehmens hat die wenigen im Text etwa noch vorhandenen anstößigen oder doch verfänglichen Stellen des Romans vollständig getilgt, so daß das Buch von Eltern wie Lehrern auch der reiferen Jugend ohne Bedenken nunmehr in die Hand gegeben werden kann. — Selbst die äußere Ausstattung der Hefte hat sich gegen früher entschieden zu ihrem Vorteil verändert. Für den Umschlag ist eine lebhaftere, äußerlich ansprechendere Farbe gewählt worden; das Titelblatt schmückt jetzt eine dem Inhalte des Hauptromans entnommene Zeichnung — ein ungemein wertvolles und charakteristisches Stimmungsbild aus der Künstlerhand Oskar Herrfurth's, der auch die bisher erschienenen Illustrationen zu besagtem Roman gefertigt hat, wogegen an der Fortführung desselben kein Geringerer als Prof. Woldemar Friedrich-Berlin sich angelegentlich beteiligen wird und die Preisnovelle von Schultes vier wertvolle und innig empfundene Zeichnungen aus der Feder Osk. Schulz' zieren. Die ganze Folge, welche auf ca. 70 solcher Hefte (1½ Druckbogen gr. 8° zu 10 Pf.) geplant ist und im Zeitraume eines Jahrganges wieder ihren Abschluß finden soll, wird neben den genannten Erzählungen noch eine ganze Reihe von meist kürzeren Werken neuzeitlicher, lebender Autoren zur Veröffentlichung bringen, und man darf dem Fortgang dieses neu eingeführten Unternehmens mit um so größerer Spannung entgegen sehen, als neuerdings auch von der freudigen Bereitwilligkeit seitens der zünftigen Colportage, sich für die Verlags-Erscheinungen der Weimarer Schriften-Vertriebs-Anstalt reger zu verwenden (woran dem Vereine seiner ganzen Richtung nach außerordentlich viel gelegen sein muß) durchaus Erfreuliches verlautet. Zu beziehen sind die Hefte übrigens für Mitglieder wie Nichtmitglieder durch jede bessere Buchhandlung.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie Nr. 8: August: Anton E. Schönbach, Über eine Grazer Handschrift lateinisch-deutscher Predigten, besprochen von Johann Schmidt. (Die Handschrift gehört dem Beginne des 14. Jahrhunderts an; sie enthält lateinische Predigten mit untergemischtem deutschem Text, z. B. Si autem non vis cognoscere dominum in prima domo, hoc est in ecclesia, von der lere, die du da horest u. s. w.) — P. Besson, De Sebastiani Brant Sermone, besprochen von Gustav Binz. — Friedrich Liesenberg, Die Stieger Mundart, ein Idiom des Unterharzes, besprochen von O. Behaghel (eine schätzenswerte

Stoffsammlung aus einem interessanten Gebiete. — Carl Franke, Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten, besprochen von O. Behaghel. — Baron Sloet, De Planten in het germaansche volksgeloof en volksgebruik, besprochen von F. Koßmann (vierzehn harmlose, ansprechende Skizzen merkwürdiger Pflanzen Hollands und der angrenzenden Länder). — W. Ranisch, Die Völsungasaga, besprochen von W. Golther.

—— Nr. 9. September: W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl., besorgt von Ernst Martin, besprochen von O. Behaghel (Wir sind Martin für seine Hingebung, für seine mühevolle Arbeit zu lebhaftem Danke verpflichtet). — Adelbert Heinrich von Keller, Verzeichnis altdeutscher Handschriften, herausgegeben von Eduard Sievers, besprochen von A. Leitzmann. — Karl von Bahder, Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems, besprochen von Friedrich Kauffmann. — Klaudius Boiunga, Die Entwicklung der neuhochdeutschen Substantivflexion, besprochen von O. Behaghel (eine durch die Wahl des Themas wie die Art der Ausführung gleich erfreuliche Arbeit). — Johannes Rentsch, Johann Elias Schlegel als Trauerspieldichter, besprochen von A. Leitzmann. — Schweizerische Schauspiele des sechzehnten Jahrhunderts, bearbeitet durch das deutsche Seminar der Züricher Hochschule unter Leitung von Jacob Bächtold; Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, herausgegeben von Max Herrmann und Siegfried Szamatólski. 1. Gulielmus Gnapheus' Acolastus, herausgegeben von Johannes Bolte, besprochen von Ludwig Fränkel (es sei den Herausgebern für ihr aufrichtiges Bemühen, entlegene Geisteserzeugnisse von litterarischer Bedeutung in nahbarer Gestalt darzubieten, der wärmste Dank ausgesprochen. Möge die schöne Absicht, die beiden Unternehmungen zu Grunde liegt, Erfolg haben, zum Segen der germanistischen Wissenschaft und der Erkenntnis eigenartigen vaterländischen Schrifttums vergangener Zeiten). — Joh. Péronne, Über englische Zustände im 18. Jahrhundert nach den Romanen von Fielding und Smollet, besprochen von O. Glöde (alle Fachgenossen, die sich für die Kulturgeschichte Englands im 18. Jahrhundert interessieren, werden die Studie Péronnes mit großem Vergnügen lesen).

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur, 35, 3: Jellinek und Kraus, Die Widersprüche im Beowulf. — Kochendörffer, Erinnerung und Priesterleben II. — Much, Germanische Matronennamen. — Ders., Nehalennia. — Wustmann, Zum Text der Carmina Burana. — Werner, Altdeutsche Bruchstücke aus polnischen Bibliotheken II. 1. Wolframs Willehalm. 2. Sachsenspiegel. 3. Predigtbruchstück? 4. Eine mitteldeutsche Evangelienharmonie? 5. Predigtbruchstücke.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 3: M. Rödiger, Die Sage von Ermenrich Schwanhild. — W. Schwartz, Von der volkstümlichen Naturkenntnis mit einem Excurs über die deutschen Pflanzennamen. — M. Höfler, Die Kalenderheiligen als Krankheitspatrone beim bayerischen Volk. — J. J. Ammann, Volkssagen aus dem Böhmerwald. — O. Zingerle, Segen und Heilmittel aus einer Wolfsthurner Handschrift des 15. Jahrhunderts.

Germania 24, 2: V. Michels, Zur Beurteilung von Jacob Grimms Ansicht über das grammatische Geschlecht. — G. Ehrismann, Ahd. linzil — lutzil. — Jellinek, Zur Deklination der ahd. Abstracta. — Hirt, Zur Metrik des altsächs. und althochd. Allitterationsverses. — Roth, Deutsch-latein. Gedichte

Digitized by Google

aus der Zeit des 30jährigen Krieges. 1—3. — Fränkel, Bemerkungen zur Entwicklung des Grobianismus. — Sprenger, Zu Reineke Vos; zu Reinhart Fuchs. — A. Bartsch, Drei Akrosticha. — R. Köhler, Eine koptische Variante. E. Lohmeyer, Zu Germania 31, 325.

Zeitschrift für deutsche Philologie 24, 1: B. Symons, Siegfried und Brunhild. I. Ein Beitrag zur Geschichte der Nibelungensage. — J. Sneber, Über die „neutralen Engel" bei Wolfram von Eschenbach und bei Dante. — J. Köstlin, Beiträge aus Luthers Schriften zum deutschen Wörterbuche. — Zingerle, Predigtlitteratur des 17. Jahrh. 6, I. — W. Golther, Konrad Hofmann. Nekrolog.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte IV, 8: Ludwig Fränkel und Adolf Bauer, Entlehnungen im ältesten Faustbuch. 1. Das Sprichwörter-Kapitel. 2. Brant und noch einmal Dasypodius. — E. Wolff, Das Buch ohne Titel. — H. Sittenberger, Untersuchungen über Wielands komische Erzählungen (Forts.). — Ernst Müller, Vollmers Nachlese zu Schillers Kalender. — L. Lobé, Neue Beiträge zu H. P. Sturz' Lebensgeschichte. — E. Elster, Zu Heines Biographie. — H. Holstein, Zu Tassos Amynt. — Edmund Götze, Zu Goethes Briefen. — M. H. Jellinek, Zu Lessings Anmerkungen über das Epigramm. — P. Beck, Ein Einzeldruck Ch. D. Schuberts.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 14, 1. u. 2: A. Leitzmann, Untersuchungen über Berthold von Holle. — K. v. Bahder, Bemerkungen zu Reinhart Fuchs. — J. Meier, Studien zur Sprach- und Litteraturgeschichte der Rheinlande. — Jiriczek, Die innere Geschichte des Alphartliedes. — Fr. Kauffmann, Mythologische Zeugnisse aus römischen Inschriften. — E. Sievers, Grammatische Miscellen. — W. Streitberg, Slav -ějĭs und germ.-ōs — im Komparativ. — W. van Helten, Grammatisches; Frisica; Notiz. — Jellinek, Das Suffix — io — . — K. Luick, Unechte und steigende Diphthonge. — F. Holthausen, Requalivahanus. — A. Leitzmann, Berthold von Holle, ein Nachahmer Wolframs von Eschenbach. — E. Sievers, Scéaf in den nord. Genealogien; Sintarfizilo; die angebliche Göttin Ricen.

Centralblatt für Bibliothekswesen 7 u. 8: K. Burdach, Zur Kenntnis altdeutscher Handschriften und zur Geschichte altdeutscher Litteratur und Kunst.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins 6 u. 7: L. Blume, Zu Goethes Gedicht Willkomm und Abschied.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 143, 144, 146 u. 147: H. Düntzer, Joh. Heinrich Merck.

Preuß. Jahrbücher, Aug.: A. Köster, Das lyrische Drama im 18. Jahrh.

Die Grenzboten 31: Gombert, Noch ein Blick auf das Grimmsche Wörterbuch. — 32: E. Groth, Die Aufgabe der Litteraturgeschichte.

Rostocker Zeitung Nr. 498, 500 u. 502: R. Bechstein, Friedrich Zarncke (ein mit Liebe und Wärme gezeichnetes Lebensbild des verstorbenen Gelehrten).

Blätter für höheres Schulwesen S. 1 flg.: Fauth, Wie ist die Forderung zu verstehen, daß eine Reform der Schule auf Verminderung der Gedächtnisarbeit hinwirken müsse?

Albert Richter, Pädagogischer Litteraturbericht S. 399 flg.: A. Richter, O. Lyon, Die Lektüre.

Neue Bahnen II, 10: Fr. Dix, Geschichte der Schulbibel.

Digitized by Google

Neu erschienene Bücher.

G. Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und Häßlichen. 320 S. Leipzig, Grunow. 1891. Preis 2 Mark.

Karl Borinski, Grundzüge des Systems der artikulirten Phonetik. Zur Revision der Prinzipien der Sprachwissenschaft, Stuttgart, Göschen 1891. 66 S.

H. v. Dadelsen, Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. 1. Teil. Sexta. Straßburg, Schmidt 1892. 244 S.

Werner Söderhjelm, Om Johann Elias Schlegel, särskildt som Lustspeldiktare. Helsingfors 138 S.

Theobald Ziegler, Die Fragen der Schulreform, zwölf Vorlesungen. Stuttgart, Göschen, 1891 176 S.

Bötticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. III. 3. Richard Neubauer, Martin Luther. 2. Vermischte Schriften weltlichen Inhalts, Fabeln, Dichtungen u. s. w. Preis 1,80 Mark. — III, 4. Karl Kinzel, Kunst- u. Volkslied in der Reformationszeit. Preis 1 Mark. — II. Die höfische Dichtung des Mittelalters. 1. Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling. 2. Auflage. Preis 0,90 Mark. Halle, Waisenhaus.

M. Sitte, Unser Krieg von 1870/71. Selbstverlag. Berlin W., Magdeburgerstraße 12. 192 S.

J. Hoffmann, Rhetorik für höhere Schulen, 7. Aufl., neu bearbeitet von Albert Schuster, Direktor des I. Realgymnasiums zu Hannover. 1. Abteilung: Die Lehre vom Stil. Halle, Mühlmann. 44 S. Preis 0,85 Mark.

A. Lichtenheld, Grillparzer-Studien. Wien, Gräser. 106 S.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben: 56. Lief. J. Wychgram, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte. 151 S.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Zu der sogenannten Inversion nach und.

Von Rudolf Hildebrand.

Zu den syntaktischen Eigenheiten und Schwierigkeiten unserer Sprache gehört die Wortstellung in ihrem Wechsel, der so verschieden ist und dabei an so bestimmte Regeln gebunden, daß Ausländer damit ihre liebe Noth haben, während in unserer Schule davon nur wenig, allenfalls beiläufig die Rede ist, weil die Schüler die wechselnde Wortstellung im Satze mit ihren Regeln (diese doch unbewußt) schon völlig fertig in die Schule mitbringen.

Auch von der sogenannten Inversion braucht nicht eben die Rede zu sein, weil sie jedem schon ganz eingewachsen ist, also z. B.: „Mein Reiseziel für diese Ferien sollte der Thüringer Wald sein, auch wollte ich wo möglich einen Abstecher ins Mainthal machen". Die Inversion — oder warum soll man nicht von einer Erscheinung deutscher Grammatik, die es im Latein gar nicht gibt, endlich auch deutsch reden, statt lateinisch? — also die Umkehr von „ich wollte" in „wollte ich", von dem vorangestellten auch herbeigeführt, hat die Aufgabe, den zweiten Satz näher an den ersten heranzuziehen, enger an ihn anzuknüpfen, als es ohne das geschähe, also „ich wollte auch usw."

Dagegen ist von dieser Inversion in einem bestimmten Falle viel die Rede und lebhafter Streit darum oder richtiger dagegen, d. h. wo sie nach und eintritt, also in obigem Falle: „Mein Reiseziel für diese Ferien sollte der Thüringer Wald sein, und wollte ich auch wo möglich einen Abstecher ins Mainthal machen." Dieser Gebrauch der Umkehr von Subject und Zeitwort begegnet so entschiedenem und heftigem Widerspruch gerade in neuerer Zeit, als wäre sie ein wahrer Fleck auf dem Gewande der Muttersprache, und ist doch nach allem nicht auszurotten, worauf die heftigsten Stimmen hindrängen, ohne daß sie einen eigentlichen Grund dafür anzugeben wüßten.

Da ist es denn recht an der Zeit und mit bestem Dank zu begrüßen, daß die Erscheinung, was noch nicht geschehen ist, einer gründlichen wissenschaftlichen Behandlung unterzogen worden ist, durch Prof. Dr. Pöschel in Grimma in einem Aufsatz: „Die sogenannte Inversion nach und, Anregung zu einer sprachgeschichtlichen Untersuchung" in der Einladungsschrift der Fürsten- und Landesschule Grimma zu der Einweihung des neuen Schulgebäudes am 21. September 1891, S. 71 bis 83. Leider ist von der Arbeit nur der Anfang aufgenommen, sie bricht plötzlich ab mit Hinweis auf Platzmangel (in einer Festschrift

Digitized by Google

solcher Art!), sodaß wir vom Ganzen nur eine Art Stummel vor uns haben. Aber der Verfasser wird sicher der Sache und dem ziemlich allgemeinen lebhaften Antheil, den man daran nimmt, den Dienst thun, das Ganze bald leicht zugänglich mitzutheilen. Es handelt sich darum, dem Streite einen sicheren wissenschaftlichen Untergrund zu geben, der ihm noch fehlt, und das ist hier geschehen.

Prof. Pöschel ist der Erscheinung bis in die erreichbar ältesten Zeiten nachgegangen, hat sich übrigens dabei auf die Prosa beschränkt, um dem Einwand zu begegnen, daß bei der Umstellung dichterische Freiheit oder Bedürfniß des Metrums wirksam sei, und da stellt sich denn heraus, daß die Erscheinung gleich mit da ist, wo uns deutsche Sprache zuerst entgegentritt, daß sie also sicher noch weit über die Zeugnisse hinaus in die Vorzeit zurück reicht, während die heftigen Gegner sie gern als eine Laune neuerer Unbildung, als eine Verletzung des rechten Sprachgeistes, der verloren sei, behandeln.

Selbst über die eigentlich deutsche Zeit zurück und hinaus ist die Erscheinung ganz entwickelt, wie im Gothischen und, was freilich der Zeit nach nicht beweisend ist, wohl aber der Sache nach, auch im Altnordischen, wie Pöschel beibringt (S. 83). So z. B. in der Eyrbyggjasaga Lpz. 1864: í þessu kómu þeir þórarinn eptir ok varð Nagli kjótastr (23, 26), indem kamen (liefen) sie dem Thorarinn nach und ward (war) Nagli der schnellste; en er Snorri godi spyrr þetta, reið hann út undir Hraun, ok sátu þeir Snorri ok Styrr enn allan dag (49, 1), als aber Snorri der Priester das erfuhr, ritt er hinaus nach Hraun (wo Styrr Hof hielt), und saßen sie, Sn. und Sy., den ganzen Tag (in Verhandlung). Ebenso gothisch bei Ulfilas (Pöschel S. 83), z. B. Luc. 4 in der Versuchung Jesu: jah qvaþ du imma diabulus: jabai sunus sijais guþs usw. (V. 3), jah andhôf (antwortete) Jêsus viþra ina quiþands usw. (V. 4), jah qvaþ du imma sa diabulus (V. 6) usw. Belege aus althochdeutscher Prosa gibt Pöschel reichlich S. 80 flg. (und muß damit abbrechen), z. B. im Tatian in der Verkündigung an den Zacharias: thîn quena Elysabeth gebirit thir sun, inti nemnis thû sînan namon Jôhannem. II, 5; Elisabeth gibar irâ sun, inti gihôrtun thaz thô irâ nâhiston usw. IV, 9. 10.

Damit ist aber, glaub ich, die leidige Streitfrage erledigt. Ich meine so: es bleibt jedem unverwehrt, für sich die Umkehr nach und zu verwerfen, und wenn ihm das Genugthuung gibt, zu schelten, aber er kann nicht im Namen der Sprache oder des Sprachgeistes reden, wie man gern thut.

Übrigens erhält die Erscheinung in der alten Zeit eine neue Beleuchtung, die der Frage eine ganz andere Wendung gibt, dadurch, daß

Digitized by Google

die umgekehrte Stellung da auch ohne ein „und" auftritt, also von diesem ganz unabhängig (auch von Pöschel S. 80 flg. beobachtet und aus der Prosa belegt), z. B. im Tatian an letzterwähnter Stelle V. 11: uuard thô (geschah es da) in themo ahtudon dage usw, in der lat. Vorlage et factum est etc. Dann: antlingôta (erwiderte) thô sîn muoter inti quad, im Latein et respondens mater ejus dixit. Nicht anders im dichterischen Stil, z. B. bei Otfried vom Erzengel Gabriel bei der Verkündigung an Maria:

Thô quam bóto fona góte, éngil ir (aus) hímile,
brâht er therero uuórolti diuri ârunti (Botschaft).
Floug er sunnun pad (Pfad), sterrôno strâza usw.
Giang er in thia palinza (Burg, Pfalz) usw.
I. 5, 3 flg. 9.

Im Hildebrandsliede 18, wo der Sohn angibt, was er vom Vater gehört habe:

forn her ôstar giweit, flôh her Ôtachres nîd,

also: vor Zeiten er nach Osten ging, floh er Otachers Haß, d. h. die Umstellung im ersten Satze nicht, wo wir sie jetzt verlangen, im zweiten Satze gerade umgekehrt. Und nachher V. 33, wie der Vater den Sohn durch goldne Gabe umstimmen will:

want er dô ar arme wuntane bougâ usw.,

wo also die Umkehr auch von dô unabhängig ist, an das wir sie jetzt binden (da wand er usw.). Es braucht nur eine kurze Übung und Gewöhnung, da findet man Gefallen an dieser Umstellung und fühlt, daß sie etwas Bezeichnendes mit sich führt, das zum Ganzen wesentlich gehört. Was das ist? Die Umstellung bewirkt allein, ohne jedes weitere Bindemittel, ein äußeres Anknüpfen des neuen Gedankens an den vorigen, es ist fast, wie wenn ein Band an dem einen Ende umgelegt wird, um es an ein vorhergehendes anzuschlingen. In der Stelle aus Otfried vorhin schlingt sich die Darstellung mit dem brâht er, floug er, giang er fast wie eine Kette fort, daß man sichs nicht hübscher denken kann.

Und das haftet der Umstellung jetzt noch an, obschon nun verdeutlichend und dazwischen tritt, wie sonst auch u. a., von denen sie anscheinend herbeigeführt wird. Wenn man aber das und da nicht zulassen will, während man nach auch, bald, da, dann, übrigens usw. die Umstellung fordert und ihr Ausbleiben barbarisch empfinden würde („nachher wir kamen zu einem See" u. ä.), so ist wohl nur das der Grund, daß man das und nicht als gewichtig genug fühlt. Dem gegenüber ist aber zu erinnern (denn im Gefühl hat es jeder), daß nicht nach jedem und die Umkehr eintritt, sondern nur nach einem besonders kräftigen, wie auch schon bemerkt ist (s. Grube bei Pöschel S. 71) Bei Pöschel.

Digitized by Google

ist z. B. an die Spitze des Ganzen gestellt ein Fall von höchster Reichsstelle: „Der Reichstag wird berufen, am 6. Mai dieses Jahres in Berlin zusammenzutreten, und beauftragen Wir den Reichskanzler mit den dazu nöthigen Vorbereitungen", kais. Verordnung v. 8. Apr. 1890. Und in der Reichsverfassung selbst Art. 8 (gleichfalls von Pöschel beigebracht S. 73): „In jedem dieser Ausschüsse werden außer dem Präsidium mindestens vier Bundesstaaten vertreten sein, und führt innerhalb derselben jeder Staat nur seine Stimme". Da würde mit der Umstellung etwas verloren gehen, was zur Kraft und Deutlichkeit des Ganzen gehört, d. h. die engere Anknüpfung des neuen Gedankens an den vorigen, zu dem er eine weitere nothwendige Ausführung, eine Fortsetzung bringt, die eigentlich nur einen Theil desselben darstellt.[1]) Man kann in beiden Fällen deutlicher und zwar setzen (im ersten auch: demgemäß o. ä.), und alles ist in Ordnung; das ist aber immer noch derselbe Fall, wie z. B. dort im Hildebrandsliede: hôh her Ôtachres nîd, und zwar entwich er usw., was zum vorher Gesagten noch von selbst gehört als Verdeutlichung. Ähnlich in dem köstlichen Falkenliede des Kürenbergers (Minnes. Frühl. 9, 9):

sît sach ich den valken schône fliegen:
er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere al rôtguldîn usw,

wo man die Umkehr und was im s. g. nicht missen möchte, die Kraft des Ausdrucks und der Empfindung hängt daran.

So ist das Ganze wohl auf rechten Fuß gestellt, geschichtlich und gedanklich in seine rechte Stelle eingewiesen. Ich darf dabei vielleicht erwähnen, daß ich selber durchaus nicht für die Umkehr schwärme und von ihr vielleicht noch nie Gebrauch gemacht habe; ich sehe davon freilich auch keinen Grund ein, es mag Folge einer frühen Warnung in der Schule sein, und wenn ich die Umkehr angefochten fand, regte sich bei mir allemal ein Widerspruch gegen diese Anfeindung. Es ist übrigens wahrhaft unterhaltend, bei Pöschel S. 71 flg nachzulesen, wie sich (doch erst in unserm Jahrhundert eigentlich) die Stimmung dagegen äußert, bis zu einer Leidenschaftlichkeit des Hasses, als handelte es sich um einen schweren sittlichen Verderb. Mir ist es, als müßte nun darüber Beruhigung eintreten können, ohne daß der Einzelne in seiner Freiheit beschränkt würde. Wünschen wir aber vor allem, daß der Verfasser sich vollends den Dank der Freunde unserer Muttersprache verdiene durch Ergänzung des jetzt vorliegenden Bruchstückes.

1) Daher auch das Ausbleiben der Umkehr nach aber, sondern, die den Gedanken nicht eigentlich fortsetzen, sondern einen selbstständigen Widerspruch bringen, also einen neuen Ansatz darstellen.

Digitized by Google

Zur Frage der Entlastung der Lehrer des Deutschen an höheren Lehranstalten.

Von G. Boesche in Berlin.

Nachdem seit Ostern d. J. der lateinische Aufsatz auf den Gymnasien in Wegfall gekommen, ist das Mißverhältnis zwischen dem Arbeitsumfang der mit dem deutschen Unterricht in den oberen Klassen betrauten Lehrer und der Arbeit ihrer Kollegen bedeutend verschärft worden. Doch nicht erst jetzt durch Verstärkung des Gewichts, das auf dem deutschen Aufsatz liegt, sondern seit lange ist schon durch die Gesamtheit der schwierigen Aufgaben, die auf dem deutschen Unterricht lasten, der Wunsch erzeugt worden, daß einerseits eine Vermehrung der deutschen Stunden auch in Prima den Lehrern eine freudigere Ausübung ihrer Pflichten ermögliche, daß andererseits eine direkte persönliche Entlastung durch etwas geringere Inanspruchnahme ihrer Kraft und Zeit mit anderem Unterricht eintrete. Der letztere Wunsch verdient sicherlich um so eher Berücksichtigung, als es für die Erledigung der mit Vorbereitung, Korrektur und Durchnahme der deutschen Aufsätze verbundenen Hausarbeit, für die Zurüstung zu den grundlegenden philosophischen Erörterungen, für die immer wieder neue Auffrischung litterarischer Kenntnis, für die notwendig immer mehr in die Tiefe gehende Beschäftigung mit unseren Geistesheroen, für die unumgänglichen ästhetischen und Sprachstudien oft an zureichender Muße fehlt, und doch gerade die Kürze der dem Unterrichte selbst zugemessenen Zeit die allerkonzentrierteste Behandlung, die größte Sachbeherrschung, die frischeste geistige Regsamkeit erfordert, — wie sonst wohl kaum in irgend einem andern Fache. Je mehr der Jugend ohne neue Belastung mit Stoff von der rechten Höhe aus überall das Wesentliche lebendig beleuchtet werden soll, desto tiefer muß das Wissen, desto freier der Überblick des Lehrers sein, desto gründlicher auch seine Studien. Dazu kommt, daß ja häufig der Lehrer des Deutschen auch derjenige ist, der für Schulfeiern nicht bloß die Anregung zu geben, sondern wohl auch die Vorarbeit zu übernehmen hat; und wir werden solch gemeinschaftliches Festefeiern mit unserer Jugend in Zukunft wohl eher in stärkerem als in geringerem Maße pflegen. Es kann daher der Schule nur zum Segen dienen, wenn in der bezeichneten Richtung eine prinzipielle Berücksichtigung dringend gewordener Wünsche eintritt, zumal der einzelne sich nur in den seltensten Fällen durch persönliche Bitte helfen kann. — Zur Klärung sollen folgende Tabellen beitragen.

Digitized by Google

I. Die am deutschen Unterricht in den Primen der preußischen Gymnasien (und Realgymnasien) beteiligten Lehrer.

	Ostpreußen.	Westpreußen.	Berlin.	Brandenburg.	Pommern.	Posen.	Schlesien.	Sachsen.	Schleswig-Holstein.	Hannover.	Westfalen.	Hessen-Nassau.	Rheinprovinz.	Summa.
Direktoren	8,1	3	1,3	6	6,3	6	12,4	6,3	2,1	6,5	5,1	5,1	6,3	72 Gymn.-Dir., 25 R.-G.-Dir.
Oberlehrer	6,3	11,4	24,7	14,3	13,2	12,3	19,6	26,4	9,1	15,7	16,6	13,4	29,9	207 Gymn.-Oberl., 59 R.-G.-Oberl.
Ord. Lehrer	5,1	5	5	3,2	1,1	0,1	10,1	6,1	3	5,1	15,2	7,1	14	79 Gymn.-Lehrer, 11 R.-G.-Lehrer.

II. Gesamtstundenzahl der am deutschen Unterricht in Prima beteiligten Gymnasial-Oberlehrer und ordentlichen Lehrer.

1. Oberlehrer														1. Oberlehrer.	
Stunden 14	.	.	.	.	1	.	.	1	.	.	.	.	.	2	
15	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	1	.	.	2	
16	.	1	.	.	.	.	1	1	.	.	.	.	1	4	
17	.	1	.	1	.	1	.	1	.	1	1	.	3	8	
18	1	2	3	1	.	.	7	2	.	2	1	.	7	26	Durchschnitt
19	1	1	3	1	3	3	2	4	1	1	5	2	4	31	20 Stunden.
20	3	4	13	7	4	2	4	7	2	4	3	1	3	57	
21	1	2	3	2	2	3	3	6	3	4	2	7	7	45	
22	.	.	1	3	3	3	2	2	3	3	3	2	4	29	
23	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	2	
24	.	.	.	.	.	.	.	1	.	.	.	.	.	1	
Summa	6	11	24	14	13	12	19	26	9	15	16	13	29	207 Oberlehrer.	

Digitized by Google

	Ostpreußen.	Westpreußen.	Berlin.	Brandenburg.	Pommern.	Posen.	Schlesien.	Sachsen.	Schleswig-Holstein.	Hannover.	Westfalen.	Hessen-Nassau.	Rheinprovinz.	Summa.
2. Ord. Lehrer			1 mit 16 Std.*)											2. Ord. Lehrer.
Stunden 18	.	.		1	.	.	.	1	.	.	.	.	1	1+3
19	1	.	.	.	.	.	1	1	.	.	3	1	.	7
20	.	.	.	.	.	.	5	.	.	1	.	.	5	11 Durchschnitt
21	.	2	1	1	.	.	2	3	.	1	5	.	4	19 $21\frac{1}{2}$
22	1	2	3	.	.	.	1	.	1	1	3	1	3	16 Stunden.
23	3	1	.	1	1	.	1	1	2	2	1	4	.	17
24	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	3	1	1	5
Summa	5	5	5	3	1	.	10	6	3	5	15	7	14	79 ord. Lehrer.

III. Die Belastung der Lehrer des Deutschen nach Schülerzahl, resp. Klassenzahl

	bei einer Gesamtzahl von	16	17	18	19	20	21	22	23	24	Unterrichtsstunden.	
1. Oberlehrer	1. bis zu 20 Schülern . . .	2	5	10	16	20	21	9	.	1	84	203 Oberlehrer
	2. über 20 Schüler	1	3	12	12	25	17	14	1	.	85	+ 4 s. oben
	3. Deutsch in 2 getrennten Primen	1	.	4	3	12	7	6	1	.	34	= 207 Summa.
2. Ordentliche Lehrer	1. bis zu 20 Schülern . . .	.	.	3	2	1	3	4	7	1	21	78 ord G.-L.
	2. über 20 Schüler	.	.	.	3	7	16	11	8	4	49	+ 1 s. oben
	3. bei 2 Primen	.	.	.	2	3	.	1	2	.	8	= 79 Summa.

*) Ein Adjunkt am Joachimsthal-Gymnasium.

Digitized by Google

Die vorstehenden Tabellen beruhen auf den Osterprogrammen d. J., zu denen nur teilweise Heranziehung der vorjährigen Programme nötig war; sie wollen beitragen zur Klärung der Frage, ob den Lehrern des Deutschen entsprechend der Verantwortung und der Schwierigkeit ihrer Arbeit die wünschenswerte und für die Güte ihres Unterrichts notwendige Entlastung im großen Ganzen bereits zu teil geworden ist.

Die erste Tabelle dient der allgemeinen Übersicht; aus ihr bezüglich der Wertschätzung des Faches, der Anerkennung der damit verbundenen Arbeit, des etwa provinziell verschiedenen Bestandes an geeigneten Lehrkräften unmittelbar Folgerungen zu ziehen, dürfte bei den mancherlei einzelnen Rücksichten, die in der Stundenverteilung mitwirken können, nicht wohl angehen.

Die zweite Tabelle beschränkt sich auf die Gymnasien, da die Realgymnasien unter unnormalen Verhältnissen leiden; sowie auf die Oberlehrer und ordentlichen Lehrer, deren Arbeit leichter einer ungefähren Schätzung unterzogen werden kann. Von den 16 Fällen geringster Belastung fallen 13 auf erste und zweite Oberlehrer und nur einer scheint ausdrücklich durch die Rücksicht auf den Doppelunterricht in 2 Primen veranlaßt zu sein. Es tritt sodann hervor, daß in der Rheinprovinz und in Schlesien eine umfangreichere Entlastung bereits stattgefunden hat, und daß eine Normierung der Stundenzahl auf 18 Wochenstunden für die Lehrer des Deutschen in Prima als erreichbares Ziel erscheint, vorbehaltlich aller Berücksichtigung individueller Verhältnisse. Zu diesen würde insbesondere Schüler- und Klassenzahl gehören; in zweiter Linie auch Zahl und Umfang sonstiger, immerhin minder bedeutsamer Korrekturen, die hier eben deswegen und weil sie fast nirgend fehlen (— es sind meist zwei, von verschiedenem Gewicht —) bei der Kompliziertheit genauer Berechnung vorläufig außer Betracht geblieben sind.

Die dritte Tabelle unterscheidet in drei Gruppen den Unterricht in kleineren, größeren, endlich in zwei getrennten Primen. Unter letzterer Rubrik kommt einmal der Fall vor, daß ein ordentlicher Lehrer bei 22 Wochenstunden gleichzeitig in zwei Primen 34, bez. 43 Schüler unterrichtet; eine solche Überlastung muß schließlich ruinierend wirken. Freilich giebt es Fälle, wo durch prinzipiell geordnete Abgabe von Stunden in den unteren Klassen an Kandidaten eine liebenswürdige und wohlgemeinte, aber doch wohl für manchen etwas problematische und auch auf die Dauer vielleicht unsichere Erleichterung geschafft wird. — Würde nach dem allen auch nur angenommen, daß die Lehrer des Deutschen bei zwei Primen 18 Stunden, dagegen bei einer nur kleinen Prima eine Gesamtzahl von 20 Stunden gäben, so würde immer noch mehr als die Hälfte der Lehrer als überlastet zu betrachten sein.

Digitized by Google

Möchte es bei der bevorstehenden Neuordnung den Lehrern des Deutschen in den oberen Klassen vergönnt sein, aus dem starken Mißverhältnis ihrer Arbeit zu der ihrer Kollegen herauszukommen, die ihre Kräfte erschöpfende Überlastung los zu werden und so immer mehr die Möglichkeit zu freier Beherrschung und wirksamer Vertiefung des Unterrichts zu gewinnen.[1])

Die Notwendigkeit der Übung im lauten, freien und zusammenhängenden Sprechen aus der Natur unserer Sprache erwiesen.

Von **Franz Fauth** in Höxter.

Die Macht des papiernen Zeitalters, in welchem Schreiben und Lesen die Hauptgrundlagen der geistigen Bewegungen im Volke sind, fängt allmählich an zu schwinden. Schon das öffentliche und politische Leben zeigt den Einfluß der gesprochenen Rede täglich mehr. Da war es Zeit, daß auch die Pädagogik sich darauf besann, was dem Sprachunterricht, vor allem dem Unterricht in der Muttersprache in dieser Beziehung frommt. Wenn wir daher hier die Bedeutung des Unterrichts in der gesprochenen Rede den Fachgenossen als Gegenstand des Nachdenkens empfehlen wollen, so ist es um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen angezeigt, dabei auf das Wesen und die Grundlagen unserer Sprache selbst einzugehen.[2])

Daß Empfindungen, durch Reiz von außen in uns hervorgerufen, wenn sie zu einem ungewöhnlichen Maße anschwellen, in unangenehmer Weise unser inneres Gleichgewicht stören, ist eine Beobachtung, die jeder an sich machen kann. Meist hilft sich der Organismus durch Entladung und Übertragung der überflüssigen oder schädlichen Kraft. Wohin geht aber diese Kraft über, wenn sie nicht zur Erzeugung der dem betroffenen Sinne entsprechenden Sinnesempfindung verbraucht wird? Meistens und am besten auf die motorischen Nerven und so auf die Muskeln, die in irgend einer, die starke Empfindung und Sinneserregung begleitenden (entsprechenden) Bewegung sich äußern und so auch dem Zuschauer jene innere Empfindung des davon Betroffenen verraten und veranschau-

---

1) Infolge des Druckerstreiks war es leider nicht möglich, daß der vorstehende Aufsatz, wie um der Sache willen notwendig war, vor dem 1. Dez d. J. erschien. Wir haben daher gestattet, daß er vorher in Stengels pädagogischem Wochenblatt, das wir zugleich vielseitiger Beachtung empfehlen, zum Abdruck kam. D. L. d. Bl.

2) Sallwürk hat mir den Vorwurf gemacht, daß ich in meiner Arbeit über das Gedächtnis Kußmaul zu wenig benutzt habe. Ich hatte dort gute Gründe zu meinem Verhalten, hoffe aber ein etwaiges Versäumnis hier nachzuholen.

Digitized by Google

lichen. Eine der häufigsten Übertragungen in diesem Sinne ist die auf die Atmungsorgane und ihre Bewegungen. Diese Bewegungen zeichnen sich vor den Bewegungen anderer Organe unseres Körpers noch dadurch aus, daß sie einen Laut hervorbringen, der vom heftigen Atmen bis zum lauten Schrei deutlicher als eine Hand- oder Armbewegung die Empfindung der getroffenen Seele verrät und ihre Art kennzeichnet. In solchen die Zustände des Gemütes verratenden Ausrufen sucht man den Ursprung der Sprache. Aus diesem unwillkürlichen Mittel hat der Geist aber verstanden, sich ein willkürliches zu machen. Der zufällige Schrei wird so zum beabsichtigten Mittel, welches etwas bedeutet. Der Laut gehört darnach allgemein zur Klasse der Zeichen, welche der Mensch anwendet, um sein unsichtbares Innere äußerlich zu offenbaren. Die Zeichen spielen im Leben des Menschen keine unbedeutende Rolle. Nicht nur der Einzelne macht sich für seinen besonderen Gebrauch allerhand Zeichen, die ihm zur Abkürzung eines größeren geistigen Inhalts dienen, sondern die Menschheit bedient sich überhaupt bei jedem allgemeinen Verkehr, sei er unheilig oder heilig, zum angewandten täglichen Leben gehörig oder wissenschaftlich, mit Vorliebe der Zeichen als Abkürzungsmittel. Was würden wir ohne Ziffern, ohne algebraische und geometrische Formeln, ohne musikalische Zeichen und Noten ꝛc. machen? So sind die Zeichen die gangbare Klein- und Handelsmünze des gesamten geistigen Verkehrs geworden, wobei in der knappsten eigenartigsten Form der reichste Inhalt dargeboten wird. Das Verständnis der Zeichen beruht auf ihrer charakteristischen Anschaulichkeit und auf gegenseitiger Übereinkunft, ihre Möglichkeit auf der Fähigkeit des Menschen, die verschiedenen Seiten seines Seelenlebens mit einander, und zwar nicht nur die verschiedenen Sinnesempfindungen mit einander, z. B. Farbe mit Laut, sondern auch Sinnesempfindungen mit Gefühlen der Lust und Unlust so eng zu verknüpfen, daß eines für das andere hinterher eintritt, eines bei seinem neuen Auftreten sofort an das andere erinnert. So ruft uns die grüne Farbe den Wald und sein grünes Kleid ins Gedächtnis, blaue Farbe die Veilchen und Kornblumen, so nennen wir blau eine kalte, rot eine warme Farbe u. s. w. Die ganze Fähigkeit des Menschen, in Gleichnissen zu reden, beruht zum Teil auf dieser Ähnlichkeit, Vergleichbarkeit und Verknüpfbarkeit der Natur und der menschlichen Empfindungen. Es liegt dem ein tieferes Gesetz zu Grunde, das aufzuhellen hier nicht der Ort ist. Die Anlage zu dieser sogenannten Facultas signatrix sprechen bewährte Forscher auch dem Tiere zu, aber doch hat sich aus dieser Fähigkeit bei dem Tiere nicht eine ausgebildete Sprache entwickelt, wir finden sie nur beim Menschen. Der Grund dieses Unterschiedes liegt weniger in einer verschiedenen materiellen Anlage der Sprachorgane bei Tier und Mensch,

Digitized by Google

als in einer verschiedenen geistigen Begabung, wie Lotze treffend nachgewiesen hat. Wenn die möglichen Zeichen, welche die Natur dem Menschen als Ausdrucksmittel darbietet, nicht zufällig und oberflächlich benutzt werden sollen, sondern mit Absicht und klug berechneter Auswahl, so müssen diese Zeichen in ein geordnetes und abgestuftes System gebracht werden können, welches leicht unterscheidbare Gründe der Auswahl und Benutzung darbietet. So sehen wir allerdings, daß das Tier seine (und fremde) Laute abtönt und unterscheidet, aber zu einem wirklich geordneten Laut- und Tonreich hat es dieselben auch durch seine musikalischsten Vertreter nicht gestalten können, während dem Menschen seine künstlerische und ästhetische Naturanlage gestattet hat, ein Tonreich und ein Alphabet zu erzeugen und sie als wechselvolle und doch geordnete Mittel des Ausdrucks zu gebrauchen. Die Freude an diesem Mittel ist schon dem Menschenkinde angeboren. Das gesunde Kind bildet aus freien Stücken, ehe es anfängt, zu sprechen oder fehlerfrei Sprachlaute nachzuahmen, alle oder fast alle in seiner künftigen Sprache vorkommenden Laute, und außer diesen noch sehr viele andere, und ergötzt sich daran. Diese Versuche der Säuglinge, Herr über ihre Sprachwerkzeuge zu werden und ihre Freude an allen möglichen von ihnen erzeugten Tönen und Lauten, die ihnen bei diesen Versuchen gelingen, sind leicht zu beobachten.

Daß der Mensch nun nach seiner Naturanlage darauf verfällt, Gehörswahrnehmungen durch ein Zeichen, welches in klangnachahmenden Lauten besteht, wiederzugeben, ist leicht begreiflich. Noch heute haben wir in unserer Sprache eine ganze Anzahl von Worten, welche den tönenden Naturlaut einfach nachahmen (Kuckuck ꝛc.). Aber es ist das doch nur eine bestimmte und engbegrenzte Gruppe von Worten, wenn ihre Zahl auch größer ist, als auf den ersten Blick es scheint. Daher drängt sich die Frage auf: Warum hat der Mensch die Lautsprache als herrschende gewählt, um den Eindruck aller Sinne, sowie die Gebilde seines eigenen Denkens damit auszudrücken?

Die Möglichkeit ist ja gegeben in der schon erwähnten Vergleichbarkeit und Verknüpfbarkeit der Sinnesempfindungen und der Empfindungen und Gefühle. Wir haben auch darauf hingewiesen, daß zur sicheren und ausreichenden Wiedergabe des vielgegliederten Geistesinhaltes des Menschen und aller seiner Färbungen eine in qualitativer Hinsicht reiche und abgestufte Ordnung von Zeichen notwendig ist. Die Mittel aber, welche dazu etwa das Reich der niederen Sinne, der Geschmackssinn und der Geruchssinn, hergeben könnte, sind völlig unzureichend. Die Empfindungen dieser Sinne sind bei den einzelnen Menschen subjektiv so verschieden, daß sich schwer ein objektiver Maßstab durch sie herstellen läßt; dazu ist es kaum möglich, die verschiedenen Gerüche und Ge-

Digitized by Google

schmacksempfindungen in eine solche Stufenfolge zu bringen, daß die Reihenfolge für jeden eine selbstverständliche wäre; sie lassen sich wohl im allgemeinen zusammenstellen, aber nicht einander unter- oder überordnen. Das hängt damit zusammen, daß bei diesen niederen Sinnen die qualitativen Beziehungen und Steigerungen neben den quantitativen nicht gleichmäßig ausgebildet sind. Der noch niedriger stehende Sinn, den wir als für eine Anordnung kaum verwendbar hier ganz außer acht lassen, der Tastsinn mit seinem Haut- und Muskelgefühle, erreicht erst recht eine Steigerung nur durch eine quantitative, nicht durch eine qualitative Zunahme oder Abnahme. So kommen für eine glückliche Verwendung im Dienst der Sprache eigentlich nur die beiden höheren Sinne: Gesicht und Gehör, sichtbares und hörbares Zeichen in Betracht. Zwar ist es möglich, einem Taubstummen auch ohne das Mittel des Gehörs dadurch, daß man ihn die lauterzeugenden Bewegungen sehen oder durch sein Muskelgefühl nachempfinden läßt, eine gewisse Lautsprache beizubringen, allein damit ist durchaus nicht erwiesen, daß Gesicht und Muskelgefühl eine der Lautsprache gleichwertige Sprache selbst erzeugen können, und gerade das Rauhe und Rohe dieser anerzogenen Taubstummensprache beweist, daß diese Sprache nicht etwas aus ihrer Natur Erwachsenes, daß es nur ein auf künstlichem Wege entstandener Ersatz ist. Wie die eigentliche Zeichen- oder Gebärdensprache an den Gesichtssinn, so ist die wirkliche Lautsprache an den Gehörssinn gebunden. Wenn wir also über den Wert der eigentlichen Zeichen-Sprache und den der Lautsprache uns gründlich klar werden wollen, so müssen wir die Sinnesempfindungen des Auges und des Ohres unter diesem Gesichtspunkte einer vergleichenden Betrachtung unterziehen. Zwar meint Kleinpaul (Zeitschrift für Völkerpsychologie 1869, S. 353): „es erscheine fast als ein Zufall, daß die Lautsprache eine so ausschließliche Geltung gewonnen habe, da es gar nicht zu bezweifeln stehe, die Gebärdensprache, wenn sie wie die Lautsprache jahrhundertelang durch den Verkehr gebildet worden, würde ihr an Vollkommenheit, Bequemlichkeit, Mannigfaltigkeit kaum nachzusetzen sein;" aber es sind triftige Gründe vorhanden, dieses zu bezweifeln. Preyer hat eine Anzahl von Beobachtungen über die Entwicklung der Sinne bei dem Kinde in seinem Buche: „Die Seele des Kindes" zusammengestellt; er äußert sich da, wo er die Ergebnisse zusammenstellt, so: „Die große Überlegenheit des Ohres über das Auge in psychogenetischer Beziehung tritt zwar bei oberflächlicher Betrachtung des Kindes, welches noch nicht spricht, wenig hervor; man braucht aber nur ein blindgeborenes und ein taubgeborenes Kind mit einander zu vergleichen, nachdem beide die sorgfältigste Erziehung und den besten Unterricht genossen haben, um sich zu überzeugen,

Digitized by Google

daß nach dem ersten Jahre die Erregung der Hörnerven viel mehr zur geistigen Entwicklung beigetragen, als die der Sehnerven." Und Kußmaul erklärt in seinem klassischen Werk von den Störungen der Sprache (S. 11): „Trotz der interessanten Belege, welche Kleinpaul für die große Ausbildungsfähigkeit der Gebärdensprache giebt, hat er uns von der Gleichwertigkeit der Laut- und Gebärdensprache nicht überzeugt. Taubstumme mögen, wie er mitteilt, ein Stück Shakespeares in der Zeichensprache aufführen, der Beweis ist aber erst noch zu erbringen, daß die Gebärdensprache unter den Taubstummen einen Shakespeare zu erwecken vermag."

Einige der grundlegenden Vorzüge, welche der Laut vor der Gebärde, vor dem Zeichen als Sprachmaterial voraus hat, sind sehr leicht aufzufinden. Der Laut ist ein besseres Mittel des Ausdrucks als das sichtbare Zeichen und erfüllt deswegen auch besser die Zwecke der Sprache. Wir haben schon oben gesehen, daß das Mittel, welches die reichste und sorgfältigste Gliederung aufweist, für den Zweck der Sprache am dienlichsten ist. Unter diesem Gesichtspunkt übertrifft die hörbare Tonwelt die sichtbaren Zeichen bei weitem. Da, wo die beiden Sinnesmateriale auf ihre Anordnungsfähigkeit am besten geprüft und verglichen werden können, in der Farbenskala und in der Tonleiter, trägt das Lautreich den Sieg davon. Die Farbenskala läuft einfach in sich zurück, während die Tonreihe nach Höhe und Tiefe in Oktaven sich ausdehnt, soweit die menschliche Fassungskraft überhaupt reicht. Die Farben gehen ferner ohne scharfe Unterschiede ineinander über, so daß Stufen für den Laien sich nicht so leicht abheben, während die bekannten Zwischenräume der Töne deutlich von uns empfunden werden, auch wenn wir keine Musiker sind. Außerdem haben wir bei den Tönen eine viel reichere Fülle von Klangfarben und von leicht verständlicher Verwandtschaft, sodaß Tonharmonien auch vom gemeinen Mann leicht und gern erkannt werden, während er an farbigen Disharmonien kaum einen Anstand nimmt. Dazu kommt, daß bei der Zeichen- und Gebärdensprache nur Umrisse und Konturen ohne Farben mit Leichtigkeit wiedergegeben werden können, während es doch keine Schwierigkeit macht, die vollen Töne als Ausdruck unserer erregten Seele jeden Augenblick selbst zu erzeugen. Durch diesen letzteren Umstand erhält die Lautsprache außerdem eine Wärme und Unmittelbarkeit, eine Lebendigkeit und Kraft, welche die Gebärden- und Zeichensprache mit ihrer nur der Oberfläche der Dinge entlehnten Erscheinungswelt nicht besitzt und nicht besitzen kann. Umrisse und Farben der Dinge sind ja etwas mehr Objektives, sie verdanken ihre Entstehung dem der ganzen Welt zugänglichen, gewissermaßen fertig da draußen liegenden Licht, sie sind ein allgemeines Gut, welches in gleicher Weise bald diesem, bald jenem Dinge anhaftet und wie ein

Digitized by Google

selbständiges Wesen von ihm sich trennen und oft auf ein anderes Ding sich übertragen läßt. Der Laut dagegen, den wir erzeugen, ist etwas Seelisches und stets der individuelle Ausdruck der Eigentümlichkeit eines Wesens, einer einzelnen Menschenseele oder einer ganzen Volksseele. Während das äußere sichtbare Zeichen so an das Licht gebunden ist und seine Sprache nicht um einen das Licht aufhaltenden Gegenstand herumzutragen vermag, wenn nicht künstliche Spiegelung eintritt, also auch an das Tageslicht gebunden ist oder an die Lampe, ist die Lautsprache schon ihrer Natur nach überall möglich, wo nur die menschliche Seele und ein gesunder Körper ist. So erreicht schon aus diesem Grunde die Lautsprache den Zweck der Verständigung leichter und vollkommener als die Gebärden- und Zeichensprache.

Die Sprache ist aber nicht der einfache Abdruck der natürlichen Empfindung. In der Sprache findet auch bereits eine geistige, eine denkende und begriffliche Verarbeitung der Empfindungen und Eindrücke, eine Bildung von bald ärmeren, bald reicheren Begriffen statt, die ihren kürzesten bestimmtesten Ausdruck im rechten Worte finden. Auch bei dieser Arbeit der Sprache hat der Laut einen Vorzug vor dem sichtbaren Zeichen.

Die Nachbildung dessen, was in unsern Gesichtskreis tritt, klebt immer an dem besondern und einzelnen Gegenstand einer Gattung; und falls wir auch die ganze Gattung abbilden wollen, können wir doch nur ein einzelnes Beispiel der Gattung abbilden, denn eine Gattung als solche kann man, weil sie etwas Begriffliches ist, nicht abbilden. Nun kann zwar durch Übereinkunft der Abbildung des Einzelnen ein Zeichen zugefügt werden, was das einzelne Beispiel zur Gattung erhebt, aber diesen Vorgang vollzieht eben die Lautsprache viel leichter als die Zeichensprache. Die Lautsprache giebt von vornherein, wenn wir die erwähnten Onomatopoetika ausnehmen, nicht das erlebte Ding, sondern nur die dabei empfundene seelische Erregung, das Wortgefühl wieder, das wir bei dem Eindruck erleben; sie giebt daher mit gleicher Leichtigkeit den Eindruck wieder, den das Einzelne und den das Begriffliche, die vollendete Zusammenfassung des Einzelnen auf uns macht. Wenn sie den Eindruck eines Waldes wiedergiebt, so hat sie darum nicht nötig, mit Vervielfältigung und Zusammenfassung des Einzelnen zu sagen: „viele Bäume", sondern sie erzeugt ein dem erhöhten und darum neuen Wortgefühl entsprechendes neues Wort und sagt: „Wald". Die Lautsprache ist also im Vorteil, weil die Gegenstände, bei denen Gegenstand und sprachliches Darstellungsmittel für sie im Laut zusammenfallen, d. h. weil die onomatopoetischen Worte der geringste Teil ihres Bestandes sind. Eine Bemerkung Oehlweins, die Preyer a. a. O. S. 405 mitteilt, wird

Digitized by Google

das Gesagte erläutern. Er sagt: Wir finden nicht nur, wie sich von selbst versteht, in den Vorgängen des Empfindens und Wahrnehmens die eigenen Sinne des Taubstummen, seine eigene Beobachtung und Auffassung als bildende Faktoren, sondern die von ihm nach seinen individuellen Anlagen verbundenen Merkmale der selbstbeobachteten Gegenstände werden auch von ihm selbst durch Vergleichung, Absonderung, Zusammenfassung, also durch eigene That zu Gesamtvorstellungen, zu Begriffen, wenn gleich noch unvollkommenen erhoben und unter eignen, ihm selbst verständlichen Zeichen benannt und wieder erkannt.

Aber eben in dieser mit der Bildung eines Zeichens verbundenen Erhebung einer Vorstellung zur Gesamtvorstellung, zu einem Begriffe, zeigt sich der Einfluß des Mangels an Gehör und Sprache auf die psychische Entwickelung des Taubstummen. Es erscheint zunächst als ein Vorteil, daß das Zeichen, mit dem der Taubstumme einen Begriff darstellt, dem Eindrucke, dem Bilde, der Vorstellung entnommen ist, die der Bezeichnende selbst hat oder gehabt hat; er äußert mit dem Zeichen nichts ihm Fremdes, sondern nur ihm zu eigen Gewordenes. Aber dieser Vorteil schwindet im Vergleich mit der Störung, die eben dieser Umstand auf die Erhebung der Einzelvorstellung zu einer Gesamtvorstellung übt; denn daß die letztere bezeichnet wird mit dem Bilde oder mit den Elementen des Bildes, in welchem die erstere besteht, ist kein geringes Hindernis für sie, der vollen Allgemeinheit teilhaftig zu werden. Dasselbe Band, das den Begriff mit dem Begreifenden verknüpft, fesselt ihn auch an eine der begriffenen Einzelvorstellungen, z. B. wenn er durch Hindeutung auf das eigene Fleisch, die eigene Haut den Begriff Fleisch, Haut bezeichnet; wogegen durch das Wort, welches das vollsinnige Kind zu lernen hat, wohl ein Zwang geübt wird wie von Fremdem her, aber ein Zwang, der nichts anderes als die Forderung der Allgemeinheit an sein Vorstellen richtet. Es gilt so von der Gebärde im allgemeinen, was vom sogen. Onomatopoetikon: erst die Übereinkunft, daß dieses Bild nicht bloß das Erinnerungszeichen für die entsprechende Empfindung, sondern für den Gegenstand selbst, dem dieses hörbare Merkmal vorzüglich zukommt (z. B. Uhu nicht bloß für das Geschrei, sondern für den durch dieses Geschrei kenntlichen Vogel) sein soll, giebt ihm den Wert, den es gegenwärtig in der Lautsprache hat."

Und nicht nur bei der Ausbildung des Denkens zeigt so die Lautsprache ihre Vorzüge, auch die Sprache als feineres Verständigungsmittel gewinnt durch den Laut. Abgesehen davon, daß, wie schon erwähnt, die Lautsprache überall hindringt und stets anwendbar ist, hat sie in der geringeren oder größeren Kraft der Betonung, in der Modulation und Klangfarbe der Stimme ein ungemein feines Ausdrucksmittel, das nicht

Digitized by Google

nur die logische Gliederung und den organischen Bau der Gedanken, sondern auch die innerste seelische Anteilnahme des Sprechenden, seiner Gefühlswelt dem Hörenden mit einer Sicherheit, Leichtigkeit und Vollständigkeit offenbart, deren die Zeichen- und Gebärdensprache entbehrt. So erkennen wir die großen Vorzüge der Lautsprache von der untersten Grundlage der Sprache bis zu ihrer feinsten Ausgestaltung.

Man sieht nun ein, wie ungünstig die Sache erst für unsere heutige Zeichensprache, die sogenannte Schriftsprache steht. Denn diese ist ja gar keine naturgemäße Zeichensprache, sondern nur eine künstlich in die Natur des Zeichens umgesetzte Lautsprache. Sie hat zwar den Vorzug, daß sie der Sprache durch ihre objektiven Zeichen eine gewisse Unabhängigkeit vom Subjekt giebt, aber um diesen Preis entfernt sie sich um so viel mehr vom Quell des Lebens, vom sprechenden Menschen und droht, die lebendige Lautsprache zu entseelen, ihr alle gerade aus der Unmittelbarkeit ihres naturgemäßen Lebens, d. h. ihre aus dem lebenden Laut hervorquellenden Vorzüge, Wärme, Kraft und sinnliche Schönheit zu rauben. Unsere lebendige Sprache, wie sie einmal im Laufe der Jahrhunderte geworden, ist und bleibt laute Sprache und setzt eine durch Vererbung überlieferte bis ins feinste gehende Ausbildung der Atmungsorgane und des Gehörs mit allen dazu gehörigen Gehirnteilen voraus. Wenn wir diese Organe nach ihrer Eigenart nicht benutzen und ausbilden, so schädigen wir die Grundlage und Ausbildungsfähigkeit unserer heutigen uns angeborenen Sprachanlage und damit unser ganzes geistiges Leben.

Über diesen ganzen Sprachapparat spricht sich Kußmaul in seinem schon erwähnten Werke also aus: „Es ist der Sprache ein ebenso großer als verwickelter Apparat von nervösen Bahnen und ganglösen Centren zugewiesen, die teils die höchsten Werkstätten der bewußten Intelligenz und des Willens einnehmen, teils reflektorische Werkstätten sind, in denen einfache und geordnete sensorische Erregungen in Bewegungen umgesetzt werden. Ein einfaches „Sprachcentrum", einen „Sitz der Sprache" im Gehirn giebt es nicht, so wenig als einen „Sitz der Seele" in einem einfachen Centrum; es ist vielmehr das centrale Organ der Sprache aus einer großen Zahl räumlich getrennter, durch zahlreiche Bahnen unter sich verbundener, 1. geistige, 2. sensorische, 3. motorische Funktionen vollziehender ganglöser Apparate zusammengesetzt. Keiner dieser Apparate aber dient wahrscheinlich bloß dem Sprachzwecke; die nervösen Mechanismen können verschiedenen Zwecken dienstbar gemacht werden, resp. die Übung stellt diejenigen Verbindungen zwischen Ganglienzelle und Ganglienzelle, ganglösem Centrum und g. Centrum her, welche die Sprache im engeren Sinne, wie alle die anderen so ungemein

zahlreichen Mittel des Ausdrucks für unser Denken und Fühlen ermöglichen. In diesem Sinne wird ein centrales Sprachorgan erst durch die Sprache selbst allmählich im Gehirn erzogen, oder wenn man will, geschaffen."

Aus dem Gesagten geht hervor, daß das gesamte Sprachcentrum eine Verbindung von drei Centren ist, von denen eines die eigentlich geistigen begrifflichen Vorgänge bei der Sprache ermöglicht, ein zweites in Verbindung mit dem acusticus das Zustandekommen des sinnlichen Zeichens des Wortbildes (dementsprechend wird bei der Gebärdensprache ein Centrum für die gesehenen Zeichen in Verbindung mit dem opticus ausgebildet) vermittelt, und ein drittes die den Wortbildern entsprechende Bewegung in den Atmungsorganen behufs Erzeugung des gesprochenen Lautes besorgt. Kußmaul hat nach dem Vorgange von Baginsky, Wernicke und Spamer ein verbessertes Schema zur Veranschaulichung des ganzen Sprachapparates durch Zeichnung in seinem angeführten Werke S. 182 gegeben. Noch verständlicher ist vielleicht für uns die veränderte Darstellung, welche Preyer in seinem oben angeführten Buche über die Seele des Kindes davon giebt (S. 242).

Aus dem dort gegebenen Schema mit seinen möglichen Verbindungen und den Richtungen, welche die leitenden Nervenfasern nehmen, kann man ersehen, wie der gesunde Vorgang verläuft, und welche Störungen eintreten können. Preyer giebt eine sehr lehrreiche Zusammenstellung, aus der man ersieht, wie die Störungen der Sprache bei Erwachsenen in auffallender Parallele stehen zu den Unvollkommenheiten, welche die Sprache des Kindes noch zeigt. Je nachdem die Störungen im logischen, im sensorischen, im motorischen Centrum oder in den verschiedenen Verbindungsbahnen liegen, giebt es: Dysphrasien, d. h. dyslogische Sprachstörungen, die sich besonders bei geistig Gestörten zeigen, und Lalopathien, sofern die Störungen in den impressiven peripheren Organen (Taubheit, Schwerhörigkeit) und in den centralen sensorischen Organen (Worttaubheit und Amnesie der Worte, Silben und Laute) liegen, oder mehr in den sensumotorischen, oder rein motorischen Vorgängen, mögen die letzteren nun centraler oder peripherischer Natur sein. Die motorischen Störungen zeigen Erscheinungen, wobei die Fähigkeit fehlt, sonst richtig gesprochene Wörter syntaktisch im Satz zu ordnen oder grammatisch richtig zu verändern (Dysgrammatismus), in richtiger Geschwindigkeit zu sprechen, Laute, Silben und Wörter richtig zu artikulieren, die noch oder schon vorhandenen Silben zu neuen Wörtern zusammenzusetzen, ferner die Erscheinungen des Stammelns, Lallens, Stotterns, Silbenstolperns, Verwechselns der Wörter, Sichversprechens, der Schweigsamkeit, der Unfähigkeit der äußeren Lauterzeugung, z. B. des Gammacismus, Sigmatismus,

Digitized by Google

Rhotacismus, Lambdacismus, oder unwillkürlicher falscher Lautbildung, z. B. eines M statt eines B (weil zu viel Luft durch die Nase entweicht). Letztere Schwierigkeiten (Paragammacismus, Parasigmatismus, Pararhotacismus, Paralambdacismus) überwinden manche Kinder bekanntlich sehr schwer und sehr spät. Wie sehr die richtige Ausbildung des ererbten Sprachapparates vieler Übung bedarf, ist nun klar. Kußmaul betont daher auch ganz besonders die Notwendigkeit der Einübung. Er sagt S. 33: „In den Besitz unseres reichen Sprach-Erbes setzen wir unsere Kinder durch Unterweisung. Wir lehren sie ihre Gefühle und Gedanken genau in den Formen des Ausdruckes äußern, die dem Geist und der ganzen Natur unseres Volkes, unserer Zeit und unserer Stellung in der Gesellschaft angemessen sind. Sie lernen ihre Mienen und Gebärden beherrschen und in das durch Sitte und Herkommen vorgeschriebene Gewand kleiden, dem Wortschatze die gangbare Münze entnehmen und den grammatischen Regeln sich fügen. Es schwinden allmählich manche seltsamen Laute, in denen der Sprachtrieb des Kindes zuerst sich äußert, viele der Schmeichel- und Affektlaute, durch die Mutter und Kind ihre Gefühle zuerst sich verdolmetschen und die Onomatopoetika zur Bezeichnung der Tierwelt, — kurz die Natursprache des Kindes geht unter in der überlieferten Sprache des Volkes. Dieser ungeheuere Erfolg ist Ergebnis von Übung und Gewöhnung. — Die Übung knüpft das Band, welches geistige, sensorische und motorische Centren zum Zwecke der Sprache vereint. Was wir Übung nennen, geht nicht bloß äußerlich an Muskeln, Gelenken und peripheren Nerven vor sich. Wichtiger noch als die wiederholten sichtbaren Bewegungen der Zunge, Lippen, Finger u. s. w. sind die unsichtbaren, welche bei der Lautsprache im Gehirn (und bei Schrift- und Gebärdensprache auch im Rückenmark) ausgeführt werden. Die Übung hat zwei große Erfolge. Sie lehrt nicht nur die Muskeln richtig auswählen, welche die Erreichung bestimmter Zwecke verbürgen, sie setzt auch an die Stelle der anfänglichen ungeordneten und nutzlosen Kraftvergeudung und explosiven Entladung einen ebenso ökonomisch als zweckmäßig geregelten Verbrauch der motorischen Kräfte. Das Strampeln und Zappeln des strebenden Kindes wird allmählich zum Greifen, Erfassen, Zuschreiten u. s. w., das Schnalzen, Zischen, Pfuchzen und Lallen zum artikulierten Worte. Nur Hottentotten und Kaffern haben die Schnalzlaute dauernd in ihr Alphabet aufgenommen. — Verbinden wir nun ein bestimmtes Gefühl oder eine bestimmte Vorstellung öfter mit einer Bewegung, so kommt diese schließlich unwillkürlich zu stande, sobald jenes Gefühl oder jene Vorstellung sich einfindet, oder umgekehrt. Gewisse Noten rufen uns einen gewissen Text in Erinnerung, oder der Text die Noten, und wir singen oder pfeifen

Digitized by Google

sie wenigstens leise vor uns hin. Das Band, was die Einübung unserer Centralorgane zwischen diesen und jenen Stationen der Empfindung, Vorstellung und Bewegung knüpft, nennen wir die Gewöhnung. Stationen, die gewöhnt sind, mit einander zu korrespondieren, beantworten sich ihre Depeschen sehr prompt, während sie die von anderen nicht oder nur zögernd und unsicher beantworten. Es sieht ganz so aus, als ob Erregungen, die wiederholt von einem Punkt zum andern sich fortpflanzen, Widerstände aus den verknüpfenden Bahnen zur Seite schöben und die Wege freier, glatter und geläufiger machten." Damit geht Kußmaul auf die Bedeutung des Gedächtnisses über, doch ist mir seine Darstellung da nicht ausreichend. Vielmehr scheint es mir, daß meine in meinem Buche vom Gedächtnis vorgetragene Ansicht Kußmauls eigener Ansicht von der Sprache viel gerechter wird und durchschlagender nachweist, welche Bedeutung die Sprache für das Gedächtnis und das Gedächtnis für die Sprache hat. Ich habe nachgewiesen, daß das Gedächtnis erstlich ein materielles ist, mit dessen Hülfe Nerven rc. so eingeübt werden, daß sie hinterher in einer vorgeschriebenen Weise unbewußt ihre Arbeit thun, zweitens ein geistiges. Dieses zerfällt wieder in zwei Arten; einmal verbindet das Gedächtnis Teile zu einem Ganzen und setzt uns in den Stand mittelst eines Teiles (eines Bildes, einer Melodie rc., einer organischen Verbindung) die anderen Teile und schließlich das Ganze in die Erinnerung zu rufen, oder es verbindet besondere Fälle zu einem Allgemeinen, zu einem Begriff, einer Regel, einem Gesetz und ermöglicht uns so, wenn wir den besonderen Fall vor uns haben, uns an den ähnlichen besonderen Fall oder an das allgemeine Gesetz zu erinnern. Man sieht, wie diesen drei besonderen Arten des Gedächtnisses ein dreifaches Sprachgedächtnis, nämlich erstens das materielle Gedächtnis der Atmungsorgane und der Gehörorgane mit ihren Nerven und Muskeln, zweitens das sensorische Sprachgedächtnis mit seinen Wort- und Lautbildern (auch das optische mit seinen Gesichtsbildern), in denen Teile zu einem ganzen Bilde vereint sind, und drittens das begriffliche Gedächtnis in dem logischen Sprachcentrum entspricht. Man sieht aber auch, wie es dabei überall darauf ankommt, durch möglichst allseitige und enge lebendige und naturgemäße **Verknüpfung** die größte Vollkommenheit und Sicherheit des Verbandes herzustellen, welche Rolle ferner die Aufmerksamkeit und Apperception bei dem Gedächtnis spielt, wie also die Sprache, wenn sie durch Übung und Gewöhnung ihre verschiedenen Centren und Bahnen in die engste und lebendigste Verbindung bringt, dem Gedächtnis, also dem ganzen geistigen Leben des Menschen einen durch nichts sonst zu ersetzenden Dienst erweist.

Digitized by Google

Man wird jetzt aber auch leicht einsehen, wie notwendig es ist, diese Übungen in der Lautsprache gerade mit der Jugend und zwar im systematischen Unterricht, vor allem im Unterricht in der Muttersprache vorzunehmen, und zwar im Zusammenhang der frei gesprochenen, lauten Rede. Je mehr Bewegungen durch häufige Wiederholungen gewisse Nervenbahnen leicht passierbar gemacht haben, um so größern Widerstand werden die Verknüpfungen derselben mit anderen finden. Ungeordnete, ungezügelte Gewöhnungen der Jugend sind also später sehr schwer in die richtige Bahn zu leiten, und Bewegungen, welche wie die der Sprachorgane im spätern Leben sich dauernd in einer vorgeschriebenen Richtung bewegen sollen, können ohne erhebliche Schwierigkeit nur in der Jugend, am besten im systematischen Unterricht eingeübt werden; denn in der Jugend sind Nerven und Muskeln noch jeder Einwirkung zugänglich, und nur der überlegte Unterricht giebt eine gewisse Sicherheit gegen unüberlegte und zufällige Einübung. Beweis für die Richtigkeit der Beobachtung, wie empfänglich die Jugend sich zeigt, ist die später nie so wiederkehrende Genauigkeit der kindlichen Nachahmung des Accents, der Aussprache, der Klangfarbe vorgesprochener Wörter einer Sprache In der Jugend wird diese Fähigkeit nachzusprechen und damit auch die Ausübung des lebendigen Sprachunterrichts durch den Umstand erleichtert, daß das Wort schon als unverstandener Gehörseindruck so kräftig wirkt, daß es zur Nachahmung treibt. Diese im Worte liegende reflektorisch wirkende Triebkraft macht sich beim Kinde viel mehr als bei dem Erwachsenen geltend, da bei diesem die schon anderseitig gebundene Gewohnheit und die einseitig eingeübte Erkenntnis der selbständig arbeitenden Triebkraft der Artikulationsorgane und der Gehörorgane hindernd im Wege steht. Die bei dieser reflektorisch wirkenden Nachahmung mitspielenden Laut- und Tonbilder haben ihren Sitz nach Wundt und Kußmaul offenbar im Großhirn, da mancherlei Versuche darauf hinweisen, daß das reflektorische Nachahmen von Lauten eine Funktion des Großhirns ist. Wir sehen also die Wichtigkeit des lauten, das Gehör mit heranziehenden Sprachunterrichts auch dadurch bestätigt, da der hörbare Teil der Sprache der die Muskelbewegung beherrschende Regulator ist. Nicht nur versteht also das Kind Laute, ehe es sie selbst erzeugt und erfreut sich daran, sondern das Gehörte wirkt auch, sobald es anfängt die Laute zu erzeugen, regulierend und zwar von dem so wichtigen Großhirn aus. Feinheit und Glätte der Artikulation und Wohlklang der Rede wird erst durch Mitwirkung des Gehörs gesichert. Wenn diese ästhetische Ausbildung der Sprache auch bei unserem stillen Lesen noch einigermaßen erreicht wird, so beruht das unter anderem vielleicht auf der den Fehler des stillen

Digitized by Google

Lesens etwas ausgleichenden Thatsache, daß auch bei diesem Lesen die Nerven und Muskeln der Atmungs- und Gehörorgane leise und unmerklich mitspielen und so stets ein wenig mit eingeübt werden. Aber die in die Augen fallende Schönheit, Klarheit, Abrundung der alten Sprache im Gegensatz zu unserm modernen papiernen Stil beruht gewiß zum großen Teil darauf, daß bei den Alten die laute freie Rede, und durch sie sichere „Artikulation und Diktion", sowie Sinn für Reinheit und Wohlklang viel mehr gepflegt wurde, als bei uns lesenden und schreibenden Menschen der Neuzeit.

Ich schließe daher mit der Behauptung, soll unsere Sprache wieder eine ihrer Natur entsprechende volkstümliche Schönheit, Wohlklang, Durchsichtigkeit, Übersichtlichkeit, Sicherheit und Eigenart erhalten, so müssen wir in der Schule mehr als bisher das laute, freie, zusammenhängende Reden mit besonderer Betonung der Klarheit und Schönheit sowohl beim Lernenden wie beim Lehrenden pflegen und zwar nicht nur in der Einzelrede, sondern auch in Wechselrede und im gemeinsamen Sprechen, im gemeinsamen dramatischen Spiel, im gemeinsamen Gesang. Nur so kann die Muttersprache hoffen, manche verloren gegangenen nationalen Güter wieder zu erobern, neue zu schaffen und so immer mehr das zu werden, was sie längst sein sollte, Mittelpunkt unseres gesamten Jugendunterrichts. Behufs Schilderung dieser nationalen Güter und ihrer sprachpädagogischen Aneignung brauche ich nur auf manche vortrefflichen Aufsätze dieser Zeitschrift hinzuweisen. Diese hier vertretene Richtung auf Wiedererlangung unseres nationalen Sprachgutes ist es, welche mich zu einem Freunde dieser Zeitschrift gemacht und mich ermuntert hat, zu dem Bau ein kleines Sandkörnchen beizutragen.

Eine stilistische Eigentümlichkeit Wilhelm Jordans.

Von E. Wasserzieher in Flensburg.

In der Quinta des Gymnasiums lernt man, daß das deutsche der Vater hat seinem Bruder einen Brief geschrieben, im Französischen in dieser Wortstellung nicht zulässig ist, daß es vielmehr umgeändert werden muß in: der Vater hat geschrieben einen Brief seinem Bruder. Oder richtiger gleich französisch: le père a écrit une lettre à son frère. Denn jener Satz: der Vater hat geschrieben einen Brief seinem Bruder, sollte eigentlich gar nicht über die Lippen deutscher Schüler kommen, ein-

Digitized by Google

fach, weil es kein deutscher Satz ist und die Kinder vielleicht zu undeutschen Satzbildungen verleitet. Wenigstens suchen wir bei guten deutschen Schriftstellern vergebens nach solchen Sätzen. Und doch — sollte man es glauben? — giebt es einen deutschen Schriftsteller, den man wahrlich zu den guten, ja zu den besten rechnen kann, dessen Prosawerke von ähnlichen Sätzen wimmeln. Subjekt, Prädikat, Objekt oder irgend eine nähere Bestimmung — anstatt Subjekt, Objekt, Prädikat, wie es die deutsche Sitte verlangt, findet sich bei Wilhelm Jordan. Nicht etwa als spärliche Ausnahme; dann wäre es nicht der Rede wert, sondern recht, recht häufig. So häufig, daß der Leser, sofern er überhaupt nachdenkt, stutzt und wieder stutzt über den Dichter, der die deutsche Sprache wissenschaftlich durchforscht hat und kennt und beherrscht wie selten einer. Beispiele aus dem Roman „Zwei Wiegen" (1887), der mir gerade zur Hand ist, mögen das Gesagte veranschaulichen.

„So kam es, daß ich mich zuletzt kaum frei halten konnte von dem Wahn, nicht von Lesen und Hörensagen, sondern als eigenes Erlebnis zu wissen, was doch vor meiner Geburt geschehen war." (S. 2.)

„— eine nachher sehr unvollkommen bewährte Zuversicht, genug geerbt zu haben vom Darstellungstalent meiner Mutter, um mich schriftstellernd wagen zu dürfen an eine schon künstlerische Aufgabe." (S. 2.)

„Indes war es weder allein, noch hauptsächlich diese Überschätzung meiner Anlagen, was mich verleitete zu einem Fehler, den ich bedauere, jetzt aber nicht mehr gut zu machen weiß. Ausschlaggebend schuldig geworden an einem Unternehmen, das nicht hinausgedeihen konnte über einen kümmerlichen Ansatz, ist ein Herkommen in Deiner Familie." (S. 2 und 3.)

„Ich fühle mich schon zu leidend, um den Kompositionsversuch zu ersetzen mit einer schlichten Erzählung der Thatsachen. Auch möcht' ich kaum noch im stande sein, die letzteren wieder ganz zu läutern von allen kleinen Zuthaten ausführender Erfindung." (S. 6.)

„Leider nur allzu triftige Gründe zwingen mich, zu zweifeln an Deiner Behauptung, daß der Mensch u. s. w. — Denn ein Leland war im Stillen einig geworden mit meiner Mutter." (S. 7.)

„Die — Falschmünzerei, wie sie erst möglich geworden war durch die Ausgabe fast ebenso geringhaltigen Geldes von seiten des preußischen Staates, schien für weite Gewissen auch gerechtfertigt durch das böse Beispiel, das Friedrich der Große —" (S. 8).

Digitized by Google

„Der Inspektor habe ihn hingeführt zu einem Schuppen, in dem —" (S. 10. 11.)

„Sie rief mir ins Gedächtnis, was ich weiß von einer alten, kleinen Druckschrift." „— daß jener lateinische Bericht — — sehr wohl herrühren könne von Ihrem Vorfahren, dem Wittenberger Professor." (S. 12.)

„Der — — Verfasser — — soll — — erzählen, wie er mehrere Tage gewohnt in der Klause eines gelehrten Eremiten —" (S. 13).

„Lakowitz hatte sich nicht verrechnet mit seiner Hoffnung, die heimgebrachten Goldstücke zu den zweien ebenfalls unausgegebenen wieder einsäckeln zu dürfen als großmütigen Lohn für sein Taumelgift." (S. 18.)

„Eine Zeit lang trachtete er, — — auch Umgang zu gewinnen mit dem Adel der Nachbarschaft." (S. 19.)

„— was ihn bewog, bei der Provinzialkammer einzukommen um die Erlaubnis, ein Majorat zu stiften." (S. 21.)

„Denn es war ihm keineswegs unbekannt, daß der Kammerpräsident in häufigem Verkehr stand mit eben jenen — — Adelsfamilien —" (S. 22.)

„ — in Wahrheit aber behaftet sei mit einer Verschiefung des Rückgrats. — — so konnte jener Wink immerhin beigetragen haben zu der kurzangebundenen Schärfe des Ministerialreskriptes, welches dem Kammerpräsidenten die willkommene Deckung lieferte für seine zermalmende Antwort. — — Als er fortan die Augen jedes ihm Begegnenden neugierig suchen sah nach einer Spur seines bisher mit ängstlicher Sorgfalt verheimlichten, jetzt aber allbekannt gewordenen kleinen Gebrestes. — — Der sehr begabte Jobs hatte studiert und Anstellung gefunden bei der königlichen Domänenkammer." (Alle diese sechs Beispiele auf Seite 23.)

Man beachte dabei noch zweierlei: die unübersichtliche Stellung des Wortes Gebrest am Ende einer langen Reihe von Attributen, sowie die Unklarheit, die im letzten Satze liegt; man könnte nämlich „studiert" auf die Domänenkammer beziehen, was bei der richtigeren Stellung des Wortes „gefunden" am Ende des Satzes unmöglich wäre.

Es mögen der Beispiele genug sein. Wenn man weiter blättert, so stolpert man fortwährend über neue; ich weise noch auf S. 29, 30 (2 Beispiele), 33 (4 Beispiele), 35 (2 Beispiele), 36 (2 Beispiele), 38, 40, 46, 51 und so fort.

Die Thatsache besteht also: Jordan setzt das Zeitwort häufig an eine ungewöhnliche Stelle. Nun fragt es sich nicht, ob er das mit Absicht thut oder nicht. Es wäre lächerlich und hieße den Künstler, der

Digitized by Google

Jordan ist, verkennen, ja beleidigen, wenn man für Zufall annehmen wollte, was ungezählte Male in wohldurchdachten und tiefgegründeten Schöpfungen sich findet. Wenn es aber zweifellos Absicht ist, so fragt es sich: Wozu diese Abweichung vom Deutschen und Anlehnung an andere moderne Sprachen? Ich kann mir nur einen Grund denken: die Übersichtlichkeit soll gefördert werden. Er will das Schleppende vermeiden, das in Sätzen liegt, bei denen das Verbum nach mannigfachen Objekten und näheren Bestimmungen erst am Ende folgt, den Leser solange über die Hauptsache — denn das ist ja das Zeitwort — in Ungewißheit lassend. Es scheint, wie ich nachträglich in Heft 6, S. 112 dieser Zeitschrift bemerke, daß Jordan nicht allein mit seiner Ansicht steht. Ein hochgeschätzter Mitarbeiter, Paul Schumann, tritt bei einer anderen Veranlassung für einen derartigen Satzbau ein, der Übersichtlichkeit wegen, wie er als Grund angiebt. Allein das Bedenkliche solcher Sprachverbesserung leuchtet ein. Was der deutschen Sprache einen Hauptvorzug vor allen neueren Sprachen giebt, die Abrundung und Abschließung der Periode durch das finite Zeitwort oder einen Bestandteil desselben, würde dadurch verloren gehen. Diese schöne Periodisierung, die außer dem Deutschen nur dem Lateinischen gegeben ist, bewahrt den Ausdruck vor Kahlheit, Nüchternheit und jener allzugroßen Übersichtlichkeit, die wir alle am Französischen kennen, aber nicht lieben. Poetische Färbung und warmen Ton erzieht man damit nicht, wohl aber geschäftsmäßige Trockenheit und schablonenhafte Einfachheit. Mit weisester Beschränkung geübt, wird der Jordansche Satzbau dazu dienen, die Mannigfaltigkeit der deutschen Ausdrucksweise zu erhöhen; aber vorwiegend gebraucht, beraubt er dieselbe eines ihrer Hauptreize. Leichter für Ausländer und ungebildete Deutsche wird die Sprache dadurch gemacht; allein schwierig ist die deutsche Sprache nun einmal, und um pädagogischer Zwecke willen darf niemand dem Sprachgenius Gewalt anthun. Auch nicht ein Dichter wie Jordan, den wir zu den bedeutendsten der Gegenwart rechnen und den wir gerade um deswillen nicht schonen zu sollen glaubten. Denn immer noch gilt die Forderung Lessings, daß man die besten Schriftsteller am schärfsten beurteilen soll, weil eine milde Beurteilung ihnen zur Unehre gereichen würde. — Im übrigen sollte es mich freuen, wenn die hier angeregte Frage auch von anderen Seiten beleuchtet würde.

Digitized by Google

Carlos in Goethes Clavigo und die Weltanschauung der Neuzeit.

Von **Christian Semler** in Dresden.

Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.
Schiller.

Wer sich mit Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen," die den Kern seines Denkens enthält, vertraut gemacht hat, und alsdann die Dichtungen und das Leben Goethes im Geiste an sich vorübergehen läßt, wird nicht wenig überrascht sein von dem Gegensatz dieser zwei großen deutschen Männer. Beide wollen die Wiedergeburt und die Entwicklungsfähigkeit der Menschen; aber sie suchen sie auf ganz verschiedenen Wegen zu erringen: Luther durch die Bibel und den Glauben, Goethe durch die Natur, die Liebe und Freundschaft, durch den Beruf, die Reise und den Weltverkehr, durch die Kunst, die Poesie und die Wissenschaft. Luther will der Menschheit das Jenseits sichern, Goethe die Erde und das Weltleben. Für Luther ist die Erde nur die Vorstufe des Himmels; Goethe dagegen will nicht, daß sie zu einem „Wartezimmer des künftigen Zustandes" herabgesetzt werde. Der Erdgeist im Faust wirkt der „Gottheit lebendiges Kleid."

Luthers weltgeschichtliche Aufgabe war, seinem Zeitalter die verlorne Innerlichkeit wieder einzupflanzen; Goethes Ziel ist, seine Zeitgenossen der krankhaft gewordenen Innerlichkeit und der formlosen Kleinbürgerei zu entreißen und sie dem äußern Leben zu gewinnen. Deswegen verherrlicht er gleich in seiner ersten maßgebenden Dichtung die trotzige Selbsthilfe des Götz, die Unerschrockenheit der Elisabeth, die Kampflust des Georg, die sinnliche Glut in Franz und den hochfliegenden Ehrgeiz der bestrickenden Adelheid.

Und so erhebt sich Werther mit phantasievoller Begeisterung über die kleinbürgerliche Enge und über die Beschränktheit der adligen Gesellschaft, und findet in der landschaftlichen Natur, im Homer und in dem jugendlichen Weibe das Versöhnende und Beglückende, ja, das Unendliche, welches Luther nur über den Sternen erblickte. Aber Werther ist willenlos wie seine Zeit; die Kleinstädterei hat es auch ihm angethan, und er geht daran zu Grunde. Von der Sehnsucht kann er weder zum Streben und schöpferischen Gestalten noch zur ausharrenden Berufsthätigkeit gelangen.

So verschieden die Wertherdichtung von dem Götz von Berlichingen ist, so verschieden ist wieder das kleine Trauerspiel Clavigo von dem Werther.

Digitized by Google

Spinozas Weltanschauung hatte hier wohl schon auf Goethe eingewirkt mit der Mahnung, den leidenden Affekt durch den thätigen und tapfern zu bezwingen. Der Mittelpunkt des Stückes ist Carlos, der Vertreter des tapfern Affektes und wohl der am meisten dramatische Charakter, welchen Goethe geschaffen. Er scheint etwas von dem Metall erhalten zu haben, welches Julius Cäsar, der nicht zur Ausführung gelangte, empfangen sollte. Die Keime für diesen rücksichtslos entschlossenen Charakter liegen bereits in Adelheid. Diese macht Weislingen Vorwürfe, daß man denken könnte, Carlos spreche zu Clavigo: „Ich sah statt des aktiven Mannes, der die Geschäfte eines Fürstentums belebte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf übereinander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinaufgestiegen war; den sah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen und müssiger als einen alten Junggesellen."

Carlos ist genährt vom Mark der Erde: er hat den groß angelegten Ehrgeiz, ist aber auch einem Liebesabenteuer nicht abhold, wiewohl ihn selbst eine Sirene wie Adelheid nicht umgarnen und von seinen hohen Zielen ablenken könnte. Er ist ein ausgesprochener Realist; aber in der innigen und selbstlosen Freundschaft und in der Freude am Erziehen und Bilden ist er Idealist. Er ist also der wahre Mensch, wenn auch nicht nach dem Maßstabe Luthers. Er ist Faust und Mephisto in einer Person. In seinen Gesprächen mit dem von Gewissensqualen heimgesuchten Clavigo wird diesem zur Versöhnung nicht ein Beichtvater empfohlen, wohl aber das Streben nach einem hohen Ziele, der Gedanke, für andere zu wirken. Wie der Hammer auf das Gestein losfährt, um das edle Metall herauszuhauen, so unerbittlich sind die Mahnrufe des Carlos, seinen Freund zum Ausharren in der Höhe zu befähigen, von der ihn der Schwindel herabzustürzen droht. Das Große des Widerspruchs im Leben und zumal in der Freundschaft ist selten so kühn und unwiderstehlich mit sich fortreißend zur Anschauung gebracht worden. Der Widerspruch hat bei Goethe, besonders wenn er, wie bei Carlos, mit der Anerkennung Hand in Hand geht, die schöpferische Kraft des Glaubens.

Clavigo fehlt, trotz aller geistigen und praktischen Begabung, die ja gerade Carlos an ihn fesselt, die Willensstärke, der Beängstigungen des Gewissens wegen des Treubruchs an Marie Herr zu werden. Luther würde ihn zur Beruhigung der Seelenpein auf den Glauben und die Bibel hinweisen; Carlos dagegen zeigt die die ganze Kraft in Anspruch nehmende und den Ehrgeiz beflügelnde Thätigkeit des Berufs und das opferbereite Wirken für die Nation als das Heilmittel. Carlos weiß

Digitized by Google

recht wohl, wie Marie früher anregend und begeisternd auf seinen Freund gewirkt; aber sie ist stehen geblieben und hat den Tod in der Brust. Er muß den Freund vor dem Untergang bewahren, den ihm eine unglückliche Ehe zu bereiten droht. Carlos ist herzlos wie der unheimliche Gefährte des Faust, aber nicht aus angeborner Kälte und aus Hohn, sondern aus inniger Liebe zu Clavigo. Gemütlich ist er allerdings nicht; aber er hat, was weit mehr sagen will, Gemüt. Er benutzt, wenn es sein muß, den vernichtenden Spott, um den Freund durch jedes Mittel vor dem sichern Verderben zu retten.

Clavigo geht nicht wegen des zweimaligen Treubruchs zu Grunde, sondern wegen der mangelnden Willenskraft, wegen des kleinbürgerlichen „beklemmenden Jammers". Mephisto würde ihm, wie Faust, zurufen: „Willst fliegen und bist vor dem Schwindel nicht sicher?" In dem Berufe, zumal dem staatsmännischen, der schwierige und verantwortliche Fragen zu lösen hat und dem Ganzen sich widmet, befreit sich die Seele von der Beklemmung schmerzlicher Eindrücke und Bilder. Die ins Große gehende Thätigkeit und der Verkehr mit vielen Menschen wirkt befreiend wie der Hauch des Meeres und die Gletscherwelt im Hochgebirge. Man möchte fast sagen, Goethe habe beim Dichten des Clavigo eine Vorahnung dessen gehabt, was Weimar für ihn sein werde.

Ähnlich wie Carlos bei der Erziehung Clavigos zur staatsmännischen Laufbahn von stolzem Lebensmute beseelt war, so ist es Goethes Prometheus, der bei dem künstlerischen Gestalten von Menschenbildern das trotzige Selbstgefühl gewann. In seinen Worten zu Zeus liegt die Weltanschauung der Neuzeit:

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Faust, der noch nicht schöpferisch ist wie Carlos und Prometheus, seine Stärke vielmehr in ergreifenden Stimmungsbildern hat, fühlt beim Anblick des Zeichens des Erdgeistes, was ihm die Hingabe an das Leben bieten werde. Seine begeisterten Worte verkünden das Heranbrechen eines ganz anderen Zeitalters als dasjenige war, in welchem Paulus Gerhardt oft recht kleinlaut sang und mit Sehnsucht nach den himmlischen Gefilden schaute. Faust sagt mit der Entschlossenheit des Carlos und Prometheus:

Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.

Digitized by Google

Ähnlich wie dieses Bild des großen und vollen Lebens ist das erhebende Gemälde der Laufbahn, welche Carlos seinem Freunde vor Augen führt. Es sind Gedanken ausgesprochen, die gewaltiger nicht in Faust und Prometheus zu finden sind: „Möge deine Seele sich erweitern und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen, daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässigt, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate; warum sollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?"

Eine vorzügliche Ergänzung finden diese Sätze in einer verwandten Stelle in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Hier ist der Oheim eine Persönlichkeit, die als Greis dieselbe Weltanschauung vertritt, wie Carlos als junger Mann. Außerdem stellt er sich der frömmelnden „schönen Seele" ähnlich gegenüber wie Carlos der kleinbürgerlichen Befangenheit seines Freundes. Ein Ausspruch des Oheims gehört vielleicht zu den tiefsten Gedanken Goethes; er giebt dem Menschen das volle Selbstgefühl, wie es die antike Welt besaß, zurück: „Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammensetzt. Alles außer uns ist nur Element, ja, ich darf wohl sagen, alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns, auf eine oder die andere Art, dargestellt haben." Das Christentum und Luther schreiben diese Kraft nur dem Glauben zu.

Ein solcher schöpferischer Baumeister, wie er eben geschildert wurde, ist Carlos, und der Mensch, der so fühlt und denkt, weiß, daß er das Göttliche und Unsterbliche auf der Erde in sich trägt und es, selbst im kleinsten Kreise, ausführen hilft. Wenn diese Gedanken auch nicht den Äußerungen Luthers in seinen Tischreden entsprechen, so ist dies kein Unglück; denn wir leben im neunzehnten und nicht mehr im sechzehnten Jahrhundert, und die Weltgeschichte steht nicht still: Dazu hat ja gerade Luther soviel beigetragen. Unser sittliches Ideal ist nicht einzig und allein innere Vollkommenheit, Unschuld und Demut, sondern Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit, die das Selbstgefühl und den Lebensmut stärken. Nicht gläubige Beschränkung ist dasjenige, was

Digitized by Google

uns freudig erhebt, sondern das klare Denken, das beharrliche Wirken und das entschlossene Handeln. Worin unsere sittliche Aufgabe besteht, hat Goethe in den Lehrjahren so knapp und scharf wie in einem Bibelspruche ausgedrückt: „Thätig zu sein, ist des Menschen erste Bestimmung, und alle Zwischenzeiten, in denen er auszuruhen genötigt ist, sollte er anwenden, eine deutliche Erkenntnis der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals seine Thätigkeit erleichtert." Hier ist ein anderes Ziel aufgestellt als in Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen"; aber dieser Gedanke ist der Kompaß der Neuzeit. Ihm folgt auch der Staat, der die einst allmächtige Kirche abgelöst hat.

Die Weltanschauung, welche Goethe durch den Mund des Carlos seinen Zeitgenossen verkündete, ist bedingt durch den Verstand und den Willen, aber erfrischend wie der Nordwind hauchen uns diese Seelenkräfte an gegenüber der Gefühlsverirrung und nervösen Aufgeregtheit Clavigos. So weht uns, statt der beklemmenden kleinbürgerlichen Stubenluft vor 1848, die stählende Luft des öffentlichen Lebens an, wie sie Fürst Bismarck seinem Volke schuf. Ja, in ihm ward Fleisch und Blut das willensstarke Denken, wie es Carlos beseelt. Seitdem hegen wir Deutsche doch ganz andere Stimmungen, als sie uns in den Liedern des Paulus Gerhardt so bänglich sehnsüchtig entgegenklingen. Die Erde ist uns durch Goethe und das Vaterland und der Staat durch unsern großen Reichskanzler so lieb geworden wie durch Luther der Himmel.

Einst hatte der große Reformator durch die zwingende Gewalt seiner schöpferischen Natur die Wunderwelt der Bibel zu neuem Glanz erhoben und ihren sittlichen Gehalt wieder zur vollen Geltung gebracht. Aber die Erforschung unseres Erdballes und seiner Gesetze und das begeisterte Studium des Altertums ließ sich nicht aufhalten. Und hier knüpfte Goethe an, um an der Hand Spinozas und im bewußten Gegensatz zu Luther sein Zeitalter für das Göttliche der Erde und des Menschenlebens zu gewinnen. In Carlos, wie im Faust und Prometheus blitzt dieses neue Ideal hell auf. Nicht um den Himmel dreht sich das Fühlen und Denken, das Wollen und Wirken dieser kühn und groß entworfenen Gestalten, sondern um die Menschheit. Prometheus formt Menschen zu eigner Freude, Carlos ist als Erzieher des Clavigo Menschenbildner, und im Prolog im Himmel wird nur von der Schönheit der Erde und der weltlichen Erziehung des Faust gesprochen. Faust selbst aber will durch die Hingabe an das äußere Leben das Vollgefühl menschlichen Daseins suchen:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.

Digitized by Google

Solange das deutsche Volk an der Gedankenwelt Goethes und an der Mahnung Schillers, die wir als Motto voranstellten, festhält, ist keine Gefahr vorhanden, daß es in die Denkweise der Reformationszeit oder gar des Mittelalters zurückfallen werde.[1]) Wer für die Freiheit des heimischen Bodens so tapfer fechten konnte, wird auch für die geistige Freiheit entschlossen einstehen, wie Luther uns ein Beispiel gab.

Die Naturlyrik Ludwig Uhlands und Eduard Mörikes.

Von **Alfred Biese** in Kiel.

Ideelles Empfinden in den Seelen unserer Jugend zu wecken, ist nicht die kleinste Aufgabe des deutschen Unterrichts. Wie auch die Empfänglichkeit und das Verständnis für das Naturschöne durch ihn geweckt werden könne, habe ich in einem früheren Aufsatze gezeigt.[2]) Zu nicht geringer Freude fand ich nun in den Verhandlungen der Direktoren-Konferenzen in Pommern (1891, S. 4), betreffs des Unterrichts im deutschen Stil, ganz verwandte Gedanken und Anschauungen: „In der deutschen Stunde sollte die innige Verbindung zwischen Gemüt und Natur wiederhergestellt werden. Hier ist die Sonne nicht bloß der Zentralkörper, um den sich die Erde dreht, ein ungeheurer Feuerball, der 20 Millionen Meilen von uns absteht, sondern hier ist sie die Lebenspenderin, mit der unser Fühlen und Handeln auf das Innigste verbunden ist. Hier küßt sie den Frühling wach und lockt Blatt und Blumenschmuck hervor; hier weckt sie das Leben, wenn am Morgen ihr Feuer am Horizonte hervorblickt; hier gießt sie Frieden über das Gefilde und die Geschöpfe, wenn sie am Abend ihren Lauf vollendet hat und unter den Himmelsrand hinabsinkt. In der deutschen Stunde ist der Wald nicht bloß eine Anzahl Bäume, deren Stamm aus Mark, Holz, Splint, Bast und Rinde besteht, sondern er ist auch ein Gottesdom, wohin das von Sorgen belastete Gemüt sich aus der tobenden Welt flüchten kann und wo es in der seligen Waldeseinsamkeit die erquickende Stimme des Ewigen in den Wipfeln Frieden rauschen hört. Hier ist das Gebirge nicht bloß eine Steinmasse, die sich über die Ebene erhebt;

---

1) Wir sind allerdings der gerade entgegengesetzten Meinung, daß unserer Zeit recht viel von Luthers Geiste nötig sei. D. L. d. Bl.

2) „Das Naturschöne im Spiegel der Natur als Gegenstand des deutschen Unterrichts", Jahrg. 5, 3. Heft, S. 173—193; dort verhieß ich, auf den Altmeister Uhland und den nicht minder den klassischen Lyrikern anzureihenden Ed. Mörike als die Dichter, welche hinsichtlich der Naturpoesie Goethe am nächsten ständen, zurückzukommen; dies Versprechen löse ich nun ein.

Digitized by Google

hier ist es auch der erhabene Zeuge der Macht, gegen die das winzige Menschenkind ein Nichts ist, und deren Hoheit und Hehre sich in den gewaltigen Bildungen offenbart ... Hier, in der deutschen Stunde, erscheint die Natur als das, was sie in Wahrheit für den Menschen ist, als das große Geheimnis, dessen Schleier zu lüften zwar die Menschheit mit schon recht erfreulichem Erfolge unternommen hat, in dessen ganze Tiefe einzudringen jedoch nimmer der menschlichen Wissenschaft gelingt."

Wie aber Natur und Gemüt ineinander rinnen, das zeigt uns vor allem die Naturlyrik.

Es ist ein gar Wundersames, das Gebilde des lyrischen Liedes.[1]) Was Wilhelm von Humboldt (Über die Kawisprache S. LIX) sagt: „Alles Werden in der Natur, vorzüglich das organische und lebendige, entzieht sich unserer Betrachtung", gilt auch von der Welt des Geistes, vom dichterischen Schaffen.

Alle künstlerische Thätigkeit ist Ausstrahlung des Lebensgefühls, d. h. eine Synthese von Innerem und Äußerem. Jedes Kunstwerk, auch das kleinste lyrische Lied, ist eine organische Verschmelzung von Stoff und Form, von Idee und Wirklichkeit, von Geist und Welt.

Wesen und Werden der Poesie lassen sich nicht definieren, nicht darstellen, sondern man kann den inneren, organischen und daher rätselhaften Vorgang nur umschreiben. Sagt Jakob Grimm: „Die Poesie ist das Leben, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache", so ist das nur eine Umschreibung jenes Geistwerdens des Wirklichen

1) Wie sehr die Geisteswissenschaften, unter dem Banne der herrschenden Naturwissenschaften stehend, einen entschiedenen Rückgang nehmen, zeigt auch die Poetik. Man kokettiert mit naturwissenschaftlichen Begriffen; man wähnt das Physiologische identisch mit dem Psychologischen; und so spricht man materialistisch von einer „Physiologie der Lyrik", man findet die Urwurzel des Liedes in der Brunst der Tiere, man spannt das Entstehen und Werden des Gedichtes auf das Prokrustesbett des physiologischen Vorgangs der Befruchtung, des Keimens, des Bebrütens des Keimes, des Abstoßens in der Geburt — in wahrhaft ekelerregender Weise: man streitet sich, ob der erste Laut, welchen das neugeborene Kind ausstößt, das erste Lied vom Schmerz oder das erste Lied des Schmerzes ist. Ja, es giebt Leute, die sich durch die abgeschmackte Phrase fangen lassen: wo die Vögel am schönsten sängen, gäbe es auch die herrlichsten Volkslieder, und wo sie nicht sängen, sänge auch das Volk nicht u. ä. m. Auch das ist ein ganz müßiger Streit, ob das Epos oder die Lyrik das Ursprüngliche sei; in der — nur mit Abstraktion zu denkenden — Urzeit waren Mythos, Religion und Poesie eins; und wenn sich bei den Griechen kunstmäßig in der Folge Epos, Elegie, Melos, Drama, Epigramm, Idyll, Roman entwickelten, wer will trotzdem leugnen, daß es in der Vorzeit Lieder von Verstorbenen, von Thaten der Vorfahren, Volkslieder, Liebeslieder gegeben habe, wer beweisen, daß sie mehr episch oder lyrisch waren? In der Wurzel sind alle Gattungen der Poesie, wie wir sie kunstmäßig unterscheiden, eins.

Digitized by Google

(wer will das ergründen?) und jenes Wortwerdens des Geistigen, jenes Zusammenströmens von Innen- und Außenwelt, kraft dessen das Lebensgefühl auf die Außendinge überströmt und diese zu einem anschaulichen Bilde umgestaltet werden. Denn es soll nicht Nachahmung wie Aristoteles wollte, nicht Photographie der Natur, wie die „Modernen" wollen, nicht Tendenz oder Idee, wie die „Idealisten" wollen, das künstlerisch Treibende im Schönen sein, sondern dieses ist Durchdringung von Subjekt und Objekt, eine Umgestaltung des lebensvoll Geschauten, und des innerlich Erlebten zu einem Allgemein-Menschlichen, Wahren und Notwendigen.[1]) Auch der erfindungsreichste Dichter kann nur die Spiegelungen, welche die Außenwelt in seinem Geiste findet, d. h äußere und innere Wahrnehmungen in einer metaphorischen Umformung darbieten. „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen", sagt Goethe, „ist eine aus dem Innern am Äußeren sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt."[2]) Und wie geschieht dies in der Lyrik? — In seiner Wurzel freilich ist es unerforschlich, wie das von einer Empfindung volle Herz Ausdruck in der Melodie der Worte findet, wie das, „was auf den Nägeln brennt", zu einer hellen Flamme in glutdurchströmten Strophen wird, sei es nun

---

1) So sagte Goethe zu Eckermann 6. Mai 1827: „Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen." „Das Schaffen des Dichters beruht überall auf der Energie des Erlebens . . . das Lebensgefühl will austönen in Klang und Wort und Bild . . . Alle Poesie macht das im Gefühl genossene Leben bildlich und trägt in das Bildliche der Anschauung die im Gefühl genossene Lebendigkeit hinein", führt W. Dilthey „über die Einbildungskraft des Dichters" aus; und auf derselben Grundlage ruht meine Schrift über „das Metaphorische in der dichterischen Phantasie".

2) Sprüche in Prosa Nr. 903; so auch Nr. 717: „Wir wissen von keiner Welt, als in Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezuges ist," und Nr. 235: „Es giebt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist." Der Tropus d. h. das Metaphorische ist eben der sinnfälligste Ausdruck jenes Verschmelzens von Innen- und Außenwelt, welches sich in der künstlerischen Phantasie, im dichterischen Schaffen vollzieht. —

So sagt auch Schiller (Brief vom 27. März 1801, II. S. 278): „Die Poesie, däucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose (d. h. „eine dunkle, aber mächtige Totalidee") aussprechen und mitteilen zu können d. h. in ein Objekt überzutragen."

Digitized by Google

daß der Moment oder die Erinnerung die Gebilde schafft; aber das läßt sich darstellen, wie das echte lyrische Lied ganz Rhythmus, ganz Anschauung (Bild), ganz Empfindung ist. Auf diesen drei Faktoren beruht das lyrische Schaffen. Dem echten Dichter wird das innere Singen und Klingen zu einem äußeren in der Musik des Wortes, so naturgemäß und so notwendig, wie das Pochen des Pulses in seinen Adern, wie das Ein- und Ausatmen; und das Geschaute wird zum Bilde und das innere Erleben zur Stimmung, welche Wort und Anschauung zugleich durchdringt. Der Gedanke als solcher ist tot im Liede, wenn er nicht durch die Phantasie und durch die Empfindung hindurchgegangen ist: dem wahren Dichter wandelt sich alles in ein Bild; das Abstrakte wird zum Konkreten umgeformt, das Verstandesmäßige zu Anschauung und Bewegung; das Starre wird fließend, das Tote wird belebt.

In die innere Werkstatt des Lyrikers führt daher keine Seite seines Schaffens so tief hinein als die Naturlyrik, welche das Naturbild entweder nur als ein Äußeres plastisch anschaulich hinstellt, sei es nun als Rahmen in der erzählenden Lyrik, sei es als Hintergrund der Stimmung, als kontrastierendes oder harmonierendes Gegenbild, oder endlich beides, Objekt und Subjekt, Natur und Geist ineinander rinnen läßt.

Die Naturlyrik ist uralt, ist allen Völkern gemeinsam.[1]) Die frommen Sänger der Juden gestalteten sie zu Hymnen auf Jehovah — „die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk." — Die veilchenlockige Sappho schreibt die köstlichen Zeilen: „Ringsum rauscht aus der Höhe die Kühle des Regens durch der Quitten Gebüsch, und von den blinkenden Blättern rieselt Schlummer herab." Catullus begrüßt sein heimatliches Sirmio: „Von allen Inseln, Sirmio, und Halbinseln Mein Augenstern . . . Heil dir, o schönes Sirmio, sei dem Herrn freundlich: Ihr alle freut euch, meine muntern Seewellen, Und was daheim vor Wonne lächeln mag, lächle!" — Bei uns Deutschen erreicht die Naturlyrik ihren Höhepunkt in Walther und Goethe. Diesem stehen keine Neueren näher als Ludwig Uhland, der längstberühmte und vielgeliebte, und Eduard Mörike, der noch immer nicht genügend nach seinem tiefen Gehalte gewürdigte.

---

1) Vergl. meine „Entwicklung des Naturgefühls". Auch bei den Chinesen finden sich innige Töne stimmungsvoller Naturlyrik, wie z. B.: „Die Sonne hat, um zur Ruhe zu gehen, die hohen Bergesketten überschritten. Bald werden alle Thäler In Abendschatten untertauchen, Über den Tannen steigt der Mond empor Und bringt frische Lüfte mit. Der flüsternde Wind und die rieselnden Bäche Erfüllen mein Ohr mit zauberischen Tönen" (Tsom-Ming-Tong, 6.—9. Jahrh. p. Conf.), aus Tcheng-ki-Tong, Oberst und Militärattaché in Paris, China und die Chinesen, übers. von A. Schulze, Leipzig 1885. S. 260.

Digitized by Google

Diesen beiden edlen schwäbischen Dichtern ist neben der Schlichtheit und Geradheit des Charakters und neben aller Naivität ein Zug zum Märchenhaften, Romantischen, ja Mystischen eigen, neben aller Innerlichkeit des Gemüts doch Klarheit und Durchsichtigkeit realistischer Anschauung, neben aller Tiefe des Denkens und Empfindens ein schalkiger Humor gemeinsam, der besonders bei Mörike eine so liebenswürdige idyllische Form annimmt: und was den letzteren noch besonders nahe an Goethe heranrückt, ist der an den Meisterwerken der Alten geschulte Geist, der das Moderne mit dem Antiken in harmonischer Weise zu verschmelzen vermag.

Aber wie alle großen Lyriker, sind auch Uhland und Mörike nicht nur von innigem Heimatgefühl durchdrungen, so daß sie ihren mütterlichen schwäbischen Boden, auf dem sie erwuchsen, nimmermehr verleugnen, sondern auch von jenem feinfühligen, sympathetischen Natursinne, der im Goethe'schen, ja im urgermanischen Pantheismus die Seelenstimmung mit dem Elementaren und Landschaftlichen zusammenrinnen läßt.

Meisterlich versteht es Uhland in seinen Balladen und Romanzen, das Bild, das ihm in der Phantasie vorschwebt, durch das Wort in plastischer Anschaulichkeit vor unseren geistigen Augen heraufzuzaubern, sei es nun die Kapelle oder das Schloß am Meer — „Das hohe Schloß am Meer, Golden und rosig wehen die Wolken drüber her. Es möchte sich niederneigen In die spiegelklare Flut; Es möchte streben und steigen In der Abendwolken Glut." Vor wem taucht es also nicht auf, in deutlichen Umrissen, ragend in die Wolken und sich spiegelnd in der Flut, wie nicht minder jenes Schloß in „des Sängers Fluch":

Weit glänzt' es über die Lande bis in das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz

mit dem wirkungsvollen Kontrast am Schluß:

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand.

Wir geleiten die „Mähderin" durch die Tageszeiten hindurch: „Der Mittag glüht .. Noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen .. Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute .. Schon sinket der Tau, schon erglänzen der Mond und die Sterne. Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne", und der armen Betrogenen wird ein Grab auf der „blühendsten Wiese".

Schöne Vergleiche entlehnt er dem Naturleben. So im „Harfnerliede": „Oft war dieses Saales Raum Schimmervoll bei frohen Festen, Wie mit jedem Lenz der Baum Prangt in frischen Blütenästen". Natur und Liebe parallelisiert er in ihrem stillen Walten und Weben (An K. M.);

die Erinnerung vergleicht er mit dem lichten Regenbogen auf trüben Wolken, die schöne Jungfrau mit der Sonne, ihre Arme mit Lilien, ihre Augen mit des Himmels Blau: „Aufwärts blickt' ich keck zu ihr, Wie der Adler blickt zur Sonne .. Ihrer Blicke sanfter Schein War in mir zu wildem Lodern, Ihrer Rede mildes Wehen War in mir zum Sturmestoben, Sie, der schöne Maientag, In mir zum Gewitter worden" („Der Sieger").

Von dem alten grauen König heißt es: „Sein Mantel glänzt wie Abendrot, Wie sinkende Sonn' die Krone" und von dem ungleichen Herrscherpaar mit malerischem Kontraste:

Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Der Schmetterling, der ewig gankelt und sich auf Blumen schaukelt, ist ihm „Sinnbild der Unsterblichkeit", der Wein „Blut der üppigen Natur", die Malve „der gesunkenen Sonne Kind", die Jägerin „des Waldes Blüte", wie er auch sonst von einem schönen Kinde in bildlicher Knappheit sagt: „Sie war ein Kind vor wenig Tagen .. Bald ist die Blume aufgeschlagen" u. s. f.

Mörike ist ungleich reicher in bildlichen Wendungen und Vergleichen aus der Natur als Uhland. So sagt er von seinem Innenleben: „Einem Kristall gleicht meine Seele nun, den noch kein falscher Strahl des Lichtes getroffen: Zu fluten scheint mein Geist" („An einem Wintermorgen"). Von dem halb verschüchterten, an holde Liebesseligkeit zurückdenkenden Mädchen singt er: „Wie Rosen, die der Wind zerblasen, So unstet ihr Gesichtchen glüht" („Begegnung"), von der Geliebten: „Sie lacht ihn an wie Maienschein", von der brausenden Musik der Orgel: „So stürzt ein sonnentrunkner Aar Vom Himmel sich mit herrlichem Gefieder", von dem Freundeshause: „Heiterkeit und holde Sitte, Wie Sommerluft durchwehn dein Haus", von der Liebe: „Lieb' ist wie Wind, Rasch und lebendig", von der Einschlummernden: „Spielender Weise mein Aug' auf ihres drückend, Fühlt' ich ein Weilchen die langen Wimpern, Bis der Schlaf sie stellte, Wie Schmetterlingsgefieder auf- und niedergehn". Niemand wird verkennen, daß dies tiefste poetische Anschauung ist. — Nicht anders ist es mit bildlichen Wendungen wie: „Ich höre aus der Gottheit nächt'ger Ferne die Quellen des Geschicks melodisch rauschen" oder: „Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten Einer einst heiligen Liebe" oder: „Stirne, Augen und Mund, von Unschuld strahlend, umdämmert Schon des gekosteten Glücks seliger Nebel geheim" oder: „Dein blaues Auge steht, Ein dunkler See, vor mir". Und um dem Gedanken poetischen Ausdruck zu geben, daß die Vermählung eines Paares mehr denn sonst auf Glück hindeute, prägt er die

Digitized by Google

schöne Metapher: „Heut' aber seh' ich schöne Tage Blühn in gedrängter Sternensaat"[1]), oder er mahnt: „Mag denn der Jugend Blume uns verbleichen, Noch glänzet sie und reizt unwiderstehlich".

Diese metaphorischen Wendungen leiten hinüber zu der intimsten Metapher, zur Beseelung, zur Vergeistigung der Natur. Die Naturbeseelung, d. h. die Übertragung seelischer Regungen auf die organische und anorganische Natur wurzelt ebenso wie der Mythos im Anthropomorphismus d. h. jener inneren Nötigung, alles außer uns Befindliche zu vermenschlichen, uns mit unseren Empfindungen den Erscheinungen anzupassen und einzufühlen. Dem Menschen ist eben im Grunde immer nur wieder der Mensch verständlich, und so muß er, wo er außen Leben sieht, wo Bewegung, ein Wesen ahnen, das ihm gleich sei. Also schuf der Grieche seine Götter, welche die Elemente bevölkerten; und also haben zu allen Zeiten die Dichter von der elementaren Welt, die sie umgab, in den herrlichsten Metaphern der Naturbeseelung geredet. So läßt Homer das Meer „lachen", Simonides die Danae auf schäumender Flut beten: „o schlafe, o See, schlafe, mein unermeßliches Weh". Bei Alkman liegen „schlummernd" die Gipfel der Berge und die Schluchten; bei Äschylos schildert Aphrodite ihre Liebesmacht: „Es sehnt der keusche Himmel sich, zu umfahn die Erde, Sehnsucht ergreift die Erde, sich zu vermählen ihm", und im Agamemnon heißt es: „Wenn um Mittagszeit die See in wellenlos windstiller Ruh sich legend schlief." Bei Euripides „rinnt vom erhabenen Fels der Tropfen feucht dahin, unablässig in ewigem Klagen", und bei den späteren Bukolikern seufzen, klagen, weinen, schluchzen die Bäume, Sterne, Schluchten, Flüsse, schweigt das Meer und die Winde, und die Blätter der Bäume flüstern. Der Mensch ist eben immer wieder nur das einzige Maß der Dinge; alle seine Wahrnehmungen sind Verschmelzungen von Innerem und Äußerem; der größte Teil des gesamten Sprachkörpers ist metaphorisch — wie z. B. alle Bezeichnungen für das Geistige —; und so ist es auch die poetische Sprache, welche von altersher das Wehen des Windes als ein Raunen oder Stöhnen, das Rauschen der Blätter als ein Flüstern, das Rieseln des Baches als ein Lachen und Kichern deutet. Ob im „Cynewulf" die Nacht ihren Thron verläßt, daß der Tag ihn besitze, ob bei Shakespeare der Morgen stolz mit Herrscherblick der Berge Häupter grüßt, ob bei Goethe der

1) Mörike bietet auch sonst schöne Zusammensetzungen wie: Nebelglanz (schon bei Goethe), Frühlingshügel, Maienschein, Blumenschwelle, Sternenlüfteschwall, Morgenangesicht, Glockentonmeer, von der blausten Frühlingsmitternacht entzückt, von Goldgewölken Attilas umflochten, Waldesatem, Morgenrötebrunst u. ä. Uhland: Blütenhain, Quellenthal, Wolkenbahn, Maientau, Felsenhügel, Blütenhügel, Maienwonne u. a.

Digitized by Google

Abend die Erde wiegt, in den Bergen die Nacht hängt, im Nebelkleid die Wolke dasteht und plötzlich der Mond aus dem Duft hervorsieht, ob bei Shelley die müde Welle schlummernd schlafen geht, bei Byron der Nachtwind seufzt und melancholisch die Woge rauscht: es ist dieselbe anthropomorphische Naturanschauung, dieselbe Natursymbolik, kraft welcher die sonst starre, tote Natur unter dem Zauberstabe des Dichters Leben und seelisches Empfinden erhält, wie der Stein in den Armen des Pygmalion. Was wir daher stimmungsvoll in der Naturlyrik nennen, es beruht zumeist auf der sympathetischen Naturbeseelung.

So auch bei Uhland und Mörike. Auch sie verstehen es, als echte Dichter, der Natur ein Auge zu geben, daß sie geistig blicke, einen Mund, daß sie rede;[1]) sie setzen sich mit Sonne und Erde, Fluß und Wald wieder in den ursprünglichen Rapport und stellen jene Einheit von Geist und Natur wieder her, die in der Urzeit der Mensch in bewußtloser Harmonie von Seele und Leib genoß.

Dann wird die Helle zum Sinnbild der Freude und des Glücks, das Dunkel zum Sinnbild der Trauer. Wenn Goethe im „Mailied" jubelt: „Wie herrlich leuchtet die Natur! Wie glänzt die Sonne! Wie lacht die Flur! ... O Lieb', o Liebe, So golden schön, Wie Morgenwolken Auf jenen Höhn! Du segnest herrlich das frische Feld, Im Blütendampfe die volle Welt" — so heißt es bei Uhland in dem von Naturandacht durchdrungenen „Lied eines Armen": „Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern So liebevoll auch mir, Und wenn die Abendglocke hallt, Da red' ich, Herr, mit Dir". Und im „Lauf der Welt" schildert er wortlos beglückende Liebe: „Das Lüftchen mit der Rose spielt, Es fragt nicht: hast mich lieb? Das Röschen sich am Taue kühlt, Es sagt nicht lange: gieb! — Ich liebe sie, sie liebet mich, doch keines sagt: ich liebe dich." — Es ist ferner ein häufiges poetisches Motiv der Beseelung, daß die Natur nicht nur die Liebe und das Glück wiederstrahlt, sondern daß Liebe und Schönheit jene in ihren Bann ziehen. „Wo die reizende Nais weilt," sagt Theokrit, „da ist allewärts Frühling"; Horaz begrüßte den heimkehrenden Augustus mit dem Kompliment: „Sobald dein Antlitz frühlingsgleich dem Volke erstrahlt, geht freudiger der Tag dahin und glänzen heller die Sonnen." Ein spanisches Volkslied lautet: „Und taucht sie das Linnen ins Wasser hinein, Da halten mit Rinnen die Fluten schon ein, Und der Stein, drauf sie wandelt, Fängt hell an zu glühn, Und das Ufer wird grün Am Manzanares"; Julius Wolff im Tannhäuser singt: „Ich hab einmal ein Mägdlein ge-

1) Vgl. Vischer, Kritische Gänge, 2. Bd. Tübingen 1844. S. 252.

Digitized by Google

kannt, Das konnte gar Rosen lachen, Wo immer sie ging, Wo immer sie stand, Sie wußte das Wunder zu machen; Sie lächelte nur, und Berg und Thal Blühten voll Rosen mit einem Mal." — So machen eben Dichterkünste das Wunder einer völlig ineinanderfließenden Einheit von Mensch und Natur wahr; und so singt auch Uhland von dem holden Mädchen: „Die Blumen, die nach ihr sich beugen, Die Vögel mit dem Lustgesang, Sie dürfen Liebe ihr bezeugen," und ein andermal: „Und als ihr holder Bräutigam Sie innig in die Arme schloß: Da wanden Blümlein wonnesam sich aus den Knospen los."

Abendliche Stille deuten die Dichter als Schweigen, als Schlummer der Natur. So auch Uhland: „Da liegen sie alle, die grauen Höhn, Die dunklen Thäler in milder Ruh; Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn Keinen Laut der Klage mir zu" („Der König auf dem Turme"). Und von den „sanften Tagen" der ersten Frühlingszeit kündet er, daß die holden Lüfte „erwacht sind" und „der Himmel, bläulich aufgeschlagen, zur Erde Glanz und Wärme streut", wie von den sanften Tagen der mild besonnten Flur: „Dann ist die Feier der Natur. Sie prangt nicht mehr mit Blüt' und Fülle, All ihre regen Kräfte ruhn, Sie sammelt sich in süße Stille, In ihre Tiefen schaut sie nun."

In dem Gedicht „die Sonnenwende" finden sich die stimmungsvollen Zeilen: „Ihrer Göttin (d. i. der Sonne) Jugendneige Fühlt die ahnende Natur, Und mir dünkt, bedeutsam schweige Rings die abendliche Flur."

Wie prächtig ist auch in „des Knaben Berglied" die Beseelung: „Hier ist des Stromes Mutterhaus . . . Er braust vom Fels in wildem Lauf, . . . Ich fang' ihn mit den Armen auf", und worin anders liegt auch in dem allerliebsten Gedichtchen „Einkehr", das uns als Kinder schon entzückte, der Reiz, als in jener sinnigen Übertragung menschlicher Dinge auf die Natur: der Apfelbaum ist der wundermilde Wirt, in dessen grünem Hause die leichtbeschwingten Gäste fröhlich schmausen und der dem müden Wanderer eine grüne Bettstatt mit kühlem Schatten bietet?

Je individueller die Naturbeseelung ist, desto wirkungsvoller, desto malerischer. Schon bei den Griechen kann man es verfolgen, wie statt der allgemeinen, farbloseren Wendungen, wie „es schläft das Meer, es schlummern die Berge" individuellere gesucht werden wie z. B. ein Sänger der Anthologie sagt: „Das Meer ist schweigend eingenickt" (σίγα μέμυκε). Aber an Vertiefung und Innigkeit stehen die Beseelungen der Natur bei den Griechen denen bei anderen Dichtern doch nach. Auch hiervon bietet Mörike glänzende Belege.

Betrachten wir zunächst die beseelenden Schilderungen des Morgens, des Tages und der Nacht.

Digitized by Google

Kann man wohl das Dämmern der Frühe, das Aufglühen der ersten Morgenstrahlen, das Erwachen des Tages köstlicher schildern als Mörike in seinem Gedicht: „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang“:

Dort, sieh, am Horizont lüpft sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge!

Hier ist alles poesievollste Anschauung; und warum? Weil alles Leben und Bewegung und jeder einzelne Zug, ja der ganze sprachliche Ausdruck, gleichsam bis in die Fingerspitzen hinein, beseelt ist und doch das Phantasiebild plastisch vor unseren Geist stellt. Ein anderes Bild der Frühe zeichnen die Zeilen: „Im Nebel ruhet noch die Welt, Noch träumen Wald und Wiesen“ und: „Dort gehet schon der Tag herfür An meinem Kammerfenster“. Und wie wundervoll ist die Beseelung der in Tauperlen blitzenden Rose und des sie umkosenden Morgens:

Schön prangt im Silbertau die junge Rose,
Den ihr der Morgen in den Busen rollte,
Sie blüht, als ob sie nie verblühen wollte,
Sie ahnet nichts vom letzten Blumenlose. („Nur zu!“)

Erinna läßt er an Sappho schreiben: „Sonniger Morgenglanz im Garten, Ergossen um der Bäume Wipfel, Lockte die Langschläferin“, und ein andermal heißt es: „Die Wolke sah ich wandeln und den Fluß, Es dringt der Sonne goldner Kuß Mir tief bis ins Geblüt hinein“, oder:

Das Hochamt war. Der Morgensonne Blick
Glomm wunderbar im süßen Weihrauchscheine.

Wie der Morgenstimmung, giebt er auch der Abendstimmung sympathievollen Ausdruck. So beseelt er in wenigen Zeilen den Nachtwind, den Tag, die Erdenkräfte, die Lüfte:

Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift
Und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!
Da noch der freche Tag verstummt,
Hört man der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
Das aufwärts in die zärtlichen Gesänge
Der reingestimmten Lüfte summt . . .
O holde Nacht, du gehst mit leisem Tritt
Auf schwarzem Sammt, der nur am Tage grünet . .

Die höchste Poesie wird eben auch in der Naturlyrik nicht erreicht, so lange dem Dichter die Erscheinung nur als Form gegenübersteht, sondern er muß sie beseelen, sich an das Objekt verlieren, sie zum Symbol

Digitized by Google

eines Innern werden lassen.[1]) Wen durchrieselt's nicht wunderbar, wenn er das köstliche Lied Mörikes „Um Mitternacht“ nicht nur durchdenkt, sondern auch bis in die feinste Nüance der Beseelung der Nacht und der nächtlichen Stimmen und der Quellen, die am Tage zu verstummen scheinen, durchempfindet:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwung'nes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Auch sonst raunt seinem märchentrunkenen Sinne die Nacht wunderbare Töne zu; ja selbst von den Sternen singt er: „Betrübt kehr' ich den Blick noch Oben hin, Zum Himmel auf — da lächeln alle Sterne; Ich kniee, ihrem Lichtgesang zu lauschen“. Und in nächtlicher Reise, wo das Posthorn klingt, träumt er: „Es tanzt der liebe Mondenschein Nach diesem Ton auf Quellen und auf Bäumen, Sogar zu mir durchs enge Fensterlein.“

Der Frühling ist dem Dichter ein holder Knabe, den er herzlich willkommen heißt: „Frühling läßt sein blaues Band Wieder flattern durch die Lüfte; Süße, wohlbekannte Düfte Streifen ahnungsvoll das Land. Veilchen träumen schon, Wollen balde kommen.“

— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen.

(„Er ist's!“)

Und jenes Sehnen und Dehnen, welches nicht nur die Natur, sondern auch die Menschenbrust im Frühling erfaßt, prägt der Dichter in den Zeilen voll tiefer Symbolik aus:

Der Himmel glänzt vom reinsten Frühlingslichte,
Ihm schwillt der Hügel sehnsuchtsvoll entgegen,
Die starre Welt zerfließt in Liebessegen.

(„Zu viel“.)

1) Vgl. du Prel, Psychologie der Lyrik, S. 154.

Digitized by Google

Und von der treibenden Knospe des Granatbaumes heißt es nicht minder symbolisch:

Sie aber schien es nicht zu wissen, Wie mächtig ihr die Fülle schwoll,
Und daß sie in den Feuerküssen der goldnen Tage brennen soll.

Wie aber die Dichter, je nach ihrer Stimmung, bald Teilnahme, bald Lieblosigkeit und Mangel an Mitgefühl der Natur beilegen — während wir also bei Theokrit die Cypressen, welche sich von dem Liebesgekose erzählen, und bei Walther das kleine Vöglein (das mag wohl verschwiegen sein) als teilnahmvolle Zeugen finden, heißt es in einem „Peregrina" überschriebenen Gedichte Mörikes:

Auf seidnem Rasen dort, ach, Herz am Herzen,
Wie verschlangen, erstickten meine Küsse den scheueren Kuß
Indes der Springquell, unteilnehmend
An überschwenglicher Liebe Geflüster,
Sich ewig des eignen Plätscherns freute.

Aber in dem köstlichen Liede „Schön-Rohtraut" jubelt der Beglückte zum Schluß:

Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtraut's Mund geküßt.

Ein andermal stellt auch er die Natur in den Bann der Schönheit der Holden: „Liebchen tritt von Bergeshöhen In das Thal: da wird es Freude! Wald und Flur wie neu erstehen Vor dem Kind im Rosenkleide."

Von neckischem Humor ist die ans Märchen anklingende Beseelung des Windes: „Sausewind, Brausewind! Dort und hier! Deine Heimat sage mir!" „Kindlein, wir fahren, Seit viel vielen Jahren Durch die weit weite Welt Und möchten's erfragen, die Antwort erjagen, Bei den Bergen, den Meeren, Bei des Himmels klingenden Heeren, Die wissen es nie." Und befragt, wo der Liebe Heimat sei, sagt der Wind: „Wer's nennen könnte? Schelmisches Kind, Lieb' ist wie Wind, Rasch und lebendig, Ruhet nie, Ewig ist sie, Aber nicht immer beständig! — Fort! Wohlauf! Halt uns nicht auf! Fort über Stoppel und Wälder und Wiesen! Wenn ich dein Schätzchen seh', Will ich es grüßen. Kindlein, ade!"

Dem Mond leiht er ein Ohr in der Zeile: „Der Mond am Fenster lauschet"; am Mummelsee sieht er Geister schweben und weben: „Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor; Gieb acht, nun tauchen sie nieder." In der Stille des Waldes hört er die Wipfel raunen: „Ich höre in des Waldes Nacht die alten Blätter flüstern", oder er lauscht dem „Gelispel des Baches" und sieht „berauschte Nebel sich wälzen jäh hinab in das Thal." Dem „alten Turmhahn" in der prächtigen gleichnamigen Idylle macht der Wind den Hof oder er ist ein wüster Besen:

Digitized by Google

„Was doch heut Nacht ein Sturm gewesen, Bis erst der Morgen sich geregt! Wie hat der ungebetne Besen Kamin und Gassen ausgefegt!“

Dem Dämonischen, das in der spiegelhellen wallenden Flut uns entgegentritt, dem verführertsch lockenden, wohlig auf und ab wogenden Elemente leiht Goethe die Gestalt eines lockenden Geistes, eines Wesens, das sich wie atmend hebt und senkt in unstillbarem Sehnen, kurz eines bethörend schönen Weibes mit berückenden Worten, so daß wir an die Nymphen und Nixen der Vorzeit gemahnt werden. Mörike beseelt den Fluß, der ihn zum Bade ladet, weit sinnlicher, aber auch wie hochpoetisch und trotz der intimen Beseelung wie sehr die Objektivität des Elements wahrend:

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Der goldne Sonnenschein schlüpft in Tropfen an ihm nieder; die Woge wieget aus und ein — „sie kommt auf mich herzu gerannt, Sie faßt und läßt mich wieder“. Wie mit einem vertrauten Freunde plaudert er: „Du murmelst so, mein Fluß, warum?

Der Himmel, blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!

Wie des Himmels Blau, so tief weiß er nur — die Liebe; und so bittet er den Fluß, zu schwellen und sich zu heben: „Mit Grausen übergieße mich! Mein Leben um das deine!“

Du weisest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle.
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg' auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh!
Nach tausend Irren kehrest du
Zur ew'gen Mutterquelle!

Es leuchtet ein, wie gleichsam unwillkürlich eine in den Kern eindringende Betrachtung der Naturbeseelungen zu einer Analyse derjenigen Gedichte der Naturlyrik hinführt, in welchen der Dichter sich direkt an die Natur wendet und der Stimmung Ausdruck verleiht, welche jene in seiner Seele weckt oder welche er selbst in die Natur hineinlegt. Bei einem solchen Ineinsfühlen von Geist und Welt vermag eben der Dichter

Digitized by Google

nur schwer des Tropus sich zu erwehren, d. h. des methaphorischen Ausdruckes oder auch jenes Tropus, welcher das ganze Gedicht bildet durch die völlige Versenkung des Subjektes in das Objekt. In die ganze Tiefe und Innigkeit des Gemütslebens Ludwig Uhlands sowie in seine liebenswürdige Persönlichkeit führen uns solche Lieder ein, in denen der Dichter seinem Naturgefühl direkten, unverhohlenen Ausdruck leiht.

So bekennt er: „Ergehst du dich im Abendlicht, — Das ist die Zeit der Dichterwonne —, So wende stets dein Angesicht Zum Glanze der gesunknen Sonne" — und schildert die weihevolle Feierlichkeit und die stille Rührung, welche der Abend in das Herz senkt. Und so leiht er dem „König auf dem Turme" die Worte: „Die Nacht ist gekommen, Der Himmel belebt, Meine Seele will ich erfreun. O du goldne Schrift durch den Sternenraum! In dir ja schau' ich liebend empor."

Vor allem aber ist Uhland ein Sänger des Frühlings. In dessen sanften Tagen jubelt er: „Ich bin ein Kind und mit dem Spiele Der heiteren Natur vergnügt, In ihre ruhigen Gefühle Ist ganz die Seele eingewiegt." Und wie stimmungsvoll weiß er Äußeres und Inneres in Beziehung zu setzen, d. h. an all das Blühen und Prangen in der Frühlingsnatur die Mahnung auch an das Herz zu knüpfen, den Lenz mit neuer Hoffnung und neuem Glück einziehen zu lassen, in dem Gedicht „Frühlingsglaube": „Die linden Lüfte sind erwacht ... Die Welt wird schöner mit jedem Tag, Man weiß nicht, was noch werden mag, Das Blühen will nicht enden. Es blüht das fernste, tiefste Thal: Nun, armes Herz, vergiß der Qual! Nun muß sich alles, alles wenden.

Man fühlt es dem Sänger nach, wie er von des Winters Druck befreit in Gras und Blumen beseligt ruht, wie er „hoch obenhin die hellen Frühlingswolken ziehn" oder die Lerchen sich jauchzend auf der lichten Bahn emporschwingen sieht und in seinem eigenen Herzen es klingen fühlt von Liebeslust.

Andachtdurchschauert tritt er in den im Morgengrauen ruhenden Wald: „Wie still des Waldes weiter Raum! Die Vöglein zwitschern nur im Traum, Kein Sang hat sich erschwungen", und so jubelt er selbst sein Lied hinaus in den lichten Morgen. Oder am Abend träumt und sehnt er sich: „Wie ferne Glocken hör' ichs klingen, Das Abendrot durchblüht den Hain. O hätt' ich Flügel, mich zu schwingen Weit über Thal und Felsenreihn" — wie Faust in jener wunderherrlichen Scene: „Betrachte wie in Abendsonneglut die grünumgebnen Hütten schimmern. Sie rückt und weicht ... O daß kein Flügel mich vom Boden hebt, Ihr nach und nimmer nach zu schweben" ...

Gerne setzt Uhland das Frühlingsweben mit des Herbstes Welken in Gegensatz. So singt er im Herbste: „Seid gegrüßt mit Frühlingswonne,

Digitized by Google

Blauer Himmel, goldne Sonne! . . Ahnest Du, o Seele, wieder Sanfte, süße Frühlingslieder? Sieh umher die falben Bäume! Ach, es waren holde Träume!" Und wie Storm klagt: „Wär' ich nur hier nicht gegangen im Mai, Leben und Liebe, wie flogt ihr vorbei!", so Uhland („Nachtreise"):

„Ich reit' im finstern Garten hin, Die dürren Bäume sausen drin, Die welken Blätter fallen. Hier pflegt' ich in der Rosenzeit, Wenn alles sich der Liebe weiht, Mit meinem Lieb zu wallen."

Mit besonderer Meisterschaft weiß Uhland seine eigene Naturstimmung zu objektivieren, d. h. sie in die Worte eines anderen zu kleiden. Welche edle Einfachheit, welch herzgewinnender Ausdruck eines andächtigen Gefühls ziert das zum Liede des Volkes mit Recht gewordene „Schäfers Sonntagslied!" Ein stiller Sonntagsfrieden breitet sich über die Natur, als wäre sie zu einem Gotteshause geworden: „O süßes Graun! geheimes Wehn!" — Echte Naturstimmung, mit volkstümlicher Naivetät und harmlosem Humor gepaart, durchweht „des Knaben Berglied." Mit Stolz blickt der Sohn der freien Natur, das Kind der Berge, auf Dorf und Stadt herab; ihn beengen keine Fesseln; ihm scheint die Sonne zuerst und bietet ihm zuletzt den Scheidegruß. Frei fühlt er sich wie die Wolke, die von Ort zu Ort eilt, wie der Sturm, der die Berge fegt, wie der Donner, den seine Stimme noch übertönt: „Laßt meines Vaters Haus in Ruh! Ich bin der Knab' vom Berge!"

Auch Mörike weiß vortrefflich in einer großen Anzahl von Liedern den Volkston zu treffen (ich erinnere nur an das „verlassene Mägdlein" „Gärtner", „Ein Stündlein wohl vor Tag", „Jung Volker", „Schön Rothtraut" u. a.), ja seine Naturstimmung hat noch mehr poetischen Schmelz, ein noch innigeres Zusammenklingen von Menschenseele und Naturleben als die Uhlands. Sein mildes sanftes Gemüt schwelgt in ihrer Anschauung und hält herzliche Zwiesprach mit ihr, indem er all sein tiefstes Empfinden und Denken ihr vertraut. So besonders in dem Gedichte „Besuch in Urach". In diesem romantischen Winkel des Schwabenlandes hatte er glückliche Jugendtage verlebt. Als Mann wieder dorthin den Wanderstab setzend, wird er von der Erinnerung gepackt; ein jeder Strauch, ein jeder Halm spricht ihm von halbvergessenen Dingen, und der Zauber der Natur, der einst in dem Knabenherzen das träumerische Dichten geweckt hat, umstrickt ihn; er wähnt, ein fühlendes Herz schlage ihm in dem Gestein, in den „besonnten Felsen, alten Wolkenstühlen", in dem Wald, in dem Bach entgegen, ein ihm verwandter Geist rede zu ihm:

O hier ist's, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen;
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.

Digitized by Google

— Doch ach! sie bleibt mehr als der Mensch verwaist,
Darf nicht aus ihrem eignen Rätsel steigen!
Dir biet' ich denn, begier'ge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach, ob sie dir sich teile!

Doch vergebens! „Was ist's, das deine Seele von mir trennt? Sie flieht, und möcht' ich auch in dir ertrinken! Dich kränkt's nicht, wie mein Herz um dich entbrennt, Küssest im Sturz nur diese schroffen Zinken." So flieht er hinweg aus dem üppigen Schattengrunde zu dem lauschigen Bänkchen, wo er einst so hold geträumt, und versenkt sich ganz in die Betrachtung jener seligen Zeit, „fühllos" ins Gras gesunken. Da schreckt ihn Donner auf; „stumm harrt das Thal mit ungewisser Miene", jetzt kracht es, und das wundervolle Schauspiel beut sich ihm dar:

Ja nun, indes mit hoher Feuerhelle
Der Blitz die Stirn und Wange mir verklärt,
Ruf' ich den lauten Segen in die grelle
Musik des Donners, die mein Wort bewährt:
O Thal! du meines Lebens andre Schwelle!
Du meiner tiefsten Kräfte stiller Herd!
Du meiner Liebe Wundernest! ich scheide,
Leb wohl! — und sei dein Engel mein Geleite!

Hier ringt doch in der That der Menschengeist mit der Natur, um ihr Geheimnis zu enträtseln, um den Schleier zu lüften, und wendet sich ohne über die ewige Schranke, welche ins Innere der Natur zu dringen verbietet, zu verzweifeln, an den geliebten Erdenwinkel mit der vollen Sympathie eines tiefempfindenden Herzens.

Auch ihn möchte das tiefe geheimisvolle Sehnen, welches der Lenz zu wecken pflegt, in die Weite ziehen, über Berg und Thal, er möchte entschweben in des Äthers Blau: „Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel; Die Wolke wird mein Flügel: Ach, sag mir, alleinzige Liebe, Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!" Wer gedenkt nicht des „Ganymed" von Goethe? —

Nichts gilt ihm schöner, als am frischgeschnittenen Wanderstab in der Frühe durch die Wälder hügelauf und hügelab zu ziehen. Schalkig sagt er: „Wie die goldne Traube Wonnegeister spürt in der ersten Morgensonne: So fühlt auch mein alter lieber Adam Herbst- und Frühlingsfieber, Gottbeherzte, Nie verscherzte Erstlings-Paradieseswonne." Ein Gedicht voll Seelen- und Naturstimmung ist das „Früh im Wagen" überschriebene „Es graut vom Morgenreif In Dämmerung das Feld, Da schon ein blasser Streif Den fernen Ost erhellt." Aber des Dichters Sinn ist noch in das Schmerzensglück der Abschiedsnacht versenkt; die bittersüße Stunde, wo das blaue Auge der Geliebten wie ein dunkler See noch vor ihm stand, ihr Kuß, ihr Hauch ihn umfing — tritt vor seine Seele: „Die Sonne kommt;

Digitized by Google

— sie scheucht den Traum hinweg im Nu, Und von den Bergen streicht ein Schauer auf mich zu." Auf das Feinfühligste ist hier Außenwelt und Innenleben in innere Beziehung gesetzt: blaß schimmert schon der Morgen, während der Mond noch voll am Himmel steht, so ist auch des Dichters scheuer Blick, der in die Ferne drängt, noch versunken in das Gedenken an die Abschiedsstunde.

Wie plastische Anschaulichkeit mit malerischer Stimmung in der Naturlyrik sich vereinen können, zeigt besonders das Gedicht „Auf einer Wanderung."

In einem freundlichen Städtchen, über dem der rote Abendschein liegt, hört er aus offenem Fenster Goldglockentöne über Blumen hinschweben und eine Stimme wie Nachtigallenchor „daß die Blüten beben, daß die Lüfte leben, daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor." Und wie er lustbeklommen draußen vor dem Thore steht, da ringt es sich los aus seiner Brust:

Ach hier, wie liegt die Welt so licht!
Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
Rückwärts die Stadt in goldnem Rauch;
Wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle!
Ich bin wie trunken, irr'geführt —
O Muse, du hast mein Herz berührt
Mit einem Liebeshauch!

Am Waldsaum im Grase dem Kuckuck zu lauschen, „den Fratzen der Gesellschaft" entfliehend, und „seine Augen in der Ferne weiden" zu lassen, das ist sein größtes Behagen: „Wie anders leuchtet hier der Tag!"

Nicht müde wird Mörike, den Wald zu preisen; ich erinnere an „Wald-Idylle", „Die schöne Buche", „Im Park" u. a. Märchenhaft umfängt ihn dies Gefühl; Geister und Elfen sieht er um den See schweben, und inmitten des Waldes ists ihm, wenn es im Laube rauscht, als müsse Sneewittchen durch die Zweige lugen. Die dämonische Stille, der Zauber der Waldeinsamkeit umgiebt ihn wie „ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit", und trunken ist sein Sinn von der Wundermacht, die er in Busch und Strauch, in Fluß und Feld, im Windeswehen und Vogelsingen in gleichem Maße wirkend fühlt.

Nichts anders kann den Bann lösen, in den ihn die Betrachtung der Natur schlägt, als dies Ahnen eines verwandten Geistes, der nach Worten ringt, als das sympathetische Zusammenrinnen von Seele und Natur, als — mit einem Wort — die Liebe:

Du, Liebe, hilf den süßen Zauber lösen,
Womit Natur in meinem Innern wühlet!

Digitized by Google

So singt auch Uhland, indem er aus Kümmernissen wieder genesend sein „geliebtes" Thal begrüßt:

Es duftet wieder alte Liebe,
Es grünet wieder alte Lust;
Ja selbst die alten Liedertriebe
Beleben diese kalte Brust.

Natur! Wohl braucht es solcher Stunden,
So innig und so liebevoll,
Wenn dieses arme Herz gesunden,
Das welkende genesen soll.

Wir sehen, auch in der Naturlyrik Uhlands und Mörikes klingt jenes Goethe'sche Wort hindurch, welches wie kein anderes unser modernes, auf Sympathie gegründetes Naturempfinden kennzeichnet: der Monolog des Faust, an den Erdgeist gerichtet:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat, . . .
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen,
Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1890.

Von **Rud. Dietrich** in Hottingen b. Zürich.

Von dem Entwicklungsstand, dem Höhegrad, welchen die Erziehungskunst in irgend einer Beziehung erreicht hat, legt ohne Zweifel die „pädagogische Presse" das zuverlässigste Zeugnis ab. Denn wie allerwärts, so sind auch auf dem Gebiete der Schule unserm beschränkten Geiste nur kleine einzelne Fortschritte möglich, und über jede solche „Kleinigkeit" — so kostbar und rühmenswert sie an sich sein mag — ein Buch zu schreiben, wäre Mißbrauch der Sprache. Den Raum von zwei, drei Seiten oder Spalten, der in den meisten Fällen genügt, gewähren die ausdrücklich dazu berufenen und verpflichteten Wochen- oder Monatsschriften. Aber diese haben sich nicht auf die Mitteilung guter neuer Gedanken über Ziele, Mittel, Wege zu beschränken. Sie müssen, solange die „Erfindungen und Entdeckungen" noch nicht Gemeingut geworden,

Digitized by Google

wiederholt mustergiltige Verarbeitungen derselben bringen und dafür sorgen, daß letztere in vorzüglichen Gesamtdarstellungen derjenigen Gebiete, welchen sie angehören oder für die sie fruchtbar zu machen sind, eingereiht werden. Und endlich haben sich unsere Fachblätter in den Dienst ernsthafter Kritik zu stellen. Diese vermag ja erwiesenermaßen selbst schöpferisch zu wirken, neue Ausblicke zu eröffnen, Verhülltes oder Verborgenes ans Licht zu ziehen; aber wenn sie sich auch nicht zu solchen Leistungen erhebt: daß der Geist echter Kritik überhaupt zu Worte kommt, und immer mehr zu Worte kommt, bedeutet jeweilen schon einen Fortschritt — und jedenfalls treibt er zu Fortschritten an.

Das sind die Grundsätze, auf welche Berechtigung, Art und Zweck meines Berichts sich stützen. Er selbst umfaßt die Aufsätze:

A. Über den Unterricht in der Muttersprache (H. Sommert, Pädag. Rundschau [Wien] VI. VII.)

B. Eine Verirrung im deutschen Unterricht (Deutsche Schulpraxis [Leipzig] 39).

C. Proben aus deutschen Mundarten in der Schule (Badische Schulz. [Bühl-Karlsruhe] 49).

D. Vom Lesen (Deutsche Schulpraxis 3. 4).

E. Zwei Lesebücher für Volksschulen (Th. Kirchberg, Frankfurter Schulz. 4. 5).

F. Über Förderung der Sprachkraft und Sprechfertigkeit (Fr. Viergutz, Deutsche Schulz. [Berlin] 38).

G. Der Brief (Schule und Haus [Wien] VII).

H. Wider die Heyschen Fabeln (J. Ziesenitz, Deutsche Blätter f. erz. Unt. [Langensalza] 27).

Ich vereinige — wie im letzten Bericht (s. Jahrg. 1890, VI b. 3.) — das, was sachlich auszuwählen war, in Gruppen, denen entsprechende Schlagwörter vorangesetzt werden.

I. Der Lehrer. „Ein tüchtiger deutscher Lehrer ist der, welcher über ein dialektfreies, geschmackvolles, fließendes Deutsch verfügt, die Volksdialekte achtet, Mundart und Stammcharakter seiner Schüler genau kennt und die deutschen Dichter und Denker auf Grund guter Bekanntschaft hin liebt; ein tüchtiger deutsch gesinnter Lehrer ist jener, welcher zu dem deutschen Volke steht, seine Interessen wahren hilft und aus allen Kräften bestrebt ist, es auch geistig, d. h. intellektuell und sittlich zu heben." „Dem Lehrer des Deutschen sind von den Amtsgenossen Mitteilungen über sprachliche Schwächen der Schüler zu machen." (A.)

II. Zweck, Gesamtaufgabe, allgemeine Grundsätze des Unterrichts. „Die Muttersprache ist nicht einseitig nur als Unterrichtsgegenstand unter den Lehrfächern, sondern als das den gesamten Unter-

Digitized by Google

richt durchdringende und beherrschende Erziehungsmittel aufzufassen; und das gilt für alle Stufen des Unterrichts, für alle Arten deutscher Schulen." (A.) „Dem muttersprachlichen Unterricht verbleibt die vollauf ausreichende, scharf begrenzte Aufgabe: dem Schüler grammatische und stilistische Sicherheit, Geschmack und ästhetisches wie historisches Verständnis der deutschen Litteraten und ihrer Sprache (letzteres selbstverständlich in den höheren Schulen) beizubringen." „Die sprachliche Form ist nicht von ihrem Gehalte abgelöst zu behandeln; wohl aber ist die Hauptaufmersamkeit und Hauptanstrengung der Sprache als dem bestimmten Ausdruck eines Inhalts zuzuwenden." „Diese Aufgabe nimmt die Thätigkeit des Deutschlehrers hinreichend in Anspruch; wo er nicht nach diesem Ziele strebt, da ist er — auf dem Holzwege"[1]) (B.) „Zurückzuweisen ist die Forderung an die Volksschule, für das Latein der Gymnasien vorzubereiten und infolgedessen den grammatischen Stoff zu häufen, zu verfrühen. Gewiß ist jeder über der Volksschule stehenden Anstalt am besten damit gedient, wenn sie gesund denkende, fließend sprechende und leidlich gut schreibende Schüler bekommt". (A.) „Im gesamten Unterrichte darf nicht einseitig, engherzig an einer Form als der allein richtigen festgehalten werden, wo die deutsche Sprache — weil sie eben keine tote, sondern eine lebende, frisch pulsierende ist — Verschiedenheiten zuläßt." (A.)

III. Sprache (im Gegensatz zur Schrift). „Das Hauptgewicht ist auf das gesprochene, nicht auf das geschriebene Wort zu legen; erst Sprechfertigkeit, dann Lese- und Schreibfertigkeit." (A.)

IV. Mundart. „Bei der Pflege des mündlichen Ausdrucks ist ie kräftige, urwüchsige Ausdrucksweise des Volkes nicht zu verpönen, ndern zu veredeln, da gerade diese Ursprünglichkeit, Natürlichkeit, eradheit hinüberzuretten ist in die Schriftsprache." (A). Proben aus rschiedenen Mundarten sollen den älteren Schülern teils als eine Art ätsel (z. B. niederdeutsche Sprichwörter in alemannischen Schulen), ls zum Zwecke der Vergleichung (einer fremden mit der heimischen undart) vorgelegt werden. Letztere soll zugleich die Notwendigkeit und

1) Auf dem Holzwege ist er freilich auch, wenn er nicht die vorhin aus A rte Zweckbestimmung anerkennt Aber Verf. von B thut dies gewiß. Er eifert an seinem Orte gegen die Gepflogenheit, das Deutsche zum Allerweltsfache rniedrigen. „Ist es nicht wahr — sagt er — daß in den „Deutsch-Stunden" vielen Orten alles Mögliche und Unmögliche getrieben und gelernt wird, nur nicht Deutsch? — Man scheidet nicht genugsam aus; man ist sich nicht klar ber, was aller Unterricht mit dem Unterricht in der Muttersprache Gemeins haben soll, und was dagegen das Eigentümliche dieses letzteren ist. retisch allerdings ist man sich darüber schon lange klar."

Digitized by Google

den Wert des Gemeinsamen, der deutschen Einheitssprache zum Bewußtsein bringen. (C).

V. Lesen und Lesebuch. „Zu frühzeitiges Vordrängen des Lese- und Schreibunterrichts auf der Unterstufe, die übermäßige Betonung der Leseübungen vor den Sprechübungen auf den weiteren Stufen ist einer gesunden Sprachentwicklung eher schädlich als nützlich.“ (A.) „Lesefertigkeit und Verständnis des Gelesenen“: Hauptaufgabe des Unterrichts ist es, Verständnis (das beste Mittel zur Fertigkeit) zu erzielen. Das Kind muß gewöhnt werden, es von selbst zu sagen, wenn es das Gelesene nicht verstanden, aufzuschreiben, was es zu Hause beim Durchlesen nicht begriffen. Zeugnis von erlangtem Verständnis kann der Schüler dadurch ablegen, daß er versucht, das Gelesene aus dem Kopfe in der eigenen Sprache vorzutragen, daß er sich über das ins Gedächtnis Aufgenommene ausspricht. Immer ist scharf zu unterscheiden zwischen bereits Bekanntem (Angeeignetem) und Neugelerntem. (D.) Die gründliche Untersuchung Kirchbergs übt treffende Kritik an der schon seit langem und gegenwärtig noch üblichen Fabrikationsweise der Lesebücher, an der sinnlosen und sittlich verwerflichen Scheidung in Ausgaben für „evangelische“ und für „katholische“ Schulen, und an den Pseudo-Jugendschriftstellern (unter denen in erster Linie Chr v. Schmid, Curtmann, Krummacher, Fr. Wiedemann zu nennen sind.) Viele — sagt K. — schreiben für Kinder, obwohl ihnen eine Hauptbedingung zum Jugendschriftsteller fehlt: Organ für den Humor. (E.)

VI. Aufsatz. Empfehlenswert, den Aufsatz nach der Korrektur wörtlich einprägen zu lassen, was für die Sprachbildung deshalb von großem Nutzen ist, weil das Kind — mit wenig Mühe — zwar immer noch sein eigenes, aber doch unter Beihilfe des Lehrers „verfeinertes“ Erzeugnis ins Gedächtnis bringt und so auf eine höhere Stufe sprachlicher Bildung gelangt. (F.) — Hauptbedingungen eines ehrlichen Briefes: Naturgemäßheit und Wahrhaftigkeit; Verstöße gegen die zweite in der Schule wie im Leben gewöhnlich (siehe „Anrede“, „Einleitung“, „Schluß“), gegen die erste häufig (der bekannte „geschraubte“ Briefstil!). Vornehmlich den Eltern fällt die Aufgabe zu, die Jugend das Schreiben wirklicher, natürlicher, ernstgemeinter Briefe zu lehren.[1]) Etlicher Formen und Formeln wegen ist der „geschäftliche“ Briefwechsel in der Fortbildungsschule zu üben; die eigentliche Kinderschule dagegen soll den „brief-

1) „Daß vornehmlich das Elternhaus dazu berufen ist, die Jugend Briefe schreiben zu lehren, sie darin zu üben, liegt auf der Hand, denn an wen schreibt das Kind — in der Regel wenigstens — seinen ersten Brief, und an wen schreibt es am häufigsten, ja fast ausschließlich?“

Digitized by Google

lichen Verkehr überhaupt" nur in einer heimatkundlichen Unterredung über die Post zur Sprache bringen. (G.)

VII. Sprachlehre. „Die Grammatik wird nur dort zu Hilfe gerufen, wo sie unmittelbar gute Dienste leisten kann" (sie ist nur „Dienerin"). „Die in der Volksschule notwendige Grammatik beschränkt sich auf einzelne Kapitel, und zwar auf jene, welche dem Sprachunterricht unmittelbar dienstbar sind. Diese Partien aus der Grammatik sind teils allgemeiner Natur, so daß sie für alle deutschen Schulen geltende und nützliche sind, teils je nach dem Dialekte der Schüler verschiedene, nur für einzelne Landschaften geltende." (A.)

VIII. Einzelne Sprachwerke (Dichtungen im allgemeinen Sinne.) Das „Auswendiglernen" Heyscher Fabeln ist — ihrer Form wegen (Unbeholfenheit, holprige Verse, Übermaß an Flickwörtern) — zu verwerfen. „Unter den 100 Fabeln befinden sich 5—7, in welchen die Verse erträglich sind; ob sie den Forderungen, welche die Gegenwart an ein Kindergedicht zu stellen berechtigt ist, entsprechen, ist aber auch noch die Frage." „Die Sprache Heys ist kein Bildungsmittel mehr für die Kinder der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts." „Klassiker der Kinderwelt (wir setzen hinzu: Kinderdichter überhaupt) müssen mustergiltig sein nach Inhalt und Form." (H.) (Das ist zwar selbstverständlich — aber wer kümmert sich darum? Am wenigsten diejenigen, welche es am meisten angeht: die Herausgeber von Lesebüchern.")

Anhang. Ich mache hier noch auf eine dem deutschen Unterrichte an höheren Schulen gewidmete Arbeit (Zur Bildung des Stils, von K. Fischer, Deutsche Blätter 34. 35) aufmerksam, und glaube mich dazu umsomehr berechtigt, als 1) ein anderer Mitarbeiter über dieses Gebiet in unserer Zeitschrift nicht berichtet, 2) die bezeichnete Arbeit in mancher Beziehung auch für den Volksschullehrer von praktischem Wert ist. — Fischer wünscht — in Übereinstimmung mit Hiecke („Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien") — Bildung des Stils in Anlehnung an die Lektüre, nämlich: a) Gliederung der (epischen) Lesestücke als Vorübung zu selbständiger Anordnung der Gedanken für den Aufsatz, b) Aufsuchen von Belegen für die Angemessenheit des Stils. Wenn „Klarheit, logische Ordnung und Angemessenheit" erreicht sind, so darf man sich begnügen. Den „schönen Stil" soll die höhere Schule „wenigstens zeigen"; doch hat man (auch in den obersten Klassen) „beim Anfang" zu bleiben. (Beschränkung auf das, was verhältnismäßig am leichtesten

1) Die oberste Unterrichtsbehörde des Kt. Zürich hat kürzlich ein Lesebuch für das „vierte Schuljahr" bearbeiten lassen. Es ist keins von den schlechtesten, aber nicht weniger schlecht als hundert andere.

Digitized by Google

gefunden und nachgeahmt werden kann: schöne Wortstellung [Wechsel] und Wohlklang.) Von besonderem Wert und zeitgemäß ist schließlich der Nachweis, daß der Unterricht in den fremden (namentlich „klassischen") Sprachen den deutschen Stil nicht wesentlich fördert.

Iphigenia und Hamlet.

Von L. Wüstenfeld in Göttingen.

Den Seelenkampf in der Brust der Goetheschen Iphigenie und des Sophokleischen Neoptolemos zu vergleichen, ist manches Primaners Aufgabe gewesen. Neuerdings schlägt F. Schultz in seinen Meditationen zwei andere Parallelen vor. Er vergleicht einerseits die Grundgedanken des Goetheschen Dramas und des Sophokleischen Oedipus auf Kolonos, andrerseits Iphigenie mit Shakespeares Cordelia. Nicht minder fruchtbar möchte es sein, das Goethesche Drama mit einem andern auch dem Primaner bekannten Meisterwerke Shakespeares zusammenzustellen, mit dem es auf den ersten Blick keine innere Verwandtschaft zu haben scheint, mit Hamlet.

In Argos wie in Dänemark ist ein mächtiger König mit Vorwissen oder unter Beihilfe seines Weibes von ihrem Buhlen, der mit ihm verwandt ist, erschlagen. Der mannhaften Persönlichkeit ihres Vaters erinnert sich Iphigenie mit den Worten:

> In ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit
> Ein Muster des vollkommnen Manns gesehn.

Ganz ähnlich sagt Hamlet von seinem Vater:

> Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
> Ich werde nimmer seinesgleichen sehn.

Der Mörder erhält zum Lohne

> Ein Reich und Bette, das er schon besaß.

Doch beide Ermordeten hinterlassen in ihrem Sohne einen Bluträcher. Dort wird der unmündige vor den Nachstellungen des Mörders und der „stiefgewordnen" Mutter gerettet und wächst an fremdem Hofe zum Jüngling heran, hier zehrt sich der erwachsene am Hofe der Mörder im Schmerze über den gestorbenen Vater ab, den wahren Hergang seines Todes dunkel ahnend. Beide rächen den Mord. Dort vollbringt Orest die lange geplante, ungleich schwerere That, sobald er reif dazu geworden, ohne Besinnen, denn er erfüllt eine heilige Pflicht. Hier genügt die Erscheinung des ermordeten Vaters nicht, den träumerischen Prinzen zu entschlossenem Handeln anzuspornen. Es fehlt ihm nicht an Schlauheit, den Mörder zu entlarven und die angenommene Rolle des Wahnsinnigen geschickt zu spielen, aber anstatt plan-

Digitized by Google

näßig seine Rache zu betreiben, ersticht er in einem Augenblick der Übereilung den Vater seiner Geliebten und treibt diese dadurch in Wahn=
inn und Tod. Erst als er selbst schon tödlich verwundet, vollzieht er das Rachewerk. Während hier der Geist des ermordeten Vaters die Unterwelt verläßt, um den Sohn zur Rache aufzufordern, glaubt dort nach geschehener That der Sohn aus der Erschlagenen Blut der Mutter Geist aufsteigen zu sehen und von den durch ihn aufgehetzten Erinnyen von Land zu Land verfolgt zu werden. Während der Dänenprinz durch sein verstörtes Gebaren und sein unüberlegtes Handeln die zarte Ophelia um ihren Verstand und schließlich ums Leben bringt, ist dem hellenischen Königssohne in den Armen seiner reinen priesterlichen Schwester Heilung von seinen Wahnvorstellungen und Erwachen zu neuem Leben beschieden. Beiden Jünglingen steht ein Freund zur Seite, dem einen ein völlig ebenbürtiger Genosse, der ihn zu thatkräftigem Handeln an=
treibt und erfolgreich darin unterstützt, dem anderen ein untergeordneter Vertrauter, der wenig mehr kann als seinen letzten Willen verkündigen. Während hier das Haus des Königs durch eine Reihe von Freveln zu=
sammenbricht, die Familie des obersten Hofbeamten in seinen Sturz hineinziehend, und ein Nachbarkönig im leichenerfüllten Palast als Erbe erscheint, kehrt dort das leidbewährte Geschwisterpaar in die väterliche Königshalle zurück, um ein neues Leben fröhlich anzufangen. In beiden Dramen endlich ist der Schauplatz am Gestade des Meeres, hier ein Königs=
palast in der ultima Thule, dort ein Tempelhain am damals noch ungastlichen Meere. Von jenem Lande schweift der Blick nach Norden und Westen, Norweg und England, von diesem sucht die Seele im Süden das Land der Griechen.

Sprechzimmer.

1.

Einem einen Bären aufbinden.

Weder Borchardt in seinen „Sprichwörtlichen Redensarten“, noch Schrader in seinem „Bilderschmuck der Deutschen Sprache“ vermögen eine befriedigende Erklärung obiger sprichwörtlicher Redensart zu geben. Auch Grimm konnte das Rätsel nicht lösen und meint, daß wir diese nur in Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts wiederkehrenden und verdunkelten, wahrscheinlich *uralten* Redensarten besser verstehen würden, wäre die mittelhochdeutsche Poesie weniger auf das Welsche, mehr auf das Einheimische gerichtet gewesen. Und Schrader fügt hinzu: „Ja, daher ist die Redensart *uralt*, aber schwerlich hat sie mythologische Be=
ziehungen; denn Grimm weiß in seiner Mythologie vom Bären kaum etwas anderes zu sagen, als daß Biörn ein Beiname des Thor ist und

daß der Wagen der Freya entweder mit zwei Katzen oder mit zwei Bären sei bespannt gewesen."

Auch aus irgend einem historischen Vorgange ist der Ausdruck wohl kaum zu erklären; dergleichen Geschichtchen werden bekanntlich erfunden, um einer unverstandenen Redensart Sinn und Bedeutung unterzulegen.[1])

Borchardt sucht auch gar nicht weiter den dunkeln Schleier, der über diesem Worte liegt, zu lüften, sondern bekennt ruhig und offen: „Wie Meister Petz zu der Ehre gekommen, auch hier hinhalten zu müssen, vermochten wir nicht zu eruieren." Schrader dagegen versucht eine Erklärung folgendermaßen: „Wenn man einem einen Bären aufbindet, bindet man ihm eben eine plumpe Lüge auf, so plump, daß er sie merken müßte, wenn er nicht zu dumm wäre. Er merkt's aber nicht und muß nun zur Schande dies plumpe Tier mit sich herumschleppen, diesen plumpen Bären, den man ihm gleichsam buchstäblich auf den Rücken gebunden hat. Die Plumpheit beider bietet doch einen nahe liegenden Vergleichungspunkt."

Nahe liegt nach meiner Ansicht der Vergleichungspunkt nicht. Schon die vielen Worte zeigen, wie Verfasser sich wenden und drehen mußte, um zu der vermeintlichen Erklärung zu kommen, die aber keine ist; denn „Bär" hat mit Lügen nichts gemein, und Bären kann man nicht auf den Rücken binden. Grimm hat das Richtige geahnt, wenn er sagt, daß wir es mit einer verdunkelten, uralten Redensart zu thun haben.

Mir scheint die Dialektforschung den Weg zu weisen. Im südwestlichsten Teile des Oberelsasses, im westlichen Sundgau bei Niedersept, Friesen, Liebsdorf heißt der Ausdruck für „einem eine Lüge aufbinden" „aim a Bara abinga[2]) z. B. „dam hani a Bara abunga und erschtno na feschti"; oder „dam hani a Bara abunga, dia hebt"; oder „dia babt", d. h. dem habe ich eine „Bara" angebunden und erst noch (noch dazu) eine feste, diese hält, diese pappt. Hier ist also „Bara" Femininum, wie aus „na feschti" (Masculinum: a feschter) und „dia" deutlich hervorgeht. Daneben kommt auch der einfachere Ausdruck vor: „dam hani aini abunga"; auch hier ist das Femininum Bara zu ergänzen, nicht das Wort „Lüge", denn in derselben Gegend des Sundgaues lautet dieses Wort „der Lug", ist also Masculinum, während „aini" auf ein Femininum weist.

Was heißt aber „Bara"? Die meisten Leute, denen auf meine Veranlassung diese Frage vorgelegt wurde, erklärten offenherzig, daß sie

1) So wurde mir mitgeteilt, daß der Ausdruck von dem Wappen der Gemeinde Dambach im Unter-Elsaß herzuleiten sei. Dambach hat einen Bären im Wappen, von dem viele Späße erzählt werden. Glaubt einer diese Scherze, so sagt man, man habe ihm einen (nämlich den Dambacher) Bären aufgebungen.

2) abinga sundgauisch für anbinden; das „d" geht oft in „g" über, z. B. in Ching = Kind, Wing = Wind.

Digitized by Google

überhaupt nichts dabei dächten, man sage eben so; andere dagegen dachten an das Tier, an Meister Petz Der intelligentere Teil aber erklärte zunächst, daß an Bär, ursus, nicht zu denken sei, denn dieser hieße ja elsässisch „Bar“, aber niemals „Bāra“ oder auch „Bärre“ mit kurzem „a“ und einem kurzen Schlußvokal, der mehr dem „e“ als dem „a“ zuneigt. Und diesem fügten andere hinzu, sie hätten unter Bara oder Barre nie etwas anderes verstanden als das kleine Fischnetz, das noch heute im Sundgau und in einem großen Teile des Oberelsasses diesen Namen trägt.[1]) Ein solches Fischnetz oder Bara kann man in der That auch einem anbinden oder aufbinden — die Ausdrücke wechseln[2]) — durch die vielen Maschen, aus denen es besteht. Und noch vor einigen Jahren wurde einer Person, die sich auf einer Sundgauer Kilbe (Kirchweih) mißliebig machte, in der That zum allgemeinen Jubel der tanzenden Jugend ein solches Fischnetz, eine Bara, aufgebunden. Nun hat das Zeitwort „anbinden, aufbinden“ auch seinen Sinn. Und um den Beweis noch zu verstärken, füge ich hinzu, daß man z. B. in St. Pilt im Oberelsaß, zu Friesen im Sundgau nicht „anbinden“ gebraucht, sondern „anhenka“ = anhängen. Fischnetze, Bara[3]) kann man einem anhängen, sogar leicht, wegen der vielen Maschen, mit Bären wird es nimmer gelingen.

Dabei erinnere ich mich eines Scherzes aus meiner Kinderzeit. Es war für uns stets ein Hauptvergnügen, wenn wir einem Mitspielenden, ohne daß er es merkte, etwas, freilich gerade kein Fischnetz, auf den Rücken hängen, „eins ahenka“, auch anbinden konnten, und dann sangen wir das schwäbische Liedlein:

Trait a Esele
Und weiss nit,
I bi koi Narr
Und sag em's it.

Wir foppten den Betreffenden, hatten ihn zum besten, und fand der Geföppte den Thäter, so beteuerten wir unsere Unschuld, wir logen ihn im Scherze an.

So kommt der Ausdruck „einem eine Bara, Bare, Barre an- oder aufbinden“ zum Begriff: einen zum besten haben, einen foppen, einen

1) Nur in Obersept heißt Fischnetz „das Bär“ also Gen. Neutr., ohne das auslautende dumpfe „a“ oder „e“; so nahe das Wort dem Dialektworte für Bär auch steht, so haben die Bewohner dieses Dorfes doch nur stets an „Fischnetz“ in unserer Redensart gedacht, wie ausdrücklich mitgeteilt wird.

2) Der Ausdruck „einen Bären anbinden = Schulden machen“ ist absichtlich beiseite gelassen, da er hier unbekannt ist

3) Einige denken auch an Bahre = Mittel zum Tragen, Tragbahre; die „Grasbahre“ ist einem Fischnetze sehr ähnlich, nur etwas größer, sie ist ein aus starken Schnüren verfertigtes Geflecht.

Digitized by Google

scherzhaft anlügen. Erst später, als dieses uralte Dialektwort nicht mehr verstanden wurde, lehnte man es an Bär an und machte im Hochdeutschen aus dem unverstandenen Femininum ein Masculinum.

Bei meinen Studien sind mir noch zwei weitere Erklärungen entgegen getreten, die ich nicht vorenthalten zu dürfen glaube. Im Münster- oder Gregorienthale, westlich von Colmar und Umgegend, z. B. in Ammerschweier, sagt man nicht, einem eine Bar aufbinden, sondern „eine Mahr“ aufbinden, wobei Mahr mit Märchen, Geschichtchen erklärt wird. Schade, daß das „aufbinden“ unerklärbar ist; sicherlich ging hier der Lippenlaut „b“ in dem unverstandenen Bar in das „m“ über; aber auch ein weiterer Beweis, daß man nicht an Bär gedacht hat.

Von mehr Interesse ist die Erklärung eines Mannes von 77 Jahren, die ich aus dem Dorfe Roppenzweiler im Sundgau erhielt: Außer „Fischnetz“ bedeutet Bara im Ober-Elsaß auch die der Länge nach schräg angebrachte Leiter über der Krippe, die Raufe, hinter welche dem Vieh im Stalle das Futter, besonders Gras und Heu, gesteckt wird. Am St. Nikolaustage kam ehedem ein Bursche als heiliger Nikolaus auf einem „Esel“ reitend, den ebenfalls ein Bursche darstellte, indem er auf Händen und Füßen kroch. Auf den St. Nikolaustag machten die Kinder eine solche Leiter oder Bara, aber ganz klein, höchstens 40 cm lang und 10 cm hoch. Hatte der Reiter oder St. Nikolaus den Kindern Äpfel und Nüsse ausgeteilt und ritt er mit seinem Esel wieder ab, so mußten die Kinder ein Bündel Heu und die Bara dem Reiter als Dank geben, und dieser band die Bara samt Heu auf den Rücken des Esels, damit dieser etwas zu fressen habe. War der gefürchtete St. Nikolaus draußen, dann erhob sich ein helles Gelächter, der beißende Spott, daß man dem Esel eine Bare aufgebunden, ihn dadurch zum besten gehabt, ihn gefoppt habe; denn am Esel ließ man seinen Übermut aus, wie man auch sonstwo dummen Menschen Bären oder Bara aufbindet.

Mag die Redensart von dieser Sitte, die früher vielleicht mehr verbreitet war, ihre Entstehung herleiten, mag, was mir wahrscheinlicher ist, dem Worte Bär das Dialektwort Bara=Fischnetz zu Grunde liegen — Meister Petz muß von seinem Throne heruntersteigen, den er so lange unbefugter Weise innehatte.

Colmar, Els. **Bruno Stehle.**

2.

Weißbinder.

Maler und Weißbinder nennen sich in Göttingen die Stubenmaler. Auch in Weigands D. Wb. II³ ist der Ausdruck, als Wetterauisch bezeichnet, aufgenommen. Daß er von Süden her eindrang, ist deshalb wahrscheinlich, weil das Wort hier, kaum zwei Meilen

Digitized by Google

von G. entfernt, durchaus nicht gebraucht wird. Wenn Weigand über das Alter des Wortes schreibt: „Erst, wie es scheint, im 18. Jahrh. nach etwas weiß binden = tünchen“, so ist diese Angabe wenigstens für das Verbum nicht richtig. binden erscheint vielmehr in dieser Bedeutung schon im ersten Zehntel des 13. Jahrhunderts in Herborts von Fritzlar liet von Troye (herausg. von Karl Frommann. Quedlinburg u. Leipzig, G. Basse) V. 1822 flg.:

Do der sal gewort was
Mit gezirde uñ mit gezinne
Uzzen und inne
Mit dem kalke man in bant
So man in schonest fant
Rechte wiz als der sne.

Lexer giebt für diese Stelle die nicht passende Bedeutung verbinden. Daß wir es hier mit einer der zahlreichen mundartlichen Eigentümlichkeiten des Dichters (s. Einl. der Ausg. S. XIII) zu thun haben, beweist schon der Umstand, daß das Wort noch heute in Hessen lebt. Daher scheint auch der „Weißbinder“ in das niederdeutsche Göttingen eingedrungen zu sein.

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

Berichtigung zu Zeitschrift V, 10, 695.

Nach der Darstellung des Dr. Feist könnte es so scheinen, als hätte ich Saum und Zaum etymologisch zusammengebracht. Dies ist nicht richtig; eine etymologische Zusammengehörigkeit der beiden Wörter habe ich nirgends behauptet, sondern nur dies, daß es mir auf Grund der lautlichen Ähnlichkeit von S und Z möglich scheint, in der bekannten Stelle von Körners Zriny Zaum als Saum (Pferd) aufzufassen.

Hinsichtlich des Wechsels von S und Z und der sich daran anknüpfenden Fragen stellt sich Dr. Feist auf einen Standpunkt, der eine weitere Erörterung hierüber meinerseits ausschließt.

Bromberg. **Karl Krüger.**

Deutsch-gotisches Wörterbuch nebst einem Anhange, enthaltend eine sachlich geordnete Übersicht des gotischen Wortschatzes und eine Sammlung von Redensarten und Sprüchen von Dr. Oskar Priese. Leipzig, Kommissionsverlag von R. Voigtländer. 1890. VI, 64 S.

Im Vorwort sagt der Verfasser, was er von dem Zweck seines Büchleins denkt. Er wundert sich nämlich, daß noch niemand auf den Gedanken gekommen ist, einmal ein deutsch-gotisches Wörterbuch zu

Digitized by Google

schreiben, da doch schon eine ganze Reihe gotisch-deutscher Wörterbücher bestände, aber er glaubt, daß Wörterbücher und zumal altdeutsche Wörterbücher mehr als bloße Übersetzungswerkzeuge sein sollen, wofür man sie gewöhnlich halte. Da kein Mensch jetzt aus dem Neuhochdeutschen ins Gotische übersetze, so halte man wohl ein solches neuhochdeutsch-gotisches Wörterbuch für unnütz. Ein solches Wörterbuch soll jedoch etwas anderes sein, als ein Übersetzungswerkzeug; er vergleicht es mit einem Laden, in welchem die mannigfaltigsten Trachten und Gewänder ausgestellt sind, womit frühere Jahrhunderte ihre Gedanken und Begriffe umkleideten. — In seinem Büchlein giebt er zuerst ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der deutschen Wörter, denen gleich das gotische Wort folgt; leider hat der Verfasser versäumt, eine Aufstellung derjenigen Wörter zu geben, welche in Bezug auf Stamm und Form in der neuen und der alten Sprache dieselben sind; eine solche würde besonders da, wo ein Bedeutungswechsel eingetreten ist, von Interesse sein. Die sachlich geordnete Übersicht des gotischen Wortschatzes giebt der Verfasser etwas bunt nach den Begriffen: Natur, Zeit, Tiere, Körperteile, Krankheiten, der Mensch von der Wiege bis zur Bahre, Gesell und Ähnliches, Verwandtschaft, Geist und Herz, Religion und Sittlichkeit, Würden und Berufsarten, Geld (Schmuck), Maß, Gewicht; Eigenschafts- und Umstandswörter. Ein eigentümlicher, fast poetischer oder besser noch prophetischer Zufall hat es gewollt, daß im Gotischen nur die Farben des neuen deutschen Reiches belegt sind: schwarz, weiß, rot. Am Schluß des Büchleins sind einige Redensarten und Sprüche zusammengestellt, genau so wie sie in dem Text des Ulfilas vorkommen. — Das vorliegende Buch ist die Frucht einer Arbeit, die aus wahrer, kindlich froher Freude an der alten Sprache unseres Volkes erstanden ist.

Kreuznach. **Karl Wehrmann.**

Jahrbuch der Grillparzergesellschaft, 1. Jahrgang, gr. 8°. (XXXIX, 416 S. m. 1 Portr.) Wien, Konegen, geb. 10 M.

Mit einer überaus vornehmen Gabe hat sich die neue Grillparzergesellschaft im ersten Jahre ihres Bestandes bei ihren Mitgliedern eingestellt, einer rechten Festgabe zu der Hundert-Jahrfeier des großen Dichters. Sollen die folgenden Bände sich auch auf Raimund, Lenau, Grün und andere bedeutende Vertreter der deutschen Dichtung in Österreich ausdehnen, so beschränkt sich der Jubiläumsband — wie billig — auf Grillparzer.

Eingeleitet wird derselbe durch einen „Bericht über die Gründung der Grillparzergesellschaft", verfaßt von dem Schriftführer Dr. Emil

:eich, in dem namentlich die Eröffnungsrede des Vorsitzenden, Professor
.obert Zimmermann, mit einer geistvollen Parallele zwischen Heinrich
. Kleist und Grillparzer hervorzuheben ist. Den Hauptteil des Buches
ildet eine überaus reiche Auswahl von Briefen von und an Grillparzer,
ie dem Grillparzerarchiv der Stadt Wien entstammen und von Dr.
'arl Glossy mit großer Sorgfalt herausgegeben und mit fortlaufenden
Bemerkungen versehen sind, die über sämtliche in den Briefen vorkom-
ıende Personen die nötigen Aufschlüsse geben. Die Briefe selbst sind
on dem Herausgeber in Gruppen geteilt, welche die Aufschriften tragen:
Eltern und Geschwister, Familie Sonnleithner, Jugendfreunde, Hof-
ıeisterjahre, Aus dem Verkehre mit Frauen, Schwestern Fröhlich,
itteratur und Theater, Vormärzliches, Ehrung. Man wäre in Ver-
:genheit, sollte man von vornherein die Gruppe bezeichnen, welche am meisten
es Neuen und Interessanten bietet, — alle enthalten reiche Beiträge
u Grillparzers Biographie und zur Erkenntnis seines Wesens.

Es kann nicht Sache dieser kurzen Anzeige sein, anf alle Einzel-
ıeiten einzugehen, und so sei nur Einiges aus dem reichen Inhalte her-
ıorgehoben. Die erste Gruppe der Briefe enthält die Korrespondenz mit
ıen Eltern — namentlich die an die Mutter gerichteten Briefe zeugen
ür ein sehr inniges Verhältnis — und wenig erquickliche Briefe der
Brüder, darunter den furchtbaren Abschiedsbrief des jüngsten Bruders
Adolf, der, ehe er durch Selbstmord endet, an Mutter und Bruder —
„wer es findet" — die erschütternden Worte richtet: „Vill gelogen und
betrogen haben ich die Mama und den Franz, doch bitte ich um Ver-
zeihung, und mir nicht fluchen. O Gott vielleicht werde ich in der
andern Welt noch viel laüden müssen, und wenn einstenz der Franz sich
verheurathen sollte und Kinder bekommt, so soll er ihnen warnen, daß
sie nicht mir gleich werden."

Bezeichnend für die mitunter dämonisch sich äußernde Anziehung, die Grillparzer auf die Frauen übte, sind die Briefe aus des Dichters Verkehr mit dem anderen Geschlechte. Den Goetheforscher werden zwei Briefe von Ottilie von Goethe interessieren. Von höchstem Interesse sind die Briefe Grillparzers an die Schwestern Fröhlich, besonders an Katharina Fröhlich, seine „ewige Braut", aus denen die ganze Geschichte dieses eigenartigen, für Grillparzers Charakter so bezeichnenden Verhältnisses klar hervortritt. Aus der Leidenschaft der ersten Zeit, die mitten zwischen den Scherzworten, unter denen sie der Dichter eigensinnig verbergen möchte, hell emporlodert, wird das ruhig-innige Freundschaftsverhältnis der Greise. Wahrhaft rührend äußert sich dasselbe in dem Ungestüm, mit dem Grillparzer Aufklärung fordert, wenn ihn die Sorge quält, eine der Schwestern könne sich übel befinden.

Digitized by Google

Unter den Briefen, die Litteratur und Theater betreffen, sind besonders hervorzuheben die Briefe von und an Schreyvogel, ein Brief Grillparzers an Adolf Müllner, dessen Nachbarschaft in der Litteraturgeschichte ihm so lange verderblich sein sollte, Briefe von Holtei, Laube, Karl Goedeke, Dingelstedt, Paul Heyse. Einige interessante Briefe sind unter „Vormärzliches" zusammengefaßt, darunter jenes charakteristische, übrigens niemals abgesandte Schreiben, in dem der durch Zurücksetzung verbitterte Dichter seine Ernennung zum Mitgliede der Akademie „gehorsamst verbittet", da über ihn als Litteraten bereits in ungünstigem Sinne entschieden sei. Die letzte Gruppe, Ehrung, bringt zahlreiche Anerkennungsschreiben hochgestellter Persönlichkeiten, darunter zwei Handschreiben Kaiser Franz Josefs, Briefe von Erzherzog Rudolf, Kaiser Max von Mexiko, Erzherzog Albrecht, Kaiserin Augusta, König Ludwig II. von Bayern, Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, Feldmarschall Radetzky, einen im Auftrage des Großherzogs geschriebenen Brief Walthers von Goethe und vieles andere, einige bezeichnende Dankschreiben Grillparzers nicht zu vergessen.

In Form von Beilagen beschließen den Band eine Reihe für Grillparzer und seine Familiengeschichte wichtige Dokumente, sowie eine letzte Reihe von Briefen an Grillparzer aus dem Nachlasse Josef Weilens, von dem Sohne des letzteren herausgegeben, darunter drei Briefe Müllners, ein Brief Adalbert Stifters und andere. Man muß nur bedauern, daß dieselben nicht in die zugehörige Gruppe eingereiht, sondern ohne sichtbaren Grund anhangsweise veröffentlicht sind.

Ein sorgfältig gearbeitetes Register und ein chronologisches Verzeichnis der Briefe endlich sind dankenswerte Beigaben, welche die Benutzung des Buches wesentlich erleichtern. Zur besondern Zierde gereicht demselben eine treffliche Reproduktion des Porträts Grillparzers von Amerling.

Man wird den Worten der Einleitung Glauben schenken, daß infolge des festlichen Anlasses der Umfang, den die Gesellschaft ihren Publikationen zu geben denkt, diesmal überschritten wurde; aber wenn die folgenden Bände nur die Hälfte des Materials bringen, das der erste bietet, so wird dem Jahrbuche der Gesellschaft ein hervorragender Platz unter den litterarhistorischen Erscheinungen des Jahres gesichert sein.

Mährisch Weißkirchen. **Rudolf Scheich.**

Karl Ruckstuhls Schrift von der Ausbildung der deutschen Sprache. 1816. Neudruck 1890. Ricker, Gießen.

Seine großen Männer zu hören, ist Pflicht und Vorteil jedes Volkes. Wenige Nationen können sich eines Mannes rühmen, der auf so verschiedenen Gebieten sich geäußert hätte wie unser Goethe, und

Digitized by Google

an ihn sollten wir uns darum bei allen wichtigen Fragen wenden; selten wird er uns im Stich lassen. Freilich, als unfehlbares Orakel ihn hinzustellen, hieße ihn und seine Bestrebungen ganz verkennen: Nicht blind ihm folgen, sondern denkend seine Vorschläge prüfen und das annehmen, was für unsere, immerhin verschiedengeartete Zeit paßt, heißt ihn recht und würdig nützen.

Im Vordergrunde der wichtigeren Fragen der Gegenwart steht die der Sprachreinigung. Sie war auch zur Zeit unserer Klassiker eine bekannte Erscheinung, und Goethes Blick lenkte sich auf dieselbe. „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen, und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her."

Diese Äußerung findet sich in der Ausgabe von Goethes Werken letzter Hand, Band 45. Sie beweist, wie frei Goethe über die Reinheit einer Sprache dachte. Seine Ansicht ist eine weniger nationale als kosmopolitische, rein menschliche, und entspricht der Strömung, die im Jahrhundert der Humanität, eines Herder und Lessing und Rousseau auch in politischer Hinsicht herrschte. Das neunzehnte Jahrhundert hat sich anders bedacht. Es legt hohen Wert auf Nationalität; die einzelnen Völker besannen sich auf sich selbst und hielten nach Stammesangehörigkeit zu einander. An Stelle des Ineinanderfließens trat wieder eine Absonderung, Abschließung ein, die im entschiedenen Gegensatz steht zu der ungleich leichteren und schnelleren Kommunikation, die heute durch Eisenbahnen und Telegraphen zwischen den einzelnen Völkern Europas und Amerikas hergestellt wird.

Wie dem auch sei: es handelt sich hier nicht darum, zu entscheiden, was das Bessere sei, Kosmopolitismus oder Betonung des Nationalen, sondern darum, zu sehen, wie sich Goethe zu den Sprachreinigern stellt. Das verdient er gewiß, gehört zu werden; und seine Ansicht mag manche unserer Heißsporne, die allzusehr auf Ausmerzung auch geläufiger

Digitized by Google

und eingebürgerter Fremdwörter dringen, zu etwas langsamerem Tempo veranlassen. Und dazu kann die Lektüre des kleinen, Eingangs erwähnten Schriftchens auch heute noch empfohlen werden. Sie rührt von einem Schweizer Gelehrten, Karl Ruckstuhl, her, und vertritt in allen wesentlichen Punkten die Meinung Goethes, der sich deshalb auch eines weiteren Eingehens auf den Gegenstand enthält und auf sie verweist, ja sie empfiehlt. „Wir wünschen, sagt Goethe a. a. O., daß er fortfahren möge seine Überzeugungen dem Publikum mitzuteilen. Er wird viel Gutes stiften, besonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt, die in diesem Fache wirken, sondern, wie er selbst ausspricht, neben ihnen hergeht und über ihr Thun und Lassen sich treue Bemerkungen erlaubt. Da diese Schrift von vielen Deutschen gelesen und beherzigt werden sollte, so wünschen wir bald einen einzelnen Abdruck derselben, von dem wir uns die beste Wirkung versprechen."

Der Abdruck der Schrift Ruckstuhls, die in der Zeitschrift „Nemesis" Bd. 8, Stück 3, 1816, erschien, geschah damals nicht, sondern wird jetzt erst von der Rickerschen Buchhandlung in Gießen in einem zierlichen Bändchen geboten.

Flensburg. **E. Wasserzieher.**

R. Jonas, Direktor des Königl. Wilhelms-Gymnasiums in Krotoschin, Grundzüge der philosophischen Propädeutik. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten. 4. Auflage. Berlin 1888. Gärtner.

Die dritte Auflage ist in dieser Zeitschrift (II, S. 88) von mir besprochen worden. Die Bedenken, denen ich damals wegen einzelnen Fassungen Ausdruck gegeben hatte, hat der Verfasser meist berücksichtigt und demgemäß einige Änderungen vorgenommen, durch welche das Büchlein nach meiner Überzeugung an Wert gewonnen hat. Hie und da könnten wohl noch zweckmäßigere Beispiele gewählt werden. Es empfiehlt sich kaum, um das Wesen disparater Begriffe anschaulich zu machen, die Begiffe „rund" und „sauer" anzuführen, da beide das wesentliche Merkmal des sinnlich Wahrnehmbaren gemeinsam haben. Auch für sich kreuzende Begriffe wird mancher nicht das Beispiel „Schule" und „Erziehungsanstalt" gelten lassen wollen und vielleicht — und nicht ohne Grund — den Begriff „Erziehungsanstalt" für den übergeordneten Begriff erklären. Der Verfasser hätte sich an dem durchaus treffenden Beispiel „Gymnasiast-Turner" genügen lassen sollen. Die „singulären Urteile" wären besser weggeblieben.

Berlin. **Franz Kern.**

Digitized by Google

›einrich Zschalig, Meerbilder von Holger Drachmann. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen. Dresden. Heinrich Minden. 1890. 104 S.

Holger Drachmann, der dänische Dichter, ist für den Nordländer :in bekannter Name, er gilt als der Dichter des Herzens und des Meeres. Novellen in formvollendeter Prosa, die nur noch J. P. Jacobsen erreicht, Dramen, zahlreiche Gedichte hat er veröffentlicht. Aber er ist, obwohl einer der begabtesten Dichter in Dänemark, weniger bei uns bekannt als die andern Nordlandshelden Björnson, Ibsen, Lie, Kielland. Der Grund liegt in der Schwierigkeit, ihn zu übersetzen. Sie ist fast unbesiegbar. So sind eigentlich nur zwei Geschichten (Aus den Sandregionen) von Strodtmann 1877 und zwei Strandnovellen von Engelhardt 1881 weiterhin bekannt geworden. Hierzu kommen noch die See- und Strandgeschichten, von Poestion übersetzt. (Reclam 1888.) Diese letzteren kenne ich, und ich muß gestehen, daß hier stellenweise meinem poetischen Gefühle Dinge zugemutet wurden, die es fast aus den Angeln heben wollten. Drachmann ist ein plein-air-Dichter; alles wie es ist, so muß es von der Kunst gepackt werden. Nicht wie es scheint. Das ist ja so der Zug des Nordens überhaupt. Dahin rechne ich die Skizze: „Er starb und wird begraben". (Reclam S. 32.) Mit gräßlicher pathologischer Treue wird uns ein Fischer Ivar Asmussen geschildert, der an Eiterbeulen des Rückens zu Grunde geht, mit größter Genauigkeit der Geruch des Kranken: Philoktet und der arme Heinrich nebst Hiob sind auch krank, aber nicht ekelerregend. Daneben stehen wieder andere Geschichten, die treffend, wahr und mit einer unglaublichen Lebensfrische erzählt sind, so „Die Geschichte eines Strandwäschers". (Reclam S. 50.) Diese führt uns denn auch zu den „Meerbildern", die H. Zschalig übersetzt hat, wo uns ein ebensolches Gedicht „Ein Strandwäscher" begegnet. Zschalig hat aus vielen Seegedichten ungefähr ein Drittel ausgewählt und bietet sie dar. Wiederum erkennen wir die eigentümliche Gestaltungskraft Drachmanns, die aus scheinbar ganz kleinen Seelenvorgängen mit haarscharfer Gewalt tiefere Seelengemälde vorführt. Ich mag einige Gedichte wieder nicht leiden, wie den „Gesang der Wellen" oder das nüchterne „Im Hafen". Aber das verschwindet gegen offenbare Schönheiten. Und statt alles Beschreibens erlaube ich mir zwei Muster davon hierher zu setzen. „Helle Nächte" (S. 35).

Am Strande regt sich nicht das kleinste Blatt;
Die silberklare See rauscht müd' und matt,
Vom Glanz der Abendsonne überzogen,
Und mit der Luft verschmelzen weich die Wogen.

Digitized by Google

Mir ist als ob dies Bild durch Zaubermächte
Der Kindheit Traum wehselig wiederbrächte,
Rein, spiegelglatt: —
Die hellen Nächte, ach, die hellen Nächte!

Und „Bernstein" (S. 25).

Sie weilten am wogigen Meer,
Und Wellen hüpften im Tanze
Dahin mit dem schaumfeuchten Kranze.
Sie wanderten langsam Hand in Hand,
Und bückten sich oft und suchten im Sand
Nach Bernstein umher.

Was geheim zum Gedenken sie trug —
Schön ward es geschliffen und wurde ein Herze,
Es leuchtete hell, wie die herrlichste Kerze.
Sie trug es am Busen und küßt' es gar sehr;
Gab dafür ihr eig'nes her,
Und das war ein Herze, das schlug!

Er fuhr auf das wogende Meer,
Sie sah ihn nimmer wieder;
Sie trug sein Herz unter'm Mieder
Am eignen Herz in Freud und Leid,
Sie wußte nimmer zu scheiden sie beid':
Und seines war Bernstein — nichts mehr!

Zugleich aber möchte ich des Übersetzers gedenken, der mit einer geradezu Wielandschen Leichtigkeit die größten Vershindernisse nimmt. In dieser Hinsicht verdient „Die Leichenpredigt" höchstes Lob. Ich kann mir schon denken, wie Vortragskünstler mit diesen realistischen Dichtungen große Effekte erzielen können. Drachmann kann sich ebensosehr, wie wir, bei einem solchen Übersetzer bedanken, der so mustergiltige Proben eines nordischen Barden nachsingt.

Dresden. **R. Rade.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden, Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google